Nord und Süd

Eine deutsche Monatsschrift

Begründet von Paul Lindau

Herausgeber: Professor Dr. Ludwig Stein

Hundertfünfundvierzigster Band

37. Jahrgang : 1913 : April – Juni

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt
v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau.

Leipzig — E. F. Steinacker. München — Berthold Sutter. Berlin W. 10. Budapest — Grill'sche k. k. Hofbuchhandl. Kopenhagen — Erslev & Hasselbalch.

Stockholm — C. E. Fritze, Librairie Royale. Christiania — Jacob Dybwad Buchhdlg. London — Williams & Norgate. Konstantinopel — Internat. Buchhandl. Otto Keil.

für die Provinzen in Schweden und in Dänemark: Georg Chr. Ursins Nachfolger, Kopenhagen.

Der buchhändlerische Vertrieb für Rußland bei der Gesellschaft M. O. Wolff, Hofbuchhandlungen in Petersburg: Costinnyj Dwor 18 u. Newski Prospekt 13, Moskau: Schmiedebrücke 12 u. Skochovaja 22.

Inhalt des 145. Bandes: April / Mai / Juni 1913

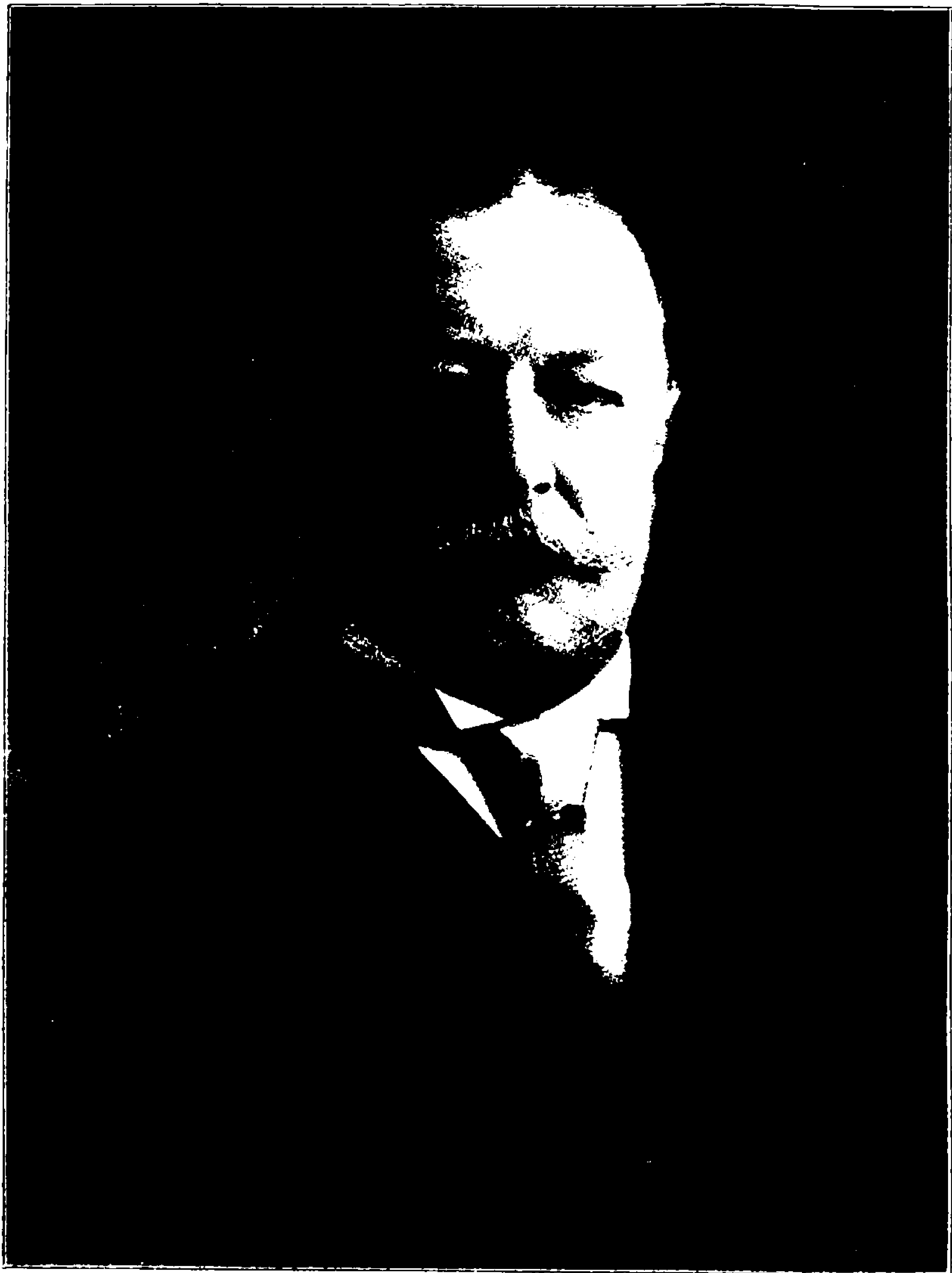
Seite

Gedichte:

Rundschau:

Bildbeigaben:

Schlesische Buchdruckerei v. S. Schottlaender, Breslau.



April 5th 1912 — — Wm H Taft



Bildnis und eigenhändige Unterschrift des scheidenden Präsidenten der Vereinigten Staaten von Amerika Taft.

Nord und Süd

Eine deutsche Monatsschrift

Begründet von Paul Lindau

Herausgeber: Professor Dr. Ludwig Stein

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt
v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau.

Leipzig — E. F. Steinacker. München — Berthold Sutter. Berlin W. 10. Budapest — Grill'sche k. k. Hofbuchhandl. Kopenhagen — Erslev & Hasselbalch.

Stockholm — C. E. Fritze, Librairie Royale. Christiania — Jacob Dybwad Buchhdlg. London — Williams & Norgate. Konstantinopel — Internat. Buchhandl. Otto Keil.

Für die Provinzen in Schweden und in Dänemark: Georg Chr. Ursins Nachfolger, Kopenhagen.

Der buchhändlerische Vertrieb für Rußland bei der Gesellschaft M. O. Wolff, Hofbuchhandlungen in Petersburg: Costinnyj Dwor 18 u. Newski Prospekt 13, Moskau: Schmiedebrücke 12 u. Skochovaja 22.

37. Jahrgang. Band 145. Heft 463 April 1913

Woodrow Wilson,

Präsident der Vereinigten Staaten:

Almanach großer Amerikaner.*)

(Autorisierte Übersetzung von Hans Winand.)

Ehe ein Almanach großer Amerikaner zusammengestellt werden kann, muß ein brauchbarer Katechismus des Amerikanertums gesucht werden. Nicht jeder in Amerika geborene und erzogene große Mann war ein „großer Amerikaner". Manche der in Amerika geborenen großen Männer waren nur große Engländer; andere zeigten in allen Gewohnheiten ihres Denkens und Lebens Eigentümlichkeiten eines besonderen Landstriches, waren große Neu-Engländer oder große Männer des Südens; andere, Meister im Reiche der Wissenschaft oder des reinen Denkens, zeigten weder besondere nationale noch besondere provinziale Züge, sie waren einfach große Menschen; und einige wiederum zeigten seltsame Kreuzungen von Einflüssen des Blutes und der Erziehung. Die in Amerika erstandenen großen Engländer wie Hamilton und Madison, die großen Provinzialen wie John Adams und Charles Calhoun, die Schöpfer von Gedanken, die jedem Klima entsprungen sein könnten, wie Asa Grey und Emerson, und die Männer gemischten Schlages wie Jefferson und Benton — sie alle müssen von unserer Liste ausgeschlossen werden. Wir müssen jene Männer herausgreifen, die eine spezifisch amerikanische Art von Größe geschaffen oder verkörpert haben.

Eine solche Art der Auswahl will nicht eine künstliche Art von Größe konstruieren und sie will nicht in zweifelhaften Fällen Größe statuieren, weil manche Eigenschaften rein amerikanisch sind. Sie sucht nur schlicht einen besonderen Charakterzug zu erkennen, will eine besondere Formung des Geistes und der Fähigkeiten als spezifisches Erzeugnis des amerikanischen Nationallebens festhalten; es kann sich nicht darum handeln, andere Arten von Begabungen zu er-

---

*) Der neue Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika zeichnet in diesem Aufsatz die Psychologie des Amerikaners mit einer Meisterschaft, die den Gelehrten wie den Politiker gleicherweise zu Worte kommen läßt. Es gereicht mir zu großer Genugtuung, diese Arbeit Woodrow Wilsons beim Antritt seines Amtes den Lesern von „Nord und Süd" in der vortrefflichen Verdeutschung Hans Winands übermitteln zu können. Ludwig Stein.

setzen oder zu überbieten, sondern nur um deren Ergänzung und damit um eine Bereicherung der Vielfalt der Welt. Es gibt einen amerikanischen Menschentypus, und jene, die diesen Typus in einer gewissen unzweideutigen Stärke und Vollkommenheit darstellten, sind große „Amerikaner" gewesen. Die höchsten Verschiedenheiten der Charaktere und der Kräfte waren notwendig, um auf diesem Weltteil eine große Nation mit von Anfang an freien und starken Regierungsformen erstehen zu lassen, und bei diesem Vorgange konnte keine Art von Mannhaftigkeit entbehrt werden. Ohne unsere großen Engländer hätten wir es nicht vermocht, die Lehren der Vergangenheit im Sinne zu behalten und jede Wandlung mit der Erhaltung von Grundsätzen zu verbinden; und ohne jene anderen Männer, deren Impulse vorwärts strebten und deren ganzes Wesen dem schöpferischen Wirken zugewandt war, hätten wir nie eine Wildnis überwunden.

Alexander Hamilton ist gewiß eine der größten Gestalten unserer Geschichte. Amerikanische Geschichtsschreiber haben ihn wie viele seiner Zeitgenossen scheel angesehen, wenn sie ihn auch wider ihr eigenes Wollen bewundern mußten. Aber sie machen nur Anspielungen, solange sie nicht offen sagen, daß er kein „Amerikaner" war. Er verwarf die demokratischen Grundsätze, wenn er sie nicht gar verachtete; er empfahl eine Regierung, die fast so stark sein sollte wie eine Monarchie; und als der geschickte Advokat, der er war, verteidigte er die Regierung, als sie in eine Sackgasse geraten war, nur darum, weil sie die stärkste darstellte, die unter den obwaltenden Umständen zu erlangen war. Er glaubte an Autorität und hatte kein Vertraueen zu der angesammelten Weisheit einer Masse von Menschen. Er besaß zwar jene tiefe und leidenschaftliche Freiheitsliebe und jenen zähen unerschütterlichen Willen zur Erhaltung der Freiheit, der überall die besten Engländer auszeichnet; aber seine Vorstellungen von einer Regierung blieben in den politischen Anschauungen der alten Welt befangen und seine Staatskunst stammte eher aus Europa als aus Amerika. Und doch waren für uns der Genius und der unerschütterliche Sinn dieses Mannes unentbehrlich. Es gab keinen, der entschlossener und meisterlicher eine Minorität dazu organisieren konnte, ihren Willen im Notfalle gegen eine Majorität durchzusetzen; und keiner, der weniger entschlossen und weniger überlegen als er gewesen wäre, hätte jenes große Werk der Organisation vollbringen können, durch das er den nationalen Kredit und mit dem nationalen Kredit die nationale Regierung selbst begründete. Ein schmiegsamer, populärer, optimistischer Mann wäre an dieser Aufgabe gescheitert. Ein großer radikaler Geist an seiner Stelle würde Unglück angerichtet haben: nur ein großes konservatives Genie konnte vollbringen, was er vollbrachte. Man kann sagen, daß ohne Männer von Hamiltons Geistesart, ohne Männer, die die Vergangenheit in die Zukunft hineinbauen und die eine tiefe Leidenschaft für Ordnung und alte Weisheit erfüllt, unser nationales Leben von Anfang an in falsche Bahnen geraten wäre. Diese erprobte englische Be-

gabung der Konservierung verleiht unserem Wesen von Anbeginn den Trotz der Volljährigkeit.

Auch von James Madison haben wir geerbt; seine unschätzbaren Ratschläge waren von jener Wesensart durchtränkt, die bei der Errichtung jener Staaten, die zur Union wurden, aus englischem Blute so glücklich auf uns übergegangen war. Er war ein bedächtiger, mutiger und überlegter Mann: auch mutig im Rate. In der Art, wie er am Anfang unserer Nationalgeschichte steht, in der Art, wie er selbst im jungen Mannesalter die Verfassungskämpfe führte, enthüllt er sich als der Typus des bedächtigen und gedankenreichen, praktischen englischen Genies. Er besaß alte und erprobte Meinungen vom Werte der Freiheit; er besaß umfassende Kenntnisse in der Geschichte der Regierungsformen; revolutionäre Prozesse waren in seinem Denken nur Anpassungsprozesse; dringenden Forderungen begegnet man mit Änderungen, nicht mit Experimenten. Sein überlegter Geist waltete bei allen Schritten jenes großen Übereinkommens, das uns die Verfassung schenkte, und jenes erhabene Schriftstück erscheint wie das Erzeugnis eines Charakters seines Schlages. Denn wie amerikanisch es auch in seinem Inhalt ist: in seiner Methode erscheint es als ein rein englisches Werk. Madison ist erfüllt von alten Grundsätzen, ist aus Erfahrung konservativ, ist mit Kompromissen sorgsam gesättigt und mit geforderten und gewährten Zugeständnissen durchtränkt. Solche Männer sind so prächtigen Wesens, daß sie keiner Adelsprädikate bedürfen, um edel zu erscheinen; und doch so alt und so vornehm, daß sie berufen erscheinen, die höchsten Titel der englischen Freiheit zu tragen. Madison stammte von einer langen Reihe konstitutioneller englischer Staatsmänner.

Es gibt eine Art von Begabung, die dem Wesen dieses Typus nahe verwandt erscheint und doch ausgesprochen amerikanisch ist. An John Marshall und Daniel Webster läßt sich das erkennen. Bei ihnen gewinnen eine Reihe von Ideen Form, die als amerikanische Ideen von der Welt entgegengenommen werden. Webster war kein englischer, sondern ein amerikanischer konstitutioneller Staatsmann. Die konstitutionellen Handlungen des englischen Staatsmannes sind mehr Taten der Politik als Ausflüsse der Gesetze. Er beschäftigt sich stets mit Fragen der Umwandlung: seine Verfassung ist immer im Werden. Er muß bei jeder Gelegenheit konstruieren; und er gilt als konservativ, wenn seine Regierung nur beständig und Fortsetzung der Vergangenheit ist. Er wird die Vergangenheit nach Beispielen durchforschen und ist befriedigt, wenn die Vergangenheit nur einen Keim jener Politik zeigt, die er befürwortet. Seine Maßstäbe werden ihm nicht durch das Gesetz gegeben, sondern durch Überzeugungen; seine Verfassung ist ein Ideal vorsichtiger und geordneter Umwandlung. Ihr feststehendes Element ist die Idee der politischen Freiheit: aber wie sehr diese Vorstellung auch von der Geschichte durchtränkt ist, sie muß doch stetig durch soziale Wandlungen ergänzt und verändert werden. Der amerikanische konstitutionelle

Staatsmann dagegen konstruiert seine Politik wie ein Rechtskundiger. Die Maßstäbe, denen er sein Verhalten anpassen muß, sind ihm durch ein Schriftstück gegeben, auf dessen endgültigen Bestimmungen das ganze Gebäude der Regierung unmittelbar ruht. Und dieses Schriftstück ist dazu noch die konkrete Verkörperung einer bestimmten Regierungstheorie. Sie beruht darauf, daß bestimmte von einer außerhalb der Regierung stehenden politischen Macht erwählte Gesetze die Grundpfeiler des ganzen politischen Gebäudes sind und daß nichts, was nicht in dies Fundament eingefügt werden kann, eine sichere und gesetzmäßige Politik ist. In der Vorstellung des amerikanischen Staatsmannes ist das Gesetz der Schöpfer der Staaten; sie leben nur auf Grund jener Vergünstigungen, die sich aus den Gesetzen ableiten lassen. Daher durchzieht unsere Geschichte der enge Zusammenhang zwischen dem Amt des Richters und dem Amt eines Staatsdieners; John Marshall war kaum weniger konstitutioneller Staatsmann als Daniel Webster. Beide besaßen Madisons konservatives Temperament und seine weitsichtige Klugheit im Rate: aber im Mittelpunkt ihres Denkens standen nicht die englische Freiheit oder die menschliche Erfahrung auf dem Gebiete der Selbstregierung, sondern die in klaren Sätzen in einem geschriebenen Grundgesetz niedergelegten Grundsätze. Sie lehrten die Menschen die neue — die amerikanische Kunst — aus Buchstaben Leben zu saugen; nicht nur aus Statuten (diese Kunst war nicht neu), sondern aus Institutionen und beglaubigten Regierungen. Es ist die Kunst, Politik mit dem Gesetz zu durchdringen, ohne dabei das Gesetz durch die Politik zu verfärben. Andere Nationen besaßen geschriebene Verfassungen, aber keine andere Nation hat je eine geschriebene Verfassung von so seltsam gedrängtem Inhalt mit einem so gesunden gesetzlichen Bewußtsein und einem so starken nationalen Zielbewußtsein erfüllt. Mit der Kunst spitzfindiger Dialektik wäre mit unserer Verfassung leicht fertig zu werden gewesen, aber Webster und Marshall taten viel mehr und viel besseres. Sie betrachteten das Grundgesetz als ein organisches Produkt, sahen in ihm ein Werkzeug des Lebens und zugleich eine Grundlage der Autorität; und um dies darzulegen, beschädigten sie keine Masche des großen Gewebes. So erweiterten sie das Gesetz, ohne seine Struktur oder Autorität zu erschüttern, und bereicherten damit sowohl die Staatskunst als die Rechtswissenschaft. Unsere große Literatur der Entscheidungen und Kommentare auf dem Gebiete des Verfassungsrechtes ist Amerikas Beitrag zu der Geschichte der Rechtswissenschaft. John Marshall entrang diesem Stoff neue Formen, Webster breitete ihren weiten Schatz an Grundsätzen über unsere nationale Politik und durchforschte das Verhältnis der Gesetze zum politischen Leben. Die beiden Männer erscheinen vor der Welt als die Gestalten von zwei großen nationalen Repräsentanten: als zwei große Amerikaner.

Die besondere nationale Eigentümlichkeit und Größe dieser Männer werden noch klarer, wenn man sie Männern wie John Adams und John C. Calhoun

gegenüberstellt, deren Größe nicht national war. John Adams vertritt ein Element unseres nationalen Charakters und er vertritt es würdig und in seltener Kraft und Größe. Er war ein ausgesprochen puritanischer Staatsmann und die puritanischen Einflüsse haben auf unser ganzes nationales Leben abgefärbt. Wir verdanken ihnen Kraft, Zähigkeit und einen Teil unserer steten moralischen Ziele. Aber inmitten des raschen Wachstums und der überquellenden Ausbreitung der Nation war dies nur ein Element unter vielen. Das puritanische Blut wurde mit vielen anderen Strömungen durchtränkt. Der starre puritanische Charakter wurde durch den Zufluß liebenswürdigerer und hoffnungsfroherer Elemente gelockert. Als diese Menschen vom Schlage John Adams, in Übereinstimmung mit dem Drang ihres Wesens, enger, strenger, bitterer und unduldsamer wurden und ihr neues Ideal in John Quincy Adams verkörperten, verloren sie die Sympathie, ja sogar die Duldung des Volkes. Die nationale Wahl tat den unvermittelten Sprung von dem Puritanerpräsidenten zu Andrew Jackson, zu einem Manne, der, in eigener Prägung, die Wesenszüge des rauhen ursprünglichen Amerikaners aus dem Herzen des Landes verkörperte. John Adams war kein sehr annehmbarer Präsident gewesen. Er besaß keinen nationalen Optimismus und konnte Menschen nicht verstehen, die ihn besaßen. Er besaß nicht die charakteristische Anpassungsfähigkeit des delokalisierten Amerikaners und war am Hofe von St. James in seiner Steifheit eine ein wenig komische Figur, wie ehrenhaft und imposant er auch sein mochte. Sein Wesen — es wird ohne Mangel an Respekt gesagt — war provinziell. Er war unzweifelhaft ein großer Mann, aber seine Größe entstammte der Gemeinde und nicht dem Reich.

Auch Calhoun war ein großer Provinziale. Er war ein Riese, aber er hatte nicht das Herz, seine Riesenkraft nationalen Zwecken nutzbar zu machen. In seiner Jugend erhaschte er allerdings etwas von der weitherzigen Begeisterung für nationale Ziele, sie lagen damals in der Luft; und sein ganzes Leben hindurch bewahrte er mit einem wahrhaft ergreifenden Ernst seine Liebe für dieses sein erstes Ideal. Aber als die Rechte und Interessen seiner Gegend mit den freiheitlichen und kühn aufbauenden Auslegungen der Verfassung nicht übereinzustimmen schienen, schied er aus der Reihe der Ratgeber der Nation aus und widmete die ganze Kraft seines ungewöhnlichen Geistes der Aufgabe, das Denken und die Macht der Nation in die engen Grenzen einer wörtlichen Deutung der Gesetze einzudämmen. In der Macht logischer Argumentation steht er auf einer Stufe mit Webster und Marshall: Rechtsprobleme behandelte er gleich ihnen als ein Meister. Und er besaß dazu noch Einblick in die Grundsätze und das Wesen der Freiheit. Sein Denken bewegte sich beredt rings um die ältesten und sichersten Kreise englischen gouvernementalen Denkens. Die Philosophie der Politik verdankt ihm wertvolle Beiträge. Sein Denken wurde nicht diskreditiert, weil es innerhalb seiner Grenzen nicht etwa theoretisch unanfechtbar gewesen

wäre, sondern es wurde verneint, weil sein praktisches Ergebnis eine Negation war, die das ganze Streben der Nation hemmte. Er hätte die Nation aufgehalten, hätte ihr ein altes Gleichgewicht bewahrt, das einstmals normal war, jetzt aber unmöglich aufrecht erhalten werden konnte. Webster und Marshall errangen innerhalb des nationalen Lebens der Macht der Wandlung Freiheit, machten das Gesetz zu einem Führer, nicht zu einem Verbot; zu einem lebendigen Wegweiser, aber nicht zur blinden straffen Disziplin. Calhoun wollte das Gesetz wie eine Barriere quer über den Weg der Politik legen und dem Leben der Nation Stillstand gebieten. Die Kraft, die er dabei entfaltete, seine geistige Macht und seine Gewandtheit verleihen ihm den Anspruch, groß genannt zu werden; aber sein Ziel war nicht national. Sein Streben galt nur einem Bruchteil des Landes. Und das machte ihn — wieder sei es mit allem Respekt ausgesprochen — zu einem großen Provinzialen.

Jefferson war kein ganzer Amerikaner, weil der Einfluß französischer Philosophie sein ganzes Denken durchtränkte und schwächte. Benton war seinem Blut nach ganz amerikanisch, aber er hatte seine natürlichen Anlagen und Neigungen unter der Last einer formlosen und unverarbeiteten Gelehrsamkeit verschüttet. Indes er im Westen, wo alles neu war, aufwuchs, füllte er sein Gehirn mit dem Inhalt von Büchern (offenkundig recht armseligen Büchern), die das Ideal von Gemeinschaften verfochten, in denen alles alt war. Wenn er im Senat der Vereinigten Staaten saß, dachte er an den römischen Senat. Wenn er sprach, verkörperte er klassische Gestalten: auf einer Bühne, auf der sowohl ihre Tracht wie ihr Handeln grotesk erscheinen mußten. Er war ein pedantischer Grenzer und lebendiger pompöser Spießglanz. Die Natur hatte ihn dazu ausersehen Amerikaner zu sein, aber er vereitelte den Plan, als er sein Wesen mit einem höchst ungeeigneten Prunkgewande flacher und belangloser Belesenheit behängte. Jefferson war ein unvergleichlich größerer Mensch, aber unamerikanisch war auch er. Er brachte ein ausländisches Gedankenprodukt auf einen Markt, auf dem für diese Ware keine natürliche und keine wünschenswerte Nachfrage vorhanden sein konnte. In ihm waltet nicht wie etwa in Benton ein unvereinbarer Widerspruch; er war von Natur und durch Selbsterziehung ein philosophischer Radikalist; seine Lektüre und sein Temperament paßten zueinander. Dieser Mensch ist einheitlich vom Scheitel bis zur Sohle. Und man erkennt in ihm auch ziemlich deutlich den Amerikaner, trotz der starken, alles beherrschenden fremden Zutaten in der Aufmachung. Er war von Natur dazu geschaffen, Menschen zu führen und zu behandeln, nicht weil er befehlend und herrisch war, sondern dank einer angeborenen Klugheit, dank seinem Takte und seiner Weisheit, dank einer angeborenen Kombinationsgabe, wie sie lebendiger kein Franzose je in der Behandlung einfacher Leute bekundet hat. Um Jeffersons Wesen wehte zudem ein Hauch von Ländlichkeit; nicht Ehrgeiz oder etwa nur

die Liebe zur Macht ließen ihn demokratisch werden. Seine unbeschränkte Gastfreundlichkeit, seine fast leidenschaftliche Liebe für die einfache Ausgeglichenheit des ländlichen Lebens, seine unerschütterliche Hingabe an alles, was er für die Sache des Volkes hielt: all das macht ihn zu einem echten Demokraten und zum Amerikaner. Aber fremd und unamerikanisch ist seine spekulative Philosophie, die seinem ganzen Denken eine falsche und gekünstelte Note gibt. Er war unamerikanisch, als er abstrakt, sentimental und rationalistisch war, anstatt praktisch zu sein. Daß er das ehrlich für notwendig hielt, braucht nicht bezweifelt zu werden; aber je ehrlicher er sich diesen Strömungen hingab, um so gründlicher wurde er unamerikanisch. Seinen Schriften fehlt das harte und praktische Denken. Bei uns ist die Freiheit kein Gefühl, sondern ein Erzeugnis der Erfahrung; ihre Abstammung ist nicht rationalistisch, sondern praktisch. Sie ist ein hartköpfiger Geist der Unabhängigkeit, aber nicht das Ergebnis eines Vernunftschlusses. Die stark mit Kohlensäure gesättigten Eigenschaften der Jeffersonschen Grundsätze verleihen ihnen einen Hauch von Unaufrichtigkeit, der ihnen nur anhaftet, weil sie sich dem Klima des Landes und dem wirklichen Aussehen der Dinge nicht anpassen können, nicht aber, weil sie dem Wesen Jeffersons und der Atmosphäre der abstrakten Philosophie schlecht entsprächen. Weil sie und ihr philosophisches Gerüst mit seinem Wesen und Charakter übereinstimmen konnten, deshalb müssen wir ihn einen großen Mann nennen, nicht aber einen großen Amerikaner.

Durch die freimütige Betrachtung solcher konkreter Fälle können wir, verneinend und bejahend, unseren Katechismus des Amerikanertums entwerfen. Der amerikanische Geist ist etwas mehr als der unvordenklich alte, sächsische Freiheitsgeist, aus dem er hervorging. Er wurde durch die Umstände gezüchtet, unter denen wir durch Jahrhunderte unsere großen Aufgaben förderten; jene materielle und ideale Aufgabe, eine Wildnis zu erobern und die weiten Strecken eines gewaltigen Weltteils zu einem einheitlichen freien und dauernden Staatswesen zu machen. Dieser Geist ist also vor allem ein Geist der Hoffnung und des Vertrauens. Er ist fortschrittlich, optimistisch fortschrittlich und ehrgeizig nach Gegenständen nationalen Wollens und nationalen Vorteils. Er ist unpedantisch, unprovinziell, unspekulativ, unwählerisch; er achtet die Gesetze, aber er achtet sie, weil er sie handhabt, nicht weil er durch sie gehandhabt oder durch irgend einen Formalismus beherrscht wird. Er ist ein unverfeinerter Sinn, denn er strotzt von roher Kraft; aber er wird durch große und weitherzige Motive bestimmt und ist oft so duldsam wie entschlossen. Kein einzelner Mann, solange er nicht Lincoln heißt, hat sich bisher groß und vielfältig genug erwiesen, um alle Eigenschaften dieses wirkenden und herzhaften Geistes zu verkörpern; aber die Männer, die zu engherzig oder zu spekulativ oder zu pedantisch waren, um diesen Geist zu verkörpern, haben trotzdem zu der starken und bewegten Vielfalt unseres nationalen Lebens Kostbares beigetragen, haben es in seinen Trieben und in seiner Tatkraft be-

reichert und erweitert. Die Eigenschaften dieses Geistes bleiben auch dann bemerkenswert, wenn sie vereinzelt und verschieden bei verschiedenen und einzelnen Männern auftreten.

Einer der ersten Männer, der mit einem unverkennbaren Zug von Größe und Adel diesen amerikanischen Geist verkörperte, war Benjamin Franklin. Es war für Amerika charakteristisch, daß dieser Selfmademan Gelehrter wurde, ein Begründer philosophischer Gesellschaften, ein angesehener Mann der Wissenschaft. Und charakteristisch für Amerika ist, daß seine Lebensphilosophie so heimatlich wurde, so praktisch in ihren Grundsätzen, und daß sie mit soviel scharfem Witz vorgetragen wurde. Ein Landstrich war sein Geburtsort; und ein anderer wurde sein Heim. Von Anfang an begünstigte er wirkliche politische Einheit unter den Kolonien, er spielte bei der Aufrichtung nationaler Unabhängigkeit und bei den Entwürfen nationaler Organisierung eine kluge und wirksame Rolle; und er vertrat seine Landsleute als Diplomat in der Fremde. Sie hätten keinen Vertreter finden können, der mehr Züge ihres Wesens verkörpert hätte: Franklin war eine Art Multipel-Amerikaner. Er war vielseitig, ohne der Gründlichkeit zu ermangeln; er war ein praktischer Staatsmann, ohne darum aufzuhören, ein weiser Philosoph zu sein. Er kam aus dem Volke und war demokratisch; aber er hatte sich aus der allgemeinen Masse namenloser Menschen emporgeschwungen und trat für den demokratischen Grundsatz ein, nicht den der Gleichheit, sondern den Grundsatz der ringenden Selbsterwählung. Man hat das sichere Gefühl, daß Franklin in jedem Punkt des nationalen Lebens, in den ihn sein Schicksal verwiesen haben könnte, seinen Platz ausgefüllt und erfolgreich ausgefüllt hätte. Und er würde die letzte und charakteristische Probe des Amerikanismus bestehen: er wäre ein erfolgreicher Grenzer gewesen, wäre imstande gewesen, die Axt zu führen und von dem gefällten Baumstamm herab Justiz zu üben.

Washington erscheint daneben kaum als der Amerikaner, als den ihn die meisten seiner Biographen hinstellen. Er ist zu farblos, zu kalt, zu vorsichtig. Er erscheint eher als ein weiser und leidenschaftsloser Herr Allwürdig, der eine Nation unterweist, wie er eine Gemeinde unterweisen würde, aber nicht wie ein Mann, der Staaten aufbaut und inmitten einer Wildnis eine Nation befehligt. Aber der wirkliche Washington war nicht weniger Amerikaner wie Jackson und Lincoln. Was wir an ihm als einen Mangel an Leidenschaft empfinden, waren nur die Zurückhaltung und die Selbstbeherrschung, die in Virginien einem Manne seines Standes und seiner Erziehung selbstverständlich und natürlich waren. Aber er war kein Salonpolitiker. Er hatte die Grenze gesehen und noch weit darüber hinaus die Landstrecken, wo die Forts der Franzosen lagen. Er kannte das rauhe Landleben wie wenige. Seine Gedanken wohnten nicht in Mount Vernon. Er erkannte Schwierigkeiten genau und begegnete ihnen mit einer so ruhigen Meisterschaft wie Wilhelm der Schweiger. Dieser ruhige, gradlinige, hochherzige Mann,

der die westlichen Gebiete kartographisch aufnahm, die natürlichen Land- und Wasserstraßen im Herz des Festlandes aufzeichnete, die Schwerpunkte französischer Macht erkundete und die Politik entwarf, die sie brechen sollte; der Braddock beriet, wie man in die Wälder eindrang, aber ihn nicht verließ, weil der den Rat nicht annahm; der Schritt um Schritt, in geduldigem Briefwechsel mit allen einflußreichen Männern, die Versammlungen, Beratungen und Beschlüsse vorbereitete, die schließlich zu der großen konstitutionellen Konvention führten; der Mann, dessen Pläne stets ebenso dem ganzen Land wie Virginien galten, der über die Errichtung und Organisation der Unionsregierung präsidierte, der in allen Stunden der Gefahr stets das beste Werkzeug des nationalen Lebens war: er ist gewiß ein großer Amerikaner. Jene Worte, die er inmitten der ersten Zweifel der Konvention äußerte, können, wo immer Menschen reden, als ein Wahlspruch für das beste freiheitliche Streben gelten: „Laßt uns einen Richtstab aufstellen, an dem die Weisen und die Ehrlichen eine Stütze finden; der Ausgang liegt in Gottes Hand."

Henry Clay ist ein Amerikaner reinsten Wassers. In seiner Generation gab es keinen andern, der soviel rein amerikanische Züge in einer Persönlichkeit vereinigte. Jene einzigartige und fast unwiderstehliche Anziehungskraft, die er auf Männer jeden Standes und jeden Temperamentes ausübte, entsprang nicht den Künsten eines Politikers, sondern der spontan erwachsenden Sympathie zwischen ihm und seinen Landsleuten. Auf Fremde scheint er nicht den gleichen Zauber ausgeübt zu haben. Ihr Empfinden ihm gegenüber war das gleiche wie das einiger Neuengländer: er erschien ihnen als nur selbstverständlich, er erschien ihnen zu freimütig und zu ehrlich, um aufrichtig sein zu können, kurz, ein wenig als ein Charlatan. Keiner, der sich wirklich die Mühe nimmt, Henry Clay zu verstehen, und keiner, der temperamentvoll genug ist, um mit ihm zu sympathisieren, wird ihn je für unaufrichtig halten. Was ihn bisweilen unbeständig erscheinen läßt, ist die merkwürdige Verknüpfung zwei verschiedener Elemente in seinem Wesen. Sein Naturell war westlich, von den frischen Winden der Angriffslust durchweht, war etwas ungestüm und herausfordernd; seine Kunst aber stammte aus dem Osten, verfügte über weiche und überlegte Worte, gemahnte an alte und verehrte Ideale, wich Kompromissen nicht aus und suchte vernünftige Anpassung. Er verfügte über die ganze Gewandtheit eines erfahrenen und kunstfertigen Politikers, der aus einer alten und sensitiven Gesellschaft hervorgegangen ist; aber seine Ziele stürmten frei vorwärts und warfen vorsichtige Einschränkungen ab. Seine wirklichen Ideale waren die eines etwas geschwollenen Amerikanismus, der die Grenzen immer weiter nach Westen stieß, der sich fähig fühlte, alles zu vollbringen, was er unternahm, der konventionelle Bedenken verachtete und einem ungewissen aber prächtigen „vorausbestimmten Schicksal" mit lusterfülltem Hurra gehorchte. Seine Absichten waren aufrichtig, wenn auch oft

plump und ununterrichtet; nur weil die feinen Künste der Politik mit dem unmittelbaren Schwung und dem stolzen Geist dieses Menschen schwer vereinbar schienen, nur darum konnten sie etwas wie Unaufrichtigkeit in seine äußere Erscheinung tragen. Er ist ein echtes Abbild des zwiespältigen Amerika seiner Tage, eine Verkörperung jenes Amerika, das aus einem vorwärtsstürmenden, trotzig dreinschlagenden Westen bestand und zugleich aus einem Osten, der bremste, der für den Frieden fürchtete und nachdenklich und überlegt den Lehren der Vergangenheit lauschen wollte. Der einen Hälfte sollte gedient werden, ohne die andere zu beeinträchtigen: und das war die Vermittleraufgabe Henry Clays.

Andrew Jackson war ganz aus dem Westen. Seine Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit sind niemals ernstlich bezweifelt worden; und sein Amerikanertum ist jedenfalls unbestreitbar. Er war wie Henry Clay, doch ihm fehlte die soziale Phantasie des Redners und die Kunst und Geschicklichkeit des Politikers aus dem Osten. Er stürmte durch unsere nationale Politik wie ein Zyklop aus den Prärien des Westens. Amerikaner von heute erschauern, wenn sie nur an Jackson zurückdenken. Er erscheint ihnen wie ein großer Vandale, der mit Institutionen und mit einer erprobten und festgesetzten Politik Fangball spielte und sein Wirken wie ein moderner Erwerbspolitiker diskreditiert. Aber ob wir ihn heute als gleichgeartet anerkennen oder nicht: die Männer seiner Zeit begrüßten ihn mit Begeisterung. Er brauchte ihnen nicht erst erklärt zu werden. Sie sammelten sich um seine Persönlichkeit wie Leute, die endlich nach langer und mühseliger Bedrückung frei geworden sind und nun, da sie freie Wahl haben, einem Manne ihresgleichen folgen. An der frischen Unmittelbarkeit seiner Anhängerschaft kann kein Zweifel walten. Er war der neue Typus der Tatkraft und des Selbstvertrauens, der sich außerhalb der Staaten, die einst Kolonien gewesen, formte. Es war eine furchtbare Tatkraft, sie drohte fast mit nackter Zerstörung vieler mühsamer Errungenschaften, die uns von der Vergangenheit überliefert worden waren; es war ein gefährliches Selbstvertrauen, das sich mehr auf die rohe Kraft als auf Klugheit stützte. Ohne schwere Erschütterungen und Schäden kam die Regierung nicht an diesem Signal vorüber, das das Erwachen eines neuen nationalen Geistes ankündigte. Aber es war keine Krankheit. Es war nur eine unvorsichtige überquellende, trunkene Kraft, die gefährlich wurde, weil sie zu jedem gewagten Versuche stets bereit war. Es war notwendig, daß dem Westen Einfluß und Teilnahme an der Führung unserer Geschäfte eingeräumt wurden; es war sogar notwendig, daß dem Westen sein Anrecht auf die Führerrolle bestätigt wurde. Das geschah ohne Geschmack, aber das gibt kein Recht zur Verurteilung. Seit jenem plötzlichen Einbruch haben wir uns gewiß verfeinert, haben die ungezügelten Einflüsse jener etwas rohen Zeit geschult und gebändigt und sie sind heute ungleich sicherer als damals; aber von Anfang an haben sie unser Blut gewaltig aufgestachelt und bereichert. Jetzt, da wir diese Jackson'sche Umwand-

lung durchlitten und überwunden haben, sind wir bereit, ihn als eine radikal-amerikanische Erscheinung zu würdigen.

Trotzdem ist Lincoln eher als Jackson der größte Amerikaner unserer Geschichte. In Clay stießen Osten und Westen aufeinander, ohne sich zu verschmelzen und Harmonie zu gewinnen; er erscheint wie zwei Menschen. In Jackson war auch nicht die Spur einer Mischung, er war aus einem Guß und für manche Teile des Landes schlechthin unannehmbar: ein Staatsmann von der Grenze. In Lincoln aber haben sich die Elemente gegenseitig durchsättigt, sie sind Harmonie geworden. Das Merkwürdigste an der wunderbaren Laufbahn dieses Mannes ist die Art, wie er langsam und stetig in eine nationale Gestalt hineinwuchs. Er begann als ein formlos plumper Bursche, als das Erzeugnis eines harten, primitiven Milieus; aber als er heranwuchs, formte sich alles, entwickelte und bereicherte ihn und wandelte ihn um. Dieser Prozeß vollzieht sich langsam, aber stetig und ohne Brechungen. Er war zum Präsidenten erst dann geeignet, als er wirklich Präsident wurde. Dann aber war er geeignet, weil er im Lehrgange seines Lebens gelernt hatte, wieviel man lernen kann; und weil er noch eine unbeschränkte Fähigkeit des Lernens besaß. Seine Ohren vernahmen stets die ruhigen Stimmen des Empfindens und das leise Murmeln der Entschlossenheit, die flüsternd durch das Land zogen; er vernahm sie, indes andere nichts hörten als ihre eigenen Worte. Er blieb stets ein einfacher Mann: das war die Quelle seiner Kraft. Aber er war ein einfacher Mann von Genie, er besaß einen genialen Sinn für alles Amerikanische, einen genialen Einblick in das Denken der Allgemeinheit, und er beherrschte die Fundamente der Politik, die auf der menschlichen Natur ruhen und auf Verfassungen kaum mehr als deren Schatten werfen; er hatte Verständnis für die praktische Kleinigkeitskrämerei, die mit jeder Geschäftsführung verbunden ist; er konnte Menschen beurteilen und Gründe gelten lassen. Jackson besaß keine soziale Phantasie; keine fremde Gemeinschaft konnte je auf ihn Eindruck machen. Sein ganzes Wesen wurde schon in der Jugend steif und hart, es konnte später keine neue Formen mehr annehmen, war wandlungsunfähig geworden und nicht mehr tiefer zu beeinflussen. Lincoln aber war gleichsam stets im Werden und stets im Wachsen; er wäre unfertig gestorben, wenn die furchtbaren Stürme des Krieges ihn nicht in vier Jahren soviel gelehrt hätten, als ihn unter anderen Umständen 20 Jahre kaum zu lehren vermocht hätten. Und welch prachtvolle Gestalt ist er in seiner vollendeten Männlichkeit am schwersten Steuer der Christenheit! Das ganze Land ist in ihm verkörpert; die harte ungebrochene Kraft des Westmannes, die durch Schlauheit und einen weichherzigen menschlichen Humor gemildert erscheint; der Konservatismus des Ostens, der über die Gesetze wacht und den strengen Geboten der Pflicht treu bleibt. Er verstand sogar den Süden, wie ihn zu jener Zeit kein Mann aus dem Norden verstehen konnte. Er achtete den Süden, weil er dessen Betrachtungsweise der Verfassung verstehen, wenn auch nicht teilen konnte; er würdigte den

unerbittlichen Zwang, den die Vergangenheit dem Süden bei Beurteilung der Sklavenfrage auferlegt hatte; und er hätte dem Süden nach dem Abschluß des Kampfes sofort und so schnell als möglich das Recht der Selbstregierung wiedergegeben. Den Politikern des Ostens mußte er wie ein Zufall erscheinen, aber der Geschichte erscheint er wie eine Vorsehung.

Grant war Lincolns geeignetes Werkzeug, ein großer amerikanischer General, ein Produkt von West-Point. Er war ein Mann aus dem Westen, besaß keine Vorstellung von politisch getrennten Staatswesen und war instinktiv für die Union; als Mann aus dem Volke betrachtete er sich selbst stets nur als ein Werkzeug, nie als einen Meister; er vollbrachte sein Werk ungestüm, aber ohne Hintergedanken; er war ein derber, eigensinniger, schweigsamer Mensch, im Denken und im Geiste eine Art schweigsamen Lincolns. Aber eine tiefere Anregung der Phantasie geht von ihm nicht aus; ihn umschwebt eine Art einfacher Größe, große Gaben vermählen sich seltsam mit einer großen Mittelmäßigkeit; aber diese Eigentümlichkeiten machen ihn umso mehr zum Amerikaner: er war national in seinem Empfinden, gründlich in seiner Methode und beherrscht in seinen Zielen.

Und doch ist es kein Widerspruch, wenn gesagt wird, daß auch Robert E. Lee ein großer Amerikaner war. Er kämpfte auf gegnerischer Seite, aber er kämpfte in gleichem Geiste; und er kämpfte für einen Grundsatz, was in gewissem Sinne kaum weniger amerikanisch ist als das Prinzip der Union. Er verkörperte den Gedanken von der natürlichen Abgeschlossenheit der Selbstregierung. Das war kein Prinzip der Trennung; jener Grundsatz forderte für die verschiedenen selbstregierten Teile der Union ein Recht, nationale Fragen unabhängig zu beurteilen; es war der Widerstand gegen die Bundesregierung, die alle Teile der Gesamtheit zwangsweise anzupassen strebte. Lee glaubte nicht an eine Sezession, aber er glaubte an die lokale Verwurzelung der Einzelregierungen. Das ist im Grunde eine englische Idee; aber sie empfing eine charakteristisch amerikanische Auslegung. Es ist die Kehrseite der allgemein sichtbaren Seite des Unionswappens; es ist eine Kehrseite, die seit dem Kriege zu oft übersehen und verdunkelt worden ist. Sie betrachtet den einzelnen Staat als eine Gemeinschaft, die durch die engsten Bande geknüpft ist, sie betrachtet ihn als die erste Heimat und gewissermaßen als die Pflegemutter jedes Menschen, der in die Nation eintritt. Lee sah sich als das Mitglied einer dieser großen Familien an; er konnte sich die Nation nicht vom Einzelstaat getrennt denken, und vor allem konnte er nicht in der Nation leben, wenn er darum von seinen Nachbarn getrennt sein sollte. Seine eigene Gemeinschaft sollte sein politisches Schicksal und seine Pflicht bestimmen.

Und das war auch der Geist Patrick Henrys und Sam Houstons; beide Männer stimmten in den Hauptzügen ihres Wesens überein. Patrick Henry widerstrebte der Bildung der Union nur darum, weil er fürchtete, die lokale Verwurzelung der Selbstregierung könne gestört werden; er fürchtete, die Macht so

weit ausgebreitet zu sehen, daß den Nachbarn eine Überwachung unmöglich würde. Das war kein unloyaler oder separatistischer Geist, sondern nur ein eifersüchtiger Geist der Freiheit. Sam Houston hatte außerdem von dem Charakter, den eine Gemeinschaft sich selbst geben müsse, eine so hohe Vorstellung, daß er wollte, daß eine einmal gebildete Gemeinschaft aus sich selbst heraus die größeren nationalen Verbände beurteile, die ihre Freiheit und ihren Fortschritt sichern sollten. Ohne eine derart intensive Freiheit hätte es keine wirkliche nationale Freiheit gegeben. Sam Houston, Patrick Henry und Robert Lee sind nicht weniger große Amerikaner, weil sie nur einen einzelnen entscheidenden Charakterzug des nationalen Lebens verkörperten. Selbstregierung birgt wie ihre Harmonie auch ihre inneren Widersprüche.

Unter den Schriftstellern ist Lowell zweifellos der ausgeprägteste Amerikaner, wenn auch Curtis in unserer Liste einen Platz beansprucht. Lowell war selbstbewußt, obgleich höchste Größe das nicht ist; er war dabei auch ein wenig zu „smart", und in der großen Literatur gibt es keine „Smartneß". Aber Selbstbewußtsein und Smartneß müssen wir als amerikanisch gelten lassen; und Lowell war so anpassungsfähig, so fein gebildet, so weitherzig und in den Zielen seiner Neigungen so bewundernswert, daß wir ihn nicht übersehen dürfen.

Man braucht nicht zu fürchten, daß wir in der Literatur mit Lowell aufhören müssen oder mit irgend einem anderen der Männer, die sich im Reiche der Leistungen einen Namen gemacht haben. In Zukunft werden wir nicht mehr mit einzelnen Typen des Amerikanertums zu rechnen haben. Die Grenze des Westens ist dahin: sie hat den stillen Ozean erreicht. Das Land wird immer schneller gleichartig. Und zugleich wird es bunter und vervielfältigt alle Lebensformen. Der Vertreter eines lokalen Typus kann nicht mehr in großen Zusammenhängen nationale Fragen behandeln. Die großen Männer unserer Zukunft werden von einem zusammengesetzten Typus von Größe sein: herzhaft, hoffnungsvoll, dem Werte der Freiheit vertrauend, zähe Anhänger der tieferen Grundlagen amerikanischer Einrichtungen; aber die alte Tollkühnheit wird geschult und gebändigt sein und der Instinkt durch Wissen gezügelt werden. Ihre Klugheit wird erwachsen sein und die Klugheit des Jünglings abstreifen. Dann werden wir alle nur eines Geistes sein, dann werden unsere Ideale gefestigt, unsere Absichten ausgeglichen, unsere Nationalität vollständig und übereinstimmend sein; dann wird unsere große Literatur kommen: und mit ihr unsere größten Männer.

Sultan Abdul Hamid II.: Gedanken und Erinnerungen.

Tagebuchblätter, herausgegeben von Ali Vahbi Bey.

III. Teil.

Innere Politik.

Der starke „kranke Mann“.

Unser Osmanisches Reich ist schwächlich geworden — durch sein übergroßes Wachstum! Wir kranken an dem Tohuwabohu unserer Nationalitäten, und wehe den Törichten, die da glauben, daß uns durch Gewaltkuren zu helfen ist — durch solche wird unser Reich zu Tode kuriert! Wir gleichen einem über die Ufer getretenen Bergstrom. Man braucht kein Geschichtsphilosoph zu sein, um festzustellen, daß der Rückgang unserer türkischen Nationalkraft nur ein scheinbarer ist. Seitdem wir bis Wien vordrangen, bröckelte nach und nach von unserem Reichsbau eine Provinz nach der andern ab, aber es handelte sich hier um einen durchaus natürlichen Prozeß. Ein verhältnismäßig so kleiner Volksstamm wie der unsrige konnte alle diese Länder auf die Dauer nicht behaupten. Ich beklage es nicht, daß wir die schwierig zu regierenden Balkanländer, welche uns unsere Volkskraft aussogen, verloren haben. Je schneller wir uns nach rückwärts konzentrieren und uns sammeln, desto schneller wird der Zustand unserer Schwäche und unsere „Krankheit“ überwunden sein. Europa wird sehen, daß der verspottete „kranke Mann“, hat er sich erst wieder von innen heraus erholt, ein „starker Mann“ ist.

Offiziers-Ausbildung im Auslande.

Mein Freund, der deutsche Kaiser, lobt die Fortschritte unserer Offiziere, welche in Deutschland lernen. Ich fürchte nur, der Kaiser irrt sich, denn nach dem Spezialbericht meines Berliner Botschafters sieht es mit dem Studium dieser jungen Herrn recht dürftig aus; nur wenige geben sich redlich der Arbeit hin. Glänzend sind in der Tat die Urteile, welche ihre Vorgesetzten, die preußischen Kommandeurs, über sie fällen. Zuversichtlich weiß ich, daß man dort bei ihrer Beurteilung ein Auge zudrückt, vielleicht auch alle beide. Viel Geld kostet es, wenn unsere jungen Paschasöhne preußische Militärwissenschaft „studieren“, aber dem Auslande gegenüber sieht es gut aus. Einmal bildet man sich ein, daß wir kein Opfer scheuen, unsere Armee auf der Höhe zu erhalten, und dann schmeichelt es unseren deutschen Freunden. Die alten Tugenden der Osmanen, Einfachheit und Enthaltsamkeit, gehen unseren Jünglingen in Deutschland leider nur zu oft verloren — Unmoralität, Sekttrinken usw., das lernen sie, als aufgeblasene

Stutzer kommen sie zurück, blicken hochmütig auf ihre Kameraden, auf die alten erprobten Generäle und schimpfen auf unsere Sitten. Osman Pascha hatte keinen preußischen Drill erlernt und war doch ein geschickter, tüchtiger General. Was hilft die Theorie, die Taktik der Bücher — ein gesunder Menschenverstand ist neben Mut und Zähigkeit im Kriege die Hauptsache, dann aber vor allem ein fester, rechtschaffener Glaube an Allah. Das erst macht den guten Soldaten!

Konstitution.

Was kann ich von Männern, welche solch Entsetzliches angezettelt haben, erwarten? Soll ich Vertrauen haben zu Leuten wie Midhat, Ruschdi oder Mahmud-Damad und Nouri-Damad, welch' letztere dazu beide Schwiegersöhne meines Onkels Abdul-Aziz sind? Ist es nicht ein Possenspiel, wenn mir diese Menschen schmeichelnd den „unsterblichen Ruhm" anhängen wollen, dem Reiche eine Konstitution zu erteilen, um damit „den Triumph der Zivilisation im Osmanenreiche herbeizuführen?" Nun, mit den Wölfen muß man heulen! Ich selbst muß wohl oder übel an meine hohe Mission glauben, die ich durch Eröffnung des osmanischen Parlaments (am 7. Zilhidje 1293 = 23. Dezember 1876) und durch Verkündigung der Konstitution zu erfüllen habe!

Innere Kolonisation.

Um die menschenleeren Gaue unseres Reiches zu bevölkern, tut uns eine vernünftige Einwanderung not, aber eine solche der Juden können wir nicht mehr gebrauchen (es handelte sich um Rothschild'sche Besiedelungspläne in Palästina). Die Zeiten sind vorüber, da wir uns durch Hereinnahme fremder Religionsangehöriger Pfähle ins eigene Fleisch trieben. Nur unsere eigenen Volks- und Religionsgenossen können wir innerhalb der Grenzen unseres Staates dulden. Wir müssen darauf bedacht sein, die Kraft des türkischen Elements zu vermehren; den zurückflutenden Strom der mohammedanischen Expansion müssen wir aus Bosnien und der Herzegowina, ebenso aus Bulgarien planvoll zurückleiten. Diese Kolonisation ist für uns eine Lebensfrage. Es gilt durch solche Einwanderung nicht nur die Nationalkraft, sondern auch die Steuerkraft des Reiches zu heben. Wir müssen so viel wie möglich das mohammedanische Element in Rumelien, dann aber ganz besonders in Klein-Asien stärken; vornehmlich müssen wir uns hier die Kurden assimilieren. Der größte Fehler meiner Vorgänger auf dem Throne Osmans war, daß sie versäumten, die slavischen Elemente in unseren europäischen Staaten zu osmanisieren. Eine schwierige Aufgabe allerdings! Leichter ist es mit den Griechen und Armeniern. Viel Blut von diesen rollt in unseren Adern; aber Gott sei Dank, unser Lebenssaft hat die Oberhand behalten!

Gegen das Bureaukratentum und den Luxus.

Unser Sal-name (Staatshandbuch) für das Jahr 1313 ist erschienen. Es erfordert geradezu ein Studium, man findet sich bei der Unmenge der Zivilgrade nicht mehr zurecht; auch unsere Uniformen haben soviel Abzeichen und Goldtressen, daß man sich schwer auskennt. Ich freue mich immer, daß einige meiner Minister, selbst bei den feierlichsten Anlässen, stets im einfachen Stambulin (schwarzer Oberrock) erscheinen. Für sie gilt als höchste Würde Wissen und Gerechtigkeit. In unserem Lande, in welchem schon die Religion unbedingte Gleichheit aller verkündet, sollten wir danach streben, einfach zu sein, wie in täglicher Nahrung, so auch in der Kleidung. Ich selbst gehe wahrlich mit gutem Beispiel voran. (In der Tat war der schwarze Oberrock, auch bei Festen, des Sultans stete Kleidung, wie er auch sehr einfache Kost für sich selbst liebte.) Jämmerlich ist es, daß meine Paschas so ganz und gar nicht für Einfachheit zu haben sind. Ich will da nicht in ein Wespennest fassen. Aber unerhört ist es, daß unsere Großen so unerschwingliche Gehälter beziehen. (Bemerkt sei, daß der Großvezir 330 000 Franken, der Marineminister 414 000 Franken, die anderen Minister 330 000, der Finanzminister 120 000 und der Bergbauminister 138 000 Franken jährliches Gehalt bezogen.) — Wir zählen im Staatshandbuch nicht weniger denn 40 Marschälle und 60 Veziere, 13 Minister, dann 120 Mitglieder des Bala-Grades, 390 des Oula-Grades 1. Klasse, 21 Generaladjutanten, 125 Ehrenadjutanten, 31 wirkliche Adjutanten. Es ist wirklich zu viel; aber so geht's, wenn man allen gut und gefällig sein will. Der Schritt zur alten Einfachheit zurück ist immer sehr schwer. Die kleinen Beamten haben es dagegen sehr schlecht. Die Ärmsten! Wie oft habe ich den Befehl gegeben, daß man sie regelmäßig bezahle. Immer höre ich neue Klagen. Wenn ich diesen Krebsschaden nur zu beseitigen vermöchte!

Die junge Türkei und die Konstitution.

Das Gedächtnis eines Volkes ist nur ein sehr schwaches. — Zur Entschuldigung der mich befehdenden Männer nehme ich an, daß sie die feindselige Politik der Mächte nicht richtig erkennen, daß sie nicht hinter die Kulissen der Diplomatie zu schauen vermögen. Die Männer der „jungen Türkei", welche unter der schwachen Regierung meines kranken Bruders über alle Maßen dreist geworden sind, haben schuld, wenn es uns so schlecht geht. Suawi Efendi in London und Mustapha Fazli in Brüssel kompromittierten unser Reich, indem sie öffentlich den Niedergang der türkischen Rasse sowie den finanziellen und moralischen Ruin unseres Landes proklamierten. Sie haben ihre Ehre verloren, sonst würden sie nicht ihr eigenes Nest beschmutzen. Zia-Bey, mit seiner nationalen Reformpartei, ist ein braver Mann — er will die Christen und Moslems zusammenbringen, um so eine Festigung des Reiches aus eigener Kraft zu bewerkstelligen und eine

parlamentarische Konstitution vorzusehen. Man wirft mir Feigheit vor, man wundert sich, daß ich mich den Reformmännern nicht auf Tod und Leben verschreibe. Man vergißt, was ich Schreckliches durchlebt habe: Erst die Absetzung und der eigenartige „Selbstmord" meines Onkels (Abdul-Aziz), dann der Wahnsinn und die Internierung meines Bruders (Murad).

Anatolische Eisenbahn.

Wenn mich jemand als Rückschrittler anspricht und behaupten will, daß ich dem Fortschritt abhold sei, ihn nicht in mein Land hinauslasse, so ist der beste Gegenbeweis: Die Anatolische Eisenbahn. Kaum hatten wir uns einigermaßen von den Wunden, die uns der russische Krieg geschlagen hatte, erholt, als ich mit aller Kraft den Eisenbahnbau durch Anatolien in Angriff nahm, deren Endziel ist, Mesopotamien mit Bagdad zu erschließen, um möglichst den Persischen Meerbusen zu erreichen. Dank deutscher Hilfe ist die Anatolische Bahn glücklich vollendet, und die Einnahmen der von dem Schienenweg durchschnittenen Wilajets heben sich von Jahr zu Jahr. Das Getreide, das auf den Feldern sonst verfaulte, findet jetzt guten Absatz; Erze werden — wie beispielsweise die Chromerze meines Kammerherrn Raghib Bey — dem Weltmarkt zugeführt. Anatolien wird einer glücklichen Zeit entgegengehen!

Friedens- und Ruhebedürfnis der Türkei.

Allah schenke uns Frieden und Ruhe! Kein Land gebraucht mehr davon, wie unser osmanisches Reich! Wir wissen, daß unsere Verwaltung mancherlei zu wünschen übrig läßt, daß der Schlendrian unserer Beamten viel dazu beigetragen hat, die unhaltbaren Zustände der ewigen Unruhe in unserem Staate herbeizuführen. Mehr als alles andere jedoch sind es die Intrigen der Mächte, die unseren Ruin herbeiführen! Jahraus, jahrein beunruhigen sie uns, von einem Aufstand treiben sie unsere Völker in den andern. Was könnten wir mit den vielen Millionen, die da alljährlich nutzlos verloren gehen, Gutes schaffen! Haben uns die Mächte je Ruhe und Zeit gelassen, um unser weitläufiges Staatsgebäude richtig auszubauen? Da liegt die Ursache unserer mißlichen Lage. Infolge der Machinationen der Mächte war es uns nicht möglich, unsere Völker vorwärts zu bringen. Zehn Jahre sollten sie uns einmal Ruhe gönnen, dann vermöchten wir es den vielbewunderten Japanern gleichzutun. Die hatten es besser wie wir; sie wohnen weitab in Sicherheit vor den europäischen Langfingern. Wir haben aber unsere Zelte vor dem Eingang der Höhle der europäischen Hyänen aufgeschlagen.

Brussa — Hauptstadt.

Es ist ein eigenartiger Vorschlag, den mir mein Wesir Kütschük Said macht. Brussa, soll zu unserer Residenz, soll zur Hauptstadt unseres Reiches erhoben

werden! Schwierig würde es allerdings sein, ein solches Projekt durchzuführen. An Stambul knüpfen sich unsere großen Erinnerungen, hier haben wir die alten heiligen Moscheen, die Reliquien des Propheten; auch würde es Millionen kosten, mit unserer Beamten-Hierarchie nach Brussa überzusiedeln. Es ist wahr, wir sitzen in Stambul auf einem Pulverfasse — wir wollen Saids Plan ernstlich in Erwägung ziehen. Was sollen wir machen, wenn die Russen abermals vor Stambuls Mauern erscheinen; sie werden es uns nehmen, und dann ist alles vorbei! Verlieren wir Stambul, dann verlieren wir auch das Kalifat, und dieses fällt den Arabern als sichere Beute zu.

Fremde Postanstalten in der Türkei.

Sind wir rechtlos? Die Mächte wollen es so, und leider müssen wir gehorchen! Said-Pascha hat mit seinem Begehren an die Mächte, die fremden Postanstalten bei uns aufzuheben, glänzend Fiasko gemacht. Er hätte besser getan, einen glücklicheren Zeitpunkt abzuwarten, um mit dieser den Botschaftern so unbequemen Frage zu kommen. Ich hätte seinen Schritt nicht zugeben sollen. In gutmütiger Ahnungslosigkeit haben meine erhabenen Vorgänger auf dem Throne einstmals den Franken gestattet, daß ihre Kuriere neben den offiziellen Schriftstücken auch Privatbriefe mitnahmen, bis schließlich Postbüros dafür eingerichtet wurden — nun haben wir diese fremden Postanstalten auf dem Halse. — Was für schöne Summen gehen uns alljährlich durch dieselben verloren! Muß nicht auch das Ansehen des Staates darunter leiden? Unsere Postbeamten würden schon ihre Pflicht tun, wenn sie regelmäßig bezahlt würden, denn Unpünktlichkeit sowie Kef werden vom Propheten nirgends anbefohlen. Das kleine Japan hat die Mächte dazu vermocht, ihre dortigen Postanstalten eingehen zu lassen, nur uns wird zugemutet, solche Schmach weiter zu erdulden! (Im Türkischen Reich besitzt Österreich 30, Rußland 24, Frankreich 20, Italien 8, Deutschland 5, England 4 und Britisch-Indien 2 Postanstalten.)

Jungtürken.

In Genf hat nun ein veritabler Jungtürkenkongreß stattgefunden. Trotz der „geheimen" Sitzung bin ich gut orientiert. Siebzehn Namen nennt mir die Liste meiner Spitzel. Es ist bedauernswert, daß diese irregeleiteten jungen Leute sich als Vorspann einiger ränkesüchtiger, eitler Führer gebrauchen lassen. Unter dem heuchlerischen Vorgeben, Fortschritt zu bringen und Licht zu verbreiten, suchen sie das Bestehende umzustürzen, wollen das Alterprobte beseitigen, um Neues an die Stelle zu setzen. In Wirklichkeit wollen sie nur die „alterprobten" Männer meiner Regierung stürzen, um deren Stellen zu besetzen und um sich dafür an die Spitze zu stellen. Es ist eine elende Gesellschaft von Heuchlern, die Religion und Vaterland verloren haben, sonst könnten sie nicht mit unseren Todfeinden, den

christlichen Mächten, zusammenarbeiten, um ihre Glaubens- und Volksgenossen zu verderben.

Das Vermögen des Sultans.

Um meinen Wesiren mit einem guten Beispiel voranzugehen, soll meine Zivilliste um 50 000 türkische Pfunde gekürzt werden. (Immerhin statt 627 000 Pfund noch 577 000 Pfund.) Ich weiß, daß man sich in der europäischen Presse über meine hohe Apanage des öfteren aufregt, man weiß jedoch nicht, daß ich beinahe eine ganze Stadt davon unterhalten muß, meine Garde, meinen gesamten Hofstaat von Yildiz usw., außerdem noch ein Drittel des ganzen Staatswesens. Ich bin eben auch der Kalif, der Hausvater des ganzen Islams, und gehört meine Börse deshalb allen Moslems der Welt. — Allah weiß es, wie wenig ich für mich selbst verbrauche! Wenn ich ein großes Vermögen ansammeln konnte, so verdanke ich dasselbe nur den Einkünften meiner Güter, Wälder und Ländereien. Agoß Pascha (Minister der Zivilliste) war ein tüchtiger Finanzmann und hat die Verwaltung meiner Güter hoch gebracht, sodaß sie mir zuletzt 500 000 Pfund jährlich Einnahmen brachten. Sein Vorschlag, alle Ländereien, welche nicht dem Vakuf oder Privatpersonen gehörten, als Sultansgut zu erklären, war ein vorzüglicher. Michael Pascha Portugal (gleichfalls ein Armenier und Nachfolger des Agoß als Minister der Zivilliste) ist gleichfalls ein tüchtiger Wirtschafter. Durch die Einnahmen verschiedener an große Gesellschaften vergebener Konzessionen hat er unsere Einkünfte wiederum erheblich vermehren können. Mein Schatullsekretär Raghib-Bey (Kammerherr) hat für mich außerordentlich günstig spekuliert, und war der letzthin eingeheimste Gewinn unserer Spekulation in den südafrikanischen Goldgruben ein ganz beträchtlicher. Nach der letzten Aufstellung der Schatullverwaltung hat mein Vermögen 8 Millionen Pfund bereits überschritten. Im Falle ernster Verwickelungen wird uns das Geld gute Dienste leisten.

Thronfolge.

Lange habe ich darüber nachgedacht, ob es ratsam sei, die Thronfolge im Hause Osmans nach dem in den europäischen Fürstenhäusern bestehenden Brauch abzuändern. Die blutigen Seiten unserer Geschichte zeigen nur zu deutlich, daß unser türkisches Erbrecht, das Seniorat, für unsere Dynastie verhängnisvoll gewesen ist. Richtig ist, daß es bei unserem Erbrecht keinem Familienmitgliede jemals ganz schlecht gehen kann, da er Anteil an dem Gute aller hat; ebenso scheint es mir heilsam, daß stets der Älteste der Familie die Zügel des Ganzen in der Hand hält — aber für ein Herrscherhaus ist das Seniorat verderblich. Es müßte auch bei uns stets der älteste Sohn seinen Vater in der Regierung ablösen, nicht das älteste Mitglied der Familie. Die Rivalität der Brüder und Vettern im Hause Osmans hat Unglück

genug gestiftet; dem Argwohn der Familienmitglieder und den Ränken herrschsüchtiger Paschas ist da Tür und Tor geöffnet. Was habe ich in meiner Jugend darunter gelitten, daß man mich von der Welt absperrte, daß man mich nichts lernen ließ, weil man fürchtete, daß ich einmal dem Throne gefährlich werden könnte. Dreimal habe ich schon den Scheich ul-Islam um seine Zustimmung zur Änderung unserer Thronfolge ersucht; er ist bereit, aber er will die furchtbaren Folgen, welche eine derartige Umwälzung hervorrufen würde, nicht auf sich nehmen. Was soll ich machen? Kommt Zeit, kommt Rat! Jawasch, Jawasch!

Finanzlage.

Unsere finanzielle Lage ist fortgesetzt ein Hauptthema der europäischen Presse, und immer wird sie in den dunkelsten Farben gemalt. Ich meine, Europa hätte allen Grund, mit uns in finanzieller Beziehung zufrieden zu sein. Wir haben es nicht gemacht wie Griechenland, Rumänien sowie andere Staaten, und ist es eine Ungerechtigkeit, von einem „Bankerott" der Türkei zu sprechen. Wir haben ja allerdings 1885, da man uns Wucherzinsen abnahm, die auf die Dauer nicht aufzubringen waren, eine Revision unserer Verpflichtungen vorgenommen. Wenn unsere Gläubiger seither weniger Zinsen einheimsen, so hatten sie eben vorher umsomehr verdient. An einer geregelten Finanzwirtschaft mangelt es uns, es fehlt die Kontrolle, ich weiß es; aber leider ist ja bei der Zentralisierung unserer Regierung in Yildiz nur eine solche patriarchalische Geldwirtschaft möglich, wie wir sie haben. Die Dette Publique hat die besten Revenuen des Landes als Zinsdeckung in den Händen — wie sollen wir mit dem schäbigen Rest an Einnahmen, den uns die Bondholder gelassen haben, auskommen? Vielleicht wäre es ratsam, wenn wir mit Hilfe der Dette Publique unser ganzes Finanzwesen zu reorganisieren versuchten. Wir würden die jetzige Dette Flottante mit der Dette Publique vereinigen, sodaß wir damit an die Haupteinnahmen unserer Provinzen wieder herankämen. Unsere Finanzlage würde dann bald wieder auf der Höhe sein, denn unser Land ist überreich an inneren Hilfsquellen und besitzen wir im Vergleich zu anderen Ländern viel sicherere Garantien für neue Anleihen.

Finanzen — Handel.

Also wieder haben wir eine neue Anleihe glücklich untergebracht! Was und wie lange hilft's? Unsere Staatskasse befindet sich nach wie vor in einem unmöglichen Zustande. Wie oft schon haben wir tüchtige Ausländer berufen, die unser Finanzwesen organisieren sollten, alles vergeblich! Der Schlund des Heeres und der Beamtenwirtschaft verschlingt alle Reichtümer des Landes. Unser Handelsleben liegt darnieder. Kein Mensch kümmert sich ernstlich um die Hebung von Handel und Wandel. Der Handel der Armenier und Griechen

gereicht unserem Lande nicht zur Zierde und vermag uns nicht vorwärts zu bringen. Unseren Efendis fehlt aber jede Neigung zum Handel.

Armenischer Handel.

Der europäische Handel sieht unsere armenischen Ereignisse gar zu schlimm an, viel schlimmer, als sie in Wirklichkeit sind. Es sollen große ausländische Firmen unseren Kaufleuten, sogar unserer Armeeverwaltung Kredit verweigert haben — eine solche Panik ist wirklich nicht am Platze. Der Großhandel befand sich allerdings bislang zum großen Teile in den Händen der Armenier und haben viele der reichsten unter ihnen infolge der letzten Vorkommnisse das Land verlassen, um nach England oder Amerika zu gehen. Konstantinopel soll dadurch verarmt sein?! Mit wem hat denn der armenische Händler Geschäfte gemacht? — unserem Volke hat er in seiner skrupellosen Weise das Geld abgenommen. Die Quellen aber, aus denen die Armenier ihren Wohlstand schöpften, sind dieselben und sind nicht versiegt — es werden nunmehr andere kommen und dort weiter schöpfen.

Militärdienst der Christen.

Der Militärdienst der Nichtmohammedaner ist eine Utopie. Es ist geradezu Selbstmord, wenn wir als „herrschende Nation" in unserer Armee Gleichheit mit den Andersgläubigen herstellen wollten; wir würden dabei einfach an die Wand gedrückt werden. Was müssen sich dabei durch die Einmischung der Oberhäupter der „Millets", insbesonder der lieben Patriarchen, für Schwierigkeiten ergeben? Für das Seelenheil ihrer christlichen Mannschaften müßten sie mit Recht besorgt sein, denn viele derselben, durch ihre mohammedanischen Kameraden mit dem edlen Kern unserer Religion bekannt gemacht, würden zum Islam übertreten. Schließlich müßten wir auch für unsere christlichen Soldaten Priester anstellen und in den Kasernen Betkapellen einrichten. Ebenso unsinnig ist es, die Schaffung christlicher Regimenter zu fordern. Darin liegt eine große politische Gefahr, das hieße, eine „Armee in der Armee" schaffen! Schließlich hätten wir „griechische", „bulgarische" Bataillone usw. Für den Fall ernster Konflikte würden wir uns damit das Schwert aus der Hand nehmen lassen! Wir haben allen Grund, mißtrauisch zu sein, denn die Christen im Lande, welche unsere schwächliche Toleranz leben ließ, anstatt sie zu bekehren oder auszutreiben, haben von jeher mit den europäischen Mächten gegen uns konspiriert. Auch heute noch machen sie gemeinsame Sache mit den christlichen Mächten, deren Kreuzzug gegen den Halbmond niemals aufhört. Nur bei einer Trennung zwischen Kirche und Staat im Osmanenreiche wäre ein gemeinsamer Heeresdienst von Mohammedanern und Christen denkbar. Kein Kalif kann aber solche Unsinnigkeiten gutheißen! Der Islam soll und muß

Staatsreligion bleiben! Deshalb sollen auch die christlichen Zöglinge der Militärschulen, soweit sich deren Aufnahme nicht vermeiden läßt, stets unseren Freitag (den türkischen Sonntag) feiern, an ihrem „Sonntag" dagegen sollen und müssen sie am Unterricht teilnehmen.

Die Bagdad-Bahn.

Das Werk des Freiherrn von Oppenheim über Mesopotamien („Vom Mittelmeer bis zum Persischen Golf") beleuchtet in ausgezeichneter Weise die wirtschaftliche Bedeutung des Euphrat- und Tigrislandes. Der mir überreichte Auszug dieses hervorragenden Werkes beweist, daß die derzeitigen Berichte meiner Walis über die Zukunft Mesopotamiens durchaus zutreffen; wir müssen endlich mit dem Bau der Bagdadbahn Ernst machen und damit beginnen, wie sehr auch die Engländer ihr Möglichstes tun, um unsere Pläne zu vereiteln. Der alte Weg, auf welchem einst der Handel von Europa nach Indien und von Indien nach Europa ging, wird durch die Bagdadbahn wieder hergestellt werden. Ist diese an die Eisenbahnlinien Syriens angeschlossen, sodaß eine Verbindung mit Beyruth, Alexandrette und Haifa besteht, so wird damit ein neuer Handelsweg größter Bedeutung geschaffen, von welchem unser Reich nicht nur wirtschaftlich profitieren, sondern der auch militärisch von immenser Wichtigkeit sein und dazu beitragen wird, unsere Herrschaft in jenen Ländern zu befestigen. Wenn wir dann noch eine ausgiebige rationelle Bewässerung jener Gebiete mit Hilfe der Zwillingsströme des Euphrat und Tigris vornehmen, so wird aus diesen bislang so unfruchtbaren Ländern wiederum das alte Paradies werden, welches es einst vor Tausenden von Jahren im vollsten Maße gewesen ist. Neben der Mekkalinie gibt es für mich keine wichtigere Aufgabe, als die Fertigstellung der Bagdad-Bahn. Mit deutschen Ingenieuren und deutschem Gelde werden wir das große Werk mit Allahs Hilfe durchführen. Die Hauptsache ist, daß sich die deutsche Diplomatie in diesem Falle von der englischen nicht bluffen läßt.

Ratgeber.

Ich weiß es, daß Verschwörer nach meinem Leben trachten, und ist ihnen ihr Beginnen mehrfach nahezu gelungen. Daß man da mißtrauisch wird und sich von den Menschen, mit denen man es im Grunde gut meint, zurückzieht, ist wohl menschlich und begreiflich. Man wirft mir vor, daß ich nicht imstande sei, bei meinem abgeschlossenen Leben die Verhältnisse des Reiches richtig zu beurteilen. Nun, mein Informationsdienst ist so organisiert, daß mir nichts entgehen kann. Wenn mir meine Feinde vorwerfen, daß ich bald unter dieses, bald unter jenes Beraters Einfluß stände — so ist das ein Irrtum. Auch Izzed Bey beeinflußt mich nicht, wie behauptet wird, — gewiß schätze ich ihn, denn es ist ein Mann von außergewöhnlicher Klugheit. Ich höre sie alle, und, die Ansichten meiner Berater

kühl abwägend, komme ich langsam zu meinem Entschluß, den ich dann aber auch nachhaltig durchführe. Das Kritisieren meiner Maßnahmen ist leicht, man vergißt gewöhnlich dabei, daß ich nicht nur mit den Prätensionen der Mächte rechnen muß, sondern auch mit der Frage, was meine mohammedanischen Untertanen dazu sagen. Ich muß vor allem als Kalif, als das Haupt der Gläubigen handeln.

Marschall Fuad.

Der Marschall Dehli Fuad wäre zu kühn, wenn ich nicht wüßte, daß er der „Verrückte" heißt. Er wagt es, mir in seinem 10 Seiten langen Rapport Mangel an Eifer und Unternehmungsgeist vorzuwerfen. Die Wiedergeburt der Türkei komme nicht von selbst, man müsse dem Fortschritt entgegen gehen, Tag und Nacht arbeiten, daß uns die Giaur nicht zu sehr überflügeln. Fuad schimpft über die Rückständigkeit unseres Heeres. Offenbar ist das nur bloßer Neid auf die anderen Generäle. Lobt nicht alle Welt unser Heer! Von der Goltz Pascha stellt es sogar an die erste Stelle der Welt; nichts geht, sagt er, über meine Soldaten! Auf dem Felde der Geistesarbeit sollen wir weit hinter allen anderen Nationen zurückstehen! Fuad scheint selbst ein Giaur geworden zu sein, sonst müßte er wissen, daß geistiges Ringen die Menschheit nicht glücklich macht. Lassen wir den Christen da hinten im Westen ihre Zivilisation. Wir brauchen sie darum nicht zu beneiden. Fuad ist von der Zivilisationskrankheit angesteckt. Es wird gut sein, ihn in die Provinz zu entfernen, damit er nicht andere anstecke!

Militärfez.

Der Scheich ul-Islam ist ein Tor. Wie kann er sich gegen die Einführung des neuen Militärfez sträuben? Tut er nicht, als ob darüber das ganze Reich zugrunde gehen müßte?! Tragen nicht Kavallerieregimenter schon lange den Kalpak, ohne daß ein rechtschaffener Moslem etwas dabei findet? Selbst wenn wir unseren Soldaten preußische Pickelhauben aufsetzen — was hat das mit unserer Religion zu tun? Es ist höchste Zeit, die alten, unsinnigen Vorurteile zu bekämpfen und sie zum alten Eisen zu werfen. Auch das alte Herkommen, niemals barhäuptig zu erscheinen, sollte endlich vertilgt werden. Unsere Ärzte sollten darüber aufklären, daß solch Brauch ein törichter und gesundheitswidriger ist.

Zensur.

Wir müssen eine Zensur haben! Es ist töricht, uns deshalb Vorwürfe zu machen. Man darf unsere Verhältnisse nicht nach denjenigen des Okzidents messen. Bei der dortigen Allgemeinbildung der Völker mag eine Beaufsichtigung der Presse überflüssig sein, aber bei uns ist das Volk zu naiv, nur wenig gebildet. Wir müssen unsere Staatsangehörigen wie Kinder behandeln, denn sie sind in der Tat große Kinder. Wie die Eltern und Erzieher darüber wachen, daß der Jugend

keine schlechte Lektüre in die Hände falle, so hat auch die Regierung bei uns die Aufgabe, alles Schlechte und Vergiftende fernzuhalten. Es ist wirklich traurig, daß sich so viele seichte französische Romane in die Harems drängen, Herz und Gemüt verseuchend. Es ist ein schwacher Trost, daß es nicht die türkischen Buchläden sind, sondern immer die Frankis, die Griechen und Armenier, die diese Schmutzware importieren. Ja die Griechen und Armenier! Was für Lügenbolde sind sie. Wenn alle die falschen Gerüchte, die sie hier in Umlauf setzen, ohne Prüfung durch den Zensor gedruckt hinausflatterten — würde das nicht eine Beunruhigung des eigenen Volkes sein und außerdem im Auslande eine ganz falsche Meinung über uns aufkommen lassen? Unser Land wird schon genug verlästert — also die Zensur muß bleiben!

Bakschisch.

Wer über unsere türkischen Verhältnisse berichtet, sei er ein Franzose, ein Deutscher oder ein Engländer, hält es für unumgänglich nötig, unserem Bakschischwesen besondere Kapitel zu weihen, ja, in einem französischen Werke ist von dem „Sultan Bakschisch" die Rede, welcher mächtiger sei, als der Padischah selbst. Ganz so schlimm ist es mit dem Bakschisch nun doch nicht, vor allem aber versteht ein Abendländer nicht, was es mit demselben im Grunde genommen auf sich hat. Man hält ihn allgemein für ein „Bestechungsgeld". Nun, das ist er in den allerwenigsten Fällen, und sicher herrscht im Reich des Zaren der „Zar Bakschisch" mehr, als bei uns der „Sultan Bakschisch". Eine solch skrupellose Bestechung wie in Rußland gibt es bei uns nicht. Es herrschen in unserem Reiche eben noch Zustände, wie sie in den früheren Jahrhunderten auch in europäischen Staaten anzutreffen waren. Diese hatten damals ebensowenig wie wir ein regelmäßiges Finanzbudget. Die Beamten mußten damals auch in diesen Staaten sehen, wo sie blieben. Die Priesterschaft des Abendlandes soll ja noch heute vielfach auf den Bakschisch ihrer Gemeinden angewiesen sein. Die Aufregung der europäischen Autoren über die „ehrlose Bakschischnehmerei" unserer Beamten ist eine — grundlose. Die Leute vergessen, daß dieselben mit den in geregelten Verhältnissen lebenden Funktionären des Abendlandes nicht zu vergleichen sind. Es wird ihnen Mangel an Moral und Ehrlosigkeit vorgeworfen, wenn sie Bakschisch heischen; aber von dem kärglichen Gehalt, den unser armer Staat ihnen zahlt, vermögen sie nicht zu leben. Sie halten es deshalb für selbstverständlich, daß ihnen für die Bemühungen vom Publikum ein Extradouceur verabfolgt wird, und der Einheimische betrachtet ein solches für durchaus loyal. Der Bakschisch ist durch die jahrhundertelange Gewohnheit eine unabänderliche, landesübliche Institution geworden. Ein Fremder versteht natürlich nicht, da er den Maßstab seiner Heimat anlegt, daß ein kaiserlich türkischer Beamter so handeln kann. Bei unseren unglücklichen Finanzen, die wiederum aus der Armut unserer Bevölkerung resultieren, kommt es leider oft vor, daß die Gehaltszahlung für einige Monate des

Jahres ausfällt. Zu Haus hungert die Familie, und nun muß eben der Bakschisch helfend eingreifen. Es ist dieses menschlich begreiflich, und jeder deutsche, französische oder englische Beamte würde es unter den gleichen Umständen ebenso machen. Es ist unser Bakschisch-System ein Unglück, besonders für den Staat selbst, da ihm auf diesem Wege Unsummen von Einnahmen verloren gehen. Doch wie und wo sollen die Hebel zu einer Besserung angesetzt werden? Jeder Beamte bei uns lebt der Überzeugung, daß er das Recht habe, Bakschisch zu heischen. Nur eine Reform unseres Finanzwesens, nur Schaffung neuer Einnahmequellen vermögen uns Wandel zu schaffen. Vor allem aber müssen uns die Mächte Frieden und Ruhe gönnen, auf daß wir nicht bei den fortgesetzt von außen angezettelten Aufständen gezwungen sind, unsere Staatseinkünfte unnütz zu vergeuden.

Hedjazbahn.

Der Bau der Hedjazbahn — mein alter Traum — nun geht er in Erfüllung! Keinen besseren Mitarbeiter konnte ich finden als meinen Izzed (2. Sekretär und Günstling des Sultans). Er hat sich dieser meiner Idee mit Feuereifer gewidmet, und muß ich ihm Anerkennung zollen, umsomehr, da sie ihm von seinen neidischen Kollegen bei Hofe und von den andern Würdenträgern versagt wird. Ich wundere mich, wie schnell das Geld zur Hedjazbahn aus allen mohammedanischen Ländern der Welt, besonders auch aus Indien, zusammengeflossen ist. Selbst viele Christen, in Paris und Berlin wohnhaft, haben zu dem großen Werke beigesteuert — wohl hauptsächlich der schönen Medaillen wegen, welche der schlaue Izzed für die Stifter größerer Summen prägen ließ. Unsere Mekkabahn zeigt, daß wir zum Fortschritt fähig sind, daß wir durch festes Wollen selbst Englands Schachzüge vereiteln können. Was haben die Briten alles versucht, um unsere Hedjazbahn zu hintertreiben, nun ist sie bald vollendet, und wir brauchen den Suezkanal nicht mehr. Wir haben zwischen Stambul und den heiligen Stätten von Mekka und Medina einen Schienenweg hergestellt und können dorthin jederzeit unsere Truppen auf dem gesicherten Landwege entsenden.

Forstwirtschaft.

Immer wieder wird uns der Vorwurf gemacht, daß wir die Waldverwüstung Anatoliens verschuldet hätten, daß von uns für die Forstwirtschaft nichts geschehe. Nun gut, der letzte Vorwurf mag gerechtfertigt sein, wenn wir auch neuerdings verschiedene junge Leute nach Europa entsandt haben, damit diese forstwirtschaftliche Studien machen, und wenn wir auch einige schwache Versuche in der Forstkultur gemacht haben. Jedenfalls soll in Zukunft mit der Aufforstung geeigneter Landstriche unseres Reiches begonnen werden, vor allem soll aber das Möglichste getan werden, um den geringen in meinem Reiche befindlichen Waldbestand zu schonen. — Ganz ungerechtfertigt ist der Vorwurf, daß wir die Verwüstung unserer Länder verschuldet hätten. Als wir ins Land kamen und Besitz davon ergriffen,

fanden wir schon überall einen entwaldeten Landbestand und kahle Berge vor. Die alten Griechen, sowie im Mittelalter die Venetianer und Genuesen haben diese Entwaldung verschuldet. Der größte Feind der Forsten bei uns ist aber die Ziegenzucht, welche schon seit undenklichen Zeiten in unseren Ländern betrieben wird. Der junge Baumnachwuchs an den Bergen wird von der Ziege zerstört, da diese nicht, wie das Schaf, sich damit begnügt, die jungen Blätter und Keime abzunagen, sondern stets den ganzen Baumschößling mit der Wurzel ausreißt. Will man forstwirtschaftlich etwas leisten, so müssen wir in erster Linie die Ziegenzucht im Lande einschränken, dann erst läßt sich eine Zunahme unserer Waldungen erwarten.

Räuberunwesen.

Seitdem der berüchtigte Räuber Athanasios kühn einen Eisenbahnzug anhielt und eine deutsche Reisegesellschaft ausplünderte, dürfte bei uns eine so freche Tat, wie die mir soeben gemeldete, kaum jemals vorgekommen sein. Am hellen Tage hat man bei Siwos den Franzosen Chevalier (Direktor des Silberbergwerkes Kassandra auf der Chalkidike) überfallen und entführt. Nicht weniger wie 15 000 türkische Pfund verlangen die Räuber, und soll das Bankhaus Fratelli Allatini (Besitzerin dieser Grube) das Lösegeld bereits gezahlt haben. Natürlich müssen wir zum Schluß wieder einspringen, da es sich um einen französischen Untertan handelt. Es ist schlimm, daß wir immer die Leidtragenden bei all diesen Geschichten sind. Was hat uns das Brigantentum schon für ein schmähliches Geld gekostet. Vor wenigen Jahren haben wir für Mr. Reymond und für Madame Branzeau eine Viertelmillion Franken bezahlen müssen. Immer sind es Griechen, die das schandvolle Räuberhandwerk betreiben. Ihre Überfälle, Entführungen und Erpressungen setzen sie, das muß man sagen, mit einem unglaublichen Raffinement ins Werk. Das Schlimmste ist, daß fast jedesmal, wenn sie von unseren Zaptiehs erwischt werden, ihre Gesandschaft auf der Bildfläche erscheint und sie zärtlich als ihre Untertanen reklamiert, sodaß sie oftmals vor der für dieses Räubergesindel einzig angebrachten Strafe, dem Strang, gerettet werden.

Eunuchen.

Es ist mir unfaßbar, daß sich Europäer zum Eunuchendienst im Kaiserlichen Harem melden. Nicht weniger als 3 Briefe sind in einer Woche angekommen — von einem Musiker aus Paris, einem deutschen Apotheker und einem sächsischen Kaufmann. Es muß eine furchtbare Not sein, welche diese Leute soweit bringt, daß sie nicht nur ihren Glauben abschwören, sondern sich auch noch der Verstümmelung aussetzen wollen. Offenbar begreifen diese Menschen garnicht, welch trauriges Los es heißt, Eunuch zu sein, noch weniger scheinen sie zu wissen, daß ich schon längst dafür bin, mit dieser barbarischen Sitte bei uns aufzuräumen. Muß

man diese armen Wesen nicht bedauern, welche die Habgier der Eltern in ihrer Jugend verkaufte, um sie einem traurigen Siechtum zu überliefern? — Wie mir Mavrogeny (Leibarzt des Sultans) versicherte, gehen etwa 70 Prozent bei dieser Kastrierung zugrunde. — Es muß endlich mit diesem Eunuchenunwesen Schluß gemacht werden. Alte verbrauchte Leute können den Haremsdienst auch sehr wohl versehen.

Midhat und Konsorten.

Ein Schaudern erfaßt mich, wenn ich daran denke, welche Fäulnis sich im Staatskörper vorfand, als ich zur Regierung kam. Was war der Kriegsminister Redif für ein trauriger Charakter; nichts hatte er in Ordnung, als der Krieg gegen Rußland ausbrach. Der Oberst Baker (damals Reorganisator der türkischen Armee) war ein tüchtiger Mann und wollte das Beste, aber gegen solch einen Halunken wie Redif kam er nicht an. — Midhat wühlte gegen mich in der Stille und trachtete mir mit seinen Helfershelfern nach dem Leben. Nur der Wachsamkeit meiner Getreuen gelang es, mich zu retten. Alles das, was ich erlebte, hätten wohl stärkere Nerven kaum zu ertragen vermocht, und es ist nicht zu verwundern, daß ich nach den gemachten Erfahrungen vorsichtig wurde. Ich weiß es nur zu gut, daß viele aus meiner nervösen Schwäche Nutzen ziehen wollen, daß diese Spitzel und Angeber elende Kanaillen sind, daß unser Scheriah die Spionage verdammt, aber — wie kann ich mich gegen die mich umgebenden Gefahren schützen als durch ein ausgedehntes Überwachungssystem. Ist es bei anderen Herrschern, beispielsweise beim Zaren, nicht ebenso?!

Bewilligung der Konstitution. 1908.

Englands Werk scheint vollendet! In unserer Armee schwärt und gärt es, sie ist in zwei Lager gespalten. Jetzt gibt es nur eine Rettung für uns, um die englischen Intrigen zunichte zu machen. Ich muß mich selbst an die Spitze dieser sogenannten „Reform" stellen — ich werde den englischen Machenschaften nachgeben und die Konstitution selbst verkünden. Es ist der letzte Schachzug, der mir übrig bleibt, um Englands schlaue Pläne zu durchkreuzen. Vielleicht werden später die Männer, die heute in Reformgedanken schwelgen, selber einsehen, daß die neuen Bahnen, welche sie einschlagen, zum Abgrund führen; hoffentlich werden sie in letzter Stunde erkennen, daß die Türkei nur dann weiter leben kann, wenn alle Osmanen treu zusammenhalten, auf der alten festen Grundlage unseres heiligen Gesetzbuches. Anders sind wir eine Beute der christlichen Mächte, welche alle darauf ausgehen, uns zu verderben!

Dr. Graf Albert Apponyi: Die ungarische Wahlreform.

Am 5. März d. J. bot die Hauptstadt Ungarns einen eigentümlichen Anblick. Gendarmerie-Patrouillen streiften überall herum; alle Knotenpunkte des Verkehrs waren mit Polizeimannschaft dicht besetzt; vor dem Parlamentsgebäude lagerten Truppenkörper aller Waffengattungen; Proklamationen der Stadthauptmannschaft bedeckten die Mauern, worin mit drakonischen Maßregeln gegen jede Ruhestörung gedroht war und dem friedlichen Bürger Ratschläge bezüglich seines Wohlverhaltens erteilt wurden: jedwede Ansammlung sei zu vermeiden, die Haustore seien um 7 Uhr abends zu schließen, Hilfe sei bei der nächstgelegenen Bezirks-Hauptmannschaft zu suchen. Zugleich waren Vorkehrungen zur Aufnahme und Pflege von Verwundeten getroffen; Schulgebäude waren zu Not-Lazaretten hergerichtet, Ärzte und Pfleger in Bereitschaft gehalten. Ich übertreibe nicht: so sah es an jenem Tage in der friedlichen Haupt- und Residenzstadt Budapest aus. Im Hintergrunde stand die Ankündigung des allgemeinen Streiks durch die sozialistische Parteileitung.

Der Fremde, der, all dies sehend, um den Grund so außerordentlicher Kriegs-Vorbereitungen gefragt hätte, wäre über die Antwort nicht wenig erstaunt gewesen. Man rüstet sich zur Bekämpfung von Straßen-Aufständen — so hätte diese Antwort gelautet —, man verteidigt vor Allem das Parlament gegen etwaige Angriffe der erregten Massen, weil — nun ja, weil dort am heutigen Tage die Diskussion einer Gesetzvorlage beginnt, welche die Volksrechte erweitern, den Massen politische Emanzipation bringen, das allgemeine Wahlrecht einführen soll. Wie reimt sich das? würde der Fremde wohl gefragt haben; sollte man doch meinen, bei solchem Anlasse müsse freudige Feststimmung die Herzen der Menge erfüllen! Gewiß, — so hätte meine Antwort gelautet — aber kommen Sie einmal auf ein Stündchen in mein Arbeitszimmer und sehen Sie sich mit mir den Gesetzentwurf an, mit welchem die Regierung ihr Versprechen, das allgemeine Wahlrecht zu schaffen, einlösen will, und Sie werden sofort begreifen.

Das gegenwärtig geltende Wahlgesetz ist im wesentlichen dasselbe, welches im Jahre 1848, also vor 65 Jahren geschaffen wurde. Sieht man von den Jahren ab, während welcher die ungarische Verfassung tatsächlich suspendiert war, so sind es seit 1867 über 40 Jahre, während deren wohl eine gewisse technische Umgestaltung, aber keine Erweiterung des im Jahre 1848 geschaffenen Wahlrechtes geschaffen wurde, obwohl eine Partei, die sich liberal nannte, durch beinahe 30 Jahre die Macht in Händen hatte. Aber allzu bequem fühlte sich diese

Partei auf einem veralteten Wahlsystem gebettet, das allen Mißbräuchen der Macht Tür und Tor öffnete, als daß sie es über sich gebracht hätte, daran zu rütteln. Dieses Wahlsystem ist am besten charakterisiert durch die Tatsache, daß auf eine Bevölkerung von rund 18 Millionen, wovon rund 4,2 Millionen Männer über 24 Jahren, im Jahre 1911 1,2 Millionen Wähler konskribiert und 1,08 Millionen Wähler (nach den Daten der Volkszählung) tatsächlich vorhanden waren. Die arbeitende Masse war nahezu gänzlich ausgeschlossen; die landwirtschaftlichen Arbeiter machten 2,1 Prozent, die industriellen Arbeiter 2,5 Prozent, also die arbeitende Masse überhaupt nur 4,6 Prozent der Wählerschaft aus; von den industriellen Arbeitern im engsten Sinne waren nicht ganz 3 Prozent wahlberechtigt, von den landwirtschaftlichen — diejenigen eingerechnet, die etwas Besitz haben — etwa 4 Prozent. Dies heißt soviel, daß diese ganze soziale Schicht völlig unvertreten war. Die Absurdität dieser Zustände machte sich immer mehr fühlbar; das Unterlassen jeder abgestuften Reformtätigkeit rächte sich durch die plötzlich hereinbrechende Notwendigkeit, mit einem Sprunge das Versäumte nachzuholen. Auf dem Boden dieses maßlos beschränkten Wahlrechtes wuchs die Agitation für das allgemeine Wahlrecht. Als nun die Krone selbst, aus Anlaß eines Verfassungs-Konfliktes, mit dieser Agitation in Verbindung trat, als hierbei die Schwäche der auf schmaler Basis ruhenden Verfassung in beschämender Weise zu Tage trat, wurde alle Welt darüber einig, daß etwas Durchgreifendes geschehen müsse. Andererseits aber fühlte man auch die Gefahren, die mit einer sprunghaften, radikalen Verschiebung der Machtverhältnisse sowohl in nationaler als in sozialer Richtung verbunden sein können. Man akzeptierte daher allgemein die Parole des allgemeinen Wahlrechtes, setzte aber hinzu, daß gewisse Garantien der Stabilität gefunden werden müßten, um die Überflutung durch staatsfeindliche und unreife Elemente zu verhindern. Bloß die sozialistische Partei, die auf Grund des jetzigen Wahlgesetzes keine parlamentarische Vertretung besitzt, aber durch ihre Rührigkeit und Disziplin, trotz der verhältnismäßig geringeren Zahl ihrer Anhänger, zu einem berücksichtigungswerten Faktor des öffentlichen Lebens geworden ist, beharrte in der Theorie auf der Forderung des unumschänkten allgemeinen Wahlrechtes; dennoch zeigte auch diese Partei hinreichenden praktischen Sinn, um sich mit einem Teil der bürgerlichen Parteien über gewisse Beschränkungen zu verständigen, welche mit der Idee des allgemeinen Wahlrechts insofern in Einklang zu bringen sind, als sie keine künstliche Zurücksetzung irgend einer sozialen Kategorie, insbesondere der Arbeiterschaft, involvieren.

Ehe noch die Regierung mit einem Entwurfe hervortrat, hatten sich sämtliche oppositionellen Parteien über die leitenden Prinzipien der Wahlreform geeinigt. Dieselbe sollte auf den Bildungs-Zensus aufgebaut werden, mit Ausschluß des Vermögenszensus, sowie auf gewisse Erfordernisse einer stabilen Existenz. Demnach sollten alle Männer im Alter von über 24 Jahren, welche des

Lesens und Schreibens kundig sind, das Wahlrecht erhalten, wenn sie mindestens ein Jahr im nämlichen Bezirke wohnen und eine aus mindestens einem Zimmer und einem Küchen-Anteil bestehende Wohnung haben, oder als Familienmitglieder bei einem solchermaßen qualifizierten Wähler wohnen. Für gewerbliche und Bergwerksarbeiter, sowie für Handels-Angestellte sollte an Stelle dieses Wohnungs-Zensus die innerhalb von 2 Jahren mindestens zwölfmonatliche Zugehörigkeit zur Arbeiter-Kranken- und Versicherungskasse oder zum Bruderlande treten. Von solchen, die mindestens 6 Jahre Bürgerschule absolviert haben, wird kein weiterer Nachweis verlangt. Die Anwendung dieses Systemes würde eine Gesamtzahl von rund 2,3 bis 2,4 Millionen Wähler ergeben, welche sich durch Beiziehung der bisher wahlberechtigten Analphabeten (einer auf Aussterbeetat gesetzten Kategorie) auf etwa 2,6 Millionen erhöhen dürfte. Es blieben also noch immer 1,6 Millionen großjähriger Männer aus, worunter 600 000 des Lesens und Schreibens kundige.

Man sieht also, daß es keine besonders radikale Reform ist, über welche sich die oppositionellen Parteien einigten, wenn dieselbe auch der gegenwärtigen Wählerzahl gegenüber einen Zuwachs von über 100 Prozent bedeutet. Der Vorzug dieses Planes liegt darin, daß die beibehaltenen Einschränkungen keine tendenziöse Benachteiligung irgend einer Gesellschaftsklasse enthalten, daher das Wahlsystem sich der sozialen Struktur des Volksganzen naturgemäß anschließen würde, wie wir weiterhin sehen werden. Die sozialistische Partei hat denn auch diesen Entwurf für jetzt angenommen und führt auf Grundlage desselben den Kampf um's Wahlrecht im Verein mit den bürgerlichen oppositionellen Parteien.

Von diesem Hintergrunde hebt sich die Wahlreform-Aktion der Regierung ab. Sie war im Jahre 1910 mit der Parole des allgemeinen gleichen Wahlrechtes in den Wahlkampf eingetreten und gebärdete sich damals gern radikal — radikaler als zumindest ein Teil der Opposition. Es muß jedoch billigerweise zugestanden werden, daß der gegenwärtige Präsident des Abgeordnetenhauses, Graf Stefan Tisza, von allem Anfang an einen extrem konservativen Standpunkt in der Wahlrechtsfrage vertrat; er, für seine Person, hat sich niemals zum allgemeinen Wahlrecht bekannt, was ihn nicht hinderte, eine Regierung zu unterstützen, welche auf dieses Prinzip eingeschworen war. Bei der dominierenden Stellung nun, die er in der Regierungspartei einnimmt, welche Stellung seit dem Staatsstreich vom 4. Juni v. J. zur unumschränkten Diktatur gewachsen ist, war es von vorneherein klar, daß aus diesem Widerspruch keine lebensfähige, rechtschaffene Schöpfung hervorgehen könne. Der Regierungsentwurf kann nur aus diesen Machtverhältnissen innerhalb der Regierungspartei verstanden werden; er bringt dieselben in frappanter Weise zum Ausdruck. Mit nicht geringer Schlauheit wurde ein Werk geschaffen, welches den Schein notdürftig wahrt, als wären durch dasselbe die Verpflichtungen der Schattenregierung und ihrer Partei „allgemeines Wahlrecht" zu schaffen erfüllt, wobei im Wesen der

reaktionäre Geist zum Durchbruch kommt, der dem wirklichen Inhaber der Macht, dem Grafen Tisza eigen ist. Von diesem Standpunkt betrachtet, ist dieser Entwurf, den wir objektiv genommen ein Machwerk geringster Qualität nennen müssen, ein wahres Meisterstück. Schade nur, daß die Massen nicht mehr blind genug sind, um sich durch solche Meisterstücke irreführen zu lassen.

Wie versucht es die Regierung, diese Quadratur des Zirkels zu lösen? Wie bringt sie es zu Stande, ein „allgemeines Wahlrecht" zu schaffen, welches den heutigen Stand von 1,2 Millionen Wählern, bei einer Bevölkerung von 18 Millionen, wovon 4 Millionen erwachsene Männer, darunter 3 Millionen des Lesens und Schreibens kundig, bloß auf 1,8 Millionen erhöht, also um nicht mehr als 50 Prozent, und auf 10 Prozent der Gesamtbevölkerung, bei Ausschließung von 2,2 Millionen erwachsener Männer, wovon 1,2 Millionen des Lesens und Schreibens kundig?

Der Haupt-Trick, womit dieses erstaunliche Resultat erreicht wird, ist die Festsetzung der 30jährigen Altersgrenze für alle jene, die nicht Mittelschulbildung besitzen, während für letztere die 24jährige Altersgrenze gilt. Der Regierungs-Entwurf enthält noch eine Reihe anderer Beschränkungen, die alle mehr oder weniger wirksame Ausschließungs-Momente enthalten, um insbesondere die arbeitende Klasse möglichst zurückzudrängen; dahin gehört die Forderung fünfjähriger Anstellung bei dem nämlichen Arbeitgeber für die landwirtschaftlichen Arbeiter, zweijährige Arbeit in gleichem Industriezweig für die industriellen Arbeiter. Aber die große Massen-Abschlachtungs-Maschine zur Eliminierung von Hunderttausenden von Arbeiterstimmen, zur künstlichen Verschiebung der natürlichen Kräfteverhältnisse, ist doch die dreißigjährige, beziehungsweise die zweifache Altersgrenze.

Um dies klar zu machen, muß ich den Leser wohl mit etwas Statistik plagen. Es ist mir darum zu tun, die Frage aus dem Gebiete der Phrasen in das Gebiet der erwiesenen Tatsachen zu versetzen. Daraufhin mag sich Jeder sein Urteil bilden.

Vorerst einige Zahlen, welche die soziale Struktur unsrer Bevölkerung beleuchten. Uns interessiert hier nur die des Lesens und Schreibens kundige großjährige männliche Bevölkerung von rund 3 Millionen, aus welcher nach allgemeinem Konsens die Wählerschaft zu bilden ist. Diese 3 Millionen verteilen sich auf die wesentlichsten Berufszweige und sozialen Kategorien wie folgt:

Urproduktion (Landwirtschaft, Forstwesen): 1 729 000, hiervon:
- Grundbesitzer 850 000,
- Pächter, Wirtschaftsbeamte, Familienmitglieder der Grundbesitzer und dieser Klassen 257 000.

Arbeiter (inkl. ständiges Gesinde 149 000) 620 000.

Industrie, Handel, Kommunikationswesen: 895 000, hiervon:

Selbständige Unternehmer und qualifizierte Beamte 436 700;

Arbeiter 452 000.

(Die Zahl der eigentlichen selbständigen Gewerbetreibenden beträgt 294 000, die der eigentlichen industriellen Arbeiter 312 000; natürlich spreche ich immer nur von denen, die des Lesens und Schreibens kundig sind und das 24. Jahr überschritten haben.)

Öffentliche Angestellte (Staat, Komitat, Gemeinde, Kirche, Unterricht etc.) 169 000;

Rentiers, Hausbesitzer, Hausgesinde, Taglöhner etc. 191 700.

Ich füge diesen Zahlen keinen Kommentar bei; dem Kundigen geben sie wohl den Schlüssel in die Hand zur Beurteilung des folgenden. Bemerken will ich nur, daß weitaus der größte Teil der 1,2 Millionen männlicher großjähriger Analphabeten, nämlich 960 000, auf die Urproduktion, darunter wieder auf die landwirtschaftlichen Arbeiter, aber auch auf die kleinsten Besitzer der nördlichen und östlichen Komitate entfällt. Unter den industriellen Arbeitern ist ihr Prozentsatz gering.

Und nun komme ich auf die dreißigjährige Altersgrenze zu sprechen, in ihrer Einwirkung auf die zu erringende politische Geltung der einzelnen sozialen Schichten.

Es liegt auf der Hand, daß zunächst eine allgemeine Verminderung der Anzahl der Wahlberechtigten daraus hervorgeht; jene Grundzahl von 3 Millionen des Lesens und Schreibens kundiger großjähriger Männer sinkt auf 2 368 000; es ist also ein Ausfall von rund 630 000 = 21 Prozent. Damit könnte man sich eventuell befreunden, wenn sich dieser Ausfall gleichmäßig auf die hauptsächlichsten sozialen Kategorien verteilen würde. Das ist aber nicht der Fall, sondern es zeigen sich im Gegenteil die schreiendsten Ungleichheiten. Ich habe darüber Berechnungen angestellt, die nicht widerlegt worden sind und auch nicht widerlegt werden können, da sie auf den Zahlen der offiziellen Statistik beruhen. Die Hauptresultate dieser Berechnungen will ich hier mitteilen.

Als Grundlage nahm ich eine weitere Beschränkung der oft angeführten Grundzahl von 3 Millionen, nämlich die Domizils- und Stabilitätsbedingungen, welche im Gegen-Entwurfe der Opposition, unter Zustimmung der sozialdemokratischen Partei aufgestellt worden waren. Unter Anwendung jener Beschränkungen sinkt die obige Grundzahl bei Anwendung der 24jährigen Altersgrenze auf 2 560 000, bei 30jähriger Altersgrenze auf rund 2 086 000. Die Differenz beträgt rund 500 000 oder 19 Prozent. Diese 19 Prozent, als Durchschnitts-Differenz, müssen wir als Maß des Vergleiches festhalten.

Sehen wir uns nun den Prozentsatz der Abnahme, die infolge Ver-

legung der Altersgrenze auf 30 Jahre eintritt, bei den verschiedenen sozialen Klassen an, so kommen wir zu folgenden, geradezu verblüffenden Resultaten:

Bei den Grundbesitzern beträgt die Abnahme 9,4 Prozent — bei den landwirtschaftlichen Arbeitern 21,7—22,5 Prozent; Differenz zu Ungunsten der arbeitenden Klasse: 13 Prozent.

Bei den selbständigen Gewerbetreibenden und Unternehmern verwandter Beschäftigungszweige ist die Abnahme 15—16,4 Prozent, bei den gewerblichen Arbeitern 32 Prozent; Differenz zu Ungunsten der arbeitenden Klasse: 16 Prozent.

Gehen wir aber weiter, so finden wir, daß die Abnahme bei den kleinsten Grundbesitzern unter 5 Joch 11 Prozent, bei den größeren nur 6 Prozent beträgt; ebenso bei den kleinsten Gewerbetreibenden 20 Prozent und bei den größeren nur 11 Prozent. Also auf der ganzen Linie wird der kleine Mann gedrückt und in den Hintergrund gestoßen. Und warum diese ungleiche Wirkung der höheren Altersgrenze? Ganz einfach wegen der schlechteren Lebenshaltung und darum geringeren mittleren Lebensdauer der ärmeren Klassen, insbesondere der industriellen Arbeiterklasse. Diese mittlere Lebensdauer beträgt nur 40 Jahre, ein Umstand, der als Ansporn zur schleunigsten Ausbildung unserer sozialpolitischen Gesetzgebung dienen sollte, der aber jetzt als Handhabe dient, um den Anteil der gebildeten Arbeiterschaft am Verfassungsleben künstlich herabzudrücken. Man stelle doch die beiden extremen Ziffern einander gegenüber: 9 Prozent Einbuße an Grundbesitzerstimmen, gegen 32 Prozent Einbuße an Arbeiterstimmen! Ist es dann zu verwundern, daß in dieser Klasse, welche sich ent- und getäuscht fühlt, die tiefste Erbitterung herrscht? Erzählt uns doch die statistische Beilage des Regierungs-Entwurfes, daß von jenen 452 000 großjährigen, gebildeten Arbeitern, die wir vorhin nachgewiesen haben, bloß 224 711, also nicht ganz die Hälfte das Wahlrecht erhalten sollen, während der Entwurf der Opposition dasselbe 410—420 000 gewerblichen Arbeitern verleihen würde. Von den 620 000 großjährigen, des Lesens und Schreibens kundigen landwirtschaftlichen Arbeitern sollen gar nur 150 000 wahlberechtigt werden, also etwa ein Viertel! Das ist in der Tat „allgemeines Stimmrecht" nach Junker-Rezept. Nach dem Entwurfe der Opposition wären in dieser Klasse 510 000 stimmberechtigt.

Ganz im Allgemeinen gesprochen, gehört nach dem Entwurf der Opposition 64 Prozent der künftigen Wählerschaft der selbständigen Unternehmer- und 36 Prozent der Arbeiterklasse an. Dieses Verhältnis stellt sich wie 70 zu 30 Prozent in den landwirtschaftlichen und verwandten — beziehungsweise wie 51 zu 49 Prozent in den gewerblichen und verwandten Berufsarten. Das geübte Auge wird sofort wahrnehmen, daß diese Verteilung in einem industriearmen Lande mit ziemlich parzelliertem Grundeigentum der tatsächlichen sozialen Struktur entspricht. Die konservativen Interessen sind dabei hinreichend geschützt und der Schutz, den sie genießen, ist nicht künstlich, nicht gewaltsam, nicht gemacht, sondern der lebendigen Wirklichkeit entsprossen. Nach dem Regie-

rungs-Entwurf stellt sich das Verhältnis wie 75 Prozent zu 25 Prozent; das ist aber eine gewaltsame Verschiebung der realen Kräfte-Verhältnisse: es ist von heute auf morgen. Wehe den Interessen, welche keine andere Schutzwehr haben als ein solches, schon in der Anlage zum Einsturz prädestiniertes Gebäude.

Zum Bilde des Ganzen gehört, daß, außer in jenen Städten, die selbstständige Munizipien sind, der öffentliche Abstimmungsmodus beibehalten wird, also der amtliche und soziale Druck weiterhin auf allen irgendwie abhängigen Wählern lasten wird, der Korruption weiterhin Tür und Tor offen bleibt. Wem kann es da noch zweifelhaft erscheinen, welches Geistes Kind diese „Wahlreformaktion" ist? Es sollte eben der Schein erweckt werden, als geschähe etwas, aber im Wesentlichen soll alles beim Alten bleiben.

Graf Tisza, der Diktator auf dem Präsidentenstuhle, unter dessen Schatten sich das Ministerium Lukács demütig verkriecht, verkündet, das sei konservativ und national; dabei spricht er mit souveräner Geringschätzung von den Parlamenten, die aus dem allgemeinen Stimmrecht hervorgehen, mögen sie auch große Kulturvölker vertreten. Das Niveau sei in diesen Parlamenten tief gesunken! Dieser kühne Ausspruch, doppelt kühn in einem Augenblick, wo das beschränkte und geknechtete Wahlrecht bei uns so herrliche Früchte zeitigt, hat auswärts ein böses Echo erweckt. Man kennt eben dort den Grafen Tisza nicht so genau, wie wir ihn kennen; man weiß nicht, daß seine Worte, wenn er vom hohen — Steckenpferde herab spricht, nicht übermäßig tragisch zu nehmen sind. Aber sehen wir uns seine Behauptungen doch einmal an. Das Niveau sinke? Vom Klub-Standpunkte vielleicht; wessen Ideal das englische Parlament vor der Reformbill ist, welches ein geistreicher Staatsmann den ersten Klub des Reiches nannte, der mag um eine „Volksvertretung" trauern, in welcher eine soziale Schicht, in voller gesellschaftlicher Homogeneität, die Angelegenheiten des Landes nach ihrem Geschmack und wohl auch nach ihrem Interesse erledigt. Wer aber das Niveau darin erblickt, daß das gesamte Volksleben, mit allen seinen Gedanken, Aspirationen, Bedürfnissen, Interessen, zum Ausdruck komme und ein wahrer Volkswille zur Geltung gelange, der wird sich erlauben, darüber anders zu denken; der wird eine Reform anstreben, durch welche tatsächlich das ganze Volk zu Worte kommt. Und, wenn man schon vom Niveau faselt, so möge man die greuliche Korruption nicht vergessen, welche sich hinter den glatten Formen eines auf Exklusivität beruhenden Parlamentes birgt, die Verlogenheit aller Institutionen, die daraus hervorgeht, die demoralisierende Wirkung der systemisierten Lüge, kurzum: das Sinken des moralischen Niveaus. Das ist nicht bloß bei uns so, das war seinerzeit in England und in allen Ländern, wo solche Verhältnisse herrschten. Wir brauchen uns als Nation dessen nicht zu schämen, daß gleiche Ursachen bei uns gleiche Wirkungen wie anderwärts erzeugten. Aber hinaus wollen wir aus dieser Stickluft, zusammengesetzt aus Korruptions-Gestank und Klub-Parfüm, hinaus in die belebende Atmosphäre des ungefälschten Volks-

willens, und kein Tisza'scher Pseudo-Nationalismus und Pseudo-Konservatismus, kein Flunkern mit Übermenschentum unter militärischem Schutz, keine Lukács'sche Schlauheit, keine ephemere Kunst-Majorität wird uns darin aufhalten. Was diese Faktoren schaffen, ist von heute auf morgen; ein Windhauch bläst es weg; was aber wir wollen, beruht auf den ewigen Entwickelungsgesetzen der Menschheit, auf den Forderungen der sozialen Gerechtigkeit und der historischen Wahrhaftigkeit. Nicht im Kampfe gegen diese sittlichen Kräfte, sondern durch bewußte Einfügung in das Walten derselben wollen wir unsere nationale Zukunft sichern.

Konservativ und national will sich der antisoziale Entwurf der Regierung nennen. Nun denn: was letzteres betrifft, habe ich in einer Reihe von Zeitungs-Artikeln nachgewiesen, daß insbesondere die 30jährige Altersgrenze, dieses noli me tangere der Tisza-Lucács'schen „Reform", vom nationalen Standpunkte völlig irrelevant ist, und es wurde nicht einmal der Versuch gemacht, diesen ziffermäßigen Nachweis zu entkräften. Den fremden Leser dürfte dieses Moment übrigens weniger interessieren als das soziale. In dieser Richtung nun erweist die Bezeichnung „konservativ" dem Entwurfe viel zu viel Ehre. Konservativ sein heißt: Dauerhaftes schaffen. Mit dem Beharren allein kommt man nicht aus. „Conservatio est perpetua creatio", sagt treffend einer der älteren Kirchenväter, ich glaube St. Augustinus; erhalten heißt fortwährend schaffen. Durch die Anpassung des Schaffens an reale Bedürfnisse, statt an bloß doktrinäre Aspirationen, kennzeichnet sich der richtige konservative Geist, sowie durch Schöpfungen, welche Beruhigung erzeugen und Dauer versprechen. Und dazu gehört nun einmal, da in allen Sphären ökonomischer Tätigkeit der Faktor Arbeit zu einer selbständigen sozialen Klasse geworden ist, vollkommen befähigt, die eigenen Interessen zu begreifen und zu vertreten, daß dieser gesellschaftliche Faktor auch in der politischen Organisation, in der Verfassung, nach seinem natürlichen Gewichte zum Rechte gelange. Der soziale Friede, das innere Gleichgewicht der Nation und daher die nationale Erstarkung ist nur um diesen Preis zu erhalten. In dieser Beziehung fallen die Begriffe: konservativ und fortschrittlich zusammen; man ist nicht konservativ, wenn man es in Untätigkeit oder ungenügender Tätigkeit (was auf Eins herauskommt) auf den Zusammenbruch ankommen läßt, und man ist nicht fortschrittlich, wenn man die Lebensbedingungen des Volkes, das fortschreiten soll, zerstört. Die anti-fortschrittliche Wahlreform der Regierung ist auch nicht konservativ, weil sie die Frage nicht einmal für kurze Zeit auf einen Ruhepunkt bringt. Die in ihren gerechten Forderungen verkürzten sozialen Schichten werden den Kampf um Erlangung derselben mit gesteigerter Erbitterung fortführen. Das bedenkliche Kampfmittel des General-Streiks wurde in weiser Erwägung der Kräfteverhältnisse wohl fallen gelassen, aber der Kampf fängt jetzt erst recht an. Wir, die oppositionellen bürgerlichen Parteien, werden den Vertretern der Arbeiterparteien darin treu zur Seite stehen, weil

sie im Rechte sind und nur billiges verlangen. Wir handeln so im Interesse des sozialen Friedens und der moralischen Kohäsion unseres Volkes: im konservativen Interesse ebenso wie im Zeichen des Fortschrittes, vom nationalen ebenso wie vom menschheitlichen Standpunkte.

Der geneigte Leser dürfte aber jetzt verstehen, wieso es kam, daß eine „demokratische" Reform im Budapester Parlament nicht anders als unter dem Schutze einer ganzen Armee durchgebracht werden konnte.

Professor Dr. Ludwig Stein:
An der Wiege der deutschen Nationalidee.

Eine Jahrhundertbetrachtung.

Das politisch so beziehungsreiche Jahr 1913 ist nicht minder bewegt und an weltgeschichtlichen Neugestaltungen nicht weniger reich, als das denkwürdige Jahr 1813. Vor hundert Jahren wurde Preußen neu geboren, und heute stirbt die europäische Türkei. Die Landkarte des europäischen Ostens wandelt sich grundmäßig. Das Jahr 1813 haben sich unsere Urgroßväter fest eingeprägt, das Jahr 1913 werden unsere Urenkel in Erinnerung behalten. Die traditionelle Unglückszahl „13" war für Preußen Aufstieg, für die Türkei heute Abstieg. Die moslemische Theokratie sinkt in Trümmer. Der „Gottesstaat" der muhammedanischen Religion erweist sich als zu schwächliches Einheitssymbol, um verschiedene Rassen und Völker zusammenzuhalten, während der deutsche Nationalstaat triumphiert und den geschichtlichen Nachweis erbringt, daß der Nationalidee heute gelingt, was der religiösen mißlingt: ein dauerndes Einheitsband um die Völker zu schlingen.

Einen besonderen Reiz bietet im Jubeljahr 1913 die Rückschau auf die Wandlung der Ideen unter den führenden Geistern deutscher Zunge an der Schwelle des 19. Jahrhunderts. Der Übergang von weltbürgerlichen zu nationalen Idealen vollzieht sich leise und allmählich. Ein geschichtlicher Rückblick befähigt uns, die Geburtskunde der werdenden deutschen Nationalidee zu belauschen, deren eigentlicher Schöpfer der Philosoph Fichte ist.

Der deutscheste unter den deutschen Philosophen, Johann Gottlieb Fichte, der erste von der Professorenschaft gewählte Rektor der Berliner Universität, hat in seinen „Reden an die deutsche Nation", die er im Winter 1807/08 im Akademiegebäude gehalten hat, die republikanisch-weltbürgerliche Schwarmgeisterei seiner Jugendjahre preisgegeben, um der deutschen Nationalerziehung mit flammender Zunge das Wort zu reden. Das Weltbürgertum war die Ideologie der deutschen Klassik. Die Philosophen des Aufklärungszeitalters, und an ihrer Spitze Kant,

der die Aufklärung abschließt, indem er sie überwindet, waren durchweg ebenso kosmopolitisch gerichtet, wie Lessing und der jüngere Herder, Goethe und Schiller, der jüngere Fichte, der jüngere Hegel mit Hölderlin und Schelling auf dem Tübinger Stift, die beiden Brüder Schlegel und mit ihnen die ganze Frühromantik. Die Naturbeseelung, welche der Romantiker Novalis so sehr auf die Spitze treibt, daß er im Witz eine geistige Elektrizität, im Denken ein Oxydieren, im Weibe ein Oxygen sieht, gibt ihm die echtromantische Analogie ein, die Seelen der Pflanzenindividuen seien vielleicht ätherische Öle und die Blumen das Modell von Toleranz und Kosmopolitismus.

Erst das cäsaristische Ungestüm Napoleons, der als politischer Romantiker bis ins Mark den Spottnamen „Ideologie" für blutleere philosophische Abstraktionen schuf, bewirkte die Abkehr der deutschen Ideologen vom Kosmopolitismus und ihre entschiedene Hinwendung zum Nationalismus. An Napoleons ephemerem Weltreich, das rückhaltlos alles niedertrat und zerstampfte, was sich als nationales Eigenleben dem Weltherrschaftsgelüste des Korsen trotzig entgegenstemmte, entzündete sich der großdeutsche Patriotismus und Nationalismus. Goethe und Hegel freilich standen anfänglich noch ganz im Banne dieses politischen „Rattenfängers von Hameln". In seiner Bamberger Zeit, da Hegel unter die Journalisten gegangen war, galt ihm Napoleon noch als politische „Weltseele", die er sich rühmte „reitend" gesehen zu haben. Aber Fichte, Vater Jahn, die Freiheitssänger entdeckten nach der Schlacht von Jena ihr deutsches Herz. Fichte hält seine „Reden an die deutsche Nation" (1808), der Turnvater Jahn veröffentlicht 1810 „das deutsche Volkstum", Achim von Arnim sammelt schon 1805 Volkslieder und 1806 Kriegslieder. Und von Arnim ist es auch, der das entscheidende Wort gegen jenen Kosmopolitismus ausspricht, der „Europa zu einem schönen humanen Ganzen zusammengefabelt hat." Es verschlägt dabei wenig, daß die streng romantische Staatswissenschaft, die mit Fr. Schlegel, Friedrich von Gentz, Adam Müller und Karl Ludwig von Haller stark nach Österreich schielte, später wieder einem politischen Universalismus verfallen ist, der ihr im universalistisch-klerikalen Österreich am vorbildlichsten verwirklicht zu sein scheint. Ging es doch den reaktionären, konservativ-agrarischen, klerikal-universalistischen Staatstheoretikern, die meist auf Metternich schworen, nicht anders, als dem radikalen und revolutionären jungen Deutschland, das republikanisch fühlte. Beide vollziehen eine Frontänderung vom preußisch-deutschen Nationalismus, den der ältere Fichte und der von Napoleon gründlich bekehrte Hegel vertreten, zum Kosmopolitismus. Nur drapiert sich dieser Kosmopolitismus bei den romantischen Reaktionären, die im klerikalistischen Österreich den Hort und Hüter ihrer politischen Ideale sehen, als religiöser Universalismus, wie er dem Katholizismus (von καθ' ὅλον gebildet) eigen ist, während sich der linke Flügel des jungen Deutschland, das auf ein protestantisches Preußen-Deutschland hofft, auf einen republikanischen Kollektivismus und Kosmopolitismus einschwört.

Allein auch der Mitschöpfer und glühendste Verfechter der Nationalidee, Johann Gottlieb Fichte, hat den Kosmopolitismus seiner Jugendjahre, der ihn eng an Kant heranrückte, selbst in seiner schroffen nationalistischen Periode nicht völlig überwunden. Freilich war Fichte als praktischer Politiker an Napoleon, der einen künstlichen Völkermischmasch und internationalen Urbrei unter französischer Oberherrschaft gewaltsam zusammenrühren wollte — darin war Napoleon zwar kein Ideologe der Metaphysik, aber ein Ideologe der Soziologie — wissenschaftlich gesundet. Sein Nationalismus war der lebendige Protest und die natürliche Reaktion gegen jenen unhistorischen Kosmopolitismus, den das Aufklärungszeitalter in der Theorie zu künden und Napoleon in die Praxis umzusetzen versuchte. An Napoleons künstlichem „Weltreich", das nur vorübergehend durch eine gewaltige Faust ebenso zusammengehalten werden konnte, wie einst das „Weltreich" Alexanders am Mittelmeerbecken, um ebenso plötzlich wie jenes zusammenzukrachen, weil es mechanisch aneinandergeleimt, aber nicht organisch ineinandergewachsen war — an diesem Weltreich Napoleons war der experimentelle geschichtliche Nachweis von der Unhaltbarkeit des utopistischen Kosmopolitismus früherer Jahrhunderte für alle Augen erbracht, die sehen wollten. Andererseits konnte und mochte Fichte als Philosoph von jenen Idealen sich nicht ganz trennen, die ihn einst mit seinem Lehrer Kant verbanden. Denn Kant war und blieb bis an sein Lebensende ein typischer Vertreter der kosmopolitischen oder weltbürgerlichen Ideale.

Die teleologische Geschichtsauffassung, welche Kant mit Lessing und sogar mit seinem geschichtsphilosophischen Antipoden Herder verbindet, drückt auch der Geschichtsphilosophie eines Fichte, Schelling und Hegel den entscheidenden Stempel auf. Lessings Toleranztrilogie ist nämlich ebenso auf den kosmopolitischen Ton gestimmt, wie Kants „Idee zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht" (1784), ferner „Zum ewigen Frieden" (1795) und endlich die „metaphysischen Anfangsgründe der Rechtslehre" (1797), die ein Jahr später erschienen sind, als Fichtes „Naturrecht" (1796). Der dritte Definitivartikel von Kants Schrift „Zum ewigen Frieden" lautet: Das Weltbürgerrecht soll auf die Bedingungen der allgemeinen Hospitalität eingeschränkt sein. Am Schlusse seiner Bemerkungen zum dritten Definitivartikel fügt Kant hinzu: „Da es mit der unter den Völkern einmal überhand genommenen Gemeinschaft so weit gekommen ist, daß die Rechtsverletzung an einem Platz der Erde an allen gefühlt wird, so ist die Idee eines Weltbürgerrechts keine phantastische und überspannte Vorstellungsart des Rechts, sondern eine notwendige Ergänzung des ungeschriebenen Codex, sowohl des Staats- als Völkerrechts zum öffentlichen Menschenrechte überhaupt, und so zum ewigen Frieden, zu dem man sich in der kontinuierlichen Annäherung befindet, nur unter dieser Bedingung schmeicheln darf."

Wir haben uns mit Recht daran gewöhnt, auf Kant selbst dann zu lauschen,

wenn er uns auf den ersten Anblick auch paradox erscheint. Und ähnlich wie Kant das Aufklärungszeitalter am tiefsten erfaßte und eben damit überwand, so hat er auch den Kosmopolitismus, das politische Credo des Aufklärungszeitalters, in der tiefsten Wurzel gepackt und eben dadurch überwunden. Wenn wir die soeben angeführten Kantischen Worte in ihrem weltgeschichtlichen Kerne erfassen, so liegt in ihnen ein vorahnender Hinweis auf jene Synthese, welche das 19. Jahrhundert tatsächlich vollzogen hat, und das zwanzigste im Begriffe steht, nicht bloß zu Ende zu denken, sondern zu Ende zu handeln. Nach jenem triadischen Rhythmus, den Kant seiner logischen Kategorientafel zugrunde gelegt hat, worauf Fichte, Schelling und Hegel ihre gewaltigen Begriffsdichtungen nach dem Dreivierteltakt von Thesis, Antithesis, Synthesis vertonten, hat Kant auch das soziologische Problem: Kosmopolitismus, Nationalismus, Internationalismus begriffen. Der Kosmopolitismus ist die soziologische Setzung des Problems, der Nationalismus seine Entgegensetzung, der Internationalismus endlich seine Zusammensetzung. Der Weg des Rechts geht überall vom ungeschriebenen Recht (ἄγραφος νόμος) zum geschriebenen, vom privaten Recht zum öffentlichen, und bei wachsender Solidarität infolge der zunehmenden Verkehrswege und ständig sich steigernden Handelsbeziehungen unter den Völkern entsteht die Thesis: Staatsrecht in Judäa, Hellas und Rom, die Antithesis das Völkerrecht in den internationalen Friedensverträgen der Römer (foedus und sponsio), und in der Theorie bei Gentilis und Grotius endlich die Synthesis: Menschenrecht, gefordert von der französischen Revolution, aber erst verwirklicht vermittelst jener internationalen Vereinbarungen, welche das politische Charakteristikum unseres eigenen Zeitalters darstellen. Die Sehnsüchte und Träume unserer Vorfahren, der Utopisten und Philanthropen, der Sibyllinendichter und Chiliasten, der Schwärmer und Phantasten, welche einen kosmopolitischen Völkerbrei forderten, suchen wir darin zu erfüllen, daß wir durch den Nationalismus hindurchgegangen sind, um erst auf dem Boden des Nationalismus die von Kant und Fichte geforderte Synthese des bewußten Internationalismus nicht bloß theoretisch zu vollziehen, sondern auch praktisch zu vollbringen.

Denn Fichtes nationalistische Periode weist schon prophetisch über sich selbst hinaus. Der Nationalismus ist Fichte nicht Selbstzweck, sondern nur Mittel. Fichte ist deutscher Patriot gerade deshalb, weil er sich als Weltbürger fühlt. In seiner anonymen kleinen Schrift vom Jahre 1793 „Zurückforderung der Denkfreiheit von den Fürsten Europas, die sie bisher unterdrückten. Eine Rede. Heliopolis, im letzten Jahre der alten Finsternis," findet sich die kosmopolitisch lautende Stelle, welche an die Auffassung des Kosmopolitismus bei den Stoikern gemahnt: „Der Mensch trägt tief in seiner Brust einen Götterfunken, der ihn über die Tierheit erhebt und ihn zum Mitbürger einer Welt macht, deren erstes Mitglied Gott ist." Es ist dies jene universalistische Auffassung des Kosmo-

politismus, wie sie in der Antike bei den Cynikern auftaucht. Der Cyniker Diogenes antwortet auf die Frage, woher er sei, mit dem Ausdruck: Κοσμοπολίτης. Die Stoa und — durch ihre Vermittelung — das Urchristentum adoptieren diesen kosmopolitischen Zug, welchem Zeno, der Begründer der Stoa, folgende Fassung gibt: Dem „Weltstaat" stehen keine anderen Staaten gegenüber, weil alle Grenzen der Völker in einer allgemeinen Verbrüderung aller Menschen sich aufheben. Kant hingegen sieht in der Idee des Kosmopolitismus nur ein „regulatives Prinzip". Nur durch fortschreitende Organisation der Erdenbürger in und zu der Gattung als einem System, das kosmopolitisch verbunden ist, kann die Vollendung dieses Prozesses erwartet werden. In seinem „Naturrecht" dem Kosmopolitismus Kants noch nahestehend, schreitet Fichte schon in seinem „geschlossenen Handelsstaat" zu einem nationalen Staatssozialismus fort, dessen Wesen er in seinen „Grundzügen des gegenwärtigen Zeitalters" genauer zu präzisieren sucht. Hier ist das wahre Vaterland „derjenige Staat in Europa, der auf der Höhe der Kultur steht" — eine ethisierende Umschreibung des echt kosmopolitischen ubi bene, ibi patria. Nur versteht Fichte unter diesem „Weltbürgersinn" jenes Vaterland, in „welchem Licht und Recht herrschen". Noch in seinen „patriotischen Dialogen" vom Jahre 1807 stellt Fichte fest, daß „der kräftigste und regsamste Patriot eben darum der regsamste Weltbürger ist". Aber in Herder und Schiller regte sich allgemach die Opposition gegen alle Ausländerei und das „Allerweltsbürgertum". Herder sagt: Das verschwemmte Herz des Kosmopoliten sei für niemand eine Hütte. Schiller, der einst sang: „seid umschlungen Millionen, diesen Kuß der ganzen Welt," nennt in seinem „Nachlaß" Deutschland wegen seiner mitteleuropäischen Lage den „Kern der Menschheit". Mit Herder wird Fichte in den „Reden an die deutsche Nation" Schöpfer der deutschen Nationalidee. Die Idealisierung alles Deutschen setzte schon bei den Frühromantikern ein. Fr. Schlegel sagt im 38. Lyceumsfragment: „Die Deutschheit liegt nicht hinter, sondern vor uns." Dazu aber, meint Fichte, muß das deutsche Volk durch Nationalerziehung allmählich herangebildet werden. Nur eines vermag dem deutschen Volk Rettung zu bringen: eine gänzliche Veränderung des bisherigen Erziehungswesens, eine vollkommene Umschaffung der Nation, ihre Bildung zu einem allgemeinen und nationalen Selbst. Vaterländische Politik, so meint jetzt Fichte, bedeutet den Wetteifer aller deutschen Staaten, am besten deutsch zu sein, die nationale Eigenart am vollkommensten mit ewigem Gehalt zu erfüllen. Aber selbst jetzt noch sieht Fichte die deutsche Vaterlandsliebe „unter dem Bilde der Ewigkeit". Denn wer nicht zuvörderst sich als ewig erblickt, der hat überhaupt keine Liebe und kann auch nicht ein Vaterland lieben. Der Staat ist nichts Festes und für sich selbst Seiendes, sondern bloß das Mittel für den höheren Zweck der ewig gleichmäßig fortgehenden Ausbildung des rein Menschlichen in dieser Nation. Die Idee des Staates sieht jetzt Fichte darin: durch einen gemeinschaftlichen Willen den Zweck des Geschlechts zu befördern. Wie die Träger

der Kultur einst die Griechen, sodann die Römer waren, so ist jetzt den Deutschen diese Weltmission überbunden. Aber auch der deutsche Staat wird seine Söhne nicht im engherzigen und ausschließenden, sondern im allgemeinen und weltbürgerlichen Geiste erziehen. Die deutsche Nation, sagt Fichte, ist die einzige unter den neueuropäischen Nationen, die es an ihrem Bürgerstande schon seit Jahrhunderten durch die Tat gezeigt hat, daß sie die republikanische Verfassung zu ertragen vermöge. Die republikanische Verfassung der Hansastädte z. B. hindert sie nicht, sondern bestärkt sie vielmehr darin, ganz und restlos die deutsche Nationalidee in sich aufzunehmen und zu verarbeiten.

Dr. Adrian Polly:
Zar und Volk.

Persönliche Eindrücke von der Romanowfeier.

Durch die trüben Kriegs- und Aufruhrereignisse der Jahre 1904/6 war der persönliche Verkehr zwischen Zar Nikolaus II. und den breiten Volksschichten nicht allein während dieser Epoche, sondern auch bis zu den Kiewer Festtagen im Herbst 1911, die bekanntlich mit der blutigen Katastrophe schlossen, die das Leben des Ministerpräsidenten Stolypin als Opfer forderten, so gut wie vollständig unterbrochen. Weder Festlichkeiten, noch allgemeine Empfänge, Galavorstellungen oder Hofbälle fanden statt. Der Herrscher Rußlands lebte im Kreise der Seinigen während der Wintermonate in Zarskoje Sselo, im Sommer in seinem an der Finnländischen Meeresbucht in Neu-Peterhof gelegenen Schlosse, von wo alljährlich vor der Rückkehr in die Winterresidenz ein mehrwöchentlicher Aufenthalt in den Finnländischen Schaeren auf der Kaiserjacht „Standart" unternommen wurde. Hier genießt der Kaiser, umgeben von seiner Familie, die harmlosen Freuden der einzigen „Ferienruhe" aus strenger, arbeitsreicher Pflichterfüllung, die der hohe Herr sich gönnt.

Diese langen Jahre förmlicher Weltabgeschlossenheit wurden nur durch die regelmäßigen persönlichen Berichterstattungen der Minister und obersten Verwaltungs- wie Militärchefs, amtliche und diplomatische Empfänge, Erfüllung repräsentativer Verpflichtungen anläßlich der Geburts- und Gedenktage zu Ehren befreundeter Staatsoberhäupter, und die vorgeschriebenen Veranstaltungen bei eigenen Landesfeiern und Familienfesttagen unterbrochen. Im Spätherbst pflegt der Zar seine Residenz auf die Dauer der großen Kaisermanöver seiner Garde-

truppen auf dem Gelände von Krasnoje Sselo in das dort befindliche Kaiserliche Schloß zu verlegen. Einen Teil des Sommers 1910 verbrachte die Zarenfamilie im Großherzogtum Hessen, bei den nahen Verwandten des Herrscherhauses, zum gleichzeitigen Nauheimer Kurgebrauch. Der vorjährige Winter und ein Teil des Frühjahrs vereinigte das Kaiserhaus in dem neuerbauten Meeresschloß von Livadia. Und endlich oblag Zar Nikolaus im verflossenen Herbste bis Winter Anfang den Jagdfreuden auf seiner Besitzung Spala im Zartum Polen.

Umso nachhaltigeren Eindruck weckte in den Herzen Tausender und abermals Tausender, die als Abordnungen oder kraft der von ihnen vertretenen amtlichen Stellungen, aus allen Gouvernements des weiten russischen Reiches, oder auch als Stammeshäupter unter russischem Schutz und der Herrschaft des Zaren lebender Fremdvölker, in St. Petersburg zusammengeströmt waren, um vereint mit den hier seßhaften höchsten Würdenträgern des Reiches, den Zentralbehörden, den beiden Körperschaften der Volksvertretung, des Adels und der Geistlichkeit, der Militärgewalt und der Gelehrtenwelt, der einheimischen wie der auswärtigen Diplomatie, in dieser historischen Festwoche sich um den Herrscher Rußlands und die Mitglieder des Kaiserhauses zu scharen: zur gemeinsamen Begehung der Jubelfeier zum ewigen Gedächtnis an die Vollendung der drei Jahrhunderte umfassenden Regierungsdauer der Dynastie Romanow als Inhaber der russischen Herrscherwürde.

Vollzogen sich die weihevollen Kirchenzeremonien unter dem mächtigen Kuppelbau der Kasankathedrale in andachtvoller Sammlung, der Empfang der Regierungsbehörden, der Diplomatie mit ihren Damen, der Hofgesellschaft, wie der Bauernältesten und aller sonstigen herbeigeeilten und berufenen unzählbaren Scharen von Beglückwünschern in den Prunksälen des kaiserlichen Winterpalastes in höfisch festgefügten Formeln und feierlicher Ruhe: so gaben die Auffahrten der kaiserlichen Familie zu und von den Festplätzen den auf den Hauptstraßen und öffentlichen Plätzen Spalier bildenden Massen, weit mehr und intimer aber noch den Glücklichen, die zur Galavorstellung im Kaiserlichen Marientheater und zum Huldigungsballe der russischen Aristokratie im St. Petersburger Adelssaale Zutritt erlangt hatten, die Möglichkeit, dem Zarenpaare und deren Angehörigen ins Angesicht zu blicken, ihre Mienen, Bewegungen, Gesten, Sprechweise untereinander, wie mit Personen der Hofkreise, ihr Lächeln und Gehaben, kurzum die kleinen, persönlichen, doch ungemein charakteristischen Züge der sonst unnahbaren Träger der Krone zu studieren.

Nicht allein in der Seltenheit des Vorgangs, vielmehr auch in den besondern rein russischen Eigenheiten in der Berührung zwischen dem Monarchen und den auserlesensten Vertretern seiner Untertanenschaft lag für die Teilnehmer und Beobachter ein außerordentlicher, fast zauberhafter Reiz. Schon der Anblick des in feenhaftem Glanze erstrahlenden Theatersaales, während der Galaoper „Das Leben für den Zaren", komponiert von Glinka, am Freitag abend,

übersteigt die lebhafteste Vorstellung selbst derjenigen, die in anderen Residenzen Zeugen ähnlicher Festveranstaltungen waren. Der Einlaß war selbstredend nur den Geladenen gewährt, deren Berechtigung unbeschadet der ordenbesätesten Generalsuniform durch höhere Gendarmerieoffiziere an jedem Eingange sorgfältiger Nachprüfung unterlag.

Das gesamte Parkett ausnahmslos von Zivil- und Militärwürdenträgern gefüllt. Am mittleren Eckplatz der ersten Reihe Ministerpräsident Kokovtzoff, ihm zur Seite ein Teil der übrigen Minister — die anderen in den Logen zerstreut —, die obersten Hofchargen, soweit sie nicht in die Hoflogen zum Dienst befohlen waren, die Generalität, General- und Flügeladjutanten, vormalige Minister in Hof- oder Reichsratswürden, der gesamte Reichsratskörper, der Senat — auffallend durch scharlachrote Uniformen — der hohe Klerus, die Spitzen des Richteramtes und der Hochschulen, die Generalgouverneure und Adelsmarschälle, die Führer der Landesabordnungen und das Reichsdumapräsidium. Vom ersten bis zum letzten Plätzchen ausschließlich Würdenträger, überwiegend in goldstrotzenden, buntfarbigen Uniformen mit blendenden Ordenssternen. Auch in den Parkettlogen kein weibliches Wesen. Nur Inhaber von Hofämtern, der Emir von Buchara, der Chan von Chiva mit ihren „Suiten", die mongolische Abordnung mit Begleitoffizieren und Dolmetschern, die übrigen Volksvertreter, Stammes- und Dorfältesten, Bürgermeister und Ritterschaftsabgeordneten, Verwaltungschefs und Abteilungsvorstände der Ministerien, höhere Funktionäre, Offiziere usw. Im ersten Stockwerk (Belletage), rechts und links von der das ganze Mittelschiff einnehmenden Kaiserloge, die Botschafter, Gesandten und das gesamte Diplomatenkorps mit Damen. In der rechtsseitigen Nebenloge zur Kaiserloge der deutsche Botschafter als Doyen und Frau Gräfin von Pourtalés; als nächster der türkische Botschafter Turkhan Pascha, weithin kenntlich durch den roten Fez auf dem schneeweißen bartumrahmten Haupte; demnächst die hochragende Erscheinung des österreichisch-ungarischen Botschafters mit Frau Gräfin und Komtesse v. Thurn-Valsassina usw.; und die Hofdamen und Hofkavaliere in den Rampenlogen, als Abschluß der Reihe. Die Damen nach Vorschrift in ausgeschnittenen Hofkleidern mit Ordensbändern und Sternen, ohne Vorschrift, doch gern gesehen und zur Schau getragen mit einer Prachtfülle an kostbarem, funkelndem, märchenhaft entzückendem und traumhaft großartigem Geschmeide als Kopf-, Stirn-, Hals-, Brust-, Arm- und Handschmuck. Auch im 2. und 3. Rang ist kaum hie und da ein schüchterner Frack unter lauter Generals- und Exzellenzuniformen zu erspähen. Das Hauptinteresse wendet sich — wie garnicht erst gesagt zu werden braucht — der Kaiserloge zu, in deren Hintergrunde zunächst einige zur Ordonnanz befohlene schlanke Pagengestalten in ihren goldbetreßten langschößigen Röcken und weißen prallsitzenden, von Kanonenlackstiefeln eingeschlossenen Beinkleidern, sowie der schwarze Araber der Kaiserin-Mutter Maria Feodorowna in Turban und buntfarbiger, weitbauschiger

Nationaltracht auftauchen. Der Araber rückt die Stühle zurecht, legt Programme auf und erteilt den Theaterdienern allerlei Weisungen. Dann treffen die diensttuenden Hofmarschälle mit ihren blaubebänderten, wappengeschmückten Stäben ein, später die Staats- und Hofdamen vom Dienst, die Großfürsten, Großfürstinnen und Prinzessinnen. Das gesamte glanzvolle Publikum in erwartungsvoller gehobener Stimmung, zumeist stehend und schwatzend der Hofloge zugewendet.

Wenige Minuten nach 9 Uhr löste plötzlich tiefes Schweigen die bisherige lebhaft schwirrende Unterhaltung der Festversammlung ab. Alles erhob sich wie mit einem Schlage, um in tiefer Verneigung sich zur Hofloge zu wenden. Das Zarenpaar und die Kaiserin Mutter waren bis an die Logenbrüstung vorgetreten, um in freundlicher Verbeugung den Gruß zu erwidern. Auf der Bühne ging im selben Augenblick der weiß gestickte Prunkvorhang, mit den Reichsemblemen verziert, in die Höhe. Der mittlere rotbrokatne Flügelvorhang wurde seitlich zurückgezogen. Der kaiserliche Chor, Damen und Herren in altrussischer Nationaltracht traten vor; das Hoforchester hatte sich beim Eintritt der kaiserlichen Herrschaften selbstverständlich gleichfalls erhoben und blieb während des ganzen nun folgenden Huldigungsaktes, auch im Spiele, gleich den übrigen Festteilnehmern mit dem Antlitz der Hofloge zugekehrt.

Das Orchester stimmte die Hymne: „Bosche, Zarja Chrany" (Gott behüte den Kaiser) an, der Bühnenchor fiel ein und alle Anwesenden — soweit stimmbegabt und sprachenkundig — sangen das feierliche Lied frohbewegt, in patriotischer Begeisterung mit. Der einstimmige Klang aus vielen tausenden von Kehlen, mit dem durchdringenden, kunstgeschulten, hellen und erzenen Chorgesang und Orchesterspiel begleitet, weckte in Jedermann einen mächtigen, unbezwingbar weihevollen Nachhall, verstärkt durch die orkanartig ertönenden, gleich einer ungeheuren Meeresflut sich erhebenden und in übereinander schlagendem Wellengebraus donnerartig niederprasselnden Hurrahrufe. Hymnengesang und Huldigungsrufe wurden dreimal wiederholt in immer stärkerer, enthusiastischer Anschwellung.

Dann nahmen die kaiserlichen Herrschaften Platz. Mit ihnen das gesamte Auditorium. Der Saal wurde halbverdunkelt. Die Oper nahm ihren Verlauf. Während der Zwischenakte erhob sich Jedermann in Frontstellung zur Kaiserloge, bis der Herrscher diese verließ. Nach dem ersten Akte hatte sich die regierende Kaiserin Alexandra Feodorowna zurückgezogen. Zar Nikolaus, die Kaiserin Mutter mit allen übrigen Mitgliedern des Kaiserhauses blieben bis zum Schlusse der Vorstellung. Noch eine fühlbare, wenngleich kaum ausdenkbare Steigerung an Glanzesfülle, Farbenfrohsinn und Stimmungsbegeisterung bei gleichzeitiger Zwangslosigkeit und anheimelndem Zugehörigkeitsgefühl empfand man, auf allen herzenslustigen Mienen deutlich wahrnehmbar, auf dem Ball im

Adelssaale am 3. Festtage, Sonnabend, den 23. Februar (8. März). Die zwanglose, menschlich warme Grundstimmung ging vom Zaren selbst aus, der in seiner schlichten, herzgewinnend liebenswürdigen Art des Auftretens und des Verkehrs mit den von ihm ins Gespräch Gezogenen die Majestät mit dem Patriarchen wohltuendst zu einigen weiß. Jede anfängliche Scheu schwindet in seiner Nähe, man fühlt sich gehoben und hingezogen mit gleicher Kraft. Helle Freudigkeit spiegelte sich auf des Monarchen Zügen, nachdem er, in Entgegennahme der Huldigungsakte — Hymnengesang und Hurrahrufe — aus den Kehlen der 3000 Geladenen noch anhaltender, noch brausender und elementarer wie tagszuvor und der Begrüßungsrede des Festveranstalters, Fürsten Saltykow, mit klarer, einfacher, weithin schallender Betonung, doch frei von jeder Pose seinen Kaiserlichen Dank aussprach.

Bei der Polonaise führte der Zar die Frau des Adelsmarschalls Ssomowa, während der Adelsmarschall Ssomow die regierende Zarin führen durfte und dem Fürsten Saltykow die Geleitschaft der Kaiserin Mutter zuteil wurde. Dann begaben sich die kaiserlichen Herrschaften zur Baldachinüberdeckten Empore und sahen vergnügt den Tanzpaaren zu ihren Füßen zu. Darunter bewegten sich in munteren Reihen die jugendlichen Großfürstinnen, Prinzen und Prinzessinnen. Längerer, überaus herzlicher Unterhaltung würdigte der Zar Frau Gräfin Pourtalés und zog später auch den deutschen Botschafter in ein angeregt geführtes Gespräch. Die meiste Zeit verbrachte der Monarch aber bei seiner Gemahlin, hinter deren Sessel stehend der Kaiser unablässig seine Wahrnehmungen und Beobachtungen aus dem Tanzsaal der Kaiserin mitteilte, wiederholt unter herzhaftem Lachen Beider. Zarin Alexandra Feodorowna, an der man während der Galaoper einen bestimmten Leidenszug bemerken mußte, war auf dem Adelsball erheblich aufgeräumter und schien die damit verbundenen Strapazen ohne Pein zu überwinden, hielt auch tapfer bis fast Mitternacht ihren hohen Pflichten Stand, anmutsvoll und von durchgeistigter Charme im ganzen Wesen.

Der Thronfolger, Großfürst Alexei Nikolajewitsch war öffentlich, schon wegen seiner neunjährigen Jugendlichkeit, nur an der kirchlichen Zeremonie in der Kasankathedrale und an dem gleichfalls am ersten Festtage nachmittags im Winter-Palais stattgefundenen Empfang und Gratulationsdefilee der Hofwürdenträger, Minister, Volksvertreter, Generalität und sonstigen behördlichen Körperschaften, an der Seite seiner Mutter und Großmutter beteiligt. Allen Zeugen des bedeutsamen historischen Vorgangs gereichte zur Beruhigung, den großfürstlichen Thronfolger nach langwieriger ernster Krankheit wieder aufrecht, bei verhältnißmäßigem Wohlsein in Augenschein nehmen zu dürfen. Freilich ein bißchen ermüdet, vielleicht auch gelangweilt, bei der immerhin für ein Kindergemüt weitgestreckten Dauer der noch so glanzvollen Hofzeremonien, sah das treuherzig schöne Augenpaar des kleinen Thronfolgers in die vor ihm hinziehende

Menge der sich vor seinem kaiserlichen Vater tief verneigenden, der Kaiserin und der Kaiserin Mutter die vorgehaltene Rechte küssenden Würdenträger.

Über alles Lob erhaben war die vom ersten bis zum letzten Festakt auf das sorgfältigste erdachte, organisierte und durchgeführte, in mustergültiger Ordnung, ohne jede Störung, ohne jeden Mißklang, wohlgelungen und patriotisch verlaufene hochbedeutsame historische Festfeier!

St. Petersburg, im März 1913.

Dr. Wilhelm Bauer-Thoma: Ein Blick hinter die Kulissen der mexikanischen Revolution.*)

Es hat im Auslande und selbst in weiten Kreisen Mexikos überrascht, daß General Diaz „fast ohne Widerstand die Regierung niedergelegt und fluchtartig das Land verlassen habe". Doch hatte der Präsident dafür seine guten Gründe. Dies war einmal sein Wunsch, dem Lande den Frieden wiederzugeben und damit sein Lebenswerk vor der drohenden Vernichtung zu retten, und wenn es ein Irrtum war (da ja von der kommenden maderistischen Ära wenig Gutes zu erwarten war), so war er doch in seinen patriotischen Motiven mehr als entschuldbar; denn Diaz glaubte damals gewiß im Gegensatze zu den meisten seiner Ratgeber, besonders dem klugen und leidenschaftslosen Limantour, daß die Revolution eine wirkliche und wahrhaftige Volksbewegung, daß ihre politischen Ziele mit dem Volkswillen identisch seien; der warme Patriot betrog den kühlen Staatsmann in Diaz; es war ihm, zumal nach den letzten Massenerfolgen der Revolutionsbewegung, die selbst Madero Simplicissimum überraschten, nicht mehr zweifelhaft, daß sein weiteres Verbleiben an der Spitze der Regierung dem Lande unwillkommen und darum unpatriotisch gewesen wäre. Wie es aber zu jenem Massenabfall der Diaz'schen Gefolgschaft kommen konnte, erklärt sich mühelos nur dem Kenner der politisch absolut unreifen, höchst impulsiven, leicht lenkbaren und im Grunde undankbaren mexikanischen Volksseele sowie der dem eigentlichen Ausbruch der Revolution vorangegangenen, von der Regierung mit allzu viel Nonchalance gedul-

*) Herr Dr Wilhelm Bauer-Thoma hat als Leiter der deutsch-mexikanischen Zeitung „Der Wanderer" jahrelang in Mexiko gewirkt und hinter die Kulissen geblickt. Seine Erlebnisse in Mexiko veröffentlicht er demnächst unter dem Titel: Die Wahrheit über Mexiko und seine deutsche Kolonie (im Selbstverlag). Herr Dr Bauer stellt uns dieses Kapitel zur Verfügung. Ludwig Stein.

deten monatelangen demagogischen Wühlarbeit der Maderisten. Ein weiterer, geradezu ausschlaggebender Grund für den Rücktritt Diaz' war die überraschende Tatsache, daß auch die Regierung der großen Union sich offensichtlich des maderistischen Unternehmens liebevoll anzunehmen begann. In der ersten Märzhälfte 1911 drohten die Vereinigten Staaten mit der Intervention in Mexiko — 20 000 Mann sollten an die Grenze geworfen und je ein Schlachtschiffgeschwader nach mexikanischen Häfen der Golf- und der Pacificküste beordert werden. Was außerdem hinter den Kulissen vor sich ging, daß ein bestimmender Druck auf Diaz von Washington aus geübt wurde, darüber ist natürlich von keiner der beiden Stellen aus offiziell das Geringste lautbar geworden, es folgt indessen mit hinlänglicher Deutlichkeit aus zahlreichen Indizien, die sich zur lückenlosen Beweiskette zusammenfügen.

An Gründen, gegen Mexiko verärgert zu sein, fehlte es der amerikanischen Regierung zur Zeit des Ausbruchs der maderistischen Revolution ebenso wenig wie bei irgend einer anderen Gelegenheit, wenn sie darauf ausging, die schwache Nachbarregierung zu schikanieren. Seit langem war ihr der über die mexikanische Grenze von Süden her betriebene Chinesen- und Opiumschmuggel ein Dorn im Auge, und obwohl er von Mexiko in keiner Weise unterstützt oder begünstigt wurde, behaupteten die Machthaber in Washington doch stets, die Diaz'sche Verwaltung lasse es an der nötigen Energie zu seiner wirksamen Bekämpfung fehlen. Um die Zeit des Aufstandes Madero's kam in dieser Angelegenheit der amerikanische Generalkommissär Keefe nach Mexiko, um von der Regierung in naiver Rücksichtslosigkeit zu verlangen, sie sollte nach dem Beispiel der Union ein Gesetz gegen die Einwanderung der Chinesen in Mexiko erlassen. Der Mister zog aber natürlich mit langer Nase ab, denn Mexiko braucht dringend Kolonisten und sieht die chinesische Einwanderung gern, die sich in jenem Lande vorzüglich bewährt hat. Die volkswirtschaftlichen Bedingungen sind eben in dem alten, äußerst schwach bevölkerten und unentwickelten Akzentlande nicht die gleichen wie in dem Gebiete der großen Union.

Im Jahre 1907 hatten die Yankees von Mexiko die Konzession erwirkt, die Bahia de Magdalena an der Westküste von Niederkalifornien als Kohlen- und Schießübungsstation zu benützen. Der Vertrag lief im Dezember 1910, also gerade zur Zeit, als sich die Rebellen in Mexiko zu regen begannen, ab, seine wiederholt nachgesuchte Erneuerung wurde den Amerikanern verweigert, die daraufhin die Bucht räumten. In eben jene Zeit fallen die ersten Gerüchte, daß Mexiko die Bahia de Magdalena oder de todos Santos an Japan verpachtet habe. Daß die Amerikaner mit der Überlassung des maritimen Stützpunktes an ihre politischen Nebenbuhler im Stillen Ozean nicht einverstanden sein konnten, liegt auf der Hand. Die Affäre wirbelte in den Vereinigten Staaten viel Staub auf, die Presse ließ trotz der wiederholten mexi-

kanischen Dementis nicht locker, zumal mehrere japanische Kriegsschiffe im Januar 1911 mexikanische Häfen zu verdächtigen „Höflichkeitsvisiten“ anliefen und ein Spezialgesandter des Mikado Unterredungen mit Diaz pflog, über deren wahren Charakter die Öffentlichkeit im Unklaren blieb. Es kam so weit, daß das amerikanische Blatt „The Sun“ Anfangs April die Sensation auftischte, Botschafter Wilson habe in Washington die Photographie des mexikanisch-japanischen Geheimvertrags vorgelegt, die ihm ein Beamter des Ministeriums des Äußeren in Mexiko verschafft. Diese Meldung wurde zwar von mexikanischer, aber nicht von amerikanischer Seite dementiert. Es bestand also, wenn auch vielleicht nicht ein Geheimvertrag, so doch zweifellos ein heftiges (und wie es den Unbeteiligten scheinen mußte, nicht ganz unbegründetes) Mißtrauen gegen die Mexikaner, und schon dieses mußte die Taft'sche Regierung zur Feindin der Diaz'schen machen.

Es kann unmöglich als zufälliges zeitliches Zusammentreffen aufgefaßt werden, daß die Regierung der Vereinigten Staaten in jenen Dezembertagen, als die Frage der Erneuerung der Magdalena-Konzession von Mexiko mit hartnäckigem Nein erledigt worden war, die von Diaz verlangte Auslieferung Madero's verweigerte, während sie doch früher die Gegner der Nachbarregierung, wie die Flores Magon, Villarreal, Gutierrez de Lara und Sarabia, auf das nachdrücklichste verfolgt hatte. Ebenso wurde später General Bernardo Reyes, der Ende 1911 eine Revolution gegen den inzwischen zur Regierung gelangten Madero unternahm, beim Betreten amerikanischen Bodens prompt verhaftet, als noch nicht einmal das dahingehende offizielle Gesuch von Mexiko aus eingereicht worden war.

Offiziell haben zwar die Vereinigten Staaten die maderistischen Revolutionäre niemals als „kriegführende Partei“ anerkannt (worum diese ebenso wie später Reyes, Orozco, Emilio Vazquez Gomez und Felix Diaz nachgesucht), aber sie haben Madero in einer, jeglicher internationalen Gepflogenheit hohnsprechenden Weise unterstützt und gefördert. Aus der Fülle des historischen Kleinmaterials seien aufs Geratewohl einige Belege dafür angeführt.

Gustavo Madero, der Bruder des Revolutionschefs, und Dr. Vazquez Gomez richteten schon Ende 1910 in der amerikanischen Hauptstadt eine „politische Agentur der mexikanischen Revolution“ ein — offen und ungestört! Es ist erwiesen, daß dieses Revolutionsbureau sich nicht darauf beschränkte, Kriegsmaterial anzukaufen und Freischärler zu werben, sondern selbst mit der amerikanischen Regierung (auf „inoffiziellen“ Umwegen) politische Verhandlungen führte. Von ihrem Inhalte ist bis jetzt nichts an die Öffentlichkeit gedrungen; er geht indessen mit mehr als wünschenswerter Deutlichkeit aus dem Verlauf der Dinge hervor. Wie erklärt es

sich, daß die Regierung der Vereinigten Staaten mit einem Male dem Waffen- und Menschenschmuggel über den Grenzstrom ruhig zusah und auf die wiederholten Vorstellungen der mexikanischen Konsuln nur mit einem ablehnenden Achselzucken antwortete? Und doch bestand damals das formelle Übereinkommen beider Regierungen noch zu Recht, nach welchem den Vereinigten Staaten die Bewachung der Nordgrenze Mexikos zukam, wogegen sich dieses verpflichten mußte, keine starken Grenzgarnisonen anzulegen.

Eine bedeutende Rolle spielte in der mexikanischen Revolution amerikanisches Menschen- und Kriegsmaterial. Große Freibeuterzüge gingen ungehindert über den Rio Bravo und wurden von Madero bereitwillig aufgenommen und weit besser behandelt als die eigenen Landsleute*). Im Januar 1911 drang sogar auf eigene Faust eine Schar bewaffneter Amerikaner unter Führung eines sozialpolitischen Schwärmers namens Berthold in Niederkalifornien ein. — Als die Leute Orozco's sich der amerikanischen Grenze näherten, erklärte der amerikanische Minister des Innern, seine Regierung werde, falls Ciudad Juarez in die Hände der Revolutionäre falle, diese Zollstation als faktisch den Rebellen gehörig betrachten. Das amerikanische Kriegsministerium ließ Anfangs Februar 1911 über dem mexikanischen Gefechtsgelände seine Aeroplane „militärischen Aufklärungsdienst" üben, von dem höchst wahrscheinlich die Rebellen profitierten. Als einige Kugeln der mexikanischen Regierungstruppen, die gegen die an das Flußufer angelehnten Maderisten zu kämpfen gezwungen waren, über die Grenze flogen, erhoben die amerikanischen Staatsbehörden großes Geschrei und drohten mit sofortiger bewaffneter Invasion im Wiederholungsfalle. Auf Grund dieser Drohung wurde auch die Verteidigung von C. Juarez, auf ausdrückliche Ordre von Mexiko aus, unter höchst störenden Einschränkungen geführt, so daß der Ort den Rebellen in die Hände fiel. In El Paso und San Antonio, Texas, tagten von Dezember 1910 bis Ende Februar 1911 offen und unbehelligt maderistische Revolutionskomitées. Nach Aussage des Dr. Vazquez Gomez bestand unter den Führern der Revolution der Plan, daß Madero sich so lange auf amerikanischem Territorium aufhalten sollte, bis die Revolutionäre einen Ort eingenommen hätten, wo die „provisorische Regierung" eingerichtet werden konnte. Das beweist, daß sich Madero auf amerikanischem Boden sicher fühlte und jedenfalls entsprechende Garantien erhalten hatte. Das alles war Diaz natürlich bekannt. Er sandte deshalb

*) So auch Riciotti Garibaldi, der Sohn des berühmten italienischen Freiheitshelden, der sich als Revolutionär und Volksbefreier von Profession auch da vorzudrängen liebt, wo seine Dienste weder gewünscht werden noch angebracht erscheinen.

seinen persönlichen Freund und früheren Botschafter in Washington Joaquin D. Casasus nach der amerikanischen Hauptstadt, um auf Taft und Knox einzuwirken; die Wirkung war ein Brief Taft's an den Gouverneur von Texas und die öffentliche Bekanntmachung des letzteren, die Texaner sollten sich der Teilnahme an Flibustierexpeditionen enthalten ....

Der ursächliche Zusammenhang zwischen den folgenden Ereignissen ist unverkennbar: In den ersten Märztagen kündigt die amerikanische Regierung ihre Absicht an, ein Armeekorps an die mexikanische Grenze zu werfen und zwei Schiffsgeschwader nach mexikanischen Häfen zu senden. Der damals auf seiner Rückreise nach Mexiko gerade in New York gelandete Limantour hatte dafür nur die trockene Bemerkung: „Intervention in Mexiko means war", was ihn indessen nicht hinderte, im Verein mit dem mexikanischen Botschafter de la Barra die Revolutionsagenten Francisco Madero (Vater des Revolutionschefs), Gustavo Madero und Dr. Vazquez Gomez im Hotel Astor in New York, wo die Genannten abgestiegen waren, aufzusuchen und mit ihnen in Friedensunterhandlungen zu treten. (Limantour handelte damit gewiß nicht nach seinem persönlichen Geschmack, sondern auf Diaz'sche Ordre.) Taft wiegelt ab: die Truppen in Texas sollen nur manövrieren, und zwar jetzt nur ein halbes Armeekorps, und die Entsendung der Kriegsschiffe unterbleibt ganz. Nebenbei sei bemerkt, daß die New Yorker Presse damals fast allgemein der Ansicht war, die Friedensverhandlungen würden unter dem Vorsitz des amerikanischen Kriegsministers geführt. Diaz zog die Verhandlungen hin in der vagen Hoffnung, Madero werde sich durch die Drohung der amerikanischen Invasion zur Niederlegung der Waffen bestimmen lassen, wie es im Sinne Diaz' seine Pflicht als Patriot gewesen wäre. Er sollte bald die große Enttäuschung erleben, daß Madero nicht ein ehrlicher Revolutionär, vielmehr ein Vaterlandsverräter und mit dem Erbfeind Mexikos im Komplott war; daß ihn jene Drohung nur zu noch dreisteren Forderungen ermutigte. Mit ohnmächtigem Zähneknirschen durchschaute der alte General wohl erst damals das perfide Ränkespiel der politisch-geschäftlichen Firma Madero-Onkel Sam, sah den inneren Feind mit dem äußern im Bunde und mochte nachgerade an dem Erfolg seines patriotischen Kampfes verzweifeln.

Limantour nahm, als Resultat der „Friedenskonferenzen", aus den Händen Francisco Madero Vaters elf Forderungen der Revolutionäre entgegen, die er General Diaz telegraphisch übermittelte. Es verdient betont zu werden, daß die Frage des Rücktritts Don Porfirio's damals noch nicht zu existieren schien und in jenen Forderungen mit keiner Silbe berührt wurde. Madero aspirierte damals (wie bei den Wahlen

von 1910) nur nach der Vizepräsidentschaft. Eine Forderung der Revolutionäre lautete, Corral sollte zurücktreten und an seiner Stelle sollte Madero „gewählt" werden, um sich also der Diaz'schen Regierung zu aggregieren.

Diaz wies die Bedingungen zurück. Die letzten Erfahrungen hatten ihm die Augen über einige Zusammenhänge geöffnet und er mochte sich mit Recht sagen, daß die maderistisch-amerikanische Intrigue bis zu Ende gespielt werden mußte, damit die Wahrheit dieser politischen Komplizität eines Tages ins Licht der geschichtlichen Forschung gerückt werde und er selbst gerechtfertigt dastehe.

Unmittelbar nach Empfang der Diaz'schen Absage verließ Limantour New York, doch nicht ohne den ihn ständig umlagernden amerikanischen Reportern eine schriftliche, sehr ausführliche Darstellung des damaligen Standes der Dinge zurückzulassen. Teile dieser Erklärung wurden darauf in den verschiedensten Zeitungen veröffentlicht, aber ihre interessanteste Stelle von allen wie auf Verabredung unterdrückt. Sie lautete: „Offensichtlich haben die Amerikaner, indem sie sich dieser Bewegung" (d. h. revolutionären B.) „direkt oder indirekt anschlossen, unter dem Einfluß einer Verstimmung gegen die Regierung Mexikos gehandelt, freilich ohne sich darüber klar zu werden, daß der Schaden, den sie angerichtet haben, die amerikanischen und die mexikanischen Interessen gleicherweise trifft. Vermutlich wissen Sie (sic), daß in zwei Staaten, auf die sich die Unruhen fast ausschließlich beschränkt haben, mehrere tausend Amerikaner und Millionen amerikanischen Kapitals in Mitleidenschaft gezogen sind. Die Minenindustrie und was damit zusammenhängt in den Staaten Chihuahua und Sonora liegt in den Händen von Amerikanern. Jetzt stehen diese Betriebe zum großen Teile still, und daran tragen — ich muß es sagen — die skrupellosen Amerikaner diesseits der Grenze, die die Revolution unterstützen, mehr Schuld als die in Mexiko lebenden . . . ." So sagte der Mann, der nicht nur Mexikos Finanzminister, sondern dem der Präsident Diaz auch ein intimer und stets aufrichtiger Freund war; Limantour mußte also auch über die damals hinter den Kulissen spielenden Ränke und Intriguen genau unterrichtet sein. Er war nach den Vereinigten Staaten mit tiefem Groll gekommen, den er auch garnicht zu verbergen trachtete. Er unterließ es demonstrativ, der noch immer offiziell „befreundeten Nachbarregierung" die üblichen Höflichkeitsvisiten zu machen und aus allen seinen Äußerungen, die er vor Reportern und andern über die mexikanische Revolution tat, sprach seine ehrliche patriotische Entrüstung über das Verhalten der amerikanischen Regierung.

Als Madero nach dem Rücktritt des großen Präsidenten seine Triumphfahrt als „Befreier des Volkes" nach der Hauptstadt Mexiko antrat, verabschiedete er sich von seinen treuen Bundesgenossen jenseits des

Rio Bravo mit folgender Dankrede: „Ehe ich mexikanisches Gebiet betrete, will ich mich von der edlen amerikanischen Nation (!) verabschieden, die uns wieder einmal Beweise ihrer aufrichtigen Freundschaft (!!) gegeben hat. Das amerikanische Volk hat in den entscheidenden Augenblicken zu uns gehalten, hat zu dem mexikanischen Volke" (lies: den Revolutionären) „gehalten und nicht zu seinen Tyrannen" (lies: der legitimen Regierung); „und diese Haltung des amerikanischen Volkes hat bewirkt, daß wir gegen es eine unauslöschliche Dankbarkeit empfinden, die sich in freie, freundschaftliche und enge Beziehungen umsetzen wird. Nicht die offizielle Höflichkeit zwischen beiden Regierungen, sondern die Brüderlichkeit beider Völker" (nichts kann angesichts der tiefgehenden ethnischen, volkswirtschaftlichen und politischen Verschiedenheit, ja Gegensätzlichkeit der Amerikaner und der Mexikaner abgeschmackter sein, als diese plumpe, unaufrichtige Schmeichelei Madero's) „wird die Grundlage unserer internationalen Beziehungen bilden."

Deutlicher hätte der Revolutionschef die Beihilfe des nationalen Erbfeindes zu seinen persönlichen, ehrgeizigen Aspirationen garnicht bezeugen können.

Nach der Behauptung des mexikanischen Politikers Dr. Luis Lara Pardo („De Porfirio Diaz á Francisco Madero", S. 198) soll Francisco Madero Vater als kaufmännischer Chef der Revolutionsfirma Madero, wie auf beiden Seiten des Rio Bravo bekannt sei, eine außerordentlich wertvolle Petroleumkonzession in Mexiko an ein mächtiges amerikanisches Syndikat, dem einflußreiche Politiker angehören, verkauft und dafür verschiedene Millionen Dollars erhalten haben. Auf jeden Fall haben beide Teile mit ihrem sauberen Pakt ein gutes Geschäft gemacht. Madero's Revolution wäre ohne die doppelte amerikanische Hilfe: die finanzielle von Wall Street und die politische vom Weißen Haus kläglich gescheitert; der kleine Pseudoheld erreichte mit dieser Hilfe sein und seiner Verwandten lange erstrebtes Ziel: die Präsidentenwürde, die der würdige Bruder des Präsidenten Madero, Gustavo Madero, seither denn auch kräftig ausgenützt hat. Der Gewinn der Vereinigten Staaten aber ist die völlige Beherrschung der mexikanischen Regierung, solange sie den Namen ihres ergebenen Dieners Madero trägt, und die beruhigende Gewißheit, daß die Frucht der Interventionsgelegenheit nun umso ungestörter heranreift und in absehbarer Zeit selbst größere Opfer an Geld und Blut überflüssig machen dürfte. Deshalb also auch die sonst unerklärliche Nachsicht und Milde der Yankees gegenüber den seit fast zwei Jahren ungemindert fortbestehenden inneren Unruhen der Nachbarrepublik (in der es doch viele Tausende von amerikanischen Bürgern und ca. 500 Millionen

Dollars amerikanischen Kapitals zu schützen gelten sollte): sie lassen den kleinen politischen Hanswurst weiter schalten, weil er ihnen vortrefflich die Wege zur Intervention ebnet.*) Taft hat das im Januar d. J. klar genug ausgesprochen, als er die amerikanische Intervention „augenblicklich inopportun" nannte, denn die Mexikaner würden die amerikanischen Kolonisten, Männer, Frauen und Kinder, massakrieren. Aber er ließ doch gleichzeitig die Frage für später offen. Man kann sich das mit Leichtigkeit ergänzen. Die Amerikaner werden in dem Augenblick ihre gewaltige Hand auf Mexiko legen, wo sie es ohne allzu großes Risiko tun können, wo es ein „business" geworden ist. Dieser Augenblick erscheint heute nicht mehr fern; er wurde durch Madero vorbereitet. Durch die unaufhörlichen Unruhen, Plünderungen und Morde wird es so weit kommen, daß die friedliche Bevölkerung des unglücklichen Landes ein Ende mit Schrecken den Schrecken ohne Ende vorzieht und die Amerikaner ins Land ruft. Darauf wartet man jenseits des Bravo, das wird das ersehnte „business" sein . . . Und mittlerweile reift die Frucht und es raucht die Brandfackel, die Madero mit Willen aufgesteckt hat und die nun ihn selbst verzehrt hat.

Dr. Anton Palme,

Etatsmäßiger Lehrer des Russischen am Orientalischen Seminar und Dozent an der Handelshochschule Berlin:

Der russische Unterricht an den höheren Lehranstalten und Universitäten Preußens.

Die Einsicht, daß dem Studium des Russischen bereits auf der Schule Raum gewährt werden müsse, gewinnt gegenwärtig immer mehr und mehr an Boden. Das Studium slavischer Sprachen bietet im Vergleich mit demjenigen anderer europäischer Sprachen besondere Schwierigkeiten; wenn daher mit diesem Studium erst dann begonnen wird, wenn die Schule absolviert ist und der Lernende bereits in der Arbeit seines Berufes oder in der akademischen Vorbereitung für einen Beruf steht, so bleibt ihm für ein so schwieriges Sprachstudium, wie es das des Russischen ist, weder hinreichend Arbeitskraft, noch auch nur die erforderliche Zeit übrig. Soll daher überhaupt bei uns mit Erfolg Russisch gelernt werden,

*) Die letzten Ereignisse, die den Sturz und Tod des Präsidenten Madero herbeiführten, werden in einem späteren Kapitel der gleichen Broschüre behandelt. A. d. Verf.

so muß mit diesem Studium auf der Schule begonnen werden. Und daß uns in Deutschland eine größere Kenntnis der russischen Sprache und der russischen Verhältnisse bitter not tut, darüber kann bei näherer Überlegung kein Zweifel aufkommen. Wir brauchen in der Tat nur die Größe der für uns auf dem Spiele stehenden Interessen und die Winzigkeit dessen, was zur Förderung dieser Interessen unsererseits geschieht, ins Auge zu fassen. Rußland, ein Staat von 165 Millionen Einwohnern, unser unmittelbarer Nachbar, dessen Grenze in wenigen Eisenbahnstunden von der Hauptstadt des Deutschen Reiches beginnt, ist uns nicht bekannter als die Verhältnisse Chinas oder Australiens. Es ist, als trennte uns von Rußland eine unübersteigbare Mauer, über die wir nicht hinübersehen können, und es spielen sich daher jenseits dieser Grenze die wichtigsten politischen, sozialen und wirtschaftlichen Vorgänge, ja geradezu Umwälzungen ab, von deren Tragweite bei uns nur winzig Wenige auch nur eine Ahnung haben. Das ist schon rein politisch schwer bedenklich, ja unerträglich. In einem Staate, wie dem unseren, wo breite Volksschichten einen tiefgehenden Einfluß auf die Staatspolitik haben und zugleich damit einen bedeutenden Teil der Verantwortung für diese Politik tragen, ist es nicht zulässig, daß diese Schichten in völliger Unwissenheit über so wichtige Gebiete, wie es die Verhältnisse unseres gewaltigen Nachbarstaates sind, weiter verharren. Die Gefahr ist umso größer, als, im Gegensatz zu unserer Ignoranz, die Russen vorzüglich über uns unterrichtet sind. Wir sitzen für die Russen gleichsam in einem Glaskasten. Auf fast allen russischen Lehranstalten ist Deutsch obligatorisches Lehrfach (Französisch daneben fakultativ, während Englisch nur an Handelsschulen getrieben wird), viele Tausende Russen besuchen alljährlich Deutschland, studieren an unseren Hochschulen. Zudem besitzt Rußland an den mehrere Millionen betragenden Deutschrussen, welche in die Reihen der russischen Armee, des russischen Handels, der russischen Industrie und der russischen Wissenschaft eintreten, stets bereite Informatoren über unsere deutschen Verhältnisse. Abgesehen von der hierin liegenden großen politischen Gefahr sollte uns schon das Gewicht der in Frage stehenden wirtschaftlichen Interessen zum Nachdenken und zu entsprechenden Maßnahmen bringen. Nehmen wir das neueste Statistische Jahrbuch für das Deutsche Reich vom Jahre 1912 in die Hand, so finden wir, daß unsere Jahresausfuhr nach Rußland 625,4 + 75,4 Millionen Mark, unsere Einfuhr aus Rußland 1634,3 + 34,6 Millionen beträgt und daß Rußland in unserem Außenhandel mit 2369,7 Millionen Mark an erster Stelle steht. Das sind wirtschaftliche Werte von entscheidender Bedeutung. Vergleichen wir aus derselben Tabelle die Ein- und Ausfuhrziffern unserer Kolonien, so sehen wir darin nur Ostafrika und Kamerun vertreten, während die übrigen wegen der Geringfügigkeit für unseren Handel fortgelassen sind. Die Einfuhr beträgt aus beiden 12,2 + 16,7 = 28,9 Millionen, die Ausfuhr 13,9 + 9,4 = 23,3 Millionen Mark. An wie vielen unserer Hochschulen

werden dabei kolonialrechtliche, kolonialwirtschaftliche und sprachliche Vorlesungen und Übungen gehalten! Ja es bestehen besondere Hochschulen, wie das Orientalische Seminar und das Hamburgische Kolonialinstitut, wie noch andere Lehranstalten für das Studium dieser Dinge. Ich will dabei nicht das geringste gegen die jetzige Ausdehnung kolonialer Studien in Deutschland, nichts gegen ihre weitere Förderung sagen. In den kolonialen Studien liegen ideale Werte, Imponderabilien für unsere Nation, die man in unserer so idealarmen Zeit hegen und pflegen soll. Wir dürfen aber nicht dabei das Augenmaß verlieren, nicht die Pflege der gewaltigen wirtschaftlichen und politischen Werte in unserer nächsten Nähe vernachlässigen. Wo sind an unseren Universitäten und sonstigen Hochschulen die russischen Lehrstühle, welche die Sprache, über die staatlichen, wirtschaftlichen und kulturellen Verhältnisse Rußlands unterrichteten? An keiner deutschen Universität besteht ein russischer Lehrstuhl. Wir dürfen die vier slavistischen Lehrstühle an deutschen Universitäten, so wertvoll sie rein wissenschaftlich sind, nicht mit russischen Lehrstühlen identifizieren. Das wäre ebenso verkehrt, als wenn man bei einem Germanisten, dessen Spezialfach das Isländische oder Angelsächsische ist, Unterricht über die modernen staatlichen, wirtschaftlichen und kulturellen Verhältnisse unserer deutschen Gegenwart suchte. Der Lehrstuhl für osteuropäische Geschichte an der Berliner Universität streift territorial und inhaltlich nur einen Teil Rußlands. Sonst bestehen, abgesehen allein vom Orientalischen Seminar, an unseren Universitäten und Hochschulen nur Lektorate für die russische Sprache, wobei die betreffenden Lektoren gelegentlich nicht nur das Polnische und andere slavische Sprachen, sondern womöglich noch Assyrisch, Persisch, Armenisch und sonstiges mitunterrichten. Was dabei für uns herauskommt, bedarf keiner Erörterung.

Diese trostlose Sachlage bringt schwere wirtschaftliche und politische Nachteile mit sich, die ich hier nicht näher erörtern will, ich verweise aber auf die beachtenswerten Ausführungen von Prof. D. Rade in der „Christlichen Welt" vom 5. Dezember 1912. Daher ist es ein nicht hoch genug zu bewertendes Verdienst der Abgeordneten Viereck und Dr. Engelbrecht im Preußischen Landtage, daß sie die Regierung wiederholt unter Zustimmung des ganzen Hauses auf die Wichtigkeit russischer Studien aufmerksam gemacht haben. Sie haben dabei die Sache am richtigen Ende angefaßt, indem sie die (fakultative) Einführung des Russischen an den höheren Lehranstalten und zwar zunächst der östlichen Provinzen beantragten. Die Regierung hat demgegenüber, wenn auch etwas zaghaft und mit allerhand Vorbehalten, so doch im Ganzen ihre Zustimmung erklärt. Sie hat durch Umfrage an einigen Lehranstalten der östlichen Grenzprovinzen und Westpreußens ein lebhaftes Bedürfnis für das Studium des Russischen festgestellt und in mehreren Städten, ich glaube, es sind im ganzen 4—6, Lehrkräfte für fakultativen russischen Sprachunterricht in den oberen

Klassen gewonnen. Das ist die Sachlage im gegenwärtigen Augenblick, und wie wir sehen, ist es nicht viel. Fragen wir nun, wie die Dinge weiter gehen sollen, so sind zunächst zwei Punkte ins Auge zu fassen, der erste betrifft die in Frage kommenden Lehranstalten, der zweite die Heranbildung der erforderlichen Lehrkräfte.

Es war wohl von vornherein nicht richtig, die Frage des russischen Unterrichts auf die östlichen oder gar die östlichen Grenzprovinzen zu beschränken. Eine Umfrage, welche der Deutsch-russische Verein vor mehreren Jahren veranstaltet hat, ergab, daß das Bedürfnis nach russischem Unterricht in unserem industriellen Westen mindestens so stark ist wie im Osten der Monarchie. In der Tat sind nicht unsere östlichen Grenzprovinzen die Hauptträger des deutsch-russischen Handels. Eine besondere Eingabe der Ältesten der Kaufmannschaft von Berlin bat den Kultusminister um weitere Ausdehnung russischen Sprachunterrichts an den höheren Lehranstalten. Man sollte daher mit der Einführung des Russischen sich nicht auf die östlichen Grenzprovinzen beschränken, sondern mindestens alle größeren Industrie- und Handelszentren des Staates berücksichtigen.

Es kommen hierfür alle Arten höherer Lehranstalten (Gymnasien, Realgymnasien, Oberrealschulen, Realschulen) in Betracht. Die Zahl der höheren Handelsschulen, an denen zweifellos auch mehr als bisher für das Studium des Russischen getan werden müßte, ist sehr gering. Die große Mehrheit unserer in Industrie und Handel führenden Schichten erhalten bei unserem Bildungssystem ihre Schulbildung an den allgemeinen Lehranstalten. Man sollte sich überhaupt nicht allzu ängstlich an „Bedürfnisumfragen" klammern. Wenn man ähnlich, wie es beim Russischen geschehen ist, über das „Bedürfnis" nach englischem und französischem Unterricht eine Umfrage bei den Schülern veranstalten wollte, so dürften manche überraschenden Antwortsmajoritäten zustande kommen. Solche Fragen sind eben nach allgemeineren Gesichtspunkten des nationalen, wirtschaftlichen und politischen Bedürfnisses zu beantworten, während die Frage des Bedürfnisses des Einzelnen, dem der Überblick über die Möglichkeiten seines späteren Lebens fehlt, erst an zweiter Stelle unterstützend und zwar, wie die bisherigen amtlichen und nichtamtlichen Umfragen gezeigt haben, für das Russische stark unterstützend hinzutritt. Es ist daher dringend zu wünschen, daß die preußische Unterrichtsverwaltung mit der Einführung des Russischen nicht in den bisherigen schwachen Anfängen stecken bleibt. Mit weiteren energischen Schritten würde sie nicht nur preußischen, sondern in noch höherem Maße den nationalen deutschen Reichsinteressen dienen.

Der zweite ins Auge zu fassende Punkt ist die Heranbildung der erforderlichen Lehrkräfte. Darin ist bis jetzt noch nichts geschehen. Die Unterrichtsverwaltung hat sich zwar auf den durchaus richtigen Standpunkt gestellt, von einer Heranziehung von Russen als Lehrkräften abzusehen. In der Tat gehören an

deutsche Schulen deutsche Lehrkräfte, Ausländer dürfen nur zu gelegentlicher Unterstützung, gewissermaßen als Demonstrationsobjekte, herangezogen werden. Unterricht und Erziehung greifen in der Schule so eng ineinander über, daß aus nationalen und pädagogischen Erwägungen nur deutsche Oberlehrer als Leiter für den russischen Unterricht in Frage kommen. An russischen Schulen hat man mit den fremdnationalen Sprachlehrern die traurigsten Erfahrungen gemacht. Die Fremden vermochten weder Disziplin zu halten, noch Unterrichtserfolge zu erzielen; sie bilden auf russischen Schulen mit ihrer mangelhaften Kenntnis der Landessprache und Sitten das Objekt unendlicher Streiche der Schuljugend. Ähnliche Verhältnisse wollen wir bei uns nicht einführen. Die Unterrichtsverwaltung hat nun auf die gelegentlich vorhandenen deutschen Lehrer des Russischen zurückgegriffen. In diesem Verfahren darf man aber nur einen Notbehelf für die allererste Zeit, nicht eine dauernde Einrichtung erblicken. Der Lehrer einer Fremdsprache an einer höheren Lehranstalt muß ein Oberlehrer sein. Er muß das erforderliche allgemeine und besondere Bildungsniveau für seine Tätigkeit mitbringen, wenn sein Unterricht fruchtbar und für die weitere Zeit anregend sein soll. Ein beliebiger, in der Stadt Erwachsene im Russischen unterrichtender Lehrer eignet sich nur in ganz wenigen Ausnahmefällen für den Gymnasialunterricht. Dafür pflegen ihm die notwendigsten pädagogischen und wissenschaftlichen Kenntnisse selbst seines Fachs abzugehen. Bei der vor mehreren Jahren in Frankreich versuchten Einführung des Russischen auf höheren Lehranstalten scheiterte an dem Irrtum in dieser Hinsicht die ganze Sache. Die unzulänglichen Lehrkräfte vermochten das Interesse der Schüler nicht wach zu halten und zu befriedigen, und so schlief allmählich das anfänglich freudig begrüßte Beginnen wieder ein. Bei uns müßte es bei ähnlichen Fehlgriffen ähnlich ergehen, nur würden bei uns weit erheblichere Interessen darunter leiden als in Frankreich. Und damit kommen wir auf die Hauptfrage: wie und wo sollen wir die erforderlichen Lehrer des Russischen heranbilden?

Von vornherein muß hierbei bei dem Wie das traditionelle historisch-philologische Verfahren abgelehnt werden, das auf dem Gebiete des Englischen und Französischen zu den bekannten traurigen Erscheinungen von Lehrern geführt hat, die in den älteren abgestorbenen Sprachformen, in der historischen Grammatik zwar vorzüglich Bescheid wußten, aber weder die moderne Sprache, die sie lehren sollten, hinlänglich beherrschten, noch über die modernen staatlichen, wirtschaftlichen und kulturellen Verhältnisse ihres Sprachgebiets wissenschaftlich orientiert waren. An den Universitäten beginnt neuerdings zögernd, aber doch unaufhaltsam die Abkehr von diesem völlig abwegigen bisherigen Ausbildungssystem. Die Philologie im engeren Sinne, das historisch-grammatische und literaturgeschichtliche Studium wird dadurch nicht verdrängt, aber auf das ihm gebührende Maß zurückgeführt. Man darf daher den Weg, der bei der Ausbildung unserer fran-

zösischen und englischen Lehrer zum Glück allmählich verlassen wird, nicht etwa bei der Heranbildung der Lehrer des Russischen einschlagen wollen und damit die auf anderem Gebiete schon erkannten Irrtümer wiederholen. Wir dürfen deshalb die künftigen Lehrer des Russischen nicht mit dem für ihre spätere Tätigkeit so gut wie wertlosen Ballast altbulgarischer und altrussischer Sprachformen und Akzentregeln ausstatten, sondern müssen von vornherein die Methode des Studiums zugrunde legen, die ich an anderer Stelle als die nationenwissenschaftliche bezeichnet habe. Das Schwergewicht wird hierbei auf die Kenntnis und praktische Beherrschung der lebenden Sprache gelegt und die wissenschaftliche Vertiefung des Studiums wird dadurch erzielt, daß nicht allein die moderne Sprachform, sondern auch der nationale begriffliche Sprachinhalt erforscht und zur Aneignung gebracht wird. Die besonderen staatlichen, wirtschaftlichen und kulturellen Verhältnisse, welche die Sprache zum Ausdruck bringt, müssen in ihrem Zusammenhange erkannt werden, wenn die Sprache selbst verstanden werden soll. Um mich anschaulich auszudrücken, frage ich, was nützt einem Franzosen oder Engländer die genaueste „philologische" Interpretation des deutschen Wortes „Landrat"? Das beste Lexikon kann ihn hierin nur irreführen. Man kann in der Tat von einem Lexikon bei diesem Worte keine Abhandlung über die geschichtliche, staatliche, soziale Entwickelung Preußens verlangen, innerhalb deren das Wort und seine Bedeutung einem Ausländer allein verständlich zu machen ist. Und so geht es in unzähligen Fällen. Die Sprache ist nicht ein Kleid, das ohne weiteres auf die Verhältnisse verschiedener Nationen gezogen werden kann, sondern ein Ausdruck von jedesmal einzigartigem nationalen Anschauen, Denken und Fühlen. Nur im Rahmen der besonderen nationalen Verhältnisse kann eine jede Sprache voll verstanden werden. Daher ist schon die Kenntnis und der Gebrauch der eigenen Muttersprache um so weitreichender und beherrschender, je höher das Wissen von der nationalen Umgebung, je höher die sogenannte Bildung ist. Daher die Armut der Sprache der Spezialisten in irgend einem beschränkten Fach und die Unbeholfenheit im Sprachgebrauch des einfachen Mannes. Wir müssen, wenn wir ein vertieftes und wahrhaft fruchtbares Sprachstudium anstreben, die fremde Sprache — wie die eigene — im engsten Zusammenhange mit den gesamten Verhältnissen der fremden Nation kennen lernen, wir müssen aber sogar noch weiter gehen und als unser Ziel die Kenntnis der fremden Nation selbst ins Auge fassen und die Sprache als eines der Ausdrucksmittel dieser Nation, wenn auch das bedeutsamste, kennen lernen. Wir dürfen dabei nie vergessen, daß die Sprache eben nur ein Ausdrucksmittel ist und daher nur richtig verstanden werden kann, wenn eine Anschauung dessen zugrunde liegt, was zum Ausdruck gebracht werden soll. Ein derartig gerichtetes Sprachstudium, welches vertieft wird durch ein systematisches, wissenschaftliches Studium der staatlichen, wirtschaftlichen und kulturellen Verhältnisse des Staats-

gebietes, ist eben im Gegensatz zum engphilologischen ein nationenwissenschaftliches Studium, es ist der Weg, den wir bei der Ausbildung unserer künftigen Lehrer des Russischen eingeschlagen wissen wollen. Dieser Weg, der den Studierenden mitten in das pulsierende Leben der fremden Nation hineinführt und ihn lehrt, sich mit Sicherheit darin zurecht zu finden, wird ihn auch nach Ablegung des Staatsexamens mit Liebe und Interesse für das erwählte Fach erfüllen und seinen Unterricht anregend und über die Schule hinaus fruchttragend gestalten. Dieser Weg, der in gleicher Weise den wissenschaftlichen wie den praktischen Bedürfnissen der Gegenwart unseres Volkes entspricht, verlangt, daß das Sprachstudium in dauernder und engster Verbindung bleibt mit dem Studium der sogenannten Realien: der Geographie, der Geschichte, der Staatsverfassung, der Finanzen, der Volkswirtschaft und der kulturellen Verhältnisse des Staates. Alle diese auf den ersten Blick so verschiedenartigen Gebiete stehen für jedes Volk in einer so unlösbaren Verknüpfung und wechselseitigen Bedingtheit, daß für den Fremden die Möglichkeit, in eines von ihnen ohne Zusammenhang mit dem anderen einzudringen, ausgeschlossen ist. Sie bilden die verschiedenen Seiten einer einzigen Volksindividualität, die sich gegenseitig ergänzen und erklären und in der Beziehung auf eine und dieselbe Nation ihre Einheit besitzen.

Es liegt an den besonderen geschichtlichen Bedingungen, daß die nationenwissenschaftliche Methode sich für das Studium der neueren Sprachen bei uns noch nicht überall und völlig durchzusetzen vermocht hat. Die ersten Lehrstühle dieser Sprachen lehnten sich an die altangesehenen Lehrstühle der alten Sprachen an, ja bisweilen übernahm der Altphilologe der Universität zugleich die wissenschaftliche und pädagogische Vertretung einer neueren Sprache. In solchen Fällen konnte es nicht ausbleiben, daß beispielsweise beim Studium des Französischen das Schwergewicht auf seine Ableitung aus dem Latein gelegt wurde. Je mehr die neuere Philologie ihren Zusammenhang und ihre Verwandtschaft mit den als vornehm geltenden klassischen Sprachen nachweisen konnte, umso mehr fühlte sie ihr Ansehen und die Anerkennung ihrer Daseinsberechtigung steigen. Die „moderne" Sprache, die man nicht beherrschte, konnte man dann getrost dem Lektor überlassen, von dem eigenes wissenschaftliches Forschen weder verlangt noch vorausgesetzt wurde. So kam es, daß das Studium des Französischen vielfach in dem des Altfranzösischen und Altprovençalischen, das des Englischen in dem des Angelsächsischen stecken blieb. Je älter die Sprachform war, mit der sich jemand beschäftigte, für desto wissenschaftlicher, je moderner, für desto unwissenschaftlicher galt seine Arbeit. Die Realien wurden entweder garnicht oder oberflächlich behandelt, wie man das bei ihrer a priori angenommenen Unwissenschaftlichkeit für unvermeidlich hielt. Selbst die so unendlich wichtige naturgesetzliche Seite der Sprache — die Phonetik — konnte sich nur mit Mühe neben der grammatisch-literaturgeschichtlichen einen bescheidenen Platz erkämpfen. Nur langsam

und in stetem Kampf mit alten Vorurteilen beginnt sich hier eine Besserung durchzusetzen. Merkwürdig ist aber, daß die alte Philologie selbst, das gefeierte Vorbild der neueren, längst andere Bahnen eingeschlagen hat. Hier sind die reinen Textkritiker im Aussterben oder jedenfalls auf die ihnen gebührende Hilfsstellung beschränkt, während gerade die besten Vertreter der alten Sprachen ihre Aufgabe gegenwärtig in einer universalen Auffassung der Antike, in einem zusammenfassenden Studium der Sprache, der Kultur, der staatlichen und wirtschaftlichen Verhältnisse des klassischen Altertums erblicken, mit anderen Worten den Weg nationenwissenschaftlichen Studiums eingeschlagen haben.

Das Studium des Russischen befindet sich hier von vornherein in günstigerer Lage, denn es hat nicht in gleichem Maße mit alten Traditionen und Vorurteilen zu kämpfen. Wir sind uns klar darüber, was wir mit dem Studium des Russischen beabsichtigen. Wir wollen unseren großen Nachbar allseitig und gründlich kennen lernen. Wir wollen nicht mehr blind sein für das, was jenseits unserer östlichen Grenze vor sich geht. Wir wissen, welche Gefahren das bringt, welche Werte für uns auf dem Spiele stehen. Es kann daher als unbestreitbar angesehen werden, daß die ersten Lehrstühle und Seminare des Russischen, die wir hoffentlich recht bald erhalten und denen die Ausbildung unserer künftigen Oberlehrer des Russischen anzuvertrauen sein wird, nationenwissenschaftliche sein müssen. Die bestehenden slavistischen Lehrstühle, welche aus den oben angeführten Gründen hierfür nicht unmittelbar, sondern nur unterstützend in Betracht kommen und die naturgemäß andere Aufgaben verfolgen, werden dadurch keine Schmälerung ihrer Bedeutung erfahren. Im Gegenteil, sie werden erst in Ergänzung und Anschluß an die russischen Lehrstühle und Seminare zur vollen Entfaltung ihrer Wirksamkeit gelangen, erst dann wird der Mangel an Hörern, an dem sie jetzt leiden, aufhören. Das nationenwissenschaftliche Studium des Russischen wird aber neben bedeutsamen praktischen ebenso reiche wissenschaftliche Früchte tragen und zwar nicht nur in sich selbst, durch Eröffnung neuer und weitreichender gedanklicher Zusammenhänge, sondern auch für seine Nachbargebiete. Unseren Historikern, Volkswirtschaftlern, Staatsrechtlern wird sich ein Gebiet voll neuer fruchtbarer Anregungen öffnen und viele Lücken im System unseres Wissens werden sich schließen. An die Lehrstühle des Russischen werden sich später in geringerer Zahl solche für die Sprachen und Landeskunde der kleineren aufstrebenden slavischen Völker anreihen können; klar ist aber, daß mit dem Studium Rußlands der Anfang gemacht werden muß.

Wir werden leider nicht die ersten sein, die diesen Weg beschreiten. In England hat man die hier liegenden Notwendigkeiten und Vorteile rascher erkannt. Schon vor mehreren Jahren wurde mit dem Einsetzen der politischen und wirtschaftlichen Annäherung an Rußland an der Universität Liverpool ein russisches Seminar gegründet, an dem gleich fünf Lehrstühle für die Sprache, die

Ethnographie, Geschichte, das Staatsrecht und die Wirtschaftsverhältnisse Rußlands errichtet wurden. An diesem Seminar können Universitätsgrade und kaufmännische Diplome erworben werden. Das Seminar gibt eine Zeitschrift „The Russian Review" heraus, an der bedeutende russische Gelehrte und Politiker mitarbeiten, es ist mit einer reich dotierten Bibliothek ausgestattet und ihm sind eine Anzahl von Übersetzern beigegeben. Als Hauptaufgabe wurde dem Seminar die Veröffentlichung wissenschaftlicher Arbeiten über die wirtschaftlichen, staatlichen und kulturellen Verhältnisse Rußlands gesetzt.

Wir sind in Deutschland weit näher und lebhafter als die Engländer an diesen Dingen interessiert. Möge die Unterrichtsverwaltung unseres größteu deutschen Bundesstaates in der Erkenntnis, daß es sich hier um eine nationale deutsche Aufgabe handelt, die als solche immer auch eine eminent preußische ist, es als ein nobile officium betrachten, die nachgewiesenen Lücken zum Nutzen unseres Vaterlandes energisch zu schließen.

Professor Harald Höffding: Geistige Kultur.*)

Alle Hemmungen des geistigen Lebens unserer Zeit können aus einem einzigen Umstande, den die Entwicklung des geistigen Lebens selbst herbeigeführt hat, abgeleitet werden. Es ist wichtiger, diesen Umstand zu untersuchen, als über die Oberflächlichkeit der Zeit, über ihr Aufgehen in äußere Verhältnisse und Aufgaben oder über das Vorherrschen des Praktischen zu klagen. Denn die große Energie, die nach außen entfaltet wird, braucht nicht das innere Leben zu hemmen. Was mich betrifft, muß ich sagen, daß mir auf meinem Wege immer wieder Zeugnisse geistigen Sinnes und Dranges, sowohl als ernster Arbeit, solchen Drang zu befriedigen, begegnen, Zeugnisse, die in meinen Augen um so wertvoller sind,

*) Professor Harald Höffding, der führende Philosoph der skandinavischen Staaten, beging am 11. März seinen siebzigsten Geburtstag. Wie wir Ibsen, Björnson und Strindberg nicht als stammesfremde, sondern als wesensverwandte Dichter empfinden, so gilt uns Höffding als deutscher Philosoph. Wie jugendfrisch das Denken aus dem Inneren des Siebzigjährigen quillt, zeigt seine Studie über „geistige Kultur", die uns Höffding kürzlich in deutschem Manuskript zugeschickt hat. Sind doch fast alle seine Werke in vortrefflicher Verdeutschung, wesentlich unter seiner Mitwirkung erschienen. Möchte es dem Jubilar vergönnt sein, die geistigen Fäden zwischen skandinavischer und deutscher Philosophie noch lange weiter zu spinnen.

Ludwig Stein.

als die Verhältnisse des geistigen Lebens in vieler Hinsicht solchem Sinne und Drange und solcher Arbeit nicht eben günstig sind.

Den entscheidenden Umstand finde ich in dem Eindringen der Arbeitsteilung in das geistige Gebiet. Dadurch ist das Grundproblem der geistigen Kultur in unseren Tagen bedingt, wie das Auftreten solcher Arbeitsteilung auf dem Gebiet der materiellen Natur das Problem, das in engerer Bedeutung das soziale Problem genannt wird, bedingt. In weiterer Bedeutung ist auch das Problem der geistigen Kultur ein Teil des sozialen Problems.

Die Schwierigkeit entsteht aus der Geteiltheit des Geisteslebens. Wissenschaft, Kunst und Religion stehen immer mehr als selbständige, vielleicht sogar streitende Mächte einander gegenüber; sie zerspalten das Gemüt des Einzelnen, und sie teilen die Gemeinschaft in Kreise, die einander vielleicht gar nicht verstehen. Seit dem Schlusse des Mittelalters ist dieser Gegensatz immer mehr ausgeprägt worden. In der großen Zeit des Mittelalters wirkten der Gedanke, die Phantasie und das Gefühl harmonisch zusammen, und die Welt des Geistes bildete ein Ganzes, das in der großen Dichtung Dantes seinen klassischen Ausdruck fand. Ein solches Werk, in welchem alle geistigen Interessen auf einmal Ausdruck und Befriedigung finden könnten, wäre undenkbar in neueren Zeiten.

Rousseau hat zuerst das Problem gesehen. Er sprach es in seinem Schlagworte von der Rückkehr zum Naturzustande aus, einem Schlagworte, von dem er selbst die beste Deutung in der Forderung gegeben hat, daß der Mensch wieder eine Einheit werden soll: Rendez l'homme un! Schiller fühlte den Stachel des Problems, wie man aus seinen „Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschen" sieht. Die Romantik meinte, den Rückweg zur Einheit des Geisteslebens gefunden zu haben, indem sie verkündete, daß die höchste Wissenschaft, die große Kunst und die wahre Religion in ihrem Wesen eins wären — nur verschiedene Formen eines und desselben geistigen Inhalts. Diese Verkündigung hat auf verschiedenen Gebieten viele Keime zum Leben und zur Entfaltung erregt, aber teils bewegte sie sich zuviel auf den dunklen Wegen der Phantasie und der Schwärmerei, teils wurde sie schnell in den Dienst der politischen und kirchlichen Reaktion genommen. Und im Laufe des neunzehnten Jahrhunderts schieden sich die Wege noch mehr als zuvor. Die Wissenschaft — als Naturwissenschaft, historisches Forschen und philosophisches Denken — geht mit immer größerer Zuversicht und Selbstbewußtheit ihre eigenen Wege. Sie stellt ihre Fragen und fordert ihre Beantwortung nach Gesichtspunkten, die sowohl der Religion als der Kunst fremd sind. Die Kunst hat immer mehr ihre Quelle in dem Drange nach einem Leben des Schauens und der Stimmung, verschieden von dem Leben, das durch intellektuelles oder religiöses Interesse bestimmt wird. Die Religion endlich wird sich mehr und mehr darüber klar, daß sie weder dem Denken noch dem Drange nach Bildern ihr Dasein verdankt, und weil sie doch ihre überlieferten Dogmen und Institutionen nicht aufgeben will, klammert sie sich an diese als Nothelfer,

bewußt oder unbewußt ihre Augen für die anderen Seiten des Geisteslebens schließend.

Mich hat dieses Problem seit meiner Jugend verfolgt. In dem letzten Drittel des neunzehnten Jahrhunderts wurde — hier in Dänemark besonders durch das Auftreten Kierkegaards — der Gegensatz der verschiedenen Richtungen des Geisteslebens sehr stark ausgeprägt. Ich darf nicht sagen, daß ich eine Lösung, die allgemeine Bedeutung haben könnte, gefunden habe. Aber es gibt Gedanken, die sich mir immer mehr aufgedrängt und bestätigt haben, und die ich hier zu entwickeln versuchen will, und es gibt Spuren, deren Verfolgung ich für ersprießlich halte.

Schon Rousseau sah, daß der Gegensatz von Natur und Kultur wegfällt, wenn die Kultur selbst eine Entfaltung der Natur ist. So müssen alle Formen der geistigen Kultur, Wissenschaft, Kunst und Religion, zuletzt auf die menschliche Persönlichkeit, ihren Drang und ihr Vermögen zurückweisen. Aus dieser Quelle wird die Kultur immer wieder im Laufe der Geschichte erneuert, und es gibt keine anderen Quellen der Erneuerung. Es sind persönliche Kräfte, die auf allen drei geistigen Gebieten wirken, Kräfte, die gar nicht wirken können, wenn sich kein persönliches Verlangen ihrer Auslösung regt. Ein Maßstab für die Beurteilung einer Richtung auf dem Gebiete der geistigen Kultur wird daher in ihrem Zusammenhange mit dem Drange und dem Vermögen des persönlichen Lebens gegeben sein. Aus diesem Gesichtspunkte betrachte ich hier die drei geistigen Lebensformen.

I.

Wissenschaftliche Kultur setzt selbständige, persönliche Arbeit mit den Problemen des Lebens und des Daseins voraus. Sie kann nicht durch bloße Überlieferung und Belehrung entstehen. Streng gesprochen besitzen nur die großen, genialen Bahnbrecher wahre wissenschaftliche Kultur; sie schaffen oder finden selbst die Voraussetzungen, die Grundlagen, auf welchen die folgenden Zeiten arbeiten können. Aus schon aufgestellten Voraussetzungen Schlüsse zu ziehen oder spezielle Anwendungen abzuleiten, ist keine so ursprüngliche Geistesarbeit, als diese Voraussetzungen selbst auf erster Hand aufzustellen. Doch ist solches Schließen und Ableiten auch eine Arbeit, die Selbständigkeit voraussetzt und ein Einsetzen der Persönlichkeit erfordert, eine Arbeit, die weit höher als das bloße Aneignen und Anschließen steht. Und das Aneignen steht wieder über dem reinen Empfangen, das bloß auf Zuversicht zur Richtigkeit der Überlieferung ruht.

Je ferner ein Wissen von der ursprünglichen Quelle steht, um so mehr steht es als ein der Persönlichkeit Fremdes, vielleicht sogar als ein Feindliches, als etwas, das gegen das vom unwillkürlichen Streben der Persönlichkeit Ergriffene streitet, und das darum so viel als möglich zurückgeschoben oder vergessen wird.

Hier liegt aber ein großes Problem. Alle können nicht das Wissen aus den

ersten Quellen schöpfen — und doch hat das Wissen nur Wert als selbstgewonnen. Es wird dadurch den Lehrenden die Aufgabe gestellt, die Lernenden zu einer Gedankenarbeit, die die Zueignung so selbständig als möglich machen kann, zu erwecken. Nur dann entsteht das große Wundern, das nicht nur der Anfang der Weisheit ist, und nur dann kann die Bedeutung der Wissenschaft für das persönliche Leben erfahren werden. Denn diese Bedeutung beruht nicht auf den bloßen Resultaten, die vielleicht ganz abgesehen von den Wegen, auf welchen sie gewonnen sind, mitgeteilt werden können, und die oft nur wegen ihrer praktischen Bedeutung geschätzt werden. Sie beruht aber in erster Linie darauf, daß die Wissenschaft das eigne Werk des Menschengeistes ist, das er daher nicht auf die Länge verneinen können wird.

Die ganze neuere Philosophie ist gewissermaßen ein großes Streben, den Zusammenhang der Wissenschaft mit der Persönlichkeit darzutun. Die erste Frage ist hier die gewesen: welche geistigen Kräfte nimmt die Wissenschaft in Anspruch, — auf welchen Voraussetzungen ruht sie, — und welche Aufgaben stellt sie uns? — Kant wurde der eigentliche Grundleger der Erkenntnistheorie dadurch, daß er diese Frage gestellt hat. Und er fand, daß, was in der wissenschaftlichen Arbeit wirkt, nichts anderes ist, als was in allem Seelenleben, von dem niedrigsten zu dem höchsten wirkt. Überall gibt sich ein Streben kund, die mannigfachen Reize, die von einem lebenden Wesen empfangen werden, zu sammeln und zu ordnen. In dem Entstehen des einfachsten sinnlichen Bildes, wie in der höchsten Kunst, in der elementaren Auffassung wie in dem stringentesten Schlusse macht sich eine und dieselbe Grundform geltend, indem überall nach Zusammenhang und Einheit gestrebt wird. Wir stehen hier der unwillkürlichen Wirkungsart des geistigen Lebens gegenüber, und es ist die Aufgabe des Philosophen, sich ihrer klar bewußt zu werden und ihre spezielleren Formen aufzuweisen. So ist also die Aufgabe aller Wissenschaft, die Einheit der Persönlichkeit der Mannigfaltigkeit der Erscheinungen gegenüber zu behaupten, und daher liegen die Forderungen, welche die Wissenschaft an uns richtet, nicht außerhalb des Gebietes der Persönlichkeit. Sie werden nicht von einer uns fremden Gewalt gestellt. Eine wesentliche Seite des menschlichen Lebens selbst wird durch die wissenschaftliche Arbeit in Anspruch genommen und eben dadurch entwickelt.

Während die von Kant stammende philosophische Richtung, der sogenannte Kritizismus, das Hauptgewicht auf die Formen legt, in welchen die Gedankenarbeit geübt wird, betont eine andere erkenntnistheoretische Richtung, der sogenannte Pragmatismus, die Interessen und Zwecke, die zu verschiedenen Zeiten und auf verschiedenen Gebieten die Gedankenarbeit hervorrufen. Alle Wissenschaft entwickelt sich zuerst aus praktischen Interessen, aus dem Streben, Mittel zur Erhaltung und Entwickelung des Lebens zu finden. Später kann dann ein rein theoretisches Interesse entstehen, und durch dieses werden dann die Fragen und die Art ihrer Formulierung bestimmt. — Auch diese Richtung weist also auf die

Persönlichkeit, ihre Zwecke und ihre Interessen, zurück, und, anscheinend wenigstens, in mehr direkter Weise als der Kritizismus.

Der Unterschied der zwei Richtungen besteht hauptsächlich darin, daß die eine auf die beständigen Formen des Gedankenlebens, die andere auf seine immer wechselnden Interessen und Aufgaben das Hauptgewicht legt. Die eine neigt dazu, gewisse Gedankenformen („Kategorien") anzunehmen, die einmal für alle gefunden werden können und ewig bestehen werden. Die andere glaubt, daß mit den Interessen auch gleich die Formen wechseln werden.

Interessen und Formen können aber im Gedankenleben nicht geschieden werden. Das Gedankenleben wird von einem großen Interesse, dem Interesse für Wahrheit getragen, und auf die Länge wird kein anderes Interesse sich diesem entgegenstellen oder es entbehren können. Und der Begriff der Wahrheit, der Wahrheit, die für den Menschen gelten kann, wird durch die eigene Natur des Menschen, durch sein notwendiges Streben nach Einheit und Zusammenhang bestimmt. Was der Mensch sucht, wenn er Wahrheit sucht, ist der größte mögliche Zusammenhang innerhalb der größten möglichen Menge von Wahrnehmungen. Die Erkenntnisarbeit geht daher in zwei Richtungen: immer mehr Wahrnehmungen zu sammeln oder hervorzubringen, und einen immer innerlicheren und gesetzmäßigeren Zusammenhang unter ihnen zu entdecken. Ein großes Ideal ist hier unserem Geschlecht aufgegangen und kann nicht wieder verneint werden. Es leitet zu immer erneutem Streben und Arbeiten. Jede Behauptung, eine Wahrheit auf dem einen oder dem anderen Gebiete gefunden zu haben, wird nach dem in diesem Ideale gegebenen Maßstab geschätzt.

Diesem großen Ideale gegenüber sind wir alle klein, der größte Forscher wie der geringste. Aber dann ist auch niemand davon ausgeschlossen, sein Scherflein zu dem großen Werke beizutragen. Es gilt nur die Augen aufzuschließen, um die Beobachtungen zu machen, die der Einzelne in seinem Kreise und nach seinem Vermögen machen kann. Und es gilt, die gewonnenen Erfahrungen mit scharfem und redlichem Denken zu ordnen und zu bearbeiten. Dann kann jeder sich eine Gedankenwelt bauen, die mit der großen Gedankenwelt, an der das ganze Geschlecht baut, wenigstens Typus und Methode, vor allem den Geist der Wahrheit, gemeinsam hat. Nur durch solche Arbeit in seinem Kreise kann sich der Einzelne auch die Resultate der eigentlichen Wissenschaft in selbständiger Weise zueignen. Wir stehen hier einer Grundbedingung intellektueller Kultur gegenüber.

Wie wir in ethischer Selbstbeherrschung unsere augenblicklichen und elementaren Triebe unter das in unserem ethischen Ideale gegebene Gesetz hineinbiegen, so biegen wir in intellektueller Selbstbeherrschung unsere Lieblingsmeinungen, Einfälle und Wünsche unter das große Gesetz der Wahrheit hinein. Wie ein großer Naturforscher gesagt hat: „Müßten wir uns nicht in unserem Innersten schämen, wenn wir uns selbst darin ertappten, eine andere Wahrheit als die wirkliche haben zu wollen?" —

Hieraus folgt aber nicht, daß dieser Maßstab allem, was sich innerhalb des persönlichen Lebens regt, gegenüber angewandt werden könnte. Die Formen, mit welchen die Wissenschaft zu jeder gegebenen Zeit arbeiten kann, können nicht alles, was die Persönlichkeit erlebt und erfährt, umfassen. Die Wissenschaft sucht einen großen umfassenden Zusammenhang, innerhalb dessen auch die Persönlichkeit ihren Platz finden soll; aber der Inhalt der Persönlichkeit kann so reich und mannigfaltig sein, daß jener Zusammenhang ihm gegenüber den Charakter der Abstraktheit und der Leerheit bekommt. Inhalt und Umfang stehen dann hier, wie so oft, in umgekehrtem Verhältnisse zu einander. Jede eigentümliche Persönlichkeit macht ihre besonderen, individuellen Erfahrungen, die kein Anderer machen kann, und ist daher mehr als ein Beispiel eines allgemeinen Gesetzes. Es gibt Dinge, die wir aus erster Hand erleben und erfahren müssen, um Menschen aus erster Hand zu sein. Gibt es denn andere Arten geistiger Kultur, in welchen solche rein persönlichen Erlebnisse und Erfahrungen ihren Ausdruck finden können?

Diese Frage leitet zu der Betrachtung der Kunst und der Religion über.

II.

Die Wissenschaft ist das Werk persönlicher Arbeit. Nur als solches ist sie ein Glied wahrer Geisteskultur. Das persönliche Leben selbst, aus welchem die Wissenschaft, wo sie aus erster Hand geübt wird, hervorgeht, ist ein Objekt der Wissenschaft, gehört in den großen Zusammenhang hinein, den sie zu erbauen sucht. Hier gibt es aber immer etwas, das nicht ganz in die Form der Wissenschaft umgesetzt werden kann. Die speziellste und individuellste Lebenserfahrung, die immer wieder gemacht werden muß, entweder von demselben Menschen im fortgesetzten Laufe seines Lebens, oder von einem neuen Geschlechte, immer unter neuen Verhältnissen, — sie steht mit einer gewissen Selbständigkeit derjenigen Wissenschaft, die gleichzeitig geübt werden kann, gegenüber. Gibt es dann eine Art geistiger Kultur, in welcher sie Form und Ausdruck finden kann?

Außerdem werden auch solche Erfahrungen, die in der großen, von der Wissenschaft erbauten Wahrheitswelt ihren bestimmten Platz finden, einen mehr unmittelbaren Ausdruck suchen, einen Ausdruck, in welchem alle Seiten unseres Wesens, Hoffnung und Furcht, Sehnsucht und Wehmut, Freude und Leid ihr Wort sprechen können und über die Gegenstände unserer Erfahrung ein lebhaftes Licht werfen.

Auf beiden Wegen werden wir zur Kunst geführt. Eine wesentliche Seite der Aufgabe der Kunst wird dadurch bezeichnet.

Man kann nicht behaupten, daß unsere Zeit ein sehr lebhaftes und inniges Verhältnis zur Kunst hat. Original-Produktion ist selten und nicht tiefgehend. Große künstlerische Kräfte scheinen nicht in Wirksamkeit zu sein. Und für die

streng arbeitenden und genußsüchtigen Menschen unserer Zeit ist die Kunst wesentlich Zerstreuung und Abspannung, ein Mittel, nicht ein an und für sich Wertvolles, das, eben durch die Forderungen, die sie an uns stellt, einen erziehlichen und entwickelnden Einfluß übt.

Gewissermaßen soll die Kunst auch Mittel sein. Sie befriedigt den Drang nach Bildern, die uns das Leben in seiner Fülle zeigen, ohne daß die Forderungen an unser Denken und Wollen, die das wirkliche Leben stellt, laut werden. Sie soll uns die rein individuellen Stimmungen, Charaktere, Situationen und Schicksale darstellen, die in der Wissenschaft nicht zu ihrem vollen Rechte kommen. Es bezeichnet einen großen Fortschritt, wenn das Leben so in einem Bilde genossen werden kann; es zeugt davon, daß der blinde Lebensdrang nicht mehr allmächtig ist, — daß es wenigstens Pausen in seinem Wirken gibt. Ob die Bilder, welche die Kunst uns gibt, Regeln oder Ausnahmen bedeuten, das kann die Kunst selbst nicht entscheiden. Sie will uns eben für eine kurze Weile von dem scharfen Unterschied zwischen Regel und Ausnahme befreien. Es gibt kein absolut Häßliches. Alles hat seine charakteristische Seite, mittelst welcher es einen Platz in dem großen Zusammenhange ausfüllt. Das Flüchtigste wird festgehalten, das Unglücklichste gemildert, das Überschwenglichste harmonisiert durch die charakteristische Form, die den Erlebnissen im künstlerischen Bilde gegeben wird.

Noch mehr als für den Beschauer ist für den Künstler selbst die Kunst eine Befreiung. Sie setzt ja einen freien Gebrauch der persönlichen Kräfte, eine Auslösung von Energie, ohne daß die praktischen Bedürfnisse des Lebens sie veranlassen, voraus. Und sie ermöglicht es dem Künstler, noch mehr als dem Beschauer, sich über alles, was drücken und locken kann, zu erheben. Aus der Reihe der Werke der großen Künstler können ihre persönliche Lebenserfahrung und ihr Lebenskampf herausgelesen werden. Die moderne Literaturpsychologie hat das Verdienst, diesen Gesichtspunkt geltend gemacht zu haben, obgleich sie vielleicht zu großes Gewicht auf ihn legt.

Aber wie die Wissenschaft stellt auch die Kunst ihre Forderungen; außerdem wäre sie kein Glied der Geisteskultur. Diese Forderungen werden an die Persönlichkeit des Beschauers und des Künstlers gerichtet. Arbeit ist erforderlich, damit der wirkliche Inhalt des Lebens in das Bild umgesetzt oder in dem Bilde wiedererkannt werden kann. Es ist ein Zeichen der Auflösung einer Kunstperiode, wenn die Poesie aus zweiter Hand getrieben und genossen wird. Der Mensch ist dann ein bloßer Zuschauer des Lebens, und es ist nicht das Erz des Lebens selbst, das zu Kunstwerken ausgehämmert wird. Kierkegaard hat in dem, was er „das ästhetische Stadium" nennt, eine Lebensführung geschildert, in welcher alles, das Leben wie die Kunst, als Spiel behandelt wird. Und Henrik Ibsen hat in seinem großen Gedichte „Auf den Weiten" — dem Gegenstück zu „Brand" — geschildert, wie man sich aus dem Leben herausziehen und es wie in einer Vogelperspektive sehen kann, als ein Bild, innerhalb dessen sogar das Schicksal der nächsten An-

gehörigen nur ein effektvolles Element wird, — und wie dann die Folge eine Versteinerung, eine Aufhebung alles Fühlens und Strebens wird. Wie in „Brand" der ungestüme Wille, der nur dem Gesetze der formellen Konsequenz folgt, in die öde Wüste des Hochgebirges hinaufführt, so ist es hier die durch Aufgehen in bloßes Beschauen hervorgebrachte Willensschwäche, die da hinaufführt.

Wie die Wissenschaft, ist auch die Kunst ein Gebiet, das uns große Ziele, in deren Dienst wir wachsen können, stellt. Sie soll unsere Augen für dasjenige, das wir nicht gern sahen, öffnen, — für das Bittere, Peinliche und Disharmonische im Leben, — sowohl als für dasjenige, das wir nicht immer selbst entdecken konnten, — das Große und Hohe, das wir vielleicht gar nicht als möglich betrachteten. In der großen Kunst läuft der Mensch nicht in die Weiten hinauf, um sich der Teilnahme am Kampfe des Lebens zu entziehen, sondern sein Sinn und sein Vermögen werden freigemacht, gereinigt und erweitert, so daß ein größerer Blick und ein kräftigerer Griff ins Leben möglich werden.

Zuletzt beruht aber alles auf der Kunst des Lebens. Nur wenn das Leben stark und groß ist, kann die Kunst es sein. Je ernster und kräftiger wir das Leben nehmen, um so größere Möglichkeit für Poesie wird das Leben darbieten, eine Poesie, die nicht von außen kommt, sondern ein Klang ist, der durch die große Lebensbewegung selbst ausgelöst wird, und den wir vielleicht nicht während der Arbeit, aus der er geboren wird, aber doch in solchen Augenblicken merken können, wo die Nachströmungen der Stimmungen der Arbeit und des Kampfes das Gemüt erfüllen.

Wir müssen selbst Künstler werden, wenn wir wissen wollen, was Kunst ist, wie wir selbst beobachten und denken müssen, um zu wissen, was Wissenschaft ist. Die Lebenspoesie ist die Quelle, aus der die großen Künstler schöpfen, und aus welcher wir alle schöpfen können, wenn nur unser Gemüt sich eröffnen will. Nur das Genie kann freilich Bilder und Symbole, die das Eigentum aller werden können, bilden; aber wir können alle, — so gewiß unsere Persönlichkeit und unser Leben ihre eigentümliche Nuance, ihr besonderes Schicksal haben, — Bilder und Symbole formen, in welchen unsere Erfahrung ihren Ausdruck findet. Und entbehren wir dieses Vermögen ganz und gar, dann verstehen wir die Kunst nicht. Wie alle wahre Kultur fordert die ästhetische Kultur Selbstwirksamkeit.

Nun klagen ja aber die Dichter darüber, daß sie nicht alles, besonders nicht das Herrlichste, ausdrücken können, — daß sie das Leben selbst in ihre Dichtung nicht hineinziehen können! Es gibt, so klagt der dänische Dichter Schack Staffeldt, zwei Welten, die nicht vereinigt werden können, zwischen denen aber gewählt werden muß: Niemand kann das Bild mit dem Gegenstande, das Ideal mit seinem Gepräge verbinden; das Leben schwebt zwischen Sehen und Besitzen; nur eines von beiden ist uns gegeben, und wir müssen wählen! Guyau schildert das Leiden des Dichters (le mal du poète), das daraus entspringt, daß das Leben reicher als die Dichtung ist:

Je me sens trop petit pour l'immense univers . . .
Je sens trop pour le dire, et pourtant le silence
M'oppresse comme un poids.

Und Nietzsche stellt das Leben über die Kunst, wie er die Kunst über die Wissenschaft stellt: die überströmende Fülle und Kraft des Lebens können weder in der Kunst noch in der Wissenschaft ihren vollständigen Ausdruck finden!

Aber in solchen Äußerungen gibt sich eben die Erfahrung kund, daß die tiefste Poesie mit dem Leben eins ist: daher kann sie nicht als ein von der Führung und dem Laufe des Lebens unterschiedenes Element gefühlt werden. Wenn alle gebundene Kraft ausgelöst würde, würde das Leben gleich aufhören. Wir brauchen nicht zwischen Sehen und Besitzen wählen, wenn das Besitzen, das Leben selbst die höchsten Gesichte gebärt.

Unser Kreis sei noch so eng, das Gebiet unseres Wollens noch so beschränkt, — die Grundzüge des Menschenlebens offenbaren sich doch im Kleinen wie im Großen. Oft sind die größten Bilder des Lebens, seines Laufes und seines Werkes, aus Lebensgängen entsprungen, die nach außen unscheinbar waren, — ein Wunder in den Augen derer, die nicht glaubten, etwas Großes könnte aus Galiläa kommen. In uns allen regt sich das Leben — wenn wir wirklich leben — in einer Weise, wie auf keinem anderen Orte.

Der Meister aller Meister hat dies vor Augen, wenn er (in A Winters Tale) sagt:

Yet nature is made better by no mean,
But nature makes that mean: so over that art
Which you say adds to nature, is an art
That nature makes.

Dies ist die eigene Kunst der Natur, die unwillkürlich von jedem geübt wird, der das Leben ganz und voll, und nach dem innersten Gesetze seiner Persönlichkeit lebt.

Kann es nun eine geistige Lebensform geben, die diese an Wert und Bedeutung übertrifft? Sollte es nicht so sein, daß unsere tiefsten persönlichen Erlebnisse und Erfahrungen, wie unsere höchsten Gedanken, nur in poetischer Form ausgedrückt werden können? — Ehe wir diese Frage beantworten, müssen wir noch die Stellung der Religion zur Geisteskultur untersuchen.

III.

In dem religiösen Probleme treten die Folgen der Arbeitsteilung für das geistige Leben ganz besonders hervor. Die Selbständigkeit, die Wissenschaft und Kunst, jede für sich, in der neueren Zeit gewonnen haben, haben sie auf Kosten der Religion gewonnen. Denn es gab eine Zeit, wo die Religion der ganze Inbegriff geistiger Kultur war. Entweder war es so, daß sie das eine Notwendige

war, gegen welches alles andere, das die Herzen der Menschen geistig in Beschlag nehmen könnte, als wertlos oder als eine wegzuräumende Hinderung da stand. Oder es war so, daß die Religion selbst innerhalb ihres Rahmens alle geistigen Bedürfnisse befriedigte, — auf einmal den Erkenntnisdrang und den künstlerischen Drang befriedigte. So ist es nicht mehr. Die Religion hat jetzt Wissenschaft und Kunst außerhalb ihres Gebietes. Daraus stammt eben die Geteiltheit des modernen Lebens. Wenn die Religion nun nicht auch das Leben außerhalb ihres Gebietes haben soll, muß sie immer wieder aus dem Leben, aus der persönlichen Lebenserfahrung des Einzelnen hervorgehen. Ebensowenig wie man Kunst und Wissenschaft aus zweiter Hand haben kann, ebensowenig, ja noch minder, kann man Religion aus zweiter Hand haben. Jeder soll sein eigener Priester und Prediger sein, wie sein Wissen und seine Poesie sein eigenes Werk sein soll. Selbst die ehrwürdigsten Traditionen sind hier nicht zureichend. Sie stammen ja auch aus Zeiten, in welchen ganz andere Lebensverhältnisse als in unseren Tagen vorhanden waren. Die Religion muß jetzt aus dem Innersten jeder einzelnen Persönlichkeit, aus den Erlebnissen und Lebensbewegungen, durch die nur er, und kein Anderer ganz in derselben Weise, gegangen ist, entspringen. Redlichkeit und Ehrlichkeit sind hier vor allem erfordert, und sie werden erst möglich, wenn wir zu der innersten Quelle alles Glaubens und aller Lebensanschauung in der Persönlichkeit selbst zurückgehen.

Ich spreche hier von Religion in weitester Bedeutung, von allem persönlichen Glauben, von Lebensanschauung überhaupt. Ich spreche von etwas, das jeden Menschen in seinem persönlichen Verhältnisse zum Leben angeht, nicht nur von Religion als einem in bestimmten Überlieferungen, Dogmen und Kultusgebräuchen ausgeformten Glauben.

Was hat nun aber die Philosophie mit ihr zu tun?

Philosophie kann keinen Glauben, weder in weiterer noch in engerer Bedeutung des Wortes, hervorbringen. Glaube ist selbst eins der Objekte der Philosophie. Der Philosoph fragt erstens, ob Religion die Rätsel des Gedankens lösen können. Er fragt zweitens, welche seelischen Kräfte und welcher seelische Drang sich in der Religion kundgibt. Und er fragt drittens, welche Bedeutung die Religion für eine ethische Lebensführung haben kann.

Wir betrachten diese Fragen jede für sich.

* * *

Gleich in den Zeiten der Grundlegung der Philosophie und der Naturwissenschaft der neueren Zeit erklärten ihre Grundleger den Angriffen der Repräsentanten der Religion gegenüber, daß Religion nicht Wissenschaft sei und uns keine Wissenschaft lehren könne, und daß man daher die Wissenschaft ihren eigenen Gang auf ihren eigenen Wegen gehen lassen sollte. So sprach Giordano Bruno,

der dadurch doch nicht vom Tode auf dem Scheiterhaufen gerettet wurde; so Galilei, der dadurch doch nicht Verurteilung und gezwungener Zurückrufung entging; so Spinoza, gegen den trotzdem auch eine Verfolgung gerichtet wurde. Was man damals nicht hören wollte, wird jetzt immer wieder von den Verteidigern der Religion wiederholt. Nur die katholische Kirche sieht das für alle dogmatisch ausgeformte Religion Gefährliche eines solchen Eingeständnisses.

Nicht die Resultate der Wissenschaft sind hier, wie man oft meint, entscheidend, so wichtig sie auch — was schon die Namen Kopernikus und Darwin anzeigen — sein können. Das Entscheidende sind die Art zu fragen und die Forderungen, die an die Beantwortungen gestellt werden. Die Antworten, die die Religion geben kann, passen gar nicht zu den Fragen, die die Wissenschaft aufwirft. Eigentlich gibt die Religion auf alle möglichen Fragen nur eine einzige Antwort. Sie löst alle Rätsel durch eine Hinweisung zu der göttlichen Allmacht. In seinen „Dialogen" legt Galilei eine solche Antwort in den Mund Simplicios, des Verteidigers der alten Weltauffassung. Die Hauptschwierigkeit dieser Auffassung war die, daß die ganze Welt sich um die kleine Erde drehen sollte. Dazu sagt Simplicio, daß es ja doch für Gott ebenso leicht ist, das Große um das Kleine, als umgekehrt, sich bewegen zu lassen. Hiergegen bemerkt aber sein Widersacher, daß der Allmacht gegenüber jeder Unterschied des Großen und des Kleinen wegfällt, und daß eben darum der Gottesbegriff gar nicht in der Wissenschaft gebraucht werden kann. Wenn man sich auf ein Wunder beruft, hört alles Erkennen auf. Alle Unterschiede und Verhältnisse verschwinden dem Unendlichen gegenüber.

Wenn wir über das Gebiet, auf welchem unsere Gedanken und Erwartungen durch strenge Beobachtungen bestätigt oder widersprochen werden können, herauskommen, bauen wir auf Analogien, die nur bildliche, symbolische Bedeutung haben können.

Wenn der Wert der Religion nur auf ihrer theoretischen oder intellektuellen Bedeutung beruhte, würde sie bald aus der Welt des Geistes verschwinden. Sie beantwortet für denjenigen, der klar frägt, keine einzige Frage. Daher ist auch (besonders in der protestantischen Welt) die Erörterung des religiösen Problems in die Hände der psychologischen und historischen Forschung übergegangen.

* * *

Was die Religion erhält und immer neuen Anschluß an ihre überlieferten Formen sowohl als neue Versuche der Religionsbildung bewirkt, sind Motive, die nicht auf dem Gebiete der Erkenntnis, sondern auf den Gebieten der Gefühle und des Willens zu Hause sind. Und das tiefste Motiv besteht in einem Bedürfnis, dasjenige, was das Leben wertvoll macht, in seinem Bestehen und in seiner Entfaltung gesichert zu wissen. Von demjenigen, was einem Menschen das Höchste

ist, hofft er in seiner Religion, daß es auch das Höchste in der Welt sein wird, oder daß es doch im Dasein seinen festen Grund habe, — daß es, wie es auch mit allem anderen gehe, in ihm und außer ihm siegen werde. Eine solche Hoffnung, das Leben hindurch mit klarem Verständnisse der Schicksale des Lebens, wie der Einzelne sie kennt oder zu kennen meint, festgehalten, ist das religiöse Urphänomen, das unzählige Formen annehmen kann, und in den verschiedenen Persönlichkeiten verschiedene Formen annehmen muß.

Wenn man eine Religion, oder einen Glauben, höher oder niedriger als eine andere nennt, ist der einzig mögliche Maßstab teils in der Beschaffenheit dessen zu finden, was für den Menschen so großen Wert hat, daß er auf sein Bestehen hofft, teils aber auch in dem Gewichte und dem Umfange der Erfahrungen, die er gemacht hat, und in der Energie, mit welcher die Hoffnung festgehalten wird, zu suchen. — Diesen Maßstab wenden die Religionshistoriker, ohne sich immer dessen bewußt zu sein, an, wenn sie eine vergleichende Wertschätzung der verschiedenen Religionen anstellen.

Als wir von der Wissenschaft sprachen, sahen wir, daß es immer individuelle und spezielle Erfahrungen und Erlebnisse gab, die durch die inneren und äußeren Lebensverhältnisse des Einzelnen bestimmt wurden und die durch wissenschaftliche Gesichtspunkte nicht erschöpft werden konnten. Dazu gehören nun in erster Linie die Erfahrungen, die dem Glauben eines Menschen zugrunde liegen. Es ist aber von der größten Bedeutung, daß der Mensch solche Erfahrungen aus erster Hand macht, und nicht aus der Überlieferung oder aus Dogmen angewiesen wird, gewisse bestimmte Erlebnisse hervorzurufen, weil er sich dann leicht in eine geistige Lebensform, die für seine Persönlichkeit nicht paßt, einzwängt und sich dadurch hindert, dasjenige Zeugnis vom Leben abzulegen, das jede echte Religion ablegen soll. Weder auf dem Gebiete des Glaubens, noch auf den Gebieten der Kunst und der Wissenschaft, dürfen lauter Nachklänge gehört werden, wenn echte Geisteskultur herrschen soll.

* * *

Wo sich nun Religion (Glaube, persönliche Lebensanschauung) als die Frucht eines Lebens im Dienste großer, treu festgehaltener Ideale gebildet hat, da sehen wir ein Bild einer geistigen Kraft und Konzentration, einer Innerlichkeit und einer Geschlossenheit, die großen religiösen Persönlichkeiten einen Platz unter den Größten in der Welt des Geistes geben.

Und hier stehen wir nach meiner Auffassung dem entscheidenden Probleme gegenüber. Kann diese innerliche und konzentrierte Art des Lebens auf gleichen Bedingungen und in gleichen Formen wie in früheren Zeiten erhalten werden, — und, wenn dies nicht möglich ist, müssen dann nicht neue Formen eines solchen Lebens entstehen, wenn das geistige Leben nicht an Kraft und Tiefe verlieren soll?

Meiner Auffassung nach stehen wir erst am Anfange einer unbefangenen,

tiefgehenden und rein menschlichen Behandlung dieser Fragen. Bis jetzt haben Dogmatik und Kritik, jede in ihrer Weise, eine solche gehindert. Die Kräfte sind in Anspruch genommen, teils um das Leben nach überlieferten Vorbildern zu formen, teils um sich aus den Überlieferungen herauszuarbeiten. Jetzt erst hat das Leben selbst das Wort, um ein Zeugnis von seinem wirklichen Bedürfnisse abzulegen, — um die Frage zu entscheiden, wie die höchsten Ideale unter den wechselnden Schicksalen des Lebens behauptet werden können. Wahrscheinlich wird nicht das Gleiche für alle notwendig sein.

Auf einer Eisenbahnfahrt in Jütland hörte ich einmal einen Bauer einem anderen den Unterschied zwischen Theologie und Philosophie in folgender Weise erklären: „Theologie ist Aberglaube, Philosophie ist Unglaube." — Ich antworte nur, was die Philosophie betrifft.

Die Philosophie ist für mich nichts Negatives, sondern ein freies Forschen über die Natur und die Bedingungen des geistigen Lebens. Und sie zeigt in meinen Augen die Bedingungen des fortwährenden Bestehens eines tiefen und kräftigen Geisteslebens deutlich an. Weil der Philosoph aber kein Prophet ist, kann er das wirkliche Eintreten dieser Bedingungen nicht garantieren. Weil ein solches Geistesleben selbst ein Teil des höchsten Wertvollen ist, wird es die persönliche Hoffnung des Philosophen sein, daß es sich stets wieder entfalten werde. Seine ärgsten Feinde sind starres Festhalten an Formen, die einer verschwundenen Geisteskultur gehören, und blasierte Gleichgültigkeit allem, was über dem Kreise der nächsten Interessen liegt, gegenüber. Wenn es aber glückt, die Innerlichkeit und Geschlossenheit des Geisteslebens zu behaupten, wird es seinen Ausdruck, nicht in Dogmen oder Systemen, sondern in den Symbolen einer großen und echten Lebenspoesie finden. Und dann werden die mißlichen Wirkungen der Arbeitsteilung auf dem geistigen Gebiete überwunden sein. Die geteilten Kräfte werden einander begegnen, wenn sie, jede auf ihrem Gebiete, zu der Quelle, aus welcher sie zuletzt alle entspringen und genährt werden, zurückgehen.

Prof. Dr. Cauer: Antike und moderne Demokratie.

In der Vorrede zur zweiten Auflage seines Werkes über den Sozialismus im Altertum weist Robert Pöhlmann auf den Wert hin, den die Kenntnis der antiken Demokratie für das Verständnis der modernen hat; diesen Wert sieht er offenbar vor allem in der Warnung, demokratischen Forderungen nicht nachzugeben, damit die Begehrlichkeit der Massen nicht zu gleichen Ausschreitungen führe wie in Rom und Athen. Ähnliche Anschauungen werden von Kennern der alten Geschichte auch sonst geäußert, man verwertet sie auch gern, um in Fragen der Tagespolitik, z. B. der des preußischen Wahlrechtes, jedes Zugeständnis an den Grundsatz der Gleichheit abzuweisen. Aber ist es zulässig, so ohne weiteres die Erfahrungen des Altertums auf die Gegenwart anzuwenden? Muß man nicht zunächst fragen, in welchen Tatbeständen die Übel der antiken Demokratie begründet waren, und ob dieselben Zustände unter den äußeren und inneren Lebensbedingungen der Gegenwart notwendig oder wenigstens denkbar sind.

Vielleicht wird man einwenden, eine solche Vorfrage sei überflüssig, denn die Eigenschaften, die die athenische und römische Republik zugrunde gerichtet hätten, das Streben der Massen, ihre politische Macht auf Kosten der Besitzenden auszubeuten, würden sich bei jedem Volke zu jeder Zeit wiederfinden. Und mancher wird vielleicht zufügen, wenn das Volk schon im Rom, wo es niemals die volle Herrschaft geführt hat, diese verderbliche Neigung gezeigt hat, so würde dieselbe Neigung in einer reinen Demokratie noch viel bösartiger hervortreten. Aber wäre es nicht auch denkbar, daß gerade der begrenzte, durch keine Verantwortung beschwerte Einfluß des Volkes mit Übeln verbunden war, die der reinen Volksherrschaft fremd sind?

In Rom betätigte sich ja die Bürgerschaft nur bei bestimmten Gelegenheiten und auch dann nur auf Befragen durch andere. Auf den alltäglichen Gang der Geschäfte hatte sie keinen Einfluß, sondern dieser lag ganz in den Händen der Beamten und des Senats, also tatsächlich der gegenwärtigen und gewesenen Beamten. Zu den Ämtern aber hatten fast nur die Angehörigen der reichsten und angesehensten Familien Zutritt, weil nur diese die Mittel anwenden konnten, durch die die Wähler zu gewinnen waren. Denn diese benutzten die Gelegenheit, um die kleinen Freuden und Vorteile zu ergattern, die die Lichtpunkte in ihrem kümmerlichen Dasein bildeten, Spiele, Speisungen und ähnliches. Manche verkauften sich wohl auch für die Zeit des Wahlkampfes vollständig an einen einzelnen Bewerber, begleiteten ihn auf seinen Wegen durch die Stadt, um seinen Anhang und Einfluß recht groß erscheinen zu lassen, und gewannen andere durch Lockungen und Dro-

hungen für ihn. Zu Zeiten dringender Not oder ungewöhnlicher Erregung kam es wohl einmal vor, daß ein Bewerber um seiner Verdienste willen gewählt wurde oder als Vertreter einer politischen Richtung, selbst ein homo novus wie Marius; in der Regel aber bestand die Aufgabe des Bewerbers darin, das Volk durch unsachliche Mittel für seine Person zu gewinnen. Ähnlich stand es mit der Abstimmung über Gesetze. Allein der die Versammlung leitende Beamte hatte das Recht, ein Gesetz zu beantragen; die Bürger hatten nur mit Ja oder Nein zu antworten. Wie aber bekam ein Beamter eine Versammlung zustande, die seine Anträge annahm? Zuweilen auf sehr einfache Weise: er ließ von vornherein den Platz durch seine Anhänger besetzen, die Gegner möglichst durch handfeste Leute wegprügeln. Dann war nachher die Abstimmung eine leichte Komödie. Manche Gesetze von einschneidender und bleibender Wirkung wie z. B. Cäsars Ackergesetz sind auf diese Weise durchgebracht worden. In der Regel freilich verfuhr man weniger gewaltsam; man vereinigte in einer Abstimmung mehrere Anträge, von denen einer dem Volke einen materiellen Vorteil verschaffte, gewöhnlich billiges Getreide, während die anderen den eigentlichen Absichten des Antragstellers dienten, und sobald dem Bürger Brot und Spiele geboten wurden, beschloß er im übrigen, was man nur von ihm wünschte. Zwar wurde wiederholt der Versuch gemacht, diesem Mißbrauche zu steuern; es wurde verboten, verschiedenartige Anträge zugleich zur Abstimmung zu bringen. Aber das Verbot blieb wirkungslos, es wurde nicht beachtet oder irgendwie umgangen.

Volkswahl und Volksabstimmung dienten also nicht einer planmäßigen Förderung des Volkswohles, sondern dem Ehrgeiz und der Willkür einzelner. So war es freilich nicht immer gewesen; solange die Bürgerschaft aus Bauern bestand, wußte sie, was und wen sie wollte. Seit aber der bäuerliche Grundbesitz vom Großgrundbesitz verdrängt war, lag die Entscheidung bei den städtischen Proletariern. Wenn unsere heutigen Arbeiter sich diesen Namen aneignen, so würdigen sie sich damit selbst herab; denn das Unheil bei jenen Proletariern war ja eben, daß sie nicht zu arbeiten hatten, da Rom wohl ein Zentrum für die Konsumtion, aber keins für die Produktion war und die im Vergleich zu heute wenige Arbeit, die es in einer solchen Großstadt gab, überwiegend von Sklaven und Freigelassenen getan wurde. So blieb den besitzlosen Bürgern nichts übrig, als ihren bescheidenen Anteil an der Weltherrschaft für ihren wirtschaftlichen Vorteil auszubeuten.

Das war um so weniger zu verwundern, als ja die Besitzenden ihnen das Beispiel gaben. Der Amtsadel gewann die Mittel zu den kostspieligen Bewerbungen durch Mißbrauch der Amtsgewalt gegenüber den Provinzialen; und der Geldadel erwarb seinen Reichtum durch Pachtung der Steuern, wobei er es verstand, den Untertanen möglichst viel abzunehmen und in die Staatskasse möglichst wenig zu entrichten, sodaß recht viel in der eigenen Tasche blieb. Alle Schichten

der Bürgerschaft waren sich also darüber einig, daß die politische Macht dazu da war, materiellen Gewinn zu bringen. Diese Anschauung ergab sich aus dem Charakter eines Herrenvolkes, den die Römer durch den Erfolg ihrer überseeischen Kriege im Widerspruch zu den Absichten weitblickender Staatsmänner angenommen hatten. Das Herrengefühl, das jeden Bürger vom stolzen Senator bis zum verlumpten Proletarier durchdrang, war aber sicherlich kein Ausfluß demokratischen Denkens.

Deshalb hat die Aristokratie auch nichts getan, um der Menge den Mißbrauch ihrer politischen Rechte entbehrlich zu machen, ja sie hat sich jedem derartigen Versuch widersetzt. Die einzige Möglichkeit, der Masse der Bürger zu einem redlichen Erwerb zu verhelfen, bestand in der Schaffung von kleinen Bauernstellen. Als dies aber von den Gracchen beantragt wurde, wurden ihre Absichten von den Führern des Adels vereitelt, sie selbst auf die Bahn der Gewalt gedrängt und dadurch in den Untergang getrieben. Und als einige Generationen später der Volkstribun Servilius Rullus ein Ackergesetz vorschlug, nach dem in Campanien auf Staatsland eine Anzahl von Kleinbauern angesiedelt werden sollte, da ermahnte der Konsul Cicero als Wortführer des Senats die Bürger, doch nicht die Annehmlichkeiten des großstädtischen Lebens gegen das mühselige Dasein eines armen Landmannes zu vertauschen.

Wir sehen also: die Begehrlichkeit des römischen Volkes war wirklich nicht durch übermäßigen Anteil an der politischen Macht verursacht, sondern wurde durch Vorbild und Einfluß der herrschenden Stände erregt und gepflegt. Die ganze Bürgerschaft bildete ja im Gegensatz zu den übrigen Bewohnern des Reiches eine Art Aristokratie. Aber ist nicht Athen eine so radikale Demokratie gewesen, wie es nur je eine gegeben hat? Und hat nicht hier das Volk die Ausbeutung der Besitzenden besonders schamlos erst dann betrieben, nachdem der Staat seine äußere Machtstellung verloren hatte?

Allerdings war in Athen die Bürgerschaft der wirkliche Souverän. Die Beamten waren nur Vollstrecker des Volkswillens, der in der Volksversammlung zum Ausdruck kam. Diese Versammlung, in der jeder Bürger Anträge wenigstens in der Form des Amendements einbringen konnte, trat im Jahre mindestens vierzig Mal zusammen und griff mit ihren Beschlüssen in alle Einzelheiten der Regierung und Verwaltung ein. Und die Bürgerschaft ist nur etwa ein halbes Jahrhundert lang in der Lage gewesen, die Abgaben von Untertanen zu eigenem Nutzen zu verwerten. Denn länger hat das attische Reich nicht bestanden.

Und doch hat dieser kurze Zeitraum ausgereicht, den athenischen Bürgern ein Herrengefühl einzuimpfen, das ein fremder und giftiger Tropfen in ihrem demokratischen Blute war. Denn gerade damals erhob sich gewaltig jene geistige Bewegung, die das Recht des Stärkeren mit einer Schroffheit predigte, die erst Nietzsche wieder erreicht und vielleicht noch überboten hat. Die reichen und fein

gebildeten jungen Leute, die den Vorträgen der Sophisten lauschten, verachteten das niedere Volk, das von seiner Hände Arbeit lebte, und hielten jedes Mittel für erlaubt, mit dem sie ihm die politische Gewalt zu entreißen hofften. Aber diese Verachtung der erwerbenden Arbeit färbte auf die Verachteten ab. Auch die athenischen Kleinbürger fanden es vornehmer, von der Ausübung ihrer bürgerlichen Ehrenrechte zu leben, als von irgend einem Arbeitgeber Tagelohn zu empfangen. So fing man an, die Besoldungen für richterliche und anderweitige öffentliche Tätigkeit, die anfangs nur dazu bestimmt waren, den Besitzlosen für verlorene Arbeitszeit zu entschädigen, als ein Mittel zum Gelderwerb zu betrachten. Und wozu waren die Abgaben der Untertanen da, als um die herrschende Bürgerschaft zu unterhalten?

Die Verwandtschaft zwischen der demokratischen Gewaltpolitik nach außen und der aristokratischen Umsturzpolitik im Innern trat in den Urteilen zeitgenössischer Beobachter, des Historikers Thukydides und des Komikers Aristophanes, deutlich hervor. In der glänzendsten Gestalt der Zeit, in Alkibiades, vereinigten sich beide Strömungen auch äußerlich.

Auch darin stimmten die aristokratischen und die demokratischen Gewaltmenschen überein, daß ihr Streben scheiterte. Denn die Demokratie wurde nach zwei oligarchischen Revolutionen beidemal bald wieder hergestellt, aber sein äußeres Übergewicht verlor der demokratische Staat mit dem Ausgang des peloponnesischen Krieges für immer.

Trotzdem vermochte sich freilich der Wohlstand des Landes bald wieder zu heben; aber dieser Wohlstand wurde zum größten Teile durch die Arbeit von Sklaven und Schutzbürgern hervorgebracht. Geleitet wurde die Produktion zwar von Bürgern, aber die wenigen Reichen, die zugleich über viel Boden und viel Sklaven, vielleicht auch über zinstragende Kapitalien verfügten, bildeten eine verschwindende Minderheit gegenüber der Masse der besitzlosen Vollbürger, die, selbst wenn sie Arbeit suchte, unter der Konkurrenz der unfreien und halbfreien Arbeiter zu leiden hatte, die aber einen bequemeren Weg zur Fristung ihres Daseins in der Ausbeutung der politischen Macht fand. Denn in der allgewaltigen Volksversammlung und in den Volksgerichten gab diese Masse den Ausschlag. Da konnte man in der souveränen Versammlung Beschlüsse fassen, durch die die Staatseinkünfte in verschiedenen Formen herangezogen wurden, um die mittellosen Bürger zu versorgen. Und wenn die Steuerkraft der Besitzenden nicht ausreichte, alle diese Ansprüche zu befriedigen, so bot sich in den Gerichten Gelegenheit, noch tiefer in den Geldbeutel der Reichen zu greifen: unter beliebigen, oft genug fadenscheinigen Vorwänden wurden wohlhabende Bürger verurteilt, damit man ihr Vermögen für die Staatskasse einziehen konnte, und wer dieser Vernichtung seines Daseins vorbeugen wollte, mußte seine Taschen weit öffnen, um ihren Inhalt zum Besten seiner notleidenden Mitbürger auszuschütten.

So vereinigte sich die wirtschaftliche Bedrängnis, die den meisten Bürgern die Gelegenheit zu ehrlicher Arbeit versagte oder wenigstens verkümmerte, mit jenem aus der Zeit der politischen Herrschaft ererbten Vorurteil gegen die erwerbende Arbeit, um die Ausbeutung der besitzenden Klassen durch das gebietende Proletariat hervorzurufen, die die athenische Demokratie berüchtigt gemacht hat und gegenüber demokratischen Forderungen der Gegenwart oft als abschreckendes Beispiel hingestellt wird. Bewußt oder unbewußt schweben den Gegnern der modernen Demokratie die Bilder vor, die die philosophischen Gegner der antiken, Platon und Aristoteles, von der Habgier der Massen und der Willkür der Massenherrschaft entworfen haben. Richtiger als manche ihrer modernen Nachbeter erkannten diese antiken Kritiker, wie eng wirtschaftliches und politisches Leben zusammenhängen, wie unentbehrlich bestimmte wirtschaftliche Voraussetzungen für das Gedeihen bestimmter politischer Verfassungen sind. Aber bei allem Scharfblick entdeckten sie doch nicht, wo der eigentliche Krebsschaden der griechischen Stadtstaaten lag, ja sie nahmen diesen Krebsschaden in ihre Staatsideale mit hinüber.

Was ihnen vor allem entgegentrat, waren die Verirrungen des Erwerbstriebes durch Ausnutzung politischer Machtmittel. Weil sie diese Verirrung verabscheuten, verurteilten sie den Erwerbstrieb überhaupt; weil sie ihn verurteilten, verachteten sie seine legitime Befriedigung durch eigene produktive Arbeit oder durch die Leitung fremder Arbeit. Und deshalb versperrten sie den einzigen Weg, auf dem die Volkswirtschaft der Griechen hätte gesunden können.

Die wirtschaftliche Notlage der Massen wird oft aus einem Überwuchern des Kapitalismus erklärt. Man spricht wohl von dem Zusammenhange zwischen Mammonismus und Pauperismus und spielt dabei auf verwandte Erscheinungen der Gegenwart an. Aber bei solchen Parallelen darf man doch den wesentlichen Unterschied nicht übersehen. Es ist wohl als ein besonders starker Beweis für das verderbliche Übergewicht des Kapitalismus im Altertum bezeichnet worden, daß er sogar den Boden ergriff und durch Aufhäufung von Großgrundbesitz den kleineren und mittleren Besitz verdrängte. Aber auf die Unterwerfung des Bodens war das Kapital im Altertum gerade deshalb angewiesen, weil ihm die modernen Mittel der Kapitalbildung und Kapitalverwertung fremd waren.

Mag auch die Ansicht von Sombart, wonach ursprünglich auch die modernen Kapitalien durch Ansammlung von Grundbesitz gebildet worden sind, viel Beifall gefunden haben, so ändert das doch nichts an dem Wesen des Kapitals, wie es die theoretische Nationalökonomie ansieht: ein Ertrag der Produktion, der wieder als Produktionsmittel dient. Das aber sind die Kapitalien des Altertums nur in geringem Maße gewesen, am wenigsten diejenigen, die politische Macht verliehen und die politischen Leidenschaften erregten. Wohl hat es auch damals manchen gegeben, der durch Fleiß und Sparsamkeit ein kleines Vermögen erwarb; wenn er sich aber dann überlegte, auf welche Weise er das Erworbene

für sich und seine Erben sichern sollte, so blieb ihm nichts übrig als der Ankauf von Grundbesitz; denn das war, da es keine Inhaberpapiere gab und keinerlei mündelsichere Schuldverschreibungen, die einzige sichere Kapitalsanlage. Und welche Anlage brachte den meisten Gewinn? Das Verleihen auf Zinsen nicht, obgleich der Zinsfuß beträchtlich höher war als heute, denn er war nur deshalb so hoch, weil eine andere Verwendung des Geldes noch mehr einbrachte: der Ankauf von Sklaven, deren Arbeitskraft man entweder in der eigenen Produktion verwertete oder an andere Arbeitgeber vermietete.

Aber mochte der einzelne in den Besitz von Sklaven durch Kauf gelangen: ein ganzes Volk, das über unfreie Arbeitskräfte verfügte, war darauf angewiesen, die Abgänge durch Gefangennahme im Kriege zu ersetzen. Und auch die Herrschaft über den Boden ließ sich auf gewaltsame Weise schneller und wirksamer ausdehnen. Das hatten schon die großen Eroberer des Orients gewußt. Sie hatten fremde Völker unterworfen, um einen Teil des Bodenertrages für sich und die ihnen nahestehenden Glieder des siegreichen Volkes zu beanspruchen; es war aber auch vorgekommen, daß ganze Völker in die Gefangenschaft geführt wurden wie die zehn Stämme des Reiches Israel und vorübergehend auch die zwei Stämme des Reiches Juda, damit ihre Arbeitskraft in den Dienst der kriegsgewaltigen Herren trat. In bescheidenen Grenzen haben auch die Griechen dieses Mittel der Bereicherung angewandt. Die Spartaner haben die messenischen Kriege, wie einer ihrer Könige gesagt haben soll, gegen das „unverteilte Land" geführt; sie brauchten mehr Boden und mehr Heloten, damit die zunehmende Zahl ihrer Vollbürger ohne eigene Arbeit leben konnte. Und auch die Athener haben es nicht verschmäht, besiegten Feinden einen Teil ihres Bodens zu nehmen und Leute aus ihrer Mitte darauf anzusiedeln. Sklaven hatten sie während der erfolgreichen Kriege gegen die Perser in Menge erbeutet, und auch gefangene Griechen als Sklaven zu behalten oder zu verkaufen, hielten sie nicht für unerlaubt. Und was war die Tributpflicht der Bundesgenossen anders als eine Form, in der etwas von dem Ertrage fremder Arbeit und fremden Bodens in den Besitz des herrschenden Volkes gelangte?

Zur Bildung bedeutender Privatvermögen hat die Bereicherung durch Krieg und politische Herrschaft in Athen allerdings nicht geführt. Anders in Rom, freilich auch hier nicht von Anfang an. So lange die Römer um die Herrschaft über Italien kämpften, verwandten sie das Land, das sie den Besiegten wegnahmen, in erster Linie dazu, ihre überschüssige Bevölkerung darauf anzusiedeln. Anders aber verfuhren sie nachher mit ihren überseeischen Eroberungen. Der Boden der Provinzen wurde formell Eigentum des Staates; tatsächlich blieb er in den Händen der bisherigen Besitzer, aber unter der Bedingung, daß sie Tribut zahlten. Die Eintreibung dieses Tributs, der an Gesellschaften verpachtet wurde, bot den Mitgliedern des Geldadels Gelegenheit zur Bereicherung, wie die Ausübung der

Staatsgewalt in den Provinzen den Mitgliedern des Amtsadels. Beide Schichten der Aristokratie gewannen also, worauf schon hingewiesen wurde, ihren Reichtum nicht durch die Leitung wirtschaftlicher Arbeit, sondern durch die Ausbeutung politischer Macht. Und wozu wurde der gewonnene Reichtum verwendet? Zum Ankauf von Land und Sklaven. An Kriegsgefangenen fehlte es nie auf den Sklavenmärkten; manche Kriege der Römer, z. B. die auf Sardinien, waren kaum etwas anderes als Menschenjagden. Latifundien aber konnten die Kapitalisten nur bilden, indem sie die italischen Kleinbauern auskauften, deren kriegerischer Kraft der Staat und das Kapital ihre Macht verdankten.

Das Kapital, das durch Unterwerfung von Boden und Arbeitskraft angesammelt war, wurde also verwendet, um einen Boden zu erwerben, der schon vorher bebaut worden war, und nun Arbeitskräfte auszunutzen, die auch ohne das gearbeitet haben würden. Er war weder Produktionsertrag noch Produktionsmittel. Das tritt beim römischen Kapitalismus besonders deutlich hervor, gilt aber mehr oder weniger von allen kapitalistischen Erscheinungen des Altertums.

Man braucht kein rosiger Optimist zu sein, um im Vergleich dazu unsere heutigen Zustände gesund zu finden. Freilich gibt es auch bei uns Kapitalien, deren Erwerb und Verwertung mit der Schädigung anderer verbunden ist. Wenn ein Bodenspekulant (oder auch ein Bodenerbe) den Wertzuwachs für sich einstreicht, den sein Besitz durch die Arbeit der zunehmenden Bevölkerung erfahren hat, so hat er ebenso wenig wie die römischen Kapitalisten getan, um dieser zunehmenden Bevölkerung Unterhalt zu verschaffen. Und wenn ein moderner Kapitalist einen Teil seines Reichstums, der in rühriger und für das ganze Volk wertvoller Tätigkeit gewonnen sein kann, dazu verwendet, um ein Familienfideikommiß zu begründen, das vielleicht mehr dem Luxus dienen soll als dem Erwerb, so verdrängt er damit Leute von ihrer väterlichen Scholle und erschwert anderen, die fähig wären, den Boden zu bebauen, durch die Steigerung der Güterpreise, zu der er beiträgt, den Erwerb von Grund und Boden. Sicherlich sind das unerfreuliche Erscheinungen; aber sie sind doch nur die Kehrseite eines kraftvollen Fortschrittes. Denn jene Mehrwerte, deren Ausnutzung durch eine kleine zuweilen nur vom Zufall begünstigte Gruppe zu bedauern ist, würden gar nicht entstanden sein ohne emsige Arbeit, die es versteht, dem vorhandenen Boden durch Verbesserung der landwirtschaftlichen und industriellen Technik immer neue Erträge abzutrotzen und die gewonnenen Erträge in dem vervollkommneten Verkehr immer vorteilhafter zu verwerten.

In Hellas und Rom dagegen hat die planmäßige Vermehrung und bessere Verwertung der Bodenerträge in der öffentlichen Meinung und im Urteile der Besten niemals als ein würdiges Ziel menschlichen Strebens gegolten. Wohl haben auch die Griechen glückliche Zeiten erlebt, in denen politische Erfolge der wirtschaftlichen Arbeit einen kräftigen Anstoß gaben, so in Athen während des

halben Jahrhunderts nach den Perserkriegen und in der ganzen Osthälfte der Mittelmeerländer nach den Eroberungen Alexanders des Großen; aber wenn diese Impulse verpufft waren, stand man wieder hilflos der immer wiederkehrenden Frage der Bodenteilung gegenüber. Stets wurden die augenblicklichen Inhaber des Bodens von zwei Seiten bedroht; die Reichen suchten ihren Grundbesitz duch Auskaufen der kleineren Besitzer auszudehnen; und die Armen verlangten mit erhobener Faust den ihnen zukommenden Anteil am Boden. Stets haben die sozialrevolutionären Parteien in erster Linie eine gerechte Verteilung des Bodens verlangt. Und jeder Sieg in einem Bürgerkriege war mit Verjagung von Grundbesitzern und Ansiedlung von Enterbten verbunden, in dem kleinsten griechischen Zwergstaat so gut wie in der römischen Republik. Gerade der einzig dastehende Wert des Grundeigentums gefährdete die Besitzenden, weil er bei den Besitzlosen wie bei den Kaufkräftigen den unersättlichen Hunger nach Land erregte. Dem gegenüber können die heutigen Grundbesitzer eigentlich froh sein, daß Landgüter in unserer Zeit weniger begehrenswert erscheinen als im Altertum. Denn dadurch sind sie vor den Gefahren sicher, die den Grundbesitzern des Altertums beständig drohten.

Man bedachte eben damals nicht, daß, wenn die Gesamtmenge und der Wert der erzeugten Güter sich vermehren, der eine reich werden kann, ohne daß andere dadurch ärmer werden. Besonders fern lag dieser Gedanke gerade den griechischen Staatsphilosophen; denn die Hervorbringung materieller Güter erschien ihnen als eine minderwertige Aufgabe. Sie dachten asketisch und weltverneinend, in weit höherem Maße als die Propheten des alten Testaments. Denn während diese den Frommen den Reichtum als göttliche Belohnung versprachen, betrachteten jene im Vergleich zu Weisheit und Tugend allen äußeren Besitz als etwas Untergeordnetes oder geradezu Verderbliches. Daß ein gewisses Maß von Nahrung, Kleidung und Wohnung unentbehrlich war, so lange man nun einmal auf dieser Welt lebte, konnten sie freilich nicht verkennen, aber was darüber hinausging, war vom Übel, und jenes Mindestmaß sollte den Weisen ohne eigene Arbeit gesichert sein, damit sie ihre ganze Kraft auf die Erkenntnis der Wahrheit und die Fürsorge für das Gemeinwohl verwenden konnten.

Das ließ sich auf verschiedene Weise erreichen; entweder hatten die Weisen gar keinen eigenen Besitz und wurden durch die Abgaben der übrigen unterhalten (so verlangte es Platon in seinem „Staat"), oder jeder hatte ein kleines Landgut, das gerade ausreichte, ihn und seine Familie zu erhalten, und von Unfreien oder Halbfreien bebaut wurde (so dachte es sich Platon in den „Gesetzen", und ähnlich scheint sich Aristoteles die Lage des herrschenden Standes vorgestellt zu haben). In jedem Falle mußte die regierende Klasse ihre Macht und ihr Ansehen mit dem Verzicht auf Reichtum bezahlen. Dem lag der richtige Gedanke zugrunde, daß ein Stand, für den materielle Interessen eine große Bedeutung haben, zur Lei-

tung des Staates nicht geeignet ist, da seine Sonderinteressen ihn leicht in Gegensatz zum Gemeinwohl bringen. Aber da nun einmal die Freude am Besitz und das Verlangen nach Besitz sich nicht aus den Seelen der Menschen reißen läßt, so ist eine Aristokratie, die dem platonischen und aristotelischen Ideal der Staatslenker entspricht, nicht denkbar. Am nächsten kommt ihm noch ein Adel mit ererbtem und gesichertem Reichtum; denn wer für seine Person unter allen Umständen auch bei unbescheidenen Ansprüchen genug hat, dem kann es wohl als eine Ehrenpflicht erscheinen, Zeit, Kraft und Geld an gemeinnützige Zwecke zu verwenden; als Beispiel kann die englische Aristokratie dienen, wo nicht in ihrer Gesamtheit, so doch in vielen ihrer Angehörigen. Auch das kann von Wert sein, wenn einzelne, die durch rein wirtschaftliche Tätigkeit reich geworden sind, einen Teil ihres Reichtums verwenden, um Wohlfahrt oder Bildung zu fördern, und es schadet nichts, wenn sie dadurch auch persönlich zur Geltung kommen; sie werden das in jedem Staate, in einem demokratischen so gut wie einem aristokratischen. Eine gemeinnützige und kulturfördernde Verwendung des Reichtums wird sich aber desto eher erwarten lassen, je mehr nicht nur die politische Verfassung, sondern auch das gesellschaftliche Empfinden demokratisch ist. Denn einem solchen Empfinden erscheint ein luxuriöses Privatleben als etwas Herausforderndes und Verletzendes; darum vermeidet der Reiche einen starken persönlichen Aufwand oder verbirgt ihn im Innern des Hauses, wo er dann umso mehr echte Vornehmheit zeigen kann, oder wiegt ihn wenigstens auf durch höhere Ausgaben für allgemeine Zwecke.

Dagegen ergeben sich aus einer aristokratischen Schichtung der Gesellschaft fast notwendig zwei Vorurteile, die einer vernünftigen und uneigennützigen Verwendung des Einkommens im Wege stehen: der standesgemäße Aufwand und die standeswidrige Arbeit. Wie viele Angehörige unserer höheren Gesellschaftsschicht stöhnen über die Ausgaben, zu denen sie durch ihre Stellung gezwungen zu sein glauben! Sie geben Gesellschaften, an denen sie selbst ebenso wenig Freude haben wie ihre Gäste; sie machen Reisen, obgleich sie weit lieber zu Hause blieben; alles nur, weil ihr Ansehen vor der Welt das erfordert. Und wie ersetzen sie die dem Standesmoloch gebrachten Opfer? Ein zweckmäßiges Mittel wäre es vielleicht, wenn ihre Söhne einträgliche Berufe in Handel oder Industrie ergriffen; aber das gilt in den Familien der Offiziere, höheren Beamten und Rittergutsbesitzer nicht für vornehm. Dann bleibt ihnen nichts übrig, als mit ihrem politischen Einfluß darauf hinzuarbeiten, daß ihre Einkünfte sich heben.

Daraus sieht man: mögen unser ostelbischer Adel und die ihm nahestehenden Kreise noch so große Vorzüge des Charakters und der Erziehung besitzen, mögen diese Vorzüge in manchen Zweigen des Staatsdienstes und vor allem im Heeresdienste noch so glänzend hervortreten: von den Eigenschaften, die nach Platon und Aristoteles zur Leitung eines Gemeinwesens befähigen, finden wir hier genau

das Gegenteil. Die griechischen Philosophen verlangten von einer regierenden Klasse vor allem, sie dürfe sich niemals durch eigene materielle Interessen in ihren politischen Entschlüssen bestimmen lassen. Das aber wird man, ohne deshalb den Vorwurf besonderer Habgier zu erheben, von einer Gesellschaftsklasse nicht erwarten können, die einfach durch das Bedürfnis der Selbstbehauptung gezwungen ist, vom Staate eine wirtschaftliche Bevorzugung zu fordern. Die Wortführer des Großgrundbesitzes beteuern ja selbst, unter der wirtschaftlichen Entwickelung, die für andere Schichten der Bevölkerung günstig sei, habe gerade ihr Beruf zu leiden. Wenn das zutrifft, so kann es Pflicht einer unabhängigen Regierung sein, den notleidenden Stand in seiner Krisis zu unterstützen, unvermeidliche Härten zu mildern. Aber ein Stand, der nach seiner eigenen Ansicht durch den natürlichen Gang der Dinge ins Hintertreffen geraten würde, darf nicht selbst bestimmen, wie stark dieser Gang gehemmt und durchkreuzt werden soll, damit er sein in der Vergangenheit aus längst überwundenen Zuständen erwachsenes Übergewicht zu behaupten vermag.

Und doch erhebt man einen solchen Anspruch und verteidigt ihn sogar mit platonischen und aristotelischen Gedanken. In diesem verhängnisvollen Mißverständnis haben die Vorkämpfer des preußischen Feudalismus, zu denen auch der gegenwärtige Reichskanzler gehört, ansehnliche Vorgänger, zum Beispiel Cicero, der die römische Klassenherrschaft mit Gründen aus der griechischen Philosophie rechtfertigte. Und ganz unschuldig sind Platon und Aristoteles an diesem unbewußten Mißbrauch ihrer Ideen wohl nicht. Denn beide waren, wenn es nun einmal nicht vermieden werden konnte, einer wirtschaftlichen Klasse die politische Macht zuzuweisen, immerhin am ehesten geneigt, den Grundbesitzern einen solchen Vorzug einzuräumen. Die Erträge der Landwirtschaft erschienen gewissermaßen als unmittelbare Gaben der Natur, nicht als künstliche Erzeugnisse des menschlichen Erwerbstriebes.

Und doch entging beiden Denkern nicht die chronische Krisis, die in einem Staate von rein oder überwiegend agrarischem Charakter immer aufs neue entstehen muß. Wenn in einem solchen Staate alles aufs beste geordnet ist, sodaß jeder satt zu essen bekommt, so gerät diese herrliche Harmonie ins Wanken, sobald die Bevölkerung zunimmt. Was sollte in diesem Falle geschehen? Steigegerung der Produktion kam nicht in Betracht, da sie nur durch Anregung des Erwerbstriebes möglich gewesen wäre. Die Ausdehnung des Staatsgebietes oder wenigstens seines Machtbereiches wurde ebenfalls abgelehnt; denn sie erschien als eine Quelle von Unrecht und Gewalttat. Die Staatsmänner, die Athen zur ersten Macht in Hellas erhoben hatten, waren für Platon die Urheber seines Verfalls. Und Aristoteles entfremdete sich seinem Schüler Alexander, seit dieser griechischen Geist und griechische Arbeit in sein orientalisches Weltreich lockte.

Die großen Denker waren also in der nationalen Frage ebenso reaktionär

wie in der Volkswirtschaft. Aber der Verzicht auf Machterweiterung wie auf die Vermehrung des Volksvermögens schien ihnen geboten, wenn die Notlage beseitigt werden sollte, die sie vor Augen sahen: wenige, die sich vor allem durch die Arbeit von Sklaven bereicherten, und dabei die Mehrzahl der Bürger ohne Lebensunterhalt und nur durch den Mißbrauch ihrer politischen Gewalt vor dem Verhungern geschützt. Das Elend der Masse jammerte sie, so sehr sie sie auch mißachteten; sie erkannten darin auch eine Gefahr für die Besitzenden. Die einzige Rettung aber sahen sie darin, wenn jedem Bürger ein Erwerb zugewiesen wurde, von dem er leben konnte, ohne andere zu schädigen, und wenn die Störung dieses Gleichgewichtes durch Beschränkung des Nachwuchses verhütet wurde.

Diese harte und naturwidrige Forderung, deren verhängnisvolle Konsequenzen in dem freilich durch andere Motive verursachten Menschenmangel des sinkenden Altertums grauenvoll zutage getreten sind, enthielt doch einen wesentlichen Fortschritt sozialpolitischen Denkens. Denn die Frage war damit aufgeworfen, wie es anging, jedem Bürger einerseits ein für seinen Unterhalt ausreichendes Einkommen zu sichern und andererseits eine seinen Fähigkeiten entsprechende Leistung von ihm zu verlangen. Die Philosophen waren also als Sozialpolitiker ihrer Zeit voraus. Aber dieser Vorsprung war teuer bezahlt; denn dem wirtschaftlichen und machtpolitischen Fortschritt standen sie, wie wir sahen, verständnislos gegenüber. Der seichte Schönredner Isokrates hatte darin einen weiteren Blick als die tiefen Denker.

Ohne Verständnis für die Fragen der nationalen Macht ist auch die deutsche Sozialdemokratie. Aber selbst ihre grimmigsten Feinde werden dieser nicht vorwerfen können, sie habe keinen Sinn für den wirtschaftlichen Fortschritt. Denn alle Wortführer des Marxismus haben stets betont, daß sie die politische und soziale Befreiung der Massen nur als Ergebnis einer gesteigerten und verbesserten Güterproduktion erwarten. Auch der materialistischen Geschichtsauffassung kann man bei all ihrer Einseitigkeit das Verdienst nicht absprechen, daß sie den Blick für die umwälzende Wirkung technischer Neuerungen geschärft hat. Der Sozialdemokrat ist durch seine Theorie gezwungen, jede industrielle Erfindung, überhaupt jede Vervollkommnung der Betriebsweise mit Freude zu begrüßen.

Dadurch unterscheidet sich der moderne Sozialismus wesentlich von den antiken Programmen einer sozialen Revolution oder Reform. Denn diese erwarteten die materielle Sicherung der Massen von dem künstlichen Festhalten an gegebenen wirtschaftlichen Zuständen oder gar von der gewaltsamen Rückkehr zu überwundenen. Die soziale Frage hatte eben im Altertum einen ganz anderen Inhalt als heute. Danach handelte es sich darum, der großen Zahl von Bürgern, der durch das Bodenmonopol einer kleinen Minderheit und die Konkurrenz der Sklavenarbeit die Gelegenheit zu produktiver Tätigkeit genommen oder doch verkümmert war, Erwerbsmöglichkeiten zu verschaffen. Heute haben wir eine stei-

gende Produktion, die zunehmende Arbeitermassen beschäftigt; aber es fragt sich, ob der Lohn, der für diese Arbeit gezahlt wird, ihrem Anteil an den erzeugten Werten entspricht. Und auch wer die von der Sozialdemokratie erhobenen Forderungen für unberechtigt und undurchführbar hält, darf nicht verkennen, daß sie bei allem, was sie für die Massen verlangt, eine für die Erzeugung zunehmender Werte unentbehrliche Arbeitsleistung der Massen voraussetzt.

Die sozialdemokratische Theorie schließt auch nicht aus, daß die wertvollere Leistung des einen höher bezahlt wird als die minderwertige des anderen. Aber entspricht die Praxis immer dieser Theorie?

Die Sozialdemokratie übt ja an gewissen Stellen schon im Gegenwartsstaate eine Macht aus. Vor allem lassen sich die Gewerkschaften nicht allein nach ihren Zielen, sondern bereits nach ihren Erfolgen beurteilen. Und diese Erfolge entsprechen nicht immer dem Grundsatze, daß der Lohn der Arbeitsleistung angemessen sein soll. Denn durch die Tarifkämpfe der Gewerkschaften sind zwar die Mindest- und Durchschnittslöhne, mithin der Gesamtanteil der Arbeiter an den erzeugten Werten, erhöht worden, aber gleichzeitig wurde die Möglichkeit für den hervorragend fleißigen und tüchtigen Einzelnen, sich ein besonders hohes Einkommen zu verdienen und dadurch allmählich emporzusteigen, zuweilen verkümmert. Die Gleichheit aber zwischen dem Fleißigen und Faulen, dem Tüchtigen und Untüchtigen ist höchstens im schlimmen Sinne demokratisch.

Diese verderbliche Gleichmacherei und Sicherstellung ergibt sich aber keineswegs notwendig aus demokratischen Gesinnungen und Institutionen. Wir finden sie bei uns auch nicht ausschließlich und nicht einmal ursprünglich als das Werk der demokratischen Masse. Im Gegenteil; am vollständigsten und frühesten durchgeführt ist sie durch die Initiative der preußischen Regierung in der Regelung der Beamtengehälter. Wer in irgend einer Laufbahn mit dem Anfangsgehalt angestellt ist, kann so gut wie sicher sein, in regelmäßigen Zeitabständen aufzurücken. Und so hat es der Lässige eigentlich besser als der Eifrige; denn jener hat, da er seine Kräfte schont, mehr Aussicht als dieser, das Höchstgehalt zu erreichen. Die Urheber dieses Systems haben sicher nicht daran gedacht, dadurch eine demokratische Forderung zu erfüllen; im Gegenteil hofften sie wohl, den Beamtenstand damit fester an die Staatsgewalt zu ketten und ein Bollwerk gegen den Umsturz in ihm zu gewinnen.

Wie wenig demokratisch diese Art von Unabhängigkeit ist, beweist ein Land mit echter und ursprünglicher Tradition wie die Schweiz. Hier kennt man weder die Pensionsberechtigung noch die Unabsetzbarkeit der Beamten. Jeder Angestellte muß sich entweder von Zeit zu Zeit einer Neuwahl unterwerfen, oder er wird auf unbestimmte Zeit angestellt; im letzteren Falle kann jeden Augenblick eine Abstimmung darüber beantragt werden, ob er seine Stelle behalten soll oder nicht. Tatsächlich läßt man wohl in der Schweiz jeden, der sich nichts

Schweres hat zuschulden kommen lassen, auf seinem Platze. Aber dem demokratischen Empfinden widerspricht die Vorstellung, daß jemand durch das Absolvieren einer vorgeschriebenen Ausbildung und das Bestehen vorgeschriebener Prüfungen einen Rechtsanspruch auf steigende Versorgung im Staatsdienste erlangen soll.

Denn ein solches Recht kommt immer nur einer bevorzugten Minderheit zugute, da der Sohn mittelloser Eltern nicht imstande ist, die Vorbereitung auch für eine bescheidene Stellung durchzumachen. Und je einträglicher, überhaupt je glänzender eine Laufbahn ist, desto mehr kostet die Ausbildung. Schon die Frage, ob ein Kind die höhere Schule besuchen und dadurch Zutritt zu den höheren und mittleren Beamtenstellen bekommen soll, hängt vom Geldbeutel ab. Wenn jemand durch Zahlung des Schulgeldes einen Teil der Kosten seines Unterrichts trägt, zahlt der Staat oder die Gemeinde einen größeren Teil aus der Tasche der Steuerzahler. So wird mancher durchgeschleppt, der durch seine Gaben nicht dazu berufen ist, und mancher Berufene bleibt ausgeschlossen.

Das aber widerspricht dem wertvollsten Grundsatz, den wir in dem unvergänglichen Programm jeder echten und gesunden Demokratie finden, in der perikleischen Leichenrede bei Thukydides. So weit auch, wie wir sahen, die politische Wirklichkeit der Alten von dem demokratischen Ideal entfernt war, so schön und treffend ist doch das Ideal gezeichnet in den Worten, die der größte Historiker des Altertums dem Vollender der athenischen Demokratie in den Mund legt: „Im Reichtum sehen wir mehr ein Mittel zu Leistungen als einen Anlaß zum Großtun, und niemandem bringt es Schande, wenn er seine Armut gesteht, wohl aber, wenn er ihr nicht durch Arbeit zu entgehen sucht. Und die einen haben die Möglichkeit, sich zugleich um ihre Privatinteressen und um das allgemeine Beste zu kümmern, andere, die auf Arbeit angewiesen sind, dabei doch die Staatsgeschäfte ausreichend zu beurteilen."

Keine Arbeit schändet; aber welche Arbeit ein jeder tut, soll nicht von seiner Herkunft und seinen Geldmitteln abhängen, sondern von seinen Fähigkeiten. Und der Verachtung verfällt nur, wer nicht arbeiten will. Wo dieser Grundsatz gilt, da besteht eine Demokratie, gleichviel wie die Staatsform aussieht und heißt. Aber läßt sich hoffen, daß wir ihn folgerichtiger werden durchführen können als die Athener, die ihn so bald wieder vergaßen? Wird nicht auch die Mehrheit des deutschen Volkes die politische Gewalt, sobald sie sie in den Händen hat, genau so wie frühere Mehrheiten mißbrauchen, um sich Vorteile zu verschaffen, die nicht durch Arbeit verdient sind?

Die Frage ist gewiß berechtigt, aber die Antwort braucht uns nicht zu entmutigen. Das Fehlen der Sklavenarbeit und die rastlosen Fortschritte der Technik machen es möglich, das Recht auf Arbeit wirksam und dauernd zur Geltung zu bringen. Aber wird das eine demokratische Mehrheit auch wollen? Wird

sie nicht das Recht auf Müßiggang vorziehen? Allerdings hat bisher noch jede lange und unangefochten herrschende Partei ihre Macht mißbraucht; aber gerade in Deutschland brauchen wir eine solche Parteiherrschaft nicht zu fürchten. Denn es ist so von Parteien zerrissen, daß bei einem gerechten Wahlgesetz einer einzelnen Partei es schon schwer genug sein wird, vorübergehend die Macht zu gewinnen; eine anhaltende und unanfechtbare Herrschaft ist nicht zu fürchten. Und dann besitzen wir in unserer monarchischen Gewalt und unserem monarchisch geleiteten Beamtentum ein Gegengewicht gegen die Mehrheit.

Nicht gegen diese Faktoren kann sich eine gesunde demokratische Bewegung richten, sondern nur gegen die Minderheit, die uns jetzt behrrscht und der Krone, sobald sie sich weigert, ihren Interessen dienstbar zu sein, genau so gut Trotz bietet wie dem Volkswillen. Noch niemals hat doch eine Mehrheit ihre Machtansprüche ärger überspannt als die Minderheit des gegenwärtigen Reichstages, die vom Bundesrat verlangt, er solle auf eine Steuer verzichten, obgleich er sie selbst für nötig hält und im Parlament ohne Schwierigkeiten durchbringen kann.

Wer gegen das Übergewicht einer solchen Minderheit ankämpft, braucht darum nicht zu verkennen, daß in gewissem Sinne eine Minderheit herrschen muß, herrschen soll und immer geherrscht hat. Denn wer auch die gesetzlichen Inhaber der politischen Macht sein mögen, die meisten werden immer zu träge sein, um einen starken Einfluß auszuüben. Darum wird die tatsächliche Leitung immer einigen wenigen Energischen zufallen. Die entscheidende Frage ist nur: welche Verfassung bietet unter den gegebenen Verhältnissen am meisten Gewähr, daß die Besten die Macht in die Hand bekommen. Das ist zuweilen in einer Monarchie oder Aristokratie geschehen, niemals aber vollkommener als im perikleischen Athen, von dem Thukydides sagt, es sei dem Namen nach eine Demokratie gewesen, in der Tat aber die Herrschaft des besten Mannes. Und unter den heutigen Lebensbedingungen bietet kein Staatswesen dem hervorragenden einzelnen so viel Spielraum, seine Kraft zu betätigen und den ihm gebührenden Platz zu erobern, wie eine demokratische Monarchie.

Dr. R. Seligmann: Zur Charakteristik der neueren russischen Literatur.

In neuester Zeit beginnt auf dem Gebiete der russischen Literatur ein gewisser Umschwung sich bemerkbar zu machen, welcher der literarischen Entwicklung eine andere Richtung zu geben scheint. Es sind dies ziemlich energische, wiewohl noch tastende Versuche, gewisse „dekadente" Tendenzen, die während einer ziemlich kurzen Periode auf alle Zweige der literarischen Betätigung einen mächtigen Einfluß ausübten, durch einen erneuten Realismus zu überwinden. Freilich muß die russische Dekadenz ein wenig anders als die westeuropäische beurteilt werden. Man darf mit dieser Dekadenz nicht alle die charakteristischen Eigenschaften verbinden, die für gewisse Wendepunkte in der geistigen Entwicklung Europas und insbesondere Frankreichs von symptomatischer Bedeutung waren. Die russische Dekadenz ist in weit höherem Maße ein „literarisches" Ereignis, als es in Westeuropa der Fall war. Sie brachte eine gewisse Reaktion gegen den althergebrachten, mitunter krassen Positivismus zum Ausdruck, der die russische Literatur der sechziger Jahre beherrscht hatte. Besonders aber machte sie Front gegen die despotischen Anmaßungen eines alleinseligmachenden Revolutionarismus, der auf dem besten Wege war, das Gebiet der schönen Literatur in einen politischen Kampfplatz zu verwandeln. Alles in allem waren es gewisse verdrängte Bestrebungen romantischer Natur, die hier zum Durchbruch gelangten und sich nun recht austoben wollten. Man muß nämlich bedenken, daß, im Gegensatz zu ihren westeuropäischen Schwestern, die russische Literatur ihren Einzug in die Weltliteratur mit der Romantik begann. Die unselbständige klassizistische Periode der Lomonossow, Cheraskow, Oserow und Derschawin kann nicht in Betracht kommen. Durch die Vermittlung Schukowskijs war die Romantik von Deutschland, durch diejenige Puschkins und Lermontows von England her nach dem russischen Boden verpflanzt worden, hatte aber nicht die nötige Zeit gehabt, dort feste Wurzel zu fassen, da sie sofort nach ihrem Auftreten von einem herben, wenn nicht gar derben Realismus verdrängt wurde. In der Dekadenz erlebte nun diese zurückgedrängte Romantik sozusagen ihre zweite Jugend. Wie alles zu spät Gekommene aber, das in den Rahmen der gegebenen Lage nicht mehr hineinpaßt, mußte sie mitunter etwas komische Formen annehmen und schließlich in allerhand Extravaganzen und Ungeheuerlichkeiten ausarten. Die dekadente Periode ist noch lange nicht zu Ende, aber wir gewahren bereits ein Streben, zu den alten realistischen Überlieferungen zurückzukehren. Die jungen Schriftsteller, die nun gegen den Urquell hinsteuern, scheiden von der dekadenten Phase mit den Erfahrungen einer überwundenen Kulturperiode beladen und bereichert. Denn die Herrschaft der Dekadenz hinterließ tiefe Spuren in der geistigen Entwicklung der heranwachsenden Generation.

Aus der recht beträchtlichen Anzahl ihrer Vertreter wählen wir eine gewisse Gruppe von Dichtern und Prosaschriftstellern, in denen diese Züge sich am schärfsten ausgeprägt haben, und wollen den Versuch machen, sie in möglichst knappen Strichen zu charakterisieren.

Von allen russischen Novellendichtern der Gegenwart dürfte wohl Leonid Andrejew neben Gorkij dem deutschen Lesepublikum am bekanntesten sein. Als Andrejew zuerst mit zwei kleinen Novellenbändchen in die Öffentlichkeit trat, war Tschechow bereits aus dem Horizonte der russischen Literatur so gut wie verschwunden, und Gorkij stand im Zenith seines literarischen Ruhmes. Es war keine leichte Aufgabe, die Aufmerksamkeit eines verwöhnten und wählerischen Publikums zu fesseln. Aber von diesen kleinen packenden Szenen ging eine so geheimnisvolle Suggestion aus, diese feinen Skizzen zeichneten sich durch eine solche Besonderheit in der Wahl des Stoffes wie seiner künstlerischen Behandlung aus, der Verfasser verstand es, durch den lyrischen Schmelz seines Tones sich so in die Seele des Lesers einzuschmeicheln, daß man von dem angehenden Künstler sofort zu sprechen begann. Er war eine neue Erscheinung auf dem Gebiete der Literatur. Denn Andrejew repräsentierte einen bisher in der russischen Belletristik fast noch unbekannten Typus, den Typus des psychologischen Schematikers, der zuerst in seinem Geiste irgendeine psychologische Situation entwirft, sie bis in ihre äußersten Konsequenzen sich entwickeln läßt, und dann zu ihr die passende Umgebung schafft. Bei Andrejew handelt es sich fast überall in seinen besten Arbeiten um eine zentrale Stimmung, die er in irgendeiner handelnden Figur verdichtet und um die sich hinterher andere Personen gruppieren. Die handelnden Figuren selber machen nicht immer den Eindruck des Lebens, oft scheinen sie erkünstelt und gezwungen, oft fühlt man, wie der Gang der Erzählung nach dem Schema des behandelten Problems direkt hinzukonstruiert wird. Aber die zentrale Stimmung, das zentrale Bild, das psychologische Problem überhaupt — das verdeckt alles, und die Mängel entziehen sich auf den ersten Blick der unmittelbaren Beobachtung. In der wunderbaren Erzählung „Schweigen" wird in den beiden Gestalten der schweigenden Tochter und Mutter die ganze Beredsamkeit eines stummen Vorwurfs verkörpert und die Nutzlosigkeit alles Redens in gewissen Lagen eindringlich dargetan; in der größeren Erzählung „Der Gedanke" wird das Problem behandelt, wie man sein Leben nach einem im voraus gefaßten Plane einrichten könne; in der Skizze „Der Abgrund" wird die ganze ungestüme Gewalt, die der Anblick eines nackten weiblichen Körpers auf ein jugendliches Gemüt ausübt, in drastischen Farben gemalt; die Skizze „Das Engelchen" schildert uns die Sehnsucht nach dem Schönen, die in der Seele verkommener Seelen lebt; in der reizenden Erzählung „Der Dieb", die wir zu den schönsten bei Andrejew zählen, wird die Stimmung eines aus der Gesellschaft Verstoßenen mit einer so faszinierenden Kunst wiedergegeben, die Zartheit der Farben und die Feinheit des sprachlichen Ausdrucks erreichen einen so hohen Grad von Intimität und Durchseeltheit, daß das Ganze

fast musikalisch zu wirken beginnt. In der allerletzten Zeit artete leider diese Manier des Verfassers in einen vollständig hohlen, abstrakten Schematismus aus, dem man kein echtes Erlebnis abzugewinnen vermag.

Zu den interessantesten Figuren der neueren russischen Literatur muß ohne Zweifel der überaus originelle und feinsinnige Dichter Fjodor Sologub gezählt werden, der dem deutschen Lesepublikum noch sehr wenig bekannt ist. Von dem Schaffen dieses Dichters, der wie kein anderer unter seinen russischen Zeitgenossen in der Seele des Volkes verwurzelt ist, dem nichtrussischen Leser eine ganz klare Vorstellung zu geben, dürfte allerdings schwer fallen. Aber auch in seinem eigenen Lande wurde er lange verkannt, und erst in der allerletzten Zeit gelang es ihm, sich zu literarischer Geltung emporzuschwingen, ohne jedoch eine richtige Würdigung seines dichterischen Wirkens bei seinen Landsleuten zu finden. Denn bei all seiner Bodenständigkeit zeigt doch wiederum seine geistige Physiognomie allzu fremde Züge, die von dem gewohnten Typus merklich abweichen. Und darin eben besteht der seltsame Reiz, der von seinen Schriften ausgeht. Eine gewisse elementare Derbheit im Anpacken der Probleme, eine gewisse wühlerische Verbohrtheit in die Geheimnisse der Seele, die an die Dostojewskijsche Art gemahnen, paaren sich bei ihm mit einem überzarten Raffinement, das an die verklärten Gestalten Maeterlincks denken läßt. Den vorherrschenden Zug seines dichterischen Schaffens bildet ein ästhetischer Pessimismus, wie der Dostojewskijs ein ethischer war. Wir alle kennen diesen leidenschaftlichen, ungestümen und unversöhnlichen Groll Dostojewskijs gegen die unerbittliche Fatalität des menschlichen Daseins, die vergangenes Mißgeschick und vergangene Missetaten nicht wieder gut machen will. Der Groll Sologubs ist anderer Art — reservierter, feiner, in sich gekehrter, aber nichtsdestoweniger unversöhnlich. Es ist die stille Klage des schönheitstrunkenen Träumers, der über all die zarten Blüten der Daseinsfreude trauert, die durch die Brutalität des Daseins zerdrückt werden. Das ethische Pathos geht ihm völlig ab. Aber er hängt mit einer rührenden Treue seinen Schönheitsidealen an, deren Verwirklichung er nur im Reiche der Träume findet.

Und dies alles wird von einer starken erotischen Unterströmung getragen, die die Wurzeln einer ganzen Lebensanschauung zu nähren scheint. Wenn man ihn immer wieder auf diese erotischen Motive zurückkommen sieht, so muß man unwillkürlich an Przybyschewsky denken, der die Frage der Geschlechter zu einem Zentralproblem des Daseins erheben will. Aber Sologub ist echter, ernster, tiefer. In dem erotischen Trieb sieht er die Gewähr für ungeahnte Freuden und Schönheiten; die Menschen hätten ja das Zeug dazu. Umso tiefer schmerzt es ihn, den Eros unter dem Drucke sozialer Notwendigkeiten oder Verkehrtheiten verkrüppelte Formen annehmen zu sehen. Seine Trauer: der Verfall, die Schmach und Niederlage des Eros. Seine Sehnsucht: die Wiedergeburt des Eros in all seiner Pracht und Reinheit.

Glücklicher ist der junge Belletrist Boris Sajzew, ein anmutiges und

zugleich kräftiges Talent, mit jener künstlerischen Gabe ausgestattet, die unserem oben genannten Autor abgeht, mit der Fähigkeit nämlich, seiner nächsten Umgebung dichterischen Reiz abzugewinnen. Sajzew ist recht eigentlich ein Dichter, nämlich einer, der die Welt mit den Augen eines Kindes schaut, für welches es gleichgültige Vorgänge im Leben überhaupt nicht gibt. Künstler wie Sologub leben sich nur in ganz besonderen Momenten aus, in gewissen Konzentrationspunkten des Daseins, an denen sie den sich träge dahinschleppenden Alltag messen; daher wird ihnen dieser Alltag zu einem Widerspruch, zu einem Fragezeichen, zu einer Unangemessenheit, die stört und hemmt. Künstler wie Sajzew verstehen es, mit der Alltäglichkeit intim zu werden, und daher enthüllt auch der Alltag ihrem jugendlichen Gemüte seine Geheimnisse. Sie leben sich in die Wirklichkeit hinein und nehmen sie in sich auf.

Zu den vielgelesenen Autoren gehört Arzibaschew, der bekannte Verfasser des sensationellen Romans „Sanin"; seinem Talent wurde eine übertriebene Bewunderung gezollt. Arzibaschew verfügt über ein farbenreiches Darstellungstalent, das mit einer außerordentlichen Erzählungsgabe gepaart ist. Echt russisch an ihm ist eine gewisse Sucht, an den Dingen herumzugrübeln, ohne jedoch dadurch in ihr Inneres einzudringen. Er hat ein lebhaftes Gefühl für die Widersprüche des Lebens und versteht es, sie zum Bewußtsein des Lesers zu bringen. Wie jeder einigermaßen nachdenklich gestimmte Künstler hat auch er ein zentrales Problem, das dem ganzen Prozeß seines Schaffens, wenn auch unbewußterweise, zugrunde liegt. Es ist das Rätsel des Todes. Auf dieses Grundmotiv kommt er immer wieder zurück in seinen größeren wie kleineren Werken. Es fehlt ihm aber an dem nötigen Tiefsinn, der erforderlich ist, um ein Problem von dieser Tragweite zu behandeln, ohne den Leser durch unfruchtbares Gerede zu ermüden. Vom Tode soll man schweigen oder mit Weisheit reden.

Eine interessante Erscheinung ist auch Sergejew-Zenskij. In einer Serie von Erzählungen, die er unter dem gemeinsamen Titel „Leutnant Babajew" veröffentlichte, gelang es ihm, eine der kompliziertesten künstlerischen Aufgaben zu lösen, wie sie besonders an der Grenze gewisser Übergangsepochen immer wieder auftauchen müssen. Es galt nämlich, einen Menschen zu schildern, der, voll unverbrauchter, vehementer Lebensenergie, an seinen Instinkten bereits irre zu werden beginnt. Zenskij hat die Probe glänzend bestanden. Bedauerlicherweise verließ der Verfasser diese vielversprechende Bahn, indem er sein fruchtbares Talent auf leere Stilübungen zu vergeuden begann. Zuweilen glückt es ihm, dadurch momentane Effekte zu erzielen; öfter aber wirkt er abstoßend durch seine grotesken Bilder und abgeschmackten Ausdrücke.

Eugen Tschirikow ist mehr klug als talentvoll. Er gehört zu jenem Schriftstellertypus, der durch eine geschickte maßvolle Mache sich den Anschein des Intuitiv-Erlebten zu geben weiß, wie es Menschen gibt, die durch Besonnenheit

und Klugheitsmaßregeln den Eindruck der Rechtschaffenheit und Aufrichtigkeit zu erwecken verstehen. Er besitzt eine wunderbare Orientierungsgabe, die ihn befähigt, alle die schwankenden Tendenzen, die in der Atmosphäre gewisser Kulturperioden herumschweben, in seinen Geist aufzunehmen und zu irgendeiner handelnden Figur zu verdichten. Alles stimmt und doch fehlt es irgendwo. Er hat das Stück „Die Juden" geschrieben; der Kenner sieht, daß er mit dem Treiben der jüdischen Bevölkerung nicht vertraut ist, und doch ist es unmöglich, ihn auf einem offenbaren Fehlgriff zu ertappen. Ein anderes Schauspiel handelt von den Bauern; alles klappt auf das beste, und doch bekommt man den Eindruck, daß er die Seele des russischen Bauern nicht kennt.

Eine Ausnahme unter allen Novellisten der sogenannten modernen Periode bildet Kuprin. Er ist eine robuste und schaffensfreudige Künstlernatur von kräftigem Humor und unverwüstlicher Frische. Durchaus realistisch in der Behandlung seiner Themen, ist er ebenso reich an künstlerischen Gestaltungen, wie arm an allgemeinen leitenden Gesichtspunkten. Es ist nicht jener nachdenkliche Realismus, den wir von Tschechow und teilweise auch von Gorkij her kennen. Kuprin ist harmloser und naiver. Er gehört zu den gelesensten Schriftstellern der letzten Periode. Eine bleibende Bedeutung wird er aber schwerlich erlangen können.

Wenn wir in diesem Zusammenhange den Schriftsteller Ossip Dymow erwähnen, so geschieht es nicht etwa seiner Bedeutung wegen, sondern nur deshalb, weil er dem deutschen Lesepublikum ziemlich gut bekannt ist. Eines seiner Schauspiele „Nju" ist auf mehreren deutschen Bühnen zur Aufführung gelangt. Dymow ist eine vorzugsweise nachahmende Natur und nicht gerade von der guten Sorte. Eine Zeitlang versuchte er es mit Peter Altenberg, ohne jedoch die Finessen dieses Autors auch nur im entferntesten wiedergeben zu können. Alles in allem ein Phraseur, ein Friseur, von zimperlichem Auftreten und geckenhaften Manieren.

Abseits von diesen allen steht eine kleine Gruppe von halb Dichtern, halb Denkern mit Mereschkowskij und Minskij an der Spitze, welche letztere besonders auf den ganzen Entwickelungsgang der modernen russischen Literatur mächtig eingewirkt haben. Mereschkowskij ist als Verfasser eines umfangreichen historischen Romans aus der Zeit der Renaissance, mit Leonardo da Vinci als Hauptfigur, auch in Deutschland bekannt. Im Schildern historisch bemerkenswerter Epochen und vergangener Kulturen weist er einen ziemlich hohen Grad von künstlerischer Begabung auf, er besitzt die Fähigkeit, sich in den Charakter solcher entschwundener Geschichtsperioden hineinzufühlen, und versteht es, ihn mit Geschmack wiederzugeben. Der Geist des Epigonentums, der für Übergangsperioden so charakteristisch ist, hat auch seinem Schaffen den Stempel aufgedrückt. Ohne sein Interesse den Fragen der Gegenwart ganz zu entziehen, richtet er doch mit Vorliebe seinen Blick auf die Vergangenheit und gefällt sich vorwiegend in Erinnerungen. Wie es häufig geschieht und psychologisch auch leicht erklärlich

ist, wird dieses Schwelgen in Visionen der Vergangenheit auch bei ihm von einer mystischen Stimmung begleitet, der er in ziemlich verworrenen Bildern und überspannten Redensarten Ausdruck zu geben versucht. Der ihm in mancher Beziehung verwandte Minskij ist philosophischer veranlagt. Sein Buch „Im Lichte des Gewissens" ist in philosophischer Hinsicht bemerkenswert und fördert originelle Gedanken zutage. Beide zeichnen sich zugleich als Lyriker aus, und ihre Schöpfungen sind nicht selten von einem wahrhaft dichterischen Geiste umweht. Bei beiden aber tritt ein starker intellektualistischer Zug hervor. Das Überwiegen des gedanklichen Gehalts gibt sich deutlich zu erkennen.

Neben dieser Gruppe macht sich eine ziemlich zahlreiche vorlaute Schar von Dichtern geltend, die seit langem das ganze Gebiet der russischen Dichtung förmlich beherrscht und die hauptsächlich durch Balmont, Brjussow und Block vertreten wird. Es läßt sich schwer bestimmen, wie viel an ihrem dichterischen Ruhme wirkliches Verdienst und wie viel auf Rechnung einer raffinierten Reklame zu schreiben ist. Als der Begabteste von allen dreien muß jedenfalls Balmont bezeichnet werden, wiewohl ihn Block in manchen Beziehungen als Dichter übertrifft. Balmont hat ein stark ausgesprochenes Gefühl für die rein äußerliche Form der dichterischen Stimmung, für den musikalischen Rhythmus der gebundenen Rede, und überall da, wo er sich von dem Zuge seines musikalischen Empfindens harmlos tragen läßt, schafft er schöne Dinge, die sehr angenehm wirken. Er hat aber zugleich die Marotte, als eine Art von Poe gelten zu wollen, als eine von jenen dämmerigen Grenzseelen, deren Erlebnisse bereits von dem mystischen Abglanze einer fremden Welt angehaucht sind, als einer von denen, die mit den Gipfeln ihres Geistes in erdentrückte Regionen hineinragen, was in seinem ziemlich oberflächlichen Naturell gar nicht liegt. Er schwelgt in schauerlichen Bildern aller Art, ergeht sich in gespenstischen Visionen, läßt den ganzen Apparat des Spukes arbeiten, womit man Kindern Furcht einjagt — und wird ungenießbar.

Brjussow muß seinem ganzen Wesen nach zu jenem Typus gesellt werden, der an Wendepunkten später und reifer Kulturen auftritt. Ein kluger Beherrscher der literarischen Technik, dem es zuweilen glückt, den Eindruck der Natürlichkeit zu erwecken, ein vorzüglicher Kenner fremdländischer Literaturen, der in allen Stilarten gleich gut arbeitet und sich von allen Stimmungen anempfinden läßt, ein unermüdlicher Arbeiter, der immer mit etwas beschäftigt ist, sei es der Herstellung eines langatmigen historischen Romanes, sei es einer Übersetzung aus einer fremden Sprache — alles in allem ein fleißiger Literat, ein geschickter Macher mit allen Allüren eines gottbegnadeten Künstlers.

Alexander Block, der durch seine „Verse an eine schöne Dame" die Aufmerksamkeit der Kritik wie des Publikums zuerst auf sich gelenkt hat, ist vielleicht die originellste Gestalt dieses Dichtertrios. Lässig und lückenhaft in seiner künstlerischen Form, die hinter derjenigen Balmonts und Brjussows weit zurücksteht, ist er ihnen an rein dichterischen Reizen überlegen. Es herrscht ein

jugendlich frischer Ton in seiner Lyrik, die etwas von der herben Färbung einer nördlichen Landschaft an sich hat und von dem scharfen Duft frischgefallenen Schnees umweht ist.

Andere wieder, wie Gorodetzkij und Wjatscheslaw Iwanow, suchen den heidnischen Mythos der alten slavischen Gottheiten wieder zu beleben und möchten sich gern an diesem Urquell aller elementaren Macht berauschen.

Zuletzt muß noch eines Schriftstellers Erwähnung getan werden, der, ohne eigentlich zu den Novellisten und Dichtern zu gehören, dieser ganzen modernistischen Richtung ihre sozusagen philosophische Begründung zu geben versuchte. Wir meinen den Schriftsteller Lew Schestow, der in seinem Hauptwerke „Die Apotheose der Bodenlosigkeit" paradoxerweise eine Begründung der Grundlosigkeit unternimmt. Schestow ist ein Mann von rein literarischer Begabung, nicht ohne originelle Einfälle und Geistesblitze, der sich aber an Problemen versucht, denen seine geistigen Kräfte nicht gewachsen sind. Seine philosophische Stimmung wird von zwei Grundmotiven beherrscht: 1. dem unversöhnlichen Widerspruch zwischen allem elementaren, unmittelbaren Leben und unserer Begriffswelt, die sich mit ihren starren Formeln anmaßt, das Leben zu meistern; 2. dem fundamentalen Widerspruch zwischen der Tatsache des subjektiv-individuellen Bewußtseins mit seinem Gefühle der Einzigkeit und Ansichgestelltheit und dem objektiven Gange des natürlichen Geschehens, das von dieser Einzigkeit und Ausschließlichkeit nichts wissen will. Es sind dies Probleme, deren Klärung eine eminent metaphysische Begabung erfordert. Schestow aber verfügt nur über ein schwaches philosophisches Talent und daher dreht er sich immer im Kreise herum, ohne daß es ihm auch nur gelingt, die Problemstellung genau zu formulieren.

Jeder von diesen hier aufgezählten Schriftstellern nun, an und für sich betrachtet, sucht seine eigenen Wege zu gehen und will eine aparte Stellung in der Gesamtliteratur einnehmen. Stellt man sie aber nebeneinander, so zeigt es sich, daß trotz der Verschiedenheit ihrer geistigen Physiognomien alle diese individuell von einander abweichenden Tendenzen durch einen gemeinsamen Zug zusammengehalten werden. Jeder von ihnen drückt auf seine Weise in schöner oder verzerrter Gestalt das Streben oder richtiger die Ziellosigkeit des Strebens einer gewissen Periode aus. In der oben erwähnten „Apotheose der Bodenlosigkeit", die uns Schestow gegeben hat, ist bei all der Unzulänglichkeit der angewendeten Beweismittel und der Schiefheit der Argumentation, doch eines mit richtigem Instinkt aufgespürt worden — der Name, der Titel des Werkes; denn die Bezeichnung „Bodenlosigkeit" paßt wirklich auf den Charakter dieser Periode. Eine gewisse Zerfahrenheit, ein gewisses Schwanken, eine gewisse Ungewißheit (wenn man sich so ausdrücken darf) — das ist das erste negative Merkmal, das bei der Betrachtung all dieser Persönlichkeiten in die Augen springt. Ein kindlich neugieriges und daher auch fruchtloses Wühlen in den Geheimnissen des menschlichen Daseins, ein zweckloses Durchstöbern aller versteckten Schlupfwinkel der mensch-

lichen Seele, ein planloses Hinstreben nach allen Richtungen eines herumirrenden Geistes, eine Gier nach neuen prickelnden Sensationen und ein naives Sichbrüsten mit ihnen — dies sind die nicht sehr erfreulichen Symptome, die sich auf den ersten Blick der Beobachtung darbieten. Zugleich aber entdeckt ein tieferes Eindringen die innere Gärung eines suchenden Gemüts, das Streben nach neuen Lebensinhalten, die Anstrengung, neue geistige Zusammenhänge ausfindig zu machen, und das Verlangen, all die erworbenen seelischen Energien in solche Zusammenhänge einzuordnen. —

Trotzdem die russische Dekadenz eigentlich nur eine verspätete Romantik ist, oder vielleicht auch deshalb, weil sie eine verspätete ist, lassen sich doch bei ihr gewisse Hauptmomente einer allgemeinen Geistesströmung genau bestimmen. Die russische Neuromantik ist von fremdländischen Einflüssen förmlich durchdrängt, und weil es in der Natur der Russen liegt, jeden aufgenommenen Gedanken bis in seine äußersten Konsequenzen hin, das will sagen ad absurdum zu führen, so treten hier gewisse Tendenzen eines ganz allgemeinen Entwicklungsstadiums besonders scharf und stechend hervor: 1. Ein auf die Spitze getriebener überschwenglicher Individualismus, der jeder Äußerung der menschlichen Psyche eine gleich große Bedeutung und Wichtigkeit beimißt. Ein solcher Mißbrauch eines im Grunde richtigen und tiefen Prinzips bringt die Gefahr mit sich, alle geistigen Werte zu untergraben, indem er den Wertunterschied von Hoch und Niedrig, Edel und Gemein aufzuheben strebt. 2. Eine pietätlose Mystik, die das Wort „Mysterium" beständig im Munde führt, jede einfache Lebenserscheinung gleich zu einem Rätsel aufzubauschen sucht und jedes wirkliche Geheimnis unbarmherzig beschwatzt. Durch das viele Herumreden aber wird dem Mysteriösen im Leben seine ganze Weihe genommen. 3. Eine zügellose Erotik, die sich am Nackten berauscht. — Der Eros ist ein zartes, gebrechliches Gebilde; mit ihm soll behutsam und weise umgegangen werden. 4. Die Sucht nach möglichst nuancierter und gewählter Ausdrucksweise, die nach jedem noch so gewagten Bilde greift und der jede noch so krause Wendung willkommen ist. Sie wurzelt in dem an und für sich gewiß berechtigten Verlangen, für seinen momentanen Eindruck den genau passenden Ausdruck zu wählen, in dem Rechte des Individuums auf das eigene Wort für die eigene Stimmung. Es wird aber mit diesem Rechte so viel Unfug getrieben, daß es sehr leicht in das Gegenteil umschlägt: heutzutage würde ein Dichter, der beispielsweise den blauen Himmel auch blau sieht, kaum den Mut haben zu sagen: „der Himmel ist blau", aus Furcht vor Banalität. Er würde sich lieber aus dem Wörterbuch eine verzwickte Redewendung holen, um nur nicht seinen unbefangenen Eindruck einfach wiederzugeben.

Alles in allem muß man sagen, daß die russische Moderne keine neuen Werte geschaffen, wohl aber die dem Auslande entnommenen entwickelt und schärfer ausgeprägt hat.

Rudolf Herzog: König Wilhelms Heldenschau.*)

Nicht kronengeschmückt und in schimmerndem Saal:
Im flatternden Mantel und Helm von Stahl,
Umbrüllt von Kanonen auf blutiger Au
Hält der König von Preußen Heldenschau.

Schneeweiß sein Haar, schneeweiß sein Bart,
Keiner vergißt ihn, der je ihn gewahrt.
Ragend hält er und rührt sich nicht.
König von Preußen heißt König der Pflicht.

Es kamen zur Cour drei Männer her.
He, Kürassier, du hast es schwer!
Geht's heute schief, ist dein Leben vertan!
Bismarck lächelt: Fürchten ist Wahn.

Der Nachbar sieht es, das ist der Roon,
Auf den heutigen Tag freut er lange sich schon.
Und er spricht, vom Lärmen der Schlacht umtost:
Wenn der Bismarck lächelt, dann lach' ich getrost.

Der dritte lacht nicht und spricht kein Wort,
Ihm entgeht kein Ton, er ist allerort,
Sein hagerer Körper vornüber liegt —
General von Moltke schweigt und siegt.

König Wilhelms Auge geht über sie hin.
Ein Blick auf die Drei — hoch hebt sich sein Sinn.
Und umbrüllt von Kanonen auf blutiger Au
Hält der König von Preußen Heldenschau.

Und er winkt. Tief unten braust es: Hurra.
Der Sieger von Düppel und Alsen ist da,
Prinz Friedrich Karl packt den Stier beim Horn,
Von den Ahnen hat er den Zollernzorn.

Hei, wie es tobt und blitzt und knallt.
Division Fransecky im Swieperwald!
Die Flut bricht herein, wenn der Damm zerbricht.
Fransecky blutet, doch weicht er nicht.

An den Helm hebt der König zum Gruß die Hand.
„Kinder, euch dankt das Vaterland."
Und der König winkt wieder. Ein neuer Held!
Dort stürmt der Herwarth von Bittenfeld.

Sie kommen zur Cour, doch keiner verhehlt:
Was nützt es? Der Kronprinz von Preußen fehlt.
Mittag vorüber, in Blut und Rauch.
Schimpft nicht. Hier ist der Kronprinz auch!

Gottlob die Garde! Der Kommandeur
Hiller von Gärtringen macht sein Honneur,
Macht Königshonneur, das die Garde ehrt,
Als erster stürzt er erschossen vom Pferd.

Die Hand hebt der König an Helmesrand.
„Hiller, dir dankt das Vaterland."
Und ein anderer heischt noch den Dank zur Stund':
Prinz Anton von Zollern liegt todeswund.

Der König gibt seinem Gaul den Sporn.
Schneeweiß ist sein Haar, doch sein Platz ist vorn.
Der dort im Galopp das Gelände durchmißt,
Oberster Kriegsherr in Preußen ist.

Königgrätz, du rauschender Siegestag,
Aus Blut sprießt ein Rosen- und Lorbeerhag!
Im Herzen die Sonne, an der Wimper den Tau,
Hält der König von Preußen Heldenschau.

*) Aus dem demnächst erscheinenden Buche „Preußens Geschichte" von Rudolf Herzog. (Verlag Quelle & Meyer, Leipzig.)

Fritz Köpp:

Juninacht. (Eine Skizze.)

Das letzte Lachen starb im Seitengäßchen.
Geisternde Schatten wie von trunknem Fuß,
Und zwischen Wall und Markt hallende Schläge,
Des müden Tages harter Scheidegruß.

Lust geht mit Leid, und Schmerz mit Freude schlafen.
Irrender Sehnsucht Flüstern in den Mond . . .
Der wirft der Häuser Giebel auf die Straße,
Des Doms Gebälk, in dem er grade thront.

Mondnacht am Meer.

Würde die Woge nicht
In ewigweißem Schaum
Aufschlagen, du fühltest kaum,
Daß hier ein Meer an seine Ufer bricht

Nacht schleppt so schwer das Kleid,
Wie über weites Feld.
Wen eine Sehnsucht hält,
Trägt sie hinüber in die Ewigkeit.

Sieh! eine Straße zieht
Immer zu dem, der thront!
Schweigend ist der Mond
Dort hinter den schwarzen Wolken aufgeblüht.

Gehst du auch noch so weit
Suchend am dunklen Strand,
Einmal wirst du befreit
Eingehn in jenes Land!

Gräfin L. Uxkull:
Das Haus des Hasses.

Novellette

(Schluß.)

Blaue Tage, weiße Mondscheinnächte sind seltene Gäste dieses Himmels. Jetzt liegt er wieder von rußigen Wolken verhängt, deren Fetzen die Klippen streifen. Regen rieselt über das Land. Die Wasser der Luft und des Meeres vermengen sich. Nur im Wettermantel, die Kappe bis zu den Augen geschlagen, wagt man sich hinaus. Und wen nichts Wichtiges draußen hält, der flüchtet schnell wieder hinter schützende Mauern. Schwerer jedoch als die Stubenluft hängt Gunnar und Gurli der Rausch ihrer Liebe in den Gliedern.

Sie hocken auf der Truhe nebeneinander. Agnete wendet ihnen den Rücken zu. Doch immerfort fühlt sie sie hinter sich, jene, die ihr schwesterliches Erbarmen nicht in der Kümmerlichkeit zurücklassen wollte, und die nun die erste im Herrenhaus ist, neben der Agnete nie etwas sein wird, ganz gleich, ob es Olaf, ob es Gunnar, der schöne blonde Gunnar ist, den sie gewinnt. Gegenwart und Zukunft liegen der zu Füßen. Sie braucht nur zu wählen. Indes Agnete verdammt ist, ein Schatten neben einem Schatten zu sein. Unsicher klappert die Schere in ihren Fingern, und die Ritter und Damen mißlingen ihr. Ach, könnte sie jener die Schere ins Herz bohren!

Doch sie wagt nicht einmal sich umzusehn. Denn drüben am Fenster sitzt Frau Mette, eifrig stichelnd über dem Linnengewebe. Agnete weiß wohl, daß sie die beiden auf der Truhe nicht stören will. Und daß sie's nicht dulden würde, wollte ein andrer sie stören.

Gunnars Finger schleichen zu denen Gurlis hinüber. Sie verschlingen sich zu einem kurzen heißen Druck. Durch die Augen geben sich ihre Seelen in schnellem Begegnen einander hin. Und Hände und Augen trennen sich, um sich gleich darauf wieder zu einer knappen Berührung zu suchen.

Dann geht von Blick zu Blick eine neue Verständigung: Fragen, Bitten, Gewähren. Gurli verläßt geräuschlos das Gemach. Gleich darauf hat sich auch Gunnar erhoben. Er tritt an den Tisch, schüttelt den Kopf zu Sörens Spiel, geht zur Mutter hinüber, die ihm verständnisvoll zunickt. Und leise pfeifend schreitet er hinaus.

Er weiß, wo Gurli zu treffen ist. Unter den Treppen, hinter den Pfosten, in allen Winkeln des verbauten Hauses hat er sie schon in die Arme gedrückt und geküßt — geküßt! O, wie diese heimlichen, listig erraubten Küsse berauschen! Wie diese Liebe, von der bergenden, schützenden Aschendecke plötzlich befreit, zu

herrlichem Brande entlodert! Und wie doch das Herz dabei ihnen die Brust mit wilden Stößen zerhämmert! Denn überall fühlen sie, wie das Unheimliche sie beschleicht. Wie ein Tiger, vom Dickicht der Dschungel verdeckt, samtenen Schrittes, mit scharfen Achataugen seine Beute verfolgt, umlauert sie die Eifersucht Olaf Rudbecks. Sie wissen nicht, daß er ihr Geheimnis erlauscht hat. Und spüren doch, daß ein aufgehangenes Schwert über ihren Häuptern droht.

Einmal, als Gurli im Dunkeln über die Treppe geschlichen ist, haben zwei eiserne Arme sie von hinten umfaßt — nicht Gunnars starke und schmiegsame Arme — diese Umarmung ist wie tödliche Erstickung gewesen. Und ein Mund — nicht Gunnars weichbeflaumter Jünglingsmund — hat sie mit Küssen bedeckt, die Bissen geglichen haben.

Ja — sie wissen es. In diesem Hause des Hasses, wo Feind gegen Feind ein jeder steht, kann ihre Liebe nie Blüten und Früchte tragen. Sie müssen sie in einen fernen, fremden Boden versetzen. Gunnar erwägt schon Pläne zur Flucht. Doch bald erkennt er, wie Olaf Rudbeck ihnen heimlich jeden Ausweg verbaut. Wo sie auch sind, sie fühlen sich von den unsichtbaren, adlerscharfen Blicken bewacht.

„Küsse mich, Gurli!"

Nun ist Drohung, Gefahr, Gegenwart, Zukunft vergessen.

* * *

Der Wind ist plötzlich umgeschlagen. Jetzt rast der Sturm wieder über Meer und Land, peitscht alles zusammen, als wolle er die Grenzen der Elemente zertrümmern, sie in ein wildes Chaos zusammenschweißen. So schlimm hat's kaum zur Winterzeit je gewütet. Wie losgelassene Bestien springen die Wogen brüllend zu den höchsten Klippen empor. Die Schaumflocken verirren sich tief ins Land. Unter dem Dröhnen und Heulen, das die Atmosphäre erfüllt, bebt die Erde.

Lärmende, quiekende, pfeifende, zischende Höllengeister fahren zum Schornstein hinunter, drängen sich durch jeden Spalt, durchstürmen das Herrenhaus. Die Dielen ächzen, die Fenster klirren, selbst die von Riesenhänden gefügten Mauern scheinen zu schüttern. Zuweilen poltert etwas Schweres vom Dach in die Tiefe.

Sören rast in seiner verschlossenen Kammer. Schluchzend, betend, Verwünschungen stammelnd, liegt Agnete vor der Eichentür, die den Fäusten des Wahnsinnigen dahinter unerschütterlich Widerstand leistet.

Drinnen am Tisch sitzen Mette, Gunnar und Gurli zusammen. Die Flamme der Lampe flackert ängstlich, will verlöschen, ringt um ihr Leben, schießt plötzlich unter schwarzem Qualme empor. Die Drei sitzen stumm. Kaum daß sie sich anblicken. Das Grauen des Sturmes liegt ihnen wie bleierne Ahnung auf der Brust und erdrückt jedes Wort. Gedenken sie der Schiffe, die draußen vielleicht an den Klippen zerbersten? Oder erscheint ihnen ihr eigenes Schicksal wie hilfloses

Plankenwerk, verschleudert auf hoher See? Ist es der Haß des abwesenden Olaf Rudbeck, der drohend mitten zwischen ihnen steht?

Wo ist Olaf Rudbeck in dieser fürchterlichen Nacht? Ständ' er lieber da mit seinem steinernen, zermalmenden Gesicht, mit seinen Augen, die wie Schwerter treffen! Besser wär's, als seine unsichtbare, unheimliche Gewalt gegenwärtig zu fühlen.

Und als hätte ihr stummer Schrei ihn herangerufen, tritt Olaf Rudbeck plötzlich in das Gemach. Sein Mantel, seine Stiefel triefen. Sein Bart ist zerrauft. Wie der leibhaftige Sturm ist er anzuschauen. Die Drei starren ihm mit weit aufgerissenen Augen entgegen. Wenn er den Mantel auseinanderschlüge und der Tod kröche darunter hervor auf sie zu, es würde sie nicht überraschen.

Aber Olaf Rudbeck lacht laut auf.

„Bin ich ein Gespenst? Seid ihr kleine Kinder, die sich fürchten, wenn der Wind vor dem Fenster pfeift?"

Sie zwingen sich zu einem mißglückten Lächeln.

„Hola, Gunnar!" spricht Olaf wieder. „Geziemt es dir wohl zwischen Weibern in der Stube zu hocken, während der Sturm seine Schlachten wider die Menschen schlägt? Komm hinaus! Es gibt dort zu tun."

„Ja, Vater." Gunnar steht auf. Nun lacht er frei. Er ist von dem innern Banne erlöst. Die Angst der beiden Frauen, die sich an ihn schmiegen, ihn zärtlich zurückhalten möchten, rührt ihn nicht. „Was gibt's draußen zu tun?"

Olaf berichtet, daß das Licht auf dem Leuchtturm erloschen ist. In solch einer Nacht kein Licht auf dem Leuchtturm! Morgen hängen die Klippen von Trümmern und Leichen voll. Wahrscheinlich ist dem Wächter ein Unheil begegnet. Er ist erkrankt oder betäubt. Oder vielleicht hat ihn gar eine Sturzwoge fortgespült. Wie es auch sei — der Versuch muß gewagt werden, zum Turme hinüberzudringen. Und vergeblich hat Olaf nach mutigen Männern gesucht. Niemand will in dieser Nacht sein Leben aufs Spiel setzen.

„So werden wir's, Vater!" ruft Gunnar.

Olaf Rudbeck nickt. Ohne Abschied von den Frauen gehen sie davon.

Der Sturm stürzt sich auf sie wie ein Ringer, der mit der Wucht seines anprallenden Gewichts den hart umschlungenen Gegner zu Boden drücken will. Doch sie stemmen sich fest gegen seinen Angriff. Schritt um Schritt müssen sie ihm die Bahn abkämpfen. Er ist ein heimtückischer Feind. Mit weit hergeholten Dachtrümmern, mit Baumästen schleudert er nach ihnen. Aber die Wut macht ihn blind und er trifft sie nicht. Hexen und Kobolde fahren heulend durch die Luft und schlagen sie ins Gesicht wie mit nassen Tüchern.

Endlich sind sie bis zum Walde gedrungen. Hier läßt das Toben etwas nach. Vater und Sohn können atmen. Sie können sogar ihre Stimmen verstehen.

Ein paar abgerissene Bemerkungen fallen: über das Wetter, über den Weg,

über das Licht, das im Leuchtturm entzündet werden muß. Und die gleichgültigen Worte kreuzen sich wie Schwerthiebe zwischen zwei erbitterten Feinden.

Und plötzlich bleibt Olaf Rudbeck stehen und faßt Gunnar am Arm. Der Junge sieht die Augen des Vaters vor sich wie die eines Raubtiers im Finstern glühen. Unvermittelt, rauh und barsch, wie an den geringsten seiner Knechte, richtet er an seinen Sohn die Frage:

„Wann wirst du mein Haus wieder verlassen?"

„Kaum bin ich nach vielen Jahren heimgekehrt, so fragst du mich schon, wann ich gehen werde? Bin ich denn zu viel in meines Vaters Haus?"

„In die Welt gehörst du mit deiner Jugend. Dort suche dir Arbeit und Freude. Willst du als ein Müßiger im Herrenhof herumstehn? Ich bin der Herr dort — und wie ich hoffe, noch auf lange Jahre hinaus. Und nach mir ist Sören, der Erstgeborene, der Erbe."

„Sören!" Gunnar hat den Namen des Bruders in heller Verachtung hinausgelacht. Doch nun spricht er ernst: „Wahrlich, mir steht der Sinn nicht nach deiner Herrschaft. Gott erhalte sie dir viele Jahre noch. Aber warum wehrst du mir, auf eine kurze Frist die Heimaterde unter den Füßen zu spüren, die salzige Frische der Heimatluft einzuatmen? Fließt nicht die beste Kraft des Menschen ihm aus der Heimat zu?"

Olaf Rudbeck ist mit seiner Selbstbeherrschung zu Ende. Zu lange zwingt er schon in sich zurück, was in ihm gärt und braust und gewaltsam hinaustreibt. Es wird ihn zersprengen, wenn er's länger verschließt.

„Ha, lüge doch nicht! Bin ich ein kindischer Greis, zu glauben, das Heimweh hätte dich hergezogen? Sie hat dich gerufen! Sie hat dich angestiftet!"

„Wer — sie?"

„Heuchle doch nicht! Wer denn? Die Mutter natürlich. Die Herrschsüchtige! Die Unersättliche! Die sich selbst vor mir niemals beugen konnte, wie's ihre Weibespflicht gewesen wäre. Was bin ich ihr denn? Will sie mich nach bald dreißigjähriger Ehe im Namen der Liebe festhalten? Zum Lachen! Gebieten will sie durch mich. Drum läßt sie mich nicht los."

„Ich verstehe dich nicht."

„O, gut hast du mich verstanden! Sehr gut verstanden, Gunnar. Sie hat dich gerufen, und du bist gekommen. Vereint wollt ihr mir das Weib entreißen."

„Vater . . ."

Olaf Rudbeck läßt ihn nicht reden. „Und wenn ihr mit eurer Seele des Teufels Hilfe gegen mich erkauft! Und wenn ihr selbst Gott mit seinen Heerscharen euch verbündet — ihr trotzt mir Gurli Lindegren nicht ab. Kennst du mich nicht, um zu wissen, daß ich festhalte, was mein Wille ergriffen hat?"

Ha — Olaf Rudbeck hat sich nicht gescheut, ihren Namen und sein wildes Verlangen zu nennen! Nun hält auch Gunnar nichts weiter zurück. Wille gegen Wille — Leidenschaft gegen Leidenschaft. Haß gegen Haß — mag's drum sein.

„Liebst du sie so? Nun, dann wirst du begreifen, daß es nicht des Geheißes der Mutter bedurfte, um mich in Liebe zu Gurli entbrennen zu lassen. Und ich bin jünger als du. Und mein Blut ist heißer als deines. Und ich brauche nicht Teufel, noch Gott, um sie mir zu gewinnen."

Olaf Rudbecks Lachen überdröhnt den Sturm.

„Forderst du mich zum Kampfe heraus? Du? Hast du vergessen, wie oft ich dich vormals gezüchtigt habe? — Ich sage dir: schwörst du dem Weibe nicht hier vor mir ab, so wirst du es niemals wiedersehn. Nie kommst du mehr über meine Schwelle. Beladen mit meinem Fluch zieh in die Welt hinaus."

„Vater!" sagt Gunnar und seine Stimme klingt weicher. „Vater, das Leben ist mir nichts mehr ohne sie. Belade mich nicht mit deinem Fluche. Ich will mit ihr hinwegziehen auf Jahre — auf lange, lange Zeit. Bis du vergeben, vergessen gelernt hast, und uns zurückrufst, daß wir deines Alters pflegen. Was bleibt dir denn, wenn du mich verstoßen hast? Soll dein starkes Geschlecht verkümmern? Dein Besitz, der seit Hunderten von Jahren von Vaters in Sohnes Hand übergegangen, gemehrt, eine Macht im Lande geworden ist, soll er in fremden Händen zersplittern? Sören verblödet kinderlos. Ich bin der letzte von deinem Fleisch und Bein."

An Olaf läuft die Rede des Sohnes ab, wie die Welle am Gefieder eines Wasservogels.

„Du bist mein Sohn nicht. Du bist mein Nebenbuhler, mein Feind."

Aber Gunnar bestürmt ihn weiter mit eindringlichen Worten. „Nicht so, Vater! Wie ich da vor dir stehe, erkenne dich in mir! Wer könnte Olaf Rudbeck trotzen, wenn nicht sein Sohn? Dies heiße Blut, dies wilde Begehren, diese Kraft zum Streit, dieser Mut, der selbst dem mächtigsten Gegner nicht weicht — hab' ich nicht alles von dir? Findest du in meiner Feuerseele, in meinem nie gebändigten Ungestüm dein Abbild nicht wieder? Und wenn du mich angreifst, stürmst du nicht wider dich selbst? Olaf Rudbeck — willst du den wirklich verleugnen, der sich mit jedem Blutstropfen als dein Sohn bekennt?"

„Genug", sagt Olaf hart. „Du unterwirfst dich oder ich weiß nichts mehr von dir. Glaubst du, der Ast sei über den Stamm hinausgewachsen? Oder der Stamm sei schon vermorscht? Pocht etwa Mette auf ihr Recht, weil sie mir *solche* Söhne geboren hat — einen Blöden und einen Wahnsinnigen? Zieht alle miteinander hinaus. Vor die Türe des Hofes sollen die Knechte euch jagen. Ich aber führe Gurli Lindegren heim. Und mit ihr werde ich andere, schönere, stärkere Söhne zeugen."

„Gurli liebt *mich*!"

„Gurli wird lieben, wer Gewalt über sie behält."

„So kann nur der äußerste Kampf zwischen uns entscheiden."

„Der äußerste Kampf."

Haß, den der Tod allein löschen könnte, flammt durch die Dunkelheit aus den Augen des einen zum andern hinüber. Sie schweigen. Der Sturm heult über die verstummten Leidenschaften hinweg.

Plötzlich wendet sich Olaf ab. „Zum Leuchtturm!" sagt er kurz und schreitet voran. Gunnar folgt ihm. Wortlos waten sie gegen das Wetter.

Mit furchtbarer Wucht wirft es sich über sie, als sie den Wald durchschritten haben und der letzten Höhenspitze entgegenstreben.

Droben gibt's keine menschliche Kraft, die ihm aufrecht zu trotzen vermöchte. Von allen Seiten heult es, tobt es, stürzt über Olaf und Gunnar her, reißt sie, schlägt sie, zwingt sie zu Boden. Nur auf Händen und Füßen, von Stein zu Stein gekrampft, kommen sie mühselig vorwärts. Oftmals in der Nachtschwärze irrend, tasten sie sich endlich bis an den Pfad und finden das Drahtseil.

„Geh du voran!" schreit Olaf dem Sohne zu.

Es ist ein Kampf auf Leben und Sterben. Nur die Verzweiflung, die gegen den Tod ringt, steigert die Kraft der beiden starken Männer, um der Wut des Orkanes trotzen zu können. An ihren Gliedern straffen die Sehnen und Muskeln sich bis zum Zerspringen. Stromweise quillt der Schweiß aus ihren Poren hervor.

Am hellen Schaumstreifen ist's zu erkennen, wenn die Wogen über den Pfad hinüberschlagen. Sie folgen sich schnell. Man kann ihnen nicht ausweichen. Nur mit äußerster Kraftanspannung kann man sie, an das Seil geklammert, mit den Beinen in das Gestein verwurzelt, über sich fortgehen lassen. Und oft glaubt Gunnar, an den Wassermassen ersticken zu müssen, die ihm in Mund und Nase dringen und ihm zwischen jedem neuen Ansturm kaum Zeit zu einem Atemzug gewähren. Dennoch tasten seine zerrissenen, blutenden Hände am Seile, längs und vorsichtig schiebt er sich mit den Füßen weiter.

Da plötzlich — o Gott! er faßt mit der Rechten ins Leere . . . das Seil ist zerrissen — der Sturm schleudert ihn herum — wie ein geschütteltes Blatt hängt er noch mit der Linken fest. Verzweifelt greift er nach rückwärts: „Vater! Vater!" wie er als Kind in seiner Angst nach dem großen, starken Beschützer gewimmert hat: „Vater! Vater!"

Olaf Rudbeck steht nahe hinter Gunnar. Er hat alles sofort begriffen. Er sieht den Arm, der sich in höchster Not nach ihm streckt . . . er ergreift ihn nicht. So fest in das Seil verkrampft, daß es ihn tief ins Fleisch hineinschneidet, steht er unbewegt wie der Fels. Und da braust die Woge heran und vergräbt die beiden unter sich, und als sie sich verlaufen hat, hängt nur einer am Drahtgeländer.

In dieser Nacht hat kein Licht auf dem Leuchtturm gebrannt. Olaf Rudbeck ist allein nach Hause gekommen.

Exzellenz von Hentig: Hermann Fürst zu Hohenlohe-Langenburg †

Hermann Fürst zu Hohenlohe-Langenburg, Graf von Gleichen, Reichs-erbmarschall von Württemberg, Preußischer General der Kavallerie, ist am 9. März 1913 im 81. Lebensjahr auf seinem Stammschloß Langen-burg verschieden. Mit ihm ist ein Mitglied des deutschen Hochadels dahingegangen, dessen reiches Dasein erfüllt war von lebendiger, vater-ländischer Gesinnung, von unermüdlicher Arbeit für das Wohl des Reiches und seiner engeren Heimat, von vorbildlicher Treue im Großen wie im Kleinen. Der Verewigte war der Senior eines der vornehmsten unserer ehemals reichsunmittel-baren Geschlechter, denen Geschichte und Recht die Ebenbürtigkeit neben den regierenden Häusern gesichert haben. So verband ihn nahe Verwandtschaft mit dem deutschen Kaiserhofe und der englischen Königsfamilie. Seine Beziehungen waren ebenso gute in Wien wie in Petersburg. Daraus ergab sich naturgemäß ein weiter Blick für die Fragen der auswärtigen Politik und eine genaue Kenntnis der anderen großen Nationen. Beides hat sein Urteil für die Ver-hältnisse und Zustände unseres eigenen Volkes frühzeitig geschärft und vertieft.

Vergegenwärtigt man sich, daß der Fürst seit 1863 die Verwaltung seiner eigenen Besitzungen selbst geführt, daß er als Oesterreichischer Offizier an dem Feldzuge gegen Frankreich in Italien teilgenommen, daß er als General beim 14. Armeekorps im Kriege 1870/71 das eiserne Kreuz 1. Klasse vor dem Feinde erworben hat, daß er von 1871—1880 Mitglied und Vize-Präsident des deutschen Reichstags gewesen, daß er von 1894—1907 als Kaiserlicher Statthalter von Elsaß-Lothringen gewirkt hat, so wird die Fülle der Aufgaben, die ihm erwachsen waren und die er sich gestellt hatte, anschaulich ins Bewußtsein treten.

Dieser gesamte Tätigkeitsinhalt war in jedem Teile und zu jeder Zeit durch-leuchtet und durchdrungen von ernster Liebe zur Sache und tiefem Pflichtgefühl, war in Allem, was sonst menschliche Leidenschaft erregt, beherrscht von des „Maßes goldenem Zügel", war stets gerichtet auf hohe, ideale Ziele.

Seitdem nach dem Schicksalsjahre 1866 zu Tage getreten war, daß der Grundstein zum neuen Deutschland gelegt sei, widmete der süddeutsche Reichs-fürst ohne Zaudern seinen vollen Einfluß und seine rüstige Kraft dem Aufbau unseres nationalen Staates. In edler Begeisterung legte er dem Verbande der deutschen Standesherren durch eine vortreffliche Denschrift dar, wie sie ihre

eigene Geschichte und ihr wohlverstandenes Interesse verpflichte, Allen voran sich um den Kaiser zu scharen und dem wiedererstandenen Reiche zu dienen. Dann schuf er in unermüdlicher Arbeit die deutsche Kolonialgesellschaft, deren Ehrenvorsitzender er bis an sein Lebensende geblieben ist. Es war ihm vergönnt, das wachsende Gedeihen des größeren Deutschland zu schauen und sich dessen zu erfreuen. — Sein Vorbild wirke in ferne Zeit.

Hans Land:
Alfred von Ingelheims Lebensdrama. Roman.

(Fortsetzung.)

16.

Wie im grellen Aufleuchten eines Blitzes in schwarz dunkler Gewitternacht hatte Gisela in jenem letzten Gespräch mit der Großfürstin ihr Lebensschicksal überschaut und tief erkannt. Die großen Mächte waren beständig über ihr und wiesen ihr die Wege. Sie selbst wurde gezwungen, jederzeit und allerorten, und jetzt, im Kurierzuge, der durch die schwarze Ebene jagte, ward Gisela das Gefühl übermächtig lebendig, das Gefühl, fortgerissen zu werden, ein willenloser Spielball, Gegenstand, totestes Objekt von Kräften, die sie in einem Wirbelwind entführten — wohin? — sie wußte es nicht. Sie starrte nur angsterfüllt hinein in diese grauenvolle Ungewißheit, in diese quirlenden Nebel, die vor ihr kochten, und in deren wirres Gebräu sie nun hineinsauste in zielloser schreckensvoller Fahrt. In Augenblicken, in denen ihr plötzlich klar ward, daß am Ende dieses Jagens ein totkranker Mann ihrer als der Erlöserin harrte, ein Leidender, dem sie Rettung bringen sollte, ein Großer des Geistes, von dem die Welt zu empfangen hoffte, so kam etwas über sie wie Gefaßtheit, wie beruhigte Zuversicht und lindernde Tröstung. Sie hatte ja doch ins Kloster wollen, um Leidenden Hilfe zu leisten. Hier litt ja doch einer, und er litt in solcher Art, daß nur sie, nur sie allein die Hoffnung haben durfte, ihm helfen zu können. Da ergriff es sie wie Klosterstimmung. Die Schwesterpflicht erfüllte sie mit hilfsfreudiger Zuversicht, und, eine demütig Dienende, sah sie sich ans Leidenslager des siechen Mannes treten, dem sie die kühlen Hände auf die fiebernde Stirn drücken, Genesungskräfte bringen, den sie dem Leben und dem Werke zurückbringen sollte. Ihr Herz weitete sich und bereitete sich in frommer Freude zu dem hohen Zwecke. Aber dann — dann sah sie den Genesenden erstarken, sich aufrichten, die Arme nach ihr ausstrecken, sie begehrend . . . Da stieg ein Schauder in ihr auf. Etwas eisig Kaltes machte sie erstarren. Alle warmen Helferempfindungen verflüchtigten sich mit eins, und nur das Grauen blieb, der große Schrecken. Ihr war, als käme etwas auf sie zu, unaufhaltsam, unabwendbar, etwas so unfaßbar Furchtbares, daß sie plötzlich, wie vom Grauen gepackt, aufsprang, aus dem Abteil stürzte, auf den schmalen Gang des schwankenden Wagens hinaus, zur Tür hin, deren Griff erfaßte, ihn herunterzudrücken, um die Tür aufzureißen und den Sprung aus dem jagenden Nachtzuge zu tun. Wie eine Schlafwandlerin mit großen starren Augen stand sie an der Tür, den Griff zwischen den Fingern, als ein Schaffner hinzusprang und sie in ihr Kupee zurückriß. Sie

sank erschöpft auf die Polster hin und fühlte, wie die Verzweiflung ihr die Krallen ins Hirn schlug. War das nicht Tollheit? Dorthin zu fahren, dorthin, um Ingelheims Frau zu werden?! Konnte sie das? Durfte sie das? Sollte sie das?! Sie tat es, weil man es sie geheißen. Sie tat es, weil eine sonst nicht törichte Frau das geraten, ja notwendig und pflichtgemäß gefunden. — Sie tat es — nein — sie war nur auf dem Wege, es zu tun, und wußte jetzt noch nicht, ob sie nicht kurz vor der Ausführung der Tat fliehen, sich umbringen oder auf irgend eine Art sonst verschwinden würde. Sie sauste in diesem wie von Furien gepeitschten Nachtzuge, der gleich einem Feuerdrachen fauchend in Staub und Dampf durch die Schwärze rasselte, Schicksalen zu, schweren, dunklen Geschicken — das war ihr klar, und das legte sich mit so dumpfem Druck zentnerschwer auf ihr Herz. Dieser Zug, der sie Gefürchtetem, Drohendem, peinvoll Erwartetem entgegenriß, brachte sie zugleich einem Ziele nah, nach dem zutiefst in ihrem Herzen in langen bangen schweren Jahren ihre Sehnsucht gebrannt hatte. Die Stadt, in der ihre Träume die Heimat hatten, die Stadt, in der ihre süßesten, geheimsten, ziehendsten Wünsche wie scheue Schwalben nisteten, sie sollte sie nun wieder betreten, aber nicht wie vor Monaten zu nur tageweisem Verweilen und raschem Verlassen, — nein — zu dauernder Niederlassung — zum bleibenden Festwurzeln — zur Schaustatt ihres täglichen Seins sollte der Ort nun werden. Wie seltsam — wie seltsam! Wohin ihre Sehnsucht in tausend geheimen Regungen sie Jahre, Jahre hindurch mit magischem Locken gezogen, dorthin begab sie sich jetzt. Aber nichts — nichts war von Beglücktheit in ihr. Sie kam in den Bannkreis ihres alten verlorenen Glückes zurück, nur um zu durstenderem Entbehren sich dort verurteilt zu sehen. Sie würde die gleiche Luft wie der Jugendgeliebte atmen, aber es würde dennoch sein, als wären Meere zwischen ihnen, als schieden sie Fernen von Weltmaßen gleich wie Planeten, die sonnengroß und sonnenstrahlend einander durch verlorene Weiten doch nur mit mattem Funkeln grüßen. Und dennoch — und dennoch regte sich etwas wie ein Hoffen auf dem tiefsten Grunde ihrer Seele. Sie kam in Willys Nähe — wer weiß — wer weiß — — sie wagte den Gedanken nicht auszudenken. Jetzt fuhr sie, um Ingelheims Frau zu werden, und getröstete sich einer Hoffnung auf den Kronprinzen, die, so blaß und wesenlos sie war, doch diesen Schritt einer Ehe mit Ingelheim zur Untat, zum Verbrechen, zum Frevel stempelte. Wieder packte sie etwas, hinauszustürmen, die Tür aufzureißen und den Tod auf den Schienen zu suchen, ehe das noch jemand hindern konnte. Aber nein — nein — sie hatte, sie hatte keine Hoffnung mehr auf den Geliebten, der heute das Haupt einer Familie war, im grellsten Licht und am allerausgesetztesten Punkte des öffentlichen Lebens stand und den himmelhohe unübersteigbare Schranken heut von ihr trennten. Aber die Möglichkeiten waren gegeben, sein Haupt, sein geliebtes, einmal hier oder da — im vorübersausenden Automobil, aus dem Dunkel einer Loge auftauchen zu sehen — und schon das, schon das war Glück, war Beseligung, war Rausch. Der Gedanke allein schon machte sie

schwindeln. Nein — nein, es gab nichts, es gab keinen Ausweg, kein Entweichen, kein Entrinnen. Das Große, Sieghafte, das Zwingende, das kein Widerstreben litt, das trieb, das riß, das schleifte sie in einen Wirrwarr von Empfindungen hinein, Schicksalen und Verkettungen, die immer wirrer wurden, je tiefer sie hineinsah, und alles, alles, was in ihr war bei diesem Fortgerissenwerden in Geschicke, fremd, ungekannt, unübersehbar, so ganz und gar nicht abschätzbar — alles — alles das erfüllte sie mit einem dumpfen Gefühl des ganz und gar widerstandslosen Überwältigtseins, wie es etwa das triebhaft klagende Tier verspürt, dem ein Blutgeruch ins Hirn steigt, und das die Schlachtbank wittert . . .

In der Hauptstadt angelangt, begab sich Gisela unverzüglich in das Sanatorium. Der leitende Arzt teilte ihr mit, daß eine Depesche der Großfürstin dem Kranken die bevorstehende Ankunft der Gräfin schon gemeldet und auf der Stelle eine sehr günstige Beeinflussung seines Zustandes ausgeübt hätte. An diesem Abend liege er zum erstenmal in einem ruhigen Schlafe, der ohne Kunstmittel gekommen war. Der Kranke solle nicht geweckt werden, und deshalb wäre es gut, wenn die Gräfin am nächsten Morgen telephonisch anfragen wollte, ob der Patient fähig sei, sie zu empfangen. Er war es, und das erste Wiedersehen zwischen Alfred und Gisela fand statt. Ihm war es verboten zu sprechen. Aber über seine abgezehrten Züge ging ein Leuchten von Glück, als Gisela jetzt an sein Lager trat. Er hielt ihre kühle Hand in seiner heißen und ließ sie nicht wieder los in den wenigen Minuten, die dieser erste Besuch nur währen durfte. Sein Kopf in den weißen Kissen, von der Blässe der Krankheit mehr noch vergeistigt als ehedem, erschien Gisela edel, die Augen in ihrem Freudestrahlen voller Leben und Seele, und die widerstrebende Kraft in ihr regte sich geringer. In seinen von angestrengter Arbeit wie ausgemeißelten Zügen fand Gisela deutlich die Spuren der Vergeistigung. Dieser Kopf zeigte die Runen von Forschungskämpfen, die menschlichen Gesichtern Bedeutung und Größe geben. Es dünkte sie heut nicht ganz unmöglich, die Liebe dieses duldenden Mannes zu empfangen. Zum ersten Male regte in ihr sich so etwas wie Stolz. Stolz darauf, daß der erlesene Mann sein Sein so innig an das ihre geknüpft, eine Regung, die stärker ward und wuchs, als Gisela, nach kurzem Verweilen im Krankenzimmer, draußen auf dem Gange den Kurier des Königs sah, der Nachrichten über das Befinden des Professors einzog, sowie ein Rudel von Berichterstattern, die der gleiche Zweck herbeigelockt hatte. An einen Unwürdigen, das sah Gisela, würde sie sich nicht verschenken. Alfred stand menschlich, seinem inneren Werte nach, hoch über ihr, das wußte sie, — nur leider, daß Hinaufblick und Bewunderung ihr weder Liebe noch Leidenschaft wecken konnten — aber es gab sicherlich zahllose Ehen, die ohne diese Sturmtriebe geschlossen und dennoch erträglich wurden. Entschloß sie sich zu diesem Schritt, so brachte sie eben ein Opfer, das durch den Wert dessen, dem es galt, seine ganz besondere Weihe erhielt. Am nächsten Morgen fand Gisela ein Schreiben des dirigierenden Arztes vor, in dessen Sanatorium Ingelheim lag. Der Arzt gab

seiner Freude über die Wirkung dieses ersten Besuches Giselas bei dem Kranken Ausdruck. Er habe Wunder getan. Der Patient fühle das selbst sehr deutlich und habe von der ihn beglückenden günstigen Wendung in seinem Befinden an diesem Morgen der Großfürstin in einem Telegramm Mitteilung gemacht. Gisela fühlte mit Erstaunen, in welchem Grade diese Botschaft sie erfreute. Es war lange her, daß ihr eine so wundervolle Empfindung von Genugtuung und Zufriedenheit beschieden gewesen. Dieses Gefühl wuchs, als sie, das Krankenzimmer betretend, beim ersten Blick die vorteilhafte Veränderung erkannte, die mit dem Leidenden vorgegangen war. Sein Auge hatte die Mattigkeit nicht mehr wie noch gestern in Momenten der Erschöpfung. Seine Bewegungen deuteten, fester und sicherer, auf ein entschiedenes Zunehmen und Wiederkehren der Kräfte. Heute durfte Gisela ein wenig am Bett verweilen, und — sie empfand Rührung über die tiefe Dankbarkeit, die Ingelheim für ihr Kommen zeigte. Als Gisela auf einen Wink des Arztes sich verabschieden wollte, ging ein Schatten über die Züge des Kranken.

„Wann werden Sie wieder abreisen?" fragte er mit dem Ausdruck beklommener Angst. Gisela horchte betroffen auf und sagte verwirrt: „Ich bleibe noch." Dann huschte sie hinaus. Zuerst überkam sie von neuem der Gedanke der Flucht. Noch konnte sie zurück. Ingelheim ahnte nicht, mit welchen Entschlüssen sie zu ihm gekommen war. Er hielt diesen Krankenbesuch für einen Freundschaftsdienst, den die Großfürstin gewünscht und veranlaßt, und rechnete damit, daß Gisela nach einigen Tagen wieder dahin zurückkehren würde, von wo sie gekommen war. Sollte sie fliehen? Sollte sie mit einem raschen Entschluß vor alledem sich retten, was ihr hier drohte? Noch hatte sie ihr Schicksal in der Hand. Konnte sich wenden, wohin sie wollte. Es bedurfte nur eines raschen Bruches mit der ganzen Vergangenheit, eines Losreißens von Luisen vor allem — und der Weg vor ihr lag frei, ihr Los durchaus in ihrer Hand. Aber dann sah sie die flehenden Augen Ingelheims vor sich, und mit eins ward ihr klar, daß sie die Kraft nicht hatte, sich zu befreien. Wohin, wohin, wann sie frei war? Sie wußte es nicht. Selbst der Gedanke, den Schleier zu nehmen, erschien ihr nun gleichfalls nur als der Ausfluß absoluter Ziellosigkeit, von dem Entsetzen geboren, das ihr der jähe Tod des jungen Fürsten bereitet hatte. Denn sie hatte von dem lebendigen religiösen Drange ihrer frühesten Jugend viel verloren. Hatte dieser genügt, ihr den Gedanken eines Klosterlebens damals lebendig zu machen, so drängte sich ihr jetzt die Flucht in Nonnenabgeschiedenheit nur immer dann auf, wann sie im Leben nicht weiter wußte. Aber sie war sich klar darüber, daß sie mit ihren abgeschwächten religiösen Regungen und Bedürfnissen heute gar nicht mehr das Recht hatte, sich in eine Klostergemeinschaft zurückzuziehen. Draußen in der Welt war sie heimatlos. Bei Luisen hatte sie auch keine Heimstatt mehr, da die Freundin selbst ihr ihren Platz hier bei Ingelheim anwies. Und sie traf damit vielleicht durchaus das Richtige, denn hier bei dem Kranken hatte Gisela seit

endloser Zeit zum ersten Male wieder die Empfindung, eine Lücke auszufüllen, fühlte sie die Genugtuung, notwendig zu sein, hatte sie das beglückende Gefühl, allein mit ihrer Gegenwart schon zu beschenken. Nein, hier war eine Aufgabe, ein Zweck, eine Berufung. Es war etwas, die Macht zu besitzen, diesen Mann dem Leben und seinem Werke wiederzugeben. Das wollte sie. Sie entschloß sich nun — und, daß der Kranke ihren Besuch nur als das flüchtige Geschenk von wenigen Tagen ansah, daß er so gar nicht auch nur die Hoffnung oder den Wunsch mehr zu äußern wagte, sie bei sich zu halten, — sie für immer um sich zu sehen, — das rührte Gisela und steigerte die Freude in ihr, den demütigen Mann mit dem großen Geschenke zu überraschen. Ihr schlug das Herz vor Erwartung, wenn sie sich vorstellte, wie sie ihm langsam Schritt vor Schritt klar machen würde, wozu sie eigentlich gekommen war, darauf sollte er nur ganz allmählich gebracht werden. Es mußte wundervoll sein, zu beobachten, wie das auf ihn wirkte und wie er in der so unerwarteten und märchenhaften Erfüllung seines Herzenswunsches gesunden und genesen würde ... Je tiefer Gisela in diese Träume sich einspann, eine um so größere Freudigkeit überkam sie. Jedes frohe Lächeln, das sie dem Kranken abgewann, war ihr Gewinn, und ihre Tage erhielten Wert und Weihe in diesem Samariterdienst, der ihnen Inhalt und Bedeutung gab. Ingelheim hatte Gisela gefragt, ob sie in dem von ihr ererbten kleinen Palais Wohnung genommen habe. Sie hatte verneint. Sie wohnte im Hotel. Jenes Haus sei nicht im Stande. Alle Räume seien verschlossen, einzig ein Kastellan lebe dort. Ingelheims Frage machte Gisela nachdenklich. Sie erinnerte sich, daß er einmal angeregt hatte, sie solle ihm das Palais mietweise überlassen. Als sie heute, an einem milden Januarnachmittage, von Ingelheim kam, fuhr sie bei ihrem alten Palais vor, das sie damals, vor zwei Monaten, in den Erregungen jenes kurzen Aufenthaltes in der Hauptstadt nur flüchtig angeschaut hatte, und ließ sich von dem alten Kastellan durch die Räume führen. Sie lagen in der matten Wintersonne still da und muteten mit den alten schönen Möbeln und Bildern höchst traulich an. Das altmodische vornehme Grundstück hatte ein Erdgeschoß, zu dem eine Rampe emporführte, und einen ersten Stock. Es waren im ganzen zehn Zimmer, darunter einige von ansehnlichen Maßen, die zu gesellschaftlichen Zwecken gedacht waren. Ein herrlicher alter parkartiger Garten, jetzt eine Seltenheit in der Residenz, schloß sich an den geräumigen Hof, der Ställe, Wagenremise und Kutscherwohnung aufwies. Der Erlös des inzwischen verkauften Gutes hatte Gisela instand gesetzt, dieses Stadtgrundstück, das fast schuldenfrei war, ohne Einengung behalten zu können. Nun hatte sie den Wunsch, Ingelheims Wohnstätte zu sehen. Er wurde leicht erfüllt, als der Patient, der jetzt schon stundenweise das Bett verlassen durfte, einige Bücher verlangte, die Gisela aus seiner Wohnung von dem dort verbliebenen Diener holte. Sie hörte von diesem, daß der Professor lange schon den Wunsch gehabt habe, diese Wohnung zu verlassen, weil kein Sonnenstrahl in sie drang. Gisela faßte einen kühnen Entschluß.

Sie wollte bis zu Ingelheims Genesung dessen Umzug ohne sein Vorwissen in ihr eigenes Stadthaus bewerkstelligen. Sie setzte sich kurzerhand mit einem Einrichtungsunternehmer in Verbindung, ließ ihr Häuschen von oben bis unten auffrischen, erneuern und wohnlich machen und bestimmte die schönsten Räume des ersten Stockes für des Professors Bibliothek und Arbeitsstätte, vollzog die Übersiedelung seiner Bücher und Möbel und sagte dem Genesenden von alledem kein Wort. Er merkte ihre starke Geschäftigkeit wohl, fragte auch argwöhnisch nach deren Gründen. Sie aber schützte noch immer Erbschaftsangelegenheiten vor. Nun war sie bereits drei Wochen in der Hauptstadt, und obschon ihm die Frage alltäglich auf den Lippen schwebte, wann Gisela wieder abreisen würde, so tat sie Ingelheim dennoch nicht. Es war, als fürchte er, zu hören, daß ihre Anwesenheit nun doch ihr Ende finden müßte.

In der Dämmerung des Abends saß der Genesende am Fenster im schwarzen Sammetjackett und blickte nachdenklich in den kahlen beschneiten Garten des Sanatoriums hinaus. Es dunkelte. Gisela saß neben Ingelheim, der ihre Hand in der seinen hielt.

„Noch drei Tage," sagte er zaghaft, „und dann soll ich das Sanatorium verlassen."

„Sie sagen das, lieber Freund, als litten Sie dabei", bemerkte Gisela lächelnd.

„Nun ist auch das vorüber", seufzte er.

Gisela lachte herzlich auf. „Hat man je einen Kranken gesehen, der sich so schwer von seinem Leiden trennt?"

„Sie sind mein Leiden", seufzte Alfred und neigte sich auf Giselas Hand herab, die er küßte.

„Sein Leiden, lieber Professor, muß jeder sehen, so rasch als möglich loszuwerden."

„Warum quälst du mich?" klagte er.

„Halt! Halt!" rief sie und hielt ihm den Mund zu. „Dazu haben wir noch keine ärztliche Erlaubnis. Gemütsangelegenheiten sind noch streng verboten. Diese drei Tage, das ist ehernes Gesetz, bleibt alles noch, wie es ist. Sie sind der Patient, ich die Pflegeschwester. Ich lehne jede außeramtliche Auseinandersetzung vorerst noch mit entschiedener Strenge ab."

Er sah sie mit traurigen Augen an. „Wann reisen Sie?" fragte er, und Gisela hörte mit Ergriffenheit die ganze schmerzliche Spannung heraus, in der er diese Frage tat. „Ich denke noch gar nicht daran. Mein Urlaub ist unbegrenzt. Ich habe meiner Herrin versprochen, ihr Jugendideal, ihren Kindertraum, den großen Professor, nicht eher zu verlassen, als bis er mich wegschickt."

„Gisela," flüsterte Ingelheim, „wenn das wahr wäre — so —"

Sie hielt ihm den Mund zu. „Das ist wieder außeramtlich. Da kommt der Herr Doktor. Jetzt wird der gelehrte Herr in die Federn gesteckt."

Sie erhob sich und gab ihm die Hand.

„Adieu, schlafen Sie süß. Mein Dienst ist heute beendet. Morgen wieder lustig!" Mit einem Lachen huschte sie hinaus.

Sie fuhr geradenwegs nach ihrem Palais, das nun fix und fertig zu Ingelheims Aufnahme bereit stand. Alles war frisch tapeziert, geweißt, gebohnert, gestrichen, blitz und blank. Die Läufer auf den Treppen erneuert, Gardinen und Vorhänge frisch — die Bibliothek mit Hilfe eines der Assistenten aufgestellt — hier und da ein herrlicher alter Perserteppich eingefügt — die Sache machte sich prächtig. Nur der fatale Farben- und Malergeruch! Gisela ließ sämtliche Fenster in der Nacht öffnen und die Zentralheizung, die auch neu eingebaut worden war, nach Kräften arbeiten . . .

Sie lächelte, als sie das Werk jetzt vollendet vor sich sah. Dies Haus, dieser alte Sitz eines militärischen Grandseigneurs, in knapp drei Wochen freilich bei Tages- und Nachtarbeit umgemodelt, umgewandelt, umgezaubert in ein vornehmes Gelehrtenheim mit Riesenbibliothek, Archiv und Schreibstuben. Selbst das unheimliche kleine kriminalistische Museum war untergebracht mit seinen scheußlichen Verbrecherfratzen, Idiotenphotographien, Mordwerkzeugen, grauenvollen Wachspräparaten, Meß- und Feststellungsapparaten — dem ganzen Inquisitionswerkzeug des modernen Kriminalwesens . . .

Sich die Hände reibend schlenderte Gisela durch die Zimmer, gab noch telephonisch Ordre, ins Vestibül reichen Blumen- und Pflanzenschmuck, sowie Sträuße in die Zimmer zu übermorgen zu stellen, und malte sich aus, wie es sein würde, wenn sie den Überraschten, Ahnungslosen hierher ins neue Heim führen würde. Ihr war, als wäre Weihnachten. Es gab wirklich einen stets und immer beglückenden Sport auf dieser Welt: Andere zu erfreuen, das fühlte Gisela. Sie setzte sich an Ingelheims Flügel ins Musikzimmer und trommelte einen verrückten Niggertanz herunter. Es klang seltsam in diesen alten schweigenden ernsten Räumen . . .

Und nun war der große Tag herangenaht. Die Wintersonne strahlte golden, als zur Mittagszeit Alfred von Ingelheim in einem geschlossenen Wagen an Giselas Seite das Sanatorium verließ. Der Professor war noch schwach auf den Beinen und atmete in tiefen Zügen die milde frische Luft ein. Er war bewegt, saß bleich in seinem Pelz und großen schwarzen Schlapphut im Wagen, die Lippen herb geschlossen, und blickte mit unruhigen Augen auf das ihm jetzt ungewohnte Straßenbild. Er hielt Giselas Hand noch fester als sonst und sagte traurig: „Arbeit ist mir vorerst versagt. Sagen Sie bloß, was soll ich nun anfangen?"

„Wir werden uns schon die Zeit vertreiben."

„Also Sie reisen noch nicht?"

„Ich denke nicht daran."

„Gisela! . . ." Eine belebende Röte schoß in sein blasses Gesicht. Jetzt sprach er nicht mehr. Er hatte Giselas Rechte in seine beiden Hände genommen und hielt sie so fest, sah sie hin und wieder mit Blicken der Be-

wunderung verstohlen von der Seite an. In ihrem schwarzen Sammetkostüm mit dem geschwungenen großen Federhute sah sie wie ein Schloßfräulein aus, das eben vom Pferde gestiegen war. Ihre Wangen glühten, und Blitze schossen aus ihren Augen. Er ahnte ja nicht, mit welch atemloser Spannung sie da neben ihm die Fahrt mitmachte. Jetzt waren sie ins Herz der Stadt gekommen, und in wenigen Augenblicken mußte das Ziel erreicht werden. Alfred hatte des Weges nicht acht, sonst hätte er schon merken müssen, daß die Fahrt nicht nach seiner Wohnung ging. Er stutzte erst, als er die Rampe hinauffuhr, sah erschreckt hinaus und blickte ratlos umher. Jetzt hielt das Gefährt vor dem bekränzten geöffneten Portal. Ingelheims Diener riß den Schlag auf, die Assistenten traten heran, begrüßten glückwünschend den Chef, dem sie jetzt aus dem Wagen halfen. An Giselas Arm betrat er totenbleich das Haus, das er mit wirren Blicken musterte. Auf der Treppe zum ersten Stock schwankte er und murmelte Unverständliches. In seinem neuen Arbeitszimmer angelangt, musterte er sprachlos die vertrauten Bücher in den alten Regalen. Aber als man ihm den Pelz abnahm, flüsterte er matt: „Ich will nach Hause — nach Hause . . ."

Ergriffen fing Gisela den Wankenden in ihren Armen auf.

„Du bist zu Hause," sagte sie leise. Aber er hörte es nicht, das liebe Wort. In einer Ohnmacht sank er zu Boden . . .

(Fortsetzung folgt.)

Rundschau

Politische Rundschau.

Von Professor Dr. Ludwig Stein.

Wir leben in fieberhafter politischer Spannung. Alle anderen Interessen treten augenblicklich hinter der schicksalsschweren Frage zurück: Bis auf die Zähne bewaffneter Frieden oder bis zur Vernichtung führender Weltkrieg? Durch den Balkankrieg ist in Europa eine neue Konstellation entstanden. Bildete die Türkei bisher das Zünglein an der Wage im europäischen Gleichgewicht, so hat sich infolge des völligen Zusammenbruchs dieses dem Tode verfallenen Staatengebildes eine empfindliche Verschiebung der politischen Wagschale zugunsten der Ententemächte vollzogen. Die slawischen Völker am Balkan gelangen zu einer Machtstellung, die der Weitsichtigste kaum ahnen konnte. Sie sind infolge ihrer Bündnispolitik ein strategischer Faktor geworden, an welchem kein verantwortlicher Politiker Mitteleuropas achtlos vorübergehen kann.

Es ist nicht Übermut oder herausfordernde Angriffspolitik, sondern unabweisliches Gebot der Selbsterhaltung, wenn die Armeen bis zum Maximum ihrer Leistungsfähigkeit gesteigert werden. Freilich ist diese Risikoprämie für die Behauptung des europäischen Friedens eine so drückende wirtschaftliche Last, daß die dargebrachten Opfer fast die Kosten eines Krieges aufwiegen. Aber die blühenden Menschenleben bleiben uns erhalten, und das ist ein weit kostbareres Kapital, wie es die wirtschaftlichen Opfer sind, die den Höher- und Höchstbesitzenden heute zugemutet werden. Handelte es sich um Angriffsgelüste oder Eroberungspolitik, so würde das deutsche Volk nicht mitgehen, denn es ist politisch saturiert und wünscht sich keine anderen Grenzen, als die jetzigen. Das Deutsche Reich ist vom reinen Agrarstaat zum Industriesystem übergegangen. Wir haben Milliarden in Fabriken und Maschinen angelegt, um mit unseren wirtschaftlichen Erzeugnissen den Wettbewerb mit den hochentwickelten Industriestaaten auf dem Weltmarkte aufnehmen zu können. Unsere Arbeiter sind in der Industrie voll beschäftigt, und wenn wir in Europa Frieden behalten, gehen wir einer wirtschaftlichen Entwickelung ent-

gegen, welche alles hinter sich läßt, was selbst die optimistisch gestimmten Nationalökonomen prophezeit haben. Im letzten Jahrzehnt sind in amerikanischem Tempo bei uns Werte geschaffen worden, deren reiche Entwicklungsmöglichkeiten heute kaum übersehbar sind. Alle diese Werte würden wir in einem europäischen Kriege aufs Spiel setzen, die ganze Produktion lahmlegen, die Industriearbeiter aufs Pflaster setzen und eben damit innere soziale Verwicklungen riskieren, ohne jede Aussicht auf ein politisches Äquivalent. Selbst im günstigsten Falle des entscheidenden Sieges wäre das Deutsche Reich in der bittersten Verlegenheit, wenn ihm anderssprachige und fremdnationale Gebiete als Siegesbeute zufielen, die es in Generationen nicht zu assimilieren vermag. Nur um die Behauptung des Besitzstandes handelt es sich, denn dieser ist und bleibt das Noli me tangere der nationalen Ehre und Würde. Dieser Besitzstand ist durch die territoriale und strategische Verschiebung im Osten gefährdet. Das machte die neue Militärvorlage unausweichlich. Daher die große Opferbereitschaft für die geforderte Milliarde. Man mag über den Zeitpunkt der Verkündigung der Militärvorlage, insbesondere über die Opportunität der Veröffentlichung vor Abschluß der Londener Friedensverhandlungen und unmittelbar vor der Auflegung der neuen Anleihe geteilter Meinung sein — in einem Punkte herrscht in den bürgerlichen Parteien völlige Übereinstimmung: die neuen Rüstungen sollen nicht dem Angriff, sondern nur der Verteidigung dienen. Das fünfundzwanzigjährige Regierungsjubiläum des Kaisers wird nicht dem Kriegshelden, sondern dem Friedensfürsten gelten.

Die Anzeichen der Entspannung mehren sich von Tag zu Tag. Rußland und Oesterreich haben nach langwierigen Verhandlungen mit der Abrüstung begonnen. Ein schwerer Alp ist damit von den Völkern genommen. Das Romanow-Jubiläum konnte keinen glücklicheren Abschluß finden, als durch dieses Eingehen auf die Abrüstungsvorschläge des allverehrten Trägers der habsburgischen Krone. Selten hat ein Monarchenbrief glücklichere Folgen gehabt, als das Schreiben des Kaisers Franz Josef an den Zaren. Alle heimischen Glossen der Vorlauten über „Briefe, die ihn nicht erreichten" erwiesen sich angesichts der erfolgten Abrüstung als leere Hintertreppenweisheit. Die Tatsache der erfolgten Abrüstung spricht die beredteste Sprache. Europa atmet wieder auf. England und Deutschland haben sich genähert. Die letzten Erklärungen von Asquith sind der erfreuliche Echoschall, der zu uns herübertönt. Tirpitz war vorangegangen, Asquith ist ihm gefolgt. Die Arbeit des letzten Jahres war nicht vergeblich. Man hat jetzt angefangen, sich endgültig zu verstehen. Wenn England und Deutschland zusammengehen, dann ist für den europäischen Frieden nichts zu fürchten.

Militärische Rundschau.

Von Oberstleutnant a. D. le Juge.

Die Ankündigung der neuen Wehrvorlage, die von seiten unserer Regierung wohl mehr „der Not gehorchend als dem eigenen Trieb" erfolgte, entsprach einem fast allgemeinen Verlangen des deutschen Volkes, das sich selbst bis in die Reihen der sozialistischen Wähler hinein erstreckte. Vor allem sollte dadurch endlich die große Ungerechtigkeit beseitigt werden, die in einer jährlichen Zurückstellung von weit mehr als 80 000 noch durchaus wehrfähiger Jünglinge vom Friedensdienst von jeher vorgelegen hatte und durch die stete Volksvermehrung Deutschlands naturgemäß immer

schärfer zum Ausdruck kommen mußte. Dem seit lange gehegten Wunsche einer einsichtigen patriotischen Mehrheit nach einem umfangreichen Ausbau unserer Wehrorganisation kam die neuerdings eingetretene, für uns zweifellos bedenkliche Verschiebung des Gleichgewichts auf der Balkanhalbinsel zu statten, wesentlich aber hat dazu auch die fortgesetzte Agitation der Nationalisten und Chauvinisten jenseits der Vogesen beigetragen, die nicht abließ, das ganze Volk und namentlich die parlamentarischen und sonstigen einflußreichen Kreise der Hauptstadt immer mehr in den Gedanken hinein zu treiben, daß der Ausbruch des Rachekrieges nahe sei.

Unter solchen Umständen bedeutet die deutsche Wehrvorlage, die zugleich den Friedensstand unseres Heeres auf die ursprüngliche Norm von 1 v. H. der Bevölkerungsziffer bringen soll, jedenfalls ein notwendiges Mittel zur sicheren Führung gegen zwar noch nicht bestimmt vorauszusehende, aber immerhin mögliche Gefahren von unseren offenen Grenzen her; sie ist aber zugleich auch ein ernst auf unsere militärische Macht hinweisendes Warnungssignal für jeden, den es angeht.

Wenn unsere westlichen Nachbarn, mit denen das deutsche Volk so gern in Frieden und Freundschaft leben möchte, diese Maßnahmen unserer Regierung, hinter der alle nationalen Parteien unseres Landes stehen, für eine Kriegsgefahr ansehen wollen, so ist dies nur zu bedauern: Jedenfalls aber zeigten bisher die offiziellen Stimmen, die aus den Kreisen der Lenker des französischen Staatsschiffes zu uns herübertönten, daß wenigstens diese angesichts des chauvinistischen Ansturms ihr klares Urteil noch nicht eingebüßt haben, und es ist daher zu hoffen, daß die Kreise der Intelligenz allmählich den Sieg über die Kriegspartei davontragen werden.

Der Plan, durch den Frankreich unsere militärischen Sicherungsmaßregeln zu erwidern und trotz seiner etwas über 38 Millionen zählenden Bevölkerung gegenüber unseren rund 67 Millionen unwirksam zu machen hofft, ist ohne Zweifel großartig und beweist eine so erstaunliche Opferwilligkeit einer ganzen Nation, daß man nur bewundernd davon Kenntnis nehmen kann: die Einführung der bereits vom obersten Kriegsrat einstimmig angenommenen dreijährigen Dienstzeit unter der Fahne ohne jede Ausnahme bedeutet nicht bloß eine enorme Ausdehnung der Wehrpflicht des französischen Volkes auf etwas über 2 v. H., sondern muß sich auch auf das ganze wirtschaftliche, kulturelle und gesellschaftliche Leben der Nation als eine furchtbare Belastung legen. Von den enormen Kosten, die dieses Projekt naturgemäß verursachen muß und von denen zunächst eine halbe Milliarde angefordert worden ist, soll dabei noch nicht einmal gesprochen werden, da dieselben von dem reichen Lande unschwer getragen und leicht durch die Einführung einer Einkommensteuer gedeckt werden würden.

Die gegenwärtige Stärke des französischen Heeres auf Friedensfuß beläuft sich auf rund 485 000 Mann, einschließlich 44 000 Kapitulanten auf 3 bis 5 Jahre, aber ohne das im Mutterlande stehende Kolonialkorps (28 000 Mann), ferner 42 000 Unteroffiziere, 29 000 Offiziere und 39 000 Mann des Service auxiliaire und der Verwaltungstruppen (Schreiber, Arbeiter, Sanitätspersonal, Burschen usw.). Durch die wohl kaum noch zweifelhafte Einführung des dritten Dienstjahres für alle Waffen, mit Ausdehnung dieser Verlängerung bereits auf den unter der Fahne befindlichen Jahrgang 1911, würde sich die gesamte Friedensstärke des Heeres auf etwa 810 000 Mann erhöhen (einschließl.

58 000 Mann ohne Waffen des vorerwähnten Hilfs- und Verwaltungsdienstes), von denen etwa 80 000 Mann in Afrika stehen.

Bei uns sind die bevorstehenden Regierungsvorschläge zur Verstärkung unserer Wehrmacht bis zu diesem Augenblick leider immer noch in ein Dunkel gehüllt, das nur zuweilen durch einzelne Pressemitteilungen unsicher unterbrochen wird. Selbst über die Ziffer der jährlichen Erhöhung der Friedenspräsenz gehen die Ansichten auseinander: früher rechnete man mit 50 000, jetzt hört man von 68 000 Köpfen, was einschl. 4000 Offizieren und 15 000 Unteroffizieren in zwei Jahren ein Mehr von 136 000 Köpfen ergeben würde. Tatsächlich waren nach der letzten offiziellen „Übersicht der Ergebnisse des Heeresergänzungsgeschäftes für 1911" der Ersatzreserve als nur „bedingt tauglich" oder „zeitig untauglich" 85 193 Mann zugewiesen, die mit den wegen hoher Losnummer überzähligen und zurückgestellten 3000 Mann zum größten Teil zur Einstellung gelangen könnten, ohne das allgemeine Niveau der körperlichen Brauchbarkeit unseres Heeres merkbar herabzusetzen.

Nach dem Etat für 1913 zählt das deutsche Heer rund 678 000 Köpfe, einschl. 28 000 Offiziere, 94 500 Unteroffiziere und 15 000 Einjährige; durch Heranziehung eines Mehr von 68 000 Köpfen würde sich die Gesamtziffer für das erste Jahr auf 746 000 Köpfe erhöhen, nicht auf 8—900 000 Mann, wie die nationalistische französische Presse fabelt. Es ergibt sich hieraus, daß uns das an Bevölkerungsziffer so nachstehende Frankreich nach Ausführung seines neuen Wehrplanes also tatsächlich in der Friedensstärke sofort noch überlegen wäre, wogegen allerdings in Betracht zu ziehen ist, daß von mehr als Dreiviertel unseres Mannschaftsfriedensstandes die Hälfte jährlich zur Reserve übertritt, in Frankreich aber immer nur ein Drittel desselben, Offiziere und Kapitulanten natürlich ausgeschlossen. Aber Frankreich hat andererseits durch seine dreijährige Dienstzeit zweifellos den gewaltigen Vorsprung eines tatsächlich im Frieden besser, weil länger ausgebildeten Heeres in allen seinen Graden, sowie einer durch seine Ergänzungsformationen, Kavalleriedivisionen usw., gut vorbereiteten schnelleren Überführung der Reserven in den Rahmen des Kriegsheeres, sowie schließlich den weiteren Vorteil einer gesetzlichen Ausdehnung der Wehrpflicht bis zum 48., statt bei uns 45. Lebensjahre.

Auch auf den einzelnen Gebieten, auf die sich die Vermehrung und zugleich Verbesserung unserer gegenwärtigen Heeresorganisation erstrecken dürfte, herrscht bis zu diesem Augenblick noch keine Klarheit. Immerhin steht im großen und ganzen fest, um was es sich dabei handeln wird, da man sich ja in militärischen Kreisen über die schlimmsten Lücken in unserem Heereswesen längst einig war. Nur bezüglich der Schaffung von Kavalleriedivisionen schon im Frieden, nach dem Vorbilde des französischen Kadergesetzes, herrscht große Meinungsverschiedenheit: es erscheint jedoch wohl sicher, daß man bei uns, vor allem wohl auf General von Bernhardi's Autorität hin, von der Errichtung solcher schon im Frieden Abstand nehmen wird, obwohl die Zahl auch gegensätzlicher prominenter Vertreter dieses Gedankens in der Armee nicht gering ist (Generale v. Moser, Lietzmann, Keim u. a.).

Ganz sicher ist ferner, daß man nicht wieder auf die milizähnliche Ausbildungsperiode unserer Ersatzreserve, wie sie 1880—1892 bestanden hat, zurückgreifen wird, obwohl auch dieser Gedanke bei uns noch bis vor einiger

Zeit zahlreiche Anhänger besaß. Auch neuerdings brachte ein großes hauptstädtisches Tageblatt noch einen vielbemerkten Aufsatz („Militaria"), in dem für diese Art der Ausbildung eine Lanze gebrochen wurde. Allein demgegenüber ist doch zu bemerken, daß allein schon die beiden letzten großen Kriege, im Osten und jetzt auf der Balkanhalbinsel, deutlich gezeigt haben, daß in einem modernen Feldzuge und im blutigen Ringen der Riesenarmeen mit einander derartige Anforderungen an die militärische Dienstausbildung des Einzelnen wie der ganzen Truppe sowohl hinsichtlich des Waffengebrauches und der taktischen Gewöhnung wie bezüglich einer in Fleisch und Blut übergehenden Disziplin gestellt werden, daß ihre zuverlässige Erlangung nur durch eine gründliche, langandauernde Friedensarbeit möglich ist: Lüle Burgas und Kirk-Kilisse haben es bewiesen, daß eine minderwertige Truppe (Redifs des alten Regimes) geradezu verderblich auf die anderen besseren Teile des Heeres einwirken und sogar Paniken der schlimmsten Art hervorrufen kann, wie andererseits die glänzenden Erfolge der Japaner und der Bulgaren den bewundernden Zeitgenossen vor Augen geführt haben, daß auch der Zahl nach schwächere, aber trefflich ausgebildete und disziplinierte Truppen einem minder gut ausgebildeten Gegner heutzutage immer überlegen sind.

Wenn man demgegenüber hervorheben wollte, daß doch die Schweiz nur ein milizartiges Wehrsystem kennt und unser Kaiser trotzdem Gelegenheit nehmen konnte, sich noch vor kurzem höchst anerkennend über die Leistungen von Führer und Truppe auszusprechen, so ist darauf kurz folgendes zu erwidern:

Nach Lage der Dinge hat die Republik der Eidgenossen doch nur mit einem Verteidigungskriege zu rechnen, für den die orohydrographischen Verhältnisse der Grenzen wie des ganzen Landes wie geschaffen sind, da sie dazu eine unendliche Menge natürlicher Positionen von fast uneinnehmbarem Charakter und eine Fülle von für jeden Angreifer höchst gefährlichen Defileen (Straßen, Flußübergängen, Pässen, usw.) darbieten. Hier allein ist eine von Jugend auf im Waffengebrauch geübte und für ihre militärische Aufgabe begeisterte, fest in sich geschlossene und praktisch organisierte Landesmiliz brauchbar, die in der offenen Feldschlacht durchaus versagen würde.

Bei unserer heutigen Infanterie — und nur um diese könnte es sich ja bei einer milizartigen Ausbildung überhaupt handeln, denn die anderen Waffen brauchen für ihren noch vielseitigeren und spezialisierteren Dienst eine noch längere Ausbildungszeit — könnten aber die jetzt so sehr gesteigerten Anforderungen an diese Waffe, vor allem bezüglich des gefechtsmäßigen Schießens und der taktischen Durchbildung im Hinblick auf Geländebenutzung, Feuerdisziplin und bezüglich der sonstigen verschiedenen Gebiete des Felddienstes in wenigen Wochen unmöglich so erfüllt werden, daß sie dem einzelnen Kämpfer nicht nur äußerlich angewöhnt werden, sondern ihm sozusagen in Fleisch und Blut übergehen. Vor allem aber ist es die innere soldatische Ausbildung, die Disziplin, die selbst in schlimmen Situationen nicht versagt, die Entschlußfähigkeit und das Verständnis für selbständiges richtiges Verhalten in den verschiedenartigsten Gefechtslagen und entscheidenden Momenten, die einem nur in wenigen Wochen „abzurichtenden" Mann nicht beigebracht werden können. Daher empfiehlt es sich nicht, die bisherigen Ersatzreservisten nur milizähnlich zu drillen und aus ihnen „Talmisoldaten" statt richtiger Krieger zu machen.

In der Erkenntnis, daß eine Miliz

als Feldheer heutzutage nicht mehr mitsprechen kann, sehen wir übrigens auch die in einem etwaigen Kontinentalkriege sich am meisten bedroht fühlenden kleinen Staaten Belgien und Holland neuerdings ihr Heerwesen, das bisher einen mehr milizähnlichen Charakter trug, nach der Richtung eines modernen Heerwesens vergrößern und ausbauen, und Englands Fiasko hinsichtlich seiner Territorialmiliz ist eben erst im Oberhause von fast allen Parteien anerkannt worden. Über die Heerwesen dieser drei Staaten und ihre Stellungnahme zu der gegenwärtigen kriegsdrohenden Haltung Frankreichs, das unverkennbar auf sie mehr oder minder zu hoffen scheint, ein anderes Mal. Ausgesprochen sei nur noch die Befriedigung über die kühle Zurückhaltung Albions gegenüber den Werbungen von Frankreich, wie solche neuerdings hinsichtlich einer eventuellen Teilnahme des englischen Expeditionsheeres auf dem Kontinent sowohl durch den Mund des Premierministers, sowie auch in den Spalten eines großen Teiles der angesehensten Presse, der Westminster Gazette, Daily News, Daily Chronicle, ja sogar durch die Feder des Obersten Repington in der „Times" zum Ausdruck gebracht worden ist. Unsere Zeitschrift hat begreiflicherweise besondere Ursache, von dieser Erscheinung befriedigt zu sein, für die ihr Herausgeber seit langem so energisch eingetreten ist.

Berlin, den 14. März 1913.

Literarische Rundschau.

Von Friedrich Stein, Berlin.

(Fritz Mauthner „Der letzte Tod des Gautama Buddha.")[1]

Seit sehr langer Zeit wissen wir mehr minder Zutreffendes über Sâkjamuni, den Buddhagewordenen, ihn den Königsohn Siddhartha Gautama, aus dem Geschlechte der Sâkja. Über ihn, der, allem Erdenwohl entsagend, sich selbst in Armut und Hauslosigkeit gebannt. Wir wissen von diesem Buddha, dem Vollendeten, daß er ein Bekenntnisträger, eine Weltmacht geworden. Ein Ideengewaltiger über der Menschen Denken. Gar manches noch haben wir erfahren, aus mehr minder tiefschöpfenden Erklärungen der Forscher und Sucher, der Gottvergleicher, von den Lehren, Weisungen und Auslegungen des Unsterblichen, des Menschenerziehers Buddha, des Vollendeten.

Und heut hat ein Dichter-Philosoph, der zugleich ein Sprachbeherrscher und Gedankenerzieher ist, heut hat Fritz Mauthner unternommen, grade des Unsterblichen Sterblichkeit, des Gautama Buddha letzten Tod zu schildern. Diesen letzten Tod einer endgültigen Loslösung von Welt und Wiedergeburt, von erneuter Verflechtung in den Kettenzwang der Ursächlichkeit, die den Gegenwärtigen verantwortlich macht für sein Verhalten in allen früheren Daseinsformen. Diesen letzten Tod schildert Mauthner, wie er sich ihn denkt, in einer poetischen Spiegelung, in seiner Seele zartester Bildkraft. Nicht, wie der Heilige, wie der Gottgebieter Buddha ins Nirwana gleitet, nein, wie der Mensch, wie der gottentkleidete, der naturbesiegte Mensch, ein Mensch von außerordentlichen Gnaden der Seele, in das All sich auflöst, — so hat Mauthner, der Dichter im Philosophen, den sterbenden Buddha gesehen und geschildert.

Und es ist ein Schauen, wie das Überströmen einer vollen Daseinskraft, in die Mysterien der gedichteten Gestalt, als wolle ihr Schöpfer sich selbst erneuen zu einem Leben der Dauer in ihrer glücklichen Lösung.

[1]) Verlag von Georg Müller-München.

In den letzten Tagen seines Lebens, das dem Buddha von der Legende achtzig Jahre gegönnt wird, überkommt ihn die Erkenntnis von der Köstlichkeit irdischen Daseins. Wie vor fünfzig Jahren einst eine andere Erkenntnis ihn erschüttert aus dem Leben der Daseinsfülle geworfen und zum Einsiedler gemacht. Diese langen, geruhsam schreitenden fünfzig Jahre der Entsagung, der Weisheit und Lehre, der Abtötung alles Weltverlangens, der Erkenntnis von des Lebens absoluter Nichtigkeit sind ihm ein stetig wissendes Sterben gewesen. Ein sicheres, beruhigtes Sterben. Doch jetzt, da das ernste, das wirkliche Sterben sollen mit seiner unausweichlichen Todforderung ihn antritt, da bebt zwar nicht seine Seele schreckverwirrt zurück, aber sein weltgewohntes Auge möchte, ganz menschlich-irdisch, das Labsal dieser Weltgewohntheit nicht hergeben. Und ihm, dem Buddha, ist ja doch jede Möglichkeit bereit. Er, der Buddha, der Vollendete, der unbegrenzte Dauer für sich gewinnen kann, er faßt in seiner Seele den Dauergedanken! Den Weltgedanken einer toderlösten Dauer in stillem Fortentsagen. Einer Dauer, unverflochten mit Wiedererstehen, weil unverbunden mit Sterben und Entgleiten. Nicht einmal das verpflichtete Wiedererstehen der Götter braucht ihn zu bedrohen, so der große, der unüberwindliche Dauergedanke welterstandene Wirklichkeit geworden. Durch ihn geworden, den Buddha, dessen Seele die Daseinswonne, die Süße der Gewohnheit erfaßt, auf der Erde zu sein, zu atmen.

Und er wendet sich an seine Jünger, an den treuen Ananda: „Dem Buddha ist gegeben, zu dauern, auf Erden zu dauern ein Weltenalter. Es ist euch doch lieb, liebe Brüder, wenn ich bei euch bleibe, bis ans Ende dieses Weltenalters?" Da erfährt er, der Buddha-Gott, das alltägliche Geschick aller alltäglichen Menschen: denen er unendliche Liebe und alles Wohltun gereicht, seine Geschöpfe, an seiner Weisheit und Lehre gewachsen und erhöht — sie wenden sich von seinen heißen Wünschen. Sie wollen sein Weiterleben garnicht! Sie wollen von der Übermacht seiner großen Persönlichkeit befreit sein, um Raum zum Anbau für ihre Nachfolgerschaft zu finden. Dreimal fragt er, der Buddha, der Vollendete. Und dreimal verleugnet ihn „der treue Ananda." Da faßt Hohn und Ekel die Seele des Todbereiten, und Ekel auch faßt ihn vor dem Dauergedanken der Todüberwindung. Der Buddha wirft auch noch das Leben über die Achsel, wie vordem er alles andere, den Inhalt eines Lebens, über die Achsel geworfen. Der Buddha wird den letzten Tod noch sterben, „den er nicht schuldig war." Denn der Buddha konnte noch leben, ein Weltenalter lang. Aber er wollte nicht! Jetzt nicht mehr!

Aber lehren konnte, wollte der Vollendete noch. Und er lehrte, was diese letzte Welterkenntnis ihm erschlossen. Seine frühere Weisheit über Lehre und Zucht wandelte sich in die Lehre der Erlösung durch Güte. Und auch hier wieder war das Los des Buddha-Gottes ganz wie das Los der Sterblichen des Alltags: sobald er aufhörte „Silbe für Silbe, Ton für Ton" vorzutragen, was er ein Lebenlang unermüdlich wiederholt, tat Staunen und Verwirrung in der Seele der Jünger sich auf. Aus dem Staunen erwuchs der Zweifel. Aus dem Zweifel stille Auflehnung. „Eine neue Sprache müssen wir lernen, ihr Brüder — nicht verstehen können wir mehr den Erhabenen." Und dieser — wie für sich: „Wer an der Spitze der Herde stehen will, muß die Sprache der Herde sprechen". Wie im Fieber des Denkens kam es über den Sterbenden und der Zweifel befiel seine fliehende

Seele, „der Zweifel an dem, was er fünfzig Jahre sich selbst nachgeredet hatte. Vorbei an allen neuen Fragen! Fragen ohne Antwort“ . . . .

Und Buddha stirbt, nachdem er alles überwunden, alles über die Achsel geworfen: menschliche Zweifel und menschliche Reue, den schnöden Undank der Beschenkten und Belehrten. Er überwindet menschliche Leiden, unsagbare Schmerzen, höllische Qualen mit selbstbeherrschter Würde, als ob er an einem Andern sie ruhig beobachtete. Er überwindet alle lockende Schönheit der Natur und lernt, sterbend, von den Schmetterlingen und Immlein höhere Weisheit, als er je gelehrt. Er überwindet zuletzt den höhnenden Tod, den bleichen Mara, den Allesüberwinder. Und er verlöscht, noch segnend im Verlöschen. Er löscht aus in unsäglich friedlichem Entgleiten. Sein letzter Tod in einem letzten Sterben . . . .

Beweint von keinem aller Jener, die jetzt schon gierig darauf brennen, von seiner „Grabstätte“ aus eine Kirche werden zu lassen. Eine Kirche, deren Führer zu sein der eigene schnöde Ehrgeiz verlangt.

Eine Fülle sublimer Gedanken, in erzene Form gegossen, durchzieht Mauthners weihevolle Dichtung. Vornehmlich in der kraftgetragenen Schilderung der Schmerzüberwindung, in der innig zarten Dichtung des Hinscheidens und der ironiebewegten Zwiesprache Buddha's mit seinen Meisterlein und Lehrerlein, den Schmetterlingen und Immlein. Und was er von diesen gelernt, das war die letzte, höchste Stufe seiner Erkenntnis, war seine Selbsterlösung und seine Selbstverspottung.

Es ist eine tiefe, starke, frohlebige Kunst, in dieser Buddha-Dichtung — die Blüten und Früchte am gleichen Zweige treibt. Auch Dornen. Blüten der Dichtung, Früchte der Philosophie. Dornen aber der wehleid bitteren Ironie. Und solche Ironien werden schon ihren guten Grund haben. Aber schwerlich in übertriebener Weltwertung und Menschenschätzung. Eher in Erkenntnissen, die meist noch mehr Erfahrungen, als Erfolge sind. Mauthner gehört nicht zu jenen, die behutsam an dem Kern ihrer künstlerischen Absicht vorbeischreiben. Übersehen also wird man seine Deklarationen kaum dürfen. Am wenigsten die deklarierte Absicht seines ebenfalls fast ironisch ausführlichen, peinlich ehrlichen und sehr unterrichtlichen N a c h t r a g e s, von weniger nicht als 33 Seiten Ausdehnung. Quellenangaben! 33 Seiten . . . . .

Mauthner ahnte, warum er so ausführlich war.

In einem Briefe über seinen Buddha schreibt er u. a.: „Die Gestalt des Buddha wollte ich so schildern, wie ich sie sehe, ich ganz persönlich sehe. Und ich sah den sterbenden Buddha (im Gegensatze zu Schopenhauer), wie er, optimistisch in seiner Naturfreude, in seiner Liebe zur Kreatur, nur an den Menschen verzweifelt; wie er gegen seinen Willen zum Stifter einer Sekte gemacht wird . . . .“

Für den Forscher, dem die Buddha-Materie — wie zufällig schon vor langer Zeit, bei Gelegenheit eigener Sanskrit-Studien ich erfahren — in all ihren überlieferten Verzweigungen vertraut und eindruckverwachsen, ist es verständlich, daß gerade die Vorstellung dieser gottumwehten Menschlichkeit B u d d h a s, seine S t e r b l i c h k e i t i m S t e r b e n als ein r e i n d i c h t e r i s c h e s P r o b l e m sich auftun und den Poeten im Forscher auffordern mußte, die bekannten Überlieferungen in eigenpersönlicher Auffassung auszugestalten. Mit außerordentlich rücksichtfeiner Kunst hat er in seiner Dichtung die Überlieferung

respektiert — soweit solche seinen dichterischen Lizenzen Freiheit zur Entfaltung ließen. Daß man ihn wegen dieser Freiheiten anfechten würde, hätte den Meister nicht zu überraschen brauchen. Der Buddha-Dichter ist ja wohl auch sonst gewohnt, angefeindet zu werden, weil sein Leben ein einziges Höhwärtsringen war, und in diesem Höhwärtsringen ein einziges reiches Geben. Was Niemandem auf Erden verziehen wird — auch wenn er kein Buddha ist. Aber wenn Mauthner nicht vom buddhistischen Klerus, wie zu erwarten war, sondern von anderen Fakultäten aus aufs Korn genommen wird, so braucht er sich auch darum nicht zu erbosen — denn durch die ganze Welt hin „halten die Katzen ja Keinen für eloquent, der nicht wie sie miauen will".

* * *

Nach Mauthner's sterbendem Weltsucher sei von einem Gottsucher berichtet, den J. Anker-Larsen zum Helden seiner großzügigen, psychologischen Dichtung: „Pastor Nemos Heimsuchung" macht.[2]) Die Geschichte des gescheiterten Gottsuchers, dem die Welt der Erweisbarkeit nur eine Art von Tribut ist, an die Welt in der Menschenseele — bewegt einzig von den Mächten der Gottliebe, der Güte, Gerechtigkeit und vollkommenen Selbstlosigkeit. Pastor Nemo ist selbst ein überzeugter, kindhaft gläubiger Apostel seiner Lehre, die seine bestrickende Persönlichkeit und Rednergabe in die Herzen seiner Hörer überleitet. Beseligend beseligt. Und gerade an dieser Heilsbotschaft einer schrankenlosen Güte — an seinem Dogma von der Liebe als Weltachse, geht Pastor Nemo, gehen die Besten seiner Gemeinde zugrunde. Er sieht jene, die seine Lehre zu ganz extremer Güte und fanatischer Selbstentäußerung geleitet, an der Ausübung ihrer Menschenliebe scheitern. Einer nach dem andern zerschellt an den Wirklichkeitskonsequenzen seiner Dogmen. Mit Gesundheit, Leib und Leben; mit Hab und Gut; mit Ehre, Charakter und Vertrauen. Zuletzt mit dem Glauben an einen Gott, der gelassen zusehen kann, was da Verbrecherisches und Entsetzliches geschieht, ohne zu helfen, ohne zu verhindern!

Und man besinnt sich, daß all dieser Vertrauensüberschwang eigentlich nur auf ihres Pfarrers Gottverschmolzenheit aufgebaut war! Doch der Pfarrer selbst steht all dem rätselhaften Gottversagen gegenüber wie zerbrochen in eigener Seele. Und es findet sich, daß in dieser unglückerschütterten Seele bisher sein Gott und Glaube nur etwa wie Poesie gelegen. Eine leuchtende Poesie der Weltseligkeit. Und seine Dogmatik der schrankenlosen Menschenliebe war ihm soviel wie sonnige Weltverzierung, die Nemo nun in ihrer ganzen Weltverlorenheit zusammenstürzen sieht. Damit bricht allmählich sein ganzes seelengebautes Reich zusammen. Und sein zerschelltes Glaubenkönnen begräbt unter sich auch sein Glaubenwollen. Nur noch verstehen, wissen will er. Nur noch verstehen all das, was das Leben außen, das Fühlen innen so unerträglich rätselhaft macht.

Und wo vordem, beglückend sicher, ein Gott gewesen, stellt sich jetzt ein Gottsystem ein. Es bricht ein Ringen an in seiner Seele, das den Verstand aus den Angeln hebt. Unablässig sucht er nun mit steigender Verstandesmarter nach einer Erklärung für das furchtbare Weltgeheimnis. Ein System der Weltbegreiflichkeit muß doch sich finden, sich bauen lassen! In wechselnden Gedankenfolgen sucht sein irritiertes Grübeln eine letzte, große,

[2]) Verlag von Erich Reiß-Berlin.

unumstößliche Gewißheit — erklügelt in erzwungenen, aber farbenprächtigen Bildern, Gleichnissen, Symbolen ohne durchgeführte Logik, ohne Wärme, haltlos, sinngebrochen.

In bänglich unberatener Seelenpein predigt er jetzt seine Gottzweifel, wie er vordem seine Gottbegeisterung gepredigt. Flammend-aufrührerisch bricht seine Rede in die Gemeinde, die den „Gotteslästerer" natürlich sofort denunziert. Ein ergrübeltes, erklügeltes Weltsystem der Gegensätzlichkeit, regiert von einem Ich-Engel (Egoistik) und einem Du-Engel (Altruistik), mit unklaren Folgeschlüssen zurechtgezimmert, bleibt seinen Hörern unverständlich, und man hält ihn für irrsinnig. Mit dem Fanatismus der Systematiker stürmt seine Nutzanwendung weit über jedes verständige Ziel, jede Besonnenheit hinaus. Was den Hörern unfaßlich, dem Klerus gefährlich dünkt. Und Pastor Nemo wird im Irrenhause landen. Seiner Frau, die längst schon eine Scheidung ihrer Ehe vorbereitet, erwächst daraus ein unbestreitbares Recht auf ihr Kind, das der Ärmste nun auch verliert. Seinen Knaben, der mit ganzer Seele an ihm hängt, muß er der Mutter überlassen — die wahrscheinlich doch moralisch viel höher steht als er, da sie seit langem schon unter ihres Gatten Augen einen anderen Mann begünstigt. Einen nüchternen Patron von Dorf-Arzt, der nichts weiter ist, als ein Mann — das aber von Grund aus. Pastor Nemo aber, der ehrliche, zerbrochene Gottsucher, dessen arme Seele ganz flammende Schönheit ist, bleibt in dem prunkenden Farbenreich seines Irrens, beleuchtet von dem fernher winkenden Licht einer geahnten Wahrheit. — „Irrtum ist Farbe, Wahrheit, Licht."

Dieses schmächtige Werklein mit seinem gedrängten Gedankenleben enthält Gewissens- und theologische Fragen, die tiefgründig, im besten Sinne sittlichend behandelt werden. Wie daneben der Dichter das Ringen in der von Gott selbst erschütterten Seele Nemo's schildert, wie er den Pastor seinen verlorenen Glauben erst angstvoll suchen, dann ihn als Irrtum erkennen und nach einem andern, dem Verstand erfaßbar sicheren Weltlogos grübelnd suchen läßt; wie der Dichter mit selbstsicherer Kunst den Trugschlüssen des unglücklich Grübelnden spürend nachgeht — das, gerade das, diese Seelenmalerei des an sich selbst zerbrochenen, an den Menschen aber zugrunde gehenden Gottsuchers, das ist von bildhafter Portraitkunst — das ist wie ein Menschenantlitz mit unschönen, aber nicht unedlen Zügen.

Die Übersetzung von Ida Anders schmiegt sich der schlichten Kunstsprache der Dichtung mit linguistischem Feingefühl und verstehendem Formensinn gefällig an. Das will nicht wenig heißen!

Musikalische Rundschau.

Von Oskar von Schütte.

Eine russische Oper im deutschen Opernhaus.

Die Aufführung von Tschaikowsky's „Eugen Onegin" im Deutschen Opernhaus zu Berlin gestaltete sich zu einem gesellschaftlichen Ereignis. Das Kronprinzenpaar wohnte der Vorstellung bei, die ein erhöhtes Interesse durch das Gastspiel von Frau Xenia Dorliac aus Petersburg in der Partie der Tatjana gewann. Es war interessant, diese typisch russische Gestalt von einer echten Russin zu hören, und man muß Frau Dorliac nachrühmen, daß sie den Charakter dieses Mädchens, sowie ihrer Liebe, Leidenschaft und

Sehnsucht, stimmlich und darstellerisch vollkommen zur Geltung brachte. Sie offenbarte ein reifes, tiefes Seelenleben und eine starke dramatische Kraft. Ihre Stimme ist in allen Registern gleichmäßig ausgebildet, und für zarte wie wuchtige Akzente findet sie stets den sicheren künstlerischen Ausdruck. Sie hatte auf offener Szene starken, spontanen Beifall, an dem sich auch das Kronprinzenpaar lebhaft beteiligte. Alexander Kirchner als Lensky entzückte wiederum durch seine edle Gesangskunst und sein vornehmes Spiel. Die Arie in der Duellszene gelang ihm ganz vortrefflich. Das Orchester stand unter der Leitung Ignatz Waghalters und schwelgte in dem Wohllaut dieser bestrickenden Musik. Das feurige Temperament dieses beliebten jungen Berliner Dirigenten wirkte gleich zündend auf Künstler und Zuhörer. Dr. Hans Kaufmann unterstützte durch seine geschmackvolle Regie die tiefe Wirkung dieses Werkes. Erwähnt seien noch die stilvollen Dekorationen von Gustav Wunderwald.

Reise-Rundschau.

Von Prof. G. A. Leinhaas.

Zu Nutz und Frommen vieler Erholungsuchender bitte ich heute ein Loblied auf das Städtchen Urach singen zu dürfen, wohl einer der allerschönsten Orte in Württemberg, wenn auch im übrigen Deutschland noch gänzlich unbekannt. —

Auf einer Wanderung durch die Schwäbische Alb kam ich durch Zufall auch nach Urach. Wie war ich überrascht, hier nicht allein die Perle der Schwäbischen Alb, sondern einen der herrlichsten Erdenflecke im weiten deutschen Reich zu finden.

Eingebettet in wundervolles Waldgebirge, liegt das altertümliche, behagliche Städtchen traulich da, mit seinen gewundenen Straßen, seinen alten sehenswerten Giebelhäusern, seinen mittelalterlichen Wehrtürmen und malerischen Resten der ehemaligen Befestigung, poetisch und romantisch zugleich. Sauberkeit und Ordnung sprechen für eine tüchtige Bürgerschaft und eine gute Verwaltung. Eine stattliche Zahl von Gasthöfen bietet gutes Unterkommen mit meist vortrefflicher Verpflegung, sehr guten Landweinen und gutem Bier bei noch ziemlich bescheidenen Preisen.

Es wandert sich prächtig in diesen unvergleichlich schönen Waldgebieten, wie sie Thüringen, der Harz und das Riesengebirge kaum schöner aufweisen. Selbst eine längere Regenperiode, wie sie im letzten Jahre leider allerorten bestand, ließ niemals an diesem vielseitigen, reizenden Ort die geringste Langeweile aufkommen, wie es bei Regenwetter in anderen Luftkurorten und Bädern so häufig der Fall ist. —

Zwischen Stuttgart und München gelegen, kann man in wenigen Stunden eine dieser Hauptstädte erreichen. Der benachbarte Truppenübungsplatz Münsingen bringt regen Verkehr von Offizieren nach Urach herein, deren Lieblingsaufenthalt es nach anstrengendem Dienst ist. —

Und dieses Kleinod der Natur, mit seiner Fülle entzückender Waldlandschaften und zugleich Ausgangspunkt zahlloser Ausflüge wie Liechtenstein, Hohen-Urach, Hohen-Neuffen und anderen, ist, wie gesagt, mit Ausnahme Württembergs, im übrigen Deutschland so gut wie unbekannt. Es ist unbegreiflich, daß ein solcher Edelstein unter den Naturschönheiten Deutschlands so gut wie unentdeckt ist. Vielleicht zum Glück, denn sonst hätte Urach wohl seinen jungfräulichen Charakter nicht so rein bewahren können. —

Wer also Freude an herrlichen Waldungen und lachenden, von forellenreichen Bächen durchflossenen Tälern von unglaublicher Abwechselung und Ausdehnung hat, der komme hierher. Man muß diesen Ort liebgewinnen, und schon Mancher und Manche haben Tränen vergossen, hier fortzumüssen. — Viele behaupten auch, Urach sei so gesund, daß die meisten Einwohner ein ungewöhnlich hohes Alter erreichen. —

Urach gebührt somit ein Platz an der Spitze in der Reihe der schönen Luft- und Waldkurorte des deutschen Reiches. —

Frauen-Rundschau.

Von Ulla Wolff-Frank (Ulrich Frank).

Kritik und Vorschläge zur Frage der freien Liebestätigkeit sollen uns in diesem Schlußbericht, den Bestrebungen auf diesem Gebiete geweiht, beschäftigen. Ich muß vorweg bemerken, daß das vorliegende Material fast unerschöpflich erscheint und der mir zu Gebote stehende Raum auf eine Beschränkung hinweist, die aus dem Wesentlichsten einen Einblick zu gewinnen bemüht sein muß, der einige Aufklärungpunkte für diese ebenso wichtige als schwer zu behandelnde Materie ergeben könnte. Es wird mühevoller und unabläßiger Arbeit bedürfen, um aus der Aussaat auf diesem Arbeitsfeld reife Frucht zu erzielen. Aber gut Ding will Weile haben, und die durch nichts zu erschütternde, durch reiche Erfahrung gewonnene Erkenntnis, daß dieser Boden nur mit sozialen Ideen und Einsichten gedüngt, fruchtbar gemacht werden kann, bietet die Grundlage sicherer Betätigung und hoffentlich auch sicherer Erfolge. Stetig vorbereitete und erweiterte Kreise der Gesellschaft für planvolle und organisatorisch klug behandelte soziale Interessen heranzuziehen wird die hervorragendste Aufgabe sein derjenigen, die dem edlen Bemühen der freien Liebestätigkeit ihre Kräfte leihen, und nachdem ich die aufgedeckten Schäden der Beachtung unserer Leser näher gebracht, seien die Möglichkeiten der Abhilfe ihrer Beurteilung unterbreitet. Dr. Albert Levy meint: „Unter all den mannigfachen Einkünften, welche der freien Liebestätigkeit zukommen, werden die Jahresbeiträge stets die Grundlage bilden müssen, wenn ihr Ertrag auch zuweilen durch die Erträge anderer Einnahmequellen übertroffen werden kann. Diejenigen Organisationen, welche über einen Stamm von Mitgliedern verfügen, auf deren regelmäßige Beiträge sie rechnen können, werden stets in der sichersten Lage sein, wenn sie es verstehen, ihre Ausgaben nach den durch die Mitgliederbeiträge zu erwartenden Einnahmen einigermaßen zu regulieren. Man sollte ja auch annehmen, daß die Gaben solcher, die sich entschlossen haben, alljährlich zur Förderung eines bestimmten Vereins beizutragen, meist einem tieferen Interesse der Betreffenden für die Tätigkeit dieses Vereins entspringen, ein Moment, welches zudem eine gewisse Existenzsicherung des betreffenden Vereins bedeuten würde. Daß in Wirklichkeit die Jahresbeiträge nicht immer einer tieferen Anteilnahme entspringen, sondern vielfach lediglich auf Grund gewohnheitsmäßigen Weiterzahlens gewährt werden, kann aber nicht geleugnet werden. Es ist natürlich anzustreben, daß diese mehr mechanische Beitragsübung zu einer überlegten und bewußten werde, wodurch sie zweifellos an Sicherheit und Stetigkeit noch gewinnen würde. Um das herbeizuführen, müßte viel mehr, als es bisher der Fall ist, von den Vereinen dafür gesorgt werden, daß der Geber

mit der Vereinsarbeit genau bekannt werde und bleibe. Hierfür ist die mehr mechanisch geübte jährliche Übersendung eines Berichts, zumal bei solchen, die Mitglieder vieler Vereine sind, nicht ausreichend, da das Publikum diesen Berichten erfahrungsgemäß kein großes Interesse zuwendet, sondern auch ihnen die manchen anderen Drucksachen zuteil werdende Behandlung angedeihen läßt. Es kann an dieser Stelle nicht näher darauf eingegangen werden, in welchen Beziehungen die Berichte, welche großenteils auch nur hergestellt werden, um der Gewohnheit zu genügen, ohne daß größere Arbeit darauf verwendet wird, sehr viel zu wünschen übrig lassen, und man müßte bemüht sein, daß sie durch Notizen aus der Vereinsarbeit in der Presse ergänzt werden." Vielfach geschieht dies bereits auch heute, aber immer noch bleibt es das sofort verdampfende Tröpflein auf dem heißen Stein. Hier müßte energische Arbeit der beteiligten Mitglieder auf solche gelegentliche Kundgebungen literarischer Art einzuwirken versuchen. Es käme nun ganz besonders darauf an, neben dieser, der Vereinsarbeit zugewendeten, an breitere Schichten der Bevölkerung appellierenden Beachtung die so oft mißverstandene Werbetätigkeit in klarer, richtiger Beleuchtung darzustellen und ihr das Odiöse, das nach Vieler Meinung ihr anhaftet, zu benehmen. Sehr wirksam weist nach dieser Richtung über den Mangel an Großzügigkeit und Opferfähigkeit Dr. Levy darauf hin, „daß die Zustände, die der Zeit, in der Deutschland ein im ganzen armes, wirtschaftlich darniederliegendes und politisch ohnmächtiges Land war, angemessen waren, noch nicht ganz überwunden sind. Aus dieser früheren Sparsamkeit herstammende Vorstellungen lähmen noch heute vielfach eine frische, frohe Gebebereitschaft. Man glaubt bisweilen, mehr als es durch die Verhältnisse wirklich bedingt ist, aus Rücksicht auf die Sicherstellung der eigenen Zukunft und der der Familie das Geben und Helfen eindämmen zu müssen, wenn auch das Herz dazu drängt. Daß man seine Fürsorge und dementsprechend auch seine Freigebigkeit auf die Nächsten, seien es Anverwandte, sei es das Hauspersonal, seien es die Werk- oder Fabrikangehörigen, beschränkt und nicht nach dem Maß seiner finanziellen Kräfte darüber hinausgeht, beruht vielfach auf dem Bedürfnis mancher Menschen, die Wirkung der Gabe unmittelbar beobachten und sich daran erfreuen zu können; man will zufriedene Gesichter um sich herum sehen, und man will feststellen können, daß sich die Wohltat gewissermaßen „gelohnt" habe. Dann sind ja auch die Satten und die allzu Bequemen nicht zu übersehen, welche sich niemals aus eigener Initiative entschließen werden, das Gemeinwohl zu fördern, und die erst energisch und immer wiederholt aufgerüttelt werden müssen. Anders sind die mit Geschäften Überlasteten, deren Wille an sich gut ist, die aber keine Zeit finden, über Notstände nachzudenken und sich den Reihen der Helfer anzuschließen, indem sie sich bei Vereinen als Mitglieder melden und ihre Beiträge schicken. Es gibt endlich auch an sich hilfsbereite Menschen, die durch die Überfülle an Not und Elend sich gelähmt fühlen, die an mehr Stellen helfen möchten, als ihre Kräfte es ihnen gestatten, und statt dessen schließlich überall versagen. Man könnte diese Psychologie des Gebens noch vielfach erweitern, und es wird sich jedenfalls empfehlen, ihr bei der Werbetätigkeit eine gewisse Berücksichtigung zuteil werden zu lassen. Der Erfolg jeglichen Werbens wird aber in erster Reihe immer davon abhängen, daß man, selbst durchdrungen von der Bedeutung des Zwecks, dem die zu erlangenden Mittel dienen sollen, andere zu überzeugen und zu erwärmen ver-

steht. Die Werbearbeit seitens der Vereine geschieht meist auf dem Wege der gedruckten oder geschriebenen Zusendung. Über die persönlichen Besuche, welche ganz bedeutend wirksamer zu sein pflegen, kann man die eigenartigsten Urteile hören. Vielfach herrscht die Auffassung, daß durch das Versagen der erbetenen Gabe eine für den Bittenden unerträgliche Situation geschaffen werde, der er sich unter keinen Umständen aussetzen könne. Ich halte diese Auffassung für vollständig unrichtig. Gewiß wird der Bittende von einem Gefühl der Enttäuschung beschlichen werden, wenn ein ehrliches und tapferes Bitten keinen Erfolg hat, wenn er aber klar vor sein Bewußtsein stellt, daß nicht eigenes Interesse ihn getrieben hat, sondern die warme und überzeugte Hingabe an eine von ihm als gut erkannte Sache, dann kann die Zurückweisung niemals sein Ehrgefühl berühren. Man möge sich stets vorhalten, daß jegliches Ziel, welches schwer erreichbar ist, Opfer fordert. Wenn Zaghaftigkeit und Scheu vor Enttäuschungen sich allzu sehr geltend machen wollen, dann möge die Auffassung den Ausschlag geben, der Wilhelmi, ein in Wohlfahrtssachen viel bewährter Helfer, Ausdruck gibt, indem er sagt: „Es heißt dem Bruder Ehre und Vertrauen weigern, wenn man ihn nicht bittet; es ist eine Liebespflicht, dem Bruder die Beteiligung an einem Liebeswerk nahe zu legen, ihn dafür zu interessieren und ihm zu zeigen, wie er helfen kann; er wird es dem Bittenden danken, daß er helfen durfte." Aus eigener Erfahrung möchte ich hier hinzufügen, daß ein, seit einigen Jahren bereits verstorbener, an jedem Liebeswerk, zu dem er aufgefordert wurde, sich beteiligender Wohltäter immer der von ihm verlangten Spende, die unverzüglich erfolgte, ein Schreiben beilegte, in dem er in warmen Worten dankte: „daß man ihm die Freude und Genugtuung verschafft habe, sich an diesem Liebeswerk beteiligen zu dürfen", und die Bitte hinzufügte: „ihn vorkommendenfalles niemals zu übergehen". Wenn solche Großmut auch selten ist, ganz vereinzelt blieb sie nicht, wenn auch in kleinerem, durch die Vermögensverhältnisse bedingten Maßstab. Sehr hübsch und anmutend klingt auch, was der Bericht von zwei Kollektanten erzählt, den im Dienste der freien Liebestätigkeit rühmlichst genannten Herren Th. Fliedner und Heinersdorf. Der eine von ihnen sagt darüber: „Bisher war mein Kollektieren noch ein fortwährendes, ich möchte fast sagen ununterbrochenes Halleluja gewesen, nicht, wie die Kollektanten sich gewärtigen müssen, eine Misere", und der andere erzählt humoristisch, wie er von einem Kommerzienrat eine Gabe für ein Zufluchtshaus zu bekommen sucht, und wie er dann auf die schwere Frage, wieviel er zeichnen solle, unschlüssig, wieviel er fordern soll, seinem Herzen einen Stoß gab und sein Kollektenbuch überreichend sagte: „Herr Kommerzienrat, schreiben Sie ein paar Nullen, und was Sie davor schreiben, das wolle Gott Ihnen ins Herz geben". Es gibt noch manche solche Schilderung von jener zuversichtlichen, keine Opfer scheuenden Hingabe, die ihre Wirkung selten verfehlt. Man darf sich aber trotz solcher ermutigenden Erscheinungen nicht verhehlen, daß die Werbetätigkeit, das Sammeln, Kollektieren auch mancherlei Bedenkliches hat, zumal in Großstädten, und daß bei allem Optimismus man noch lange auf den Zeitpunkt wird warten müssen, der die Hoffnungen und Erwartungen erfüllen wird: die freie Liebestätigkeit von allen Schlacken befreit, nur auf ethischer, sozial-erkenntnisreicher Basis soweit entwickelt zu sehen, daß sie nur Qualitätsarbeit zu fördern in der Lage wäre. Es wird

daher von Interesse und Bedeutung sein, auch zu erfahren, wie Frauen von reicher Erfahrung und starkem Herzen die Wohlfahrtspflege auf gewissermaßen festlichem Boden angesehen wissen wollen. So hat sich Frau Anna Susmann in Berlin, eine in ernster, sozialer Arbeit stehende Frau, geäußert: daß sie die Wohltätigkeitsveranstaltungen festlichen Charakters an sich entschieden verwirft. Aber auch sie meint, es sei unrichtig, den Vereinen einen Vorwurf daraus zu machen, wenn sie, oft schweren Herzens, ihrer Finanznot auf eine Weise aufzuhelfen suchten, die dem Wesen der von ihnen vertretenen Sache nicht entspreche. Der Vorwurf treffe das Publikum, welches für Luxus und Vergnügen und für gedankenloses Almosengeben stets etwas übrig habe, für planvolle Wohlfahrtspflege aber selten zu haben sei. Nur der Theoretiker im Armenwesen, der die Not aus Berichten, aber nicht aus der Wirklichkeit kenne, könne festliche Veranstaltungen und dergleichen glatt ablehnen. Der Praktiker, welcher die Not täglich vor Augen sehe, könne es nicht. Wenn jemand einem Säugling, weil kein Platz frei sei, die Aufnahme in eine Krippe versagen und Mutter und Kind dem Elend überliefern müsse, oder erstere, da sie auf andere Weise nichts verdienen könne, der Schande, — dann müsse ihm doch wohl das Wohl des einzelnen höher stehen, als das allgemeine ethische Empfinden. Die Beweisführung, welche hier angewendet wird, meint der Berichterstatter, ist keine glückliche. Der Theoretiker, welcher hier bekämpft wird, ist nicht der dem einzelnen Notfall fernstehende, kühle Philosoph, sondern der die Dinge im Zusammenhang betrachtende Sozialpolitiker, welcher nicht nur der Gegenwart lebt, sondern auch die Entwicklung der Zukunft ins Auge faßt. Auch dieser wird keineswegs sich damit begnügen, die hilfesuchende Mutter mit ihrem Säugling einfach zurückzuweisen, weil kein Platz vorhanden sei, sondern auch er wird sich redlich bemühen, im gegebenen Fall Abhilfe zu schaffen. Darüber hinaus aber wird er sich klar machen, daß nicht auf dem Wege der Wohltätigkeitsfeste das soziale Verständnis und die soziale Hilfsbereitschaft des Publikums so weit gefördert werden kann, daß es dafür sorgt, daß solcher Anstalten, in denen eine hilfesuchende Mutter mit ihrem Säugling Aufnahme finden kann, eine genügende Anzahl vorhanden sei. Dieses Ziel erstrebt er und deshalb sucht und findet er andere Wege. Im weiteren Verlauf ihrer Ausführungen sagt aber Frau Susmann auch selbst, daß die Gebelust gar nicht so gering sei, wie es scheine, es müsse nur der rechte Ton angeschlagen werden, um sie zu erwecken. Sie führt Beispiele dafür an, wie es möglich sei, das Mitgefühl heftig zu erregen. Es werde in der Tat auch reichlich gegeben — nur oft nicht an die wirklich Bedürftigen und in der von armenpflegerischen Gesichtspunkten aus wünschenswerten Weise. Nicht aus Mangel an Herz versage oft die Nächstenliebe, sondern nur aus Mangel an Phantasie, sehr viele vermöchten nicht, sich in eine ihnen fremde Lebenslage hineinzudenken und hineinzufühlen. Daher die große Freigebigkeit bei sensationellem Unglück und gegenüber den Bettlern, daher das Versagen in so zahlreichen anderen Fällen. Hier sei ein Fingerzeig, wie die Abneigung gegen organisierte Arbeit beseitigt werden könne, wie erreicht werden könne, daß die Summen, die heute planlos vertan werden, der organisierten Wohlfahrtspflege zufließen. Ein ganzes Programm also von höchst beachtenswerten Erziehungsgrundsätzen ernsten ethischen, sozialen Charakters wird hier aufgerollt, und doch das letzte Glied der von der Verfasserin geführten Beweisführung

soll sein, daß man der Wohlfahrtsfeste nicht entraten kann.

Die gleiche Auffassung klingt aus dem Bericht von Frau Hedwig Götze aus Braunschweig heraus, die ebenfalls dafür plaidiert, das Kind nicht mit dem Bade auszuschütten. Im allgemeinen erklärt sie eine unüberwindliche Abneigung gegen jede Form von Wohltätigkeitsfesten zu haben, kommt aber schließlich doch zu dem Rat, „diese Veranstaltungen selber zu reformieren, weil das, was heute noch an ihnen abstößt, fratzenhafte Verzerrungen eines an sich nicht unschönen und auch nicht unberechtigten Gedankens sind". Sie tritt für Schlichtheit und Einfachheit solcher Veranstaltungen ein und gibt in einer ebenso liebenswürdigen, wie anschaulichen Schilderung ein Bild, wie sie diese arrangiert sehen möchte. „Wir haben alljährlich einen Verkauf zum Besten eines Rettungshauses für verwahrloste und gefährdete Kinder. Die Damen dieses Rettungshauses liefern für diesen Verkauf eine während des ganzen Jahres angefertigte große Anzahl von Gegenständen, teils praktische Sachen, die sich zu Weihnachtsgeschenken für Arme eignen, teils Handarbeiten von größerem oder geringerem künstlerischen Wert, teils ausgesprochene Luxusgegenstände. Daneben findet ein Verkaufsstand stets reißenden Absatz, in dem leckere Dinge zu haben sind, die von Wildpret und gemästetem Geflügel bis zu eingemachten und frischen Früchten den Vorratskammern einiger großen Güter der Umgegend entstammen, und ebenso das Büfett, um dessen elegante und reichhaltige Ausstattung sich eine Anzahl hiesiger herrschaftlicher Küchen alljährlich verdient machen. Alles ist auf einfach weiß gedeckten Tischen ausgebreitet, ältere und jüngere Damen leiten den Verkauf und bedienen das Publikum, und, damit Fernstehende deutlich auf den Zweck des Ganzen hingewiesen werden, vermitteln den ganzen Tag hindurch Anstaltskinder in ihrer sauberen, sonntäglichen Tracht Botengänge, liefern die gekauften Gegenstände in den Wohnungen ab usw. Nichts, aber auch nicht ein Pfennig ist für irgendwelche „Ausstattung" verwendet; außer der Miete für den Saal und einer einmaligen Annonce belasten keine Unkosten die Einnahme, die sich alljährlich auf etwa 2000—2500 Mk. beläuft, und mit der das Rettungshaus rechnen muß und seit Jahren gerechnet hat. Was wäre an einem solchen Verkaufe auszusetzen? Ich wüßte keinen stichhaltigen Einwand, denn weder feiert die Eitelkeit dort irgendwelche Triumphe, noch kann von einer Schädigung der Geschäftsleute die Rede sein. Hingegen ist manches in Barmittel umgesetzt, was anderweitig nicht oder jedenfalls nicht zu gemeinnützigem Zweck verwendet wäre, z. B. die Erzeugnisse jener großen Güter, oder die weiblichen Handarbeiten, von denen manch eine gewiß gar nicht zu Ende geführt wäre, ohne jenen treibenden Gedanken: „es ist fürs Rettungshaus, das Unterstützung so nötig hat, und zu der in anderer Weise beizutragen mir meine Verhältnisse nicht gestatten". — In ähnlichen Anschauungen bewegt sie sich, wenn sie für einen in einfachen Grenzen gehaltenen Blumentag eintritt, selbst wenn dieser die große räumliche Ausdehnung über eine ganze Stadt einnehmen sollte. „Ich glaube," sagt sie, „das, was in den weitesten Kreisen so sehr gegen die Blumentage eingenommen hat und auch die im geheimen schon lange gärende Opposition gegen die Basare und sonstige Wohltätigkeitsamüsements endlich einmal zu offenem Ausbruch gebracht hat, waren nur die mit den Veranstaltungen verbundenen Auswüchse, die eben in den letzten Jahren Dimensionen angenommen hatten, die nicht mehr geduldet werden konnten . . . ." und dann rät sie, die

Veranstaltungen ihres flitterhaften Aufputzes zu entkleiden, die prunkvollen Feste einzuschränken, ja das sagen wir doch alle — aber Braunschweig, und — Berlin und andere Großstädte?! Wo ist für diese die Richtschnur zu finden, wo die Linie, die von dem Erhabensten, der Nächstenliebe und freien Liebestätigkeit zu dem Ausgleich der krassen Gegensätze hinüberführt, die zwischen dem Luxus und der jammervollen Not, dem ergreifenden Elend klaffen, für die dieser Luxus angeblich getrieben wird. Nun, der Anfang ist gemacht; die Frage ist angeschnitten und sie wird ihre Antwort finden, unzweifelhaft, wenn man unermüdlich weiterschreiten wird auf dem betretenen Wege, auf Abhilfe sinnen und mahnend an das soziale Gewissen der Willfährigen rühren wird, und derjenigen, von denen es heute noch heißt: denn sie wissen nicht, was sie tun!

Wirtschaftliche Rundschau.

Während die Jahresabschlüsse der schwerindustriellen Unternehmungen, der Schiffahrtsgesellschaften und sonstiger von der Sonne — der Konjunktur reichlich beschienenen Gewerbe so ausgefallen sind, wie man das von einem Jahre intensiver Hochkonjunktur erwarten kann, hat es auf der anderen Seite auch nicht an bösen Enttäuschungen gefehlt, die — wollte man sie symptomatisch auffassen — als Merkmale oder doch wenigstens als Vorboten einer Krise gelten könnten. Charakteristisch war bei allen diesen Fällen von starken Dividendenreduktionen oder auch Dividendenzahlungseinstellungen, wie wir sie bei einer Reihe von vorher gut rentablen Unternehmungen, z. B. den Ver. Hanfschlauch- und Gummiwarenfabriken, der Deutschen Linoleumfabrik, den Kunst-Anstalten Troitzsch, den Kammerich'schen Werken und vor allem beim „Stettiner Vulcan" erlebt haben, das Jähe und Unerwartete, mit dem diese Niederbrüche erfolgten. Die Verwaltungen aller dieser Gesellschaften behaupten, daß sie selbst von den ungünstigen Resultaten, die im scharfen Gegensatz zu den ein paar Monate vorher von den Verwaltungen öffentlich abgegebenen Erklärungen standen, aufs peinlichste überrascht worden seien, und man wird das diesen Verwaltungen wohl glauben können. Wie erklären sich nun derartige ebenso merkwürdige wie verhängnisvolle Irrtümer? — Sind es Sturmzeichen, die das heraufziehende Ungewitter ankündigen, oder sind es Zufälle, die in besonderen Verhältnissen ihren Grund haben? Weder das eine, noch das andere ist ganz richtig. Es sind Einzelfälle, die für das Gesamtwirtschaftsbild nicht kennzeichnend sind, und dennoch sind sie in einem gewissen Grade typisch für gewisse Erscheinungen einer nicht mehr in sich gefestigten Hochkonjunktur. In fast allen diesen Fällen war die Beobachtung zu machen, daß der sichere Boden der nüchternen Kalkulationen verlassen war. Man hatte sich dem Gefühl, daß Hochkonjunktur sei, und daß die Aufträge auf der Straße lagen, zu schrankenlos hingegeben, hatte Bestellungen hereingenommen, soviel man irgendwie schaffen konnte, hatte mit der Akquisition und der Produktion so viel zu tun gehabt, daß man vergaß oder nicht für nötig hielt, sich vorher genau zu versichern, ob man auch an den übernommenen Arbeiten genug verdienen konnte. Erheblich gestiegene Umsatzziffern, rückgängige Gewinne, das waren die Charakteristika in allen den erwähnten Fällen, und sie sind für die letzte Konjunkturperiode, die — was wenigstens die meisten Fertigindustrien anlangt — in einer sehr starken Beschäftigung,

aber keineswegs in entsprechend hohen Preisen gipfelte, in mancher Hinsicht symptomatisch. Gewisse Werke hatten nicht berücksichtigt, daß die Rohstoffpreise in den letzten Jahren prozentual wesentlich stärker gestiegen waren als die Preise für Fertigerzeugnisse (was seinen Grund darin fand, daß die Rohstoffindustrien kartellmäßig straffer organisiert waren als die Fertigindustrien), sie hatten ferner bei ihrem Umsatzhunger nicht damit gerechnet, daß die verlangten kurzen Lieferfristen die Einstellung ungeschulter und deshalb unrentabler Arbeitskräfte verlangten. Sie waren darum sehr erstaunt, daß aus dem forcierten Arbeitsprozeß zum Schluß für sie kein Gewinn mehr übrig blieb, während die Unkosten stark angewachsen waren.

Nun handelt es sich hier immerhin um vereinzelte Erscheinungen. Bei den weitaus meisten Unternehmungen der Großindustrie wird haarscharf kalkuliert. Abgesehen von gewissen riskanten und spekulativen Geschäften, bei denen ein gewisser Verlustprozentsatz von vornherein in Rechnung gesetzt wird, bewegen die kaufmännischen Anschläge sich auf statistischer, genau fixierter Bahn. Darin liegt ja die immer stabiler werdende Rentabilität der modernen Unternehmung im wesentlichen begründet. Naturgemäß sind fehlerhafte Kalkulationen sehr leicht möglich, und zwar besonders in Zeiten, in denen die Konjunkturfaktoren, Rohstoffpreise und Beschäftigungsgrad, in's Schwanken kommen, lassen sie sich garnicht vermeiden. Bisher ist allerdings der Niedergang, auf den nach fast vierjähriger, ansteigender Konjunktur alle Welt mit einer gewissen nervösen Spannung wartet, noch nicht eingetreten. Die Preise der hauptsächlichsten Roh- und Halbfabrikate sind nur ganz unwesentlich abgebröckelt, und das kann ebenso auf eine vorübergehende Stagnation, die durch die politische und geldliche Lage veranlaßt wird, zurückzuführen sein, als auf ein tatsächliches Nachlassen des Bedarfes. Immerhin wird nun bald eine neue Kauftätigkeit einsetzen müssen, wenn die Gefahr, daß die Werke den vorhandenen Auftragsbestand aufarbeiten und dann dem Nichts gegenüberstehen, nicht akut werden soll. Eine eigenartige Sache ist es um die Lage des Geldmarktes, die sich — wenn nicht bald eine Entspannung eintritt — einer Geldkrisis bedenklich zu nähern droht. Ein Ultimogeldsatz von $8^1/_2$ %, wie wir ihn für das Ende des März zu erwarten haben, ist unter den jetzigen Wirtschaftsverhältnissen, zumal zum Apriltermin noch nie dagewesen, und er erinnert in fataler Weise an all die Vorgänge am Ende des Jahres 1907. An der Börse hat man sich lange mit der angeblichen Erfahrung getröstet, daß eine Hochkonjunktur ebenso wie eine Börsenhausse auch trotz hoher Geldsätze möglich sei. Das mag für vorübergehende Geldversteifungen zutreffen, sicher aber nicht für chronische. Es wird alles darauf ankommen, ob die jetzige Geldkalamität tatsächlich nur in Angsteinsperrungen des Bargeldes und in dem Fehlen der ausländischen Golddarlehen ihren Grund hat, oder ob sie auch in einer zu starken Geldaufsaugung durch Industrie und Handel begründet ist. Wenn man nach äußeren Anzeichen urteilt, so wird man eine übermäßige Verschuldung der Industrie nicht feststellen können. Die am 31. Dezember abgeschlossenen Bilanzen der industriellen Unternehmungen haben weder besonders hoch angeschwollene Kreditoren aufgewiesen, noch konnte man aus den Debitorenposten der Banken zu dem gleichen Bilanztermin ersehen, daß die Banken ungewöhnlich hohe Kredite gewährt haben. Die Börsenspekulation vollends ist zur Zeit viel weniger verschuldet, als z. B. vor einem Jahre.

Rundschau

Wird und kann das Wort gesprochen werden, welches das Gold aus seinen Verstecken hervorlockt und dem Markte wieder zuführt? — Es ist hohe Zeit und es wird vielleicht bald zu spät sein.

Horatio.

Herausgeber und Chefredakteur: Prof. Dr. Ludwig Stein in Berlin W 10, Lützowufer 5a. (Telefon Amt Kurfürst Nr. 6308). — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Sylvius Bruck in Breslau. — In Österreich für die Redaktion verantwortlich: Dr. J. Sinnreich, Wien IX, Mosergasse 3. — In Rußland für die Redaktion verantwortlich: Dr. Adrian Polly, St. Petersburg, Kasanplatz 1. — Allein-Vertretung für Ungarn: Grill'sche k. k. Hofbuchhandlung (J. Benkö), Budapest V, Dorottya-utcza 2. — Für den Inseratenteil verantwortlich: Carl Krause in Tempelhof-Berlin. — Verlag und Druck der Schlesischen Buchdruckerei v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau III.

Unverlangte Manuskripte senden wir nicht zurück, wenn ihnen nicht Rückporto beiliegt.


NORD
UND
SÜD



Klaus Berntsen

dänischer Ministerpräsident.



Nord und Süd

Monatsschrift

... von Paul Lindau

... Ludwig Stein

... Kunst- und Verlagsanstalt
... Aktien-Gesellschaft ...

Band 145. Heft 464 Mai 1913



Nord und Süd

Eine deutsche Monatsschrift

Begründet von Paul Lindau

Herausgeber: Professor Dr. Ludwig Stein

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt
v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau.

Leipzig — C. F. Steinacker. München — Berthold Sutter. Berlin W. 10. Budapest — Grill'sche k. k. Hofbuchhandl. Kopenhagen — Erslev & Hasselbalch.

Stockholm — C. E. Fritze, Librairie Royale. Christiania — Jacob Dybwad Buchhdlg. London — Williams & Norgate. Konstantinopel — Internat. Buchhandl. Otto Keil.

für die Provinzen in Schweden und in Dänemark: Georg Chr. Ursins Nachfolger, Kopenhagen.

Der buchhändlerische Vertrieb für Rußland bei der Gesellschaft M. O. Wolff, Hofbuchhandlungen in Petersburg: Costinnyj Dwor 18 u. Newski Prospekt 13, Moskau: Schmiedebrücke 12 u. Skochovaja 22.

37. Jahrgang. Band 145. Heft 464 Mai 1913

Klaus Berntsen,

dänischer Ministerpräsident:

Die dänische Volkshochschule.

Die Volkshochschulbewegung in Dänemark nahm um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts ihren Anfang und sie hat sich in dem seither verflossenen Zeitraume als mächtigsten Ausdruck nationalen Kulturlebens erwiesen, der sich jemals im dänischen Volke geäußert hat. Ihr Ziel war und ist auch heute noch eine auf nationalem Boden und in christlichem Geiste fußende historische Allgemeinbildung, und ihre Wirkungen prägen lange schon die Bevölkerung, insbesondere den Bauernstand, der kraft dieser Bewegung die Führerschaft im politischen und ökonomischen Leben des Volkes an sich hat bringen können.

Das dänische Volksschulwesen war am 29. Juli 1814 durch zwei königliche Verordnungen geregelt worden. Nachdem der souveräne König Friedrich VI. am 20. Januar 1788 das „Stavnsbaand" = Heimatband*) aufgehoben und eine Reihe von guten und durchgreifenden ökonomischen und praktischen Reformen auf landwirtschaftlichem Gebiete eingeführt hatte, um dem verkümmerten und unterdrückten Bauernstande aufzuhelfen, erkannten der König und seine Ratgeber, daß die Bauern ohne Kenntnisse und Aufklärung nicht imstande sein würden, die Vorteile, die ihnen die neugewonnene Freiheit gab, in rechter Weise auszunutzen. Es ward deshalb überall in den Städten und auf dem Lande obligatorischer Schulunterricht für Kinder vom 7. bis zum 14. Jahre angeordnet.

Wie aber dieser Unterricht zu leiten sei, darüber war man zunächst ziemlich ratlos. Es gab hier zu Lande damals nur ein Schulsystem — das der gelehrten Schule, in der der Lehrer mehr „Überhörer" als Lehrer war, und wo der Unterricht mit trockener Verstandesentwicklung vor Augen erteilt wurde, ohne jegliche Charakterbildung anzustreben und ohne darauf Rücksicht zu nehmen, ob der Unterricht erzieherisch auf die Schüler einwirke oder nicht.

Eine ähnliche Methode wurde, wenn auch in begrenztem Maßstabe, die Grundlage des Unterrichtes in den neuen Volksschulen. Man legte besonderen Wert auf den dogmatischen Religionsunterricht, der im Wesentlichen darin be-

---

*) Eine Art von Leibeigenschaft, die aus militärischen Gründen dem jungen Bauern untersagte, vor dem 30. Jahre den väterlichen Hof zu verlassen.

stand, daß die Kinder den Inhalt eines großen Lehrbuches auswendig lernen mußten; die Kinder lernten lesen, etwas rechnen und schreiben, aber irgendwelche eigentlich geistige Beeinflussung in religiöser oder sittlicher Richtung ließ sich in der Generation, die aus diesen Schulen hervorging, nur in außerordentlich seltenen Fällen und in geringem Grade konstatieren. Die Muttersprache kam nicht zu ihrem Rechte; man gewöhnte die Kinder daran, die akademische Ausdrucksweise nachzuahmen, statt ihnen den Gebrauch der eigenen Sprache vertraut zu machen. Mit diesem Schulunterricht mußten Bürger und Bauer in Dänemark sich in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts begnügen, weil es eben keinem Menschen einfiel, daß es anders sein könne.

Dann aber erstand unserem Lande der Dichter, Historiker und Prediger Nikolaj Frederik Severin Grundtvig, der schon in seiner „Mythologie des Nordens", die 1832 erschien, für sein Ideal einer anderen und besseren Bildungsgrundlage als die, die man dem Volke in der alten Schule bot, mächtig in die Schranken trat. Er schreibt darüber u. a. folgendes: „Meine Feder vermag nicht auszudrücken, wie innig ich mir eine Stimme wünsche, die jenseits des Sundes, in den nordischen Felsen, ja über die Nordsee hinaus Widerhall fände, und eine Kraft der Rede, die es vermöchte, alle die zu überzeugen, in denen noch ein Tropfen nordischen Blutes rinnt, nordischer Geist noch lebt, auf daß sie sich vereinigen und den Grund legen zu einer neu-dänischen, lebendigen, volkstümlichen und alles umfassenden Geisteskultur und Gelehrsamkeit, und daß dieser Grund gelegt werde, so lange wir noch imstande sind, die Ruinen der Vergangenheit zu retten und nutzbringend zu machen." Er sagt ferner: „Ja, volkstümliche Wissenschaft oder Volksbildung und Volksaufklärung im rechten, geistigen Sinne, das ist der notwendige Riesenschritt, der augenblicklich getan werden muß, wenn der Auflösung vorgebeugt, das volkstümliche Leben gerettet werden und wahre Wissenschaftlichkeit gedeihen soll."

Die alte Schule gab seiner Meinung nach Steine statt Brot, statt allgemeiner Bildung gab sie Klassenbildung — aber wie Rousseau das Evangelium der Kindheit verkündigte, so predigte Grundtvig das der Jugend. Die Jugendzeit war ihm „die Schaffensstunde des Geistes" und der eigentliche entscheidende Lebensabschnitt, in dem es sich erweisen muß, ob der Same, den Schule und Vaterhaus ausgesäet, dem Frühlingsreif zu widerstehen vermag, oder ob er hoffnungslos zugrunde gehen wird. Die Volksschule, wie Grundtvig sie sich dachte, sollte nicht auf Bücherweisheit und Lektionen aufgebaut werden, und ihr wichtigstes Ziel sollte nicht in der Eintrichterung einer Anzahl von Schulkenntnissen bestehen, sondern sie sollte in allererster Linie das Geistesleben des Volkes wecken, die Menschheit, die in trägen Materialismus versunken war, zu einer idealen Lebensauffassung emporheben, und deshalb sollte der Unterricht durch das „lebendige Wort" gegeben werden, durch den freien Vortrag, so poetisch, so herzenswarm, daß er eine geistige Verbindung zwischen Redner und Hörer

zu schaffen vermöchte, so daß die Jungen die Macht des Geistes in dem lebendigen Worte empfinden lernten, die ihnen Freude, Mut und Lebenslust zu bringen vermöchte.

Grundtvigs Idee einer Volksschule für die Jugend entstand, während noch der Absolutismus im Lande herrschte, und er dachte sich deshalb eine auf Veranstaltung des Staates gegründete, für alle Stände gemeinsame Schule, deren Endziel nicht ein Examen irgend welcher Art war, sondern wo Aufklärung und Bildung einzig ihrer selbst wegen erstrebt wurden. Die Schüler, erwachsene junge Menschen, im Alter von wenigstens 18—20 Jahren, sollten ihren Beruf nicht verändern, sondern nach beendigtem Studium zurückkehren, jeder zu seiner Beschäftigung und bürgerlichen Wirksamkeit, jedoch durchdrungen von größerer innerer Befriedigung, größerer Vaterlandsliebe, und mit Sinn für eine höhere ideale Auffassung des Menschenlebens im allgemeinen und des bürgerlichen Lebens im besonderen. Die Volkshochschule sollte ferner Kenntnis der Staatsverfassung verbreiten — nicht aber sich mit der Politik der Parteien befassen — sowie über administrative und kommunale Verhältnisse unterrichten und dadurch die Jugend auf die spätere verständnisvolle Teilnahme an der Leitung des Gemeindewesens vorbereiten.

Um diese seine Idee einer Schule für die Jugend zu verwirklichen, wandte Grundtvig sich an König Kristian VIII., der sie mit Begeisterung ergriff und 1847 eine Verordnung erließ, derzufolge die Akademie zu Sorö in eine Volkshochschule nach Grundtvigs Plan umgewandelt werden sollte. Aber wenige Monate später starb Kristian VIII. Im folgenden Jahre begann der Krieg, der bis 1850 dauerte. Am 5. Juni 1849 ward Dänemarks neues Grundgesetz bestätigt, und über all diesen Begebenheiten geriet der Plan einer staatlichen Volkshochschule bei der Regierung in Vergessenheit. Glücklicherweise aber für die Idee, wie für das Volk, war er damit nicht endgültig aufgegeben. — Aus einer Staatsangelegenheit, die er unter dem Absolutismus geworden wäre, ward er nun nach Einführung der freien Verfassung eine Sache des Volkes, und durch die Initiative eines dazu besonders geeigneten Mannes in die Wirklichkeit umgesetzt. Die spätere Entwicklung hat unzweifelhaft dargetan, daß man damit auf dem rechten Weg war, der dahin führte, daß Dänemark heute statt einer einzelnen großen Schule in Sorö gegen 80 Volkshochschulen, über das ganze Land verteilt, besitzt.

Der Mann, der Grundtvigs Hochschulenidee in das praktische Leben führte, war der Pädagoge Kristian Kold. Nicht ohne Grund hat man ihn einen dänischen Sokrates genannt. In seiner einfachen Lebensweise, in der Kunst inhaltreiche Gespräche zu führen, in seiner Methode, sowie in seiner religiösen Wertschätzung des Lebens, erinnert er an den griechischen Weisen. In seine Reden und historischen Vorträge flocht er Züge und Begebenheiten ein, die er dem täglichen Leben oder seiner eigenen reichen Lebenserfahrung entnahm.

„Wenn andre Vorträge halten über die Perserkriege,“ sagte Kold bei einer Gelegenheit, „dann spreche ich über Frederik Larsens Frau in Ryslinge“ (eine begabte und aufgeklärte Bäuerin). Kold war wie so viele bedeutende Männer aus ärmlichen Verhältnissen hervorgegangen. Er war am 16. März 1810 in Thiste geboren. Sein Vater war Schuster und ein strebsamer, fleißiger Mann, die Mutter eine eigenartige Frau, aber eine gute Erzieherin.

Im In- und Auslande begann man sich für Kold und seine bedeutungsvolle Wirksamkeit zu interessieren und man kam, um den eigenartigen Mann und sein Werk kennen zu lernen, und besonders nach seinem Tode nahm die Anzahl der Hochschulen im Lande schnell und stark zu.

Kold gewährte auch den Frauen Zutritt zu seiner Schule, denn er sah vollkommen ein, daß es eine der ersten Bedingungen für die Entwicklung eines gesunden volkstümlichen und religiösen Lebens sein müsse, das gleiche lebendige Interesse bei den Frauen für die Sache zu wecken, wie bei den Männern. Gedeiht doch im Schoße der Familie vor allem das Geistesleben eines Volkes.

Kolds ehren- und bedeutungsvolle Wirksamkeit bestand darin, daß er 1. Grundtvigs Idee einer freien Schule für junge Menschen in das praktische Leben führte, 2. eine freie Kinderschule schuf, 3. sein Volk lehrte, wie eine volkstümliche Erziehung zu leiten sei, und 4. die Augen seines Volkes der Notwendigkeit öffnete, Frauen und Männer in gleichem Maße an den Segnungen der Aufklärung teilnehmen zu lassen. Wenn dänische Frauen heute das Recht zur Gemeindewahl besitzen, und wenn keine der politischen Parteien sich dem politischen Wahlrecht der Frauen mehr widersetzt, dann dürfen Dänemarks Frauen ganz besonders Kolds dankend gedenken, als ihrem Wohltäter, der zuerst dafür Sorge trug, daß ihnen dieselbe Entwicklungsmöglichkeit geboten wurde wie den Männern.

Ein Blick auf das Volksleben in Dänemark lehrt erkennen, welch mächtige kulturelle Entwicklung durch die dänische Volkshochschule sowohl in geistiger, wie in materieller Beziehung dem dänischen Volke zuteil wurde. Auf den Gebieten der Landwirtschaft, der Milchwirtschaft, des Handwerks, überall finden wir Hochschulenbesucher als Führer und Neuerer. Im Amts- und Gemeinderat macht sich ihr Einfluß geltend, der Reichstag zählt alte Hochschüler in großer Anzahl zu seinen tüchtigsten Mitgliedern, ich selbst bin Kolds Schüler gewesen und der Kultusminister ist Vorsteher der größten und bedeutendsten Hochschule Dänemarks. Nie hat eine aus der privaten Initiative des Volkes hervorgegangene und im wesentlichen durch das Volk selbst aufrecht gehaltene Wirksamkeit so reiche Früchte getragen. Unsere Volkshochschule ist es, welche die dänische Nation kulturell so hoch gehoben hat, daß sie heute sowohl geistig wie materiell mit Recht ihren Platz neben Europas kultiviertesten Völkern behaupten kann.

Max Graf Bethusy-Huc: Die Wehrvorlage und der Reichskanzler.

Die sogenannten großen Tage der Wehrvorlage sind vorüber. Aber ebenso wie erst nach Beendigung des Balkankrieges die größten Schwierigkeiten in der Verteilung der Beute überwunden werden müssen, so geht jetzt der für das große Publikum weniger sensationelle, aber eigentlich bedeutungsvollere Akt der Verteilung all der zu übernehmenden Kosten vor sich. Man kann wohl, ohne anmaßend zu sein, behaupten, daß im Durchschnitt das geistige Niveau des von den Herren Abgeordneten pro und contra vorgebrachten Materials nicht im Verhältnis zu der einzigartigen Bedeutung dieser Vorlage stand. Hingegen ist trotz einer mehr oder weniger von allen Seiten zugegebenen Anerkennung die Bedeutung der Rede unseres Kanzlers nicht genügend anerkannt worden. Die Bedeutung dieser Rede liegt nicht in dem Kunststück, einerseits die guten bzw. gebesserten Beziehungen mit allen Großmächten zu einem Bilde voller Friedenshoffnung zusammenzufassen und andererseits ein ungeheures Opfer für eine sprunghafte Vergrößerung unserer Wehrkraft zu verlangen, als in der schlichten Einfachheit, durch welche jeder objektiv Denkfähige, welcher Nation oder Parteirichtung er auch angehören mag, überzeugt werden muß, daß hier ein Mann an leitender Stelle steht, der offen und ehrlich die Richtlinien seiner Politik bis sehr hart an die Grenze gebotener Vorsicht darlegt und nur einem ungerechten Widerstand oder Angriff gegenüber die Mittel anwenden wird, deren Gewährung er beim Reichstage befürwortet. Dieses Vertrauen und Achtung erheischende Gebaren hat in verständigen Kreisen des Auslandes Anerkennung gefunden, wenn auch durch die maßlose Hetzerei und Preßpolemik, selbst an Stellen, wo man es nicht erwarten sollte, heute noch eine Trübung der Urteilskraft dahingehend besteht, daß, gelinde gesagt, die Besorgnis vor den lieben Nachbarn sich nicht so schnell verlieren wird, denn es ist menschlich, daß, ebenso wie das eingewurzelte Unkraut die neue Saat überwuchert, jetzt erst sehr energisch gejätet werden muß, ehe das gegenseitige Vertrauen, als dessen Wiederverkünder unser Kanzler sich erfreulicherweise in Übereinstimmung mit den englischen leitenden Staatsmännern betätigt hat, wieder gedeihen kann. Außer dem vorerwähnten Kunststück einer verhältnismäßig friedlichen Schilderung der Gesamtlage, im Verein mit einer Wehrforderung, lag die zweite Schwierigkeit der Kundgebung in dem Mißverhältnis, welches zwischen den früheren kriegsministeriellen Erklärungen über die Bereitschaft unserer Armee und den aktuellen Forderungen besteht. Eingangs seiner Ausführungen hat der Herr Reichskanzler auf die durch die Vorgänge auf dem Balkan und die daraus folgende Neugestaltung der Balkanstaaten veränderte militärische Lage Österreichs

hingewiesen, welche, summarisch gesagt, den militärischen Beistand Österreichs in einem Kriege gegen Rußland schwächt, d. h. seinen Wert als Bundesgenossen verringert, ein Gedanke, der an sich nicht neu ist, sondern schon lange vor Beginn der Balkanwirren von dem leider verstorbenen, hochverdienstvollen früheren Generalstabschef eingehend in Erwägung gezogen worden ist. Im späteren Verlaufe der Rede wurde dagegen betont, daß die Heeresvorlage in keinem direkten Zusammenhange mit der derzeitigen Lage stände, sondern nur der an sich notwendige Ausbau unserer allgemeinen Wehrpflicht sei, indem wir die stille Reserve, welche in dem Überschuß an tauglichen, aber bisher nicht ausgehobenen Rekruten liegt, nunmehr auf Grund und zur Durchführung der allgemeinen Wehrpflicht ausnutzen wollen. Es wäre wohl eine wirkungsvollere Verteidigung des allzu passiven Verhaltens unserer Militärverwaltung in den letzten Jahren gewesen, wenn man offen gesagt hätte: Wir haben uns bei den großen Anforderungen, welche an die Steuerzahler in den letzten Jahren gestellt worden sind, gescheut, diese stille Reserve an Menschenmaterial anzugreifen, bevor wir nicht ungefähr übersehen können, wie weit unsere Flottenpolitik uns treiben wird, bzw. bis erfreulichere und vertrauensvollere Beziehungen zu England uns eine Fixierung dieser Aufgaben gestatten. Ebensogut wie man von allgemeinen Friedenshoffnungen sprechen konnte, war es wohl möglich, jetzt auch mit einigem Optimismus diese Zeit als gekommen zu betrachten. Diese Ausführungen, welche unsere ganze Wehrvorlage, was die nummerische Verstärkung anlangt, als eine auf dem Volkswachstum beruhende organische Notwendigkeit darstellt, die nur aus gewissen Rücksichten bewußt einige Zeit zurückgestellt war, hätten dann aber an der Spitze der Kundgebung stehen müssen, und wären dem Zweck, der ganzen Vorlage die kriegsdrohende und kriegsfürchtende Geste zu nehmen, dienstbarer gewesen, als die vorerwähnte Gruppierung der Rede, bei der man als Hörer sich des Eindrucks eines gewissen Widerspruchs nicht erwehren konnte.

Was nun die Gegenerklärungen der einzelnen Parteien anlangt, so ist es natürlich, daß die Ausführungen der ganz oder zum Teil gegen die Vorlage gerichteten Erklärungen temperamentvoller und dialektisch wirkungsvoller ausfielen, wie die zustimmenden Reden, abgesehen davon, daß die rednerische Begabung, welche ja durchaus kein besonderes Zeichen der Tüchtigkeit an sich ist, zwischen der linken und rechten Seite des Hauses leider sehr ungleich verteilt ist. Der Redner der konservativen Partei hatte kein sehr glückliches Moment in seine sonst eindrucksvolle Rede gebracht, indem er den Niedergang der französischen Volkszahl eingehend statistisch beleuchtete. Ebenso wie der freikonservative Redner die Frage des Ersatzes der Offiziere aus bisher unerschlossenen Quellen besser unberührt gelassen hätte. Die Antwort auf derartige Vorschläge der Linken hätte man wohl parteitaktisch richtiger dem zuständigen Regierungsvertreter überlassen. Das Zentrum spielte auf zwei Instrumenten,

das eine gab eine für die Regierung liebliche Weise von sich, während das andere recht grelle Kampfestöne ausstieß. Es entzieht sich vorläufig der Beurteilung, inwieweit das eine oder das andere Gefolgschaft in der eigenen Partei finden wird. Immerhin war es bemerkenswert, daß der vorlagefeindliche Zentrumsmann fast ausschließlich zu den Sozialdemokraten herübersprach und auch nur bei diesen Beifall fand. Sogar bei dem nachherigen Zusammenstoß mit dem bayrischen Militärbevollmächtigten, dessen recht begreifliche Erregung ihn selbst leider formell ins Unrecht brachte, waren nur Sozialdemokraten seine Helfer. Dem Herrn Abgeordneten dürfte wohl trotz allen bewiesenen Draufgängertums, welches ja fraglos einer ehrlichen Absicht entsprang, aber merkwürdigerweise nur scheinbar auf gegenwärtiger Sachkenntnis beruhte, vor den Geistern, die er rief, bange geworden sein. Jedenfalls stand seine Schlußerklärung, daß die bayrische Feldartillerie die beste der Welt wäre, in keinem organischen Zusammenhang mit seinen vorherigen Ausführungen.

Wenn man summarisch den sachlichen Inhalt der oppositionellen Reden prüft, insbesondere die geistreiche Rede des freisinnigen Vertreters, aber den gewohnten Überreichtum an Ideen, dessen praktische Undurchführbarkeit im Augenblick jeweils erweisbar ist, ausscheidet, so bleiben immerhin bemerkenswerte Gedanken, deren Ausführung erwägenswert ist. Dazu gehört in erster Linie die Reform der Ehrengerichte, sowie eine loyale Lösung der Duellfrage, welch letztere allerdings durch ein angestammtes Gewohnheitsrecht und Empfinden weiter Kreise im Gegensatz zu dem bestehenden allgemeinen Recht so verwickelte Verhältnisse bietet, daß man nur durch Kompromisse, aber offene und ehrliche, vermeiden kann, daß sich derselbe Eiertanz bezüglich dieser Frage jedes Jahr wiederholt. Das ist unwürdig.

Des weiteren ist die Ausbildung unseres Offiziersersatzes berührt worden. Es kann selbstverständlich nicht geleugnet werden, daß wir auch auf den bisherigen Wegen zu einem einwandfrei tüchtigen Offizierkorps gekommen sind. Es ist aber nicht zu verkennen, daß die Anforderungen an einen Offizier von heut ganz andere sind, wie sie es noch vor Dezennien waren. Es ist daher wohl erwägenswert, ob man die Zeit der Ausbildung bis zur Beförderung zum Offizier nicht zum Vorteil der Truppe erheblich verlängern kann. Abgesehen von der dadurch zu erwartenden Ersparnis und der besseren Ausbildung des einzelnen Offiziersaspiranten kann die Aufsicht über die gesamte Lebensführung der jungen Leute so sehr viel energischer betrieben werden, als wenn sie einer solchen Aufsicht durch vorzeitige Beförderung zum Offizier zum Teil entzogen werden. Gegenüber anderen Berufen kommt fraglos der junge Offizier, wenn er im normalen Alter seine Dienstzeit angetreten hat, sehr zeitig zu einer selbstständigen sozialen Stellung, zu der ganz entschuldbar seine gesamte menschliche Reife oft nicht ganz im Verhältnis steht. Man kann nun selbstverständlich dagegen einwenden, daß schon heut der Offiziersersatz vielfach schwierig ist und

sich durch derartige Erschwerungen in der Laufbahn weniger Aspiranten finden würden. Dies durch Avancementsvorteile bzw. dadurch auszugleichen, daß verdiente Troupiers, die aber zu höheren Stellungen nicht aufrücken können, auch übergangen, eine begrenzte Dauer weiter in den bisherigen Stellungen verbleiben können, ist eine zweite Frage, die einer eingehenden Überlegung wert erscheint.

Zur Frage des besseren Offiziersersatzes in entlegenen Regimentern ist auch die häufige Dislokation solcher Regimenter vorgeschlagen worden. Wenn sich auch die volle Gerechtigkeit eines solchen Vorschlages nicht verkennen läßt, so sind die anderwärts gemachten Erfahrungen betreffend eines konstanten Offiziersersatzes nicht ermutigend, abgesehen davon, daß die Kosten derartiger Dislokationen sehr hohe sein dürften.

Zum Schluß ist es als besonders bemerkenswert und erfreulich zu bezeichnen, daß regierungsseitig der Gedanke an eine rage du nombre abgelehnt worden ist. Es ist zweifelsohne, daß eine große quantitative Vermehrung die erhöhte Qualität des Ausbildungs- und Führerpersonals bedingt. Denn schon heut ist die Frage der allzu jungen Unteroffiziere akut, die Lücken bei der Vermehrung des Unteroffizierkorps, des Grundpfeilers der Heeresausbildung, werden sich nicht so schnell ausfüllen, wie die Aushebung neuer Rekrutenmassen vor sich geht.

Auch in dem mit viel ungewissen und unausprobierten Faktoren belasteten Zukunftskampf wird ebenso wie in den Kriegen des Begründers preußischer Größe, unseres großen Königs Friedrich, die qualitativ bessere Armeee, welche ein leicht bewegliches Instrument in der Hand genialer Führer ist, gegenüber mäßiger ausgebildeten großen Massen den Sieg erringen. Denn wie überall läßt sich der Erfolg auf dem Schlachtfeld nicht durch Kalkulation errechnen, sondern er will durch die Tat erzwungen sein, dazu gehört eine handliche und gutgearbeitete Waffe in die Faust eines Mannes, der entschlossen ist, seine gefaßten Pläne bis zur letzten Konsequenz durchzuführen.

Solche Männer mögen dem Vaterland zur Stunde einer Entscheidung erwachsen, sie sind mehr wert als die letzten Spitzen der Pyramiden des Rüstungsrekords.

Prof. Dr. Ludwig Stein: Die Überwindung des Kosmopolitismus durch die Nationalidee.

Die Nationalidee, deren Wesen und Werden wir an der Hand unserer früheren soziologischen Untersuchungen im Aprilheft von „Nord und Süd" gekennzeichnet haben, wächst aus den weltbürgerlichen Idealen der deutschen Klassik heraus. Der deutsche Nationalgedanke, den die Stein-Hardenberg'sche Gesetzgebung — zunächst für Preußen — vorbereitet, beginnt sich unter den Ideologen deutscher Zunge inmitten des Napoleonischen Kosmopolitismus zu entfalten. Das Weltgesetz der Entwicklung ist eben nicht minder gültig in der Welt der Lebewesen, als im Bereiche der anorganischen Natur. Überall in Natur und Geschichte finden wir, wie Herbert Spencer uns klar gemacht hat, den regelmäßigen Übergang von unbestimmter Gleichartigkeit zu bestimmter Ungleichartigkeit. Das Ziel des ganzen Weltprozesses ist die Erreichung eines Gleichgewichtszustandes.

Auf die menschliche Lebensgemeinschaft angewendet, besagt die soziologische evolutionistische Entwicklungsformel folgendes: Zuerst leben die Menschen in chaotischem Durcheinander, in wilden Horden, Clans, Sippen, Tribus, Phratrien, Gaugenossenschaften, bis hinauf zu den Stadtstaaten. Von unbestimmter Gleichartigkeit schreitet die menschliche Gesellschaft fort zu bestimmter Ungleichartigkeit. Der kriegerische Typus, der im „Kampf ums Dasein", vollends im „Kampf um die Erde" sich herausbilden mußte, schweißt die Stämme und Sippen zu großen Verbänden und Gruppen, kurz zu staatlicher Ordnung zusammen. Die kleinen Stadtstaaten treten durch Bündnisse oder kriegerische Unterjochung zu größeren Staatengebilden zusammen, letzten Endes zu großen Staatenverbänden und ausgeprägten Kultursystemen. Die Linie der Entwicklung führt geradeswegs von Staatenbündnissen zu Bundesstaaten. In demselben Maße aber, wie sich durch solche Machtkonzentration die Anpassung an äußere Daseinsbedingungen vervollkommt hat, verliert der Krieg, der bisher ausschlaggebende Machtfaktor, seinen Sinn. Ist nämlich der Zweck des Krieges, die Herstellung des politischen Gleichgewichts, erreicht, so ist das Mittel überflüssig geworden. An die Stelle des kriegerischen Typus des Menschengeschlechts tritt nunmehr der industrielle, der Weltverkehr: Handel, Gewerbefleiß und Industrie. An die Stelle des Krieges tritt der Kampf durch planmäßigen Wettbewerb; der rote Saft der blutigen Fehde weicht dem schwarzen Saft der staatlichen Verträge. Das sind die Grundlinien des teleologischen Geschichtsoptimismus. Wir projizieren das Heil des Menschengeschlechts nicht mit Schopenhauers Buddhismus in die Längstvergangenheit, in das verlorene Paradies, in das „goldene Zeit-

alter", das einst war, kurz in das „Nirvana", sondern umgekehrt in die entfernteste Zukunft, wie sie uns die Sibyllinen und die Chiliasten, die Propheten des alten Bundes und die Millenarier des neuen Bundes künden. Eben dorthin weist auch das „Gottesreich in uns" in der dichterischen Apokalypse Tolstois, das „goldene Vließ" bei Grillparzer, das „dritte Reich" in den entscheidenden Stellen der meisten Dramen Ibsens, die „ewige Wiederkunft" im kritisch fundamentierten Prophetentum des Zarathustra-Philosophen Nietzsche. Auf „lachende Löwen" wartet der Nietzsche-Zarathustra fast mit denselben Worten wie der Prophet Jesajas, dessen universalistische Zukunftsprojektion lautet: „Gott richtet zwischen den Völkern, entscheidet unter den Nationen; sie schmieden ihre Schwerter zu Sicheln und ihre Spieße zu Winzermessern. Nicht mehr erhebt Volk gegen Volk das Schwert, und sie lernen nicht mehr den Krieg." Und an anderer Stelle: „es weidet der Wolf mit dem Lamme, der Leopard lagert beim Böcklein sich, Kalb und Löwe und feister Stier, und ein kleiner Knabe leitet sie." Diesem universalistischen Geschichtsoptimismus gibt der Prophet Secharja den gewaltigsten Ausdruck: „Gott verkündet den Frieden den Völkern, und seine Herrschaft reicht von Meer zu Meer, von Strom zu Strom bis ans Ende der Erde", und das neue Testament sekundiert mit den Worten: „Selig sind die Friedfertigen, denn sie werden Gottes Kinder heißen"; endlich „Ehre sei Gott in der Höhe, Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen". Das landläufige Bild dieses kirchlichen Kosmopolitismus ist das von der Stoa stammende Bild des einen Gottes und einer Herde. Diese Metapher ist in das Christentum, insbesondere den Katholizismus übergegangen, der ja seiner inneren Natur nach kirchlicher Kosmopolitismus ist oder doch sein will. Der Papst ist der Seelenhirt für die getaufte Menschheit. —

Religionsstifter, Apostel, Propheten und Dichter antizipieren die Wirklichkeit in der Form von Ahnungen, Deutungen, Visionen und instinktiv richtiger Witterung des Kommenden. Ihre Sicherheit der Voraussage ist, wie die der Nachtwandler und Somnambulen, tief im Unterbewußtsein verankert — es ist dies die Instinktsicherheit, auf welche Rousseau, Schopenhauer, Nietzsche und mit ihnen alle Romantiker und Irrationalisten pochen. Fühlen sich die rationalistischen Philosophen nur wohl und heimisch in der Welt der klaren und deutlichen Begriffe, der mathematischen Beweise, der logischen Schlüsse oder der physikalischen Experimente, so bevorzugen die religiösen Weltkonzeptionen das Zwielicht und Halbdunkel des Gefühls, und die dichterischen die Traumgebilde des „schönen Scheins", das Lichtreich der Phantasie. Vielfach sind es dieselben Wahrheiten, welche die Religionen in der ihnen angemessenen Ausdrucksweise des Gefühls aussprechen, wie die der großen Dichtungen, deren tiefster seelischer Schacht die Einbildungskraft ist. Jenes tausendjährige Reich, das uns die Sibyllinen und die Religionsurkunden der parsischen Lichtreligion Zarathustras

künden und das uns Nietzsche's Übermenschen-Religion wieder nahe bringen möchte, zittert bei den Griechen in Theopomp, Hekatäus von Abdera und Dikäarch von Messana, bei den Römern in der verzückten Schilderung des „goldenen Zeitalters" bei Ovid, Virgil und Tibull nach. Die Dichtergenien aller Zeiten und Völker haben das hohe Lied vom „Völkerfrühling und von der Menschheit letztem Glück" in Tönen ergreifender Schönheit gesungen. Man denke an Dantes „göttliche Komödie", Tassos „Aminta", Miltons „Verlorenes Paradies", Klopstocks „Messias", Goethes „Tasso". Auch in Don Quixotte von Cervantes und in Silva Moral von Lope de Vega finden sich Spuren jener wundersamen Mär, die wie Veilchenduft auf Erden umgeht.

„Von goldner Zeit, die einst hienieden
Der Traum als Wahrheit kehrt zurück."
(Gottfried Keller.)

Was Propheten verkündet und Dichter gesungen haben, das suchten die Begründer des Völkerrechts, Albericus Gentilis und Hugo Grotius, in die Wirklichkeit umzusetzen, während dichtende Politiker wie Erasmus von Rotterdam, Herzog v. Sully, William Penn und Abbé de St. Pierre in seinem dreibändigen „Entwurf zur Herstellung des ewigen Friedens" den Fluch der Lächerlichkeit nicht scheuten, dem solche Pioniere der Wahrheiten von übermorgen unfehlbar anheim zu fallen pflegen. Und so spottete denn auch der Philosoph Leibniz, den Edmund Pfleiderer in einer großen Monographie als Mitschöpfer der deutschen Nationalidee pries, der „ewige Friede" passe nur als Aufschrift auf Kirchhofspforten, denn nur die Toten schlagen sich nicht mehr, die Lebenden aber seien in anderer Stimmung.

Trotz alledem haben die religiösen Ahnungen, die uns ein „drittes Reich" kündeten, ebensowenig getäuscht wie die Träume der Poeten, die uns das goldene Zeitalter aus der Vergangenheit in die Zukunft hinüberdichten. Denn die Philosophen sind ihnen gefolgt, und die geschichtliche Wirklichkeit ist im Begriff denjenigen Teil jener Ahnungen und Träume zu verwirklichen, der auf unserer Mutter Erde, wo zwar die Gedanken leicht nebeneinander wohnen, aber hart im Raum die Sachen aufeinander stoßen, realisierbar ist. Gewiß, auch die Philosophen eilen den Tatsachen voran, aber wenigstens in der Form des Begriffs, also weder wie der Poet mit seiner Phantasie, dessen leichtbeschwingte Flügel Räume und Zeiten spielend überwinden, noch wie der Prophet, dessen Weissagungen in einem tropischen Siebenmeilenstiefeltempo bis „ans Ende der Tage" hasten. Die visionären Ahnungen Zarathustras und der mosaischen Propheten, die Legenden und Mythen, die Sagen und Märchen von kommender Beglückung und Vervollkommnung des Menschengeschlechts, endlich die sehnsuchtsvollen Zukunftsträume der großen Dichter, die uns das „goldene Vließ" oder das „dritte Reich" künden, finden ein lebhaftes Echo zunächst in den gewaltigen Begriffsdichtungen der Philosophen, weiterhin aber auch in der geschichtlichen Wirklichkeit

unserer Tage. Denn wir leben offenkundig, wie im Zeichen des Verkehrs, so im Zeichen großer, weltbewegender Umwälzungen. Während im vorstaatlichen Zustande des Menschengeschlechts Fremder und Feind Synonyme waren, der Kannibalismus auf jener Stufe also die natürlichste gesellschaftliche Daseinsform darstellte, sind wir durch die Religion, wie Lessing in der „Erziehung des Menschengeschlechts" hervorhebt, durch die Kunst, wie Schiller betont, durch den „Antagonismus der Kräfte", wie Kant glaubhaft macht, endlich durch den gesamten Prozeß der Geschichte, wie Herder ihn begreift, vom Kannibalismus zur Humanität erzogen, von Wildheit und Barbarei zu Zivilisation und Kultur emporgezüchtet worden. Deshalb sprechen die Philosophen in ihrer teleologischen Geschichtsauffassung von einem verborgenen Erziehungsplan des Menschengeschlechts, wie ihn der Apostel Paulus und der Kirchenvater Augustin schon ahnen. Darum sieht Kant in der Geschichte nur den verborgenen Plan der Natur, zu einer vollkommenen Staatsverfassung zu gelangen. Aus diesem Grunde sieht Schiller aus dem physischen und moralischen Staat den ästhetischen Staat, die „schöne Seele", die „sittliche Grazie" emporwachsen. Fichte kündet das Zeitalter der „vollendeten Vernünftigkeit". Auf französischer Seite formulieren Condorcet, Turgot, die Physiokraten, Rousseau, die Schweizer Iselin und Pestalozzi, völlig übereinstimmend: „Geschichte ist der Fortschritt zum Besseren".

Am Ausgange des 18. Jahrhunderts ist jene Stadientheorie, welche Auguste Comte's populär gewordene Einteilung in ein fetischistisches, metaphysisches und positives Stadium fordert, ganz geläufig. Vico stellt diese Stadientheorie in seiner „Scienza nuova" auf, Condorcet gibt ihr in seiner: „Esquisse d'un tableau historique du progrès de l'esprit humain" ein breiteres Fundament. Lessings „Erziehung des Menschengeschlechts" baut diese Theorie nach der religiösen, Schillers „Briefe über ästhetische Erziehung" nach der ästhetischen, endlich Fichtes „Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters" nach der geschichtsphilosophischen Seite aus, während Herder und Herbert Spencer in der Geschichte nur eine Fortsetzung der Natur auf höherer Stufe sehen. Immerhin kehrt der „geschichtsoptimistische Gedanke" der Propheten und Dichter bei den führenden Philosophen des Aufklärungszeitalters und der Romantiker wieder. Wenn uns aber Propheten, Dichter und Philosophen eine und dieselbe Zukunftsverheißung künden, die einen als Gefühlswahrheit, die anderen als Phantasiewahrheit, die dritten endlich als Begriffswahrheit, so werden wir mit gespanntem Ohr lauschen müssen, ob und inwieweit die geschichtliche Wirklichkeit die Ahnungen der Propheten, die Träume der Poeten und die Begriffsdichtungen der Philosophen gerechtfertigt hat. Handelt es sich um Phantasmagorien und Halluzinationen? Haben uns unsere größten Genien gegängelt oder genasführt? Oder hatten sie eine inspiratorische Witterung für das Kommende, eine „intellektuelle Anschauung" für das sich Vorbereitende, eine „intuitive Erkenntnis" in ihrer Deutung der Wahrzeichen der Geschichte? —

Die Propheten, Poeten und Philosophen, welche uns seit Jahrtausenden das hohe Lied vom „dritten Reich" ins Herz geschmeichelt haben, sind von der geschichtlichen Wirklichkeit nicht Lügen gestraft worden. Das Tempo des Staatsmannes freilich, der Geschichte macht, ist ein anderes, als das des Philosophen, der sie dichtet. Die geschichtliche Wirklichkeit hinkt immer den poetischen Stürmern und philosophischen Drängern, welche mit überfliegender Einbildungskraft der Wirklichkeit um Jahrhunderte vorauseilen, im Schneckenschritt nach. Poeme und Systeme brauchen Jahre, wo der Prozeß der Geschichte Jahrhunderte fordert, bis die Praxis durchsetzt, was die Theorie fordert. Und so hat denn der Prozeß der Geschichte in den letzten 50 Jahren jenen Teil des prophetisch-poetischen Traumes erfüllt, den die Verkünder eines „Reichs Gottes auf Erden", eines „tausendjährigen Reichs", oder eines „dritten Reichs" seit Jahrtausenden in die Menschheit hineinorakelt, hineingedichtet und hineingesungen haben. Nur heißt dieses „dritte Reich" nicht Kosmopolitismus, wie noch Kant und der jüngere Fichte vermeinten, sondern: nationale Willensbildung und internationale Verständigung. Erst der zu Ende gedachte Nationalismus gebiert den Internationalismus aus seinem Schoße. Er ist genau so aus dem Kosmopolitismus herausgewachsen, in welchem er wie in seiner Raupe verpuppt war, wie die Religionen aus ihren Mythen und der Sozialismus aus dem Utopismus. Der Kosmopolitismus ist der Utopismus des Internationalismus. Was jener gefühlsmäßig angestrebt, vag und verschwommen herbeigesehnt hat, das sucht die nationale Willensbildung auf engerem Gebiete bewußt und zielsicher zu vollführen. Der geschichtliche Übergang vom Kosmopolitismus zum Nationalismus und Internationalismus vollzog sich nach einem triadischen Rhythmus. Die Setzung bei den Aufklärern und Frühromantikern hieß: Kosmopolitismus, die Entgegensetzung, wie sie die geschichtliche Entwicklung Mitteleuropas im 19. Jahrhundert statuiert hat, hieß: Nationalismus, die Zusammensetzung endlich, wie sie die saturirten Nationalstaaten seit fünf Jahrzehnten etwa bewußt zu vollziehen beginnen heißt: Internationalismus. Die Klassiker der Poesie und Philosophie im Übergang vom 18. auf das 19. Jahrhundert haben uns den Kosmopolitismus gepredigt, die Klassiker der Politik, ein Mazzini, Cavour und Bismarck, haben in den mitteleuropäischen Staaten den Nationalismus verwirklicht, die Klassiker der physikalischen Entdeckungen und technischen Erfindungen endlich, wie Stephenson, Bell, Edison, Marconi, Zeppelin, welche den ganzen Weltverkehr umgestalteten, haben uns den Internationalismus beschieden. Der Kosmopolitismus ist das unvollziehbare Ideal einer unklaren, nur gefühlsmäßig ergriffenen Vereinheitlichungstendenz des Menschengeschlechts. Das „seid umschlungen Millionen, diesen Kuß der ganzen Welt" Schillers ist der Ausdruck jener verwaschenen Weltverbrüderung, welche Proudhon, der Begründer des theoretischen Anarchismus, einmal mit dem köstlichen Wort verspottet: Wenn

Ihr mir alle Menschen zu Brüdern gebt, so habt Ihr mir nicht etwa hunderte Millionen von Brüdern gegeben, sondern den einzigen, den ich vielleicht wirklich hatte, genommen. Ein solches Völkerchaos oder ein so gearteter kosmopolitischer Urbrei, wie ihn etwa die ungezügelte Phantasie des Zynikers Antisthenes oder des Stoikers Zeno in seinem „Weltstaat" fordert, oder der Calabresermönch Tommaso Campanella als Caesaropapismus kündet und Auguste Comte unter der Herrschaft eines Vernunftpapstes in der Welthauptstadt Konstantinopel begründen möchte — das alles sind geschichtsphilosophische Phantasmagorien oder vielmehr Träume von politischen Geistersehern. Wenn man das zur Soziologie rechnen will, so möchte ich diese kosmopolitischen Tiraden nur als Soziologie im Zustande des Somnambulismus ansprechen.

Der Kosmopolitismus scheitert als Weltanschauung daran, daß er die differenzierte Individualität mißachtet, daß er weder die Einzelindividualität, noch die Volkheit, noch die Stammeszusammengehörigkeit, noch endlich die nationale Individualität in Anschlag bringt. Der Kosmopolitismus ist gleichbedeutend mit Integration des ganzen Menschengeschlechts, der Nationalismus dagegen fordert Differenzierung nach Klassen und Rassen, nach Stämmen und Sippen, nach Völkern und Nationen. Der Sinn der Geschichte ist das Heraustreiben des Individuums, der Einzelindividuen ebenso, wie der volklichen und nationalen Individualitäten. Ein solcher Völkerwirrwarr, wie ihn die Kosmopoliten träumen, wäre gleichbedeutend mit dem „Krieg Aller gegen Alle", mit politischer Götzendämmerung. Erst muß sich das kosmopolitische Chaos zum nationalen Kosmos abklären, bevor zu einem bewußten Internationalismus übergegangen werden kann. Erst differenziert sich aus dem Nebel des im Dämmer von Ahnungen schwelgenden kosmopolitischen Gefühls, das alle Menschen des gesamten Erdenrundes unterschiedslos mit gleicher Liebe umfassen möchte, zu jenem festen nationalen Willen, der diese Liebe und Solidarität zunächst auf die eigenen Stammes-, Volks-, Schicksals-, Sprach- und Nationalgenossen einschränkt. Was die Solidarität an Ausdehnung verliert, weil sie sich auf einen engeren Kreis beschränkt, gewinnt sie an Intensität und Wärme. Jedermann wird das Hemd näher liegen als der Rock, die engere Familie teurer sein als der alle Eskimos, Nigger-Indianer und Wald-Weddahs einschließende, umfassende Begriff Menschheit. Nur an der Liebe zur Familie kann sich die zur Nation und an dieser wieder die zur Menschheit entzünden. Je allgemeiner ein Begriff ist, desto blasser, lebloser, inhaltsärmer, leerer ist er, desto schwerer wird es uns, ein warmpersönliches Verhältnis zu ihm zu finden. Eine Liebe zum Abstraktum Menschheit, die nicht durch das Stadium des viel anschaulicheren, faßbareren, weil konkreteren der Nationalität hindurchgegangen ist, ist blutlos. Erst die nationale Willensbildung vollführt für jenen Ausschnitt, sei es unserer Volksgenossen, sei es unserer politischen Landesbrüder, jene Solidarität sichtbar, welche der Kosmopolitismus für das ganze

Menschengeschlecht unsichtbar gefordert hat. Jene einheitliche Willensbildung, welche die sozialpädagogische Aufgabe der Nationalidee ist, kann sich nur im engeren Rahmen einer stammverwandten Volksindividualität oder kulturverwandten politisch-nationalen Individualität verwirklichen. Die Menschheitsidee ist ein Netz mit so weiten Maschen, daß Alles durchschlüpfen kann, ohne daß es jemals zu einer einheitlichen Willensbildung des zu einer Einheit künstlich verbundenen Menschentums käme.

Der Nationalismus ist freilich der Gegensatz zum Kosmopolitismus, aber zugleich seine Miniaturausgabe, nämlich die Idee des Kosmopolitismus angewendet auf ein bestimmtes politisches Gebilde. Was der Kosmopolitismus gefühlsmäßig, aber utopisch unausführbar für das ganze Menschengeschlecht gefordert hat, nämlich: einheitliche Willensbildung, das hat der Nationalismus in Deutschland und Italien, welche Jahrhunderte lang innerlich zerrissen waren, im nationalen Staat durchgesetzt. Seither haben Welf und Waiblingen, Städterepubliken und Duodezfürsten vor einander Ruhe. Der nationale Staat ist solchergestalt ein Kosmopolitismus in nuce. Er kommt freilich nur den eigenen Volks- und Nationalgenossen zu Gute, aber er ist wenigstens gründlich und durchgreifend, nicht als sentimentaler Traum, wie beim Allerweltsbürgertum, sondern als greifbare geschichtliche Wirklichkeit. Vom kosmopolitischen Weltgefühl steigt man auf zum nationalen Willen. Diesen nationalen Willen hat vielleicht Herder als Erster begriffen, jedenfalls am tiefsten erfaßt. Und Herder hat mit der umfassenden Weite seines geschichtlichen Blickes diese Wendung der Dinge feinspürig vorausgeahnt und prophetisch verkündet. Diese tiefere Einsicht in das Wesen und die Berechtigung der nationalen Staaten, die als unerläßliche Durchgangsstufe zum Internationalismus begriffen werden, muß Herder um so höher angerechnet werden, als sein geistiges Milieu durchweg von kosmopolitischen Überzeugungen beherrscht und getragen war. Gewiß hat auch Herder in seinen „Ideen" sowohl, als auch in seinen „Humanitätsbriefen" der weltbürgerlichen Richtung seines Zeitalters seinen Tribut gezollt. Auch ihm winkt als letztes, freilich nur in den fernsten Zeiten, wenn überhaupt jemals realisierbares Ideal eine weltumspannende Menschheitsverbrüderung, zu welcher sich die Völker in langsamer, aber stetiger Fortentwicklung emporringen. Aber der Geschichtsphilosoph großen Stiles und intime Kenner vieler Sprachen und Literaturen gar mancher Völker konnte sich der Einsicht nicht verschließen, daß Klima, Bodenbeschaffenheit, terrestrische und somatische Bedingungen, religiöse und geschichtliche Traditionen, sprachliche und kulturliche Eigenheiten den verschiedenen Nationen ein gesondertes Gepräge verleihen und eine bestimmte Funktion im Gesamthaushalte der Kultur anweisen. Alle großen Kulturen sind bisher auf nationalem Boden erwachsen und im unermüdlichen Wettbewerb der einzelnen Klassen innerhalb ihrer Nationen, sowie der einzelnen Nationen untereinander emporgeblüht. Das Kräftespiel eines Volkstums gelangt nur dann zur vollen Ent-

faltung, wenn die in ihm potenziell aufgespeicherten Energien durch beharrlichen Kampf und rastlosen Wettbewerb entfesselt werden. Die hervorragendsten Veranlagungen eines Volkstums können Jahrhunderte lang im Latenzzustande schlummern, wenn sie nicht durch Kampf und Not geweckt und zu energischer Betätigung getrieben werden. Ein unausgesetztes Ringen der Kräfte innerhalb eines Volkstums ist im Kleinen ebenso unerläßlich, wie ein beharrlicher, nie erlahmender Wettbewerb der Nationen untereinander im Großen unentbehrlich ist, soll anders jede Nation an ihrer Stelle und im Rahmen ihrer von der Geschichte vorgezeichneten Mission ihr Bestes und Höchstes leisten. Es hat eben, wie Herder sinnig bemerkt, jedes Volkstum sein eigenes Kriterium des Rechts und seine eigene Formel der Glückseligkeit. Soll dereinst in einer sozialen Weltsymphonie die endlich geglückte Harmonisierung der gesamten Menschheit in mächtigen Akkorden ausklingen, so lautet das erste Erfordernis, daß jeder Mitwirkende an diesem von der Menschheit sehnsüchtig herbeigewünschten Weltkonzert ein Virtuose seines Instrumentes sei. Baß und Flöte, Geige und Cello, Klarinette und Oboë haben als Einzelinstrumente ihre gesonderte Klangfarbe, und es wäre töricht vom Hoboisten etwa zu fordern, daß er seinem Instrumente Cellotöne entlocke. So kann man von einer Nation nur heischen, daß sie zu jenem erträumten Weltkonzert dasjenige Instrument stelle, und diesem wieder nur solche Töne abgewinne, wie sie sich aus den gesamten Kulturbedingungen des betreffenden Volkstums von selbst ergeben.

„Nur muß der Eine nicht den Anderen mäkeln — nur muß der Knorr den Knubben hübsch vertragen — nur muß ein Gipfelchen sich nicht vermessen, daß es allein der Erde nicht entschossen" (Lessing, Nathan). Gabriel Riesser, „Nationalität und Kosmopolitismus" sagt: „Das Nationalgefühl wird tatsächlich weit weniger bedroht durch die Gefahr der Erweiterung zum Gefühl der Menschheit, als durch die des Zusammenschrumpfens zur Hingebung an das enge Ich, oder an solche abgeschlossene, bevorrechtete Kreise, deren Privilegien der Egoismus auf Kosten der Gesamtheit festhält. Was die Nationen verderbt und unterjocht hat, ist nicht der Kosmopolitismus, es ist die Selbstsucht und der Kastengeist gewesen . . . . Nimmermehr wird der begeistert sein für die Interessen der Menschheit, der es nicht für die des Vaterlandes ist." Riesser wendet sich hier gegen die Karikatur des Nationalismus, nämlich jenen Chauvinismus, der sich mit Vorliebe als Nationalismus drapiert. Der Chauvinismus ist ebenso die Karikatur des Nationalismus, wie der Kosmopolitismus das Extrem des Internationalismus. Die geschichtliche Wirklichkeit liebt indeß keine Sprünge, weder nach rechts, noch nach links, sondern ihr gerader, unabwendbarer Weg ist die aurea mediocritas, der königliche Mittelweg, der vielleicht länger, aber dafür um so sicherer zum Ziele führt, als die uns von links und von rechts angepriesenen Abkürzungen. Es ist daher kein Zufall, daß das unhistorisch denkende Aufklärungszeitalter durchweg kosmopo-

litisch dachte, während der Historismus des 19. Jahrhunderts nationalistisch gerichtet ist. Die nationale Idee und ihre Verwirklichung in Mitteleuropa, in Deutschland und Italien zumal, war die geschichtliche Vorbedingung, welche erst die ganz moderne Idee des Internationalismus ermöglicht hat. Die kirchlichen Praerogativen mußten von den Stürmen der Revolutionen weggefegt werden, der dynastische Absolutismus mußte schwinden, lokale Vorrechte und ständische Sonderrechte mußten fallen, bevor der Nationalgedanke, dieses politische Einheitsband, das erst im 19. Jahrhundert seine ganze sozialpädagogische Macht in der Richtung einer einheitlichen Willensbildung entfaltete, zu völliger Reife gedieh. Man versteht sehr wohl, warum sich die Kirchen und Dynastien der Nationalidee anfänglich ebenso trotzig und beharrlich entgegenstemmten wie die bevorrechteten Stände, insbesondere der alte Erbadel. Denn der Nationalismus geht aus dem Schoße des Kosmopolitismus unmittelbar hervor; er ist gleichsam sein erstgeborener Sohn — jedenfalls ein Kind des 19. Jahrhunderts.

Nicht bloß der Begriff, auch das Wort Nationalität ist viel jüngeren Datums, als gemeiniglich angenommen wird. So behauptet z. B. der Franzose Buchez, er habe das Wort „nationalité“ geprägt und im Jahre 1831 zum ersten Male in Kurs gesetzt. Mag dies für Frankreich zutreffen, so gilt dies für Deutschland natürlich nicht, da Fichte 1807/8 seine „Reden an die deutsche Nation“ hielt. Durch den deutschen Humanismus und die Reformation ist die Verehrung für die Antike geweckt worden, aber nicht nur für antike Kunst und Wissenschaft, sondern auch für den antiken Nationalstaat, insbesondere den hellenischen.

Der Nationalbegriff kann in Europa nicht viel älter sein, als die französische Revolution, unter deren Wehen er geboren wurde, da die nationale Willensbildung die Zertrümmerung von kirchlichen, dynastischen, munizipalen und Standesvorrechten voraussetzt. Der Nationalismus stellt jenes Minimum von Kosmopolitismus dar, das im Rahmen einer politisch-nationalen Einheit realisierbar ist. Die Nationalitätsidee ist, wie ihr begrifflicher Widerpart, die kosmopolitische Idee, von Hause aus demokratisch. Der Einheits- und Gleichheitsgedanke, den der Kosmopolitismus auf alles ausdehnte, was Menschenantlitz trägt — darin dem jesajanischen Universalismus und zynisch-stoischem wie urchristlichem Antinationalismus verwandt — wird durch den Nationalismus in die geschichtliche Wirklichkeit umgesetzt, aber auf Sprach-, Rassen-, Stammes-, Religions-, Volks- oder wenigstens Kulturgenossen eingeschränkt. Zur Definition der hier entwickelten Begriffe bemerke ich zum Schlusse, daß Rasse ein rein ethnischer, Volk ein politischer, Nation hingegen ein reiner Kulturbegriff ist. Die Nationalität bezeichnet das Besondere, wodurch sich ein Volk von anderen Völkern unterscheidet. In der Nation erscheinen Stämme, Sprachen, Konfessionen, Stände, Rassen, Völker, ja selbst politische Einheitsgebilde, wie Einzelstaaten, zu einem einzigen Sammelbegriff verdichtet, weil die nationale Eigen-

art ein geschlossenes Kultursystem darstellt, das der religiösen, volklichen, sprachlichen Eigenart oder Stammesart übergeordnet wird. Auf der Leiter der soziologischen Begriffsbildung stellt die Nation die oberste Sprosse, den höchsten Einheitspunkt dar, dessen symbolischer Einheitsvertreter der Monarch oder der Präsident einer nationalen Republik ist. Solche oberste Einheitspunkte bilden wir in der Naturforschung vermittelst des Einheitsbegriffs Kosmos oder Natur, in der Religion und Philosophie durch den obersten Einheitsbegriff Gott oder Substanz, im Prozeß der Geschichte und ihrer soziologischen Begriffsbildung durch die vereinheitlichende Funktion des obersten Begriffs Nation, dem Volk und Rasse, Stamm und staatlicher Verband, Sprache und Religion, Recht und Sitte als Unterbegriffe gegenüberstehen.

J. R. de la Espriella: Zar Ferdinand I. von Bulgarien.

„Er hat gelebt für alle Zeiten" — — nicht von allen Herrschern kann man dieses sagen, und was dem Spruche doppelte Bedeutung verleiht, er ist nicht Monarch einer europäischen Großmacht, fern, an dem Zipfelchen Europas, „wo der Parteien Gunst und Haß" — — „manch blutig Treffen ward um Nichts gefochten"; — als Leiter eines kleinen Staates, eines Balkanstaates, welch Wort genügt, um die Bedeutung dieses Mannes in das richtige Licht zu setzen, hat es der jetzige Zar des Königreichs Bulgarien verstanden, die Augen der ganzen Welt, sei's in Bewunderung, sei's in Furcht vor den indirekten Folgen, auf sich zu lenken. —

Den Eingeweihten, denjenigen, die sich mit der Balkanpolitik beschäftigen, war wohl die politische Bedeutung eines Ferdinand von Bulgarien bekannt, aber erst die Tatsache der Vereinigung der Balkanstaaten zum Kriege gegen die mächtige, durch historische Tradition geheiligte Türkei, die siegreiche Unterwerfung derselben, zeigte ihnen und der Welt durch den Erfolg, der im Leben den Beweis liefert, daß dort unten ein Fürst vor 25 Jahren den Thron eines Balkanstaates bestieg und sein Land als Fremder, in zäher Energie, Klugheit und Arbeit regierend, zu einem Reiche machte, vor dem Jeder tief in Bewunderung den Hut ziehen muß.

Einiges über das Leben dieses Mannes, eines deutschen Fürsten, unter Vorausschickung einer kurzen geschichtlichen Erläuterung Bulgariens, plaudernd zu erzählen, dürfte hier berechtigtes Interesse erwecken.

Alt ist die Geschichte Bulgariens, sie setzt im Jahre 679 durch einen Zweig der finnischen Völkerfamilie ein, welcher von der Wolga kommend, sich mit den

Slovenen als Mischvolk vereinend, im heutigen Bulgarien festsetzte und ein Volk unter dem Namen des herrschenden Stammes, der Bulgaren bildete. 864 empfing Chan Boris mit seinem Volke von griechischen Priestern die Taufe. — Sein Sohn, Symeon, unterwarf nach Belagerung Konstantinopel und den größten Teil der Halbinsel, nahm den Titel eines Zaren der Bulgaren an, den die Bulgarenherrscher bis zur Unterwerfung durch die Türkei fortan führten.

In einem 40jährigen Kriege gegen den byzantinischen Kaiser Basilius II. wurde Bulgarien völlig unterworfen und in byzantinische Provinzen geteilt. So blieb es im 11. und 12. Jahrhundert den Griechen untertan.

Um das Jahr 1186 erhoben sich die Bulgaren zum Befreiungskriege unter den Brüdern Paul und Asên, die den Zarentitel annahmen und in Trnowa residierten. — Wieder folgte unter den nachfolgenden Herrschern eine Glanzzeit für Bulgarien, so daß unter Zar Asên II. das Land fast die Größe der ruhmreichen Zeit des Zaren Symeon wieder einnahm.

Unfähige Herrscher zeitigten alsdann, unter unaufhörlichen Kriegen gegen die Byzantiner, Serben, Ungarn und Tartaren Südrußlands, den Verfall des Reiches.

Dann kamen die Türken aus Asien, drangen siegreich vor und zwangen den letzten Zaren Iwan Sisman III., sich dem Sultan Murad 1366 zu unterwerfen, 1396 erfolgte dann die völlige Unterwerfung Bulgariens unter die Türkenherrschaft.

Bis ins 18. Jahrhundert blieb Bulgarien völlig unter der Herrschaft der Türkei und wurde von dieser verwaltet, die Bulgaren der Gegend von Rhodope, Plewen und Lowetsch gingen zum Islam über.

1762 beginnt alsdann wieder eine neue Zeitepoche für Bulgarien. Es erhielt gewisse selbständige Privilegien von der Türkei, bis dann weiterhin durch den russisch-türkischen Krieg 1876, der indirekt durch die Greuel der türkischen Truppen bei der Niederwerfung eines Aufstandes der Bulgaren hervorgerufen war, im Frieden von Santo-Stefano ein tributpflichtiges Fürstentum Bulgarien geschaffen und der bulgarische Staat nach 485 Jahren erneuert wurde. — Die Grenzen des Landes fanden durch den Berliner Kongreß eine bedeutende Einschränkung, Ost-Rumelien blieb eine türkische Provinz.

Die Nationalversammlung wählte am 29. April 1879 den Prinzen Alexander von Battenberg als Alexander I. zum regierenden Fürsten von Bulgarien, er leistete in der alten Königsstadt Trnowa den Eid auf die Verfassung und wählte Sofia als seine Residenz.

Radikale Agitationen beschränkten die Macht des Fürsten und gefährdeten den Frieden des Landes; durch einen Handstreich, 1881, beseitigte Alexander I. das Ministerium und regierte das Land 7 Jahre ohne verfassungsmäßige Beschränkung.

Den maßgebendsten Einfluß im Fürstentum Bulgarien hatte Rußland gewonnen, russische Offiziere organisierten die Armee, russische Minister waren der Regierung beigeordnet; als Fürst Alexander gegen den Willen der russischen

Minister die Verfassung von Trnowa herstellte, sah Zar Alexander III. von Rußland hierin eine Auflehnung. Als dann Fürst Alexander ziemlich selbständig 1885 die Vereinigung von Bulgarien mit Ost-Rumelien herbeiführte, berief der Zar alle russischen Offiziere und Beamten ab.

Eifersüchtig durch die gesteigerte Macht Bulgariens, erklärte Serbien Bulgarien den Krieg, wurde aber von den Bulgaren gänzlich geschlagen und nur die Intervention Österreichs rettete den Serben ihr Land.

All diese glänzenden Erfolge des Fürsten Alexander waren gegen den Willen des russischen Zaren zustande gekommen; die russischen Panslavisten zettelten eine Verschwörung zum Sturze des Fürsten an und zwangen ihn zur Abdankung, dann wieder zur Regierung gelangt, machte er sein Verbleiben, um den russischen Zaren auszusöhnen, von dessen Zustimmung abhängig, der diese aber ablehnte, worauf die völlige Thronentsagung des Fürsten erfolgte.

Durch die erzwungene Abdankung des allgemein beliebten Fürsten Alexander schwand der russische Einfluß immer mehr in Bulgarien; Stambulow trat nun an die Spitze einer Regentschaft, die von der Sobrani anerkannt wurde und sich auch gegen den russischen Versuch der Verhetzung durch General von Kaulbars behauptete, so daß 1886 Rußland jede Verbindung mit Bulgarien abbrach; der russische Zar bewirkte auch, daß Prinz Waldemar von Dänemark, der von der Sobrani zum Fürsten gewählt wurde, um eine Aussöhnung mit Rußland wieder herbeizuführen, die Wahl ablehnte.

Prinz Ferdinand Maximilian Karl Leopold Maria zu Sachsen-Koburg, jüngster Sohn des Prinzen August von der katholischen, in Ungarn begüterten Linie Koburg-Koàry und der Prinzessin Clementine von Orleans, Tochter des Königs Ludwig Philipp, stand um das Jahr 1886 in Österreich in einem Husarenregiment. Um diese Zeit befanden sich die bulgarischen Minister Stambulow, Grekow, Kaltschow und Stoilow in Wien, es galt einen Landesherrn für ihr Fürstentum zu suchen.

Durch den Erzherzog Johann Salvador wurden die Minister auf Ferdinand von Koburg aufmerksam gemacht.

Man sagt, daß die erste äußere Begegnung in der Wiener Oper erfolgte; zu den Passionen des damaligen jungen Prinzen, denen er auch weiterhin stets sein privates Interesse geschenkt, gehört in erster Linie die Musik; er soll auch ein ausgezeichneter Kenner der Geschichte und Weltliteratur sein, sich besonders mit Botanik und Ornithologie beschäftigen und die merkwürdige Vorliebe für Lokomotiven und mit diesen zu fahren, besitzen.

Der erste Antrag der bulgarischen Minister, den Thron eines Landes zu besteigen, in der abhängigen Lage der Türkei, unter dem Einflusse von wer weiß wie vielen anderen Mächten, mag dem Prinzen manches Kopfzerbrechen verursacht haben. Keine einzige Großmacht billigte eine Thronbesteigung Ferdinands von Koburg, man riet ihm allgemein, den Antrag abzulehnen, prophezeite

ihm im besten Falle eine lächerliche Rolle als Herrscher der Bulgaren zu spielen, ganz abgesehen davon, daß eine Thronbesteigung damals dort unten in den Ländern „der Schafpelze und Pleiten" mit direkten Gefahren verbunden war.

Nur eine einzige Person soll ihm geraten haben, den Antrag anzunehmen, seine Mutter, und dieser Rat galt dem Sohne, der seine Mutter über alles schätzte und ihre Klugheit bewunderte, mehr als die vielen anderen Ratschläge der politischen Größen der Mächte.

Was mögen wohl die Gedanken und Erwägungen von Mutter und Sohn zur Annahme der Thronbesteigung gewesen sein, ob nicht damals schon im tiefsten Herzen vielleicht Gedanken schlummerten, die Ferdinand von Bulgarien in rastloser geheimer Lebensaufgabe zur Tatsache umwandelte? Auf jeden Fall muß ihn mehr als eine Thronbesteigung eines Landes, wie Bulgarien es war, zu einer Annahme bestimmt haben. Er muß schon damals eine bestimmte Lebensaufgabe, zum mindesten, ein in sich lebensfähiges Fürstentum zu schaffen, für sich in Bulgarien gesehen haben.

Der junge Fürst ging nach Bulgarien aus eigenem Entschlusse und auf eigene Gefahr, ohne das Wohlwollen der Großmächte, selbst ohne eine Bestätigung der Türkei.

Von der Sobrani am 7. Juli 1887 gewählt, hielt der Prinz als Fürst Ferdinand I. von Bulgarien am 22. August seinen feierlichen Einzug in Sofia.

Fürst Ferdinand erwies gar bald seine angeborene Herrschernatur; Kühnheit des Entschlusses und diplomatisches Talent, erst Lernen, dann Handeln, und er lernte damals durch den schlauen Stambulow, den Bismarck des Balkans, die dortigen politischen und sonstigen Verhältnisse genau kennen. Stambulow mußte bald erkennen, daß er den richtigen Herrscher für Bulgarien gefunden hatte, „Fürst Alexander", sagte er, „war ein Mann von größtem persönlichen Mute, doch fehlte es ihm am Politischen, das hat sein Ende bedeutet, Fürst Ferdinand vereinigt beides."

Stambulow, der ein Freund von skrupelloser Regierung war, sich überhaupt wegen seiner Mitregentschaft von einst zu viele Rechte anmaßte, erhielt bald seine Entlassung. Vielleicht hätte diese Entlassung weniger schroff, für diesen in seiner Art immerhin sehr verdienten Mann, erfolgen sollen; Ferdinand zeigte aber immerhin seine Entschlossenheit, und der Welt, daß seine Regierungswege andere wie die von Stambulow sein sollten.

Vor allem lag ihm daran, die freundschaftlichen Beziehungen zu Rußland wieder anzuknüpfen, wovon Stambulow ein Gegner war, man sieht, wie weitsehend dieser Schritt des Fürsten gewesen, denn wer weiß, was aus den verbündeten Balkanstaaten geworden wäre, wenn Rußland nicht sozusagen als still beteiligter Bundesgenosse auf ihrer Seite gestanden, resp. eine Kriegsführung wäre überhaupt nicht möglich gewesen.

Der Fürst heiratete 1893 eine Prinzessin von Parma.

Schrittweise erkämpfte er den Mächten gegenüber seine Fürstenwürde. — Im Jahre 1895 wurde eine bulgarische Deputation in Petersburg vom Zaren empfangen und seiner Protektion versichert. — Die Dynastie erlangte durch die Geburt des Prinzen Boris ihre Befestigung, der Kronprinz ward griechisch-katholisch getauft und nahm der Zar von Rußland die Patenschaft an, anerkannte alsdann den Fürsten, worauf sämtliche Großmächte offiziell das gleiche taten. Späterhin ist dann der Fürst vom Zaren empfangen worden und es entstand das innigste Einvernehmen zwischen den Höfen.

Aber auch mit der Türkei, welche er mit gutem Humor als seine Schwiegermutter bezeichnete, verstand er es, sich durch seine hervorragende Geschicklichkeit in der Diplomatie auf den richtigen Fuß zu stellen, er wurde Kaiserlicher Gouverneur von Ost-Rumelien und erhielt den Marschallstab der türkischen Armee; vielleicht bleibt es eine einzig in seiner Art in der Weltgeschichte dastehende Ironie, daß durch den jetzigen Krieg der siegreiche General der türkischen Armee der König von Bulgarien ist.

Was aber Ferdinand für das Wohl seines ihm anvertrauten Landes in diesem Vierteljahrhundert seiner Regierung getan, steht einzig in seiner Art da. Er hat eigentlich sozusagen das ganze Land auf allen Gebieten völlig umgewendet. Er sorgte vor allem für ein ausgezeichnetes Schulwesen. 1887 waren unter den Männern 17 Prozent, unter den Frauen 4 Prozent, die lesen und schreiben konnten, während 1905 das Verhältnis 40,6 bzw. 14,7 Prozent betrug, und heute wird der Prozentsatz, welcher mir allerdings nicht bekannt, ein ganz bedeutend höherer sein.

Das moderne Verkehrswesen nahm von Jahr zu Jahr unter seiner Regierung zu; in Bulgarien blühte eine Industrie auf und der Handel wuchs.

Was Ferdinand I. aber aus der Armee des Landes gemacht, grenzt ans Wunderbare. Der Beweis hierfür, der durch den leider noch tobenden Kampf mit der Türkei erbracht ist, macht es unnötig, hier Worte zu sprechen, wo Taten geredet haben. Die Armee steht nicht allein jeder Großmacht, wenn auch nicht an Zahl, aber an Qualität würdig zur Seite, sondern kann direkt vorbildlich wirken.

Auch in ästhetischer Beziehung hat Ferdinand viel für Bulgarien getan. Ein von ihm in Sofia angelegter Zoologischer Garten gehört zu den besten Europas, der Fürstliche Palast mit Park, Nationalbibliothek und Museum etc. ist auf seine Veranlassung hin erbaut, neue Straßen entstanden, eine gute Kanalisation und ein ausgezeichnetes elektrisches Bahnnetz, moderne Hotels, Theater, elektrische Beleuchtung der Stadt usw. reihen Sofia ebenbürtig an die Seite jeder europäischen Großstadt. Sofia zählte 1882 nur ca. 20 000, während es heute auf über 100 000 Einwohner angewachsen ist. Diese Zahlen sprechen am besten für die treibende Kraft, die durch die Ordnung und moderne Entwicklung der Residenzstadt, unter der Leitung Ferdinands von Bulgarien entstand.

Und wenn vielleicht auch nicht von Anfang seiner Regierung an, so aber

doch langsam durch die steten Fortschritte des wachsenden Bulgariens von Jahr zu Jahr, in politischer und innerer Beziehung, mag vor Ferdinand ein Bild emporgestiegen sein, ein Bild aus grauer, fast schon sagenhafter Zeit, des einstmaligen ersten Zaren Bulgariens, Symeon, des glänzenden damaligen bulgarischen Reiches. Damals waren es Byzantiner, heute die Türkei, die seit Jahrhunderten ihre unterjochende Hand auf den Balkanländern hatte, Muhamedaner hatten die Herrschaft über Christen; so wurde aus dem traumhaften Bilde ein gereifter Plan, der Plan eines Mannes, der Schlauheit und Energie sein Eigen nannte.

Es galt in erster Linie, die Türkei und die Mächte in völliger Unklarheit über diesen Plan zu lassen, bei den Höfen Europas vor allem den Glauben zu erwecken, als ob der Fürst und nachherige König keinerlei ehrgeizige Pläne verfolgte, sondern lediglich Bulgarien abendländischer Kultur zuführen wollte.

So verstand er es, die ganze Welt im Unklaren über seine eigentlichen Vorhaben zu lassen. Auf inoffiziellen Reisen, an die Höfe Europas, welche er des öfteren unternahm, gab er den Mächten Rätsel auf; stets war die Lösung, Vorteile für Bulgarien zu erlangen, da es immer den Anschein hatte, als handele es sich nur um wirtschaftliche Vorteile für das so schwer geprüfte Land, und zur Ordnung der Dinge dort unten, an der jeder Großmacht zur Vermeidung internationaler Konflikte liegen mußte, glückte es ihm fast stets, sie zu erlangen. Seine schlaue Liebenswürdigkeit auf diesen Reisen ist zur Genüge bekannt, während er bei offiziellen Empfängen peinlich auf die ihm gebührenden Ehren hielt.

Man sagt auch der Prinzessin Clementine, dieser klugen Frau, die leider verstorben, und den wahrscheinlich teils durch und mit ihr durchdachten Plan ihres Sohnes und dessen Gelingen nicht mehr erleben durfte, nach, daß sie nicht das Wenigste dazu beigetragen hat, die Großmächte nicht argwöhnisch gegen Ferdinand von Bulgarien werden zu lassen. So wurde sein Prestige von Jahr zu Jahr größer.

Im Februar 1908 vermählte sich der seit 1899 verwitwete Fürst mit der Prinzessin Eleonore Reuß-Köstritz. Im Oktober desselben Jahres erfolgte dann die Unabhängigkeitserklärung Bulgariens zum Königreich in der alten Hauptstadt Trnowa. Fürst Ferdinand nahm als Herrscher Bulgariens seit Jahrhunderten wieder den Zarentitel auf.

Obwohl von den Mächten als König nicht offiziell anerkannt, wurde er anläßlich der Beerdigung des Großfürsten Wladimir mit königlichen Ehren in Petersburg aufgenommen, und wieder durch die Kunst seiner Diplomatie verstand es Ferdinand, nach und nach bei den Mächten seine Anerkennung als unabhängiger König Bulgariens durchzusetzen, indem die Türkei mehr oder minder durch den Druck der russischen Regierung im April und Mai des Jahres 1909 zu einer Unabhängigkeitserklärung des neuen Königreiches gezwungen wurde.

Im Januar des Jahres 1912 fand unter größtem Pomp die Großjährigkeits-

erklärung des Kronprinzen Boris statt, die Kronprinzen der sämtlichen Balkanländer und ein russischer Großfürst fanden sich in Sofia ein; was die Welt noch nicht ahnte, war damals wohl schon eine ausgemachte Sache; obwohl doch sonst die Diplomatie das Gras wachsen hört, resp. hören soll, obwohl es doch überall direkt in Bulgariens Luft gelegen haben muß, der Meister aller Diplomaten verstand es, die Welt ahnungslos eines schönen Tages ein halbes Jahr später vor die Tatsache zu setzen; — — — ein Balkanbund hatte sich gebildet, der Krieg gegen die mächtige Türkei war stündlich zu erwarten. Die kluge, sonst fast allwissende Börse, die bei den geringsten politischen Anzeichen sich nach unten regt, nichts wußte sie vorher; — — und dann der Welt zum kaum glaubenden Ereignis das siegreiche bulgarische Heer, Schlacht auf Schlacht bis beinahe vor die Tore Konstantinopels. — — — Nicht weiter, wir wissen das Alle, es gibt wohl keinen Menschen, der nicht bewundernd die Siege der Balkanheere verfolgt hat.

Da richteten sich die Augen der ganzen Welt auf den, der die Seele des Ganzen, — — — das war der König von Bulgarien.

Man mag nun über den König denken, wie man will, wenn er vielleicht auch rücksichtslos und oft mit schlauen Mitteln sich langsam die Anerkennung der Mächte als Fürst und König von Bulgarien erkämpfte, um zuletzt den seit Jahren durchdachten Schachzug zu tun, für das Wohl und Wehe seines Landes heiligt der Zweck die Mittel, und das Mittel war bei Ferdinand von Bulgarien die meisterhafte Diplomatie.

Noch ist das Endziel nicht erreicht, doch ist die Türkei wohl mehr oder minder auf Gnade oder Ungnade dem Balkanbunde unterworfen; wer weiß, welch weitere ehrgeizige Pläne noch hinter dem siegreichen König stehen, er ist der Mann, sie durchzuführen, und zu klug, das Gewonnene wieder zu gefährden.

Wie dem auch ist, jeder Bulgare kann stolz auf seinen König blicken; was er für das ihm anvertraute Land getan, steht einzig in seiner Art, nicht allein für Bulgarien, sondern für die ganze Welt da. „Ehre, wem Ehre gebührt." Zar Ferdinand I. von Bulgarien hat, abgesehen von den großen Verdiensten, die er für die allgemeine Hebung seines Landes auf jedem Gebiete sich erworben, wodurch Bulgarien stark in sich und eine Macht wurde, dann eine Tatsache, die Vereinigung der Balkanländer zur Unterwerfung resp. Befreiung von der Türkenherrschaft unternommen, und man kann wohl sagen, schon durchgeführt, die ein Weltereignis ist und bleibt und ihm einen ruhmreichen Platz in der Weltgeschichte für alle Zeiten sichert.

Rudolf Rotheit: Balkanbroschüren.

Mit den Balkanbroschüren der letzten Monate könnte man eine ganze Bibliothek füllen. Eine summarische Übersicht mit kurzer Inhaltsangabe und Kennzeichnung der Richtung wird für die von Nutzen sein, die sich über die Vorgänge und neu aufgetauchten Probleme genauer zu unterrichten wünschen.

Die erste zusammenfassende Darstellung der militärischen Operationen mit knapper historischer Einleitung bietet der bekannte deutsche Militärschriftsteller Oberstleutnant Immanuel in dem Werke „Der Balkankrieg 1912", wovon bisher ein Heft (bei Ernst Siegfried Mittler u. Sohn) erschienen ist. Der Verfasser dachte offenbar, als er das Werk in Angriff nahm, mit dem Jahre 1912 sein Auskommen zu finden. Das vorliegende Heft schließt mit der Beschreibung der Kriegsschauplätze und der Aufzählung der operativen Möglichkeiten oder Notwendigkeiten.

Unmittelbar aus dem Kriegsleben gegriffen ist das Tagebuch über die Kämpfe von Kirkilisse, Lüleburgas und Tschataldscha, das der kaiserl. ottomanische Major und Kavallerie-Inspektor G. v. Hochwächter unter dem Titel „Mit den Türken in der Front im Stabe Mahmud Muchtars" herausgegeben hat. (Ebenfalls bei Mittler u. Sohn.) Herr v. Hochwächter ist einer der wenigen deutschen Offiziere, die aktiven Anteil an dem Feldzuge genommen haben. Seine Aufzeichnungen beginnen am 12. Oktober mit den Vorbereitungen zur Abfahrt von Konstantinopel auf den thrazischen Kriegsschauplatz und endigen am 24. November: „Der Waffenstillstand ist so gut wie gesichert; man hat mich auf einige Zeit beurlaubt." Hochwächter hat den traurigen Rückzug von Kirkilisse inmitten der völlig aufgelösten Truppen mitgemacht und war dann Augenzeuge der Niederlage von Lüleburgas und des fortgesetzten Rückzuges nach Tschataldscha. Nach so entsetzlichen Katastrophen in die Zukunft blickend, sagt er: „Nur indem die Türkei die Fehler, die der Krieg ihr deutlich offenbart hat, erkennt, wird sie die großen Aufgaben, die ihrer harren, lösen können. Dann werden die Opfer, die das Land hat bringen müssen, ihre Früchte tragen, und neues Leben wird aus der blutgetränkten Erde erblühen".

Welches diese Fehler in politischer, militärischer, moralischer Hinsicht waren, erläutert Generalfeldmarschall Freiherr v. d. Goltz in der Broschüre: „Der jungen Türkei Niederlage und die Möglichkeit ihrer Wiederherstellung" (Verlag von Gebrüder Paetel, Berlin). Über die Aufgaben der Türkei in den ihr verbleibenden asiatischen Gebieten sagt der Freiherr v. d. Goltz: „Gelingt

es der Türkei, die anatolischen Kernlande des Reiches zu entwickeln, so kann sie stärker werden, als zuvor. Eine wohl durchdachte und gut vorbereitete Kolonisation würde dabei unschätzbare Dienste leisten." Goltz setzt aber selbst ein Fragezeichen hinzu. Er ist nichts weniger als sicher, daß die Türkei diese Aufgabe noch zu leisten vermag. Erste Grundbedingung ist Einigkeit im Innern. Hochwächter und Goltz stimmen in dem Mahnruf an die Türkei überein, sich zusammenzuschließen unter Überwindung des Parteihasses zu gemeinsamer fruchtbringender Arbeit: „Der gefährlichste Feind, den die junge Türkei bisher gehabt hat", sagt Goltz, „war sie selbst. Die Auffassung und Beurteilung aller Staatsangelegenheiten von einem rein persönlichen Standpunkte aus muß schwinden und einer objektiven, sachlichen Platz machen." Ein großer Teil der Schrift des Freiherrn v. d. Goltz ist, bei aller Anerkennung des guten Willens der leitenden Persönlichkeiten, dem Nachweis gewidmet, daß der jungtürkische Umschwung durch Politisierung des Offizierkorps die Armee zerrüttet hat.

Von den Zeitungsberichterstattern auf den Kriegsschauplätzen haben bisher, soweit sich übersehen läßt, zwei ihre Berichte in Buchform herausgegeben: der Deutsche Colin Roß, der auf türkischer Seite in Thrazien war („Im Balkankriege", Verlag von Martin Mörike in München), und der Österreicher Hermenegild Wagner („Mit den siegreichen Bulgaren", Verlag von Gerhard Stelling in Oldenburg). Roß charakterisiert seine Aufsätze selbst mit der Äußerung, daß er in eine Zeit hineinkam, „wo der Vorhang beiseite gerissen war, wo die wahren Verhältnisse und Zustände im türkischen Reich unerbittlich klar und scharf zutage traten, die bislang ein Schleier von Schein und Lüge Europäeraugen verborgen hielt". Das mit eigenen Aufnahmen des Verfassers illustrierte Buch bietet eine Menge gut beobachteter Szenen, die in ihrer Gesamtheit das schaurige thrazische Drama vor dem Leser aufrollen. Auch Roß stellt die Frage, „ob es der Türkei gelingen wird, sich in Asien zu konsolidieren, oder ob es früher oder später zu einer Liquidation auch ihres asiatischen Besitzes kommen wird." Das Buch ist, obwohl der Verfasser sich nicht scheut, den Finger an die türkischen Wunden zu legen, im allgemeinen türkenfreundlich, und mit Recht weist er u. a. darauf hin, daß die unter eine neue Fremdherrschaft kommenden Griechen und Bulgaren, die nicht genug über die blutige Tyrannei der Türken haben zetern können, wohl noch einmal schmerzlichst das milde türkische Joch herbeisehnen werden, das sie mit der Herrschaft eines christlichen Staates vertauschen.

Hermenegild Wagners Buch leidet darunter, daß es zu viel beweisen will. Mindestens die ersten fünf Kapitel, die sich mit der Geschichte und Charakteristik der Bulgaren befassen, sind schon deshalb überflüssig, weil sie im höchsten Grade konfus sind und von tatsächlichen Unrichtigkeiten wimmeln. Auch die Selbstgefälligkeit des Verfassers sowie seine übertriebenen Reverenzen vor leitenden

Persönlichkeiten gereichen dem Buche nicht zum Vorteil. Immerhin geben die Berichte manchen guten Einblick in die Kriegsvorgänge auf bulgarischer Seite, in die vorwärts drängende Stimmung der Befehlshaber und Truppen. Unzählige Druckfehler beeinträchtigen die Lektüre.

Wertvoll als schlichte Sammlung von documents humains, unparteiisch und unpolitisch, erschütternd in seiner ungekünstelten Darstellung ist das „Tagebuch eines Mannes vom Roten Kreuze" aus der Feder des ungarischen Schriftstellers Ladislaus v. Fenyes, der als Sekretär der von Ungarn ausgerüsteten ärztlichen Expedition auf den Balkan zog (Verlag von Karl Sigismund in Berlin). Es sind Erlebnisse in den Verwundetenspitälern von Sofia und Beobachtungen von einer Rundfahrt durch die verwüsteten Stätten Thraziens. Der Leser lernt die unsagbaren Leiden der Verwundeten und die aufopferungsvolle Tätigkeit der Ärzte und Pflegerinnen ebenso kennen, wie die Schrecknisse eines nicht bloß gegen die bewaffnete Macht, sondern auch gegen die Zivilbevölkerung des unterlegenen Landes gerichteten Ausrottungskrieges.

Die meisten Orientbroschüren behandeln die Ansprüche der verschiedenen Balkanvölker. Der Tripolis-Feldzug brachte es mit sich, daß die Frage der Aegäis-Inseln aktuell wurde, so daß die Griechen mit Schriften, die die öffentliche Meinung in dieser Frage bearbeiten sollten, schon vor Beginn des Balkankrieges hervortraten. Ein ziemlich dickleibiges Werk stellt alle Verträge, diplomatischen Verhandlungen, gesetzlichen Bestimmungen usw. zusammen, die sich auf die griechische Nation im osmanischen Reiche im allgemeinen und auf die Aegäis-Inseln im besonderen beziehen. Es führt den Titel: „Le dossier de la question balkanique. L'autonomie de la nation grecque sous le protectorat turc. Par le Dr. Georges X. Carapanayotis (Athen, gedruckt bei Paraskevas Leonis). Ein anderes Aegäis-Buch, ebenfalls eine Sammlung von Erlässen, Denkschriften, Petitionen, stammt von Stephanopoli, dem Chefredakteur des „Messager d'Athènes" (Athen, bei Th. Apostolopoulos). Darin sind namentlich bemerkenswert die Proklamationen des italienischen Flottenbefehlshabers an die Bevölkerung der von den Italienern besetzten Inseln, sowie die verschiedenen Denkschriften und Resolutionen der Inselbewohner an die Adresse Italiens und der anderen Großmächte. Vom griechischen Standpunkte erörtert ferner die neueste Phase der Orientfrage — vom Tripoliskriege ausgehend — Herr Demeter Georgiades in zwei Broschüren: „Les déceptions de la diplomatie dans le conflit balkanique" und „Nouvelle faillite en perspective de la diplomatie" (gedruckt bei Chair in Paris). Sachkundige Aufschlüsse über die politischen und wirtschaftlichen Pläne der Griechen hinsichtlich Salonikis gibt G. N. Cofinas, der hierzu die berufene Persönlichkeit ist, da er, als Sektionschef im griechischen Finanzministerium, an die Spitze des griechischen Zoll- und Finanzdienstes in

Saloniki gestellt worden ist. Die Broschüre, die bei Eleftheroudakis und Barth in Athen erschienen ist, heißt: „Salonique et son avenir".

Zahlreich sind die Flugschriften der Serben, die in diesem Falle von den Albanesen nicht zu trennen sind, da sich in den meisten serbischen Veröffentlichungen ein tiefer Grimm gegen die Albanesen austobt. An der Spitze marschiert hier Herr Dr. Wladan Georgewitsch, der bekannte Schriftsteller und ehemalige Ministerpräsident Serbiens. Mit liebevollstem Fleiß hat er in seinem Buche „Die Albanesen und die Großmächte" (Verlag von S. Hirzel in Leipzig) alles Schlimme zusammengetragen, was je seit Erschaffung der Welt über die Albanesen geschrieben wurde; er scheut sich nicht einmal, unter Berufung auf zwei Fälle anatomischer Anomalien, deren der österreichische Konsul v. Hahn vor 50—60 Jahren in seinem grundlegenden Buche über Albanien Erwähnung tat, die Bemerkung einzuflechten, daß die Albanesen „an die Urmenschen erinnern, welche auf den Bäumen schliefen, an denen sie sich mit ihren Schweifen festhielten". Georgewitsch sucht den Nachweis zu führen, daß die Albanesen weder fähig noch würdig sind, einen eigenen Staat zu bilden, weshalb sie sich glücklich schätzen müßten, von den Serben zivilisiert zu werden. In dieselbe Kerbe, gehässig bis zum Äußersten, zum Teil mit denselben Zitaten wie Georgewitsch, schlägt ein unter dem Pseudonym Balcanicus schreibender Serbe in der Broschüre „Le problème albanais, la Serbie et l'Autriche-Hongrie" (bei Augustin Challamel in Paris). Ein dritter Wortführer der Serben in ihren Ansprüchen auf Altserbien (das ihnen nicht mehr bestritten wird) sowie auf Albanien ist Dr. Niko Zupanitsch, dessen Flugschrift „Altserbien und die albanesische Frage" (Wien, Anzengruber-Verlag) sich mit jenem Teile der europäischen Türkei beschäftigt, „welcher Altserbien genannt wird, und mit den dazu gehörigen Küstengebieten, die zwischen San Giovanni di Medua und Durazzo in die Interessensphäre und das Annexionsgebiet des Königreichs Serbien und des serbischen Volkes fallen." Auch dieser serbische Schriftsteller erklärt, die Albanesen seien überhaupt keine Nation, und auch er vertritt die Auffassung: „Die Albanesen kann und darf nur der Balkanbund oder ein Staat desselben, welcher geschichtlich und georgraphisch am berufensten dazu erscheint (lies: Serbien. Der Referent.) der politischen Reife und eventuellen politischen Selbständigkeit entgegenführen." Einer Rundfrage, die im Namen der serbischen Presse hervorragenden Parlamentariern, Schriftstellern, Wissenschaftlern außerdeutscher Länder vorgelegt wurde, verdankt die Flugschrift „La question serbe et l'opinion européenne" ihre Entstehung (Paris, Rue de Varennnes 90). Sie ist antitürkisch, antiungarisch, antiösterreichisch, antialbanesisch.

Vom österreichischen Gesichtspunkte wird das albanesische Problem in einer kleinen anonymen Schrift behandelt, die zu Anfang des Krieges erschien

und heute schon so gut wie veraltet ist, da sie dem Haupttitel „Ein Beitrag zur albanischen Frage" den Untertitel hinzufügt: „Darf Österreich auf den Sandschak Novibazar verzichten?" (Verlag Karl Harbauer, Wien u. Leipzig.) Die darin an Österreich gerichtete Aufforderung, Aehrenthals Verzicht auf den Sandschak rückgängig zu machen, ist unerfüllt geblieben. Im Übrigen will die Schrift dartun, welch eminentes Interesse Österreich-Ungarn wirtschaftlich und militärpolitisch an Albanien hat.

Skizzen aus Albanien und Novibazar auf Grund eigener Reiseerlebnisse veröffentlicht — mit guten Lichtbildern des österreichischen Majors Spaits — der österreichische Feldmarschall-Leutnant Otto v. Gerstner (Verlag Wilhelm Braumüller, Wien und Leipzig). Der Verfasser hielt es, wie er sagt, als seine Pflicht, „für das Volk einzutreten, welches man erwürgen wollte, nachdem man es geschmäht, und über ein Land Klarheit zu verbreiten, welches für mein Vaterland zu ernster Bedeutung geworden ist."

Über das engere albanesische Problem hinaus beleuchtet Leopold Mandl in seiner Broschüre „Österreich-Ungarn und Serbien nach dem Balkankriege" (Verlag Moritz Perles, Wien) den ganzen Komplex der tiefen Zerwürfnisse, die die Beziehungen zwischen Serbien und der Habsburgischen Monarchie vergiften. Die Arbeit, die sich auf zuverlässigen Materialien aufbaut, ist eine Anklageschrift gegen die Leiter der serbischen Politik, namentlich gegen die radikale Partei, wegen ihrer österreichfeindlichen Umtriebe außerhalb und innerhalb der Monarchie. Sie geht aus von dem großserbischen Nationalprogramm, daß die Befreiung aller außerhalb des Königreichs wohnenden Serben und ihre Vereinigung zu einem großserbischen Staate fordert, und sie zeigt, welch bedenklicher Mittel sich die Serben zur Durchsetzung dieses Programms bedienen.

Die rumänischen Ansprüche auf Silistria und einen bulgarischen Gebietsstreifen bis zum Schwarzen Meere verficht J. G. Ribicescu in der Schrift „Les revendications de la Roumanie" (Bukarest, bei Carol Göbel) unter Anführung zweckdienlicher Dokumente. Für die Kutzowalachen Makedoniens tritt der Chefredakteur der Bukarester „Indép. Roum.", Alexandre Rubin, in einer umfangreichen Veröffentlichung ein: „Les Roumains de Macédoine" (Bukarest, bei Dem. C. Jonesco). Die sechs Kapitel behandeln die geographische Zone der Kutzowalachen, ihre Herkunft und Sprache, ihre soziale und kulturelle Bedeutung, ihre Verfolgungen durch die Griechen, die Gegenaktionen Rumäniens, das Schul- und Kirchenwesen. Dem Zweck der Verteidigung der Kutzowalachen gegen die Griechen dient auch die Neuauflage des sachkundig gearbeiteten Buches „Die Kutzowalachische Frage" aus der Feder des Berliner Journalisten C. A. Bratter (Hamburg, bei Herrmann's Erben). In dasselbe Gebiet fällt, allerdings unter Mißachtung des praktisch Erreichbaren, eine Veröffentlichung der „Mazedo-rumänischen Gesellschaft für geistige Kultur",

die sich „Mazedonien den Mazedoniern" betitelt (Bukarest, Druckerei des „Bukar. Tagebl."). „Weil wir den Frieden in Mazedonien endgültig sichergestellt zu sehen wünschen, darum verkünden wir den Grundsatz eines selbstständigen, unter den Schutz der Großmächte gestellten Mazedoniens". Mit diesem Wunsche, der durch die Kriegsereignisse unerfüllbar geworden ist (wenn er überhaupt je erfüllbar gewesen ist), wandten sich bekanntlich die Kutzowalachen, Juden und Türken Mazedoniens in einer Bittschrift auch an die Londoner Botschafterkonferenz; es ist der Wunsch der nationalen Minderheiten, in Schutz genommen zu werden gegen die Mehrheiten.

Schon einige Zeit vor dem Balkankriege erklärte in der Schrift „Die Zukunft Mazedoniens" Dr. jur. H. Fr. Blunck (bei Richard Hermes in Hamburg), er sei der Überzeugung, daß die Verleihung der Selbstverwaltung an Mazedonien „bei dem erbitterten Gegensatz aller Völkerschaften die Entwicklung (womit die Ansätze der jungtürkischen Reformversuche gemeint waren. D. Ref.) in ihrem Anfang zurückwerfen würde." Auf den Streit, ob eine Autonomie Mazedoniens möglich oder nützlich gewesen wäre, soll hier nicht eingegangen werden, das Buch Bluncks wird hier nur deshalb erwähnt, weil es in übersichtlicher Anordnung über wirtschaftliche Verhältnisse Mazedoniens Auskunft gibt, so daß man es bequem wird heranziehen können zu späterer vergleichsweiser Beurteilung der Leistungen der neuen Herren.

Für die Balkanbundstaaten und gegen die Türkei setzt sich mit stark bulgarenfreundlichem Einschlag Alexander Graf v. Gersdorff in der Flugschrift „Der Balkankrieg" ein. Er gibt den Deutschen und dem Dreibunde den Rat, ihre Sympathien dem Balkanbunde zuzuwenden: „Welche Aussichten eröffnen sich da für den deutschen Handel und die deutsche Industrie — Eisenbahnbauten, Lieferungen von Kriegsmaterial und besonders auch von Handels- und Kriegsschiffen! Wir müssen eben rasch zur Hand sein, um ... in friedlichem Wettbewerb uns einen Platz am Goldenen Horn an der Seite des Zaren Ferdinand zu sichern, der zurzeit der Mann in Europa ist, der mit weitschauendem Blick und kluger Berechnung Wirklichkeitspolitik treibt". Der Verfasser glaubte damals noch, daß Tschataldscha den Zaren Ferdinand nicht verhindern werde, in Konstantinopel einzuziehen.

Starke Sympathien mit den Balkanverbündeten verrät auch Pfarrer Dr. Schwarzlose aus Frankfurt a. M. in einem als Broschüre herausgegebenen Vortrage „Die Balkanstaaten und der Balkankrieg" (bei Moritz Diesterweg in Frankfurt). „Was wir gegenwärtig miterleben, ist die Fortsetzung und vielleicht auch der Abschluß des Prozesses, daß der Türke, der einst als unwillkommener Gast von Asien nach Europa herüberkam, aus dem Leibe Europas als Fremdkörper ausgeschieden wird ... Jeder, der dieses Mal das ersehnte Schlußergebnis aufhält, schürt damit nur einen neuen Krieg ... Es bleibe

aber nicht unausgesprochen, daß die aufstrebenden Balkanstaaten, wenn sie die Kultivierung der so gut wie brachliegenden europäischen Türkei in die Hand nehmen, dabei auch dem westlichen Europa und Deutschland mehr zu verdienen geben werden, als es die Türkei jemals gewollt und gekonnt hat."

Dieselbe Auffassung vertritt Adalbert Nickisch v. Rosenegk, der in der Broschüre „Balkanbund oder Türkei?" (Anthropos-Verlag, Berlin-Steglitz) zu dem Ergebnis kommt: „Wir müssen dem Balkanbund moralisch, geschichtlich und zeitlich das Recht zusprechen, diesen Krieg zu führen, wir müssen vom geschichtlichen, religiösen und moralischen Standpunkt mit ihm sympathisieren, wir dürfen kulturell von ihm etwas erwarten, wirtschaftlich, wenn wir auf seiner Seite stehen, etwas erhoffen".

Der Förderung der Sympathien für Bulgarien dient ein mit dem Bildnis des Königs Ferdinand geschmückter „Auszug aus der bulgarischen Geschichte" von Dr. Wilhelm Ruland, Königl. sächs. Hofrat. (Berlin bei Carl Marschner). Der Verfasser wünscht, durch diese Arbeit „die glorreiche bulgarische Vergangenheit weiteren Kreisen aufzuhellen," nachdem „unter der nunmehr fünfundzwanzigjährigen Regierung des jetzigen Zaren der bulgarische Staat einen politischen und wirtschaftlichen Aufschwung zu verzeichnen hat, der ihm für die Zukunft zweifellos noch bedeutende Aufgaben auf der Balkanhalbinsel zuweisen wird."

Dem türkischen Volke in seiner Not stellt sich der französische Romanschriftsteller Pierre Loti als flammender Verteidiger zur Seite. Die Sammlung seiner Aufrufe und Proteste zugunsten der Türken ist auch in deutscher Übersetzung erschienen. („Die sterbende Türkei", Verlag J. Ladyschnikow in Berlin). Pierre Loti führt in tiefer moralischer Entrüstung Klage gegen die französische Presse, weil sie die Greuel der Balkanverbündeten verschweigt, er setzt, wenn er von den Balkanchristen spricht, das Wort „Christ" am liebsten in Anführungszeichen, und er schildert in poetischem Schwung die menschlichen Tugenden des türkischen Volkes: „Gnade für die Türken! Verschont die Überlebenden! Bei ihnen ist, mehr als sonst irgendwo, die Redlichkeit und Tapferkeit zu Hause. Bei ihnen hat die Gemütsruhe, der Respekt, die Nüchternheit, das Schweigen und das Gebet noch eine letzte Zufluchtsstätte gefunden. Ich glaube, es gibt nicht einen Franzosen von Herz und Gemüt, der unter diesem Volke gelebt hat und dieser Ehrenerklärung, die ich in einem Augenblick höchster Bedrängnis ihm ausstelle, nicht aufs bereitwilligste zustimmte; einer Ehrenerklärung, die ihm leider, wie ich sehr wohl weiß, nichts mehr nützen wird, der nur noch die Bedeutung eines Trauerkranzes zukommt, den man auf das Grab eines Toten legt."

Ausführliche Berichte über die von den Verbündeten verübten Unmenschlichkeiten hat das Konstantinopeler Komitee herausgegeben, das sich eigens zum Zwecke dieser Publikation gebildet hat. Die

Broschüren — es sind bisher zwei erschienen — führen den Titel „Les atrocités des coalisés balkaniques" und sind von der Administration des Konstantinopeler Blattes „Ifham" zu beziehen. Dokumente gleicher Art findet man in der Flugschrift: „La guerre d'Orient et les atrocités des états balkaniques" von Jean Ruby (Druckerei Kléber, Paris, avenue Kléber 100). Von demselben Schriftsteller stammt die Broschüre „Les alliés balkaniques à la barre de l'histoire", zu deren Kennzeichnung hier der Ausruf angeführt sei: „Le sang des victimes monte toujours et, malgré la conspiration de silence faite autour de leurs méfaits, la vérité, implacable et lumineuse, commence à percer." Die gegen die Albanesen begangenen Greuel werden erzählt in der Flugschrift „Albaniens Golgatha; Anklageakten gegen die Vernichter des Albanervolkes; gesammelt und herausgegeben von Leo Freundlich". (Wien, Verlag von Josef Roller u. Co.)

Ein Kapitel des Buches von Dr. Ernst Jäckh „Deutschland im Orient nach dem Balkankriege" (Martin Mörikes Verlag in München) ist gleichfalls den Balkangreueln gewidmet, sonst ist das Buch im allgemeinen eine Untersuchung der wirtschaftspolitischen Möglichkeiten Deutschlands in den asiatischen Gebieten der Türkei sowie beiläufig auch in den europäischen Provinzen, die jetzt in andere Hände übergehen. Die Erwägungen Jäckhs führen ihn von selbst zu einer Beleuchtung der deutsch-englischen Beziehungen. So schließt sich an eine Betrachtung der deutschen Wirtschaftspolitik von Helgoland bis Bagdad eine Darstellung der englischen Gebietspolitik von Gibraltar bis Kalkutta an und weiterhin ein Abschnitt über den deutsch-englischen Kampf um die Bagdadbahn. Jäckh ist alles in allem trotz seiner starken Sympathie für die Türkei mit dem Gange der europäischen Politik der letzten Zeit vom deutschen Standpunkte aus zufrieden. Er stellt fest, daß der Dreibund, der aus der Orientkrisis des Jahres 1878 herausgewachsen ist, durch die Orientkrisis des Jahres 1912 zur vollen Frucht gereift ist, er bemerkt mit Genugtuung, daß der Wall, der nach König Eduards Willen Deutschland einkreisen sollte, durchbrochen wurde, und er verspricht sich von der Zukunft eine Besserung der deutsch-englischen Beziehungen auch in der Richtung des Zusammenarbeitens in Türkisch-Asien.

Ganz im Gegensatz zu Jäckhs Ruhe und Hoffnungsfreudigkeit stehen die sehr aufgeregten Auseinandersetzungen von Dr. Albert Ritter in der Flugschrift „Die Kaisermächte und der Balkan. Ein Alarmruf und ein Programm" (Stuttgart bei Arthur Dolge). Dr. Ritter sieht das Deutsche Reich infolge der Siege der Balkanverbündeten schon am Rande des Abgrundes. „Heute befindet sich das Deutsche Reich und mit ihm Österreich in einer politischen Lage, die weniger eine Niederwerfung durch Waffengewalt als die Bezwingung durch Aushungerung befürchten oder vorhersehen läßt . . . Wir sitzen in der Falle!

... England, Rußland, der Panslavismus und das Romanentum haben sich gefunden. Alle versprechen sich von der Niederwerfung der unerträglichen Deutschen himmlische Tage ... Der vielbesungene Entscheidungskampf zwischen Deutschtum und Slaventum ist in der Tat ausgebrochen." Der Verfasser zermartert sich das Hirn, wie dieser „grauenvollen Lage" noch zu entschlüpfen sei, und glaubt, als Ausweg, die Schaffung eines Staatenbundes vorschlagen zu sollen, der von der Nordsee bis zum Euphrat reicht.

Stark davon abweichend sind die Anträge eines Weltbeglückers namens Ralf de Nerict, der in dem Büchlein „L'Europe de demain. Seule solution possible de la question d'Orient" (Paris bei H. Daragon) erstens die freiwillige und schmerzlose Auflösung der Habsburgischen Monarchie in ihre Bestandteile unter freundwilliger Zustimmung des Herrscherhauses, zweitens die Übersiedlung des Papstes nach Konstantinopel und die Errichtung eines neuen Kirchenstaates am Goldenen Horn auf das dringendste befürwortet. Der Titel, der diese Lösung als „einzig" bezeichnet, stimmt also.

Als Ankläger gegen Europa tritt Dr. Mehemed Emin Efendi (Pseudonym) in der Schrift „Die Balkankrisis in völkerpsychologischer Bedeutung" auf. (Leipzig bei O. Gracklauer.) Das allgemeine Rechtsgefühl habe, so führt er aus, der Türkei gegenüber versagt; ungeschwächt bestehe der alte Gegensatz der Christenheit gegen die nichtchristliche Welt fort, der gegenüber Recht und Billigkeit nicht geübt zu werden brauche. „Die Weltgeschichte kennt keinen zweiten Fall, in dem so ungeheueres Unrecht jahrhundertelang mit einer derartigen teuflischen Beharrlichkeit gegen einen Staat geübt worden ist ... Schmählicher ist noch niemals ein unabhängiges Volk von einer übermächtigen Mehrheit anderer Völker mißhandelt worden, als das türkische." Im weiteren erörtert der Verfasser den bevorstehenden gegenseitigen Bevölkerungsaustausch zwischen den Balkansiegern und legt dar, wie er sich diesen Vorgang denkt.

Mit dem Unrecht, das der Türkei geschieht, befaßt sich im Hinblick auf einen Spezialfall die anonyme Flugschrift „Adrianopel und die Zukunft Europas" (Modernes Verlagsbureau Curt Wiegand, Berlin-Leipzig). Es handelt sich hierbei um die bekannte Note der Großmächte, die der Türkei die Abtretung Adrianopels an Bulgarien empfahl. Die Broschüre appelliert im Interesse des europäischen Friedens an die Balkanvölker, daß sie „freiwillig das Opfer ihrer hochgespannten Erwartungen bringen, deren Erfüllung weder Europa, noch ihnen selbst zum Segen gereichen könnte."

Schließlich sei erwähnt, daß auch die Armenier der Türkei ihre Propaganda zur Erlangung besserer politischer Zustände wieder aufgenommen haben und das Zentralkomitee der armenischen Hentschakisten-Partei in Verfolg dieser Agitation eine Broschüre mit den Armenier-Forderungen unter dem Titel

„Appel aux grandes puissances et aux peuples européens" herausgegeben hat.

Alle Richtungen, alle Ansichten, alle Begehrlichkeiten sind, wie man sieht, in diesen Schriften behandelt. Nur glaube man nicht, daß alle oder auch nur alle in deutscher oder französischer Sprache erschienenen Balkanbroschüren hier Erwähnung gefunden haben. Die Orientfrage ist und bleibt — auch nach der Zurückdrängung der Türkei — unerschöpflich und jede ihrer Phasen zeitigt Flugschriften, die so zahlreich sind, wie die Wellen des Bosporus.

Max Roloff:
Die muhammedanische Propaganda der Neuzeit.

I.

Der Islam durchlebt in unseren Tagen eine politische Depression. Seitdem die Ausbreitung der europäischen Mächte außerhalb Europas einen Höhepunkt erreicht hat, wie nie zuvor, wird durch diese Expansion der Christenmächte auch ein Druck auf die wenigen noch selbständigen muhammedanischen Reiche ausgeübt. In ihrer Isolierung können sie keinen Widerstand bieten, denn diese Isolierung schmilzt wie der Schnee in der Sonne vor den sich immer mehr entwickelnden neuzeitlichen Verkehrsmitteln, den Trägern des europäischen Welthandels. Wohl darf heute noch kein Ungläubiger das heilige Gebiet von Mekka betreten, was übrigens Allah selbst im Koran*) verboten hat, aber Plakate, in welchen europäische Handelsartikel und Dampfergesellschaften angepriesen werden, zieren (oder verunzieren) hier schon lange die öffentlichen Plätze. Es ist möglich, daß schon in wenigen Jahren an der Kabah, „dem Hause Allahs", die bekannten Plakate von Seifen- und Kakaofabriken angebracht werden, wie dies in vor-islamischer Zeit geschah mit den in goldenen Lettern geschriebenen preisgekrönten Gedichten der alt-arabischen heidnischen Dichter; diese Gedichte hießen deshalb auch Mo'allaqah's, d. h. „die aufgehangenen Gedichte". Europäische industrielle Unternehmungen werden in allen noch unabhängigen muhammedanischen Ländern gegründet, und, abgesehen von den materiellen Vorteilen, welche die Bevölkerung hierdurch hat, können die Moslim die Wunder der modernen Technik in ihrer un-

*) Koran 9, 28: „O, ihr Gläubigen, die Ungläubigen sind unrein; laßt nicht zu, daß sie sich weiterhin dem Tempel in Mekka nähern."

mittelbaren Umgebung in Augenschein nehmen, was natürlich einen tiefen Eindruck auf dieselben macht. Eine immer mehr zunehmende Sucht, die Europäer nachzuahmen, ist in den höheren Ständen bemerkbar, was ihrer sittlichen Entwickelung oft gerade nicht förderlich ist. Ernste Moslim verstehen sehr wohl die Bedeutung dieser „friedlichen Invasion"; sie sehen, daß dieser äußere Firnis einer abendländischen Kultur bei ihren Landsleuten meistens nur eine Fülle von Sittenlosigkeit bedeckt, und daß die innere Fäulnis ihrer Staaten immer deutlicher zutage tritt, je mehr sie mit den Ungläubigen in Berührung kommen. Die Ursache für die Schwäche der muhammedanischen Staaten suchen die Moslim oft in dem ungenügenden Kriegsmaterial oder in der schlechten militärischen Organisation der Armee; in Wirklichkeit ist es aber der vollständige Mangel an Regierungskunst und an Talenten auf dem Gebiete der Verwaltung, was ja bei muhammedanischen Staatsmännern von jeher der Fall gewesen ist, namentlich aber von dem Zeitpunkte an, als sich der Islam auch außerhalb Arabiens ausbreitete. Wenn man sich z. B. in Europa beklagt über die fortdauernden inneren Unruhen im ottomanischen Reiche und diese Unruhen als ein Zeichen des Verfalls oder einer baldigen Auflösung bezeichnet, so vergißt man, daß es selbst in der Blütezeit des Kalifenreiches in Damaskus und in Bagdad nicht anders gewesen ist. Ein muhammedanisches Land ohne innere Unruhen ist ebenso undenkbar, als ein Land, welches konstitutionell regiert wird, ohne Ministerkrisen. Im Mittelalter wurde Europa wenig oder gar nicht berührt durch die inneren Umwälzungen und Kriege im Kalifenreiche, während in der Neuzeit durch ähnliche Vorfälle in der Türkei oder in Persien stets große finanzielle Interessen für Europa in Frage kommen, und hierdurch die europäische Diplomatie oft zur Intervention gezwungen wird. Wie sich die Zukunft für diese muhammedanischen Reiche auch noch gestalten möge, soviel ist jedenfalls gewiß, daß die Moslim nicht blind sind für die Gefahren, welche die Unabhängigkeit dieser Länder bedrohen; sie sehen sehr wohl ein, daß nur ein engeres Zusammenschließen diese Gefahren vermindern kann.

Zu diesen politischen Annäherungsversuchen tritt ein anderer bedeutungsvoller Faktor, nämlich der Zeitgeist auf religiösem Gebiete. Ebenso wie die Annäherung der verschiedenen muhammedanischen Regierungen zu einander nur bei denjenigen Moslim gefunden wird, welche durch Geburt, intellektuelle Entwicklung oder Reichtum zu den höheren Ständen gehören, so ist es auch der Fall hinsichtlich des Zeitgeistes auf religiösem Gebiet. Es steht fest, daß bei diesen Ständen der Glaubenseifer in den letzten Jahrzehnten bedeutend abgenommen hat; wenn auch hierbei in den meisten Fällen nicht an Freidenkerei, welche einer Negation jeder Religion gleichkommt, gedacht werden darf, so hat doch für viele, welche scheinbar noch den Gottesdienst ihrer Vorväter befolgen, dieser keine andere Bedeutung als eine Sammlung alter Familienporträts. Man denkt

nicht im entferntesten daran, diese Sammlung zu vernachlässigen oder gar zu veräußern, aber man lebt nicht mehr mit den Personen, welche sie vorstellen; ihre Feinde und ihre Freunde sind nicht mehr die Feinde und Freunde des gegenwärtigen Geschlechts. Auf theologischem, oder was bei den Muhammedanern dasselbe ist, auf juridischem Gebiet schleifen sich die scharfen Kanten der verschiedenen Dogmen immer mehr und mehr ab; Meinungsverschiedenheiten, welche in früheren Jahren Ursache waren, sich bis auf den Tod zu verfolgen, treten jetzt in den Hintergrund, und es entsteht ein Modus vivendi, den man früher nicht für möglich gehalten hätte.

Eine andere, mehr intellektuelle Äußerung derselben Geistesrichtung, auch bei einem nichtfachkundigen Publikum, ist das große Interesse, welches in der Neuzeit die Christen der vergleichenden Religionswissenschaft entgegenbringen. Während noch im Jahre 1698 der gelehrte Mönch Maraccius in Padua den Koran in einer Übersetzung veröffentlichte unter dem Titel Refutatio Alkorani, und seine Arbeit in der Vorrede damit entschuldigte, daß alle seine Studien über den Islam nur den Zweck verfolgt hätten, die Ketzerei des mekkanischen Pseudo-Propheten zu bestreiten, werden jetzt häufig in Europa Schriften über den Islam veröffentlicht, welche ebenso gut aus der Feder eines muhammedanischen Gelehrten als aus der eines christlichen Rationalisten stammen könnten, ja, welche manchmal von mehr Bewunderung für den Islam als für das Christentum zeugen. Ein in der Art der Sache gleiches Interesse für das Christentum findet man in der Neuzeit auch bei gelehrten Muhammedanern; es kommt häufig genug vor, daß ein gelehrter Araber einem Christen allerlei Fragen über Glaubenslehre und Kirchengeschichte stellt, ohne daß der Fragesteller daran denkt, Christ zu werden. Es ist nicht immer leicht, diese Fragen zu beantworten, da den meisten, auch den gelehrtesten Arabern, eine elementare Kenntnis der Fundamental-Lehre des Christentums fehlt, sie stehen noch heute auf demselben Standpunkt wie Schahrastâni im 12. Jahrhundert, welcher in seinem Werke über das Christentum von „72 Sekten" spricht, welche aus den „drei Hauptsekten" (die Melchiten, die Nestorianer und die Jakobiner) entstanden sein sollen.

Die hier besprochenen Ursachen von Annäherung kommen in größerem oder kleinerem Maße zur Geltung bei den Sunniten einerseits und allen heterodoxen Sekten des Islam andererseits; sie treten überall zutage, nur nicht bei den Wahabiten in Arabien, welche ein verkehrter nationaler Hochmut als Angehörige der „edelsten Nation" davon abhält, sich einem nicht-arabischen sunnitischen Fürsten zu unterwerfen und so für die Einheit des Islam mitzuwirken.

Jedenfalls aber kommen die Annäherungsversuche der verschiedenen Parteien im Islam, sowohl auf politischem wie auf intellektuellem Gebiet, am meisten der Hohen Pforte zugute und erhöhen ihren Einfluß unter den gläubigen Moslim, auch bei denjenigen, welche sonst prinzipiell dem Imamat der türkischen Sultane

abgeneigt sind. Ist doch die Türkei der mächtigste der muhammedanischen Staaten; auch die christlichen Großmächte müssen mit ihr rechnen, und in Konstantinopel, dem ökonomischen und politischen Zentrum des Islam, wie in Mekka, dem religiösen Zentrum desselben, weht noch immer die türkische Fahne. Daß die Hohe Pforte diese Stimmung für sich ausnützt und durch ihre Agenten, Gesandten und Konsuln mit anderen muhammedanischen Staaten in engere Beziehungen zu treten sucht, ist ganz natürlich. Freilich besteht, wie schon erwähnt, der Wunsch nach Einheit aller muhammedanischen Sekten nur bei Angehörigen der entwickelten Stände; in der Volksklasse lebt noch immer der alte Haß der Sunniten gegen die Schiiten, Ibadhiten usw., und umgekehrt, es bedarf oft nur wenig Brandstoff, um diesen Haß in hellen Flammen auflodern zu lassen.

II.

Es ist allgemein bekannt, daß sich die Propaganda des Panislamismus namentlich an die Muhammedaner wendet, welche Untertanen oder Schutzbefohlene europäischer Regierungen sind, und daß ihr Ausgangspunkt Mekka ist. Die Muhammedaner in China, auf etwa 20 Millionen geschätzt, scheinen bis jetzt von der Propaganda nicht ins Auge gefaßt zu sein, und, wenn es wahr ist, was man über ihre Geistesrichtung mitteilt, ist es auch nicht wahrscheinlich, daß bei ihnen, obwohl sie Sunniten sind, jemals panislamistische Bestrebungen zugunsten des türkischen Imamats auf fruchtbaren Boden fallen werden. Es scheint nämlich, daß der kosmopolitische Charakter, welcher dem Islam eigen ist, auf das stark entwickelte Nationalitätsgefühl der Chinesen abstoßend wirkt. Sie sind und bleiben Chinesen; wenn die chinesischen Muhammedaner zu wiederholten Malen Aufstände gegen die bestehende Regierung ins Leben riefen, so geschah dieses stets mit der Absicht, die heidnische Regierung in eine muhammedanische zu verändern, aber niemals zugunsten eines fremden Fürsten. Ihr Ideal war stets eine chinesisch-muhammedanische Regierung; obwohl die chinesischen Moslim im großen und ganzen die Schariah befolgen, lassen sie sich doch nicht durch die in derselben umschriebenen Vorschriften über die staatliche Einheit des Islam beeinflussen. Die allgemeinen Strömungen im Islam scheinen auf die Chinesen keinen Eindruck zu machen, aus welchem Grunde sie auch die Wallfahrt nach Mekka sehr vernachlässigen, — es kommen durchschnittlich nicht mehr als 25 chinesische Pilger alljährlich in die heilige Stadt. Aus diesem Grunde ist es auch begreiflich, daß man sich in Mekka wenig um diese chinesischen Moslim bekümmert und sie bisher mit der panislamistischen Propaganda verschont hat.

Ebenso wenig hört man etwas von dieser Propaganda unter den Moslim in Beludschistan, Afghanistan, Turkestan und im südöstlichen Teile von europäisch Rußland, obwohl die Bevölkerung dieser Länder dem sunnitischen Islam angehört und die Zahl der Pilger eine nicht unbeträchtliche Höhe erreicht. Dahin-

gegen wird die Propaganda sehr energisch betrieben in Algerien und in Tunis, in Britisch-Indien, im Maleiischen Archipel und, seit der Besetzung von Ägypten im Jahre 1882 durch die Engländer, auch in diesem Lande.

Derjenige, welcher die gesellschaftlichen Zustände in Mekka einigermaßen kennt, wird sich nicht wundern über die Tatsache, daß man dort die panislamistische Propaganda hauptsächlich unter den Bewohnern obengenannter Länder treibt. Der eigene materielle Vorteil spielt hierbei eine Hauptrolle. Es ist eine häufig zutage tretende Erscheinung, daß die Bewohner heiliger Städte die in ihrem Weichbilde gelegenen Heiligtümer als etwas Alltägliches betrachten; sie meinen, daß diese, denen sich die fremden Pilger nur mit großer Ehrfurcht nähern, nur dazu da sind, durch Almosen und Trinkgelder die eigene Börse zu füllen. Dies hat natürlich zur Folge, daß die Bewohner heiliger Städte wenig Lust zur Arbeit zeigen; viele suchen durch die Anfertigung und den Verkauf von wertlosen Reliquien und dergleichen gute Geschäfte zu machen oder durch Führerdienste ihren Lebensunterhalt zu gewinnen. Alles, was man in dieser Hinsicht in europäischen Wallfahrtsorten und in Jerusalem wahrnimmt, ist nichts im Vergleich zu dem, was in Mekka zutage tritt. Es steht unumstößlich fest, daß die Mekkaner, obwohl sie arabisch sprechen und die arabische Kleidertracht tragen, dennoch wenig arabisches Blut in ihren Adern haben, einige Scherifenfamilien ausgenommen, welche die Abstammung rein erhalten haben. Die Bewohner von Mekka leben fast alle ohne Ausnahme, direkt oder indirekt, von der Wallfahrt; Handel und Industrie haben nur lokale Bedeutung. Die Einwohnerzahl von Mekka, etwa 50 000, ist zur Zeit der Wallfahrt verdoppelt, und, wenn der große Opfertag auf einen Freitag fällt, kommen noch 50 Prozent mehr Pilger an. Diese Zeit der Wallfahrt ist für die Mekkaner dasselbe, was die „Saison" für die Bewohner unserer Kurorte ist. Behält man hierbei im Auge, daß selbst in unseren Saisonplätzen dem Fremden oft recht unlautere Vergnügungen geboten werden, lediglich um ihm soviel wie möglich Geld aus der Tasche zu locken, so kann es nicht überraschen, wenn die Mekkaner, die doch sittlich tief unter dem Durchschnittseuropäer stehen, dasselbe tun, und zwar in viel größerem Maße. Die Berichte aller Europäer, welche im Laufe der Jahre, als Moslim verkleidet, Mekka besucht haben, stimmen in dieser Hinsicht vollkommen mit dem überein, was man aus dem Munde von in ihre Heimat zurückgekehrten Pilgern vernimmt.

Die Wallfahrt nach Mekka und der Panislamismus stehen im engen Zusammenhang miteinander; nicht nur, weil die Wallfahrt nach Mekka die Einheit der muhammedanischen Gemeinde sinnbildlich darstellt, sondern auch, weil der Panislamismus von seiner Seite die Gläubigen zum Verrichten der Wallfahrt ermuntert. Der abstrakte Rechtsbegriff, daß die muhammedanische Gemeinde nicht nur kirchlich, sondern auch staatlich unteilbar sei, kann auf die große Masse der Gläubigen keinen Eindruck machen, solange ihr dieser Begriff nicht in tast-

barer Form unter die Augen gebracht wird; dies geschieht durch die Tatsache, daß alljährlich an einem gewissen Zeitpunkte Zehntausende gläubiger Moslim aus aller Herren Länder, von vielerlei Hautfarbe, Kleidertracht und Muttersprache, in Mekka zusammenströmen, um gemeinschaftlich einige altheidnische religiöse Zeremonien zu verrichten. Man darf freilich nicht glauben, daß bei dieser Gelegenheit Javanen und Neger, Bengalen und Algerier, Türken und Araber die allgemeinen Angelegenheiten des Islam besprechen und über die Art und Weise beratschlagen, wie am besten den Feinden dieses Gottesdienstes entgegenzutreten sei. Nein, Politik treiben die gewöhnlichen Pilger in Mekka nicht. Sie werden wie die Schafe von einer Festlichkeit zur anderen getrieben, und schließlich, wenn ihnen auch der letzte Pfennig abgenommen ist, nach Beendigung der Wallfahrt in ihre Heimat zurückexpediert, was man in vielen Fällen der öffentlichen Wohltätigkeit, den fremden Konsuln in Djiddah oder den in Betracht kommenden Schiffahrtsgesellschaften überläßt. Übrigens bildet auch die große Verschiedenheit der Muttersprache ein Hindernis, um großartige politische Massenmeetings abzuhalten; die Pilger aus jedem Lande, oft aus jedem Landstrich, sind außerdem streng von einander getrennt und stehen unter der Leitung offiziell anerkannter Führer, welche dafür Sorge tragen, daß sich kein Konkurrent um die ihnen anvertrauten Schafe bekümmert oder dieselben gar für seine Zwecke ausbeutet. Aber schon allein die Tatsache, daß Zehntausende Gläubige aus den verschiedensten Teilen der muhammedanischen Welt auf einem verhältnismäßig kleinen Raume zusammenströmen und ihre religiösen Zeremonien verrichten, ohne hierbei auf Schritt und Tritt mit Ungläubigen in Berührung zu kommen, muß dazu beitragen, ein Gefühl von Einheit, ein Solidaritätsgefühl bei den Pilgern zu erwecken. Hat dies Gefühl einmal Wurzel gefaßt, so ist der in sein Heimatland zurückgekehrte Pilger natürlich viel empfänglicher für Einflüsterungen, welche den Zweck verfolgen, die Herrschaft der Ungläubigen zu untergraben.

Solche Einflüsterungen bleiben denn auch dem Pilger in Mekka nicht erspart. Man haßt hier die christlichen Regierungen, nicht so sehr aus religiösem Fanatismus, den der Durchschnittsmekkaner von heute nicht kennt, sondern deshalb, weil man fürchtet, daß durch die Bemühungen dieser Regierungen für das Wohl der unter ihrem Schutze lebenden Pilger die materiellen Vorteile, welche die Wallfahrt den Mekkanern abwirft, außerordentlich vermindert werden könnten. Die Vorschriften über die Behandlung und Verpflegung der Pilger an Bord der Schiffe verschiedenster Nationalität und die internationalen sanitären Maßregeln erschweren die Konkurrenz der muhammedanischen Reedereien mit den europäischen je länger je mehr; die mekkanischen Pilgeragenten standen mit erstgenannten Reedereien stets in reger Geschäftsverbindung, einer hatte vom andern Vorteil, und die Pilgeragenten zahlen auch den europäischen Dampfschiffsgesellschaften eine Prämie für jeden angebrachten Pilger. Der in früheren Jahren

blühende Sklavenhandel in Mekka ist jetzt durch die Bemühungen der europäischen Mächte fast gänzlich ruiniert, wodurch den Mekkanern mancher fette Bissen entgangen ist. Die europäischen Konsuln in Djiddah haben wohl noch nicht das Recht, Mekka selbst zu besuchen, aber indirekt ist ihre Anwesenheit in der nahen Hafenstadt, an der Grenze des heiligen Gebietes, doch ein gewisser Hinweis und eine Drohung, mit der Ausbeutung ihrer Schutzbefohlenen in Mekka nicht allzu weit zu gehen. Die Gesetzlosigkeit, welche früher herrschte, wo man z. B. noch verarmte Pilger wegen Schulden in das Gefängnis werfen konnte, hat heute wohl nicht ganz aufgehört, aber man weiß, daß es ein gefährliches Spiel ist. Dies sind im großen und ganzen die Gründe dafür, daß man in Mekka den christlichen Mächten nicht gerade freundschaftlich gesinnt ist.

Das Zusammenwohnen und die tägliche Berührung von Moslim und Christen in europäischen Kolonien stumpft auf die Dauer den exklusiven Charakter des Islam ab, sodaß die Gläubigen schließlich nicht mehr so fanatisch für Mekka schwärmen und ihre Freigebigkeit für die dortigen Stiftungen nicht mehr so betätigen, als es die Mekkaner wünschen. Im Koran wird schon zu wiederholten Malen auf die Gefahren hingewiesen, welchen ein Moslim ausgesetzt ist, der mitten unter Ungläubigen wohnt, oder gar in ein intimeres Freundschafts- oder Verwandtschaftsverhältnis zu diesen tritt.*) Nun haben aber zahlreiche Muhammedaner unter einer geordneten europäischen Regierung große materielle Vorteile, es sei als gut besoldete Beamte, oder als Kaufleute; in diesen Kreisen sucht man durch allerlei Rechtsfiktionen zu beweisen, daß es sehr wohl möglich sei, zugleich gläubiger Moslim und getreuer Untertan einer christlichen Regierung zu sein; dennoch ist man von der Unrechtmäßigkeit eines solchen Zustandes im Prinzip überzeugt, denn ein Ungläubiger soll nie über die Moslim herrschen. Noch eine andere Gefahr droht Mekka als Wallfahrtsort. Die europäischen Regierungen können unmöglich, schon aus ökonomischen Rücksichten, auch wenn sie dem Islam als dem Gottesdienst, den viele Millionen ihrer Untertanen als den ihren betrachten, die weitgehendsten Konzessionen machen, auf die Dauer eine Religion tatkräftig unterstützen, welche alljährlich nicht unbedeutende Kapitalien dem Lande entzieht, nämlich für Reise- und Zehrungskosten, Schulen und fromme Stiftungen in Mekka usw., für welche Summen nichts anderes in die Kolonien zurückkommt als „heiliges Wasser" aus dem Semsembrunnen, Lappen des Überzuges, welcher die Kaba bedeckt und alle Jahre erneuert wird, und andere Reliquien, welche keinerlei materiellen Wert haben; um von ausgeplünderten und ausgebeuteten Pilgern ganz zu schweigen. Offizielle Unterstützung und Ermutigung zur Wallfahrt nach Mekka ist demnach von einer europäischen Kolonial-

*) Koran 3, 27. 114—116; 4, 91; 5, 56. 62. 63. 83; 9, 23. 114; 11, 47. 48; 23, 96; 60, 1—4. 7—9. 13.

regierung nicht zu erwarten, eher das Gegenteil; aus diesem Grunde muß natürlich die Zahl der Pilger schließlich abnehmen. Der Mekkaner haßt deshalb die Franzosen in Algerien und Tunis, die Engländer in Indien und Ägypten, und die Holländer im maleiischen Archipel; deshalb hetzt er die muhammedanischen Bewohner dieser Länder gegen ihre Regierungen, indem er sie erinnert an das Dogma vom Imamat; er erzählt ihnen märchenhafte Geschichten von der Macht des Sultan-Kalifen in Konstantinopel.

Die Pilger aus Britisch- und aus Holländisch-Indien stehen in Mekka in hohem Ansehen, weil sie von allen Pilgern das meiste Geld mitbringen; man sorgt dafür, daß es soviel wie möglich in der heiligen Stadt bleibt. Die aus dem maleiischen Archipel stammenden Moslim zeichnen sich besonders durch ihre Vertrauensseligkeit und die Geduld aus, mit welcher sie sich von den Mekkanern rupfen lassen. Wohl bringen wenige derselben so große Reichtümer mit, wie dies oft bei Pilgern aus Britisch-Indien der Fall ist, aber man trifft auch nie unter ihnen ganz arme. Aus Ägypten kommen ebenfalls sehr viele reiche Pilger nach Mekka, außerdem bringt die offizielle Pilgerkarawane alljährlich bedeutende Summen mit nach Mekka, welche aus frommen Stiftungen stammen. Unter den Pilgern aus Nord-Afrika findet man wohl sehr viele Arme, da die dort herrschende theologische Richtung von Malik Armut nicht als ein Hindernis für die Wallfahrt betrachtet, aber speziell aus Algerien kommen auch viele Reiche nach Mekka. In Europäisch-Rußland, Turkestan, Afghanistan, Beludschistan findet man selten große Reichtümer bei den Moslim, weshalb sich auch der Mekkaner wenig bekümmert um Pilger aus diesen Ländern. Persien und die anderen, größtenteils von Schiiten bewohnten Länder kommen für die panislamistische Propaganda nicht in Betracht. Die orthodoxen Araber sind meistens arm, sie sehen außerdem auf die kosmopolitischen Mekkaner mit Geringschätzung herab; man hat in Mekka von diesen Beduinen, wie auch von den wenigen Pilgern aus Marokko und aus dem Sudan, nur Unannehmlichkeiten. Die chinesischen Pilger kommen schon ihrer geringen Zahl wegen nicht in Betracht; die Abneigung, welche bei vornehmen Muhammedanern aus diesem Reiche gefunden wird, eine Reise in ein in ihren Augen „barbarisches" Land wie Arabien zu unternehmen, macht es unwahrscheinlich, daß in den nächsten Jahrzehnten die Zahl der chinesischen Pilger nach der heiligen Stadt erheblich zunehmen wird. Infolgedessen ist das Interesse für diese Völkerschaften in Mekka sehr gering und man betreibt die panislamistische Propaganda unter ihnen mit wenig Eifer.

III.

Nach diesen Ausführungen über die geographische Verbreitung der panislamistischen Propaganda verdienen die Propaganda-Mittel unsere besondere Beachtung. Was die arabische und türkische Tagespresse betrifft,

so müssen hier zunächst die Länder ausgeschaltet werden, wo nur ein verschwindend kleiner Teil der muhammedanischen Bewohner diese beiden Sprachen beherrscht, wie dies namentlich in Holländisch- und zum großen Teile auch in Britisch-Indien der Fall ist. Maleiische und javanische Zeitungen haben überhaupt keine politische Richtung; anders ist dies freilich mit den Tageszeitungen, welche in einer der vielen vorder-indischen Sprachen erscheinen; dennoch kommen dieselben für die panislamistische Propaganda selten in Betracht, da die meisten nationalistische Tendenzen verfolgen. Die neuere arabische und türkische Presse steht fast ohne Ausnahme unter dem Einfluß des Panislamismus. Nach der Einführung einer Verfassung in Persien und der Türkei wuchsen die Zeitungen und Zeitschriften in beiden Ländern wie Pilze aus dem Boden, und diese Presse beschäftigte sich je länger je mehr mit Gedanken und Plänen über die Ausbreitung des Islam, damit dieser Gottesdienst einmal die ihm gebührende Stelle als Weltgottesdienst einnehme. Diese Presse verzeichnet umständlich jede Vergünstigung, welche die christlichen Regierungen — namentlich in Indien und in Ägypten — dem Islam gewähren, und preist ihr gutes Einvernehmen mit diesen Regierungen, indem sie zugleich die christliche Religion angreift, denn sie weiß sehr wohl, daß die Politik der christlichen Völker, im Gegensatze zum Islam, wo Religion und Politik zusammenfallen, nichts mit Religion zu tun hat. Die muhammedanische Presse läßt keinen Zweifel darüber aufkommen, daß die Moslim keinerlei Verletzung ihrer religiösen Ansichten, Sitten und Gebräuche ertragen würden, und in Europa gilt allgemein der Grundsatz, man dürfe dem Islam nicht zu nahe treten, um seinen Fanatismus nicht zu reizen. Es würde hier zu weit führen, wollte man alle türkischen und arabischen Zeitschriften, welche die Propaganda für den Panislamismus betreiben, nur dem Namen nach erwähnen. In neuester Zeit sucht man namentlich Japan für den Islam zu gewinnen, welches Land sich die Jungtürken vielfach zum Beispiel genommen hatten; Veranlassung dazu gab der Übertritt eines japanischen Offiziers zum Islam.

Die Jungtürken wollten wohl direkt mit dem Panislamismus nichts zu tun haben, um nicht das Mißtrauen der europäischen Mächte zu erregen; sie ließen deshalb in der theologischen Wochenschrift „Béjan-ul-Haq" erklären, daß die Liga des Panislamismus keine Gemeinschaft habe mit dem Komitee für Einheit und Fortschritt. Und dennoch waren die Spalten der Komiteeblätter nach wie vor mit panislamistischen Artikeln gefüllt.

Besondere Aufmerksamkeit verdienen die in muhammedanischen Ländern importierten Predigtsammlungen in arabischer Sprache. Es muß nämlich an jedem Freitag nach dem Mittaggebet in sämtlichen Moscheen der ganzen Welt eine Predigt in arabischer Sprache gehalten werden. Diese Predigt besteht aus zwei Teilen: der erste Teil behandelt irgend ein Thema über Dogmatik, Koraninterpretation, Moral oder dergleichen; den zweiten Teil könnte man das allgemeine

Kirchengebet nennen, man bittet u. a. um Allahs Segen für die Gemeinschaft der Gläubigen und ihr sichtbares Oberhaupt, den Imam. Nun gibt es in der muhammedanischen Welt sehr viel Geistliche, welche die arabische Sprache nicht so beherrschen, daß sie selbst eine arabische Predigt, und zwar am liebsten in gereimter Prosa, entwerfen könnten; deshalb hat man in jeder Moschee gedruckte Predigtsammlungen, aus welchen der Geistliche Freitags einfach eine Predigt vorliest. In früheren Jahren bestanden nur geschriebene Predigtsammlungen, und die waren teuer; so kam es, daß man sich oft jahrzehntelang mit derselben Sammlung begnügen mußte, und die Gläubigen hörten jahraus jahrein dieselben Predigten. Manche Moscheen besaßen nur zwölf Predigten, andere nur eine, die Jahre hindurch an jedem Freitag vorgelesen wurde; doch das hatte weiter keinen Nachteil, denn abgesehen davon, daß der Inhalt einer solchen Predigt, vom muhammedanischen Standpunkte aus betrachtet, den Zuhörern nicht oft genug wiederholt werden kann, gibt es viele Gegenden, wo überhaupt niemand von den Moscheebesuchern arabisch versteht, diese also nicht einmal merkten, daß ihnen immer wieder dieselbe Predigt heruntergeleiert wurde.

Im zweiten Teil der Predigt wird Allahs Segen erbeten für den türkischen Sultan als Oberhaupt aller Moslim. Dies ist wohl an und für sich nicht so schlimm, wie es aussieht, denn in manchen Moscheen, wo sich nur eine veraltete Predigtsammlung befindet, wird nicht selten noch jetzt für einen schon längst verstorbenen Sultan gebetet, was weder dem Geistlichen noch der Gemeinde auffällt. Anders ist es jedoch mit den aus Mekka importierten Predigten, in welchen ein durchaus panislamistischer Geist vorherrschend ist. Nicht selten wird in denselben alles denkbar Schlechte von den christlichen Regierungen, welche über Muhammedaner herrschen, gesagt, während auf der anderen Seite der türkische Sultan bis in den Himmel erhoben wird. Dies ist bedenklich, namentlich in solchen Kolonien, wo die Mehrzahl der Moslim genügend arabisch versteht; aber auch in solchen Ländern, wo dies nicht der Fall ist, sollten die in Mekka verfertigten Predigtsammlungen einer strengen Zensur unterworfen werden, denn es kann doch nicht zugegeben werden, daß in eine europäische Kolonie Druckwerke straflos importiert werden, deren Inhalt dem Verfasser, wäre er ein Einheimischer, eine empfindliche Gefängnisstrafe wegen Aufwiegelung der Massen einbringen würde.

Noch bedeutsamer ist die Verbreitung des Panislamismus durch Sendboten, zu welchen an erster Stelle die Pilgeragenten gehören. Oben war bereits die Rede von den Führern der fremden Pilger während ihres Aufenthaltes in Mekka; es bestehen nämlich in dieser Stadt Einrichtungen, welche man mit unseren internationalen Reisegesellschaften vergleichen kann, und die den Zweck verfolgen, soviel wie möglich Pilger nach Mekka zu locken. Während jedoch unsere Reisegesellschaften bestrebt sind, den Personen, welche sich ihnen anvertrauen, für wenig Geld soviel wie möglich zu bieten, ist es diesen mekkanischen Gesellschaften darum

zu tun, ihren Schützlingen soviel wie möglich Geld abzunehmen und ihnen so wenig wie möglich dafür zu bieten. Auch ist es bei den europäischen Reisegesellschaften nicht Sitte, ihre Konkurrenz durch Faust- und Stockschläge zu vertreiben, wie es in Djiddah bei Ankunft der Pilgerkarawanen häufig der Fall ist; die jährlichen Berichte der europäischen Konsuln in diesem Hafenplatze liefern dafür sehr interessante Kommentare. Von Mekka aus ziehen alljährlich Hunderte Agenten dieser „Gesellschaften zur Ermutigung der Wallfahrt" in die verschiedenen muhammedanischen Länder, namentlich in solche, wo die wohlhabendsten Opfer zu finden sind. Unter diesen Leuten befinden sich auch viele, von denen man eigentlich nicht weiß, welches der Zweck ihrer Reise ist; häufig tragen sie türkische Orden und Ehrenzeichen, was vermuten läßt, daß es sich um ausgediente Unteroffiziere und Soldaten handelt. Diese Individuen wissen sich, auch ohne jede offizielle Mission, an die kleineren muhammedanischen Fürsten und Großen heranzudrängen; sie sammeln Gelder für wohltätige Zwecke in Mekka und erbieten sich, für Geld die Wallfahrt an Stelle eines durch seinen Beruf verhinderten reichen Moslim zu verrichten. Europäischen Kolonialbeamten gegenüber geben sie sich als Händler aus, jedoch dasjenige, was sie als „Ware" mit sich führen (Rosenkränze, Amulette, Flaschen mit Wasser aus dem Semsembrunnen usw.), steht in keinem Verhältnis zu den Kosten der weiten Reise. Man stellt diese Leute meistens den in der Kolonie ansässigen arabischen Kaufleuten gleich, doch das ist verkehrt, denn diese letzteren wollen nichts zu tun haben mit diesen mekkanischen Glücksuchern. Leider stehen diese arabischen Kaufleute bei vielen Beamten in schlechtem Ruf, und doch sind es im allgemeinen gute Untertanen einer christlichen Kolonialregierung; diese Antipathie findet ihren Grund in der Tatsache, daß man sich bisher nicht die Mühe gegeben hat, sie näher kennen zu lernen, sodaß man nicht ihre guten Eigenschaften, sondern nur ihre schlechten sieht. Die mekkanischen Glücksucher und Pilgeragenten gehen ihnen soviel als möglich aus dem Wege, sie wohnen auch am liebsten in den Stadtvierteln, wo sich die eingeborene Geistlichkeit niedergelassen hat, unter denen sie manchmal alte Bekannte treffen. Es sind in erster Linie diese Pilgeragenten und die im Trüben fischenden Individuen, welche durch ihre Gespräche mit den Eingeborenen dem Panislamismus dienen und das Band zwischen dem kulturfeindlichen Mekka und den unter christlicher Herrschaft lebenden Moslim immer fester knüpfen. Nur selten lassen sich diese Leute längere Zeit an ein und demselben Orte nieder, sie sind beständig auf der Reise von und nach Mekka, und so verbreiten sie den in Mekka herrschenden Geist in der gesamten muhammedanischen Welt.

Als weiteres Propagandamittel kommen die religiösen Orden in Betracht.

Ursprünglich ruhten diese auf mystischer Grundlage; schon in den frühesten Zeiten des Islam, der anfänglich keine Mystik kannte, entstanden durch christliche, indische und persische Einflüsse die Keime einer mystischen Denkungsart, welche sich später immer mehr entwickelten. Als dann nach zwei Jahrhunderten die religiösen Orden so üppig wucherten, daß dem gesetzesstarren Islam Gefahr drohte, leiteten Gelehrte wie Ghazali (gest. 1111) und andere die mystischen Strömungen in ein anderes Bett. Man war gezwungen, der Mystik einen Platz in der muhammedanischen Wissenschaft einzuräumen und die weitgehendsten Konzessionen zu machen, was bei der allgemeinen Katholizität des Islam nicht schwer fiel. Man lehrte nun: den wahren Glauben und die wahre Erkenntnis kann man nur auf mystischem Wege erlangen, obwohl die Kenntnis und Befolgung des Gesetzes, wie auch die Rechtgläubigkeit unerläßliche Vorbedingungen sind. Das wahre Tasawuf (mystische Leben) führt den durch die Glaubenslehre vorgebildeten Gläubigen auf einer langen Stufenleiter nicht nur zum vollkommenen Gehorsam und zur vollendeten Kenntnis von Allah, sondern zum lebendigen Gott selbst. Hierzu gehört aber eine weitläufige geistige Erziehung, welcher religiöse Übungen, Dikirs genannt, Fasten, Waschungen und stete Konzentrierung des Geistes auf das Wesen Allahs als Mittel dienen. Die relative Unentbehrlichkeit eines Führers (Murschid) ist hierbei von allen Orden hervorgehoben. Die Wichtigkeit einer sorgfältigen Wahl dieses Führers wird wiederholt betont, denn man vertraut ihm ja seine höchsten Güter an. Alle Mittel, deren sich die „Brüder" bedienen, auch die Dikirs mit schamanistischen Zutaten, mit wilden Körperbewegungen, Sang und Tanz, hypnotisierenden und berauschenden Exerzitien, sollen nur zur Erzeugung ethisch-religiöser Empfindungen benützt und nicht etwa als Ziel betrachtet werden.

Dem Ordenswesen Einhalt zu tun, hätten weder Ghazali noch seine Nachfolger vermocht, auch wenn sie es gewollt hätten; dazu wurzelte es schon zu tief im religiösen Volksleben der Moslim. Selbst eine wirksame Kontrolle von seiten der muhammedanischen orthodoxen Geistlichkeit wurde unmöglich. Seitdem nun die politische Macht des Islam immer mehr zurückgeht, findet dieselbe einen willkommenen Bundesgenossen in den religiösen Orden, welche schon längst, zum größten Teile wenigstens, geheime politische Brüderschaften geworden sind. Sofort nach dem Eintritt in einen Orden fangen für den Neuling die Tariqah-Übungen an: aus dem Munde des Lehrers lernt er einige Formeln, welche er in einer genau vorgeschriebenen Körperhaltung, nach einem oder mehreren der fünf täglichen Gebete herzusagen hat; unter Leitung des Ordensscheiks oder eines seiner Gehilfen muß er sich täglich an den Dikirs mit genau vorgeschriebenen rhythmischen Körperbewegungen im Kreise der Brüder beteiligen; wöchentlich einmal wird der Neuling vom Ordensscheik in dessen Zelle empfangen, wo ihm Unterricht erteilt wird mystisch-ritueller Art.

Für viele Ordensbrüder bleibt es bei diesen Äußerlichkeiten, aber dennoch, wenn sie nach einigen Monaten heimkehren, sind sie fromme und fanatische Moslim geworden, welche den Stellvertretern des Ordensscheiks und diesem selbst aufs Wort gehorchen, und wenn es not tut, einander tatkräftig unterstützen. Auch diese, in den Vorhallen des mystischen Heiligtums Stehenden müssen den Eid des Gehorsams leisten, daß sie sein wollen „in der Hand des Ordensscheiks und dessen Stellvertreter wie die Leiche in der Hand des Leichenwäschers". Man kann sich denken, daß geheime Brüderschaften, welche einen solchen passiven Gehorsam von ihren Mitgliedern fordern, in staatlicher wie in politischer Beziehung äußerst bedenklich sind. Die religiösen Orden verfolgen wohl äußerlich keine politischen Ziele, sie können jedoch zu jeder Zeit durch einen einfachen Befehl des Scheiks in revolutionäre und anarchistische Vereine verwandelt werden. Noch bedenklicher wird die Sache, wenn man bedenkt, daß die meisten Orden ihren Hauptsitz und ihr Agitationszentrum in dem fremdenfeindlichen, für uns unkontrollierbaren Mekka haben, von wo aus die gesamte muhammedanische Welt bearbeitet und Propaganda für den Panislamismus betrieben wird. Man sucht hier soviel wie möglich Pilger in die Orden aufzunehmen; die meisten bleiben natürlich auf der untersten Stufe eines viele hierarchische Grade umfassenden Ordens stehen; aber dem Einfluß einer mehr besonnenen Geistlichkeit sind sie durch diesen Beitritt vollständig entrückt. Der größte Teil dieser Adepten begreift selbstverständlich nichts von den politischen Zielen des Ordens, dem sie beigetreten sind; später in die Heimat zurückgekehrt, sind sie aber dennoch die gehorsamen Untergebenen ihrer in Mekka wohnenden Chefs, und bereit, alle von dort ausgehenden Befehle zu befolgen; sie sind somit ein gefährliches Element für eine christliche Kolonialregierung. Bei allen Aufständen von Moslim gegen ihre ungläubigen Herrscher haben stets religiöse Orden die Hand im Spiele gehabt, wenn man auch selten genau weiß, welcher Orden in einem bestimmten Falle in Frage kam.

IV.

Das Dogma von der staatlichen Einheit der gesamten muhammedanischen Welt, wie es die Schariah ausführlich behandelt, ist die Triebfeder für die panislamistische Propaganda. Sekundäre Ursachen begünstigen in der Neuzeit diesen Erfolg, sie laufen in den verschiedenen von Muhammedanern bewohnten Ländern sehr auseinander. Die Franzosen z. B. haben sich in Algerien einen großen Teil der Moslim zu Feinden gemacht durch ihre allzu große Freundlichkeit und Nachgiebigkeit; man behandelte dort die eingeborene Bevölkerung auf eine Weise, als hätte sich von Anfang an die Assimilation mit den Eroberern schon vollzogen; man wollte die Araber beglücken mit französischen Gesetzen und Einrichtungen, welche diese garnicht verlangten, für welche sie auch kein Verständnis hatten. Manche

dieser Neuerungen arteten geradezu aus in Karikaturen; es sei nur erinnert an die allgemeinen und direkten Wahlen für die Gemeinderäte. Nach dem Jahre 1871, als Frankreich wieder eine Republik geworden war, ging man auf dem einmal eingeschlagenen Wege mit Riesenschritten weiter und versuchte den Eingeborenen „die allgemeinen Menschenrechte und die Freiheitsbestrebungen von 1789" einzutrichtern, für welche diese natürlich nichts fühlen.

Die Engländer haben in Indien und in Ägypten das Gegenteil getan, sie haben sich in vielen Fällen die Moslim dadurch zu Feinden gemacht, daß sie dieselben von oben herab behandelten, als eine Art minderwertiger Rasse, mit welcher jede Assimilation angeschlossen ist. Sie haben wohl niemals den Versuch gemacht, englisches Recht, englische Sitten und Gebräuche bei den Eingeborenen einzuführen, sie haben auch den Gottesdienst der Moslim nie angetastet; aber sie haben auch umgekehrt nichts getan, die nationale und organische Entwicklung der einheimischen Sitten und des einheimischen Rechts zu heben, um so eine Assimilation vorzubereiten. Die englische Regierung hat auch nie die ökonomischen und materiellen Bedürfnisse der Eingeborenen in Schutz genommen in dem Kampfe mit englischem Kapital, englischem Handel und englischer Industrie. Dennoch kann nicht geleugnet werden, daß die Muhammedaner, wenn sie schon unter einer ungläubigen Regierung leben müssen, die englische bei weitem jeder anderen vorziehen.

Die Holländer wußten in ihren Kolonien viele Klippen zu umsegeln, sie gingen auf der goldenen Mittelstraße, und, wie es scheint, mit Erfolg; denn der Panislamismus faßt im indischen Archipel verhältnismäßig wenig Wurzel, trotz der erbitterten Feindschaft der Mekkaner gegen die holländische Kolonialregierung. Die in Holländisch-Indien periodisch ausbrechenden Unruhen und der seit 1871 in Atjeh geführte Krieg sind selten auf panislamistische Umtriebe zurückzuführen; die Unruhen sind in der Regel die Folge von Steuerreformen und dergleichen, das Portemonnaie in Mitleidenschaft ziehender Neuerungen. Freilich kann sich auch in der Zukunft noch manches ändern, denn eigentümlich ist die große Anziehungskraft, welche Mekka auf die Völker der maleiischen Rasse von jeher ausgeübt hat; jedenfalls ist die Teilnahme an der Wallfahrt nach Mekka im Vergleich mit früheren Jahren in stetem Zunehmen begriffen.

„Kull muminin ikhuan" (alle Muhammedaner sind Brüder), dieser Ruf findet seinen Widerhall in der gesamten muhammedanischen Welt. Ein hervorragender Führer der panislamistischen Bewegung veröffentlichte vor einigen Jahren eine Broschüre unter dem Titel „Letztes Wort des Islam an Europa"; eine französische Übersetzung dieses Aufrufs erschien in der „Revue de Paris". Aus dem Inhalt sei hier nur folgendes erwähnt:

„Ich, der niedrige Scheik Abd-ul-Haq aus Bagdad, Mitglied der heiligen panislamistischen Liga, spreche im Namen dieser Liga. — — — Christliche

Völker! Es ist Zeit, daß ihr uns hört. Der Haß des Islam gegen Europa ist unversöhnlich. Nach jahrzehntelangen Anstrengungen, uns freundschaftlich zu stimmen, bleibt nur dies eine Resultat, daß wir euch heute verabscheuen, mehr als zu einer anderen Zeit unserer glorreichen Geschichte. — — — Für uns gibt es nur Moslim und Nicht-Moslim. Liebe, Barmherzigkeit, Brüderlichkeit den Moslim; Verachtung, Ekel, Haß und Feindschaft den Nicht-Moslim. Lernt und begreift es endlich einmal, ihr Europäer, daß ein Christ, mag seine Stellung sein, welche sie wolle, durch die einzige Tatsache, daß er ein Christ ist, unseren Augen wie ein Blinder erscheint, der alle menschliche Würde verloren hat. . . . Ihr habt uns in Indien, in Afrika und anderswo große materielle Vorteile gebracht, daran besteht kein Zweifel, aber, bei der unendlichen Größe Allahs! niemals werden wir die Herrschaft eines gekreuzigten Gottes anerkennen, der die Erniedrigung unseres unendlichen Gottes, des allmächtigen Herrschers der Welt beabsichtigt. Wisset also, ihr christlichen Eroberer, daß nichts uns jemals mit eurer gottlosen Herrschaft versöhnen kann; wißt, daß schon der bloße Anblick eurer Fahnen und des Kreuzes eine Qual für die Seele des Islam ist. Eure größten Wohltaten sind ebenso viele Schandflecken, welche unser Gewissen verunreinigen. Unser brennendster Wunsch ist, zweifelt nicht daran! daß der glückselige Tag bald anbreche, an welchem wir mit Allahs Hilfe auch die letzten Spuren eurer verfluchten Herrschaft in unseren Ländern austilgen können!" —

Auffallend ist es, daß die britische Presse in den letzten Jahren mit zäher Konsequenz den Gedanken vertritt, bei den Arabern herrsche der Wunsch, sich von der Türkei loszusagen und ein arabisches Kalifat zu errichten, wie es ja die Schariah ohnehin vorschreibt. Da die Interessen Großbritanniens eine zur modernen islamitischen Weltmacht aufstrebende Türkei niemals dulden, andererseits aber seit dem Ausbruch des Krieges um Tripolis die panislamistischen Strömungen eine für alle christlichen Kolonialregierungen, die über Moslim herrschen, gefährliche Form angenommen haben, mußte die englische Politik daran denken, diese ihr verhängnisvolle Bewegung beizeiten zu ersticken. Nichts würde den englischen Einfluß in der muhammedanischen Welt so tief begründen und alle politischen Hoffnungen der Türkei zunichte machen, als die Errichtung eines unter englischem Protektorate stehenden arabischen Kalifats. Daß derartige Erscheinungen und Bestrebungen keine leeren Phantasiegebilde sind, und daß man von mehreren Seiten auf die Erreichung dieses Zieles hinarbeitet, belegen viele englische Preßstimmen der Neuzeit. Praktisch durchführbar sind diese Gedanken, denn arabische Stammeshäuptlinge sind bekanntlich eitel und bestechlich, und die Gegensätze zwischen Arabern und Türken mehren sich mit jedem Tage; der Haß der Araber gegen die Türken ist zudem alt, eine Menge arabischer Sprichwörter beweist dies. Der England-freundliche Kiamil-Pascha hat früher einmal geäußert: „Wenn England sich zum Schutze seiner Interessen im Niltale mit den Ägyptern ver-

ständigt, wie will die Türkei es hindern? Dann wird sich zweifellos auch der Jemen vom osmanischen Reiche loslösen, sodaß auch unsere Herrschaft über den Hedjaz, und somit das auf seinen Besitz begründete türkische Kalifat in Frage kommt." Es könnte doch immerhin der Fall eintreten, daß der alte Traum Mehemed Alis, ein arabisches Kalifat unter gleichzeitiger Einverleibung Syriens und des Hedjaz in Ägypten, welcher Plan seinerzeit am Widerstande Englands scheiterte, in absehbarer Zeit gerade durch britische Hilfe zur Wirklichkeit wird.

Das Wachstum der religiösen Macht des Islam steht in umgekehrtem Verhältnis zur Abnahme seiner politischen Macht. Schulen und Bildungsanstalten, literarische und politische Vereine, Missionsgesellschaften zur Ausbreitung des Islam und andere Einrichtungen dieser Art schießen jetzt in europäischen Kolonien mit muhammedanischer Bevölkerung wie Pilze aus dem Boden. Die christlichen Großmächte wetteifern miteinander, die muhammedanischen Völker zu erziehen, — nicht zum Christentum, sondern — zu einer kulturellen Entwickelung und logischerweise zur Machtenfaltung des Islam. Seit der Blütezeit der muhammedanischen Reiche im Mittelalter hat der Islam noch niemals so günstige Lebensbedingungen zu seiner Entfaltung gehabt, als unter der Herrschaft der christlichen Großmächte.

Sollen wir dies bedauern? An sich keineswegs; denn es ist immer ein Gewinn, wenn der Wettkampf der Religionen von dem politischen auf das geistige Gebiet hinübergeleitet wird. Aber verhängnisvoll müßten die Folgen sein, wenn der geistige Kampf mit dem Islam, dem jetzt in der ganzen Welt weniger Hindernisse im Wege stehen als jemals, durch das christliche Europa nicht aufgenommen würde. Heidnische Völker werden bekanntlich viel schneller islamisiert als christianisiert; der Islam hat von den verschiedenen christlichen Kirchen die Methode einer organisierten Missionstätigkeit gelernt und wendet sie mit großem Eifer und großer Opferwilligkeit auf die Eroberung der heidnischen Welt an. Eigentlich bedarf der Islam gar keiner organisierten Missionstätigkeit, denn jeder Moslim, der unter Nicht-Muhammedanern wohnt, ist ein Missionar seines Gottesdienstes. Das Wachstum der religiösen Macht des Islam steht in umgekehrtem Verhältnis zur Abnahme seiner politischen Macht. Sollen wir dieser These die Antithese gegenüberstellen: die Abnahme der religiösen Macht und Ausbreitungskraft des Christentums steht in umgekehrtem Verhältnis zum Wachstum seiner wirtschaftlichen und politischen Machtentfaltung? — Dann hätten das Christentum und der Islam ihre Rollen vertauscht: das Christentum wäre eine politische und der Islam eine geistige Macht geworden.

Einmal wird auch der Panislamismus sein Ende erreichen; die Verwirklichung des Traumes von einer Weltherrschaft des Islam werden die Muhammedaner einer fernen Zukunft, dem Mahdi überlassen müssen. Die Zeit wird kommen, in welcher sich der Islam nur durch seinen Katechismus und seine

rituellen Vorschriften von anderen Religionen unterscheidet. Bevor aber dieser Zeitpunkt eintritt, muß auch das letzte politische und geistige Zentrum des Islam vollständig unter europäischen Einfluß gebracht sein, und alle weniger zivilisierten muhammedanischen Völker müssen gelernt haben, sich unter eine starke europäische Regierung zu beugen. Leicht und beneidenswert ist diese Aufgabe der europäischen Staaten nicht, aber einmal muß sie erfüllt werden.

F. L. Graf von Voltolini:

Der rote Hut. (Kardinal- und Papstwahl).

Es ist doch etwas Merkwürdiges um die ewige Roma: Der Archäolog wie der Historiker, der Kunsthistoriker wie der Künstler finden in ihr stets neue Schätze, stets neue Wunder. Aber auch für die breiteren Schichten des gebildeten Publikums, welches dem Gelehrten nicht auf den Pfad der Spezialforschung folgen kann, gibt es dort unten am Tiberstrand immer noch neue, bisher ungekannte Einzelheiten römischer Tradition und römischen Lebens.

Wenn von Zeit zu Zeit die Nachricht durch die Tagespresse geht, daß die Kurie mit dem gewohnten Pomp ein Konsistorium abgehalten hat und der vatikanische Pontifex maximus seinem Senat eine Reihe neuer „Eminenzen" beigeordnet hat, so weiß man wohl aus den hundertfach beschriebenen Zeremonien den allgemeinen Hergang der Feierlichkeit, aber die eigentliche innere Bedeutung des Vorgangs ist meist unbekannt, garnicht zu sprechen von den mit der Handlung verbundenen Nebenumständen mit all' ihren schreienden Anachronismen. Kommt uns doch die ganze blendende Farbenpracht des römischen Papsthofes in unseren nüchternen, modernen Tagen, in welchen das Alltagsleben in einem nur selten unterbrochenen einförmigen Grau dahinläuft, wie ein ungeheuerer Anachronismus vor. Aber gerade darin liegt ein guter Teil der das Publikum bezaubernden Anziehungskraft der glanzvollen vatikanischen Zeremonien, aus welchen der Geist der farbenprächtigen italienischen Renaissance zu uns spricht. Und in der Tat, es ist ein Stück Renaissance, das uns ein Konsistorium im Vatikan vor Augen führt!

Denn, wie die sogenannten Konstitutionen für Wahl und Zusammensetzung des Kardinalskollegiums heute sind, stammen sie von Sixtus V., also aus dem Ende des 16. Jahrhunderts. Wenn man bedenkt, daß drei und ein Viertel Jahrhunderte verflossen sind, seit jener Felix Peretti von Montalto, der scheinbar lahme Franziskaner, den die Kardinäle nur gewählt hatten, um durch die Wahl eines weltfremden, leidenden Papstes ungestört ihre eigene Hausmacht zu vergrößern, die Krücken beiseite warf und sein kraftvolles Pontifikat als

Sixtus V. begann, so wird man sich nicht verwundern, daß diese Konstitutionen manchen für unsere Tage veralteten Brauch enthalten. Aber da nun einmal der Konservativismus der Tradition in Form und Inhalt aller Formeln und Gesetze in der Kirche im festen Glauben an die Kraft dieser Tradition absolut gewahrt wird, so zieht der Vatikan es vor, diese Anachronismen durch die Jahrhunderte zu schleppen, ohne auch nur ein Wort der alten Formen und Satzungen zu ändern, die gerade dadurch immer mehr in einen interessanten reizvollen Gegensatz zur Gegenwart treten!

„Studiere, mein Sohn, daß Du Kardinal wirst" — pflegen die römischen Mütter ihren Söhnen unablässig zuzurufen, und in diesem Wort liegt schon eine der wenig bekannten Eigentümlichkeiten des Kardinalates, welches nach den Konstitutionen Sixtus' V. einfach nur den „Würdigsten" vorbehalten ist: Man braucht nicht Bischof oder Prälat, ja nicht einmal Priester zu sein, um den Purpur zu erhalten, wenn nur der Papst den Betreffenden durch Wissenschaft und Tugend für würdig hielt! So verdankte der berühmte Polyglott Josef Mezzofanti aus Bologna, der 58 Sprachen verstand und sprach, nur seinem ungeheuren linguistischen Wissen seine Erhebung zum Purpur und Kardinal Antonelli, der langjährige Staatssekretär Pius' IX., war ebensowenig Priester, wie der wegen seiner eminenten Rechtskenntnisse von Leo XIII. zum Purpur erhobene, im Jahre 1899 verstorbene Kardinal Mertel. Heute freilich ist kein Nichtpriester mehr im Kardinalskollegium! Überhaupt ist die Wahl von solchen Männern, die ohne andere Würden nur durch Wissen und Tugend hervorragen, zum Kardinalat zu gelangen, ganz wesentlich beschränkt durch die vielen Erzstühle, welche durch ihre Größe und Bedeutung fast traditionell den Purpur für ihre Inhaber beanspruchen, und ferner durch jene Stellungen, deren Titulare einer festen Tradition gemäß den Purpur erhalten müssen, wie der Majordomus des Papstes, der Assessor der Inquisition, gewisse Kongregationssekretäre sowie die Nuntien erster Klasse in Wien, Madrid, Lissabon und früher auch in Paris!

Noch ehe der rote Hut dem Neuerwählten zu Teil wird, erfolgt seine Eidesleistung in die Hand des Dekans des Kardinalskollegiums. Diese Eidesleistung ist eine der interessantesten Anachronismen, wird aber beibehalten, weil man im Vatikan der Ansicht ist, daß jede Änderung von der sensationssüchtigen Welt als ein Wechsel der politischen Anschauung der Kurie angesehen werden könnte. Abgesehen von dem Schwur, im allgemeinen die weltliche Herrschaft der Kirche und ihre Rechte mit Gut und Blut zu verteidigen, werden im besonderen noch angeführt, daß der neue Kardinal sich verpflichtet, auch die „Rechte des heiligen Stuhles auf einen Teil des Herzogtums Parma, das Fürstentum Urbino Ferrara, Sinigaglia und andere Lehensherrschaften" ungeschmälert aufrecht zu erhalten! Bis vor etwa dreißig Jahren enthielt die Formel auch den Schwur, den von

Sixtus V. in der Engelsburg deponierten Kriegsschatz von fünf Millionen Skudi unangetastet zu bewahren, trotzdem dieser Schatz seit Jahrhunderten nicht mehr existierte und die Engelsburg in den Besitz des italienischen Staates übergegangen war! Es bedurfte des ganzen Einflusses des Kardinals Prinz Hohenlohe, daß der letztere mit den Tatsachen in direktem Widerspruch stehende Passus aus der Schwurformel entfernt wurde.

Enthält der Schwur mit seinen gewaltigen Formeln eine Menge ideeller Pflichten für den mit dem Purpur Ausgezeichneten, so treten schon am Vorabend der Verleihung des roten Hutes nicht minder sehr bedeutende materielle Anforderungen an denselben heran! Auch in dieser Hinsicht gilt noch in unveränderter Weise das Gesetz Sixtus' V. und eifrig wachen die interessierten Kreise darüber, daß kein Titelchen desselben unausgeführt bleibe. Für manchen Neo-Kardinal ist dieser Punkt der materiellen Pflichten sogar ein Schatten, der die Freude der Ernennung ganz wesentlich beeinträchtigt: in wenigen Tagen belaufen sich die von dem Erwählten zu zahlenden Beträge auf eine Summe von etwa fünfzigtausend Franken. In dieser hohen Summe befindet sich an erster Stelle ein Betrag von dreizehntausend Franken für „Mancie", d. h. Trinkgelder an nicht weniger als vierundvierzig Kategorien von Beamten und Bediensteten der Kurie. Die Höhe derselben ist keineswegs dem freien Ermessen des Gebers anheimgestellt, sondern genau je nach dem Rang der Empfänger festgesetzt, unter welchen die Wirklichen Geheimkämmerer und die Zeremonienmeister an der Spitze stehen und deren Reihe bis zu den untersten Stellen der Palastdienerschaft herabgeht. Diese „Mancie" bilden für viele Beamte der Kurie einen bedeutenden Teil ihrer Einkünfte, für andere wie beispielsweise für das „Kollegium der apostolischen Boten und Läufer" bilden sie sogar die einzige Einnahmequelle.

Es folgt dann eine zehntausend Franken betragende Taxe, welche an die Kongregation der Propaganda zu zahlen ist, die ihrerseits dafür dem Neuerwählten einen Ring schenkt, und für den Fall, daß er in Rom stirbt, die Kosten seines Begräbnisses zu übernehmen sich verpflichtet, eine eigenartige Mahnung an die Vergänglichkeit aller irdischer Pracht für den soeben mit dem Purpur geschmückten Kirchenfürsten! Ebenso hoch belaufen sich die Taxen für die Bullen und die mannigfachen Akten, welche die apostolische Kanzlei über jede Erhebung zum Kardinalat ausstellt. Nicht unbedeutend sind weiterhin die Kosten für die von dem Neuerwählten aus Anlaß seiner Erhebung zu gebenden Feste, darunter die drei ebenfalls vom Zeremonialgesetz vorgeschriebenen Festdiners, die zahlreiche für diese Tage aufzunehmende Dienerschaft, viele besondere Trinkgelder und die Kosten für die Besitzergreifung der dem Kardinal zugewiesenen römischen Titelkirche! Mit dem roten Hut erhält der Kardinal nämlich seinen „Titel", d. h. er wird Inhaber einer der 70 römischen Titelkirchen. Ist

dies eine Pfarr- oder Kollegiatkirche, so besteht das Verhältnis dem Worte entsprechend nur in einer ehrenden Titulatur. Ist die Kirche aber eine solche ohne jede Dotation oder ein Besitz armer Mönche, so wird der Zuschuß für die Titelkirche eine permanente Belastung des Budgets des Kardinals. Obgleich die Summe der bisher genannten Ausgaben für den Neuerwählten schon eine ganz bedeutende ist, so treten nunmehr zu den vorgenannten Ausgaben noch die eigentlichen Almosen dazu, deren Notwendigkeit in hunderterlei verschiedenen, teilweise raffiniert erdachten Formen dem neuen Kardinal aufgedrungen wird. Wenn man bedenkt, daß neben zahllosen privaten Gesuchen auch die Sekretäre aller Wohltätigkeitsanstalten und -Vereine Roms mit der Bitte um einen Beitrag sich einstellen, so kann man sich von der Höhe, die auch dieser Punkt einnimmt, einen Begriff machen. Manche Abgaben werden ferner erhoben, welche längst anderen Zwecken zugewiesen sind, so eine Gabe für den „Brückenwächter der Engelsbrücke", eine Stellung, die schon seit einem Jahrhundert nicht mehr besteht, oder jene für den Aufseher der gleichfalls längst verschwundenen Straßenketten am Eingang des Leoninischen Stadtteils, des sog. Borgo!

Endlich kann man die Reihe der Ausgaben nicht schließen, ohne der Garderobe zu gedenken, sowohl für die mannigfachen Kostüme des Kardinals, wie für die seiner Umgebung, was gleichfalls einen Posten von zehntausend Kronen ausmacht; unter den letzteren heben wir besonders hervor die im Geschmack des 16. Jahrhunderts gehaltene Tracht des dem Laienstand angehörigen „Ehrenkavaliers", der schwarze Seidenmantel des Sekretärs, die violette Seidensutane des Schleppträgers, der ebenso wie der Sekretär ein Priester ist, dann die eigenartige Tracht des Kammerdieners, abgesehen von der in den Wappenfarben des Kardinals gekleideten Livreedienerschaft.

Der Haushalt eines Kardinals ist zwar auch von den Konstitutionen der Zeremonialkongregation vorgeschrieben, aber die Nüchternheit unserer Zeit, die Kargheit der heutigen Einkünfte der Kardinäle*) hat hier eine gewisse Laxheit in der Ausführung der Bestimmungen Platz greifen lassen, und als Entschuldigungsgrund gibt das sonst niemals eine Abweichung von dem Buchstaben des Gesetzes duldende Prälaten-Kollegium der Zeremonienmeister die „sehr traurigen Zeiten sub hostili dominatione" (unter feindlicher Herrschaft) an! Im Opportunismus war man im Vatikan stets Meister, und daher darf es uns auch nicht überraschen, wenn der Zustand „sub hostili dominatione" den Vorwand für gar Manches im schwarzen Rom geben muß!

Nur hinsichtlich der Reihe der Empfangssäle wird noch die alte Zeremonial-Vorschrift beobachtet und in jedem Kardinals-Appartement findet man nach einer oder mehreren Antikammern den Saal des Baretts, wo das Purpurbarett

*) Die geringsten Dotationen belaufen sich auf 25 000 Franken jährlich.

des Kardinals auf einem mächtigen Wandtisch aufbewahrt wird, dann der Thronsaal, wo unter dem Baldachin der mit dem Sitz der Wand zugekehrte, nur für den eventuellen Besuch des Papstes reservierte Thron steht, dann der Zeremonialaudienzsaal, in welchem der Kardinal hervorragenden Persönlichkeiten Audienz erteilt. Dagegen findet man heute nicht mehr die Schar der Lakaien, wie einstens in der ersten Antikammer, wo von der Wand unter dem Purpurbaldachin des Hausherrn Wappen in Gobelinstickerei herabglänzt und in mächtigen Schreinen die Wachsfackeln bereitgehalten werden, im Falle zur abendlichen Stunde hohe Besucher kommen, für welche das Zeremoniell die Begleitung fackeltragender Lakeien vorschreibt. Einst belief sich das Gesinde der Kardinäle auf viel hundert Köpfe, und die Chronik des 17. Jahrhunderts erzählt von Kardinälen, deren Hofstaat fast jenen des Papstes in den Schatten stellte. In der letzten Zeit war es nur noch der 1906 verstorbene Kardinal Graf Macchi, welcher noch einen Hofstaat und ein zahlreiches Gesinde nach der alten Art mit reicher Livreedienerschaft ständig hielt, während die heutigen Eminenzen eine solche nur für besondere festliche Gelegenheiten auf Stunden in ihren Dienst aufnehmen. An gewöhnlichen Tagen finden wir in der ersten Antikammer nur einen oder zwei ältliche schwarz livrierte Diener und in den folgenden Sälen, wo einst der Majordomus und der Kämmerer, der Geheimsekretär und die Ehrenkavaliere die Honneurs erwiesen, begrüßen nur zwei Priester, der Sekretär und der Schleppträger die Besucher.

Dagegen verbietet das Zeremoniell auch heute noch den in Rom residierenden Eminenzen, zu Fuß sich auf der Straße zu zeigen, und die umfangreichen ganz schwarz lackierten Karossen mit den schwarzen durch die langen fast auf das Straßenpflaster reichenden Schweife auffallenden Pferden und der schwarzgekleideten Dienerschaft sind eine stereotype Erscheinung im römischen Straßenbild. Nur ganz wenige Kardinäle haben diese Karossen gegen das Automobil vertauscht. Wenig bekannt ist, daß in dem Wagen, in dem der Kardinal und seine Begleiter Platz genommen haben, ein rotseidener Schirm und ein ebensolches Kissen mitgeführt wird, und zwar für den Fall, daß der Kardinal einem die Sterbesakramente zu einem Kranken tragenden Priester begegnet. In diesem Fall hält der Wagen, der Kardinal steigt aus und kniet auf dem Kissen nieder, während der Diener den Schirm über die knieende Eminenz hält, und zwar in jedem Fall, gleichgültig ob es regnet oder nicht. Da aber Bewegung auch den Mitgliedern des hohen Senates der Kirche unerläßlich ist, so fahren die Wagen derselben weit hinaus vor die Tore der Stadt in abgelegenere Gegenden, und in der Einsamkeit der Via Appia oder des Janiculus kann man häufig am Spätnachmittag manchen Kardinal mit dem Diener in respektvoller Entfernung hinter sich seinen einsamen Spaziergang machen sehen. Denn Einsamkeit, grenzenlose Vereinsamung drängt das grausame Zeremoniell dem mit

dem Purpur Geschmückten auf. Nur selten wagt es der Kardinal, seine Intimen außer den Audienzstunden zu empfangen, denn die Wände einer Kardinalswohnung haben Ohren. — —

Der rote Hut wird bekanntlich den auswärtigen Kardinälen erst in dem auf das Konsistorium ihrer Ernennung folgenden nächsten Konsistorium erteilt. Da, wie im Falle des jüngsten Konsistoriums, oft eine sehr geraume Zeit zwischen beiden liegt, so kann es vorkommen, daß mancher Kardinal in der Zwischenzeit zwar als Kardinal stirbt, aber den roten Hut nicht erhalten hat. In alten Zeiten, als Briefsendungen und Reisen weit längere Zeitdauer beanspruchten als heute, kam es sogar vor, daß Leute zu Kardinälen ernannt wurden, welche bereits gestorben waren: Der berühmte Oxforder Theologe Wilhelm Maklesfield wurde im Dezember 1303 zum Kardinal ernannt, trotzdem er im November schon gestorben war! Andere starben nach ihrer Erhebung zum Purpur, ehe sie die Nachricht von der ihnen zu Teil gewordenen Ehrung erhielten. Heute im Zeitalter des Dampfes und der Elektrizität kommen derartige Dinge nicht mehr vor; andere Bräuche sind dagegen verschwunden, wie die Verleihung des roten Hutes an fürstliche Kinder. In unseren Tagen, wo der Purpur nur an ergraute Männer verliehen wird, gilt die Erhebung eines 37jährigen Prälaten zum Kardinal, wie es bei dem derzeitigen Prager Fürsterzbischof, Kardinal Skrbnsky im Jahre 1901 der Fall war, für eine vielbesprochene Abnormität. Sie verliert aber das Außerordentliche, wenn man bedenkt, daß Giovanni von Medici, der spätere Papst Leo X., mit 15 Jahren, Julius Feltre della Rovere, der Bruder des Herzogs von Urbino, mit 12, der Kardinalinfant Ferdinand von Spanien im Jahre 1607 mit 8 Jahren den roten Hut erhielt! Später wurde es üblich, Prinzen aus königlichem Geblüt, die den geistlichen Stand erwählt hatten, gelegentlich ihrer ersten Romfahrt den Purpur zu verleihen, aber auch von diesem Grundsatz wurde Abstand genommen und der einzige Prinz aus regierendem Hause, der heute die priesterliche Sutane trägt, Prinz Max von Sachsen, hat trotz jahrelanger wissenschaftlich tüchtiger Lehrtätigkeit an theologischen Hochschulen nicht einmal den violetten Schultermantel des Prälaten, geschweige denn den roten Hut erhalten!

Nach der Erteilung des Letzteren wird der Neokardinal auch als Mitglied der einen oder anderen der Kardinalskongregationen zugeteilt. Man hat diese Kongregationen der Kurie häufig mit den Ministerien eines Staates verglichen, aber wenn wir uns vor Augen halten, daß an der Spitze jeder Kongregation nicht ein, sondern fünf bis acht Kardinäle stehen, darunter auch solche, deren Residenz außerhalb Roms ist und deren Votum nur brieflich eingeholt wird, so erkennen wir, daß der Vergleich hinkt und die Kongregationen der Kurie ein weit komplizierterer Apparat sind als die Ministerien eines modernen Staates.

J. v. Pflugk-Harttung: Friedrich der Große als Baumeister.

Friedrich der Zweite verband in ganz eigenartiger Weise die Fähigkeiten eines großen Regenten und Heerführers mit denen eines Literaten, Gelehrten und ausübenden Künstlers. Er trieb die damals übliche schöngeistige Philosophie, schrieb unzählige Briefe, philosophische, geschichtliche, staatsmännische, wirtschaftliche und andere Abhandlungen, verfaßte Gedichte, Musik- und Theaterstücke, spielte die Flöte und war zugleich ein Gartenkünstler und Baumeister. Den Trieb zum Bauen hatte er mit vielen bedeutenden Männern gemein; eigen aber blieb seine große Selbständigkeit im Handwerke. Darüber sagt einer seiner Baumeister, Manger: „Der König war von Natur ein Verehrer der schönen Künste und Wissenschaften, also auch aus Selbstgefühl und Überzeugung ein Liebhaber von prächtigen und nützlichen Bauten. Die ersten 40 Jahre seiner Regierung war er Selbsterfinder und Vorzeichner der Außenseiten zu den zu erbauenden Schlössern, publiken, privat- und ökonomischen Gebäuden von einiger Wichtigkeit, ebenso als zur Verzierung und Meublierung der inneren Gemächer in den ihm besonders eigenen Gebäuden; in den letzten Jahren nahm er es hierinnen nicht so genau".

Des Königs Sachkenntnis vom Größten bis zum Kleinsten war erstaunlich, weshalb er auch stets seine Baumeister mit Kennerauge überwachte und mit schöpferischem Geiste beeinflußte; selbst Grundrisse von Schlössern und Gärten hat er gezeichnet. Nach seinen „Angaben" mußten die Architekten die Einzelheiten herstellen und die Kostenanschläge machen. Und wehe ihnen, wenn sie sich stärker verrechneten. Ohne Kostenanschläge begann der sparsame König nie einen Bau. So war er: „der auf eigenen Füßen seine eigenen Wege wandelnde Bauherr".

Bereits als Kronprinz bewies der junge Hohenzoller tüchtiges Architekturverständnis beim Ausbau des Rheinsberger Schlosses und feinen Kunstsinn bei dessen Innenausstattung, wofür er u. a. den französischen Maler Pesne heranzog. Aber dies blieben doch bloße Vorstudien, denn die klassischen Stätten der Bautätigkeit des Königs wurden Berlin und namentlich Potsdam. In Berlin hing sie teilweis mit der Entfestigung der Stadt zusammen, wodurch man ausgedehntes Bauland gewann. Und wie überall, zeigte sich der Herrscher hier ungemein vielseitig, tatkräftig und großzügig. Am Beginne der Prachtstraße „Unter den Linden" wollte er ein „Forum Friderici" errichten, das er mit dem Opernhause, der Hedwigskirche, der Kgl. Bibliothek und dem Palais des Prinzen Heinrich (der nunmehrigen Universität) umsäumte. Als weitere

Bauwerke, die unter ihm oder durch ihn entstanden, sind zu nennen: das Invalidenhaus, die Kolonnaden in der Leipziger und Königsstraße (jetzt im alten botanischen Garten), das Kadettenhaus, das Schloß Bellevue, die Münze, die Erweiterung der Charité und als besonders bezeichnend: die beiden Kuppeltürme auf dem Gendarmen-Markt. Ferner errichtete man damals 8 Kasernen für Infanterie, 3 für Artillerie, Exerzierhäuser, Montierungsgebäude, Magazine für Proviant und Fourage. Vor dem Rosentalertor begründete der König eine Niederlassung zur Aufnahme von Arbeitern und ihren Familien, das sogenannte „Neue Voigtland". Aber auch hiermit nicht genug: Friedrich ließ eine Menge Fabriken erbauen für die verschiedensten Industriegegenstände und an mehr als 200 Privathäusern die Fassaden auf seine Kosten herstellen, um seiner Residenz ein möglichst gutes Äußeres zu verleihen. Er verwöhnte die Bürger dadurch so sehr, daß massenhaft Gesuche bei ihm eingingen, er möge seinerseits Privathäuser neu erbauen, baufällige und schlecht aussehende herstellen oder Gelder für Bauzwecke geben usw. Selbst die Kolonisten zu Neu-Schöneberg baten um solche Bauunterstützungen, worauf der König erwiderte: „Das müssen sie sich selbst machen, und ihre Häuser hübsch in Stand unterhalten." Die Nachkommen dieser Bittsteller wurden zu Millionenbauern.

Noch weit wichtiger erwies sich Friedrichs Bautätigkeit in seiner zweiten, seiner Lieblingsresidenz Potsdam, worüber in der neuen Geschichte der Stadt Potsdam von J. Haekel ansprechend gehandelt ist. Dort an der Havel erscheint Friedrich als Fortsetzer von seines Vaters Werk, aber in der ihm eigenen großzügigen Weise, gepaart mit Kunstsinn und Pracht. Nicht weniger als zehneinhalb Millionen Taler hat der sonst so knauserige Mann für Potsdam und seine Umgebung verausgabt, dessen Stadtschloß er im Winter bewohnte, während er für den Sommer das herrlich gelegene Sanssouci bezog. Friedrich ist es gewesen, der Potsdam eine besondere Eigenart verlieh, denn zwei Drittel sämtlicher Häuser entstanden unter seiner Leitung, ferner Tore, Kasernen, Dienstgebäude, Plätze und Parks. Neben Wohnungen der Gewerbetreibenden errichtete er Häuser für Seidenfärbereien, Nähnadel-, Hut-, Gewehr-, Uhren-, Bleistift- u. a. Fabrikation. Der König hatte eine ganze Reihe Baumeister zur Seite, aber überall machte sich ihnen gegenüber dessen Eigenart, Wille, Kunstgeschmack und auch seine oft zu weit gehende Sparsamkeit geltend. Die Lebhaftigkeit und Vielseitigkeit des Herrschers sorgte dafür, daß er nicht in einer bestimmten Richtung erstarrte, sondern vielmehr nach Neuem und Wirkungsvollem drängte. So hat man 3 Bauabschnitte unterschieden: den französisch-akademischen Klassizismus Knobelsdorffs, den des großen Italieners Palladio, welchen der König hauptsächlich selber handhabte, und das klassizistische Barock des Bayreuthers Gontard, der sich freier zu bewegen vermochte und mit seiner Richtung das Bauwesen der Stadt beherrschte.

Die bekanntesten Leistungen des Herrschers sind: das Stadtschloß, Sans-

souci und das Neue Palais. Von diesen fallen das Stadtschloß und Sanssouci noch in die Knobelsdorffsche Zeit. Das Stadtschloß hat Friedrich in 7 Jahren von 1744—51 umgebaut, gewissermaßen als Siegesdenkmal der beiden Schlesischen Kriege, weshalb er auch das Wappen der neu erworbenen Provinz neben den Brandenburgischen und Preußischen Adler setzte. Außer der weitgehenden Verschönerung ist der erste Versuch einer Art Fernheizung beachtenswert, die der Hohenzoller für ein Eckzimmer anbringen ließ, welches er als Arbeitsraum benutzte. Das Stadtschloß hat 705 000 Taler gekostet, die man der Baukasse entnahm, wozu dann noch das Mobiliar aus der Kgl. Schatulle kam.

Später begonnen, aber früher vollendet, wurde das Juwel Potsdams, wurde Sanssouci (1745—47), bei dem König und Architekt in bewunderungswürdiger Weise zusammenarbeiteten. Das Schlößchen erwuchs gleichsam naturgemäß aus der schönen Umgebung: ein Schmuckstück des Barock, sowohl außen, als in der zierlich reichen Innenausgestaltung. Der Bau kostete 300 000 Taler, während die Gärten 353 000 Taler und die Wasserwerke nebst den dazugehörigen Reservoiren und Ruinen fast 170 000 Taler verschlangen. An Sanssouci knüpft sich auch einer der interessantesten technischen Versuche. Nach dem Muster von Versailles wollte Friedrich den Garten mit großartigen Wasserkünsten, zumal mit einem hohen Springbrunnen ausstatten. Aber eine solche Anlage bot große Schwierigkeiten, für deren Überwindung die verschiedensten Pläne entworfen wurden. Zunächst wollte ein Baumeister das Wasser durch Dampf heben, ohne aber genügende Kenntnis vom Wesen der Dampfspannung zu haben. Dann dachte man an einen großen Kanal vom Jungfernsee bis Werder, welcher Räder treiben sollte, die das nötige Wasser auf den Höneberg (den jetzigen Ruinenberg) treiben mußten. Hierfür aber erwies sich das Gefäll zu gering. Nun schlug ein Holländer vor, am Abhange des Ruinenberges vier Windmühlen übereinander zu errichten, um in vier Absätzen das Wasser zu heben. Doch auch dieser Plan mißlang, obwohl er einen sehr bedeutenden Kostenaufwand nötig machte. Deshalb griff man schließlich zu einer einzigen Hebemühle. Oben auf dem Berge wurde ein Bassin von 150 Fuß Durchmesser gebaut, und nach Überwindung verschiedenster Hemmnisse hatte Friedrich am Karfreitage 1754 die Genugtuung, die kleine Fontäne neben der Bildergalerie eine Stunde lang ungefähr 40 Fuß hoch springen zu sehen. Als es auch jetzt noch haperte, gab der König 1780 die großen Pläne der Wasserkünste auf.

Er hatte seine Gedanken inzwischen einem anderen bedeutenden Unternehmen zugewandt: der Errichtung des Neuen Palais, die von 1763—1770 dauerte, und nebst Hintergebäuden, Tempeln und Inneneinrichtung über drei Millionen Taler erforderte. Der Bau war schon 1756 geplant, um sich dann zum Wahrzeichen der Siege des Siebenjährigen Krieges auszugestalten. Wie dieser Krieg bildete auch das Schloß ein Meisterwerk des

Königs, vollführt in der palladianisch-britischen Formensprache. Nachdem auch die Communs fertig standen, bot der Cour d'honneur eine durchaus eigenartige Schöpfung von mächtiger Wirkung: einen Sieges- und Ruhmeshof preußischer Größe. Oben auf der Höhe des Turmes prangten die Grazien als Vertreterinnen der Kunst, welche die preußische Königskrone himmelwärts erheben. Eine ganze Bildhauerschule mußte für den überreichen Statuenschmuck des großen Königs sorgen.

Betrachtet man die Summen genauer, die Friedrich aufgewandt hat, so erkennt man, daß sie, mit der Leistung verglichen, gering sind. Der Grund hierfür beruht auf der weitgehenden und sich im Alter steigernden Sparsamkeit, verbunden mit seiner gründlichen Nachprüfung und erstaunlichen Sachkenntnis. Namentlich Geitel zeigt in der „Welt der Technik", wie das Eingreifen des Königs sich während der früheren Regierungsjahre meistens auf Bemängelungen von Rechenfehlern und derartigen Vorkommnissen zu beschränken pflegte, wie es nach dem Siebenjährigen Kriege aber immer häufiger, strenger und drohender lautete. Die Folge war, daß die Baumeister bisweilen wegen zu geringer Mittel minderwertig arbeiten mußten, was bald Reparaturen nötig machte und hierdurch nicht selten größere Kosten verursachte, als wenn man von vornherein Gediegenes geleistet hätte. Je mehr das Alter des unermüdlichen Herrschers zunahm, desto augenscheinlicher steigerte sich sein Mißtrauen und damit verbunden seine Gewalttätigkeit. Er drohte mit Amtsentsetzung und anderen Strafen, weswegen die Baumeister schon bei den Anschlägen in „Angst und Furcht" schwebten. Daß sie mit Arrest bestraft wurden, gehörte keineswegs zu den Seltenheiten; so mußte der tüchtige Gontard 43 Tage auf seinem Landsitze und der Baumeister Manger gar 50 Tage auf der Hauptwache „absitzen".

Als die Marmorvasen und Figuren für Sanssouci auf 20 520 Taler berechnet wurden, schrieb der König an den Rand: „9000 Taler, mehr nicht". Der Baumeister Büring hatte 1763 die Reparaturkosten der Teltower Brücke von 3500 Talern nachzuprüfen. Er tat es nach besten Kräften, bekam aber vom Könige den Bescheid, daß er die „dazu erforderlichen Kosten so impertinent als gottlos finde, denn die Sache ließe sich mit 400 bis 500 Talern herstellen." Die Anschläge für das Neue Palais dünkten ihm auch zu hoch, weshalb er darauf Galgen mit Gehenkten zeichnete, und beifügte: „der ist für . . . , der ist für . . ." Im Jahre 1784 berechnete der Kastellan Reichenbach Reparaturen am Neuen Palais mit 2316 Talern 9 Groschen und 4 Pfennigen. Darauf erhielt das Baukontor die Antwort, es bestände aus Ertz-Canaillen, er werde sie alle zum Teufel jagen. Das Haus sei gut gebaut, das Schadhafte betrage nur eine Lumperei und bedürfe keines so unvernünftigen Anschlags.

Als er bemerkte, daß ein Wagen voll Steine zum Berliner Tor hinausgefahren wurde, verfügte der Gestrenge: „Es können Unvorsichtigkeiten passieren, wenn Kalk und Steine, die an Particuliers gehören, mit den Materialien, die

vor Meine Bauten sind, zusammen auf einen Orth gebracht werden, denn da kann so gut von den einen wie von den anderen Haufen genommen werden. Das soll also nicht mehr seyn, sondern die Particuliers müssen ihre Steine und Kalk an einen ganz andern und aparten Orth hinbringen."

Natürlich verlangte Friedrich auch von den Handwerkern und Arbeitern strengen Gehorsam. So erließ er 1780 an den Magistrat von Potsdam eine Kabinettsorder, worin es hieß: „Da S. K. M. und Dero Baukontor angezeiget worden, daß einige der hiesigen Baugewerker seit kurzem außerordentlich unruhig, widerspenstig und ungehorsam geworden, auf die Erhöhung des Arbeitslohns dringen und nicht zugeben wollen, daß altes noch brauchbares Eisen, Blech, Kacheln und andere Sachen wiederum genutzet, sondern alles von ihnen neu angefertigt werden soll, wobey sich denn die Maurers besonders noch auszeichnen, als welche die zur Aufsicht, zur Messung und Bewachung der Materialien angestellten Officianten mit todtschlagen und ersäufen drohen; so befehlen Höchstdieselben dem Magistrat hierdurch allen Ernstes, darnach mehr zu sehen, und die Leute mehr in Schranken und in gehöriger Ordnung zu halten, und wenn einer oder der andere von seiner Widerspenstigkeit nicht im guten abstehen will, selbigen ohne Umstände zu arretieren." Sie müssen sich ruhig und vernünftig betragen. Die aber, welche in ihrer Widerspenstigkeit beharren, sollen von aller Königlichen Bauarbeit auf immer ausgeschlossen werden. Der Magistrat hat darnach sofort und mit allem Nachdruck zu handeln.

Manches von dem Mitgeteilten mag dem jetzt Lebenden kleinlich und ungerecht erscheinen, aber es bleibt stets zu bedenken, daß Friedrich nur durch äußerste Sparsamkeit, Redlichkeit und Anspannung aller Kräfte zu erreichen vermochte, was er tatsächlich geschaffen hat. Er wie sein Vater mußte mit Strenge, ja mit Gewalt erzieherisch wirken, um die Leute zu fruchtbringender Tätigkeit anzuhalten, wenn nötig, zu zwingen. Friedrich atmete hier, wie in allem, noch den Geist des aufgeklärten Despotismus, den einer persönlich landesväterlichen Regierung. Freilich änderten sich die Verhältnisse schon bei seinen Lebzeiten. Und kaum war er gestorben — nur drei Jahre nach seinem Tode, da ertönte aus rauhen Kehlen: Freiheit und Gleichheit. Die politischen und sozialen Massenkämpfe setzten ein, die französische Revolution begann.

Dr. Siegfried Marck: Die Philosophie Henri Bergsons.

I.

Wollte man Bergsons Philosophie mit einem Schlagworte charakterisieren, um sie in die Zeitströmung einzuordnen, so müßte man unbedingt sagen, sie ist eine neuromantische Philosophie. Das ist zunächst wörtlich dahin zu verstehen, daß sein Philosophieren mit den Philosophen der Romantik, mit Fichte, Schelling und Hegel frappante Ähnlichkeit aufweist. Dann aber ist diese Philosophie auch ihrem Begriffe nach romantisch. Denn wie mannigfaltig und schwierig die Definitionen von Romantik sein mögen, eines wird man vielleicht als ihren Grundzug allgemein zugeben: Romantik ist überall eine Richtung, die die Schranken des bloßen Verstandes sprengen will, die über den reinen Intellekt hinausverlangt. Romantik ist Sehnsucht nach der Unmittelbarkeit des Erlebens, nach der ungebrochenen Einheit des Absoluten, die sie über die festen präzisen Formen stellt, die Wissenschaft und Kunst in gleicher Weise über dem bewegten Untergrunde aufrichten. Den Rhythmus des Chaos, das um die gefühlte und geklärte Form des Kunstwerkes noch wogt, wollen die romantischen Künstler im Kunstwerke selbst noch fühlbar machen, die Bewegung des Lebens selber die romantischen Philosophen im Begriffe erkennen lassen. Wenn die alte, die vorkantische Metaphysik das Absolute der rationellen Verstandeserkenntnis zugänglich dachten, so schöpfen Fichte, Schelling und Hegel andersartige Begriffe für das spekulative Erkennen. Sie stellen Philosophie als Vernunfterkenntnis dem Verstande der Wissenschaft gegenüber. Die Vernunftideen aber sind Begriffe, in denen sich die Fülle und der Reichtum des ursprünglichen Lebens kristallisiert und bewahrt hat. In derselben Tendenz scheidet Bergson seine spekulative Erkenntnis schroff von der Wissenschaft. Aber doch mit einer anderen Wendung, die aufs deutlichste die neue von der früheren Romantik abhebt. Die Vernunfterkenntnis der Romantiker hatte ihre Entstehung aus dem ursprünglichen Erlebnis vergessen und war zu einer neuen Art des Verstandes erstarrt; so verfiel ihr grandioser Systembau dem Zusammenbruch. Die neue Romantik ist illusionsloser geworden: sie will nicht in einem neuen Vernunftbegriff Denken und Erleben zur Aussöhnung bringen, sie will bei der Sphäre, aus der die Vernunftbegriffe entsprangen, stehen bleiben, sich mit dem Erlebnis selbst begnügen. Alte und neue Romantik also stehen zu einander wie Vernunft und Intuition. Bergson gibt spekulative Philosophie, aber kein geschlossenes System. Die Einheit seines Werkes ist in der Persönlichkeit seines Schöpfers gegeben; es ist ein stetes Hervorsprudeln einer einheitlichen Grundstimmung in immer neuen Wendungen, immer reicheren Formulierungen. Die Einheit seiner Philosophie ist die eines unerschöpflichen Stromes,

nicht die eines Gebäudes im Raume. Gerade durch diese Systemlosigkeit kommt die künstlerische und geniale philosophische Persönlichkeit stark zum Ausdruck, die diese schriftstellerischen Meisterwerke trägt. Der Mann, der hier zu uns spricht, ist kein Mann der Analyse, sondern durchaus eine synthetische Natur. Damit aber antwortet Bergson auf eine Sehnsucht der Zeit. Denn diese verlangt nach einer Epoche der Philosophie der Schulen wieder nach aufbauenden, produktiven Philosophen. Nach einer Befriedigung der produktiven Bedürfnisse innerhalb der Philosophie. Denn an Denkern, bei denen diese Schöpferkraft den Rahmen der Philosophie sprengt und zu einer neuen Religion, einem neuen Prophetentum treibt, hat es dieser Zeit — man denke an Nietzsche — nicht gefehlt. In Bergson aber fassen sich die mächtig gärenden Motive dieser Epoche des Philosophierens, die Strömung, in die so verschiedene Denker wie William James und Eucken in gleicher Weise hineingehören, mit imponierender Wucht zusammen. Darauf hauptsächlich beruht die große Wirkung, die er heute überall auszuüben beginnt.

II.

Das Verhältnis von Metaphysik und Wissenschaft beschäftigt Bergson bei der Grundlegung der Methode seiner spekulativen Philosophie. Trotz seines durch und durch synthetischen Denkens kann er sich dieser Frage als einer Konsequenz der kantischen Kritik nicht entziehen. Zwei fundamental verschiedene Erkenntnisarten verlangen Metaphysik und positive Wissenschaft; in zwei von einander unabhängigen Prozessen des Denkens wurzeln sie. Diese beiden Haltungen des Geistes sind die Analyse und die Intuition. Wir analysieren einen Gegenstand, indem wir alles Unbekannte in ihm zurückführen auf Bekanntes. Wir finden in einem X bestimmte Erkenntnisbeziehungen vor, die es uns in unanalysiertem Zustande durch seine Komplexität verhüllt. So lange wird diese Arbeit fortgesetzt, bis dieser Gegenstand uns nichts Neues mehr bieten kann, bis seine anfängliche Denkfremdheit sich reduziert hat auf die Konstanten des Denkens. Wissenschaft heißt ja, von den Begriffen zu den Dingen gehen und nicht eher ruhen, bis alles Gegebene zurückgeführt ist auf das Denken selbst.

Die Analyse führt das Neue und Einzigartige des Gegenstandes auf Bekanntes zurück. Die Intuition will gerade die absolut neue Eigenart jedes Dinges erfassen, mit dem Gegenstande eins werden, in ihn selbst eindringen. Das, was nie dagewesen ist und nie mehr wiederkehren kann, das Unübersetzbare der Dinge will sie erkennen. Von außen gesehen ist der Gegenstand eine unendliche Mannigfaltigkeit und demgemäß für die Wissenschaft eine unendliche Aufgabe, weil die ihm fremden Denkelemente, aus denen er zusammengesetzt wird, in allmählicher Anhäufung ihn zu rekonstruieren suchen, ohne ihn zu erschöpfen. Die konzentrischen Kreise, die die Wissenschaft um den Gegenstand zieht, da sie nicht unmittelbar bei ihm eintreten kann, müssen enger und enger werden, ohne jemals

das eine Zentrum zu erreichen. Dagegen ist der Gegenstand in sich selbst ohne Symbole und immer kunstvollere Systeme von Relationen betrachtet einfach, und die Intuition ergreift ihn mit einem Schlage. Der Gegenstand der Intuition ist das Absolute, die Intuition ist die Methode der Metaphysik.

Die Intuition, die das Einzigartige der Gegenstände erfaßt, erfaßt damit auch das Absolute in ihnen. Absolut ist nach Bergson dasjenige, welches „das, was es ist, vollkommen ist". Nicht Vollkommenheit schlechthin ist also das Prädikat des Absoluten, sondern Vollkommenheit in sich selbst. Mit einem Worte: dies Absolute ist nicht Allgemeinheit oder Unendlichkeit, sondern Individualität. Damit kennzeichnet sich Bergsons Position als irrationalistische Metaphysik. In der rationalistischen Metaphysik ist das Absolute ein umfassend allgemeiner oder allgemeingültiger Gegenstand, die Synthesis alles Relativen, hier in der irrationalistischen der noch nicht relativ gewordene, unmittelbar gegebene anschauliche und individuelle Gegenstand. Dort Unendlichkeit, Ewigkeit, hier Besonderheit und erlebte Dauer. Die alte Metaphysik setzt die Arbeit der Wissenschaft nach dem Unendlichen zu, aber auf demselben Wege fort. Auch sie arbeitet mit relativen Symbolen, um das Absolute zu erkennen. So steht und fällt sie mit der Möglichkeit der Metaphysik als Wissenschaft. Bergsons intuitive Spekulation will sich als irrationalistische Metaphysik toto coelo von der Wissenschaft unterscheiden.

Durch einen pragmatistisch gefärbten Begriff der Wissenschaft stützt Bergson diese Trennung des spekulativen Denkens vom rationellen. Das wissenschaftliche Denken ist unfähig zur Spekulation, weil Wissenschaft aus den Bedürfnissen des Handelns entstanden ist. Die festen unbeweglichen Begriffe, mit denen sie arbeitet, sind Stützpunkte des Verstandes für seine Einwirkung auf die Außenwelt, deren solider materieller Seite allein sie angepaßt sind. Wissenschaft ist eine Erkenntnis, relativ zum Handeln, infolgedessen kann sie das Absolute nicht erfassen. Es ist der Fehler der gesamten bisherigen Metaphysik, mit einer auf dem Felde der positiven Wissenschaft und des Handelns nützlichen Erkenntnisweise das Absolute in uninteressierter Erkenntnis ergreifen zu wollen. So kennzeichnet sich Bergsons erkenntnistheoretischer Standpunkt als eine merkwürdige Art von spekulativem Pragmatismus: er ist pragmatistisch der positiven Wissenschaft gegenüber, spekulativ in der Stellung zur Metaphysik. Der Begriff der theoretischen Wissenschaft aber findet in ihm zwischen Aktion und Spekulation keine rechte Stelle.

Losgelöst von diesem doch sehr anfechtbaren Pragmatismus, liegen die Schwächen der Bergsonschen Position klar zutage. Die Einwände, die man stets gegen die Intuition vorgebracht hat, treffen auch ihn. Wie unterscheidet sich Intuition von beliebiger Ahnung, vom Pochen auf Genie, vom subjektiven Glauben des gesunden Menschenverstandes, durch welche Kriterien differenziert sie sich? Bergsons Spekulation will nicht Wissenschaft sein, kann sie sich aber ganz aus dem Bereiche der Wissenschaft ablösen, ohne reine Mystik zu werden? Läßt sich speku-

lative Erkenntnis loslösen von den Bedingungen aller Erkenntnis, von den Bedingungen der Aussage? Die großen Meister der Metaphysik werden nach Bergsons Meinung sich selbst gegenüber Schüler, wenn sie für ihr großes Erlebnis die Sprache der Symbole brauchen. Es mag dies die Tragik der Metaphysik sein, aber sie ist unausweichlich. Eine rein subjektive Attitüde zum Universum hat keine Metaphysik gewollt, kann sie nicht wollen, eben dadurch unterscheidet sie sich von Mystik. — Vielleicht aber ist Bergsons ausgeführte philosophische Erkenntnis weniger Intuition in jenem rein subjektiven Sinne, wie es seine Methode zu verlangen scheint, weniger Metaphysik als ein ganz bestimmtes philosophisches Verstehen und Begreifen, das tatsächlich von der positiven Wissenschaft geschieden werden kann. Ohne ein Begreifen geht Philosophie tatsächlich auch bei ihm nicht vor: nicht Ahnungen setzt sie an die Stelle der Begriffe der Wissenschaft, nicht blinde Anschauungen; sie sucht nur der Realität durch flüssigere und schmiegsamere Kategorien näher zu kommen, als es die Wissenschaft kann. Bergsons Idee der Dauer, die das Rückgrat seiner Philosophie bildet, ist in diesem Sinne eine Intuition, d. h. ein mit lebendigem Inhalte durchtränkter Begriff.

III.

Versetzen wir uns in Bergsons Hauptwerk, in die Grundstimmung seiner Philosophie der évolution créatrice. Dies Werk stellt eine großzügige Philosophie der Lebensprozesse, eine einheitliche Naturphilosophie dar. Das Leben, das in seiner Ursprünglichkeit verstanden werden soll, wäre als Gegenstand der Intuition ein unendlich schillernder und unbestimmter Begriff, hätte nicht Bergson das fruchtbare Feld seines Philosophierens in der Wissenschaft der modernen Biologie. An den vitalen Prozessen bewährt sich seine Forderung eines symbolfreien Erkennens, denn die Lebensvorgänge sind mit jenem Charakter des Neuen und Geheimnisvollen umkleidet, der sich nicht auf bekannte Konstanten reduzieren läßt. Aber die Biologie als Wissenschaft kann das absolut Neue und Individuelle des Lebens nicht erschließen, sofern auch sie mit der Analyse arbeiten muß. Sie kann das Leben nicht als die Realität erkennen, als die es sich Bergsons Intuition erschließt: als schöpferische Entwickelung. Zu dieser Grundkonzeption seines Philosophierens gelangt Bergson, indem er sich mitten hinein in das individuelle Erleben versetzt. Vom individuellen Bewußtsein nimmt er seinen Ausgangspunkt, vom Erleben aus bestimmt er den Begriff des Lebens. Was erleben wir in unserer persönlichen Existenz? Existieren heißt ständiger Wechsel, lautet da die erste Antwort. Mit heraklitischem Jubel spüren wir die ganze Mannigfaltigkeit und Bewegtheit unseres Innenlebens. In stetem Flusse lösen sich die Zustände ab, alle Intensität, allen Reichtum der seelischen Existenz fühlen wir in diesem steten Vorwärtstreiben, in dem Strome der Bilder, dessen rapidem Laufe wir uns anvertrauen. Existenz ist für Bergson eine impressionistische Freude an dem Nüancenreichtum, an der wechselnden Farbe, den dauernden Überraschungen

des niemals gleichen seelischen Lebens. Es ist ein moderner Heraklitismus, der hier spricht und das „alles fließt" für das Bewußtsein verkündet. Niemals weist das Bewußtsein zwei gleiche beharrliche Zustände auf, auch der einzelne Zustand selbst ist nur eine kontinuierliche Bewegung, ein stetes Übergehen einer Mannigfaltigkeit von Färbungen in einander. Aber mit dem bloßen Wechsel ist das Bewußtsein, von dem wir ausgehen, nicht erschöpft. Nur die eine Seite des Wechsels wird durch den Satz: Alles fließt, charakterisiert. In diesem Wechsel gibt es nichts Beharrliches, aber eine Kontinuität, eine Stetigkeit. Ja, der Wechsel selbst wäre garnicht denkbar, ohne eine solche Kontinuität mit ihm zu setzen. Das Bewußtsein ist ein ewiger Fluß von wechselnden Zuständen, der Strom aber setzt sich nicht zusammen aus vereinzelten Wassern, die diskontinuierlich, sprunghaft, ohne Verbindung einander ablösen. Mag es in diesem Strom manchen Strudel geben, es bleibt doch immer der Eine selbige Strom, der seine Gewässer untereinander verbindet und vorwärts treibt. Ohne diese kontinuierliche Verbindung gäbe es ja keinen absoluten Wechsel, keine Garantie für ihn: von einander getrennte, isolierte Zustände könnten wohl im Moment vergehen, aber auf einer anderen Zeitstelle in gleicher Form wiederkehren, erst der verbindende Strom verbindet sie kontinuierlich und läßt ihnen keine Ruhe. Wie zu jedem Wasser immer neue hinzugetrieben werden, und diese neuen Gewässer sind die alten auf einer anderen Stelle des Stromes, so werden die früheren Zustände des Bewußtseins unablässig mit neuen verschmolzen. Die bewegende Kraft aber, die unserem Bewußtsein diese Kontinuität sichert, die es zum Strome macht, die den Wechsel dieser Zustände garantiert, ist unser Gedächtnis. Es ist nichts Totes, Unbewegliches, keine Aufspeicherung von Erinnerungen, sondern greift in jeden Moment unseres psychischen Lebens hinein und organisiert die gegenwärtigen Bewußtseinszustände mit den vergangenen. Nur durch das Gedächtnis lebt die Vergangenheit in der Gegenwart fort. Sie verharrt nicht in starrer Unbewegtheit, sondern verkörpert sich jeden Augenblick in der Gegenwart und assoziiert sich mit ihr. Durch die Gewalt der Vergangenheit, die sich jeden Augenblick in die Gegenwart vorschiebt, wird unser inneres Leben zum vorwärtstreibenden Strome. Denn jeder folgende Zustand muß von jedem früheren unterschieden sein, durch das Plus von Erinnerungen an den vergangenen Zustand, das er in sich trägt. Jeder vorhergehende Zustand verkettet sich mit dem folgenden und schafft ihn dadurch zu etwas Neuem um, daß er ihm ein Stück seines eigenen Lebens einfügt. Ohne Verbindung kein Wechsel, ohne Wechsel und Fortschritt aber auch keine kontinuierliche Verbindung, das ist das Grundphänomen der Kontinuität des inneren Lebens. Leben heißt wechseln, so hieß es zunächst; nun kann es weiter heißen: Wechseln aber heißt reifen. Dem Fortschritte als der Grundtendenz des Seelenlebens entspricht der kontinuierliche Ablauf von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Dieser fortschreitende Ablauf ist die eigentliche konkrete Zeit, die Dauer, in der die Gegenwart nur als ein Einschnitt zwischen Vergangenheit und Zukunft zu denken ist.

Der Bewußtseinsstrom ist ein Symbol der konkreten Zeit, ja mehr noch, die Dauer ist der eigentliche Stoff unseres inneren Lebens. Leben kennzeichnet sich so als ein Prozeß der konkreten Dauer des Zeitstromes. Die lebendige Vergangenheit aber macht die Einmaligkeit der Gegenwart aus, garantiert die Einmaligkeit des Bewußtseins in der Zukunft. Den Prozeß aber des Werdens, der durch die unlösliche Verbindung von Einmaligkeit und Fortschritt gekennzeichnet wird, nennen wir Geschichte. Geschichte ist der Prozeß, in dem die Vergangenheit lebendig bleibt, um in die Gegenwart fortzuwirken. Dauer und Geschichte gehören zusammen, weil sie beide kontinuierlichen Fortschritt von Einzigartigem bedeuten. Bewußtsein ist so zuletzt ein historischer Fortgang in der Dauer. Nur ein Lebendiges kann Geschichte besitzen. Geschichte aber ist eine kontinuierliche Reihe einzigartiger schöpferischer Handlungen. Leben heißt wechseln, wechseln heißt reifen, reifen aber heißt sich schöpferisch entwickeln. So offenbart sich uns das Leben des Bewußtseins als schöpferische Entwicklung.

IV.

In der konkreten Zeit fließt der Strom des Bewußtseins. Die Natur der konkreten Zeit, der durée, hat Bergson in eingehender Untersuchung geklärt und mit aller Schärfe vom Raume und der homogenen Zeit der Wissenschaft unterschieden. Ein ganz und gar anderes Medium ist diese konkrete Zeit für das Bewußtsein, als es der Raum für die Außenwelt bedeutet. Im Raume wird alles gleichzeitig gedacht und nebeneinander geordnet, der Raum gehört nicht zu den Dingen, ist keine Qualität, sondern eine reine Form. Er entfaltet die Dinge in einem Medium, reiht sie nebeneinander auf, bestimmt ihnen die Ordnung der Stellen. Der Raum ist somit ein durchaus homogenes, leeres, teilbares und simultanes Medium. Eine andere Art Form ist die Dauer als der Raum: sie ist nicht leer, sondern erfüllt, nicht von der Mannigfaltigkeit in ihr zu trennen, sondern in dieser und mit ihr variierend, daher aber auch kein feststehendes und homogenes, sondern ein heterogenes Kontinuum. Eine andere Art Mannigfaltigkeit wird aber auch in den Bewußtseinszuständen in ihr geordnet: gegen die Mannigfaltigkeit des Nebeneinander im Raume, eine Mannigfaltigkeit des Ineinander, nicht die Mannigfaltigkeit der Linie, sondern des Stromes. Keine undurchdringliche Materie, sondern eine ständige Durchdringung und Verschmelzung. Nicht dem Nebeneinander der Zahlenreihe ist der Bewußtseinsablauf vergleichbar, sondern dem Zusammenhange der Töne in einem Musikstück. Das innere Leben vollzieht sich als ständig neue Komposition. Nichts anderes aber ist dann die Dauer als der dieser Komposition immanente Rhythmus, der ihr den Schwung verleiht, das Maß und die Form, in die sich der Stoff durch seine eigene Natur entfaltet. Der Raum ist ein Netz, welches über die Dinge gespannt wird, und in dessen Maschen wir sie teilen, die Dauer ist der innere Rhythmus des Bewußtseinsstromes. Der ästhetische Formbegriff kommt ihrer formalen Funktion am nächsten.

Jedes andere Maß als dieses qualitative, gleichsam ästhetische der Dauer muß nach Bergson die unmittelbare Begebenheit des Bewußtseins, und damit die wahre Realität, das Absolute und Individuelle verfälschen. Denn jeder quantitative Maßstab schließt eben bereits das Messen im Sinne räumlicher Ausdehnung in sich. Zwischen der reinen Qualität und der Ausdehnung gibt es nichts Drittes. Von Intensität oder Größe psychischer Zustände reden, heißt bereits Qualität durch Ausdehnung betrachten. Die Intensität eines Bewußtseinszustandes mißt sich lediglich an dem qualitativen Prozesse der Beziehungen, der einen Zustand mit dem Ganzen des Bewußtseins verbindet. Intensive Gefühle, Vorstellungen, Empfindungen sind Stromschnellen, mehr läßt sich von ihnen nicht sagen.

Im Begriff der Größe von Empfindungen betrachtet man einzelne Qualitäten durch die Ausdehnung. Im Begriffe der homogenen mathematischen Zeit wird der ganze qualitative Ablauf des Bewußtseins in den Raum verlegt und durch dieses Medium gebrochen. Denn auf diesem Punkte ruht das Hauptgewicht von Bergsons philosophischer Arbeit: Die Zeit des praktischen Lebens, welche unsere Uhren messen, die mathematische Zeit der Astronomie, dies homogene Medium zwischen Raum und Dauer, tempus, quod aequabiliter fluit, ist lediglich eine Projektion der Dauer in den Raum. Diese „Zeit" ist eine Pseudozeit, sie ist zur Raumzeit, zu Meßbarkeit und Berechenbarkeit erstarrt, zum Schatten der Dauer im Raum geworden. Denn all das, worin sie sich von der konkreten und erlebten Zeit unterscheidet, ihre Homogenität und Meßbarkeit verdankt sie räumlichen Elementen. Durch die Bewegung als dem Schnittpunkte von Raum und Dauer wird sie meßbar. Von der Bewegung aber kommt wiederum nicht ihr Ablauf in der Dauer, die Beweglichkeit, in Betracht, sondern lediglich die Bewegungsbahn, die zurückgelegte Raumstrecke. Auf dieser wird nun nicht eine konkrete Dauer, sondern das Intervall und die Relation zweier Dauern, ein zahlenmäßiges Verhältnis gemessen, dessen Bruchteile den auf der Raumstrecke fixierten Abständen entnommen sind. Der zurückgelegte Weg kann nur die abgelaufene Zeit, nicht den Ablauf bestimmen, nur zu einem isolierten, durch einen räumlichen Punkt symbolisierbaren Momente führen. Nur die beiden Momente der Zeit, die den Anfang und den Endpunkt der Bewegung ausdrücken, gehen in die Bewegungsgleichung der Pysik ein. Alle Bewegungen im Weltall könnten sich plötzlich mit vielfacher Schnelligkeit vollziehen, das ganze Weltall könnte vom Momente A bis zum Augenblick T verschwunden sein, ohne daß sich an den Gleichungen der Physik etwas zu ändern brauchte. Denn mit der abgelaufenen Zeit und nicht mit dem dazwischen liegenden Prozesse hat sie es zu tun. Diese abgelaufene Zeit aber ist im Gegensatz zur werdenden Raum.

Bergson kann die homogene mathematische Zeit nur im Hinblick auf die erlebte Dauer des Bewußtseinsstromes als Verfälschung bezeichnen und mit dem Raume auf eine Stufe stellen. Daß sie für ihn unter allen Umständen zu einem

Bastardbegriffe wird, beweist seine metaphysische Orientierung des Zeitproblems. Die Dauer ist die wahre Wirklichkeit, Dauer ist absolute Realität, das Absolute dauert. Der Ewigkeitsvorstellung der früheren Metaphysik gegenüber glaubt Berson in der Dauer die Substanz des Geschehens entdeckt zu haben. Daher ist ihm der homogene Zeitbegriff eine Verfälschung der Wirklichkeit schlechthin. Da er Sukzession lediglich als Verschmelzung kennt, muß ihm die objektive Sukzession in der homogenen Zeit restlos gleichbedeutend mit räumlicher Gleichzeitigkeit erscheinen. Unter wissenschaftlichen und erkenntniskritischen Gesichtspunkten, die Bergson übrigens in der Annahme des Raumbegriffs von Kants transzendentaler Ästhetik anerkennt, bleiben Raum und Zeit nebeneinander geordnete Funktionen im Aufbau der Erfahrung. In diesem Zusammenhange ist die Zeit nicht nur eine durch das Raummedium verfälschte Dauer. Aber ebensowenig ist allerdings die Dauer des Bewußtseinsstromes in homogene Zeit aufzulösen: in der konkreten uns zugehörigen Dauer entziehen wir uns der Notwendigkeit und erfassen unsere Freiheit. Homogene Zeit ist mathematische Notwendigkeit, Dauer ist Freiheit.

Denn das Problem der Willensfreiheit wird für Bergson allein durch die Scheidung von durée und espace in positivem Sinne lösbar. Nur die Oberfläche des Bewußtseins ragt in die homogene Zeit hinein, nur ein auf nützliches Handeln allein gerichtetes gleichsam soziales Ich, in dem sich die dinghaft gewordenen erstarrten Vorstellungen nach dem Mechanismus der Assoziationen verknüpfen. Dieses Ich ist nur das in den Raum projizierte tiefere Ich, welches dauert. Der Determinismus aber überträgt die Verhältnisse dieser Oberfläche auch auf die Tiefe. Er kann Handlungen nur deshalb im voraus zu berechnen glauben, weil er sie sich wiederum als bereits abgelaufenen Prozeß nach einem gegegebenen Ziele hin durch die Raumstrecke symbolisierbar denkt. Das wahrhafte Ich aber und seine Tiefen leben in der Dauer und sind deshalb räumlich unsymbolisierbar und nicht zu berechnen. In diesen Tiefen des Bewußtseins also sind wir frei. Immer dann handeln wir als freie Wesen, wenn sich das Ganze unserer Persönlichkeit in dem Willensakte zum Ausdrucke bringt. Für einen ethischen Freiheitsbegriff würde auch Bergson nicht ohne einen absoluten Wert auskommen, an dem wir erst die Tiefen unserer Persönlichkeit messen können. Überall sieht er jedoch mehr die Lebenswerte als die objektiven Werte der Kultur. So hat er auch hier in packenden Linien die Spontaneität der frei wählenden Gesamtpersönlichkeit gezeichnet und dieses Ich unterschieden von den Vorstellungen, die nur auf seiner Oberfläche treiben, wie „welke Blätter auf dem Wasser eines Sees."

V.

Die Kluft, die diese Gedankengänge zwischen Freiheit und Notwendigkeit, Geist und Materie aufreißen, kann für eine Philosophie, die die Gesamtheit der Lebensvorgänge verstehen will, nicht endgültig sein. Die Organismen sind

lebende Materie, Bewußtsein und Körperlichkeit zugleich. In außerordentlich scharfsinnigen psychologischen Untersuchungen über das Problem des psychophysischen Parallelismus, die wir im Rahmen der Bergsonschen Philosophie nicht eingehender zur Darstellung bringen, hat Bergson sich hier den Weg frei gemacht. Die Verkettung von Geist und Materie, die gegenseitige Organisation von Gehirn und Seele, von Freiheit und Notwendigkeit, lehrt das Buch Materie und Gedächtnis. Nur das Resultat dieser Untersuchung sei hier mitgeteilt: Erinnerungsbilder als rein geistiger Vorgang, wiederholendes Gedächtnis als Vorbereitung sensomotorischer Mechanismen, reine Wahrnehmung und Gehirn als virtuelle und aktuelle Fortsetzung dieser vorbereitenden Gedächtnistätigkeit, als virtuelle und aktuelle Einwirkung auf die Außenwelt durch Ausführung von Bewegungen, bilden die Phasen eines einheitlichen Prozesses, der insgesamt dem aktiven Handeln des Organismus dienstbar ist. „Der Körper", so faßt Bergson diese Untersuchung zusammen, „ist das Werkzeug des freien Geistes, mit dem dieser in die dichten Gewebe der Notwendigkeit eindringt. Nunmehr können die biologischen Prozesse, kann das Leben insgesamt als ein Strom des Bewußtseins betrachtet werden, der in die Materie eingedrungen ist." Unter diesem Grundgedanken führt Bergson sein naturphilosophisches Weltbild der schöpferischen Entwickelung durch.

Diese Anschauung von den vitalen Prozessen hat sich gegen zwei biologische Theorien durchzusetzen, die beide die natürliche Unzulänglichkeit des reinen Intellekts dem Leben gegenüber repräsentieren: gegen Mechanismus und Finalismus. Der Mechanismus erklärt das Lebewesen als Schnittpunkt physikochemischer Gesetzlichkeiten. Nun unterliegt der Organismus als lebende Materie diesen zweifellos. Aber die aktive Zusammenarbeit der Teile des Organismus für die Erhaltung des Ganzen, seine Synergie kann der Mechanismus nicht begreiflich machen. Ebensowenig wird er wiederum der Rolle der konkreten Zeit für das Lebewesen gerecht. Sein theoretisches Ideal wäre auch hier der Laplacesche Geist, der in einer Formel alle Veränderungen der Vergangenheit und Zukunft umspannen würde: Hier wird besonders klar, wie die konkrete Dauer zur reinen Gegenwart erstarrt wäre. Für das Lebewesen, welches allein Geschichte besitzt, gibt es im Gegensatz zur Materie überall ein Register, in welches sich die Dauer einträgt. Im Mechanismus erstarrt der kontinuierliche Ablauf der Zeit zur reinen Gegenwart; im Finalismus verflüchtigt er sich in die allein reale Zukunft. Indem der Finalismus die Entwickelung des Lebewesens allein von einem in der Zukunft gelegenen Endziele abhängig sein läßt, stellt er sich als ein umgekehrter Mechanismus dar. Auch hier spielt die konkrete Zeit nicht ihre zentrale Rolle. Gleichsam mechanisch wird Vergangenheit und Gegenwart allein durch die Zukunft angezogen.

Die Entwickelung des Lebens vollzieht sich für den Finalismus nach einem einheitlichen fertigen Plane, nach einem Modell, wie eine Fabrikation. Die in

allen Teilen übersehbare Maschine und das Modell der Fabrikation sind Instrumente der Intelligenz für das Handeln, sie versagen in der zwecklosen Betrachtung des Lebens selbst. So kann Bergson von wissenschaftlichen Hypothesen über das Leben nur die moderne Entwickelungstheorie des Transformismus akzeptieren. Aber für eine einheitliche Naturphilosophie muß dieser vertieft werden. Besonders der Begriff der Anpassung, der im doppelten Sinne, einmal als mechanisches Abbilden, das andere Mal im Sinne der spontanen Lösung eines Problems durch den Organismus gebraucht werden kann, ist der Klärung bedürftig. Die Verwandtschaft der Lebewesen untereinander, besonders aber die Entstehung der identischen Apparate auf divergenten Linien der Entwickelung, können nicht durch bloße A n p a s s u n g erklärt werden. In einer sehr subtilen Auseinandersetzung prüft Bergson hier die verschiedenen Hypothesen auf dem Boden des Darwinismus, die die Gleichheit des Auges der Kammuschel und der höheren Wirbeltiere zu erklären suchen. Keine dieser Hypothesen erscheint befriedigend. Am nächsten kommt Bergson die des Neolamarckismus, der eine individuelle Anstrengung des Lebewesens in beiden Fällen hierfür verantwortlich machen will; doch scheitert er an der Unvererbbarkeit erworbener Eigenschaften. Die individuelle Anstrengung muß übergeführt werden zu einer universellen Aktivität des Lebens. Hier setzt Bergsons Konzeption eines élan vital ein. Ein e i n h e i t l i c h e r L e b e n s s c h w u n g, eine schöpferische Kraft rollt durch die gesamte Entwickelung. Wir finden diesen élan vital in seinem Auseinandersprudeln auf allen Linien der Entwickelung. Alle Lebewesen hängen zusammen, weil sie Entfaltungen des einheitlichen Lebensschwunges sind, der élan vital erklärt die Verwandtschaft der Lebewesen, er allein kann auch die Identität der Apparate auf divergenten Linien der Entwickelung erklären. Die Harmonie, die der Finalismus vor uns setzt, liegt also vielmehr hinter uns, aus seiner ursprünglichen Einheit hat sich der élan vital dissoziieren müssen, um sich gegen die Materie durchzusetzen. So gleicht das Leben einer Granate, die in unzählige Fragmente explodiert durch den Widerstand des Metalls, der Materie gegen die eingeschlossene explosive Kraft. Der élan vital ist eine Art Überbewußtsein, das in die Materie Freiheit hineinträgt; er ist die große Woge des Bewußtseins, die gegen die Materie anrollt.

VI.

Von den beiden Linien, in die sich der élan vital gespalten hat, führt die eine zur Pflanze, die andere zum Tier. Wichtiger ist eine Gabelung innerhalb des Tierreiches selbst. Am Ziele des einen Weges, den wir hier treffen, steht der I n s t i n k t, mit ihm die Arthropoden, besonders die Hymenopteren. Als Endpunkt des anderen hat die Entwickelung die I n t e l l i g e n z, mit ihr die höheren Wirbeltiere, in erster Reihe den Menschen hervorgebracht. In der Lehre von Instinkt und Intelligenz stehen wir an dem Kulminationspunkte der Bergson-

schen Philosophie, in dem alle Fäden seiner Erkenntnistheorie, Metaphysik und Psychologie zusammenlaufen.

Instinkt und Intelligenz sind beide Wirkungsweisen, Haltungen, der Materie gegenüber, um sie zu beherrschen. Welches ist nun die charakteristische Stellung des Menschen der Materie gegenüber und somit die Eigentümlichkeit der Intelligenz? Doch wohl die, sich Werkzeuge, Instrumente aus der Materie zu ihrer Beherrschung zu schaffen. Homo faber, nicht homo sapiens, müßte der Mensch nach Bergson genannt sein; nach den Waffen und Instrumenten beurteilt man die vergangenen Epochen, die Dampfmaschine und nicht unsere Geschichte und unsere Revolutionen wird vielleicht in Tausenden von Jahren dem jetzigen Zeitalter den Namen geben. Die Intelligenz also ist das Vermögen der Fabrikation unorganischer Instrumente. — Instinkt dagegen heißt Ausnützung organisierter Instrumente; nicht aus der Materie schafft er sich neue Organe, er entwickelt die im Organismus selbst liegenden Möglichkeiten. Die Intelligenz verlängert den Organismus des Menschen in der Industrie durch ein neues Organ, der Instinkt setzt die schon begonnene Arbeit des Organismus fort. Die Grenzen zwischen Instinkt und Organismus verschwimmen.

Instinkt ist keine verkümmerte Intelligenz; ihr Unterschied ist wesenhaft, beide Fähigkeiten ergänzen sich in ihren Mängeln und Vorzügen. Der Instinkt ist durch Leichtigkeit, Unmittelbarkeit und absolute Sicherheit der Reaktion vor der Intelligenz ausgezeichnet; er ist gleichsam sympathetisch mit einem Objekte verbunden, aber infolgedessen auch auf dieses eine Objekt beschränkt. Die Instrumente der Intelligenz sind künstlich und nicht spezialisiert, aber gerade daher beweglich, allen Situationen anzupassen und ins Unendliche zu verfeinern.

Eine andere Rolle spielt bei Intelligenz und Instinkt das Bewußtsein als die Fähigkeit unter verschiedenen möglichen Handlungen zu wählen. Im Instinkt ist keine Wahl möglich, weil seine Instrumente lediglich auf einen Gegenstand anwendbar sind, also ist er unbewußt. Die Intelligenz kann ihr Handeln wie ihre Instrumente wählen; sie ist bei der Wahl schwankend, wo der Instinkt unmittelbar und präzis funktioniert, aber sie kann hemmen, korrigieren und über sich selbst reflektieren.

Diese beiden Formen des Handelns, die sich hier offenbaren, schließen zwei Formen des Wissens ein. Wenn eine Sandwespe ihr Opfer betäuben will, ohne es zu töten, so führt sie ihren Stachel so genau in bestimmte Zentren ein, wie ein ausgebildeter Chirurg, der eine Operation ausführt; sie antizipiert das Wissen, sie handelt, als ob sie im voraus die Bedingungen des Erfolges kennen würde. Die kompliziertesten Inhalte des Wissens scheinen dem Instinkte angeboren. Instinkt ist eine unmittelbare Kenntnis, die sich auf den Inhalt, auf die Materie des Wissens, auf die Dinge selbst bezieht. Nur kommt dieses Wissen nicht zum Bewußtsein, sondern setzt sich unmittelbar in Handlung um. — Die Intelligenz ist mit keinem Gegenstande sozusagen sympathetisch verbunden. In-

haltlich also kennt sie kein einziges Ding. Neben den Inhalten des Erkennens gibt es ihre Formen, neben den Einzelobjekten die Beziehungen unter ihnen, außer der Materie der Erkenntnis, die Methoden. Die Intelligenz also ist ein ursprüngliches Wissen, um die Beziehungen, um die an sich leeren Formen, um die allgemeinen Kategorien, in die die Erkenntnis gebracht wird.

Auch das Wissen, das Instinkt und Intelligenz vermitteln, verhält sich komplementär. Die leeren Formen der Erkenntnis gleichen den unorganischen Instrumenten, die die beschränkte Vollkommenheit der natürlichen Organe durch unendliche Vervollkommenbarkeit, durch Beweglichkeit ersetzen. Durch ihren formalen Charakter können sie allen Inhalten Platz bieten, ja auch den für das Handeln zwecklosen Inhalt in sich aufnehmen. Aber die Überwindung des pragmatistischen Begriffs des Wissens vollzieht sich an dieser Stelle nur scheinbar: die Intelligenz ist durch ihre Entstehung einmal allein an die Materie gebunden und die ihr adäquate Erkenntnisart. Dem Leben gegenüber ist sie von natürlicher Unbeholfenheit.

Das Leben in seiner Unmittelbarkeit könnte der Instinkt erfassen, er ist seiner Entstehung nach dem Organischen zugehörig, er könnte den Schlüssel zu ihm finden, aber er sucht ihn nicht. Seine Erkenntnis geht restlos auf in der Einwirkung auf ein spezielles Objekt. Er reflektiert und spekuliert nicht. Er kann sich nicht auf die Gesamtheit der Objekte uninteressiert ausdehnen. „So gibt es Dinge, die die Intelligenz allein fähig ist zu suchen, aber sie findet sie nicht. Der Instinkt würde diese Dinge finden, aber er kann sie nicht suchen." Hier nun setzt die Rolle der Intuition wiederum ein. Der uninteressiert gewordene, auf alle Gegenstände ausgedehnte, geläuterte Instinkt würde uns die intimsten Geheimnisse des Lebens offenbaren. Die Intuition ist geläuterter Instinkt, sie befreit das im reinen Instinkte in die Handlung eingeschlossene Erkennen. Mit Recht hat Kroner an dieser Stelle bei Bergson auf Fichtes Vernunftkunst als geläuterten Vernunftsinstinkt hingewiesen.*)

Die Möglichkeit, den Instinkt zur Intuition zu läutern, aber verdanken wir der Intelligenz, die zuerst das Bewußtsein und die Reflexion aus den Banden des Handelns befreit hat. Nachdem einmal diese Befreiung geschehen ist, heißt es in der Intuition mit spekulativer Kühnheit, in einem entschlossenen Willensakte auch die Intelligenz selbst überschreiten und den Instinkt nachträglich aus seinen Fesseln lösen. Der Erkenntniskritik, die ein solches Überschreiten der Intelligenz für unmöglich erklärt, weil es nur mit Intelligenz geschehen könnte, ruft Bergson das frische Wort zu, daß es nötig sei, ins Wasser zu springen, um schwimmen zu lernen. Vom Gehen auf dem Festlande aus betrachtet, erscheint das Schwimmen unmöglich, so urteilt die Erkenntniskritik. Aber für das ganz

*) Richard Kroner, H. Bergsons Philosophie. Logos, Zeitschrift für Philosophie der Kultur. Bd. I. Heft 1.

neue Element ist eine andere Bewegung not, die im Kampfe mit ihm sich naturnotwendig entwickelt. Intuition ist die Erkenntnis dieses neuen Elements, welches Leben und Bewußtsein bedeutet, sowie die Intelligenz der Materie zugeordnet ist. Denn Instinkt und Intelligenz sind nur die entsprechenden Erkenntnisarten von zwei Formen des Reellen. Die Intelligenz und die Materie sind der hart gewordene Kern des Fluidums, das sich als Instinkt und Leben um diesen Kern herum bewegt, und aus dem sich dieser selbst gebildet hat. Die Rolle des Menschen in der Reihe der anderen Wesen war, durch die Intelligenz das Bewußtsein zur Befreiung zu bringen. Die Rolle der Spekulation ist, das Ganze der schöpferischen Entwickelung erkennend nachzuformen.

VII.

Ein letzter merkwürdiger Gedankengang aus Bergsons Weltbilde bleibt übrig. Nicht nur die schöpferische Entwickelung des Lebens in der Materie soll begriffen werden, durch eine ideale Genese der Materie und mit ihr der Intelligenz wird auch diese in den Prozeß der évolution créatrice hineinbezogen. Materie ist die Abspannung des schöpferischen Lebensschwunges, die absteigende Linie der Entwickelung, deren Aufstieg Schöpfung und Bewußtsein ist. Sowie sich mir ein Gedicht, das mir bei konzentrierter Einfühlung in einem einheitlichen Intuitionsakte als lebendige Einheit erscheint, bei Abspannung des Interesses in Silben und Buchstaben auflösen würde, zwischen denen sich eine Reihe komplizierter Relationen entfalten, so stellen die physikalischen Relationen, die die Materie aufbauen, eine Entspannung des élan vital dar. Noch einmal zeigt sich hier so recht der Gegensatz der Bergsonschen Metaphysik gegen die positive Wissenschaft: Nur vom Standpunkte der Intelligenz betrachtet, sind die Systeme der Wissenschaft eine wertvolle Anspannung. Vom Standpunkte des Absoluten betrachtet, sind sie als Nachlassen, als ein Rückgang zu bezeichnen. Noch einmal aber wird der Charakter dieses Absoluten klar. Es ist nicht von logischer und mathematischer, sondern von psychologischer Essenz. Es ist in uns, lebt mit uns und dauert. Dauer, Freiheit und Schöpfung, sie gehören aufs innigste zusammen und machen die Prädikate des Absoluten aus. Die Idee der Schöpfung erscheint uns mit Recht als leere dunkle Vorstellung, wenn wir an eine fertige Welt von Dingen denken, die in einem einmaligen Akte geschaffen, von Ewigkeit dauert. Gott aber hat nichts von allem ausgeführt, Vollendung und Schöpfung schließen sich aus. Dies Zentrum, aus dem dies Leben hervorsprudelt, ist kein Ding: Gott ist unaufhörliches Leben, Handlung, Freiheit. Daß eine Welt von Dingen geschaffen wurde, begreifen wir nicht. Daß aber unser Handeln wächst und sich im Maße seines Fortschrittes entfaltet, das kann jeder in sich selbst beobachten. Die Freiheit unserer Person allein ist der Schlüssel zum Verständnis des Universums.

Prof. Dr. Heinrich Kraft,

leitender Arzt in Dr. Lahmann's Sanatorium „Weißer Hirsch":

Gesunde Ernährung.

Deutschland rüstet sich zum größten Opfer, das es seiner Zukunft je gebracht, will die Blüte seiner männlichen Jugend restlos unter die Waffen stellen, will seine Grenzen doppelt sichern, gemahnt von den Weltereignissen des Jahres 1913, gemahnt von den Jahrhundert-Erinnerungen des Jahres 1813. Da gilt es, sich nicht nur besinnen auf die quantitative Mehrung der Wehr, es gilt einmal Umschau halten nach den Umständen, die ihren qualitativen Wert maßgebend beeinflussen, bedrohen oder sichern.

Den günstigen Einfluß der sozialen Fürsorge auf die Volksgesundheit erkennen wir an mächtigen Zahlen; der Bedeutung der Wohnungsfrage sucht unter dem steigenden Interesse immer weiterer Volkskreise das Eingreifen der Gesetzgebung gerecht zu werden; wie aber steht es mit der nicht minder wichtigen Ernährungsfrage? Da bringen vorübergehende oder dauernde Preissteigerungen die Massen des Volkes in Erregung, werden von Reichs wegen als Beschwichtigungsmittel umstrittene Maßnahmen getroffen, in deren Wahl der Parteien Gunst und Haß eine größere Rolle spielt, als die einzig richtige Grundlage, die dafür maßgebend sein dürfte, eine auf exakter Beobachtung und Forschung beruhende Ernährungswissenschaft, die für die ganze Frage eindeutige Ergebnisse und Forderungen aufzuweisen hat.

Es muß einmal deutlich und offen ausgesprochen werden, — so deutlich, daß ein Mißverstehen gar nicht möglich ist: wir tasten in der Ernährungsfrage noch bedenklich im Dunklen; es fehlt uns das zuverlässige, wissenschaftliche, allseitige Rüstzeug, das entscheidende Schlüsse, treffsichere Forderungen und damit eine zielbewußte Führung unserer Volkswirtschaft erlaubte. Wir stehen bei der unverkennbaren technischen Möglichkeit, uns genaue Analysen der Nahrungsmittel zu schaffen, vor der betrüblichen Tatsache, daß jüngst noch ein Forscher auf diesem Gebiet, Ragnar Berg, unwiderlegt den Satz aussprechen konnte: „Wir besitzen von keinem Nahrungsmittel eine vollständige, fehlerfreie Analyse." Die Arbeit des Einzelnen, die Kräfte privater Institute müssen gegenüber der Größe der Aufgabe für die Gegenwart und nächste Zukunft versagen, nur eine mit großen Mitteln schaffende, über zahlreiche zuverlässige Mitarbeiter verfügende Institution, wie die Kaiser-Wilhelms-Gesellschaft, könnte in raschem, einheitlichem Zuge das jetzt Mögliche, jetzt Nötige nachholen, das uns bisher fehlt, weil im großen Ganzen die Forschung auf dem Gebiet der Ernährung auf ein totes Geleise geraten ist.

Auf dieses wurde sie geschoben durch keinen Geringeren als den

Physiologen Voit, der vor dreißig Jahren seinen berühmten Kostsatz aufstellte, wonach für einen mittleren Arbeiter täglich erforderlich seien: 118 gr Eiweiß, 56 gr Fett, 500 gr Kohlenhydrate. Gewonnen waren diese Zahlen einerseits wesentlich aus drei eintägigen Hungerversuchen und aus wiederholten ganz unzureichenden, ein- bis zweitägigen Stoffwechselbestimmungen an seinem Laboratoriumsdiener, andererseits aus dem Durchschnitt des täglichen Nahrungsverbrauches anderer Individuen nach verschiedenen sonstigen Forschern. Damit hatte die deutsche Wissenschaft ihr „Ernährungsdogma", in dessen Bann nun bis heute im allgemeinen das deutsche Volk seine Ernährungsfragen betrachtet, wenn es einmal, in Fleischnotzeiten, überhaupt zum Nachdenken über dieselben kommt. Sonst hat es als Führer darin ohne viel Nachdenken seinen Gaumen, seine Eßlust, seine Gewohnheit, seinen Geldbeutel. Und das Ergebnis? Ein Heer von vermeidbaren „Nährschäden", beim Säugling beginnend, später in schweren, unausgleichbaren Stoffwechselstörungen endend, eine unendliche Summe von Leid und Kummer, Krankheit und Siechtum, die vermeidbar wären zum großen Teil, wüßte man zu lernen, wie man sich gesund ernährt.

Der Landwirt weiß, wie er seine Kulturpflanzen zu nähren, zu düngen hat — er läßt die Bodenanalyse machen, wählt darnach seine Düngermischung; seine Klugheit setzt sich um in gute Ernte, in bares Geld. Er kennt jenes von Liebig aufgestellte Gesetz des Minimums, nach welchem der völlige Mangel eines der zur Entwicklung bzw. Erhaltung erforderlichen Nährstoffe oder das Sinken desselben unter eine bestimmte Grenze eine allgemeine Schädigung der Pflanze oder deren Absterben nach sich zieht, auch wenn alle übrigen Nährstoffe im Überfluß vorhanden sind.

Sollte der Satz nicht genau so Gültigkeit haben für die Entwickelung und Erhaltung des menschlichen Körpers? Gewiß, dann aber muß die menschliche Ernährungslehre ihre Grenzen in analoger Weise ausdehnen, darf sie nicht bloß mit jenen Stoffen sich befassen, die zahlenmäßig im Körperhaushalt im Vordergrund stehen, mit Eiweiß, Fett und Kohlenhydraten, ihren gegenseitigen Vertretungsmöglichkeiten in Heizwert und Aufbauwert, dann hat sie mit jenen fälschlich so genannten Aschenresten, richtiger mit den Mineralbestandteilen des Körpers und der Nahrungsmittel genau so zu rechnen, die allzulange als „quantité négligeable" eine Aschenbrödelrolle spielten. „Bei gemischter Kost erhält der gesunde Mensch in derselben durchaus die quantitativ und qualitativ genügende und angemessene Salzzufuhr," so sagt das verdienstliche Buch, das dem Mineralstoffwechsel am ausführlichsten nachforschte. Eine tröstliche Behauptung, leider unbewiesen, leider unrichtig. Der Physiologe Forster hatte einst für die organisch gebundenen Mineralsalze der Nahrungsmittel den Ausdruck Nährsalze geprägt; wäre diesem vierten Bestandteil neben den an Menge imponierenden Eiweiß, Fett und Kohlenhydraten von Anfang an gleiche Beachtung seitens der Wissenschaft zuteil geworden, die Erkenntnis ihrer Bedeutung für

die richtige Ernährung wäre nicht bekämpften Outsidern, wie Lahmann, vorbehalten gewesen, sie wäre nicht heute noch ein Reservatrecht weniger Eingeweihter, die diese Erkenntnis nur allmählich zum Durchbruch kommen, in stückweiser Neu- oder Nachentdeckung da und dort als neue Weisheit sich auftun sehen, statt daß sie, in ihrer Bedeutung für unsere Volksgesundheit ehrlich bekannt, längst Allgemeingut geworden wäre.

Wenn Röse und andere Zahnärzte nachweisen konnten, wie die Zahnkaries da verhängnisvolle Zunahme erfährt, wo bei kalkarmem Trinkwasser zugleich das altbewährte Vollkornbrot durch das nährsalzarme Weizenbrot ersetzt ist, wie damit in gleichem Maße Gewicht, Brustumfang, Militärtauglichkeit abnehmen, so ist dieses eine Beispiel nur der augenfälligste Ausdruck des Einflusses der Ernährung auf die Körperentwickelung.

Von der Wirkung übermäßigen Fleischgenusses wissen die Spezialisten für Stoffwechselkrankheiten in unseren Städten genug zu sagen und zu klagen — die vegetarische Kost, vor wenig Jahrzehnten noch „die Marotte von Sonderlingen", wird heute in zunehmendem Maße zum gewichtigen Faktor in der ärztlichen Behandlung vieler solcher Leiden nur gegen ein schwer überwindbares Vorurteil der Massen. Der Vorzug der gemischten Kost, in der Gemüse, Obst, Salate neben den Mehlspeisen eine überwiegende Rolle gegenüber der Fleischkost spielen, klingt wie ein halb vergessenes Märchen aus der Urgroßeltern Zeiten zu uns herüber; sich kräftig nähren, heißt ja heute im Volke „Bouillon und Fleisch nach Herzenslust genießen"; die Güte der Ernährung bemißt sich für allzuviele, die es haben, für noch mehr, die es haben möchten, nach der Höhe der Fleischerrechnung. Die Deckung des Eiweißbedarfes, zu der Milch- und Pflanzeneiweiß in ausgedehntem Maß ohne Schaden dienen kann, gerade aus dem Fleisch mit seinem mannigfaltigen Gaumenreiz erscheint der Tafelwonnen höchste. Wie sang doch dagegen der dänische Grönlandsforscher Erichsen: „Hätte man jetzt ein Stück Brot! Aber Fleisch nur tagaus, nur tagein!"

„Fleisch macht stark" ist heute noch ein Glaubenssatz — und was lehrt ein großes Experiment der Weltgeschichte? In Japan treffen auf je 1000 Einwohner 30,7 Pferde, 27,2 Stück Rindvieh, 5,5 Schweine, 1,87 Schafe und Ziegen, in Rußland 177,1 Pferde, 266,7 Stück Rindvieh, 88,8 Schweine, 328,57 Schafe und Ziegen — wo steht die größere Fleischversorgung, wo stand der Sieg im Ringen beider Völker? Die beispiellose Zähigkeit des fleischarm ernährten Japaners überwand den tapferen russischen Gegner mit seiner eiweißreichen Soldatenkost. In England hat das „Rennbeefsteak" längst seinen Wert auf Sieg eingebüßt, der Wettkämpfer hütet sich schwer, mit Fleisch sich stärken zu wollen; Milch und Honigwasser tun bessere Dienste, bergen keine Ermüdungsstoffe in sich.

Die sorgfältigen, über Monate fortgesetzten Untersuchungen des ameri-

kanischen Forschers Chittenden ergaben die besten Leistungen seiner Professoren, Studenten und Sanitätssoldaten, als sie freiwillig ihre Eiweißzufuhr auf ein Maß beschränkt hatten, das der Hälfte bis ein Drittel des Voit'schen Satzes entspricht. Der dänische Arzt Hindhede, dessen Verdienste um die Erforschung wichtigster Ernährungsprobleme sein Heimatland mit der Stiftung eines eigenen Instituts für seine Studien zu lohnen wußte, tritt mit gewichtigen Waffen für die gesundheitliche Bedeutung einer fleischarmen Kost ein, stützt den Satz, daß es für die Gesunderhaltung nicht darauf ankommt, wieviel man an Nahrung bewältigen kann, sondern mit wie wenig man gut auskommt, und er geißelt mit Recht das Dogma, das in der „ständigen Ausstellung für Arbeiterwohlfahrt zu Charlottenburg" gepredigt wird: „Das Eiweiß ist das beste Nahrungsmittel," und den von der Kaiserlichen Verwaltung den Besuchern mitgegebenen Text: „Das Eiweiß ist von den drei Hauptelementen für die Ernährung das wertvollste und zugleich das teuerste. Der Gehalt eines Nahrungsmittels an verdaulichem Eiweiß liefert daher in erster Linie einen Anhalt für seine Preiswürdigkeit." Er sagt dazu: „Daß eine derartige, meiner Ansicht nach grundfalsche Lehre, die mit so übermächtiger Autorität vorgebracht wird, zu Fleischessen und Fleischnot führen muß, ist selbstverständlich."

Der Fleischverkauf auf den Kopf in Deutschland hat sich im Laufe von einem Jahrhundert vervierfacht, ist von 13,6 kg auf 54,25 kg gestiegen — und wie war doch die Leistung des deutschen Volkes vor einem Jahrhundert? Rechnet man heute, was nach unseren Untersuchungen eben rationell wäre, auf den Erwachsenen für den Tag 100 gr Fleisch, für Kinder von 5—15 Jahren und Greise über 60 Jahre je 66,6 gr, so wäre der Gesamtverbrauch 1 847 475 Tonnen, statt der 3,55 Millionen Tonnen von 1911 — das Fleischangebot in Deutschland wäre bei dieser vernünftigen Selbstbescheidung so reichlich über dem wahren Bedarf, daß von Fleischnot kein Einsichtiger reden könnte. Die Speisekarten unserer Gasthäuser zeigen die falsche Fahrt auf, in der unsere Ernährung steuert; der Luxuskonsum an Fleisch seitens der Einen, die davon krank werden, hemmt den rationellen Konsum der Anderen, die eine Überschätzung des ihnen so vorenthaltenen, amtlich als bestes abgestempelten Nahrungsmittels in eine Erregung hineinpeitscht, welche geradezu verhängnisvoll ist.

Die Not liegt, wenn wir die Frage richtig auffassen, auf einem ganz anderen Gebiet — sie liegt in dem Mangel an frischem Gemüse und Obst, wofür wir zu unserer Schande (die Südfrüchte ungerechnet) 110 Millionen Mark jährlich ins Ausland senden. Eine Arbeiterfamilie mit einem Jahreseinkommen von 1350 Mark gibt bei 4 Köpfen rund 50 Prozent für die Ernährung aus. Davon entfallen auf Gemüse und Obst durchschnittlich nur 30—35 Mark, während etwa 135 Mark auf Fleischwaren kommen. Das Gesundheitsbüchlein des Kaiserlichen Gesundheitsamtes schätzt freilich all diese Erzeugnisse des Pflanzenreichs in ihrem Nährwert nicht sehr hoch ein — teils ihre Schmackhaftigkeit,

teils der angenehme Geruch, die Appetitanregung und Verdauungsbeförderung lassen dieselben immerhin nicht unterschätzen; es fehlt leider an dieser Stelle die Einsicht in die wichtigste Funktion von Obst und Gemüsen für die Bilanz des Körperhaushaltes.

Rechnet man, wie das Ragnar Berg nach mühevoller Vervollständigung zahlreicher Analysen der gebräuchlichsten Nahrungsmittel in unserem Laboratorium tat, in nicht minder mühevoller Weise die Verbindungswerte der einzelnen gefundenen Mineralbestandteile aus, so ergibt sich folgende, von Lahmann mit seltenem Scharfblick voraus erkannte Tatsache: Fleisch (Fisch und Geflügel), Cerealien, Hülsenfrüchte, Eigelb besitzen einen Überschuß an sauren Mineralbestandteilen, dagegen Milch, Blut, Eiweiß, Blattgemüse, Wurzelgemüse und Obst einen Überschuß an basischen Mineralbestandteilen.

Eine einseitige Ernährung mit Fleisch, Brot, Mehlspeisen muß also, da der Organismus in seinem Auslesevermögen, wie unsere Stoffwechselversuche zeigen, eine bestimmte Grenze nicht überschreiten kann, zu einer Unterbilanz an basischen Mineralbestandteilen führen. Da aber allein schon die wichtigsten Gewebssäfte, vor allem das Blut, letztere zu ihrer normalen Funktion nicht entbehren können, muß eine solche Defizitwirtschaft zu dem von Liebig für die Pflanzen geschilderten Verhängnis führen: der Organismus muß notleidend, siech, stoffwechselkrank werden.

Als Gegengewicht gegen die „Übersäuerung" durch Fleisch und Cerealien bleibt nun der Genuß von Obst und Gemüse mit ihrem Reichtum an basischen Bestandteilen. Hier haben wir einen Mangel an Produktion, hier muß und kann unsere Volkswirtschaft leicht abhelfen, kann die innere Kolonisation, der Kleingartenbau reichen Segen bringen. Aus 200 qm Gartenland ist der Bedarf einer ganzen Familie zu decken.

Doch mit diesem Wissen, dieser ersehnten Hilfe allein ist es noch nicht getan. Wir haben eine wichtige Tatsache zu beherzigen, welche die Zubereitung der Gemüse betrifft. Ragnar Berg wies nach, daß bei der üblichen Art und Weise, das Gemüse durch Brühen mundgerecht zu machen, vom Spinat 19, vom Rosenkohl 24, vom Grünkohl 34, vom Weißkraut 48 Prozent der Trockensubstanz im Brühwasser verloren gehen, daß dabei der Verlust an den wichtigen basischen Salzen für Kalk 12—77 Prozent, Bittererde 30—77 Prozent, Kali 54—93,7, Natron 80—93,6 Prozent beträgt, daß beim Brühen die verbleibenden Restwerte wiederum einen Überschuß an Säuren aufweisen, sodaß eine derart zubereitete Gemüsekost als Gegenwert gegen Fleisch und Cerealien nicht in Betracht käme, vielmehr den Säureüberschuß noch mehrte. Werden dagegen die Gemüse gedämpft, so bleibt der ganze Basenwert erhalten, sie können ihre wichtige Aufgabe, die weit über die bisher ihnen von der Wissenschaft zugewiesene Rolle der Verdauungsanregung hinausreicht, in vollem Maße erfüllen.

Da sich fernerhin erweist, daß der Säureüberschuß des Fleisches ein recht beträchtlicher ist, so ist die Beschränkung seines Gebrauchs auch darum wünschenswert, daß nicht zu große Mengen der neutralisierenden Gemüse konsumiert werden müssen, die dann als lästiger Ballast zur Geltung kämen. So mahnt auch diese Erkenntnis zur Mäßigkeit.

Der Begriff der gemischten Kost ersteht so vor uns in neuer, geläuterter Form. Die Aufstellung eines rationellen Speisezettels gewinnt neue Anhaltspunkte von wesentlicher Bedeutung, die genaue Kenntnis der feineren Zusammensetzung der einzelnen Nahrungsmittel erlaubt uns ihre Verwendung in zielbewußter Weise, wir lernen auf diätetischem Weg in beharrlichem Weitersuchen, an der Hand von Stoffwechselbefunden, Heilerfolge zeitigen, die das geheimnisvolle Vorrecht einzelner, besonders gearteter und begabter Ärzte zu sein schienen, wie Lahmann als überzeugter Vorkämpfer dieser Sache einer war. Die Frage der Heranziehung einer gesunden, wehrhaften Jugend, die Sicherung der Gesundheit weitester Volkskreise durch gründliche Aufklärung über rationelle Ernährung gewinnt so bedeutsame Aussichten.

Es ist kein Zweifel, daß an den Kostsätzen vieler Krankenhäuser, Erziehungsinstitute, Strafanstalten, daß auch an der Verpflegung von Heer und Marine manch wichtige Korrekturen zu vollziehen sind, die dann außerhalb dieser Kreise ihre heilsame Wirkung nicht verfehlen werden. Die Feststellung gewisser Schutzstoffe in unseren Nahrungsmitteln, auf deren Rolle die jüngsten Forschungen Schaumann's über Beriberi und die Bedeutung einer im Silberhäutchen des Reises enthaltenen, eigenartig wirkenden Stickstoffverbindung so bezeichnende Streiflichter werfen, die Erhaltung derselben bei der Zubereitung der Speisen stellen eine Kette neuer Aufgaben zu all den offenen Fragen hinzu, die das ganze, unendlich weite Forschungsgebiet des gesamten Stoffwechsels in täglich wachsendem Maße vor uns auftut.

Eine Milliarde und darüber will das deutsche Volk opfern für seine Rüstung — sollten nicht für ein deutsches Institut zum Studium rationeller Volksernährung die Hunderttausende an Geld zu finden sein, die erforderlich sind, um in absehbarer Zeit die festen Grundlagen für all diese wichtigen Probleme zu schaffen, in deren zweifelsfreier Lösung wir die sicheren Mittel gewännen, das Volk, das diese kostbare Rüstung tragen soll, durch rationelle Ernährung innerlich so gesund heranzuziehen und zu erhalten, daß wirklich an deutscher Art und Wesen die Welt genesen kann?!

Ernst Lissauer:
„1813.“

Ernst Lissauer, einer der Wenigen, der — mit Schmidtbonn, Dehmel, Paquet vielleicht — den Geist unserer Zeit verspürt, und sich mitmüht, ihr den Rhythmus zu schaffen, der ihr not ist, hat zu seinen beiden Gedichtbänden „Acker“ und „Strom“ zum Jubiläumsjahr 1913 einen Zyklus veröffentlicht, aus dem wir mit der freundlichen Erlaubnis von Lissauers Verleger, Eugen Diederichs in Jena, einige Gedichte bringen.

Es gehört Mut dazu, jetzt diesen Band erscheinen zu lassen. Und wenn die gewaltige Erhebung durch Lissauer auch noch nicht endgültig ausgeschöpft und einheitlich durchgeglüht ist (bei der gewählten lyrischen Form ist es auch bis ins Letzte nicht möglich: der Dichter war durch sie gezwungen, zu sehr ins Einzelne zu gehen), so scheint doch dies ein schönes und unserer Zeit würdiges Zeichen: daß ein junger Dichter, vollgesogen mit der Bewunderung einer großen Erhebung, es wagt, der Flut kläglicher Hudeleien gegenüber, ein aufrechtes Buch zu schreiben und gegen den Strom zu werfen. Kr.

Kleist

Fluchjauchzende Szenen und Strophen, —
von Not
wie von Flamme umloht,
lobpreisend Haß ein Mann singt aus glühendem Ofen.

Stein

Macht war in ihm, die Fürsten niederschrak. —
Nacht war die Zeit. Um ihn allein,
von seines Wesens weißem Wetterschein,
war Licht, als sei schon Tag.

Einsegnung

Mit Fahnen überspreitet, schwarz und weiß,
gebaut aus Trommeln über Trommeln ragt der Feldaltar;
Wehrmänner stehn im Kreis,
Wein und Brot reicht der Prediger dar:

„Geerntete Kraft, gekelterte Glut, —
dies ist des Landes Leib und Blut.“

Nachspricht das Wort mit starkem Schall die Schar;
mitspricht ein Trommelrühren dunkel im Altar.

Lützower Handstreich

Nebel dünstet aus Wegen und Zaun,
eine Lützower Reiterschar
trabt auf Roda im Morgengraun.
Das Korps hält an, vier reiten vor,
der Major,
Leutnant, Trompeter, Husar.
Am Tor die Wache wird niedergehaun,
über das hallende Pflaster rasaunen
die Braunen.
Breit auf dem Marktplatz, in Zügen formiert,
Rheinbundtruppen stehn aufmarschiert.
Steil pariert
Lützow den Gaul und kommandiert:
„stillgestanden!“ Rascheln weht
durch die Kolonne: sie steht.
Nochmals Kommando: „Gewehr — ab!“
Prompt zuckt und prallt Ruck, Griff, Klapp.
Und wieder, harsch und barsch:
„Ihr seid gefangen!! Abteilung — Marsch!“
Der Trompeter bläst; vierhundert marschiern
hinter den viern.

Die Schlacht bei Leipzig
(Der Anmarsch der Völker)

Mit bunten Nadeln um und um besteckt,
glänzt eine Karte übern Tisch gespannt.
Das Fernrohr dicht vors Haupt gereckt,
Napoleon blickt vom Galgenberg ins Land.
Die Lippen streng verbissen, ohne Mund,
breitbeinig eingebohrt dem sand'gen Grund,
scharf lugt er aus, als ob er zielt.
Bisweilen äugt er seitwärts auf die Karte:
Der Kolmberg — Wachau — Connewitz — die Parthe, —
unumgewandt sein Haupt befiehlt.

Fern hinten wandert Staubgewölk den Himmel entlang.
Wenn Windstöße drin Löcher aufreißen,
gleißen
Helme, Gewehre, Rohre rund um den Himmel blank.
Preußen, Briten, Kosaken, Slawonen,
die von den Hebriden zum Kaukasus wohnen, —

von West über Mittag gen Ost eine verdämmernde Front,
auf ihn, gewaffnet, rückt der Horizont.

Agathe Herrmann:
Elixir de Barbizon.

Ich stand wieder im Lichthofe des Musée de Cluny vor der kindlichen, unendlich lieblichen Vierge de Cluny — wie oft hatte sie mich schon während meines jetzt halbjährigen Studien-Aufenthaltes in Paris angezogen und festgehalten. Die Materialien, die ich über sie und ähnliche Holzkunstwerke ihrer Zeit gesammelt hatte, waren so angewachsen, daß sie mir für eine längere Arbeit genügend schienen. Ich stand jetzt zeichnend vor ihr, als sich mir ein Gezwitscher von Stimmen näherte. Es kam von drei jungen Mädchen, die sich, leicht wie Vögel, auf die alte kleine Bank hinter mir niederließen und die Köpfe zusammensteckten und eifrig miteinander schwatzten, fern genug, mich durch ihre Gespräche nicht zu stören, nur die immer wiederkehrenden Worte: Gare de Lyon, Barbizon klangen lustig lieblich, wie der Refrain des Buchfinken-Verses zu mir herüber. Nach einiger Zeit war ich wieder allein, die drei Vogelstimmchen-Mädels entfernten sich und ich zeichnete die lesende kleine Vierge weiter, bis es ein Uhr läutete — die gewohnte Stunde, um zu dem nächsten Duval zu eilen. Hut und Stock nahm ich mechanisch — ein mir neuer Ton in dem „bonjour Monsieur le Docteur" der Garderobière ließ mich aber aufsehen — in ihren Alltagsaugen frappierte mich ein Meerleuchten — das ich ihnen nie zugetraut hätte — ich hatte nie bemerkt, und ich hatte nie gewußt, daß da seit Monaten in der Maschine, die Marken und Garderobe nahm und gab, ein Seelchen lebte — „ich gratuliere, — wohl Ihr Geburtstag?" fuhr es mir unwillkürlich heraus — „oh nein," antwortete die stattliche Verkäuferin der Photos für die Errötende, „wir fahren Sonntag nach Barbizon, daher, daher —". „So, so — also viel Vergnügen, adieu."

Sonntag — heut ist Dienstag — solange vorher das süße Meerleuchten der Vorfreude. — Wunderbar, dachte ich, und Barbizon, Gare de Lyon, summte auch ich den Refrain, bis mein kurzer Weg durch das klingende, fröhliche Frühlings-Paris beendet und ich vor Duval stand. „Barbizon, Gare de Lyon", sang es auch in mir. Germaine hatte für mich den gewohnten Platz tapfer verteidigt, stand nun in ihrer ganzen Breite mit strahlend weißer Schürze, Manschetten und Häubchen, das Menu in der Hand, vor mir, empfahl mir vol au vent und die ersten fraises à la crême mit ihrer so angenehm protegierenden Sicherheit, die mich stets entschloß. Sie eilte weiter, sich gewandt durch die vielen kleinen Tische schiebend, um all die Wartenden zu befriedigen. Die nette zusammengewürfelte Gesellschaft, deren Geschichte zu erraten mich oft amüsierte! — Da war wieder das schwedische Ehepaar — er klein, zusammengedrückt von

ihrer imposanten, graublonden Größe verschüchtert, ihren Wünschen nach Salz und Mostrich galant zuvorkommend — sie schrieb gewiß für ein schwedisches Modeblatt und er erhielt Taschengeld von ihr. Da waren die drei jungen Juristen, die beiden ältlichen Engländerinnen, die beiden Geistlichen mit dem sprituellen und materiellen Ausdruck — Germaine verdeckte mir den Tisch daneben — da sitzen ja meine Cluny-Vögel und zwitschern wahrhaftig immer noch „Gare de l'est, Gare de Lyon, Barbizon" — eine vierte ist dabei, mit wundervollen schwarzen Augen, die Barbizon die zweite Silbe lang und lispelnd ausspricht und die heftig mit den drei jungen Herren streitet. Monsieur le Curé, mit dem liebenswürdigsten Luchslächeln, wendet sich von seinem Tisch hinüber zu ihr: „Sie sprechen von Barbizon, erlauben Sie, daß ich den Streit schlichte; Barbizon, mein liebes Barbizon! Wer kennt es besser als ich — ich war in Chailly en Bière 10 Jahre Curé, ging jeden gesegneten Morgen durch die Felder nach dem nahen Barbizon, trank meinen demi pichet de Beaujolais — der nirgends reiner und bekömmlicher ist, zu meiner omelette aux fines herbes im Clef d'or, oder in „Les Charmettes" — ach die schöne Zeit — die Jugend, die die herrliche Gotteswelt genoß, der Duft der Rosen und Chèvrefeuilles, die die freundlichen Villen und Häuschen so mütterlich zärtlich umarmen — ach, und der Wald de Fontainebleau, der sich dorthin erstreckt, mit seinen herrlichen Alleen, seinen lieben, kleinen Waldwegen, den Felssteinen, den schönen alten Bäumen dazwischen. — Die Vöglein, ja, und was ich sagen wollte, — — verzeihen Sie, daß ich mich in Erinnerungen so verliere" — er schnupfte, lächelte, legte väterlich seine Hand auf die der reizenden Streitenden und fuhr fort — „also, mein Fräulein, ich bedaure gegen Sie zeugen zu müssen, nicht Corot — der lebte in Ville d'Avray, sondern der wunderbare Millet, der mein, nein, unsere einfachen Häuschen, unsere Heumieten und Felder nicht zu gering für seinen Pinsel fand, sondern ihnen Ewigkeitswert gab, indem er sie als Hintergrund für sein unsterbliches Werk „Les Glaneuses" nahm, und unsere Felder sind es, unsere Bauern, die ihm das Angelus inspirierten, ihn, durch Gottes Güte und Barmherzigkeit, so wahr und ergreifend malen ließen, daß er zur gloire de la belle France nicht weniger beitrug, als ein Maréchal durch gewonnene Schlachten. Monsieur Diaz, der Landschafter, Sie kennen ihn doch — oh pardon, wenn ich gewußt hätte, daß Ihr Herr Nachbar Maler ist, hätte ich nicht gefragt, — auch ihn kannte ich, ich sah ihn zwischen seinen Rosenstöcken wandeln, im stillen schattigen Garten seiner Villa, wenn ich als Knabe am Fenster meiner Tante stand, die bei ihm Wirtschafterin war. Die Familie Millet hat tapfer kämpfen müssen ums Nötigste — ums Brot — und, was ihm ebenso nötig war, um die Leinwand, für den Ausdruck seiner Kunst — ja," fuhr er leicht lächelnd fort, „und wir, in unserer Befangenheit und irdischen Kurzsichtigkeit, sehen darin eine göttliche Ungerechtigkeit — vielleicht war aber der harte Kampf, das verzweifelte Ringen notwendig für ihn, wie der Pflug,

der die arme Erde zerreißt, verwundet, damit die gesegnete Frucht auf ihr gedeihe, und wer will sagen, ob der seelische, der intellektuelle und künstlerische Hunger, das Sehnen nach versagtem Talent oder Geisteskraft nicht ebenso weh tut, trotz des Besitzes aller materiellen Güter, wie der leibliche Hunger." Der junge blonde Riese — ein norwegischer Maler —, der neben der kleinen Spanierin mit den tiefen Feueraugen saß, entgegnete etwas gereizt, daß er nicht an das Heilsame des Kampfes ums Brot glaube, wohl aber an den Jammer der vergeudeten Kraft, der Bitterkeit, die den erfüllt, der täglich erleben muß, daß der Weg zum Ideal nur mit Hilfe des Riesen Protektion zum Ziel führe, und dann wurde der Arme vielleicht ein „gemachter Mann" — aber auch weiter nichts — unterwegs schon starb seine Kunst, wenn's die Banausen auch nicht merkten. — Ein bischen Brot und Ruhe zur rechten Zeit hätte ihn vielleicht errettet — ein Talent ohne festen Charakter verbraucht eben sein bischen Energie für seine Kunst, die saugt ihm alle Kraft aus — zum Kampf mit der Materie bleibt nichts übrig — für die sollte gesorgt sein, daß sie einen armen Kerl nicht zu Tode hetzt, und er das Leben verflucht, das ihm nichts bietet und das nur zu fristen ihm die größte Anstrengung kostet, und „Niels, mon cher ami," accent auf cher, — wurde zur Ruhe gelispelt, er nahm aus ihrer kleinen Hand die frische grüne Mandel mit dankbar liebendem Blick. Monsieur le Curé hatte seinen petit suisse mit gleichem Behagen wie die vorhergehenden Gerichte verspeist, das fröhliche Zwitschern begann von neuem, verstärkt durch die beiden geistlichen Herren, die Dompfaffen, und die drei Freunde — und als ich meinen Kaffee beendet, Germaine adieu gewinkt, erklang's im Hinausgehen noch lebhaft, Gare de Lyon, Barbizon, Barbizon — Barbizon zon zon Gare de Lyon lon lon, sang es weiter in mir, im Rhythmus der elektrischen Bahn war's, im hellen Schellengeläute der Wagenpferde, die Glocken der nahen Kirche von St. Germaine en Près läuteten es, jetzt war ich an der Seine, da stampfte es der abgehende Dampfer, laut, laut, dann immer ferner, Barbizon, Barbizon zon! Ich sah ihm von der Brücke aus nach, bis er verschwand im blendenden Gewirr der unzähligen Sonnenbrillanten, mit denen der breite, herrliche Fluß bis zur weichen, grauen Ferne bestreut war; welch ein Frühlingstag — ein weißes Glückspanier über den blauen Aether gebreitet, leichte Federwölkchen, leichte Freudenfähnchen, flattern ihm voraus, zerflattern zu Schleiern, hoch in den selig hellen Himmel hinein. Flügel haben!! Zu den Wolken hinauf!!! Paris zu Füßen sehen? — nein, hier stehen, das interessante, fesselnde, entzückende, stets wechselnde, stets malerische Nebendir genießen! Halo, der Karren mit Pfirsichen und silbrig grünen Mandeln, mit jungem Grün und Veilchenstrauß, zum Überfluß, geschmückt und all die jungen Frühlingsmenschen und all die Alten mit Frühlingsreflexen — und der Duft, der Duft von Veilchen, Flieder, Früchten und erfrischt aufatmender Erde — den will ich nicht missen, flattert Wolken-Fahnen,

Schöneres erlebte ich doch nicht in eurer Höhe! Ich wendete mich nach links — welch anderer Blick als rechts, unter dem aufgeregten tanzenden Brillantfeuer der Sonne! Das ferne Charenton an den stillbewegt fließenden Wellen, das junge Grün der Bäume als belebte, grau violette Masse, auf der sich am quai du marché des fleurs die entzückende Pracht der Rosen in allen Farben und Größen, des Flieders, der vielfarbigen Iris, der leuchtenden Schneebälle abhob — welch ein Fest für Augen und Gemüt! — Die liebenswürdigen ovalen Körbchen, mit Erde gefüllt, in denen die Kleinsten mit ihren Wurzeln auf einen Käufer, eine neue Heimat warteten, winzige Beete duftenden Heliotrops, behäbige, ausdrucksvoll lächelnde Stiefmütterchen, Marguerites, Schlüsselblumen und Veilchen, die älteren Schwestern in Töpfen, artig — hinter ihnen, beobachtet von den Großen, den Bäumchen, den hochstämmigen Rosen, den Lauben, die über den Quai hinüber, herunter zur Seine und weit hinauf in die Luft langten. Auf einer Matte davor lagen die Samen in Tüten und Säckchen und die Besitzer standen dahinter. Welch ein Kontrast zu ihrer lieblichen Ware. Ein Mann, wie ein normannischer Stier, der sich augenscheinlich erzürnt hatte mit seiner besseren Hälfte, die, ihm abgewandt, die Hand über der großen Zahltasche in der Hüfte, den trotzigen, einstmals schönen Kopf zurückgeworfen, laut und zornig ihrer Entrüstung über ihn Worte lieh — die nur durch Talent und häufige Übung so fließend sein konnten. Mir gelang es nur kurze Pausen in diese Zornessymphonie zu setzen, durch Wählen und Kaufen einiger schöner Körbe und Töpfe — es ging im tempo impetuoso durch alle Tonarten weiter — der Kopf des Stieres senkte sich drohender, ihre Stirnrunzeln vertieften sich, Blitze zuckten in ihren bösen Augen. Da stand eine mittelalterliche kleine Dame plötzlich neben mir und verlangte Samen für Salat und fragte, ob Madame Durat denselben per Eisenbahn verschicken würde — sie lehnte kurz ab, mit tiefer, noch vor Erregung zitternder Stimme. — Aber es wäre ganz einfach und leicht und nicht weit, nur nach Barbizon zur Schwester von Monsieur le curé Duvouel, entgegnete die unbefangene kleine Dame, und wer malt mein Erstaunen: der gefährliche Stier lächelt, die Stirnen glätten sich, die Zornige hat jetzt etwas Weiches, Rührendes im Blick, fast schüchterne Anmut, mit der sie sich zu ihrem Mann, ohne weiteres Versöhnungszeremoniell, wendet: „Barbizon, Barbizon ist nicht weit, meinst Du nicht, — da können wir leicht alles hinschicken, was Madame wünscht.“ „Und Mademoiselle Duvouel, kennst Du sie nicht, wohnte sie nicht vis-à-vis von „Les Charmettes“, die grüne Tür mit den Maréchal Niel, weißt Du noch?“ Und er wußte noch, er strich mit seiner harten Hand weich über ihre Schulter — „Ja, mein Kind, ich entsinne mich.“ Barbizon-Elixir hat's wohl auch ihnen angetan, von dem die harten Gesichter weich werden, die Augen leuchten — ist nicht Erde und Himmel von ihm erfüllt: im Duft der Blumen, im Pochen des Herzens, im seligen fröhlichen Lachen der Natur — überall, überall!! — Ich gab die Adresse meiner Tante für die Blumen, bezahlte

und blieb wie im Traum stehen — zehn Schritt von mir, das Büchlein in der Hand, im braunen Gewand, in der leicht erhobenen Linken ein weißes Röslein, stand, stand — wie immer, mit gesenkten Lidern, — meine vierge de Cluny!! Was war das, hatte auch mir das Elixir de Barbizon den Kopf verdreht — lag ein Zauber auch über mir? Ehe ich mich fassen konnte, war sie fort — aber nein, nur entfernt, da ging sie, ihre liebe, mir so wohl bekannte Schulterlinie, das leichte, kindlich zarte Körperchen entdeckte ich schnell, in der Menge der Vorübereilenden, wieder und folgte ihr, wie an einem Zauberfädchen, bis sie in einem kleinen Laden, dessen ich mich von früher nicht entsann, trotzdem ich täglich seit einem halben Jahr diesen Weg gegangen — verschwand. Ich wartete, ich glaubte, sie müsse gleich wiederkommen, öffnete dann aber voller Erwartung die Tür — da stand sie, mir gegenüber, getrennt durch den schattigen Raum des kleinen Ladens, im ungewissen Licht einer grünen Gardine, die hinter ihr die hereinströmende Sonne milderte. Sie näherte sich mir. „Der Herr wünscht?" Wie ein fernes, frommes Glöcklein klang ihre liebliche Stimme. Schlüge sie doch ihre Lider auf, daß ich endlich ihre Augen sähe, wünschte ich — „Elixir de Barbizon", entgegneten meine Lippen. Über ihr, so vollendet fein geschnitztes Gesichtchen flog ein Lächeln. „Wir haben nur Handschuhe, Monsieur Bourdon, nebenan verkauft Liqueur." Ich sah mich um, ich war in einem Handschuhgeschäft, raffte mich zusammen und bat sie um rehfarbene Handschuhe, mit dem vagen Bewußtsein, daß ihr braunes Gewand gut dazu passen würde und daß ich jedenfalls diesen rätselhaften Traum nicht so schnell entschlüpfen lassen wolle. Sie stand hinter dem Ladentisch, ihr schmales Händchen nahm das Maß meiner großen Hände, sie breitete verschiedene Handschuhe vor mir aus, ich wählte, wählte, nur um zu bleiben; sachgemäß, wie eine richtige Verkäuferin, stützte sie meinen Arm auf ein gelbes Sammetkissen und streifte mit ihren kleinen zarten Fingern die Handschuhe über meine Hände, deren ungeschicktes Riesenformat mir erst jetzt auffiel. Mit einem vornehmen Kopfneigen entließ sie mich — die Lider hatte sie nicht gehoben — mein Sehnen, ihre Seele durch ihre Augen offenbart zu sehen, blieb ungestillt — blieb ungestillt, zur Qual meiner Phantasie — ihre Züge schwanden meiner Vorstellung, nur ihre Augen, bald grau und träumerisch, bald blau, treu und herzlich, voller Geist, bald etwas schelmisch mit goldenem Reflex im tiefen Braun, dann wieder schwarz und traurig, blickten mich an. Zwei Tage überwand ich mein Verlangen, sie wieder aufzusuchen, der dritte zog mich, mit unwiderstehlicher Gewalt und Hast, fast mit der Angst, daß wirklich alles ein Traum sei, in die altbekannte Straße — doch fand ich zu meiner Beruhigung den kleinen Laden, „Gants Jauvin" auf grauem Schild, fand die vierge de Cluny — oder ihr Ebenbild. Zweiunddreißig Tage folgten, an denen ich an dem bekannten Zauberfädchen, nur zu verschiedenen Stunden, zu ihr gezogen wurde — zweiunddreißig Paar Handschuhe lagen, als Beweis der Wirklichkeit meines Erlebnisses, vor mir — sie hatte sie berührt, sie hatte sie mir an=

probiert, und ich hatte oft, in erfinderischer Liebesnot, um zu längerem Aufenthalte berechtigt zu sein, geheuchelt, daß sie mir nicht passen, der kleine Finger zu eng oder zu weit sei, und sie ein zweites und drittes Paar versuchen lassen; sie durch Erzählen und Fragen zum Sprechen gebracht, was mir nicht nur durch den lieben Ton ihrer Stimme, sondern auch durch die vornehme, spirituelle Ausdrucksweise in ihrer so melodischen, schönen Muttersprache ein wahrer Genuß war. Am dreiunddreißigsten Tage traf ich, zu meinem nicht geringen Erstaunen, einen Freund meiner, in Paris lebenden Tante im Laden, den ich dort abends getroffen hatte — es war ein geistvoller Schriftsteller, dessen umfassende Bildung und Reinheit des Charakters meine Tante mir öfters gerühmt hatte. Wir begrüßten uns kurz, er schien ein ironisches Lächeln zu unterdrücken, als ich die liebliche kleine Verkäuferin um Handschuhe bat — mein dreiunddreißigstes Paar — und er ging, wie mir schien, triumphierend, ohne Handschuhe hinaus. Unruhige Tage, gequälte Nächte folgten, als ich einmal wieder den intelligenten, feinen, und mir deshalb doppelt verdächtigen, verhaßten Kopf des Schriftstellers dicht neben ihrem geliebten, reinen Köpfchen sich von dem grünen Fenstervorhang des Hinterzimmers abheben sah. Ich hatte ihr von meinem Beruf, meinen Bestrebungen, meinen Interessen gesprochen, sie war nach und nach sanft darauf eingegangen mit feinfühligen Fragen und klugen Ansichten, mit gesteigertem warmen Anteil an der Kunst und — ich Tor — manchmal schien mir's auch für mein armes Ich — nie war sie aber so lebhaft, so ungeniert mit mir gewesen, wie mit diesem Eindringling, der sich schnell das Feld erobert hatte, der mit ihr vor dem grünen Vorhang im Privat-Zimmer sitzen durfte, während ich mit einem höflichen Kopfneigen und freilich auch lieben Blick — entlassen wurde; oh, wie ich kochte vor Eifersucht, mißgönnte ihm ihre liebe Nähe, aber es sollte noch schlimmer kommen! — Um ihr eine Ahnung meines gekränkten Herzens zu geben, hatte ich mich überwunden und war, um mir die Pein zu erleichtern und mich zu zwingen, auf eine Woche zu meiner Tante nach Etretat gefahren, ihrem Sommeraufenthalt, einer rosenumsponnenen Villa an der See. Tante Luise empfing mich mit beschämender Freude und den Worten: „Mein lieber Junge, Deine gute Tat, nach Deiner einsamen Tante zu sehen, wird Dir gewiß belohnt werden. — Du siehst überarbeitet aus, die Vierge de Cluny scheint strengen Dienst zu verlangen und Du vergissest die Welt über sie, die doch auch ihr Recht will in Deinem Alter — der Seewind und unsere gute Küche wird Dich hoffentlich bald wieder frisch und fröhlich machen — denn diese bewölkte Stirn ist wie ein Vorwurf für mich, daß ich mich zu lange Zeit garnicht um Dich kümmerte. Was würde Deine Mutter sagen!" — Meine Tante war die reizendste Tante der Welt, voller Humor und Esprit, belesen wie ein gescheidter Mann, warmherzig wie eine rechte Mutter, sie spielte herrlich Klavier und nur die beste Musik, fanatische Klassikerin, nirgends aß man besseren Soles en moules et Crevettes, als bei ihr, trank man besseren Wein, saß man in behaglicheren

Louis seize-Stühlen mit seiner Zigarette und, trotzdem sie ganz und decidiert ihrer Meinung war, hörte niemand anregender und höflicher Anderer Meinung; — das Haus war aus altnormannischem Besitz in den ihren übergegangen und hatte nur dadurch gewonnen, da sie das äußere, ehrwürdig schöne Alte bestehen ließ, es nur zu erhalten suchte und ihrem Bedürfnis nach heiterer, reizvoller Umgebung in den Innenräumen ihrem Geschmack anpaßte. Der alte Park mit den Wiesen, dem freien Gebiet ihrer prachtvollen, vorweltlich großen, normannischen Kühe, und die beiden weißen Pfauen hatten, seit den fünfzehn Jahren ihrer Regierung, ungestört ihr altgewohntes, beschauliches Dasein weiterführen dürfen. Alles Äußere war wohltuend, das Meer mit seiner wechselnden Herrlichkeit, die lieblichen Hügel, Wiesen und Felder, die Abende und Nächte, ein Sternen-Fest, mit Milliarden zuckender, funkelnder und still leuchtender Welten, über der weiten rauschenden See — wie wunderbar war das alles, wie glücklich hätte ich sein müssen, wäre mein Herz nicht mit Zweifeln der Eifersucht, mit Selbstvorwürfen erfüllt gewesen, daß ich die vielen Stunden bei ihr wohl innig genossen, aber mir nie ihr Ende vorgestellt und sie nie zu meinen Gunsten ausgenutzt hatte! Dabei wuchs mit der Qual die Sehnsucht, — alle Schönheit der Welt, alle Güte und heitere Liebenswürdigkeit der besten aller Tanten konnten mich nicht entschädigen für das Entbehren ihrer geliebten Nähe. — Fünf Tage hatte ich es ertragen — unmöglich länger! Jetzt, beim tête à tête des Abendessens, mußte ich dem enttäuschten Gesicht meiner Tante standhalten und ihr meinen Entschluß mitteilen. Der tiefe Ton des Gong rief mich zu Tisch, ich öffnete die Tür des hellen, halbrunden Eßzimmers und sah mich vis-à-vis — nicht nur meiner Tante, nein, — auch meines Nebenbuhlers! „Du Mörder ihrer Liebe für mich, Dieb meiner Ruhe und stillen Seligkeit, Totschläger meiner innigsten Hoffnung", so schrie es in mir — während ich die liebenswürdigen Vorstellungsworte mit einer formellen Verbeugung beantwortete. So macht Erziehung „Heuchler aus uns Allen", — sogar etwas wie Bedauern vermochte ich zu murmeln, auf die Klagen meiner Tante, daß Doktor Jovard seit zwei und einer halben Stunde mit ihr musiziert habe und ich den Genuß seines „heut ganz besonders schönen Spieles" versäumt habe. — Oh, meine ahnungslose Tante — mein schönstes Spiel hat der Mensch verdorben, der jetzt in Seelenruhe Hummer bei Dir verspeist — mit welchem Recht stört er uns hier, langweilt er uns mit seiner Vererbungstheorie und seinem Stammbaum, den er bis zum fünfzehnten Jahrhundert hinaufklettert, was zum Teufel geht's uns an, daß sein Urgroßvater Holzschnitzer und seine Urgroßmutter den reinen Typus der heiligen Barbara von Poitiers bewahrt — bis auf die Gegenwart wiederholt bewahrt — ich wollte, er schnitzte in Poitiers den reinen Typus der St. Barbara mit dem „etwas langen Hals und dem etwas schmalen Kinn" und langweilte andere zu Tode. Ich sah wiederholt nach der Uhr und meine arme Tante, um meine Unhöflichkeit zu cachieren

und mir eine Lektion gebend, sagte: „Du erwartest Deinen Freund?" „Nein, liebe Tante, aber ich sehe nach der Uhr, um den Expreß nach Paris heut Abend zu erreichen. Gérard sagte Dir doch wohl, daß ich ein Telegramm erhalten und daher heut Abend abreisen müsse". Und mich und den, mit den Tellern eben hinausgehenden, Gérard nicht bloszustellen, stellte sich meine Tante informiert. Sie hob bald die Tafel auf, bat Doktor Jovard, die Beethoven-Violin-Sonaten herauszunehmen und zu rauchen, bis sie wiederkäme, und entfernte sich, um „mir beim Einpacken" behilflich zu sein, und eilte mir in mein Zimmer voraus. „Verzeih mir, Tante". „Doktor Jovard ist Dir unsympathisch, — daher?" „Unerträglich". „Aber er bleibt nur bis morgen, Du kannst —" „Nein, es ist nicht das allein, ich muß nach Paris". „Du leidest und ich will nicht in Dich dringen, ist es Deine Arbeit, die Vierge — Vierge de Cluny — oder" — „Ja, oder, es ist beides, „oder" und die Vierge de Cluny — ich muß, muß fort." „Das sollst Du auch, mein guter Felix, mein Feuerkopf, wenn ich Dich nur erst wieder entwölkt sähe — was es auch ist, glaube mir, es wird alles gut. Denk, was Euer Goethe sagt: Mut verloren — Alles verloren — und wenn Du mich brauchen kannst, — Du weißt, ich bin stets für Dich bereit — nun adieu, ich werde den Wagen bestellen und Dich um neun Uhr dreißig zur Bahn begleiten, mein lieber, lieber Junge." Wie angenehm läßt sich's von einer fünfzehn Jahre älteren Tante verwöhnen! Wie tut's wohl, in ihre sanften fragenden Augen zu sehen! Die fragenden Augen, die sich so liebevoll in die meinen senkten, der kluge Mund, den die Jahre nur feiner gezeichnet hatten, mit Linien der Güte und glücklichsten Humors, — er raunte mir beim Abschiedskuß schnell noch zu: „empfiehl mich der heiligen Fürbitte der St. Vierge de Cluny, möge sie Dich in ihren heiligen Schutz nehmen und gesund lassen an Körper und Seele — und uns bald wieder zusammenführen, mein lieber, lieber Junge —" Fort rollte ich durch die weiten, saftigen Ebenen der Normandie. Die schwerfälligen Rinder lagen wie Felsmassen, oder wandelten schlaftrunken, warfen lange phantastische Schatten auf die monderhellten Weiden. Rouen erhob sich mit seinen alten Türmen, wie eine Fata Morgana aus dem Nebelmeer, in dem das breite Silberband der Seine plötzlich zwischen dunklen Büschen aufleuchtete — und bald strahlte das Lichtmeer von Paris durch die Nacht! Aber wie lange noch bis zum Morgen! Die Stunden dehnten sich träge und folgten sich hinkend — den ganzen Vorrat meiner Geduld erschöpfend, bis es zehn Uhr war und ich wieder in dem ersehnten Halbdunkel des Ladens stand. Es blieb alles still — bis auf mein klopfendes Herz — sie mußte im Nebenzimmer sein — „Mademoiselle Marie", sagte ich laut — „Ah pardon —" antwortete eine ältere Dame, die statt der Geliebten vor mir stand. „Mademoiselle Marie ist seit fünf Tagen krank, sie vertrat mich, — Sie wünschen?" „Ich wünsche, daß Sie mir alles sagen, klar und schonungslos, was Mademoiselle Maries Krankheit betrifft — ist es Typhus, hat sie starkes Fieber, leidet sie

sehr, hat der Arzt noch Hoffnung, wer behandelt sie, in welchem Krankenhaus?“ Alle meine Nerven angespannt, erwartete ich das Schlimmste gefaßt. „Nein, es ist nicht Typhus, sie ist bei ihrer Mutter und der Arzt verlangt nur Ruhe — aber hier kommt ihr kleiner Bruder, der Ihnen gern Bescheid sagen wird.“ Der vielleicht fünfzehnjährige Junge — er kam mir bekannt vor, trotzdem er nicht an seine Schwester erinnerte, — erzählte mir, daß Marie über Kopfschmerzen klage, etwas fiebere und daher seit fünf Tagen zu Bett liege. Auf meine Bitte nahm er einige Zeilen von mir, die ich nun, vor dem grünen Vorhang sitzend, schrieb, und eine Hand voll Rosen, die wir unterwegs kauften, und er versprach mir fest, um zwölf einhalb wieder zu kommen und mir Nachricht zu bringen. Er kam, brachte mir ein Zettelchen, einige warme Dankesworte und die Versicherung, daß es ihr schon besser gehe; der liebe Junge kam nun täglich zweimal, wenn er in das Gymnasium ging, das einige Häuser von meiner Wohnung entfernt lag. Er brachte mir ein Briefchen von ihr, ließ sich von mir über ihr Befinden ausfragen und nahm meine oft voluminösen Briefe, Blumen und Früchte für sie mit. In diesen vierzehn Tagen der Krankheit kamen wir uns durch den steten schriftlichen Verkehr näher, als in den verflossenen vier Wochen — aus meiner Sorge um sie entsprang ihr Wunsch, mich zu beruhigen, zu trösten, und stillschweigend gestand sie mir das Recht zu, alles zu wissen, was sie betraf, erst in der Gegenwart, dann aber öffnete sie mir ihr Herz auch über ihre Vergangenheit, ihre Kämpfe und Leiden. Sie hatte, nach gut bestandenem Examen im Klavierspiel, ihre geliebte Musik aufgeben müssen, wegen einer nervösen Schwäche in der linken Hand; — ihr Vater starb, sie stand vor der Notwendigkeit Geld zu verdienen und wollte das Lehrerinnen-Examen machen, in der Hoffnung einer sicheren Staatsanstellung. Sie war froh, ihrer Mutter Geld zu ersparen, da sie noch keins verdienen konnte, die, von einer Freundin gedrängt, sich schnell zur Übernahme des Handschuhgeschäftes entschlossen hatte und nun in Verlegenheit durch die Krankheit der erfahrenen Verkäuferin war, die Marie vertrat und im Nebenzimmer ihre freie Zeit zu Vorarbeiten für das Examen benutzte. Hatte mich der Reiz ihres schönen Köpfchens, ihrer zarten, vollendet melodisch gezeichneten, geschmeidigen Gestalt angezogen, so wurde ich immer mehr und mehr gefesselt durch ihr warmes, offenes Gemüt und den klaren, feinen Sinn, und die geliebten Fesseln hielten mein ganzes Sein umschlungen und ich bemühte mich nicht mehr, mein Inneres zu verbergen, gehörte ich ihr ja mit jedem Herzschlag, warum sollte ich es ihr verhehlen! Ihr kleines vergriffenes Gedichtbüchlein von A. de Musset hatte sie mir geschickt, und tausendmal las ich die angestrichenen Stellen, durchrieselt von einer unnennbaren Seligkeit, denn ihre liebe Stimme, das süße Geständnis ihrer heißen Liebe hallte mit warmem Ton hindurch. Einer ihrer Briefe lautete: „Mein lieber Freund, meine armen, armen Worte sind schwach und kraftlos, unfähig Ihnen meine Empfindungen auszudrücken — und mein Herz

ist erfüllt von Dank für die Freude, die Rührung über Ihre innigen und so wundervollen Verse — und Ihre Blumen. — Sie haben mich in einen duftenden Zaubergarten gebettet und ich genieße nun mein Kranksein, den letzten kleinen Rest von Schwäche mehr, als alle Zeit meiner gesunden Jahre. Ich segne meine Krankheit, denn sie ließ mich wissen und fühlen, welches Glück die treue Neigung eines lieben Freundes bedeutet. „Mein Freund, mein Freund" — ich wußte nicht, wie viel tiefe, transcendentale Musik in einem Wort wohnen kann mit allen Variationen, in allen Tonarten klingt es in mir. Der Doktor verbot mir, Musik zu machen; wenn er wüßte, daß es in mir beethovent von schmerzlich leidenschaftlichem Grübeln, zerrissenen Wünschen, Zweifeln, Klagen, zu mutiger Hoffnung, seliger Ruhe, fliegenden, strahlenden, namenlosen Glückes — und ich Tag und Nacht nichts Lieberes tue als still zu lauschen." — „27. Mai. Ja, ja, lieber Freund, ich tue ja alles, um bald ganz gesund zu sein, seien Sie nicht böse auf das kleine Fieberchen, das mich gestern Abend wieder besuchte, es war nur ein Baby von einem Fieber und wurde von einer einzigen Chinin-Pille verscheucht, es tat nicht weh und amüsierte mich noch obendrein. Ich sah uns bei unserem ersten Begegnen, wissen Sie noch, wie Sie sich im Laden geirrt hatten und plötzlich vor mir standen und „Elixir de Barbizon" stammelten — ich dachte „und jetzt geht er hinüber in den Liqueur-Laden und fordert Handschuhe — ein zerstreuter Gelehrter" — und was hatte ich für Mühe, nicht laut zu lachen! Aber wie gut, Sie gingen nicht, und der Zerstreutheit danke ich doch nun eigentlich unsere Freundschaft — Gott erhalte die Fehler — die zu solchem Glück führen, und belohne sie statt der Tugenden, die uns oft schaden und auf steinige Wege führen — Amen! „Amen — gut Nacht" — wie die kleinen Kinder sagen, denn ich muß nun schlafen und will einen schönen Traum haben, und wenn er ganz wunderschön ist, bitte ich den Traumgott, ihn zu Ihnen zu bringen! Glückliche Nacht und frohe Tage, mein lieber Guter, mein guter Lieber — weiter wage ich mich nicht allein — aber Ihr „Marie" ist mir allein lieber als mit der steifen Ehrendame „Mademoiselle". Alle meine Gedanken grüßen Sie, mein Freund — es sind freilich nicht viele — aber in guter Luft würden sie gedeihen, sich vermehren, und will's Gott — groß und schön werden — beten Sie für ihr Wohl, so tun Sie ein gutes Werk — an Ihrer Marie." „28. Mai. Also so hat sich alles zugetragen! Oh, ich Ahnungslose glaubte an Ihre Zerstreutheit, an den Zufall und Ihre klaren, ehrlichen, braunen Augen — hatte Sie am quai du marché des fleurs leider nicht gesehen, nicht bemerkt, daß Sie mir gefolgt waren! Die Vierge de Cluny sehen Sie in mir — glaubten sich unter dem Zauber des Elixir de Barbizon; wie wunderbar alles klingt und das Wunderbarste scheint mir, daß das Märchen und die Wirklichkeit sich so innig die Hand reichen, daß eins ins andere übergeht — denn das Urbild der St. Vierge war eine Ahne von mir, deren Miniatur-Porträt, in Emaille gemalt, meiner Mutter von ihrem Großvater oft gezeigt wurde, mit

dem Bemerken, daß, wenn die Zeit dieselbe Kleidung wieder vorschriebe, es als das ähnlichste Porträt seiner Frau gelten könne. Wer weiß, wie es in dem Herzen des Bildhauers aussah, der mit so vieler Treue und gewissenhafter Liebe sein Modell nachbildete, das nun als Vierge de Cluny verewigt, so viele Bewunderer aller Länder und Nationen fand — ist es nicht wie ein Wunder, daß nun meine Jahrhunderte lang schlafende Ahne mir den Freund zuführt? Wäre es nicht ein dankbares Motiv für einen Dichter?" etc.

Nach einigen Tagen schrieb sie mir, daß der Arzt sie ihrer Haft entlassen, sie aber einige Zeit gute Landluft atmen solle, „bestimmen Sie, wohin wir gehen, nur soll es in der Nähe von Paris sein; lassen Sie uns morgen Nachmittag fünf Uhr, wenn ich meine erste Ausfahrt mache, in der grünen Grotte, wie Sie das Hinterzimmer mit den grünen Vorhängen nannten, alles mündlich besprechen — wie ich mich darauf freue — mein Freund — muß ich es sagen? — Nein, Sie wissen es — also auf morgen, auf morgen. — Mit tausend Grüßen bis dahin und stets Ihre Marie."

Um halb fünf trat ich mit den schönsten Rosen in den Laden — mir vis-à-vis — im Spiegel der halbgeöffneten Tür — deutlich vor mir, sah ich — Marie — im Arm von Doktor Jovard, die Arme um seinen Hals! Er saß, und sie stand vor ihm — der Höllenspuk mußte ein Ende haben, entsetzt rief ich ihren Namen — sie hob den Kopf, sah mich erstaunt, erschreckt, mit Tränen in den Augen an, trat zu mir und legte nun ihre Hände bittend auf meine Brust und hauchte mir leise zu: „Felix, lieber Geliebter, Ihr müßt Euch lieben, er ist der beste der Brüder, sieh ihn nicht so hart an". „Doktor Jovard, darf ich Sie einen Augenblick sprechen", und leise schob ich Marie zurück — „wollen Sie mir erklären, wie Sie zu den „brüderlichen Rechten" zu Mademoiselle Jouvin kommen?" „Mademoiselle Jouvin habe ich nicht die Ehre zu kennen — Madame Jouvin, eine Freundin Ihrer Tante, übergab meiner Mutter die Filiale ihres Geschäftes, und ich, mein lieber Herr Doktor Felix, übergebe Ihnen Mademoiselle Marie Jovard, meine kleine Schwester, als Hausheilige — das heißt, wenn Sie mich schleunigst und aufrichtigst darum bitten und schwören, mein Liebstes auf der Welt zum glücklichsten Weibe zu machen." „Marie, — nun meine Marie!" wie schnell schnellt das Herz vom tiefsten Jammer zur höchsten Seligkeit! „Geben Sie mir meine Hausheilige," stammelte ich selig gerührt. Soll ich noch erzählen, was dann kam? nein — das ruht zu tief in mir und will nicht in Worten an die Oberfläche. — Erlasse mir das, freundlicher Leser, und denke an Deine glücklichsten Momente im Leben. In drei Tagen waren wir in Barbizon — l'Elixir de Barbizon suchte ich vergebens, an allen Fenstern, in allen Läden — käuflich ist es nicht, nur die Erinnerung hat es auf grüne Flaschen gezogen und bewahrt den köstlichen Inhalt, bestehend aus Jugend und Liebe, in Sonnenwärme destilliert, lange, lange frisch. Im starren, kalten Winter, bei tiefhängenden grauen Kummerwolken, im Miß-

mut des täglichen Einerlei, ist es das beste Elixir, ein Tropfen nur macht schon die Augen leuchten und die Herzen weich, und mutig, die Last der kommenden Stunden frisch über die Schulter zu werfen. Hier, dieses Glas auf Dein Wohl, lieber Leser, auf daß Dir der Vorrat des köstlichsten Trunkes nie ausgehe — Dir die frohen Stunden erhöhe, die trüben verscheuche — oder sie doch kraftvoll und ruhig zu ertragen helfe, bis sie von ihren liebenswürdigen, sonnigen Schwestern wieder abgelöst werden — wie es eben Schicksal's Brauch ist! Dein Wohl!

Hans Land:
Alfred von Ingelheims Lebensdrama. Roman.

(Fortsetzung.)

17.

Wie ein überreich beschenktes Kind erwachte Ingelheim aus der Betäubung, in die ihn die Fülle des Unerwarteten, Neuen gestürzt hatte. Er empfing diese Gaben des Glücks in einer lächelnden Beseligung, die schier übermannt, kaum an die Wirklichkeit des Erreichten glauben kann und nur immer ein enttäuschtes Erwachen aus einem trügerischen Glückstraum hinter all' diesen Märchenwundern argwöhnt. Gisela pflegte ihn gesund in dem neuen, sonnigen und vornehmen Heim, das ihre Sorgsamkeit mit erlesenem Geschmack in aller Stille und Unbemerktheit aufgebaut hatte. Sie überwachte mit hingebender Treue seine Wiedergenesung, fuhr an seiner Seite alltäglich ins Freie, ordnete seine Pflege und sorgte für die genaue Ausführung und Einhaltung der ärztlichen Vorschriften. Jedes geringe oder bedeutende Anzeichen der Wiederkehr seiner Kraft begrüßte sie mit gerührter Freude und goß ein Maß von Güte und Freundlichkeit über Ingelheim aus, für das er hingegebene überströmende Dankbarkeit äußerte. Er sah zu dieser blonden Schönheit, die so gnädig sich ihm neigte, wie zu einer Gnadenbringerin auf, deren Walten um ihn her er mit ratlosem Kopfschütteln sah, ohnmächtig, zu begreifen, was diese Prangende zu solchem Opferdienst bewegen konnte. Sie selbst erstrahlte in der ganzen Beseligung des Gebens, des Verschenkens, des Sichverschwendens. Sie hatte selten glücklichere Tage gelebt als diese, im Dienste eines von Krankheit Geschwächten, dem sie mit weichen und hilfreichen Händen wieder aufhalf, und den sie unter ihrem Beistande jetzt langsam wieder zu Kraft und Leben kommen sah. Es war herrlich, so stets mit vollen Händen geben zu können und den stummen Dank in gerührten Augen zu lesen, die mit einer wahren Vergötterung an ihr hingen und aufleuchteten, wann sie erschien, und matt erloschen, wann sie ging. Gisela wohnte nach wie vor in ihrem Hotel. Es kostete sie keinen großen Kampf, in diesem Genuß der Aufopferung und Selbstverleugnung den letzten bedeutendsten Schritt zu tun und an einem Märzmorgen das Aufgebot zu bestellen. Erst als sie die notwendigen Dokumente von Ingelheim einfordern mußte, gestand sie ihm, daß sie entschlossen sei, in aller Stille seine Frau zu werden. Am liebsten hätte sie ihn auch hierbei ganz unvermittelt vor die Tatsache der Eheschließung gestellt, wenn seine Mitwirkung nicht unumgänglich gewesen wäre. Dieses letzte und größte Geschenk nahm Alfred

zuerst seltsam ruhig entgegen. Seine Freude überstrahlte sein Stolz. Er hatte in all' den Wochen seiner Genesung eine solche Wendung wohl vorausgeahnt, und wenn auch er sich vorerst nicht getraute, an sie zu glauben, so spukte sie dennoch durch seine Träume und Gedanken. Eine Eheschließung zwischen ihnen beiden war der natürliche Abschluß dieser pfleglichen Aufopferung, die kaum möglich gewesen wäre, wenn ihr nicht eine mehr als freundschaftliche Hinneigung der Pflegerin zum Patienten zugrunde gelegen hätte. So geschah es, daß Ingelheim diese Eröffnung Giselas, sie denke an eine Eheschließung, mit Freude zwar aufnahm, aber daß hierbei, ihm selbst vielleicht unbewußt, ein triumphierender Ausdruck in seine Züge kam. Gisela sah ihn. Sie sah noch etwas mehr. Das Begehren war in Ingelheims Augen aufgeflammt. Mit durstigen Blicken sah er sie an. Sie stutzte. Es bäumte sich etwas in ihr auf. Sie hatte sich so vollkommen in die Rolle der beglückenden Fee hineingelebt, daß sie von dieser letzten größten Schenkung, mit der sie sich selbst dem Freunde darbrachte, eine geradezu überwältigende Wirkung bei ihm erwartet hatte. Sie hatte sich bereitet, ihn ganz in demütiger Übermanntheit zu sehen, einen Bettler der Liebe, dem mit eins das launische Glück einen goldenen Schatz in den Schoß wirft, und der, ob dieses Wunders fassungslos, sich an die Stirn greift. Nein — er reckte den Kopf und warf ihn in den Nacken. Er sah ihr fest ins Auge mit dem Ausdruck der Beglücktheit zwar, aber auch des Triumphes. Und jetzt des Begehrens. Es war der Blick eines Siegers. Und nun sprang dieser Genesende, von keiner Schwäche mehr beengt, auf, breitete die Arme aus, hinkte auf die Braut zu und riß sie an seine Brust, an der er sie in eiserner Umklammerung festhielt. Gisela wollte aufschreien, diese unverhoffte Umschnürung empörte sie. Die Zornesröte schoß ihr in die Schläfen. Mit Riesenkraft bog sie den Kopf zurück und entzog ihren Mund den Lippen Alfreds, die ihn suchten. Es war ein Ringen, das wenige Augenblicke dauerte, und während dessen beide, der Mann und das Weib, ächzten. Er vor Begehren wild, sie vor Empörung. Da plötzlich, da er sah, daß sie ihren Mund mit solcher Hartnäckigkeit ihm vorenthielt — da plötzlich erwachte sein Stolz. Er ließ sie frei. Sie stürzte ans Fenster, stampfte mit dem Fuße auf und wandte ihm den Rücken. Er — totenbleich geworden, sank in einen Sessel — die Lippen halb geöffnet, was ihm einen Zug von schrecklicher Ratlosigkeit gab. Mit großen fragenden Augen, in denen das Grauen des Nichtverstehens lag, starrte er auf sie hin. Sie stampfte noch einmal wütend mit dem Fuß, dann schluchzte sie plötzlich schmerzhaft auf und jagte zur Tür hinaus und davon . . Sie rannte durch die Straßen, als wäre der Tod hinter ihr. Das Grauen peitschte sie. Ihr war, als sei sie plötzlich hart an den Rand eines Abgrundes geraten. Wie aus allen Himmeln gefallen fühlte sie sich. Der Schrecken packte sie, die Erkenntnis, daß sie mit ihrer Phantasie sich in eine Trugrolle hineingedacht hatte,

und daß diesem Traume nun ein schreckliches Erwachen folgte. Die Hilflosigkeit des Kranken hatte sie gerührt, das Kindliche, das jedem Bettlägerigen anhaftet, sie weich gemacht. Sie wollte gegen diesen Leidenden gut sein, ihn trösten, ihm aufhelfen, und wie jede hilfreiche Tat den Täter, so hatte auch sie dieses ihr Verhalten beglückt und froh gemacht. Wie ein Taumel war das über sie gekommen, daß sie sich restlos, ganz restlos ausgeben mußte — nur — nur um diesem Wesen ein Lächeln abzustehlen. Ganz — ganz ausgeben mußte sie sich — geben — geben — alles, was nur in ihr war von Selbstverleugnungskraft, Hingebungsfähigkeit und Menschenliebe. Sie machte ihn gesund mit diesen Fluten von Fürsorge und liebreichem Sichannehmen. Sie hüllte ihn wie in weiche Decken mit ihrer aufmerkenden, nichts versäumenden Umsicht und ließ ihn kosten, was er im Leben nie genossen hatte, die beseligende Betreuung durch eine Frau, deren ganzes Mühen um den Mann Liebe kündet. Das hatte sie getan. Sie sah es. Sie hatte mehr getan. Sie hatte dem Genesenden, immer von dem Drange zu schenken und zu beglücken gepeitscht, sich — sich selbst — sich selbst — ihre Person — ihr ganzes Sein — ihr Leben — ihre Seele, ihr Denken, ihr Fühlen — ihren Leib — ja — ja — ja — auch ihren Leib angetragen — sie hatte ihm gesagt, sie wolle seine Gattin werden. Das hatte sie getan. Sie tat es, um ihn aufjauchzen zu sehen. Sie tat es, um einen Zustand höchster Beseligung bei ihm hervorzurufen. Sie hatte darauf gebrannt, ihn von diesem unerhofften, unerhörten, unfaßbaren Glück überwältigt, geblendet — übermocht — ganz zermalmt zusammensinken zu sehen — wie er damals zusammenbrach, unter der Überlast der Glücksempfindung, als sie ihn in sein neues von ihr heimlich bereitetes Heim führte. Liebte sie nun den Mann, daß es sie so peitschte, ihn zu beglücken? Liebte sie ihn? Sie fand die Antwort nicht auf diese Frage. Solange er leidend, hilflos, ihrer sehr bedürftig, in körperlicher Schwäche dalag, ja — da hatte es sie froh und glücklich gemacht, ihn zu erfreuen, so froh, daß sie in ein reines Fieber der Hingebung geraten war. Die Großfürstin hatte ihr diese Hingebung zur Pflicht gemacht, und sie, Gisela, hatte sie ausgeübt — diese Pflicht und dabei Glück empfunden — Befriedigung — bis — bis — — hier — hier öffnete sich der Abgrund vor ihr. Hier riß die Kluft sich auf. Hier gähnte die tiefe Schwärze sie rätselvoll und unergründlich an. Sie war — sie — Gisela, war gern und friedvoll bei Alfred geblieben, bis er sie den Mann spüren ließ. Bis das körperliche Begehren von ihm zu ihr wie mit schwefelgelben Flammen herüberzüngelte. Bis er sie an sich riß in brutaler — schnürender — erstickender Umarmung — in der wie vor Schlangenbiß vor seinen Küssen sich zu schützen, ein innerer Zwang sie riß, aus der sie flüchtete wie aus einer Mißhandlung — empört, zornbebend — vor Pein und Wut fast rasend. Was war das? Was war das? ! Hatte er sie wirklich beleidigt, als er sie in seine Arme zog? War das nicht sein Recht, da sie

doch selbst erklärt hatte, ihn heiraten zu wollen, und da sie somit jetzt im Augenblick schon seine Braut war. Er hatte, er hatte ein Recht auf sie — und es peitschte ihn, dieses Recht auszuüben, nach dem er so lange und fieberhaft gedurstet. Das Verschmachten nach ihr hatte ihn ja krank gemacht. Sie, sie selbst brachte ihn zur Genesung und das nur dadurch, daß sie ihm die Hoffnung schenkte, die Hoffnung auf ihren Besitz. Nun war er gesund, und jetzt griff er nach ihr, nach seinem Recht auf sie — und sie — sie flüchtete vor ihm, gepeitscht und gejagt von allen Dämonen des Abscheus und des Widerwillens. Ja — des Abscheus und Widerwillens. Das — das war es — nichts — nichts anderes. Schon als der Kranke, noch liegend, ihre Hände faßte und nicht freigeben wollte, als er ihren Arm streichelte und sehnsüchtig ihre Augen suchte — schon damals — damals schon kostete es sie Zwang und Aufwendung von Willenskraft, ihm still zu halten und seine Liebkosungen zu dulden. Jetzt, jetzt, da er in wiedergewonnener Kraft, ein Mann, dem das Mitleid des Kranken nicht mehr zur Seite stand, jetzt da er aufrecht und begehrend vor sie trat, bäumte sie sich auf. Es war etwas in ihr, was sie von ihm forttrieb. Es war etwas in ihr, was eine Scheidewand gegen ihn aufrichtete. Woher kam dieser Abscheu? Sie suchte — suchte . . . Abscheu — war es wirklich — wirklich Abscheu? Nein — sie verehrte ihn als einen Menschen, der mit Einsetzung aller Kraft etwas geworden war und mehr werden würde und heute schon mit seinem Namen unter den Großen des Geistes in der Welt seinen Platz hatte. Sie schätzte ihn hoch. Sein Wesen war ihr nicht unsympathisch. Seine Art zu sprechen liebte sie sogar. Es war Vornehmheit in ihm, Weltkenntnis und Weltmanntum. Er war nicht umsonst so lange in Hofesnähe gewesen und nannte nicht vergeblich eine lange Reihe von Staatsmännern und Militärs die Ahnen seines alten Geschlechts. In seiner Art, in seinem Wesen, in Charakter und Sinn — da war nichts in dem Manne, was ihr entgegen war. Sein Kopf, dieses hagere, rotblonde, fahle, bartlose Haupt mit dem kurzgeschorenen Haar, mit den Asketenlippen und den flammenden blauen Augen — es war — es war nicht schön — aber bedeutend. Es sprach an, konnte in Momenten der Erregtheit und Bewegtheit sehr einnehmen. Was — was — was in aller Welt war es aber sonst, was sie abstieß? War es seine Krüppelschaft, die dieses körperliche Grauen in ihr wachrief? Nein. Das stieß sie nicht ab. Sie sah es kaum mehr, in solchem Grade hatte sie sich an sein Hinken gewöhnt. Im Gegenteil, dieser Leibesschaden war eine der Ursachen mehr gewesen, die ihren Trieb, ihn froh und glücklich zu machen, noch angespornt hatte. Was also war es, was war es, das sie bei der leisesten körperlichen Annäherung Ingelheims so entsetzte, so peinigte — so mit Grauen erfüllte. Sie sah es jetzt plötzlich klar und grell — das — was die Wahrheit war . . .

Es war das Drängen nach dem einen, dem einzig einen, den sie in

jungen Mädchenjahren geliebt, das noch in ihr lebte und stark war und so lebendig warm noch, so triebhaft mächtig, daß die Berührung jedes, jedes anderen sie wie ein Faustschlag traf. Das war es, das war es, das war es....

Mitten auf der Straße, im drängenden Strom des Weltstadttreibens war sie plötzlich wie angewurzelt stehen geblieben, entgeistert ins Leere starrend, so daß die Blicke der Vorüberhastenden sich auf sie richteten. Sie raffte sich auf und ging gebeugt weiter, wie niedergedrückt von einer Last. Da plötzlich schwang sich ein Signal hell und glockig wie Trompetenstoß über das Tongewirr der rasselnden Straßensymphonie. Die Wagen, Autos und Tramgefährte hielten an, es ging wie ein Ruck durch diese sich schiebenden und drängenden Mauern der Passanten, die eilig die Köpfe reckten — ein Hofauto raste heran, in dessen Fond in Dragoneruniform der Kronprinz saß, an seiner Seite ein junger Adjutant. Das geliebte Haupt, das sie in Jahren nicht gesehen, flog an Gisela wie eine Traumerscheinung flüchtig vorüber, und eine namenlose Traurigkeit ergriff ihr Herz. Wie weit, wie weit hatte der Schicksalsstrom sie fortgerissen von diesem geliebten Menschen, an dessen Brust sie einst eine selige Stunde lang geruht. Wie fern war er ihr heute, wie unerreichbar fern. Das war es, was wie mit Krallen in ihr schmerzendes Herz sich grub. Vor einem Photographenfenster blieb sie stehen. Da hing sein Kabinettbild in der gleichen Uniform aufgenommen, in der er soeben an ihr vorbeigeflogen war. Ihre Augen sogen sich fest an dem lieben vertrauten Gesicht, aus dem die gereiftere Männlichkeit mit einem Ausdruck von Trauer sprach. Sein dunkles schönes Augenpaar war wie suchend ins Leere gerichtet und zeigte etwas wie ein Sehnen nach Fernem, Unerreichbarem. . . . Lange, lange stand Gisela vor dem Bilde, bis ihr das Herz schwer wurde, eisenschwer und bis sie vor Tränen nichts mehr von ihm sah. Dann rief sie einen Wagen an und fuhr müde — müde — sterbensmüde in ihr Hotel. Auf dem Tisch ihres Wohnzimmers lag ein Telegramm. Sie riß es hastig auf. Es enthielt nur die Worte: „Du bist frei.

Ingelheim."

Giselas Ratlosigkeit wurde durch diese telegraphische Erklärung nicht behoben. Seine Depesche stürzte sie nur in tiefere Wirrnis. Frei war sie nach Alfreds Wort, frei — wovon? Frei, wozu? Hatte Gisela unter dem ersten Eindruck von Ingelheims erster Liebkosung gemeint, die Gewißheit erhalten zu haben, daß sie mit ihm nicht leben könne, so fragte sie sich jetzt, da er sie freigegeben, was sie ohne ihn beginnen solle. Das wußte sie nicht. Das konnte sie nicht finden. Ihre Zukunft, ihr ganzes ferneres Leben lag leer und inhaltlos vor ihr. Die kommenden Tage rückten ihr drohend heran, und sie wußte nicht, was mit ihnen zu beginnen war. Die Zeit rückte ihr wie ein strenger Gläubiger auf den Leib, wie ein Gläubiger, dem sie mit

leeren Händen gegenübertreten sollte. Aber das — das war nicht das Schlimmste. Ein Leben, das durch Zwecklosigkeit unerträglich geworden, konnte man fortwerfen. Dieser Ausweg blieb. Gisela scheute gewiß vor der Sünde der Selbstvernichtung heftig zurück, aber am Ende aller Verzweiflungen, wann alle sonstigen Auswege sich verschlossen, blieb doch dieser letzte.

So mußte die Sünde eben geschehen. Ein Teil von ihr fiel auf das Schicksal selbst, das alle diese unsäglichen Verkettungen geschmiedet hatte, in denen Gisela sich gefangen sah. Sie konnte sich's denken, am nächsten Tage schon aus dem Leben zu scheiden, konnte sich's aber nicht denken, daß das geschehen könnte, ehe die letzte Rechnung beglichen war. Diese schwebte zwischen ihr und Ingelheim. Ihm mußte sie sich erklären, das war sie ihm schuldig. So wenig sie sich selbst begriff, sich und ihr Tun in all' diesen letzten Wochen, so dünkte es sie doch notwendig, wenigstens den Versuch zu machen, ihm über ihr schwankendes widerspruchsvolles Betragen Aufschluß zu geben. Sie fuhr zu Ingelheim. Er war nicht daheim, war auf der Universität, an der er seinen Dienst wieder aufgenommen hatte. Der Diener wußte nicht, wann der Herr Professor heimkommen würde, und fragte, ob er ihn deshalb telephonisch um Auskunft bitten solle. Gisela verneinte. Sie wolle ruhig solange warten, bis der Herr käme. Es war sieben Uhr abends. Der helle Tag war in Regen übergegangen, das Licht schwand, und die Dämmerung setzte ein... Gisela stand vor Ingelheims Riesenarbeitstisch, auf dem die Spuren der wiederaufgenommenen Arbeit des Gelehrten in hohen Bücherstapeln, gehäuften Handschriften, zahllosen Notizen und Zetteln umherlagen. Ein Neid stieg ihr auf, eine Mißgunst gegen dieses Glück, das der Mann in seiner Arbeit besaß, in der großen Zuflucht, die sein Lebenswerk ihm gegen alle Stürme des Herzens bot. Sie hatten ihn freilich einmal schon so gepackt, daß sie ihn niederwarfen. Aber jetzt — das sah sie — jetzt riß er sich los aus dieser lebenuntergrabenden Hörigkeit. Er hatte den Weg zu seinem Schaffen zurückgefunden und flüchtete sich zu ihm wie in den rettenden Hafen. Ihm war die Kraft wiedergekehrt, über die Trümmer seiner Liebe hinweg zum Werke zurückzufinden. Er wird arbeiten, schaffen, leben und überwinden. Aber sie? Wohin sollte sie sich flüchten? Sie fand auf diese Frage nur immer die gleiche Antwort: ins Nichts. — Sie war eben nichts, wenn ihr eigenes persönliches Frauenschicksal zu Ende und ausgelebt war. Wie glücklich jene Frauen, die in der Arbeit der Welt eine Betätigungsstelle gefunden, einen Beruf, eine Berufung. So etwas war nicht in ihr. Sie fühlte keinen Drang hierzu, wußte nicht ihre Kraft nützlich zu betätigen, ahnte nicht entfernt, wie sie das hätte anstellen sollen. Der Gedanke, den Schleier zu nehmen, war ja doch auch nichts anderes als eben die blanke Bestätigung des niederdrückenden Bewußtseins, daß sie zu nichts Rechtem taugte in der Welt. Ins Kloster zu gehen, das war auch nur Selbstmord, ein Auslöschen

der letzten persönlichen Betätigung im Leben, der lebendigen, schaffenden arbeitenden Welt. Mitten unter den Büchern und Papieren auf Alfreds Arbeitstisch sah sie jetzt den kostbaren Dolch liegen, das Geschenk der Großfürstin an Ingelheim, das sie, Gisela selbst, ihm damals — vor Monaten — überbracht, damals als Alfreds Leidenschaft zu ihr erstand. Sie nahm die Waffe, sie sah die reich mit Perlen und bunten Steinen besetzte Scheide, zog die blitzende spitze Klinge aus ihrem Gehäuse und hielt sie mit seltsamem Interesse längere Zeit prüfend und nachdenklich in der Hand. Sie wußte selbst nicht, was an der schönen Waffe sie so anzog, daß sie sie gar nicht wieder aus den Augen ließ. Mehrmals steckte sie den Dolch in die Scheide, zog ihn heraus und barg die Klinge wieder in der Scheide. Die Waffe in der Hand, sank sie erschöpft auf das Sofa nieder, dessen weiches Leder ihr Kühlung in die heißen Hände strömte, und neigte das schwere müde Haupt gegen die Lehne, seufzte tief und schmerzlich auf, und nachdem sie mit traurigen Augen lange — lange in die tiefen Schatten des schweigenden Raumes gestarrt, fielen die Lider ihr zu. . . .

Als sie sie wieder öffnete — es mochten inzwischen Stunden vergangen sein, brannten die elektrischen Flammen im Zimmer, und ihr gegenüber saß Ingelheim und starrte sie verwundert und ratlos an. Er trug Spuren der Verstörtheit im Gesicht. Seine Züge waren wie zerwühlt von Seelenschmerzen. Die Augen lagen tief, der Blick war gequält, und dennoch lag es wie Spannung, wie willensstarke Spannung auf diesem Gesicht, heute endlich, endlich stärker zu sein als der Schmerz, heute das fressende Leid zu überwinden. Jetzt hob er den Dolch auf, der am Boden lag, und legte ihn auf den Schreibtisch. Gisela lächelte Alfred schmerzlich zu, und mit matter Stimme, aus der ihre ganze Hilflosigkeit klagte, sagte sie zu ihm: „Ich mußte — ich mußte noch einmal mit dir reden.“

„Ich höre,“ sagte er tiefernst. Sein Gesicht war sehr bleich, aber in voller Ruhe. Seine Hände lagen zu Fäusten geballt auf der Lehne des Sessels. Er bot das Bild eines Mannes, der all' seinen Willen zusammenrafft, eine namenlos drückende Last standhaft zu schleppen. Aber Gisela suchte vergebens nach Worten. Sie öffnete die Lippen, ihre Züge zeigten den ganzen gespannten Kampf, der diese Seele bewegte, den Kampf sich mitzuteilen, sich zu erklären, die Beichte abzulegen, die Deutung all' der unverständlichen widerspruchsvollen Handlungen in Worte zu fassen. Aber die Worte stellten sich nicht ein. In tragischer Stummheit blieb ihr weher Mund. Diese Hände irrten hilflos mit gespreizten Fingern über Stirn und Schläfen, hinter denen das Fieber der Unentschlossenheit raste, das Unvermögen, Licht in das Dunkel eines Empfindungschaos zu bringen, das die letzten Energien dieser zuckenden Seele zerschlagen und zermalmt zu haben schien. . . . Nur ein schrilles und gepreßtes Schluchzen kam aus der gequälten Brust. Mit einem

wilden Aufschrei riß Gisela sich plötzlich in die Höhe, und ehe noch Alfred hatte aufspringen können, lag die blonde Frau lang ausgestreckt auf dem Teppich zu seinen Füßen. Ein Weinkrampf löste die Spannung ihrer Seele. Alfred nahm die Weinende in die Arme, hob sie auf und legte sie aufs Sofa. Er rückte einen Sessel heran und verharrte, ohne sie weiter auch nur mit einem Finger zu berühren, stumm, bis sie sich beruhigt hatte. Als das Schluchzen vorüber war und der Quell der Tränen versiegt, da endlich brach Alfred das Schweigen und sagte ohne jeden Ton des Vorwurfs oder der Gekränktheit: „Klarheit, Gisela, Klarheit. Die muß zwischen uns sein. Ich will sie jetzt schaffen. Du hast zu mir gewollt. Du hast den Entschluß gefaßt, mit mir zu gehen, aber du kannst es nicht. Es steht etwas zwischen uns. Du hast gemeint, dies Trennende sei tot. Aber es lebt noch. Als du darüber hinweg zu mir kommen wolltest, da hat es sich plötzlich aufgerichtet und lebendig gezeigt — dieses — das du tot geglaubt. Jetzt steht es zwischen dir und mir und läßt dich nicht zu mir. Ich sehe es deutlich. Du bist also frei. Du hast zu mir gewollt, und ich danke dir innig dafür. Es war ein Traum, — er ist vorüber. . . ."

Er brach ab und lauschte gespannt, ob sie etwas entgegnen würde. Aber sie tat es nicht. Sie lag zusammengekrümmt auf dem Sofa, das Taschentuch vor den Augen, mit geschlossenen Lippen stürmisch atmend.

Sie blieb schweigend, und seine letzte Hoffnung brach. Er hatte sich daran geklammert, sie würde ihm unrecht geben, würde bestreiten, was er behauptete, würde mit hundert Eiden bekräftigen, daß nichts — nichts zwischen ihnen stände — aber sie schwieg — sie schwieg und so war alles — alles aus. . . .

Langsam stand er auf, er wankte, aber er riß sich zusammen, straffte sich hoch, und tonlos sagte er: „So geht es also ans Scheiden." Da fuhr sie auf, packte seine beiden Hände und klammerte sich an ihnen fest. Ihre Lippen bewegten sich, aber kein Ton kam über sie. Es war schauerlich zu sehen, war, als sei die Stimme in ihr erstorben. Dann ließ sie seine Hände frei, aber im nächsten Augenblick packte sie seine Schultern mit einem Griff wie ein Ertrinkender. Jetzt war es, wie wenn die Stimme ihr wiederkehrte, denn ein Ächzen drang aus ihrem Munde, danach ein Schrei: „Jag mich nicht fort! Jag mich nicht fort!! . . ."

„Gisela," sagte er erschüttert, „wer wäre seliger als ich, wenn du bei mir bliebest. Aber du fürchtest dich ja vor meiner Berührung. . . ."

— — — Da fuhr sie wie rasend auf, riß seinen Kopf zu sich herab und küßte ihn zum ersten Male auf den Mund. . . . unter Lachen und Weinen empfing er die unerhoffte Huld.

18.

Von dieser Schicksalsstunde an blieb zwischen den beiden Menschen etwas Unausgesprochenes, das sie nicht hinderte, einander eilig und in aller Stille zu heiraten, die herzlichen Glückwünsche des Königs, der Großfürstin und der gesamten Gesellschaft zu empfangen, vor der Welt das korrekte Ehepaar zu sein. Oft schien es verschwunden, jenes Stumme, das wie eine schwarze drohende Wolke zwischen ihnen beiden lagerte. Dann war der Himmel ihres Zusammenlebens rein, und es gab Zeiten ungetrübter Harmonie. Das war, wann die beiden als Gefährten neben einander ihre Tage lebten, eins dem anderen hilfreich zugetan, Gedanken tauschend über Leben, Welt, Bücher und Menschen — auf einsamen Wanderfahrten die Herrlichkeiten der Gotteswelt genießend. Da gab es reine klare prachtvolle Zusammenklänge ihrer Seelen. Aber dann geschah es mitten in solchen erhobenen und guten Stunden, daß Alfred, von dem Anblick ihrer blühenden Schönheit gepackt, ihre Hand ergriff, sie am Arm packte, und im Nu flohen alle Genien des Glücks aus seiner Seele. Denn ihn dünkte, er fühle den Schauer, den das junge schöne Weib, sein Weib ergriff, im Augenblick, da er ihre Hand berührte. Dann wachten alle Dämonen auf, alle Quäl- und Rachegeister des Mißtrauens, der Zweifelsucht, der lauernden Feindseligkeit. Sie hatte ihn geheiratet, seinen Kuß und seine Umarmung geduldet, ja sie konnte es fertig bringen, ihn von selbst zu küssen, — so viel Überwindungskraft war in ihr. Näherte er sich ihr aber einmal plötzlich und unvermittelt zu körperlichen Berührungen selbst von so nichtiger Art wie das Auflegen seiner Hand auf ihre Wange, ihre Stirn, so zuckte sie zusammen, machte eine Bewegung, als wolle sie ihm ausweichen, und unterließ das nur, weil ihr Wille dazwischen fuhr und ihr die Forderung auferlegte, ihm ihr Haupt nicht zu entziehen. Alfred fühlte dann, es war und blieb etwas in dieser Frau, was sie physisch von ihm fortdrängte. Die Verletzbarkeit des Krüppels, die in ihm war, empfand das deutlich und demütigend. Er, der körperlich Mißgestaltete, hatte diese Schönheit ja doch auch nur wie eine Zufallsbeute gewonnen, die ihm das Schicksal ausgeliefert. Wenn in solchen Stunden seine Zweifel erwachten, so erinnerte er sich des Augenblicks, da sie ihn zum ersten Male geküßt hatte. Damals hatte er ihr vorgehalten, es stände etwas zwischen ihnen, das sie dauernd trennte. Und sie hatte hierzu geschwiegen. Sie war stumm geblieben, als er ihr gesagt hatte, sie habe etwas für tot gehalten, was noch lebendig in ihr war. Dies hatte sie durch ihr Schweigen bekräftigt. Und wäre durch Gewöhnung und guten Willen es ihr möglich geworden, ihm Liebe und Zärtlichkeit zu schenken, hätte sie ihr ästhetisches Empfinden durch seelische Annäherung langsam dahin bringen können, seine Häßlichkeit nicht mehr so zu fühlen, daß sie sie von ihm fortpeitschte, so wurden alle diese Regungen im Keim erstickt, sobald sich das Totgeglaubte in Gisela wieder rührte, die Liebe zu dem anderen, das Sehnen nach ihm, dem Uner-

reichbaren. Dies erhob sich stets und von neuem als der schwarze Feind Alfreds in Giselas Seele. Dies riß ihre Gedanken fort von ihm. Wann er mit ihr sprach, wann sie mit gespanntem Interesse zuzuhören und zu lauschen schien — er sah es wohl, er sah es wohl — sah es an einem Abirren ihres Blickes, an einem seufzenden Sichheben ihrer vollen Brust, an einem Sich-verlieren ihres Auges in ungewissen Fernen — Er sah es — er sah es — dann schweiften ihre Gedanken hin zu jenem Lockenden, Übermächtigen, das wie an eisernen Ketten an ihr riß und sie ihm rauben wollte. Da knirschte die Wut in ihm auf, ihm war, als äffe ihn das Glück, das ihm diese Frau in die Arme gelegt, und da er sie an die Brust drücken wollte, war sie ohne Seele — leer und tot — tot für ihn, mit ihren Wünschen, Begehrungen, mit ihrem Sehnen und Verlangen — eines anderen Eigentum und Ding, eines anderen, den ihre Wünsche heiß und verschmachtend suchten . . . Das war die Hölle. Er litt abgründig.

Was war mit ihm geschehen? Ein Hohn — eine Verspottung — eine Nasführung. Sie war sein, sein Weib, ihm angetraut, sein Eigen — und er fühlte sie sich dennoch weltenfern entrückt. Wenn es eine Qual gab, so litt er sie — er — der andere Tantalus, dem die kristallklare Flut bis an die Brust reichte, und der doch im Durste lag. Dem die prangenden Früchte ihren Duft zuhauchten, und der doch nagenden Hunger litt. . . . Ein Los, ein Los der Verfluchten. . . Nie sprach er hierüber. Sein Stolz wäre lieber verblutet, als daß er einer solchen Klage Worte hätte leihen mögen. Aber ihm selber unbewußt geschah es, daß seine Zärtlichkeit für Gisela — zurück-gescheucht in der Furcht lästig zu fallen, eingeschüchtert und abgedrängt, flehend und bittend aus seinen Augen sprach, und daß diese dann ein besonders harter und kalter Blick aus den ihren traf, unter dem er erbebte. Wie ein ertappter Bettler stellte er sein Werben ein und hielt sich fern und verschlossen, bis der Durst, der bohrende Durst, ihm schmerzende bittere, demütigende, brand-markende Zurückweisungen von ihr eintrug. Dann geschah es, daß sie plötzlich sein Leiden sah, daß ihr Gewissen sich regte, ein Drang von Mitleid in ihr stark ward, dann näherte sie sich ihm, streifte seine Stirn, strich über sein Haar — und er — er nahm diese Almosen wie ein Verhungerter an, obschon er vor Qual, da er sie empfing, hätte aufschreien mögen. Solcher Art waren die Liebesbegegnungen in dieser Ehe. Schwiegen diese Triebe, so gab es keine Mißklänge, keine Risse, kein Mißverstehen. Gisela liebte ihren Mann, wann sie ihn beim Arbeiten und Denken sah. Bei seinem Werke wurde er ihr heilig. Wenn sie in mitternächtiger Stunde sein Arbeitszimmer betrat und er den mächtigen Kopf von den Büchern zu ihr erhob, das Gesicht vom Geistesringen in fiebernden Glanz, den Abstrahl der aufgewendeten Willenskräfte in den Flammenaugen, so schlich sie auf Zehen in eine dunkle Ecke und sah ehrfürchtig auf sein nächtliches Schaffen. Sie sprach ihm einmal eine Regung aus, eine

Regung von Neid gegen die jungen Assistenten, die so innigen Anteil an seiner Arbeit haben durften. Das rührte ihn sehr, und er übertrug ihr leichtere Korrekturen, die sie mit Stolz übernahm und mit liebevoller Gewissenhaftigkeit ausführte. Aber sie wollte nicht im Vorhof seiner Heiligtümer bleiben. Es drängte sie zu größerem Anteil an seiner Arbeit, und sie brachte öfter und öfter das Gespräch auf das Problem der Strafrechtsform, das den Kern seines Wirkens, Forschens und Lehrens bildete. Jetzt erschien die blonde, aristokratische Schönheit, Professor von Ingelheims Gattin, in dem großen Publicum, das der berühmte Strafrechtsforscher im geräumigsten Auditorium der Universität vor Damen und Herren las, als ein regelmäßiger Gast, der wie ein gewissenhafter Student sich eifrig Notizen machte. Mit Inbrunst mühte Gisela sich, in den großen Gedankenkreis dieses sozialen Erneuerungswerkes einzudringen, das zu ihres Mannes hoher Lebensaufgabe geworden war. Unter seiner Anleitung studierte sie die großen Vorgänger Ingelheims, die Schriften seiner Lehrer und Mitstreiter und gewann den Überblick über den Stand der Sache, die unter Ingelheims zäher und mutiger Vorkämpferschaft besonders in seinem Vaterlande neuerdings große und hoffnungsreiche Fortschritte gemacht hatte. Ingelheim war tief dankbar dafür, daß seine Gattin gerade diesen besten Weg gefunden und gewählt hatte, ihm nahe zu kommen und ihrer Ehe diese höchste Weihe einer geistigen Gemeinschaft zu schenken. Damit überbrückten sich die Abgründe, die in Liebesdingen drohend zwischen ihnen gähnten, und es gab ein Miteinandergehen und Miteinanderwirken, das diese zwei Menschen sehr nahe einte.

Ingelheim war jetzt in eine sehr glückliche Periode seines Wirkens gelangt. Aus seinem seelischen Niederbruch hatte er sich mit erstarkten Kräften erhoben, und ein wahrer Rausch der Betätigung und des Arbeitsdranges war über ihn gekommen. Er fühlte, wie die Dämonen der Zerstörung, die das Grübeln über getäuschte Liebeshoffnungen in ihm großgezogen und die die Quellen seiner Kraft zu untergraben gedroht hatten, er fühlte, wie diese schwarze Schar im Arbeitssturm, in den er sich stürzte, ohnmächtig zerstob. Er fühlte, wie das Stahlbad der Betätigung der höchsten Kraftanstrengung ihn siegreich machte über alles das, was in ihm bohrte und nagte, und an ihm riß — und all' sein Fühlen und Denken zu vergiften, seine Kraft zu brechen gedroht hatte. Die Arbeit, die Arbeit rettete ihn, und jetzt hatte sie sogar das Wunder vollbracht, ihm die Seele der Frau zu erschließen, um die er so lange und so vergeblich hatte ringen müssen. Es kam heiß und berauschend — es kam wie Siegerfreude über ihn. Sein Gedanke rückte vor, gewann Gebiet, brach Widerstände, packte die Seelen, drang siegreich durch und sprang wie ein unwiderstehlicher gewaltiger elektrischer Strom hinüber — hinüber über den tiefen, so selten überbrückbaren Abgrund, der die Wissenschaft vom Leben trennt, die Theorie abscheidet von den lebendigen Entwicklungen. Die Schule

der Kriminalreformer war in allen Kulturländern siegreich vorgedrungen. Auf ihren internationalen Kongressen drängte sich die Elite der schöpferischen Strafrechtsforscher, und die Zukunftsprogramme, die dort in lebendiger, fruchtbarer Diskussion sich entrollten, waren schön, betörend hoffnungsvoll mit ihren menschenrettenden Ausblicken in eine bessere Epoche, in der der strafende Staat nicht mehr seine verirrten und gestrauchelten Kinder durch ein rückständiges und zweckwidriges Strafsystem zu rettungslos Verlorenen machte. Was die Schule Lombroso, Garofalo, Liszt zur Rettung des Bestraften tun wollte, wie sie das Strafrecht umzugestalten strebte, daß eine Besserung des Verurteilten erreicht und möglich wurde, das war wie eine erlösende Botschaft des Heils in die Seelen aller Zukunftsgläubigen gedrungen und erfüllte sie mit den Glücksschauern der Hoffnung an eine Besserung der Zustände in der gesamten Menschenwelt. Endlich sollte diese ihr finsteres mittelalterliches System des Verzweifelns am Menschen zum alten Eisen werfen und ein Strafrecht aufrichten, dessen innerste Gerechtigkeitskraft die Schuld zu einem großen Teile der Gesellschaft mit anrechnete, den Verbrecher also minder schuldig werden ließ und in ihm selbst den Menschen durchaus nicht vergaß, den Menschen, in dem immer, immer, immer ein unsterblich Teil zu retten blieb. — Nur weil man an den Menschen verzweifelt hatte, wagte man den Frevel des Staatsmordes und schlug den Mördern die Köpfe ab. Nur weil man an den Menschen verzweifelte, strafte man sie, statt sie zu bessern, strafte sie so, daß alles Bestialische in ihnen aufblühte und wuchs und alles Menschliche in ihnen mit ehernen Sohlen zertreten ward. Hier sprangen Tore einer großen und schönen Entwickelung auf. Die Gesellschaft erkannte sich, wie sie es war, als mitverantwortlich für die Verbrechen, die die Fehler ihrer Struktur in ihrem Schoße geboren. Sie entlastete die Schuldrechnung des Verbrechers um diesen ihr, der Gesellschaft, zufallenden Teil seiner Tat und sah in dem Verurteilten einen sozial Erkrankten, dessen Heilung ein ungleich besseres, dankenswerteres, froheres, beglückenderes Tun bedeutete, als jenes System, das den Verbrecher wie ein wildes Tier hinter Gitterstäbe schloß und ihn nach Abbüßung der Haft, viel tiefer verroht, von Rachedurst erfüllt, für die an ihm begangene Untat, von neuem auf die Gesellschaft losließ, bis das Kapitalverbrechen das rettungslos zugrunde gerichtete Haupt zum Schluß dem Henkerbeil überlieferte. Alle diese neuen zukunftsfreudigen, großen Gedanken wurden jetzt in den Gehirnen der Wissenschaftler siegreich. Sie setzten sich dort fest, beherrschten die Diskussionen der Kongresse, die Spalten der Zeitschriften und nahmen die Formen von Axiomen an in all den Forscherseelen, die der Entwickelung zugeneigt, einen Stillstand im Werden des Strafrechts nicht dulden wollten. Solcher Geister freilich, die die Dinge aufzuhalten oder sogar rückwärts zu lenken entschlossen waren, gab es in Hülle und Fülle auf den Lehrstühlen, in der Presse, in den Parlamenten. Gegen sie ging der Kampf. Und so hartnäckig sie auch unter

Zitierung Kants das Gesetz der Willensunfreiheit bekämpften und Gott und die Bibel dafür ins Treffen führten, daß der menschliche Wille frei sei, — die Erkenntnis des Gegenteils ließ sich doch nicht mehr aufhalten und zog ihre Folgen nach sich und begann die gesamte öffentliche Meinung zu beherrschen. Langsam, langsam, Schritt für Schritt nahm sie die Seelen der Richter, der neuen Generation und das gesamte Rechtsgefühl ein. Kants Wort: „Wäre keine Freiheit, so würde das moralische Gesetz nicht in uns anzutreffen sein" war nicht mehr als ein Wort und würde vielleicht überhaupt nicht gesprochen worden sein, hätte der Schöpfer der Kritik der reinen Vernunft die Höhe miterſteigen können, die seit seinem Tode der psychologischen wie der sozialen Forschung zu erreichen vergönnt gewesen. An den neuen Erkenntnissen dieser Disziplinen kann heute kein Strafrechtsforscher mehr blind vorübergehen — und der Anerkenntnis von der tatsächlichen Unfreiheit des menschlichen Willens galt es nun in der Reform des Strafrechts die ersten Konsequenzen zu schaffen. Die Reform der bedingten Verurteilung war solch ein erstes Bollwerk, eine erste kleine Station auf dem Siegeszuge zur Schaffung des neuen Strafrechts, die jetzt — immer im Kampfe gegen die Rückständigen, genommen werden sollte. Danach kamen die Jugendgerichtshöfe, die angestrebte Rettung jugendlicher Verbrecher vor der großen, schrecklichen Vernichtungsmaschine des alten Strafrechts, das graue Gewohnheitsverbrecher und Kinder über den gleichen Kamm zu scheren die Barbarei besaß, Kinder, deren unüberlegtes Tun den ersten Schritt zur Gesetzesverletzung nach sich zog. Jetzt galt es, die Jugendlichen unter das ihnen gebührende Ausnahmestrafrecht zu stellen, sie vor allem vor den Strafanstalten des alten Schlages solange als irgend möglich zu retten und zu schützen vor jenen widerlichen, ja teuflischen Hochschulen des Verbrechens, die die Jugend jahrhundertelang unschuldig im tieferen Sinne als dem des Staatsanwalts aufgenommen und sie dann an Leib und Seele verdorben und vergiftet wieder entließ. Jedem Verbrecher gegenüber befällt den Menschenfreund der Angstgedanke, ob die Willenskraft, die zur Untat führte, nicht nur ein mißleiteter Trieb gewesen, der besser gelenkt, vernünftiger geleitet, zu einer schönen und guten Tat, zu Segen und Freude, statt in das Verbrechen geführt hätte. Die bedingte Verurteilung, für den Gelegenheitsverbrecher, der vielleicht nur das Opfer einer schlimmen und schicksalvollen Verkettung gewesen, sollte ihm den Rückweg zu Anständigkeit und Unbescholtenheit offen halten. Den Jugendlichen Schutz durch Jugendgerichtshöfe, den Gewohnheitsverbrechern Exportation in Strafkolonien, in denen sie unschädlich gemacht, dennoch nicht das Leben wilder Tiere in Käfigen zu führen gezwungen wurden. Nein, auch ihnen, so verroht und moralisch hoffnungslos sie immer sein mochten, wurde in strenger Arbeitszucht, in der freien tropischen Natur der Weg zur Besserung nicht vermauert. Die Kolonien des Landes sollten Ingelheims Plänen gemäß dem Gedanken dieser Strafkolonien dienstbar gemacht werden,

und die Zwangskulturarbeiten der Verbrecherschaft boten die Möglichkeit, die Ertragsfähigkeit der Kolonien rasch zu heben, während obendrein noch die schwere Belastung des Staatshaushalts durch Gefängnisse und Zuchthäuser in Wegfall kam. Das waren die Reformpläne, an deren praktische Durchführung Alfred von Ingelheim jetzt ging, ein Unternehmen von Riesenmaßen, bei dessen Vollendung Ingelheim aus dem Rechtslehrer der Hochschule sich in den Staatsmann und Politiker umzuwandeln die Berufung fühlte.

Gisela sah ihren Gatten diese Siegerwege mit stolzer Genugtuung gehen und nahm jede Nachricht eines weiteren Vordringens seiner Erfolge mit freudiger Teilnahme entgegen. Dann legte sie wohl in der Erregtheit des Moments ihm den Arm um die Schulter, und wenn er sie dann an sich riß, sie zu küssen, dann bezwang sie sich zu stillem Dulden seiner Zärtlichkeiten. Aber ihr Kuß blieb kalt, Alfred fühlte es und entließ sie hastig aus seiner Umarmung. Er spürte den Stachel der körperlichen Abneigung, die er immer, immer wieder von ihrer Seite empfand. Sie konnte den Denker in ihm lieben, sich ihm geistig ganz und gar hingeben, sobald er aber ihrem Körper nahte, dann klafften die Abgründe zwischen ihnen auseinander. Er sah es mit Verzweiflung und fragte sich bang, wie dieses Verhältnis zwischen Mann und Ehegattin wohl einmal enden könnte, während sie wortlos und bleich, für Wochen von ihm zurückgescheucht, in dumpfem Hinbrüten ihren Sehnsüchten nachging . . .

(Fortsetzung folgt.)

Rundschau

Politische Rundschau.

Von Prof. Dr. Ludwig Stein.

Das in der Londoner Konferenz geeinigte Europa hat sich endlich zu einer entscheidenden Tat aufgerafft und seinen gemeinsamen Willen in einer Flottendemonstration zum Ausdruck gebracht. Rußland hat sich formell zwar nicht angeschlossen, aber das verbündete Frankreich ermächtigt, an der Blockade teilzunehmen, zudem durch das bekannte Communiqué Sazonows kundgetan, daß es sich der großen Aktion Europas anschließt. Die heroisch sein sollende Geste Nikitas wird von ganz Europa nach dem Fall Skutaris voll gewürdigt. Die Gestalten der „lustigen Witwe", deren Schauplatz Montenegro ist, wollen indeß nicht weichen, wenn man die ruhmredige und großspurige Theatralik dieses „traurigen Schwiegervaters" von Europa nach Gebühr belächelt. Was dieser Fürst der schwarzen Berge tut und treibt, entbehrt schon deshalb der inneren Tragik, weil die äußere Aufmachung nicht an ein ernstes Drama gemahnt, sondern unwiderstehlich die Assoziation einer politischen Operette wachruft.

Man denke sich die Donquixotterie eines Gernegroß, der den Mut der Verzweiflung aufbringt, die geeinigten sechs Großstaaten Europas, die mehr Macht repräsentieren, als je einem „Welteroberer" von Cyrus, Alexander, Caesar an bis Napoleon zur Verfügung stand, nach seiner Pfeife tanzen zu lassen. Wenn dieses übermütige Herausfordern und höhnische Zungenherausstrecken nicht bloß Österreich, sondern ganz Europa gegenüber eine Gebärde des Mutes sein und einen Rechtstitel auf Ruhm gewähren soll, so ist es im günstigsten Falle ein Herostraten-Ruhm. Die Gedichte dieses aus eigener Machtvollkommenheit Gekrönten mögen vielleicht der Vergessenheit anheimfallen, aber die Geschichte wird das Gedächtnis dieses

politischen Über-Herostraten bewahren, der sich nicht bloß, wie sein römisches Vorbild, herausnahm, ganz Rom durch seine Brandfackel anzuzünden, sondern die ganze zivilisierte Welt in Brand zu setzen, damit die Aufmerksamkeit von ganz Europa auf die „schwarzen Berge" gelenkt würde. Zum Glück ist Europa entschlossen, diesen Ruhestörer und Ränkeschmied so zu behandeln, wie er es verdient. Da alles Zureden, auch seitens seines hohen russischen Gönners, vergeblich war, ja sogar die angebotene Entschädigungssumme, die doch sonst im Staatshaushalt dieses Liliputanerreiches zum traditionellen Gewohnheitsrecht geworden war, sich diesmal offenbar als zu klein erwies, zumal die Geste des zähen Widerstandes und der Eroberung Skutaris größere Zuwendungen versprach, so wird an die Stelle des Zuckerbrotes die Peitsche zu treten haben. Wo die Macht der Gründe versagt, können nur noch die Gründe der Macht zur Geltung kommen.

Das mühsam hergestellte Gleichgewicht Europas in der Botschafterkonferenz von London werden wir uns weder von politischen Hetzern und Schwätzern, noch von den Desperados aus allen Lagern, die in einem Weltkrieg im Trüben zu fischen hoffen, stören lassen. Freilich ist das europäische Gleichgewicht, dessen Träger die Londoner Konferenz ist, vorerst noch ein recht labiles und augenblicklich noch recht weit davon entfernt, sich zu stabilisieren. Es ist so viel Mißtrauen, Unmut, Eifersucht, Neid und Scheelsucht zwischen den zivilisierten Völkern angehäuft, daß jeder kleine Zunder das politische Pulverfaß zur Explosion bringen kann. Ob deutsche Flieger unfreiwillig in Lunéville landen oder deutsche Ausflügler freiwillig in Nancy zechen und dort nicht als Fremde, höflich und ritterlich, wie es dem gastfreien Franzosen mit seiner stolzen alten Kultur zusteht, behandelt werden, sondern giftig und gallig, das ist ein trauriges Symptom abwärts gehenden Lebens. Zum Glück hat die französische Regierung wettgemacht, was der Mob verschuldet hat. In Lunéville wie in Nancy hat sich gezeigt, daß in Frankreich letzten Endes immer noch der kühle Kopf und nicht das weiche Herz die Oberhand behält. Wilde Leidenschaften waren von jeher der schlechteste Ratgeber. Wenn die Panslawisten gegen Österreich in so unverblümter Form schüren und wühlen, daß das offizielle Rußland dem inoffiziellen einen Dämpfer hat aufsetzen müssen, so ist dies nicht minder verfänglich, als die traurigen Vorgänge in Nancy. Es kocht und brodelt unheimlich in der unterirdischen Schicht der politischen Gefühlswelt. Die Regierungen kämpfen mit aller Macht und Gewalt gegen dieses aufdringliche Hervorwagen des Irrationalen solcher Volksleidenschaften an. Die Regierungen aller sechs Mächte vertreten die Logik, die Hetzer und politischen Apachen hüben und drüben repräsentieren die Mystik. Die Regierungen streben ein stabiles Gleichgewicht zwischen Entente und Alliance an, die Chauvinisten beider Lager dulden nicht einmal ein labiles Gleichgewicht. Die Wehrvorlage in Deutschland und die Einführung der dreijährigen Dienstzeit in Frankreich sollen ein stabiles Gleichgewicht gewährleisten. Wenn nämlich der befürchtete Weltkrieg in diesem Frühjahr nicht ausbricht, d. h., wenn Europa nicht über die Apfelsinenschale Nikita stolpert, dann bekommen wir mindestens für ein volles Jahrzehnt unbedingten Frieden in Europa. Das stabile Gleichgewicht zwischen Entente und Alliance wird sich alsdann um so eher befestigen, als England und Deutschland auf der einen, Deutschland und Rußland auf der anderen Seite neben ihrer festen Bündnispolitik wärmere

Beziehungen unterhalten können, wie dies Grey und Asquith in London, Sazonow und Kokowzow in Petersburg, endlich Bethmann und von Jagow im deutschen Reichstag wirksam genug zum Ausdruck gebracht haben. Wir gehen in Deutschland einem großen und denkwürdigen Feste entgegen. Hohenzollern und Welfen haben sich gefunden. Die Streitart zwischen dem Cumberländer und dem Kaiserhaus wird begraben. An dem bevorstehenden Versöhnungsschmaus werden das englische und italienische Herrscherpaar, vielleicht auch der russische Kaiser, teilnehmen. In diesem Rat der Fürsten wird das Schicksal Europas, eben damit aber auch das Schicksal der Welt, zu persönlicher Aussprache gelangen. Die Monarchen werden anläßlich der völkerverbindenden Familienfeier, an welcher die Häupter des Weltreichs zu Lande und des Weltreichs zu Wasser als leibliche Vettern unseres Herrscherhauses sich einfinden werden, die gebotene glückliche Gelegenheit sicherlich nicht verpassen, mit vereinten Kräften dahin zu wirken, daß wir endlich jene Beruhigung eines stabilen Gleichgewichts Europas finden, nach welcher alle Stände und Klassen sehnsuchtsvoll lechzen. Dem glücklichen jungen Paare werden Hochzeitsgeschenke aus allen Kreisen freudigen Herzens entgegengebracht. Das schönste Hochzeitsgeschenk der Fürsten an die Völker würde anläßlich dieses interdynastischen Familienfestes sowie der darauf folgenden Jubiläumsfeier unseres Kaisers darin bestehen, wenn uns die Fürsten im Einklang mit den redlichsten und besonnensten Elementen unter ihren Völkern das stabile Gleichgewicht Europas als Gegengeschenk bescheiden und verbürgen wollten.

Infolge der Balkanwirren leben wir allesamt wie in einer politischen Influenza-Epidemie. Wir sind allzumal vom Fieber ergriffen. Alle Welt hat die politische Grippe. Niemand weiß, was der kommende Tag bringen wird. Jedermann ist auf den großen Kladderadatsch gefaßt. Daher die Beunruhigung von Handel und Wandel, die Beängstigung des Geldmarktes, die Ratlosigkeit der ländlichen und städtischen Grundbesitzer, vor allem aber die nervöse Unrast der Chauvinisten aller Länder. Ihr Weizen blüht. Die Unsicherheit der europäischen Lage ist der günstigste Nährboden für Hetzer und Wühler, die im Frieden nichts zu verlieren und im Kriege alles zu gewinnen haben. Gegen diese Massen-Influenza wäre eine kalte Douche dringend von Nöten. Möchten die vereinigten Monarchen Europas, die sich zur Hochzeit der einzigen Kaisertochter zusammenfinden, das erlösende Wort zugunsten des stabilen europäischen Gleichgewichts sprechen, welches jenen Bann löst, der auf uns allen lastet.

Kirchliche Rundschau.

Von Theodor Kappstein.

Im Gebiet der evangelischen Kirche Deutschlands hat sich seit unserer letzten Rundschau manches ereignet, was das Bild der Gegenwart vervollständigt. Der Evangelische Oberkirchenrat Preußens hat nach langem Schweigen sich doch entschließen müssen, den reichlich 150 Pfarrern seiner Disziplinargewalt, welche sich gegen das Urteil des Kirchenregiments über den Dortmunder Pfarrer Traub tapfer gewendet hatten, einen „oberhirtlichen" Bescheid (in einer orthodoxen Zeitung) zukommen zu lassen. Die Ohnmacht unserer Kirchbehörden gegenüber liberalen Pfarrern und

liberalen Gemeinden, deren Zahl unaufhaltsam wächst, konnte nicht klarer ins Bewußtsein der Öffentlichkeit treten, als durch dies redselige, kraftlose Schriftstück. 150 preußische Pfarrer erklären ihrer obersten Behörde: Du warst Kläger und Richter in einer Person; dein Urteil lehnen wir sittlich ab, zumal du dem Angeschuldigten nicht einmal Gelegenheit gabst, sich im mündlichen Verfahren zu rechtfertigen! Du versuchst zwar, uns auf den Standpunkt römischer Priester herunterzudrücken; doch wir als protestantische Pfarrer üben auch an Zuständen und Einrichtungen unserer Landeskirche Kritik, selbst an Erlassen der Kirchbehörden; die Sprache der religiösen Leidenschaft ist berechtigt. Der Oberkirchenrat hat gewagt, die eidlichen Zeugnisse von Traubs Amtsgenossen anzuzweifeln und Traub selber ohne Beweis einen sittlichen Makel anzuhängen — die Pfarrer verbitten sich das und erklären ihrer Behörde, die der Landeskirche und dem Pfarramt schweren Schaden zufügte, daß sie es mit Traub halten, den der Oberkirchenrat zu Unrecht mit Dienstentlassung bestraft hat. Der Oberkirchenrat hätte diese rebellischen Pfarrer selbstverständlich einen nach dem andern zur disziplinaren Verantwortung ziehen müssen, wenn ihm an seiner Würde etwas gelegen war. Diese Kraftprobe wagt er nicht, sie wäre für ihn ruinös . . . Aber der Gewaltakt gegen Traub hat besonders durch Adolf Harnack und Otto Baumgarten seine Richter gefunden! Schwächlich und hochfahrend, auch neu beleidigend stellt der Oberkirchenrat Betrachtungen an in seiner Antwort darüber, daß das Vorgehen der 150 gegen „die gute Sitte" verstoße: denn die gute Sitte eines Pastors ist, daß er das Maul halte und sich über empfangene Hiebe nicht beklage, so sehr sie auch brennen. Du lieber Gott, der Oberkirchenrat als Pfleger der guten Sitte! Diese Pose steht Herrn Voigts und Genossen glänzend zu Gesichte . . . . Weiter wird in dem Schreibebrief des Oberkirchenrats die Gewissenhaftigkeit der Protestler in Zweifel gezogen, nur durch Massenbetrieb seien ihre Unterschriften zustandegekommen — als ob die Vereinigung von Berufskollegen zu einem einheitlichen Vorgehen in einer Sache, die ihre Berufsehre angreift und ihnen allen die gleiche innere Not schafft, das Gewissen jedes einzelnen außer Kraft setzen könnte! Die Schlußfolgerung des Oberkirchenrats ist logisch dürftig und ethisch empörend. Denn liberale Pfarrer sind keine urteilslose Herde, die ein Leithammel blindlings vorwärts reißt! In dem kirchlichen Betrieb der Massenversammlungen (z. B. gegen den bösen Liberalismus) gibt es wohl durch Suggestion zuweilen einen Resolutionsrummel; aber gebildete, ernste Männer beanspruchen persönlicher eingeschätzt zu werden! Der Oberkirchenrat hat nichts zur Sache zu sagen, deshalb greift er die Ehre und den lauteren Charakter der seinem Schutz befohlenen Pfarrer an! Und damit der Humor nicht fehle, erzählt er ihnen zum Schluß, wenn sie es noch einmal wieder tun und der Zwiespalt zwischen Kirchenregiment und Pfarrer nicht — auf Kommando — verschwindet, so werde der Oberkirchenrat „unnachsichtlich einschreiten". Wie nett; was soll sich eigentlich bei den liberalen Pfarrern ändern? Die Vergewaltigung des Pfarrers Traub lag urkundlich vor, die liberalen Pfarrer Preußens haben daraufhin dem Oberkirchenrat urkundlich ihr schärfstes Mißtrauen ausgesprochen. Der Oberkirchenrat stellt weinerliche Betrachtungen an und droht in die Zukunft hinein. Damit hat diese oberste Kirch-

behörde ihre schwere Niederlage bei den Fällen Jatho und Traub endgültig besiegelt.

Und die liberalen Pfarrer stimmen folgender neuen Erklärung ihres Organisationskomitees zu:

„Den Erlaß des E. O. K. an die Konsistorien betreffend unsere Trauberklärung werden Sie gelesen haben. Dabei ist Ihnen wohl die Frage aufgestiegen, ob etwas und was etwa in dieser Angelegenheit noch zu tun sei, vielleicht auch erwarten Sie darüber eine Äußerung von der Stelle, von der die Sache ausgegangen ist. Unsere Ansicht ist nun, daß eine erneute Erklärung vollständig nutzlos wäre. Gegenüber der vom E. O. K. kund gegebenen Auffassung erscheint uns jeder Versuch einer Verständigung nicht nur aussichtslos, sondern einfach ausgeschlossen. Alles Vertrauen muß schwinden, wenn die oberste Kirchbehörde in einem Erlaß an die uns unmittelbar vorgesetzten Konsistorien so ausdrücklich unsere Ehrlichkeit in Zweifel zieht, wo wir erklärten aus Gewissenspflicht zu handeln. Sei es denn so! Unsern Freimut lassen wir uns auch durch Drohung nicht rauben und unseres Gewissens sind wir selbst gewiß. Ebenso bleibt uns die Freudigkeit zur Arbeit in dem uns anvertrauten Amte, und dies ist der Weg, auf dem endlich doch die protestantische Freiheit aus evangelischem Glauben für die Gemeinde und das Amt errungen werden wird. Das ist eine stille, aber die wirksamste Antwort auf die Mißachtung, die uns von der Behörde zuteil wird. Nicht ihr haben wir zu dienen, sondern dem Gottesreich in der Gemeinde." O, du armer Oberkirchenrat! —

Die wortreiche offiziöse Broschüre des D. Moeller, Mitglied des Oberkirchenrats, gegen Harnacks Schutzschrift für Traub hat die Lage des von der Öffentlichkeit abgelehnten Oberkirchenrats unter Voigts gleichfalls nicht verbessern können. Der schwärzeste Schein des Rechtsbruches gegenüber Traub und das hochmütige Hinweggleiten über die Anklage Baumgartens auf fünffache Unwahrheit bleiben nach wie vor als Makel an der obersten preußischen Kirchbehörde hängen und helfen die evangelische Kirche in allen Lagern verächtlich machen. Der juristische Scharfsinn von Moeller, bei dem sich die Worte gefällig einstellen, weil die sachlichen Begriffe fehlen, hat dem Urteil seiner Behörde, an dem er mitschuldig ist, die Rechtsgrundlage erst völlig entzogen. Einen der wildesten Hetzer, den Herausgeber einer in ihrer Tonart vor Rechtgläubigkeit und Ungezogenheit sich gleichmäßig überschlagenden Berliner Kirchenzeitung, haben wir inzwischen zur gerichtlichen Aburteilung gebracht; dem hochwürdigen Herrn wurde wegen der Schwere seiner fortgesetzten Beschimpfungen Baumgartens — Traubs Prozeß gegen ihn folgt in Dortmund nach — vom Gericht sogar die Wahrnehmung berechtigter Interessen abgesprochen. (Er hat klägliche Abbitte geleistet.) Aber der Oberkirchenrat klagt nicht, um nicht . . genötigt zu werden, die rechtlichen Voraussetzungen seines unerhörten Urteils gegen Traub vor einem weltlichen Gerichtshofe nachprüfen zu lassen! Er müßte dann ja die Akten aufdecken und aus der Dunkelkammer ins helle Licht der Sonne treten. Das könnte ihm seine Platten verderben. Solche „Negativs" entwickeln sich am schönsten im Dunkeln. Mit Pfarrer Traub erblicke ich in der Art des Regiments der preußischen Landeskirche eine gewaltsame Zerstörung des Vertrauens in die evangelische Kirche und eine Herabmin-

derung des Ansehens und der Achtung, der Anziehungskraft, welche die Kirche bei den geistigen und führenden Kreisen unseres Volkes überaus nötig hätte. Das empfindet man heute auch an Stellen, wo es dem Oberkirchenrat nicht einerlei sein kann, wie man über ihn denkt.

Auch der jüngste kirchenpolitische Fall in Charlottenburg greift in seiner Bedeutung in die große Bewegung ein, welche Kirche und Staat in der Auseinandersetzung begriffen zeigen. Erst wird der freisinnige Pfarrer Lic. Kraatz im Gemeindegottesdienst durch das (gastweise) anwesende Militär dadurch beleidigt, daß die Offiziere während der ihnen unangenehmen Predigt mit ihren 200 Soldaten lärmend und mit den Schleppsäbeln aufstoßend die Kirche verlassen; die Offiziere werden gerechtfertigt und der brüskierte Pfarrer wird von seiner eigenen Kirchbehörde nicht etwa in Schutz genommen, sondern preisgegeben und obenein unter Formen, die der parlamentarischen Würdigung spotten, gemaßregelt! Und nun geht sein orthodoxer Amtsbruder im Bunde mit der Polizei hinten herum gegen den unbequemen Mann los: man treibt ihm zu einer gottesdienstlichen Feier an Kaisers Geburtstag die Beamtenschaft ab, nachdem alles vorbereitet war, so daß Kraatz ahnungslos in die leere Kirche kommt, der „Bruder" Oberpfarrer hat die Beamten in seinen Festgottesdienst, unter dem freundlichen Nachdruck der Behörde, hinübergeholt! Denn es ist klar: wer liberal ist, wird auch nicht königstreu sein können . . .

Ein theologischer Privatdozent in Berlin, Eugen Fischer, hat sich zu so radikalen Anschauungen entwickelt, daß er nach zwei geräuschvollen Veröffentlichungen — deren letzte auch seinen Lehrer Harnack angriff — seiner Fakultät freiwillig die Niederlegung seiner Dozentur angezeigt hat. Dieser Vorgang bleibt dadurch rein, daß von außen keine Maßregelung erfolgt ist. Der junge Gelehrte fühlte sich nicht mehr als Theologen überhaupt, er hält jede religiöse Aussage (mit Feuerbach) für eine mythische Bewegung, folglich verabschiedet er von sich aus das theologische Lehramt. Die Gleichberechtigung der verschiedenen wissenschaftlichen und kirchlichen Richtungen wird durch diesen Fall Fischer in keiner Weise in Frage gestellt — wie die Orthodoxie glauben machen möchte, welche die liberalen Professoren an die Aufsicht des Kirchenregiments binden will. Schwerer wiegt, was der verdiente Professor Jülicher in seiner mit amtlichem Material arbeitenden Broschüre über die Entmündigung seiner theologischen Fakultät Marburg der Öffentlichkeit vorgetragen hat. Diese Entrechtung einer Fakultät durch ihre systematische Vergewaltigung trifft den Kultusminister Preußens und (am schonungslosesten) den geheimen Berater dieser Stelle: den in seinem eigenen theologischen Standpunkt seltsam schillernden Professor Reinhold Seeberg in Berlin, der bereits in seinem Verhalten gegen die Berufung des Pfarrers Heyn keine gute Figur machte. Die Universität hat ihm die von seiner Umgebung sicher erhoffte Rektorwahl versagt, weil man seine zwiespältige Haltung in der Wissenschaft einerseits, in der Kirchenpolitik andererseits unangenehm empfand. Seeberg schreibt kluge Artikel zum kirchlichen Frieden; nun polemisiert er gegen seinen Kollegen Jülicher unmittelbar danach im Ton eines ungeleckten Volksredners. Man muß an den Jakobusbrief denken, der von der Zunge sagt: „Quillet auch ein Brunnen aus einem Loch süß und bitter?" In die liberalen Fakul-

täten schickt man positive Strafprofessoren — die orthodoxen Richtungsfakultäten aber läßt man ungestört. Jülicher hat seine Fakultätsgeschichte der letzten zwanzig Jahre endlich vorgelegt. Und kein Seeberg wird an den Tatsachen etwas zu verschieben vermögen!

Die freie Stadt Hamburg, die ohne Konsistorium lebt, hat für ihre kirchliche Entwickelung vor kurzem die elastische Friedensformel (unter dem Zähneknirschen ihrer Orthodoxie) für alle verbindlich gefunden; das übrige Preußen aber ist weiter denn je vom Frieden entfernt.

Philosophische Rundschau.

Von Dr. Friedrich Raab, Frankfurt am Main.

Nicht nur darüber, welche Philosophie denn eigentlich die richtige sei, gehen heute mehr noch als früher die Ansichten auseinander, sondern ob sie überhaupt möglich, wird von vielen bestritten oder angezweifelt. Eine ernsthafte Bearbeitung dieser beiden Fragen verdient also gewiß Beachtung, umsomehr, wenn sie in so klarer und eingehender Weise versucht wird, wie es in dem „Wissenschaft und Philosophie" betitelten Werke des Baseler Privatdozenten Dr. P. Häberlin geschieht. Philosophie ist für ihn die Einheit aller wahren theoretischen Erkenntnis im Zusammenhange mit der Gesamtheit aller praktischen Normen, beide verbunden durch eine „Synthese", die die Verwirklichungsmöglichkeit der Normen in der Wirklichkeit einsichtig macht. Das Ergebnis derartigen universal gerichteten Philosophierens heißt ihm „Weltanschauung". Wenn heute eine solche überhaupt philosophisch, also ohne inneren Widerspruch, für möglich gehalten wird, dann nur auf wissenschaftlichem Wege. Die Irrtümlichkeit dieser Meinung zu beweisen, ist Häberlins Ziel. Mittels einer breiten und in vielen Einzelheiten und Voraussetzungen angreifbaren erkenntnispsychologischen Untersuchung bestimmt Häberlin als wissenschaftlich jede auf Feststellung und denkende Verarbeitung der erlebten Tatsachen gegründete Erkenntnis, die nicht nur individuell wahr und widerspruchslos ist, sondern generell, also allgemeingültig und auf alle dazu Befähigten übertragbar. Der erwähnte theoretische Teil der Philosophie muß nach Häberlin unbedingt wissenschaftlich sein, und er vermag dies auch in zureichendem Grade. Anders aber schon der praktische. Da es unmöglich sei, durch irgend einen Hinweis auf erlebte Tatsachen oder sonstigen Beweis mit Sicherheit einen andern von der Richtigkeit individuell als unbedingt wahr erkannter Normen zu überzeugen, kann der praktische Teil der Philosophie nicht wissenschaftlich und also nicht allgemeingültig sein. Erst recht vermag dies jene Synthese nicht zu sein, die ja nur eine von praktischen Motiven geleitete, aber immer durchführbare Ergänzung der theoretischen Erkenntnis ist, damit die Durchführbarkeit des praktischen Ideals in der Wirklichkeit gesichert erscheint.

Eine individuell gültige, befriedigende und auch praktisch verwertbare Weltanschauung universaler Art zu gewinnen, ist also möglich, aber nicht auf rein wissenschaftlichem Wege. Infolgedessen kann es mehrere Weltanschauungen geben, und es gibt sie auch, die sich zwar nicht wissenschaftlich beweisen lassen, die aber auch einander nicht widerlegen können.

Häberlin irrt aber nun sicher, wenn er meint, alle wirklichen Philosophen stimmten darin mit ihm überein. Mit Recht kann man ihm nämlich neben

sehr vielen Einzelheiten entgegenhalten, daß er gar nicht widerlegt hat, daß individuell wahre praktische Normen einen Anspruch auf allgemeine Wahrheit erheben, und daß sich generell und allgemeingültig über die Erfüllung dieser Ansprüche nichts entscheiden ließe. An der entscheidenden Stelle wird nämlich unter wissenschaftlich nur die Erkenntnis verstanden, die sich auf allgemeingültige Feststellung und Verarbeitung von Tatsachen bezieht. Daraus folgt freilich, daß der praktische Teil der Philosophie nicht Tatsachenwissenschaft ist, aber nicht, daß er nicht wissenschaftliche, nämlich allgemeingültige und beweisbare Erkenntnis von Normen sei. Da dies somit nicht bewiesen ist, fallen auch die Folgerungen über die notwendige Unwissenschaftlichkeit und Subjektivität der Philosophie dahin. Trotzdem kann das frisch und lebendig geschriebene und viele törichte, aber weit verbreitete Meinungen geschickt widerlegende Buch allen denen angelegentlich empfohlen werden, denen die rechte Philosophie zu finden inneres Bedürfnis ist.

Auf eines noch sei zum Schlusse hingewiesen: Häberlin kann sich garnicht vorstellen, daß man noch in anderer Weise eine philosophische Synthese zwischen praktischen Normen und theoretischer Wirklichkeit einsehen kann, als immer nur dadurch, daß irgendwie das Gute doch immer zum Siege gelange. Diese der spezifisch christlichen Metaphysik entspringende Sehnsucht nach einer Theodicee ist nicht notwendig, damit das Leben einen unbedingten Sinn gewinne. Dieser Sinn des Lebens kann gerade darin bestehen, zwar stets eine dem Leben innewohnende allgemeingültige Norm erfüllen zu *sollen*, aber in buntem, nur historisch und nicht auch philosophisch verstehbarem Rhythmus diesen Anspruch nur teils zu erfüllen, teils jedoch nicht zu erfüllen, so daß der Wert des Wirklichen ein wechselnder ist. Gerade wenn der Ausgang jedes Kampfes um Verwirklichung der Idee ein ungewisser bleibt, dann hat dieser Streit einen wahren Sinn, den er verliert, wenn ein letztlich doch nur aus Angst geborener Glaube an den sicheren Sieg des Guten das sonst erst zu erringende Ergebnis vorwegnimmt.

Die Notwendigkeit der Theodicee ist also für alle philosophische Weltanschauung ebenso wenig bewiesen wie die Unmöglichkeit wissenschaftlicher, das ist allgemeingültiger Philosophie, wenn es auch immer Menschen geben wird, die die Allgemeingültigkeit nicht einsehen oder die Theodicee nicht missen können.

Militärische Rundschau.

Von Oberstleutnant a. D. le Juge.

Bald nach der Vollendung unserer letzten Rundschau wurde endlich der Schleier gelüftet, der — ein wenig lange — die Einzelheiten der neuen Wehrvorlage und ihre Deckungsfrage verhüllt hatte. Da die letztere nicht in den Rahmen dieser Betrachtung fallen kann, so sollen hier nur einige Bemerkungen über den Inhalt der Wehrvorlage im allgemeinen Platz finden. Jeder deutsche Patriot, der zugleich auch nur einigermaßen sachverständig auf diesem Gebiete ist, muß ein Gefühl der Befriedigung darüber empfinden, daß endlich einmal statt des bisherigen, von Zeit zu Zeit erfolgten Flick- und Stückwerkes jetzt hinsichtlich einer zeitgemäßen Ausgestaltung und gleichzeitigen Verstärkung unseres nationalen Wehrkleides ganze Arbeit getan und ein in allen Teilen sorgsam bedachter und gründlich durchgearbeiteter Plan

dazu vorgelegt worden ist, der so ziemlich allen berechtigten und seit lange lautgewordenen Wünschen weiter Kreise unsres Volkes Rechnung trägt. Die neue Wehrvorlage, nach deren Durchführung man dann jedenfalls auch für eine längere Reihe von Jahren mit einem Stillstand in der bisherigen, andauernden Vermehrung und Weiterentwicklung unsres Heerwesens rechnen darf, wird nicht nur zur Folge haben, daß die allgemeine Wehrpflicht in Deutschland nicht mehr wie bisher zum leeren Buchstaben herabgedrückt wird, sondern daß bei ihrer praktischen Durchführung — ohne zu einer Herabsetzung der physischen oder psychischen Tüchtigkeit des Rekrutenmaterials und ohne bei der Aushebung zu einer Verschärfung in der bisherigen billigen Beurteilung wirtschaftlicher Notlagen zu nötigen — für den Kriegsfall zugleich eine seit lange betonte Forderung der Gerechtigkeit erfüllt wird, nämlich die Zurückstellung der älteren Männer hinter die Jugend bezüglich der Verwendung in der ersten Linie des Feldheeres. Sie wird ferner Deutschland wieder unbestritten an die Spitze aller Wehrmächte der Welt stellen, wenn uns auch das Zarenreich an Zahl der möglichen Streiter immer überlegen bleiben wird. Diese Tatsache aber muß zur weiteren Sicherung des Friedens unbedingt beitragen, denn je stärker und gerüsteter der deutsche Michel in der Welt dasteht, umso weniger wird man sich an ihn heranwagen — das kann man wohl getrost als ein Axiom hinstellen.

Und umso weniger wird alsdann in beiden Nachbarreichen eine unverantwortliche kriegstreiberische Minderheit einen Sieg über die ruhiger alle Chancen eines furchtbaren Zusammenstoßes abwägende, dem Lande wie der Geschichte verantwortliche Regierung mit den hinter ihr stehenden einflußreichen Spitzen oder Parteien davontragen, als gerade jetzt das dritte Mitglied der bisherigen deutschfeindlichen Koalition sich wieder mehr und mehr praktischer Realpolitik zuwendet und aus diesem Gedanken heraus einer fortschreitenden Verständigung mit dem friedliebenden Vetter jenseits des Kanals zuzustreben scheint.

Schon von diesem Gesichtspunkte aus ist daher die Ausdehnung der neuen Wehrvorlage, deren Einzelheiten ja allgemein bekannt sind und hier nicht einzeln beleuchtet zu werden brauchen, hinsichtlich der Ziffern und ihrer organisatorischen Festsetzungen, trotz der sehr großen, unserem Lande dadurch auferlegten Opfer, nur mit großer Genugtuung zu begrüßen und ihre Annahme durch eine bedeutende Mehrheit im Reichstage dringend zu wünschen. Dennoch kann man die Absicht der mittleren und linksstehenden Parteien des letztern, in eine eingehende Prüfung der einzelnen Teile der Vorlage einzutreten und zu untersuchen, ob und inwieweit Verbesserungen oder sonst wünschenswert erscheinende Änderungen, möglicherweise auch einzelne, den Wert des ganzen Werkes nicht herabmindernde Abstriche vorgenommen werden könnten, nur für berechtigt ansehen. Denn so praktisch und so sachgemäß auch vom militärischen Standpunkt die Vorlage durchgearbeitet erscheint und so vernünftig es ist, daß sie noch weitergehenden, in den Organen des Wehrvereins und der diesem nahestehenden Presse vielfach lautgewordenen Wünschen nicht gefolgt ist, — z. B. bezüglich noch weiterer Erhöhung der Friedensstärke, der Aufstellung neuer Armeekorps und zahlreicher Kavalleriedivisionen, der Ausbildung der Ersatzreserve in eigenen Kaders usw. — sondern sich begnügt hat, nur das zu fordern, was zur Ausfüllung der wirklich vorhandenen Lücken hinsichtlich der Zahl oder Gefechtskraft oder

als eine Folge der fortschreitenden Technik aller Kampfmittel zu Lande und in der Luft dringend notwendig erschien —, so ist doch auch sicher, daß diese Vorlage nicht von vornherein als ein vollkommenes, unübertreffliches Meisterwerk angesehen werden kann. Das Jurare in verba magistri, eine Annahme ohne Prüfung mit Hurra, wäre hier, auch vom nicht radikalen Standpunkt aus beurteilt, keineswegs angebracht, denn wie sehr die Ansichten schließlich über die einzelnen, in der Vorlage gemachten Vorschläge voneinander abweichen, zeigt ein Blick in die Tagespresse und die hier fortgesetzt geübte Kritik, die, obwohl doch meist aus fachmännischen Federn stammend, selbst innerhalb der gleichen Parteischattierung noch vielfach voneinander abweicht. Nicht zu billigen jedoch, weil dies aus dem Rahmen einer rein sachlichen Kritik der Wehrvorlage heraustritt und letztere einfach zum Mittel parteipolitischer Agitation und innerpolitischen Programmkampfes machen will, erscheint es, wenn verschiedene Parteien diese Gelegenheit dazu benutzen wollen, um als Preis für ihre Zustimmung bestimmte, weitgehende Zugeständnisse hinsichtlich der seit lange ihrem Parteiprogramm angehörenden Forderungen von der Heeresverwaltung und der Reichsregierung zu erlangen! Das ist nicht mehr patriotisch zu nennen und heißt, den Kernpunkt der Sache und die besondere Bedeutung dieser in ihrem Umfange bisher beispiellosen Wehrreform mit ihrer grundsätzlichen Berechtigung zum Schutze und Wohle des Vaterlandes, im Hinblick auf die zweifellos bedenkliche politische Lage, völlig verkennen.

Ein solches Verhalten muß dem objektiv urteilenden Beobachter ebenso unlogisch dünken wie manche andere damit verbundene Erscheinung, die bei der Behandlung dieser Vorlage im Parlament und in der Presse bisher zutage getreten ist, unter anderem jene doch die ganze Sachlage auf den Kopf stellende Behauptung aus den Reihen der oppositionellen Minderheit, daß es diese Vorlage gewesen sei, die bei unseren Nachbaren im Westen und im Osten den lärmenden Chauvinismus erzeugt und daher erst die Kriegsgefahr heraufbeschworen hätte; oder jene andere Behauptung, daß man sehr gut die Dienstzeit jetzt verkürzen, zum mindesten aber für die Kavallerie die zweijährige Dienstzeit einführen könne, da ja Frankreich auch damit auskomme, obwohl gerade letzteres nicht bloß zur vollständigen dreijährigen Dienstpflicht überzugehen im Begriff steht, sondern auch speziell hinsichtlich der Kavallerie offen zugestanden hat, daß die Fortsetzung der zweijährigen Dienstzeit diese Waffe, wie es mehr und mehr hervortrete, völlig ruinieren müsse; hierzu gehört u. a. weiter jene eigenartige Behauptung, daß das Kriegsgeschrei der „France Militaire" garnichts zu bedeuten habe, weil dieses täglich erscheinende Militärblatt, das bei seiner sehr großen Auflage im ganzen Lande und nicht bloß in der Armee viel gelesen wird, an dem die ersten Federn Frankreichs, Generale wie Politiker, fortgesetzt offen unter ihrem Namen oder unter erkennbaren Anfangsbuchstaben mitarbeiten, nur ein bedeutungsloses Reklameblatt für die bekannte Verlagsfirma Charles Lavauzelle in Paris-Nancy darstelle, während im Gegenteil diesem ganz übeln, maßlos hetzenden und das deutsche Heer, vom Kaiser bis zum jüngsten Soldaten herab fortgesetzt schmähenden und herabsetzenden Blatt, neben einigen bekannten großen politischen Tageblättern, ein ganz wesentlicher Anteil an dem neuerwachten Chauvinismus, der schon von großen militärischen Erfolgen und einem baldigen Zerreißen des Frankfurter Friedens

träumt, und an der leider andauernd zutage tretenden Verschlechterung der französisch-deutschen Beziehungen zuzuschreiben ist.

Wie sehr sich die Stimmung des ganzen Volkes und leider auch der „ritterlichen Armee" jenseits der Vogesen bedauerlicherweise gegen den friedliebenden deutschen Nachbarn verschlechtert hat, trotz des „korrekten Verhaltens" noch bisher jeder Regierung am Quai d'Orsay dem deutschen Reich gegenüber, das ist ja längst auch in unsern militärischen Kreisen kein Geheimnis. Es drückt sich dies nicht bloß in mehr oder minder deutlicher Form bei den Veröffentlichungen in den militärischen Organen aus, von der „France Militaire" anfangend bis zur vornehmen, vom General Langlois begründeten „Revue Militaire Générale" und der „Revue militaire des armées étrangères", die vom Generalstabe herausgegeben wird, sondern das wird auch von fast allen unsern Offizieren bezeugt, die mit oder ohne Urlaub, sei es zu Sprachstudien, oder um Land und Leute sowie die lebensfrohe „Hauptstadt der Welt" kennen zu lernen, die deutsche Westgrenze überschreiten. Freilich werden die großen Scharen der Vergnügungsreisenden in Paris und anderen vielbesuchten Fremdenzentren nur selten so brüskiert werden wie kürzlich jene deutsche Reisegesellschaft, die in Biskra gezwungen wurde, unter dem höhnischen Lachen des französischen Publikums in ganz Algerien die schwarz-weiß-roten Schleifen mit dem Halbmond abzulegen, weil dies das französische Nationalgefühl beleidigte (!), während die trikoloren Schleifen der neuerdings häufiger in Berlin anzutreffenden Reisegesellschaften überall bei uns, wie man oft bemerken kann, auf der Straße, in den Museen, Lokalen etc. eher ein freundliches Interesse hervorrufen, das sich im allgemeinen Entgegenkommen des Publikums den französischen Gästen gegenüber äußert.

Ganz besonders und in höchst charakteristischer Weise ließ unseres Erachtens den gegenwärtig im Nachbarlande sehr gesteigerten Deutschenhaß der jüngste, auf alle Fälle sehr bedauerliche Zwischenfall in Lunéville erkennen*). Ungeachtet der höchst anerkennenden Dankesworte der deutschen Regierung an das französische Kabinett bezüglich der raschen Erledigung der Angelegenheit des „Z. 4" und der Ritterlichkeit, die man französischerseits der Besatzung des Schiffes gegenüber an den Tag gelegt habe, ist doch inzwischen genügendes Material bekannt geworden, um daraufhin mit Bestimmtheit die Behauptung aussprechen zu können, daß französische Luftschiffer, die in ähnlicher Weise in Deutschland eine „Notlandung" — dazu noch freiwillig und lediglich aus Rücksichtnahme gegen das fremde Land, über das sie verschlagen waren — vorgenommen hätten, bei uns eine wesentlich freundlichere und taktvollere Behandlung erfahren haben würden, als unsere Herren sie, besonders von der dortigen Zivilbevölkerung und der anscheinend wenig disziplinierten Soldateska, auf dem Übungsplatz bei Lunéville sich gefallen lassen mußten. Auch früher schon haben gelandete deutsche Luftschiffer, wie diese berichtet haben, sich wörtlichen und tätlichen Beleidigungen und Bedrohungen seitens der Bevölkerung ausgesetzt gesehen: hier aber, wo der „Z. 4" inmitten der französischen Truppen offen landete und sich somit gewissermaßen letzteren anvertraute, hätte doch wohl in ganz anderer Weise für die Sicherung des Materials und

*) Dieser Artikel befand sich bereits im Druck, als die weiteren, charakteristischen Vorfälle in Nancy und Grenoble sich ereigneten. D. Verf.

des Personals gesorgt werden sowie die Aufnahme des Personals eine ganz andere Form annehmen müssen, als dies tatsächlich der Fall gewesen ist. Freilich können wir auch die Führung des Luftschiffes nicht von jeder Schuld freisprechen: wenn man bei einem nach Westen, also nach der nahen französischen Grenze hin gerichteten, sehr starken Winde die Orientierung im Nebel ganz verloren hatte, so mußte man im Hinblick auf die Gefahr, mit der zukunftsreichsten Kriegswaffe unsres Landes, deren Geheimnis für uns einen enormen Wert darstellt, nach Frankreich hin verschlagen zu werden, unbedingt alles daran setzen, die Orientierung so schnell als möglich wieder zu gewinnen, auch unter Aufgabe jeden Höhenrekords und jeder Rücksicht auf die gegenwärtige besondere Aufgabe des Luftschiffes sowie dieser Fahrt. Wenn ersteres aber so spät geschah, daß man sich schon über französischem Boden erkannte, dabei aber alle Schrauben des Schiffes in Ordnung und den Benzin- und Gasvorrat noch ausreichend wußte, wie dies hier der Fall war, dann hätte unseres Erachtens (und wir wissen uns mit weiten Kreisen der Armee darin eins) wohl die Führung ohne Rücksicht auf alle möglichen politischen und selbst äußersten Konsequenzen eines immer aufgeregten, mißtrauischen und von Spionage und Verrat träumenden Volkes sofort wenden und die gefährdete vaterländische Kriegswaffe wieder zur Heimat zurückführen müssen: das Schlimmste wäre alsdann doch nur eventuell die Opferung der eigenen Existenz gewesen, aber man hätte so jedenfalls das Geheimnis der Zeppelinkonstruktion gerettet, das jetzt teilweise vor unseren „ritterlichen Nachbarn", die sich — begreiflicherweise — diese Gelegenheit nicht entgehen ließen, enthüllt daliegt. Wenn übrigens die Führung des Luftschiffes oder die anderen für die freiwillige „Notlandung" verantwortlichen Persönlichkeiten im Falle des sofortigen Rückfluges nach Osten schwere politische oder selbst kriegerische Komplikationen daraus für möglich erachteten, so muß man doch fragen: warum denn solche Möglichkeiten nicht in vielleicht noch höherem Grade bei der Landung zu fürchten waren, inmitten einer feindseligen Bevölkerung und einer auf das Zeppelingeheimnis seit lange erpichten Armee, wo doch die böswillige Zerstörung oder vielleicht zeitweise Besitzergreifung des Luftschiffes unter irgendwelchen Vorwänden auch kein ganz unmögliches Ereignis sein konnte, dessen Konsequenzen aber für uns mindestens ebenso schwerwiegend geworden wären, wie jene, die den Entschluß einer sofortigen Rückkehr hervorrufen konnten. Jedenfalls ist in der Armee und wohl auch sonst in unserm Volke diese Erwägung vielfach verbreitet — ungeachtet des von der offiziösen Presse belobten „korrekten Verhaltens" der Luftschiffführung und des „ritterlichen Benehmens" der Franzosen gegenüber unseren fortgesetzt von einem seltenen Mißgeschick betroffenen und doch so großartigen „Zeppelinen".

Wissenschaftliche Rundschau.

Von Arno Nadel.

Ernst Altkirch. Spinoza im Porträt. (Mit 28 Tafeln. Verlegt bei Eugen Diederichs in Jena 1913.)

Ein tief in unserer nach Anschauung ringenden Natur begründetes Bedürfnis führt uns gern vor die Bildnisse derjenigen, die uns durch ihre Werke belehren und begeistern. Wir wollen das Auge sehen, das den Dingen bis in den Grund hinein sah, die Haltung des Mutigen, die Hand des Güti-

gen, Tätigen. Und merkwürdig genug haben wir zu künstlerischen Darstellungen mehr Vertrauen als zu denen der doch äußerlich weit genaueren Photographie. Das liegt daran, daß wir dem lebendigen, allseitigen Leben mehr glauben als selbst dem exaktesten Naturmechanismus. Lieben wir am Schriftsteller, am Künstler vor allem das Herz, so wollen wir, daß auch sein Bild Herz sei. — Ernst Altkirch und dem unvergleichlichen Diederichschen Verlage verdanken wir es nun, daß die wenigen echten oder besser echtesten Bildnisse Spinozas, die zweifelhaften und die besten Stiche aus Büchern und Porträtwerken, schön geordnet und bis ins Einzelnste sachgemäß erläutert, beisammen sind. Einige Kunstbildnisse, sowie viele mit intimer Feinheit gezeichnete Abbildungen der bekannten Spinozahäuser von Renée Sintenis vervollständigen und zieren das Material des von Prof. E. R. Weiß prächtig ausgestatteten, in der berühmten Offizin von W. Drugulin in Leipzig gedruckten Werkes. Den Bildnissen ist „Das literarische Porträt Spinozas“ vorangestellt, das sogar die wohl älteste Lebensbeschreibung des Denkers, vom Arzte Lucas, einem Freunde Spinozas, in einer neuen Übersetzung von E. C. Werthenau, bringt. Das Werk ist dem Philosophen Constantin Brunner, dem Förderer der Arbeit und dem größten Verherrlicher Spinozas in neuerer Zeit, zugeeignet.

Fünf echte Spinoza-Bildnisse kennt man. Sie haben eine innigere Beziehung zueinander, als man auf den ersten Blick anzunehmen geneigt ist. An das vom Verfasser entdeckte Jugendbildnis muß man sich am meisten gewöhnen, doch wird es uns immer lieber und vertrauter; der sehr interessierte, große Blick, der fein-skeptische Mund und die frische, natürliche Vornehmheit machen es zu einem der bestechendsten Zeugnisse. Repräsentativ ist das Wolfenbüttler Porträt durch die breite, weite Behandlung des Oberkörpers, durch den Lockenschmuck und durch die beiden weißen Flächen von Gesicht und Kragen, die mit den genannten Teilen im schönen dunklen Rundstück die beste Komposition ergeben. „Ich habe nichts dagegen, daß die Idee, als hätte ich so ausgesehen, in der Welt bleibt“, wird wohl auch Spinoza sich gesagt haben, wie Goethe vor seiner „idealisierten“, aber eben darum getreuen Trippelschen Büste. Es folgt das Bildnis der Opera Posthuma. Man sieht sofort, es ist nach dem Wolfenbüttler gemacht. Es ist meiner Meinung nach das dem Denker Spinoza entsprechendste; die düstere Schönheit des Forschens ist in ihm wie in keinem anderen. Denn wir können dem Verfasser nicht beistimmen, wenn er, um seine persönliche Meinung zu dokumentieren, die gewiß wundervolle Stelle aus der Ethik, die zur Erquickung an allem Einfach-gesund-Irdischen ermuntert, und ein Briefzitat Spinozas, in dem von Ruhe, Freude und Heiterkeit die Rede ist, der Biographie voranschickt. Das hieße doch zu sehr, Spinoza zum gemütlichen, gemütvollen „Weltweisen“ machen. Vielmehr, denke ich, könnte ein anderer Briefausschnitt unvergleichlich besser die Seele des komplizierten Mannes erhellen; sie ist in einem Briefe an Oldenburg enthalten. „Mich aber reizt dieser Tumult — (es ist von den großen englischen Unruhen um 1665 die Rede) — nicht zum Lachen, noch zum Weinen, sondern vielmehr zum Philosophieren und die menschliche Natur genauer zu studieren. Denn nach meiner Meinung ist es das Richtige, über die Natur nicht zu lachen und noch viel weniger zu weinen. Ich bedenke, daß die Menschen, wie alles übrige, nur ein Teil der Natur sind und ich nicht weiß, wie jeder Teil der Natur mit der ganzen Natur zusammenstimmt und wie er mit

den übrigen zusammenhängt. Diesem Mangel der Erkenntnis allein schreibe ich es zu, daß manche Naturen, die ich bloß teilweise und nur verstümmelt begreife, und die unserem philosophischen Geist nicht zusagen, mir früher als ungereimt, ordnungswidrig, absurd erschienen sind. Jetzt aber lasse ich jeden nach seinem Sinne leben, oder wenn er will, für sein vermeintliches Heil sterben, wenn er nur mich für die Wahrheit leben läßt". So sah Spinoza aus, wenn er im Tiefsten war, wenn er wahrhaft Er war. Er wurde selbst zu einem Stück Natur, das hell-blind beobachtete, experimentierte, sich freute und litt. Und nur so ist es zu begreifen, daß er nach Aussage seiner Hausleute am Kampfe zwischen Spinnen oder zwischen Spinnen und Fliegen sozusagen sein Vergnügen fand. Er war hart wie die Natur angesichts der Wahrheit, die er mit seiner letzten, echtesten Leidenschaft suchte, und weich wie ein Mensch unter Menschen. „Und noch viel weniger zu weinen", wieviel gewollte, zusammengeraffte Härte liegt in dieser Wendung! Wie er als liebenswürdiger, höflicher Hausgenosse und Bürger ausgesehen haben mag, das zeigt uns das van der Spyckscher Bildnis, welches wohl als das im gemeineren Sinne ähnlichste zu betrachten ist, und so mag man es hinnehmen, daß es die erste Seite des Buches schmückt, und freudig läßt man gelten, daß es nach einer alten sonderbaren Photographie wiedergegeben ist, die Const. Brunner besitzt. Ich kenne diese Photographie, die weit eigenartiger ist als die Wiedergabe. Dieser fehlt die bleiche Heiligkeit, die gerade das Wunderbare, Unvergleichliche des Originals ausmacht. Und zwar kommt das daher, weil auf mir unverständliche Weise Schatten unter dem rechten Auge und am Nasenrücken hinzugekommen sind, die das Gesicht schmaler machen. Übrigens: interessant genug, daß gerade ein Bildnis desjenigen Mannes eine Vergeistigung durch die tote Zeit erfuhr, der wie kein anderer die Identität der physikalischen Veränderungen im Anorganischen mit denen im Organischen kannte und vertrat. — Das Bild endlich von Vaillant ist das weichlichste und, was die Ähnlichkeit angeht, vielleicht das belangloseste. Nur die Haltung des Müden, der sich für ein neues Bild aufrafft, ist bemerkenswert; wir sehen den Tod im Hintergrunde dieses wahrscheinlich letzten Porträts. — Bei den Stichen nach den genannten Bildern können wir gut beobachten, wie ein Porträt sich verwandelt, wenn es durch verschiedene Temperamente hindurchgeht, oder wenn man es, wie hier, gewünschten, oft zur Genüge häßlichen Zwecken dienstbar macht. Welch ein lasterhaftes Ungeheuer ist der „Judaeus et Atheista" in der „Fürstellung vier neuer Weltweisen" oder gar die „wahre Abbildung" im „Verbesserten Welt- und Staatstheatrum", welche noch dazu durch eine Schlange, die sich in den Schwanz beißt, bedeutungsvoll illustriert wird. Eine plumpe Mischung aller guten Bildnisse ist der Stich von H. Lips 1777 für Lavaters „Physiognomische Fragmente"; die Lavatersche Charakteristik würde gewiß anders lauten, wenn nicht die Suggestion des Namens und des Schicksals des Dargestellten eingeblasen hätte. Nun ist das Merkwürdigste, daß Lavater eine bessere, wenn auch nicht gerade einwandfreie Zeichnung nach dem Kupferstiche von François verworfen haben muß, um die von uns getadelte zu benutzen. Vor einiger Zeit nämlich wurden die den Fragmenten unterlegten Originalzeichnungen im Antiquariat von Baer u. Co. in Fr. a. Main versteigert. Ein Freund des Brunnerschen Werkes kaufte die Spinozazeichnung und schenkte sie Brunner. Dieses Blatt aber ist sonderbarerweise eine etwas elegant zugestutzte, dem nöti-

gen Format angepaßte Reproduktion des Stiches von François 1761 und 1762. Ich kann mir dies nur so erklären, daß dem ernsten Lavater dieser Spinoza zu jung war. Zwei Blätter, die in das „Verzeichnis der in Büchern und Porträtwerken befindlichen Bildnisse" gehören, vielleicht die einzigen, die dem Verfasser entgangen sind, habe ich inzwischen in der Bibliothek des Herrn Leo Winz entdeckt. Das eine Blatt nach dem Spyck'schen Bild ist in der hebräischen Übersetzung der Ethik von Salomon Rubin „Cheker elauha imtauras hoodom; Die Ergründung Gottes und die Lehre vom Menschen", Wien 1885, enthalten, das andere, eine verweiblichte Wiedergabe nach dem Wolfenbüttler Original, in der „Galerie der ausgezeichnetsten Israeliten aller Jahrhunderte, ihre Porträts und Biographien, herausgegeben von Eugen Grafen Breza, redigiert von Dr. Rich. Otto Spazier, Stuttgart 1834". — Von den zweifelhaften Bildnissen wäre das von Franz Wulfhagen erwähnenswert, das wegen seiner Verwandtschaft mit dem Jugendbild auffällt. Der leichenhafte Gesichtsausdruck ist wohl nur auf schlechte Zeichnung zurückzuführen, ein Umstand, der uns dieses auch sonst in mancher Beziehung sich einprägende Bild nicht unterschätzen heißt. Der Kollektion „Spinoza in anderen Werken der Bildenden Kunst" fehlt merkwürdiger Weise eine schöne Abbildung des einzigen öffentlichen Spinozadenkmals, des Bronzestandbildes von F. Heramer im Haag, das weit bedeutender und stärker ist als die sentimentale, an den träumerischen Kainz erinnernde Marmorstatue von Antokolski und gewiß wichtiger als die mißlungene Arbeit von Karl Bauer. Hingegen ist die Bronzestatuette von J. Mendes da Costa ein energisches, zusammengefaßtes Werkchen, das hiermit allen Kunstkennern empfohlen sei. Und Georg Wienbrack müssen wir aufs neue mahnen, die Locke zu tilgen, an der das Werk leidet, da sie sich auf dem großartigen Haupt wie ein Wetterhahn auf einer Pyramide ausnimmt. — Die wenigen Ausstellungen jedoch bedeuten nichts gegen die verdienstvolle, ungemein fleißige Arbeit des Verfassers, dem somit zum Schluß noch einmal der Dank aller Freunde der Wahrheit und der Kunst ausgesprochen sei.

Literarische Rundschau.

Von Friedrich Stein-Berlin.

Der Kopenhagener Dichter, Professor Karl Larsen, ist in Deutschland seit einem Jahrzehnt etwa kein unbekannter Mann. Mit zwei großen Romanen hat er sich bald in die Reihe derer gestellt, die nicht nur in distinguiertem Vortrag erzählen, sondern auch immer Gutgedachtes klug zu sagen wissen. Vornehmlich seine zweite Dichtung „Eine alltägliche Ehegeschichte" ist hier erfolgreich geworden.[1] Die Geschichte einer Ehe zwischen zwei ungleich gearteten Persönlichkeiten, die sich innerlich auseinanderleben, still, fast unmerklich, bis das fait accompli nicht mehr zu übersehen ist. Eine dichterische Arbeit von psychologischer Ziselierkunst. Nicht weniger gefallen hat, aber weniger bekannt geworden ist seine geschehnisreiche feinsinnige Geschichte „Was siehst du aber den Splitter . . . ."[1] in ihrer vertieft psychologischen Ergründlichkeit und warmpulsigen Lebendigkeit von überzeugender Kraft.

Und nun liegt ein ungemein interessanter Novellenband[2] des Dichters

[1] Axel Juncker, Berlin-Verlag.
[2] Verlag v. Erich Reis, Berlin.

vor: zwei sich ergänzende Erzählungen, verbunden in dem Kollektivtitel „Der springende Punkt". Der Dichter geht hier von der bedachten Erwägung aus, daß in jedem irgendwie bedeutsamen Leben die Stunde kommt und der Punkt sich rundet, von denen aus der Charakter sein Geschick formt — zum Guten oder Bösen.

Die erste dieser Novellen: „Ch. F. Holm", haben die Leser von „Nord und Süd" aus diesen Blättern kennen gelernt. Aber die Dichtung ist stark und eigenlebig genug, um als Buch doch wieder ganz ihren eigenen, und einen mehr konzentrierten Eindruck zu machen, als in der Zerrissenheit der Fortsetzungsabschnitte. Und in dieser strengeren Zusammenfassung tritt auch das logisch Begründete, ja Zwingende der Charakterstrandung Holms eindringlicher zutage. Den Inhalt der Novelle werden unsere Leser noch im Gedächtnis haben — diese Geschichte eines anscheinend überkorrekten Bankbeamten, der im Geheimen seit vielen Jahren weitgehende Unterschleife macht, entdeckt und von dem eigenen Vorgesetzten aus taktischen Gründen schließlich zu Ehren gebracht wird, nachdem er in den Tod gegangen war. Das Wichtige an diesen Hergängen ist die Schilderung der alles überwindenden Selbstbemeisterung Holms, von der ersten Stunde seiner Geld-Verfehlungen an, bis zu jener wohlerwogenen und als „Unfall" drapierten Selbstvernichtung in besonnener Kraft und Ruhe. Die Behandlung der hier aufgestellten Probleme legt in geistreicher Analyse alle Fäden bloß, die das Verhängnis dieses Lebens gebunden haben: das Zerschellen an der eigenen, ungeheuer potenzierten Persönlichkeit, das Lebenzerreiben an einer knöchernen Pedanterie der Noblesse, die zuletzt der einzige seelische Motor seiner Handlungsweise bleibt: der springende Punkt, von dem aus Holms Wesen sein Schicksal — von dem aus die Ursache seines Verbrechens deutlich erkennbar wird. Von dem aus natürlich sich weiterspinnen die seelischen Erlebnisse seiner letzten Tage, der Stoizismus seiner Weltentsagung, seine briefliche Beichte an den Vorgesetzten. Letztere übrigens ein Kabinettstück spürender Seelenkunde.

Die zweite Novelle „Knud Holter" zeigt in dem Aufbau der Erzählung nicht immer das einheitlich durchgedachte und durchgefühlte Kunstleben wie „Ch. F. Holm". Auch der Stoff selbst vermag nicht so sicher das Interesse des Lesers festzuhalten. Es fehlen vor allem dem Hauptcharakter die Konsequenzen seiner natürlichen Voraussetzung. Überdies haben die ziemlich krassen Effekte ein wenig Kolportagemäßiges, das verstimmend auf die Nerven fällt. Vorhanden in voller Schönheit aber ist auch hier die gepflegte Sprachkunst Larsens, die sich wie eine vornehme Gewandung um einen brüchigen Körper schmiegt.

Im Wesentlichen der Fabel handelt sich's um einen jungen Burschen, den Sohn kleiner Bürger, die gern auf der Straße gut gekleidet gehen, um sich's im Hause so schlampig bequem wie möglich zu machen. Eine Eigenheit, die für den Charakter, nicht bloß der Hausführung, sondern auch der Menschen und der Kindererziehung, das Hauptkriterium abgibt. Außen hui und innen pfui! In Allem!

Der Junge, Knud Holter, wird mit 22 Jahren eines kriminellen Streiches wegen — oder war er nicht kriminell? — nach Amerika geschickt. Hier erlebt er Abenteuer und Schicksale, wie das fremde Land sie dem haltlos und mittellos vagierenden Tunichtgut wohl allzu bereitwillig zuwendet. Knud findet Helfer und Freunde, deren Verwendung er mit plump inszeniertem Diebstahl beantwortet. Mit Einbruch

und sonstigen Redlichkeiten. Im Gefängnis kommt endlich seine Stunde, sein „springender Punkt“. Von einem alten klugen Mann ihm gütig zubereitet. Und wie Holm zum Bösen und zur Selbstvernichtung getrieben, so wird Knud, von Grund aus erschüttert und aufgerüttelt, zum Guten gelenkt. Aus der tiefsten Drangsal wendet er sich dem Ernst der Arbeit zu, der ihn aufwärts trägt, zu redlichem Erwerb und Gewinn, zu ruhiger Entwickelung, schließlich zu einer Liebe, die mit ihren Konsequenzen eben die ersterwähnten Unwahrscheinlichkeiten ergibt.

Vielleicht aber hat Larsen dennoch recht: denn wie das Gewissen das furchtbarste, so ist die Liebe das erhabenste Wunder der Menschenseele, jeder Wandlung fruchtreifender Boden. Und wer von der Liebe getragen und gehalten wird, kann wohl garnicht mehr zugrunde gehen. Nur eben, daß es eine rechte Liebe sein muß! Sehen wir von den Gewagtheiten seiner Seelenmalerei ab, so bleibt im Einzelnen manches Feine und Schöne: so die Liebe des unbändigen Jungen zu seiner naschhaften, eitlen und putzsüchtigen Mutter; so die Charakterzeichnung des alten Arztes, dem Knud seine innere Lebenswendung dankt; so die Schilderung des Plantagenlebens und jener jungen Mädchenhummel Grete, deren Liebe Knud erlösen soll.

Hinsichtlich des Formenwesens ist wohl nur wenigen unter den modernen Dichtern die Kunstbedeutung der Novelle so intim aufgegangen, wie dem Dänen Karl Larsen. Im Sinne Goethes aufgegangen, der in der Novelle eine poetisch erzählte, d. h. „entwickelte“ Anekdote sah, von der nackten Tatsächlichkeit ausgehend, über die sinnverbundene Reflexion, zur angewandten Ethik der Gesellschaftsfolgerung. In dem weitgespannten Rahmen einer künstlerisch durchdachten und gedanklich ausgereiften Form gibt Larsen seiner Novelle jenen Kreislauf des Stoffes, den wir bei den vorbildlichen Meisternovellen der italienischen Renaissance finden. Den der Altmeister deutscher Novellenkunst, C. F. Meyer und — last not least — Paul Heyse gepflegt. So ziemlich das Höchste, das der Novellenkünstler erstreben und erreichen kann!

* * *

Von einem jungen, englischen Dichter, H. H. Richardson, der in seiner Heimat schon zu den Berühmtheiten gehört, ist eine gut übertragene Dichtung soeben in Deutschland erschienen, die sein Ansehen auch bei uns begründen dürfte: ein Künstler-Lebens-Roman der Gegenwart „Maurice Guest“[3]). Das bewegende Problem darin läßt eine ganze Seelensymphonie erklingen und weitertönen, deren führende Melodien schmerzlichste Vernichtungskraft auslösen. Erzählt wird die Geschichte einer Liebe der Selbstzerstörung in Selbsterniedrigung!

Der Held, ein junger Engländer, in jedem Verstehen bürgerlich achtbar und engbegrenzt, kommt mit starken Vorsätzen und mäßigen Aussichten, Musikstudien halber, nach Leipzig. Trotz eifriger, auf sein Ziel gerichteter Arbeit wird er bald genug in ein furchtbares Liebesgeschick verflochten. Maurice, der weltfremde Jüngling ohne Frauenerfahrung, gerät in die Kreise einer sinnbestrickend schönen Frau, der Australierin Luisa Dufrayer. Und auf den ersten Blick wird er ihr hörig — bis zum Aufgeben seiner Persönlichkeit — ungeachtet der flehentlichen Warnungen treugesinnter Freunde. Luisa, schon von Hause aus skrupel- und rücksichtslos, schmachtet ihrerseits in den Ketten einer wahn-

[3]) Verlag v. S. Fischer, Berlin.

sinnig rasenden Leidenschaft für das verlottert zynische Geigengenie Schilsky, dessen Treulosigkeit sie bis an die Grenze unbedenklicher Verkommenheit führt. Maurice aber, wie gerade unverdorbenen Männern oft geschieht, verliert sich, ganz hingegeben, haltlos, mit aller aufgeschichteten Empfindungskraft seiner Seele an diese, vielleicht naiv-jedenfalls brutal-verrottete Circe. Mit jener sich selbst unverständlichen Anbetung, die den unbeglückt Liebenden unter Umständen zum Helden oder Märtyrer machen kann, dient, wirbt und bettelt er um ihre Liebe, obschon er allmählich von ihrer bodenlosen Verworfenheit erfahren. Und in ihrer eigensinnigen Vereinsamung, nachdem der Geigerlump Schilsky sie verlassen, wird sie Maurices Geliebte, um in seiner treuen, beharrlich ehrlichen Werbung ihm nicht Gattin werden zu müssen! Nur eben aus Bequemlichkeit — mit ihrem unvergessenen Geiger im Herzen, der sie und ihre Liebesraserei jetzt aufs Schamloseste bloßstellt. Maurice, der auch davon erfährt und zu besinnungsloser Wildheit, bis zur Mißhandlung Luisas verzerrt wird, kann gleichwohl nicht von ihr lassen. Es ist, als ob seine Seele der Ehrbarkeit, des Strebens nach Kunst und Erfolg aufgezehrt würde von der Sehnsucht nach ihrem Besitz. Und über zahllose Erniedrigungen hinweg, die jedes Atom seiner Selbstachtung und Ehrenhaftigkeit vernichten, endet er vor der Pistole, während Geiger und Circe schließlich noch in legitimer Ehe sich finden . . . Die Tugend siegt!

Der Vorwurf ist kühn, kraftvoll, großgedacht. Die Komposition unbeirrbar klar bis zur Durchsichtigkeit. Die künstlerische Anordnung des reichen Stoffes läßt weder Geschicklichkeit, noch Klugheit vermissen. Die psychologische Behandlung der gegensätzlichen Empfindungswelten belebt, in ihrer Eindringlichkeit, alles Innengeschehen zur Bildhaftigkeit poetischer Gesichte. Ganz nach englischer Art, nach der gangbaren englischen Art, geht Richardson mit seinem gehäuften, oft zu sehr gehäuften Detail um. Seine Beobachtungen, vornehmlich der internationalen Kreise der Musikstudierenden Leipzigs, innerhalb deren die ganze Handlung verläuft; seine Charakterzeichnungen; seine lebenhaft starken Situationsbilder und Gesellschaftseindrücke geben dem Buch einen Inhalt von schwer übersehbarer Geschehnisfülle. Die Diktion ist nicht immer fließend und quellfrisch — es finden sich ausgedehnte Partien von unbeschwingtem ermüdendem Fortgange. Im Ganzen aber will das, bei zwei starken Bänden Umfang, nicht viel sagen.

* * *

Wer von unsern Lesern erinnert sich noch des Dichternamens: Louise von François? Jener Dichterin aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts, die nach mehreren, ziemlich unbeachtet gebliebenen, kleineren Dichtungen mit ihrem großen Roman: „Die letzte Reckenburgerin“[4]) ganz plötzlich, uneingeschränkt und einhellig nicht nur die Beachtung der Kritik, sondern weithin hallenden und nachdauernden Ruhm gewann. Fast bis auf den heutigen Tag wußte man von den andern Arbeiten der Dichterin so gut wie nichts: „Das Stillschweigen hatte das Wort“, wie Mirabeau sagt. Trotzdem eine namhafte Anzahl dieser Dichtungen in gedrängter Folge kurz nach der „letzten Reckenburgerin“ erschienen sind, von 78—82 drei große Romane, acht Bände Novellen, ein Geschichtswerk und ein Lustspiel.

---

[4]) Aus dem Verlag von Otto Janke, Berlin in den Insel-Verlag, Leipzig übergegangen.

Und jetzt nach diesem langen Schweigen, nicht weit vor dem hundertsten Geburtstage der Dichterin (geb. am 24. Juni 1817) wird einer ihrer größten, d. h. bedeutsamsten Romane: „Frau Erdmuthens Zwillinge" (2 Bände. Inselverlag, Leipzig) neu aufgelegt. Eine Dichtung, deren Stoffkreise jenen Vorgängen in unserer vaterländischen Geschichte entnommen sind, deren Jahrhundertgedächtnis wir jetzt aufrichten: den Elendjahren unter Napoleons eiserner Zuchtrute, bis in die Befreiungskriege hinein. Vielleicht, daß diese Säkular-Erwägungen die Wiederbelebung der François'schen Erzählung gerade zur Stunde beeinflußt haben. Jedenfalls ist anzunehmen, daß in dieser Säkular-Stimmung die wundervolle Dichtung ein gesteigertes Interesse wecken wird.

Der spezifisch künstlerische Eindruck, den sie zunächst vermittelt, ist einigermaßen befremdlich und von etwas schleppendem Tempo. Hat man sich aber erst in diese bedachtsam schreitende, altväterische Form der Erzählung im Ichton mit gutem Willen eingelebt, so findet man, sie sei unserem gewohnt modernen Denken und Betrachten in keinem Sinne hinderlich. Ja, der stille Reiz dieser weltabwendigen Anmut wird auf den, der solchen Eindrücken zugänglich ist, seinen Zauber nicht verfehlen.

Die Fabel der Dichtung ist — mit ihren Menschenschicksalen auf den Hintergrund jener großbewegten Zeit gezeichnet — vielgestaltig, von herrlichen Menschen belebt, reich verflochten mit ungewöhnlichen Geschehnissen. Ihre dichterische Behandlung ist eindrucksam, zuweilen von wuchtender Schwere, nicht selten von dramatischer Kraft und Bildgewalt: der Magister Bleibtreu schildert in behaglichem Erlebniston, wie Frau Erdmuthe, die Gattin des Majors de Roc, Mutter zweier Zwillinge wird: Hermann und Raul, zwei wundervolle Knaben, die nicht verschiedener geartet sein können. Nur in ihrer innig beseelten Liebe zu der von aller Welt angebeteten Mutter finden sich die Söhne und in dem lauteren Adel ihrer Naturen. Als Jünglinge von etwa zwanzig Jahren erhalten die Zwillinge die Richtung ihrer Geschicke aus der Divergenz ihrer Anlagen: Raul, begeisterter Franzosenfreund; Hermann, in jeder Faser seines Wesens Deutscher. Daraus erwächst so der Konflikt, wie dessen Entfaltung und Lösung, die tiefe, erschütternde Tragik der Dichtung. Nach glückzertrümmernden Verwickelungen in der Familie stehen die Brüder auf dem Schlachtfelde einander gegenüber, in der Stunde des Unheils, da Hermann den sterbenden Raul gerade nur noch in seinen Armen betten kann. Erdmuthe, die schon den Gatten dem Vaterlande opfern mußte, sieht, eine Niobe des Befreiungsrausches, dem Aussterben ihres Geschlechtes entgegen.

Es ist kaum verständlich, wie der psychologische Reiz und der ungewöhnliche poetische Charm dieser Dichtung so viele Jahrzehnte (im Jahre 1872 in Berlin erschienen) hat verkannt, ja ganz übersehen werden können; wie die werbende Kraft der Gestaltung, der klare, ruhig sichere Aufbau der Fabel, die scharf umrissene Charakteristik der Menschen und die Geschehnismalerei der Situationen so lange hat ohne Anerkennung bleiben können.

Noch weniger zu verstehen aber ist, daß das chronologisch nachfolgende Werk „Stufenjahre eines Glücklichen" (2 Bände, Leipzig 1877)[4] bis auf den heutigen Tag hat fast verschollen sein können! Diese, im Kern durchaus moderne Dichtung,

[4]) Gleichfalls in den Insel-Verlag übergegangen.

überstrahlt von so köstlich feinem, lebengestillten Humor; zudem von so viel innerer Wärme und Lebenstreue durchsonnt, von so tiefer Lebenskunde getragen. Nun aber, da sie wieder in der Erinnerung neubelebt wird, ist mit Sicherheit anzunehmen, daß ihr ein später Erfolg umso reichlicher blüht. Die Geschichte von den „Stufenjahren eines Glücklichen" schildert die Kindheit, Jugend, Mannesjahre, Erlebnisse und Erfolge des blutarmen Pastoren-Pfleglings Decimus: der zehnte Sohn des Dorfhirten, der einst ein lernfreudig-begabter und wohlhabender Bauernerbe war, durch fortgesetzte Mißwende zum unrettbaren Trunkenbold und Dorfhirten gesunken. Seinen zehnten Jungen gibt er, aus Trotz und Hohn, dem Dorfpastor, der seines ganzen Lebens tiefste Sehnsucht auf einen Sohn gerichtet hat, der in siebenfacher Enttäuschung seine Vaterliebe auf sieben Töchter zerstrahlen muß. Auf den geschenkten Sohn, den Hirtenjungen, unsern Decimus, den Glücklichen, ein Prachtkerlchen in jedem Sinne, konzentriert sich nun die Liebe des ganzen Pfarrhauses, besonders aber der gütigen, klugen Pfarrmutter. Und aus diesen Prävenienzen resultieren die „Stufenjahre", die Lebensphasen des Glücklichen, der inmitten einer ungemein gestaltenreichen Umgebung von garnicht alltäglichen Menschen seine Lebensbahn wandelt und sein heißersehntes Ziel erreicht: Astronom zu werden .... In ihrem still behaglichen Erzählertempo läßt die Dichterin viel verschlungene Schicksale kaleidoskopisch an dem Leser vorüberziehen. Und es werden starke, lebendige, oft ganz balladeske Einzel-Eindrücke, die sich so schnell nicht wieder verwischen.

Es ist ein sehr dankenswertes Unternehmen des Leipziger Insel-Verlages, diese Neuausgaben zu vermitteln. Und der Verlag hat es dabei nicht bewenden lassen. In seiner „Bibliothek der Romane" hat er eine große Zahl interessanter weiterer Neuausgaben herausgebracht, von denen ich noch einige nennen möchte. Da ist vor allem der berühmte Märchenroman „Das Papageienbuch". So genannt nach dem „Helden" der Reigen-Erzählung, einem alten Papageien, dessen Weisheit alle handelnden Personen aus Fährnis und Seelenpein rettet, zu Glück, Erfolg und Ehren führt. Ursprünglich eine indische Dichtung „Tuti Nameh" von unbestimmbarem, wahrscheinlich mehrtausendjährigem Alter. Im 14. Jahrhundert, nach vielfachen, mißlungenen Versuchen, durch den Dichter Nachschebi mit glänzendem Erfolge unter dem Titel „Die sieben weisen Meister" ins Persische übertragen, kam die merkwürdige Dichtung sodann erst in arabischer, von dort durch Muhamed Kadiri in türkischer und aus der türkischen Übersetzung, zu Anfang des vorigen Jahrhunderts, in der deutschen schnell bekannt gewordenen Nachdichtung von Georg Rosen auf unseren Literaturbesitz. Diese Rosensche Übersetzung nun, in den akademischen Bibliotheken und Gelehrtenarchiven jahrzehntelang ruhend, ist in der Neuausgabe des Inselverlages ein Volksbesitz geworden — das Beste, was der Bemühung des Verlages nachgesagt werden kann.

Von dem indischen Märchen zu einer französischen Burleske von klassischer Anmut und Grandezza: Claude Tilliers „Mein Onkel Benjamin", übersetzt von R. H. Bindig. Diese Geschichte in Geschichten, die das Leben, die ärztlichen Taten und Untaten, lustigen Sünden und fidelen Streiche des Dr. Benjamin und seiner Freunde in glücklichster Laune erzählt und jene Zeit ihres Geschehens in ihrer

sagenhaften Gemütlichkeit schildert, wird immer ein Publikum entzücken, das herzfroh genug ist, seine Sehnsüchte und Erwartungen an der Sonnenseite des Lebens weingesegnet ausruhen zu lassen. Auch Jene begeistern, die gern dort eine Heimstatt finden, wo nachdenkliche Menschen hinter der Maske toller Lust den Ernst aufrechter Lebensklugheit und gelebter Philosophie dankbar erspüren. Die ewig Mißmutigen aber, die Vergrämten und Verbitterten — sie sollten sich gesund und fröhlich lachen an diesem unversieglichen Frohsinn des „Onkel Benjamin".

Als zwei der hervorragendsten Erscheinungen der „Bibliothek der Romane" seien auch die beiden Russen erwähnt, Fedor Dostojewsky mit seinem unvergänglichen „Raskolnikow" oder „Schuld und Sühne", diese einzigartige Kriminal-Psychologie; und Iwan Turgénjeff „Väter und Söhne", der bedeutsamste und berühmteste Roman des größten russischen Romantikers, der ganz tendenzlos, nur um der schönen Schilderung willen, schön geschildert hat.

Bei dieser Gelegenheit möchte ich auch drei Neuerscheinungen der Tempel-Klassiker erwähnen: der 13. und letzte Band der Schillerausgabe, mit einer Schillerbiographie von Fritz Strich, dessen eingehende Würdigung ich mir vorbehalte. Ferner zwei Bände Shakespeare: „Romeo und Julia" und „Hamlet", die zu der begonnenen Reihe doppelsprachiger Klassiker-Ausgaben gehören. Dem englischen Text beider Bände ist der Clark-Wright'sche der Clarendon-Presse zu Grunde gelegt, während der deutsche Text (Schlegel) der wiederhergestellten Fassung Michael Bernays folgt. Für beide Bände verantwortlich zeichnet Dr. L. L. Schücking, der in einem Notizen-Anhang von peinlicher Sorgfalt Aufschlüsse gibt über fragliche oder strittige Stellen im englischen Text und der deutschen Übersetzung, die manches Interessante bringen.

Kunst-Rundschau.

Von Arthur Mahler (Wien).

Einwirkung der Wissenschaft auf die Kunst.

Wissenschaft und Kunst — man geht an dieser Zusammenstellung vorüber wie an jeder anderen, gebraucht sie ohne Hinsehen. Zwei einander ergänzende Faktoren in der Rechnung unserer modernen Kultur. Und doch — es sind keine einfachen Posten, die untereinander gestellt und summiert werden können, nicht bloß Teile, die nur zusammengeleimt zu werden brauchen, um das Gebilde „Geistesleben" zu ergeben. Sie sind vielmehr wie Schwingungen verschiedener Art, die sich bald verstärken, dann aber auch, zur Interferenz gebracht, auslöschen können.

Die Kunst einer jeden Zeit ist höchst abhängig von der Summe der bestehenden Erkenntnisse. Was von diesen entwurzelt worden ist, ist damit auch kunstunfähig geworden. Beispiel: Die Pest als Folge tückischer Brunnenvergiftung ist als Motiv wie Episode heute völlig undenkbar. Wir wissen zu viel von Bakterien und dem Wesen der Infektion. Ebenso wird der Künstler das Wunder der blutenden Hostie nur mit höchster Vorsicht verwenden dürfen. Der Bacillus prodigiosus ist zu künstlerischen Wirkungen sehr ungeeignet. So ergibt sich eine weitgehende Einschränkung des künstlerischen

Stoffgebietes durch die fortschreitende wissenschaftliche Erkenntnis. Bei Homer mischen sich Götter erkannt und unerkannt unter die Menschen, Euripides läßt sie leibhaftig auf der Bühne erscheinen, unerbittlich waltet Ate ihres Amtes bei Sophokles. Dürfte heute der größte Genius es wagen, den Olymp in seinem Werke so zu nützen? Die Götterwelt ist tot und kein Dichter vermag sie zu beleben.

Man wende nicht ein: Die Götter Griechenlands sind nicht von der Wissenschaft, sondern vom Christentum getötet worden. Denn tatsächlich hatten sie ihre Existenz schon eingebüßt, bevor die Riesenerscheinung des Paulus der kleinen palästinensischen Sekte die Kraft verlieh, sich zur Weltreligion umzubilden. Doch sei es darum. Aber wie ist es mit dem Geisterglauben, den Dämonen und Zauberwesen? Hat nicht das Fortschreiten philosophischen Denkens, die Entwickelung der Naturwissenschaften auch ihrer Existenz in der Kunst endgültig ein Ende bereitet? Wohlgemerkt: nur insoweit, als sie als Wirklichkeiten gemeint waren. Das Gespenst, der Kobold, der Zauberer bleiben dort möglich, wo sie sich entweder zum Symbol oder zur Halluzination umwandeln oder sich in solche wenigstens umbilden lassen. So haben Faust und Hamlet etwa ihre Lebenskraft bewahrt. Aber ich gestehe offen: in der Unterredung mit dem Sohne wird mir der Geist des alten Hamlet direkt unerträglich. Wenn ich an seine reale Existenz glauben soll, bäumt sich in mir alles gegen eine solche Zumutung auf. Man denke an Lessing und die Hamburgische Dramaturgie. Wie einwandfrei ist hingegen das mystische Element im Macbeth!

All das Gesagte gilt auch für den bildenden Künstler. Nur vielleicht in noch stärkerem Maße. Natürlich wird man mir sofort mit einem höchst naheliegenden Einwand kommen: Böcklin. Ich könnte einfach darauf antworten: Kaulbach, die Hunnenschlacht. Was den Alten von Fiesole anlangt: er hat nie den griechischen Kentaur, den hellenischen Meergreis gemalt — nein, Geschöpfe seiner Phantasie. Er hat sie so logisch und überzeugend dargestellt, daß man bei einer genauen Analyse — sie fällt einem vor seinen Werken nicht ein — sich sagen muß: Es ist denkbar, daß die Natur in einer übersprudelnden Laune all diese Wesen schafft, ohne mit ihren eigenen Gesetzen in Konflikt zu geraten. Man braucht nicht gegen sein besseres Wissen zu glauben.

Inwieweit das tatsächliche Aufhören einer religiösen Malerei mit diesen Dingen zusammenhängt — das will ich nicht untersuchen, nur auf das Problem hinweisen.

Wer will, mag das alles beklagen — anklagen darf er nicht. Denn die Wissenschaft muß wirken, ohne jedwede Rücksicht auf die Konsequenzen, die das Fortschreiten der Erkenntnis zeitigt. Wer die Erkenntnis will, muß ihre Folgen wollen. Dann aber: ich meine, sie hat uns mehr zurückgegeben, als sie uns genommen hat. Die Masse des für die Kunst eroberten ist unendlich viel größer als das für sie Verlorene. Unwillkürlich denkt man zuerst an die technischen Wissenschaften mit ihrer Umsetzung. Das Gebiet ist schier endlos. Zolas Rougon-Macquarts treten von selbst über die Bewußtseinsschwelle. Wer aber übergewissenhaft Technik und Wissenschaft trennen will — was ja doch nicht durchzuführen ist — dem gebe ich ein zweites Beispiel: Die Medizin. Die Erkenntnis vom Wesen der physischen und psychischen Leiden hat dem Künstler erst die volle Herrschaft über dies Gebiet gesichert. Früher konnte nur der genialste Beobachter sich in dies Reich wagen. Wiederum Shakespeare oder der Ajas

des Sophokles, die Rubens'schen Besessenen. Wichtiger aber ist es, daß diese Erkenntnisse erst die Psychologie des Nichtkranken gesichert haben, sie haben die Grenzdistrikte behandelbar gemacht, die im Leben so häufig nun erst der Kunst erreichbar sind. Die verschiedenen Grade der Suggestion und Alienation etwa würden hierher gehören. Und nun gar erst die Vererbung! Ist es nicht, als ob die Wissenschaft damit der Kunst in voller Identität ein Stück des früher entrissenen Reiches zurückgeben wollte? Sie nahm ihr den Glauben an Ate, die Unerbittliche, und gab ihr die Erkenntnis von der unentrinnbaren Kraft der Vererbung.

Für die bildenden Künste wäre noch zu erwähnen: Die Bedeutung der Momentphotographie für das Erfassen der Bewegung. Doch ich will auch nicht einmal versuchen, vollständig zu sein.

Ist auch die Wissenschaft von der Kunst abhängig? Es dürfte sich schwerer nachweisen lassen und doch — wer wollte es von vornherein leugnen, da sie eine große Voraussetzung gemeinsam haben: Die schöpferische Phantasie.

Wirtschaftliche Rundschau.

Wenn man die gewaltigen Expansionsprojekte unserer großen gemischten Montankonzerne betrachtet, wenn man sieht, wie Hochöfen, Stahlwerke und Walzwerke und wieder Hochöfen etc. in immer neuer Folge von ihnen gebaut werden, wie die rheinisch-westfälischen Werke, voran Gelsenkirchen, Krupp und Thyssen, sich nicht mit der gewaltigen Zusammenhäufung von Zechen und Hütten in Westfalen begnügen, sondern noch einmal ihr ganzes Bauprogramm in Lothringen und Luxemburg wiederholen, so faßt den Normalmenschen Staunen und Ehrfurcht vor solchen Kolossalschöpfungen und Kolossalkapitalien. Mancher mag vielleicht den Sinn einer derartigen Expansionspolitik, die den lothringischen Ossa auf den rheinisch-westfälischen Pelion zu türmen versucht, nicht immer verstehen, aber er sagt sich bescheiden, daß er in seinem beschränkten Kleinaktionärstande die Tiefgründigkeit der Absichten unserer Montantrustbeherrscher nicht verstehen kann. Er bewundert, was er nicht begreift, und gerade weil er es nicht begreift. Manchmal aber enthüllt ein hübscher Zufall oder eine kleine Offenherzigkeit der sonst so olympisch zugeknöpften Herren, daß auch die Halbgötter von der schweren Industrie irren können, und daß man auch zwischen Ruhr und Saar mit Wasser kocht.

Solch eine unvorsichtige Offenherzigkeit entschlüpfte vor einigen Tagen in der Generalversammlung der großen Gelsenkirchener Bergwerksgesellschaft Herrn Geheimrat Emil Kirdorf, den man in der Montanindustrie als den Zielbewußtesten der Zielbewußten zu kennen und zu nennen pflegt. Auf die Vorwürfe eines Oppositionsredners, daß die neuerbauten Gießereibetriebe Gelsenkirchens ihren Absatz nur mit starken Preisschleudereien unter Ruinierung des ganzen Marktes erzwingen könnten, während das in diesen Werken verarbeitete Roheisen, wenn man es als Roheisen verkaufen wollte, der Gelsenkirchener Gesellschaft zu hohen Preisen aus der Hand gerissen werden würde, brauste Herr Kirdorf nicht etwa auf, er wies die Angriffe des Aktionärs auch nicht mit überlegener Ironie zurück. Er erklärte vielmehr ganz ernsthaft: „Wenn wir damals, als

wir die neuen Verfeinerungsanlagen in Bau nahmen, gewußt hätten, wie sich die Situation auf dem Roheisenmarkte gestalten würde, so hätten wir diese Anlagen nicht gebaut. Damals mußten wir aber damit rechnen, daß die Tendenz zur Verfeinerung in der deutschen Industrie anhalten würde, und mußten uns deshalb für unser Roheisen festen Absatz sichern. Jetzt — wo wir diese Anlagen nun einmal haben — können wir sie nicht leerstehen lassen, wir müssen sie beschäftigen, um sie verzinsen zu können.

Dieses offenherzige Geständnis ehrt den Charakter des Herrn Kirdorf, es läßt aber doch die Frage auftauchen, ob es mit der großartigen Voraussicht und dem überlegenen Weitblick der berühmten Montanmänner wirklich so weit her ist, wie man namentlich an der Börse denkt, wo man bei Nennung der Namen Kirdorf und Thyssen vor Ehrfurcht fast erschauert. Emil Kirdorf ist nun zweifellos ein sehr bedeutender Mann. Namentlich als Organisator sucht er seinesgleichen, wie seine bedeutendste Schöpfung, das Rheinisch-Westfälische Kohlensyndikat, beweist. Aber sein Rechentalent ist keineswegs unfehlbar, er hat sich bei der Kalkulation der riesenhaften Neuanlagen, die er nun schon ununterbrochen seit 8 Jahren (seit der Fusion mit dem Aachener Hüttenverein) baut, fast immer um einige Millionen verrechnet, und die Kosten sind in Wirklichkeit noch wesentlich riesenhafter geworden, als sie auf dem Papier veranschlagt waren. Emil Kirdorf hat in der letzten Generalversammlung durchblicken lassen, daß der führende Mann in einem Betriebe wie Gelsenkirchen nicht alles selbst übersehen, prüfen und entscheiden könne, und daß er sich in Detailfragen auf andere verlassen müsse.

Das ist richtig. Aber es hat vorläufig den Anschein, als ob Emil Kirdorf sich in der fundamentalsten Frage, die sein Gelsenkirchen in dem letzten Dezennium zu lösen hatte, wenn nicht in der Sache selbst, so doch in der Zeitdistanz, die sie zu ihrer Reife braucht, geirrt hat. Es handelt sich um die Umwandlung Gelsenkirchens von einem reinen Kohlenwerk zu einem gemischten Unternehmen. Kirdorf ging an diese Frage von einem ganz anderen Standpunkte heran, als alle übrigen Werke, die diese Bahn beschritten. Bei allen anderen handelte es sich darum, Eisenwerke durch Angliederung von Kohlenzechen auf der einen, von Verfeinerungsanlagen auf der anderen Seite zu einem gemischten Betriebe auszubauen. Bei den Werken, die als Eisenwerke an den Ausbau zu gemischten Betrieben übergingen, ist das Experiment fast überall gelungen. Phönix, Deutsch-Luxemburg, Hoesch etc. konnten auf diese Weise ihre frühere Rentabilität steigern und festigen. Gelsenkirchen allein, das in früheren Konjunkturen auf 13 Prozent Dividende kam, vermochte in der letzten Hochkonjunktur über 10 Prozent nicht hinauszugehen, die finanziellen Aufgaben und Erfordernisse der Gesellschaft verschlangen Unsummen, und vor allem, die Methode, Eisenwerke sich anzugliedern, hat das ursprüngliche Kohlenwerk Gelsenkirchen nicht in seiner Rente verbessert, sondern verschlechtert. Die reinen Kohlenwerke, voran die Harpener Gesellschaft, haben von der letzten Konjunktur durch Dividendensteigerungen profitieren können, und zweifellos hätte auch Gelsenkirchen seinen Aktionären ein paar Prozent Dividende mehr zahlen können, wenn es sich „rein" erhalten hätte.

Herr Kirdorf wird sich vielleicht damit trösten, daß seine Expansionspolitik langfristig angelegt ist, und daß ihre Früchte erst in späteren Jahren reifen werden, wenn die Gesellschaft Zeit gehabt hat, sich nach ihrer stürmischen Entwicklung zu konsolidieren. Die

Aktionäre aber sind Gegenwartsmenschen und finden es nicht schön, wenn sie in den fetten Jahren, die ringsumher angebrochen sind, mit Zukunftsmusik gesättigt werden sollen.

Horatio.

Herausgeber und Chefredakteur: Prof. Dr. Ludwig Stein in Berlin W 10, Lützowufer 5a. (Telefon Amt Kurfürst Nr. 6308). — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Sylvius Bruck in Breslau. — In Österreich für die Redaktion verantwortlich: Dr. J. Sinnreich, Wien IX, Mosergasse 3. — In Rußland für die Redaktion verantwortlich: Dr. Adrian Polly, St. Petersburg, Kasanplatz 1. — Allein-Vertretung für Ungarn: Grill'sche k. k. Hofbuchhandlung (J. Benkö), Budapest V, Dorottya-utcza 2. — Für den Inseratenteil verantwortlich: Heinrich Mittmann in Breslau III. — Verlag und Druck der Schlesischen Buchdruckerei v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau III.

 Unverlangte Manuskripte senden wir nicht zurück, wenn ihnen nicht Rückporto beiliegt. 


NORD
UND
SÜD

Neues Palais — Wilhelm I.R. — 29/IV 1913

Mit allerhöchster Genehmigung an dieser Stelle reproduziert.



... von Paul Lindau

Professor Dr. Ludwig Stein

... Kunst- und Verlagsanstalt
... laender, A.-G., Breslau.

... M. O. Wolff, Hofbuchhandlungen in Petersburg:
Gostinnyj Dwor 18 u. Newski Prospekt 13, Moskau: Schmiedebrücke 12 u. Skochovaja 22.

37. Jahrgang. Band 145. Heft 465 Juni 1913

Mit allerhöchster Genehmigung an dieser Stelle reproduziert.



Nord und Süd

Eine deutsche Monatsschrift

Begründet von Paul Lindau

Herausgeber: Professor Dr. Ludwig Stein

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt
v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau.

Leipzig — G. F. Steinacker. München — Berthold Sutter. Berlin W. 10. Budapest — Grill'sche k. k. Hofbuchhandl. Kopenhagen — Erslev & Hasselbalch.
Stockholm — C. E. Fritze, Librairie Royale. Christiania — Jacob Dybwad Buchhdlg. London — Williams & Norgate. Konstantinopel — Internat. Buchhandl. Otto Keil.

für die Provinzen in Schweden und in Dänemark: Georg Chr. Ursins Nachfolger, Kopenhagen.

Der buchhändlerische Vertrieb für Rußland bei der Gesellschaft M. O. Wolff, Hofbuchhandlungen in Petersburg: Costinnyj Dwor 18 u. Newski Prospekt 13, Moskau: Schmiedebrücke 12 u. Skochovaja 22.

37. Jahrgang. Band 145. Heft 465 Juni 1913

Prof. Dr. Ludwig Stein: Die Kaiserjubiläumsnummer von „Nord und Süd“

Geleitwort des Herausgebers.

Als ich im Januar vorigen Jahres die Leitung der von Paul Lindau vor 37 Jahren begründeten Monatsschrift „Nord und Süd“ übernahm, faßte ich mein Redaktionsprogramm in einem einführenden Aufsatz zusammen, dem ich die Überschrift gab: Kulturpolitik. „Nord und Süd“, hieß es da, soll fortan ein Sammelpunkt für alle diejenigen werden, welche in der freudigen Mitarbeit an den weltgeschichtlichen Aufgaben unseres Kultursystems den Sinn ihres Lebens erblicken. In einem Augenblick, da die ältesten Träger Jahrtausende überdauernder Kultur, wie die Persiens, Chinas und des osmanischen Reiches zermürben und zerbröckeln, während unser Kultursystem sich anschickt, die Weltherrschaft anzutreten, scheint es doppelt geboten, daß alle diejenigen sich zu einer Art von „Kultur-Block“ zusammenfinden, welche von der weltgeschichtlichen Mission unseres Kultursystems durchdrungen sind. Wo das Leben aufwärts geht, da heißt Leben: kämpfen, ringen, freudig sein Bestes und Höchstes für ein großes Ziel einsetzen.

Die Weltherrschaft unseres Kultursystems ist der offenkundige Sinn der Geschichte. Einst kam das Licht von Osten nach Westen, jetzt strahlt es vom Westen nach Osten zurück. Die orientalischen Völker, die das passive Kultursystem darstellen, zerfallen, während unser aktives, schöpferisches, willenskräftiges Kultursystem das ganze zivilisierte Erdenrund erobert und die halbzivilisierten Völker, vollends „Wilde“ und „Barbaren“, in seinen Bannkreis zwingt. Augenblicklich durchleben wir die Phase des nationalen Imperialismus, der die unumgängliche Durchgangsstufe zum Kulturimperialismus bildet. „Nord und Süd“ sollte das Organ jenes Kulturimperialismus werden, den ich seit einem Menschenalter in meinen Vorlesungen am eidgenössischen Polytechnikum in Zürich und an den Universitäten Zürich und Bern (1887—1910), sowie in einer Reihe von Schriften, vertreten habe. Die Formel dieses Kulturimperialismus

lautet: endgültige Herrschaft der weißen Rasse auf unserem Planeten. Das ist wohl auch der tiefere Sinn des geflügelt gewordenen Kaiserwortes: Völker Europas, wahret Eure heiligsten Güter. Ohne den Glauben aber an den Sinn unseres persönlichen Daseins, an den Fortschritt des ganzen Menschengeschlechts, wie an einen Gott der Geschichte wäre unser Leben lichtlos und trügerisch.

Wir haben uns, so führte ich in meinem Programm aus, seit Humanismus, Renaissance und Reformation beinahe zu Tode gezweifelt. Es gilt wieder aufzubauen. Der herrschende Individualismus, dessen Verkörperung die Philosophie Nietzsches darstellt, hat die trennenden Momente unter den Menschen bis zur Atomisierung allzu sichtbar herausgestellt. Wir wollen deshalb an dieser Stelle positive Arbeit leisten, Kulturpolitik treiben. Das bedeutet aber, daß wir zielbewußt und unbeirrbar das Zusammenhaltende unter den Menschen, Ständen, Klassen, Berufen, Parteien, Rassen, Konfessionen, Völkern und Nationen herausheben und die ewigen Gemeinschaftsinteressen der menschlichen Gattung unverlierbar im Auge behalten. Wir kämpfen darum wie eine geschlossene Phalanx gegen alle anarchische Selbstheit und gegen jede wild-egoistische Eigenbrödelei. Diesem Programm sind wir treu geblieben. Als Sprachrohr der Kulturpolitik und des Kulturimperialismus dienen wir allen denjenigen, welche Eigenes, Persönliches, Bedeutsames ohne Verstiegenheit in der Gedankenführung und ohne Gequältheit im Ausdruck ihren Mitmenschen zu sagen haben. Verschlossen aber bleiben unsere Spalten allem grundsätzlich Zerstörerischen, Auflösenden, Zersetzenden, mag es von der äußersten Rechten oder von der äußersten Linken herrühren. Alles Extreme schädigt das Gleichgewicht unserer Kultur und führt letzten Endes zur Unkultur. Goethe sagt einmal: „Paradox sein, heißt ungerecht sein".

Nicht das Zwiespältige in Natur und Geschichte soll nörglerisch herausgehoben, sondern nur das Einigende soll mit dem ganzen Können ehrlicher Begeisterung für unser Kultursystem in künstlerische Form gebracht werden. Wir treiben keine Parteipolitik, sondern eine über den Parteien stehende Kulturpolitik. Was wir von den Vertretern der verschiedenen Richtungen, die hier zu Worte kommen, erwarten, ist: Wille zur Kultur.

Einen solchen „Willen zur Kultur" hat Kaiser Wilhelm II. während seiner fünfundzwanzigjährigen segensreichen Regierungszeit in Wort und Tat, in Gesinnung und Handlung unausgesetzt bekundet. Wir feiern ihn daher in unserer Jubiläumsnummer, unserem Programm getreu, als Kultur-Kaiser. In die wichtigsten Kulturfragen der deutschen Nation, deren Vertreter an dieser Stelle ihren Huldigungsgruß entbieten, hat der vielseitig orientierte Kaiser persönlich eingegriffen. Im Sinne der in „Nord und Süd" vertretenen Kulturpolitik dürfen wir daher den Herrscher mit vollem Fug als „Kultur-Kaiser" ansprechen. Als ich nun daran ging, die Juni-Nummer von „Nord und Süd", welche in das Re-

gierungsjubiläum Sr. Majestät fällt, zu einer Sondernummer auszugestalten, wie ich dies in den Juni- und Juli-Nummern des vorigen Jahres für die deutsch-englische Verständigung und im Dezember 1912 für die wirtschaftliche Entwicklung Rußlands getan habe, da stand mir bei der Auswahl der einzuladenden Persönlichkeiten von vorne herein fest, daß die wichtigsten Kulturgebiete des Deutschen Reiches durch anerkannte Führer bei diesem Anlaß zu Worte kommen müssen. Was das Deutsche Reich in diesen 25 glücklichen Regierungsjahren auf allen Lebensgebieten Kulturschöpferisches geleistet hat, das sollte dem Monarchen als Huldigung zu seinem Regierungsjubiläum von maßgebenden Vertretern dieser Lebensgebiete in knappster Zusammenfassung dargeboten werden. Nicht Worte der Ehrfurcht allein, sondern die Taten der Nation sollen hier sprechen. Diese Sprache der Tatsachen, der matters of fact, scheint mir so beredt und eindringlich wie keine andere. Diese Jubiläumsnummer möchte rückschauend zusammenfassen, was deutscher Geist, deutsche Tatkraft, deutsche Phantasie und deutsche Arbeit während der Regierungszeit des Kaisers geschaffen haben. Die beherrschende Idee, die mich bei der Zusammenstellung dieser Jubiläumsnummer, insbesondere bei der Auswahl der einzuladenden Persönlichkeiten geleitet hat, war die Herausdestillierung eines Extraktes deutscher Kultur, wie sie sich während der Regierungszeit Kaiser Wilhelms II. herausgestaltet hat. Führende Männer in Wissenschaft und Kunst, in Kirche, Schule und Staat, in Philosophie und Literatur, in Technik und Gewerbe, in Handel und Industrie, insbesondere auch in Armee, Flotte und Luftfahrt sollten sich zusammentun, um bei diesem denkwürdigen Anlaß dem deutschen Volke knapp und übersichtlich zu berichten, was die deutsche Kultur in allen ihren Ausgestaltungen Schöpferisches und Bleibendes während dieses Vierteljahrhunderts hervorgebracht hat.

Erschöpfende Vollständigkeit war weder in Aussicht genommen, noch auch im Rahmen dieser Jubiläumsnummer durchführbar. Das deutsche Kulturschaffen ist so unübersehbar reich, daß nur die Haupttypen herausgegriffen werden konnten. So empfinde ich z. B. das Fehlen der deutschen Leistungen in der Medizin — Koch, Behring, Ehrlich — oder in der Chemie als Lücke.

Wenn es mir auch nicht gelungen ist, alle Kulturgebiete in diesem Jubiläumshefte gleichmäßig zu Worte kommen zu lassen, so möchte ich das in magnis voluisse sat est für mich in Anspruch nehmen. Auch in der vorliegenden Zusammenstellung dürfte das Jubiläumsheft ein geschichtliches Dokument für die Mitlebenden und die Nachwelt dafür sein und bleiben, wie unabhängige Männer der verschiedensten Lebensgebiete getreulich darstellen, was die deutsche Nation unter Führung ihres Kultur-Kaisers Ersprießliches und Gedeihliches geschaffen hat. Bei der Auswahl der aufzufordernden Persönlichkeiten wurde nicht auf Parteizugehörigkeit, sondern vornehmlich auf Kompetenz der Nachdruck gelegt. Wer die Fachgebiete, die hier zu Worte kommen, kennt, wird mir das Zeugnis

nicht versagen, daß es nur Sach- und Fachkundige sind, die hier das Wort ergreifen. Es ist mir Herzensbedürfnis, allen meinen Mitarbeitern an dieser Jubiläumsnummer, die vielfach ihre Ferien für diese Arbeit opfern mußten, wärmsten Dank dafür zu sagen, daß sie, dem Programm von „Nord und Süd" getreu, zusammengewirkt haben, um ein Stück deutscher Kulturpolitik dem Kaiser anläßlich seines Regierungsjubiläums vor Augen zu führen. Was hier geboten wird, ist ein Querschnitt durch die wesentlichsten Hervorbringungen deutschen Geistes- und Tatlebens.

Se. Majestät haben geruht zu genehmigen, das dem Herausgeber von „Nord und Süd" am 29. April 1913 huldvoll gewährte Bildnis mit höchsteigenhändiger Unterschrift an die Spitze dieser Jubiläumsnummer setzen zu dürfen. Der Herausgeber von „Nord und Süd" darf die zuversichtliche Hoffnung aussprechen, daß das nächste Vierteljahrhundert der Regierungszeit Sr. Majestät zu krönendem Abschluß bringen möchte, was der Kultur-Kaiser im abgelaufenen Vierteljahrhundert unter so glücklichen Auspizien angeregt, aufgemuntert und wirksam gefördert hat.

Berlin, den 15. Mai 1913.

Ludwig Stein.

Max Graf Bethusy-Huc: Die letzten 25 Jahre deutschen Staatslebens.

Die moderne Entwickelung von Staat und Gesellschaft hat vor den Aufgaben und der Stellung der Monarchen nicht Halt gemacht. Die patriarchalisch-einfachen Formen früherer Regierungsweise, die bei uns weit über die Anfänge des Parlamentarismus hinaus bis in die zweite Hälfte des vorigen Jahrhunderts hineinreicht, gehören der Vergangenheit an. Die Mündigkeitserklärung der bisherigen Untertanen des absoluten Herrschers, die in der französischen Revolution ihren offiziellen Ausdruck fand, gibt in allen Ländern früher oder später dauernden Anstoß zur Entwickelung neuer Regierungsform, mit der die Aufgabe eines Monarchen, der in getreuer Wahrung seiner Tradition versucht, auf allen Gebieten des so unendlich kompliziert gewordenen Staatsorganismus in enger persönlicher Fühlung zu bleiben, sich zu einer fast übermenschlichen steigert. Eine bedeutende und vielseitig begabte Persönlichkeit wird vor einer so gewaltigen Aufgabe nicht zurückschrecken, sich nicht freiwillig beschränken wollen, besonders wenn ein energischer Wille ihre Begabung beseelt. Aber die Grenzen, die einer selbst

genialen Arbeitskraft gesetzt sind, lassen sich nicht ungestraft überschreiten, gefährlich wird dieser Wagemut, wenn die Wesensart der Mitarbeiter den Anregungen von höchster Stelle den für die gedeihliche praktische Ausführung notwendigen Gedankenaustausch nicht zu bieten vermag. Es ist ein Zeichen unserer auf ihre technische Errungenschaft und Erwerbsmöglichkeiten überstolzen Zeit, daß sich trotz offensichtlicher Hebung des gesamten Bildungsstandes verhältnismäßig wenig überragende Persönlichkeiten im politischen Leben der letzten 25 Jahre gezeigt haben, welche dem Herrscher zur Verfügung standen.

Auch die äußere Politik und deren Aufgaben haben sich zu einer im Vergleich zur alten Kabinettspolitik unerhört vielfältigen Materie gewandelt. Es gibt keine Einzelinteressen mehr, die Errungenschaften der Technik und des modernen Wirtschaftslebens umspannen heut den gesamten Erdball, jede kleine Erschütterung macht sich seismographisch in allen Zentren des weltpolitischen Lebens fühlbar. Diese Zentren wiederum sind mit einer sehr viel größeren Verantwortung belastet, weil alle äußeren Vertretungen eines Staates dauernd in schnellem Gedankenaustausch mit der Zentrale ihrer Heimat stehen. So fällt ebenso wie in der inneren Politik der monarchischen Spitze als der letzten Instanz auch hier eine ungeheure Verantwortung mit der Entscheidung zu, die noch erschwert und beeinflußt wird, indem die öffentliche Meinung, vertreten durch eine vielgestaltige Presse, eine stete Beeinflussung der Regierung anstrebt.

Um dies weite Gebiet der inneren und äußeren Politik zu übersehen, kann der Herrscher nur die großen Richtlinien bezeichnen; die Ausführung im einzelnen muß geeigneten Persönlichkeiten voll verantwortlich übertragen werden, deren vorurteilslose Berichterstattung des allerhöchsten Vertrauens würdig ist.

Wie schon oben angedeutet, ist diese Aufgabe doppelt schwer für einen von traditionellem Pflichtbewußtsein erfüllten Monarchen, da es seinem Temperament, zumal wenn er in jugendlichem Kraftbewußtsein zur Regierung gelangt, besonders schwer fallen wird, sich zurückzuhalten, wenn er bemerkt, oder zu bemerken glaubt, daß die getroffenen Maßnahmen den von ihm angestrebten letzten Zielen nicht entsprechen. Daß dieser Zwiespalt während der von ganz außergewöhnlichen Schwierigkeiten der inneren und äußeren Politik erfüllten 25jährigen Regierungszeit unseres Kaisers in Erscheinung treten mußte und vielfach zu ungerechter Beurteilung geführt hat, bedarf für einen Vorurteilslosen keiner Erklärung.

Die Regierungszeit Kaiser Wilhelms II. begann unter den tiefen Schatten der Leidenstage Kaiser Friedrichs, mit dessen von der Glorie der Reichsgründung verklärten Persönlichkeit das junge Deutsche Reich viele Hoffnungen zu Grabe zu tragen glaubte. Neben dem 29jährigen Kaiser, welcher so unerwartet schnell zum Throne emporstieg, stand der gewaltige Mitarbeiter Wilhelms I., des ersten Kaisers neuer deutscher Einheit, jener Einheit, hinter der trotz aller ehrlichen Begeisterung noch immer als Folge jahrhundertelanger Zerrissenheit der Einzelstämme

manch einseitiger Partikularismus und als letzte individuelle Folge die Krittel- und Nörgellust aller Deutschen stand und noch heute steht.

Im Innern eine mächtig aufstrebende Industrie, ein sich immer mehr verzweigendes, fast allzu spekulatives Unternehmertum mit dem Beginn großer Kapitalanhäufungen, auf der anderen Seite die breite Masse der ländlichen Bevölkerung, die nur langsam ihre Wirtschaft an das moderne Leben anzupassen vermag und des Schutzes im Interesse der Allgemeinheit bedarf! Von außen her ringsum ein mehr oder weniger offenes Mißtrauen gegen die seit dem glorreichen Kriege in schnellster Entwickelung aufstrebende neue Großmacht, an deren Spitze das Schicksal plötzlich eine jugendlich tatkräftige bedeutende Persönlichkeit berufen hatte.

In solch neuen Verhältnissen standen sich der junge Kaiser, der nach Betätigung auf allen Gebieten drängte, und unseres Heldenkaisers in einsamer Größe ragender Kanzler gegenüber, dessen genial-herrische Vollnatur sich bis zu dem Grade bewahrt und gesteigert hatte, daß die überragende Bedeutung seiner Persönlichkeit Untergebene wie Mitarbeiter niederdrückte und der Entwickelung würdiger Nachfolger hinderlich war. Das Verhältnis Bismarcks zu seinem alten König, unter dessen weiser und gütiger Regierung er sich bis zu den höchsten Erfolgen durchgekämpft hatte, beruhte auf der durch gemeinsames Erlebnis festgegründeten mannesechten Ehrfurcht des wahren Monarchisten, der Bismarck stets gewesen, und der edlen Dankbarkeit des Herrschers, der in schlichter Größe die Hoheit seiner Stellung stets fern vom Kampffeld der öffentlichen Meinung bewahrte, ein Verhältnis zweier Menschen, die mit einander durch gemeinsame Tat fest verbunden, jeder für sich das Höchste geleistet haben. Das gegenseitige Verhältnis war durch lange Erfahrung und rückhaltloses Vertrauen in persönlichster Weise zu genau abgestimmt, als daß sich solch Zusammenarbeiten nach dem Tode des alten Kaisers auf die Dauer hätte bewahren lassen.

Die innige Verehrung des jungen Kaisers für seinen Großvater ergab vorerst das beinahe stürmische Vertrauen zu Bismarck, wie es sich in der ersten Regierungszeit überall zeigte. Wer aber, wie eben gesagt, das Verhältnis zwischen dem alten Kaiser und seinem Kanzler psychologisch richtig wertet und all die Härten der Persönlichkeit Bismarcks fühlt, mit denen sie belastet war, dem erscheint der Rückschlag nur natürlich. Der ewige Wechsel zwischen Vergehen und neuem Werden mußte sich auch hier tragisch offenbaren.

Zwei gewaltige Probleme stehen seit Ende der achtziger Jahre im Vordergrunde des öffentlichen Interesses und haben die Regierungszeit Kaiser Wilhelms II. so beherrscht, daß, wenn eine kurze Charakteristik der politischen Entwickelung unter dem Einflusse unseres Kaisers versucht wird, die Geschehnisse der letzten 25 Jahre unter diesen beiden Gesichtspunkten betrachtet werden können:

Im Inneren entwickelt sich die Industrie zu internationaler Bedeutung mit einer immer steigenden Flut von demokratisch-sozialistischen Arbeitermassen, nach

außen hin muß das geeinigte Deutschland als Welthandelsstaat Weltpolitik treiben, *muß* daher die starke Flotte bauen, um seiner Freundschaft und Feindschaft Geltung verschaffen zu können. *Beide Probleme hat der junge Kaiser in ihrem ganzen Umfange klar erfaßt.*

Am 17. November 1881 hatte Bismarck die bedeutungsvolle Botschaft seines kaiserlichen Herrn verlesen, mit der die Ära der sozialen Reform Deutschlands eingeleitet wurde. Diese Zusagen wurden durch die Gesetze über Kranken- und Unfallversicherungen, Schutz für Invalidität und Alter zur Tat, wenn auch noch manches in der Ausführung nach eigenem Wort des Kanzlers den guten Absichten der Gesetzgeber nicht entsprach. Damit war aber die Heilung der sozialen Krankheitserscheinungen nur begonnen. Die schnell fortschreitende Industrialisierung Deutschlands, die Gefahr der nicht mehr bodenständigen, immer selbstbewußter auftretenden Arbeitermassen, denen — bildungshungrig wie sie waren — von rechts und von links nur Schlagworte und Phrasen statt ehrlich sachliche Beratung geboten wurden, drängte zu neuen Entschlüssen gegenüber der antimonarchischen Bewegung der Sozialdemokratie. Denn bei den stetig gebesserten Arbeitsgelegenheiten in Handel und Wandel wuchs die Abwanderung vom platten Lande derart, daß dem Volkskörper der wertvolle Rückhalt an seßhaften Elementen von Jahr zu Jahr mehr geschmälert wurde. Die Ansammlung großer Arbeitermassen, die nicht mehr in patriarchalischem Verhältnis zum Arbeitgeber standen, sondern meist für anonyme Gesellschaften ihre in Massenbetrieben *gleichförmige* Arbeit verrichteten, mußte der günstigste Nährboden für die sozialen Ideen werden.

Diesen inneren sozialen Verhältnissen stand in natürlicher Wechselwirkung die für die äußere Politik veränderte Lage gegenüber. Ein Deutsches Reich, das große Überschüsse an Industriewaren hervorbrachte, und dessen geeinte Größe die gefährliche Mitte Europas hielt, konnte in einer Zeit der weltwirtschaftlichen Zusammenhänge niemals auf Welt- und Kolonialpolitik verzichten. Einer wirtschaftlichen Großmacht von diesem Range erwuchsen neue Aufgaben, deren Vertretung nur eine starke Flotte übernehmen konnte. Unbeirrt hat unser Kaiser dieses Ziel trotz manchem gewichtigen Zweifel der Tageszeitungen weitsichtig verfolgt.

Andere Völker, die, glücklicher als wir, die wir in jahrhundertelanger Zerrissenheit der Erde zwar mit unserem Ideenreichtum befruchtet, aber überall als kleinbürgerliche Michel angesehen wurden, waren uns auf dem durch die moderne Verkehrstechnik erschlossenen Welttheater weit voraus. Hier hieß es neu beginnen, „Parvenu" ist ein Wort von häßlichem Klang, trotzdem es eine Leistung des Individuums zur Voraussetzung hat. Wir waren seit den siebziger Jahren dank der Energie und Umsicht unserer im Wirtschaftsleben führenden Männer so schnell zu Bedeutung auch jenseits unserer Grenzen emporgestiegen, daß, man soll es offen gestehen, unserem Gebaren wohl des

öfteren etwas von jenem französischen Begriff anhaftete. Doch haben wir uns in den letzten 25 Jahren schneller, als zu erwarten, den neuen Verhältnissen angepaßt, womit keineswegs gesagt sein soll, daß unsere Erziehung etwa schon abgeschlossen ist! Beliebter sind wir aber durch unsere Erfolge nicht geworden. Umsomehr ist es notwendig, daß mit der weiteren Entwickelung unserer Stellung in der Welt eine starke Waffe über die Meere hinaus den Koloß unseres Wirtschaftsgebäudes, der sonst auf tönernen Füßen stünde, stützt und schützt. Wer da, wie selbst mancher Ernsthafte, glaubte, nur die Kehrseite in den finanziellen neuen Lasten sehen zu müssen und nach altem Rezept einzig und allein das Heil in der Stärke der Landarmee suchte, der hätte nur dann Recht behalten, wenn er die Entwickelung unserer Industrie mit allen Mitteln hätte hemmen und auf die rücksichtslose Erhaltung eines reinen Agrarstaates hätte hinarbeiten wollen und können. Ein solcher Gedanke mag als frommer Wunsch rückwärts gewandter Gemüter achtenswert sein, eine Bedeutung konnte er für den Steuermann des Staatsschiffes nur insoweit haben, als gerechterweise der Teil der Volkswirtschaft, der eine Erhöhung der Ausgaben für unsere Wehrkraft nötig machte, auch die entstehenden Lasten vorzugsweise übernehmen sollte. Es entspricht diesen Verhältnissen, wenn der Landwirtschaft besondere Fürsorge und Erleichterung ihrer Leistungen für die Allgemeinheit gewährt wird, zumal nur auf dem festen, gesunden Nachwuchs vom Lande unsere Wehrkraft beruht, und schon darin eine angemessene Gegenleistung liegt.

Vorsichtige Leute verlangten oft nach vorzeitiger vertrauensvoller Verständigung mit dem seegewaltigen Blutsverwandten. Man befreundet sich aber leider prosaischer Weise erheblich leichter mit starken Weggenossen, deren Waffen man achtet, als mit Konkurrenten, deren Geschäfte man nur fürchtet. Nur die Achtung der gegenseitigen Stärke bietet die gesunde Basis für die vertrauensvolle Verständigung. Dieses letzte Ziel tritt heut in den Erklärungen der leitenden Männer jenseits und diesseits des Kanals deutlicher hervor und erfreut sich der besonderen Beachtung des Kaisers.

Von höchster Stelle ist immer wieder, trotz manchen Mißverständnisses, versucht worden, unsere rein defensiven Absichten zu erweisen. Unwürdig wäre es gewesen, in gewissen Zeiten um Billigung unserer Entschlüsse seitens Fremder zu buhlen, wo die vitalen Interessen des Reiches energisches und rasches Handeln verlangten.

Die Gerechtigkeit erfordert es festzustellen, daß unser Kaiser, dem das Ausland einst ehrgeizige kriegerische Absichten zutraute, sich in voller Erkenntnis dessen, daß unsere wirtschaftliche Lage nur dann zu einem wirklich konsolidierten Volksreichtum führen kann, wenn eine lange Friedenszeit ein weiteres Thesaurieren gestattet, hier alles bis an die Grenzen des Möglichen getan hat, um den Frieden der Welt zu erhalten. Diese Beschränkung ist einem Temperament umso höher anzurechnen, das mit manch allzu schnellem Wort und spontaner Hand-

lung die Öffentlichkeit überraschte! Vielfach dürften solche Geschehnisse auf ungenügende Information seitens der Umgebung zurückzuführen sein. Ebenso, wie die Atmosphäre um Bismarck die Qualität seiner Mitarbeiter herabdrückte, so haben dem Kaiser gegenüber die zur Berichterstattung berufenen Stellen manchmal versagt. Die Schuldigen festzustellen, ist ohne Kenntnis der intimen Vorgänge für die Öffentlichkeit unmöglich. Andererseits hat sich der Kaiser nicht gescheut, selbst in sehr kritischen Augenblicken unserer inneren und äußeren Politik Personen mit seinem kaiserlichen Ansehen noch zu decken, welche in Wahrheit die Urheber der Vorgänge waren. Wenn dann entgegen dem Grundsatz, daß der moderne Monarch hoch und weit über dem Ganzen stehen soll, der Herrscher verleitet wird, selbst hervorzutreten und sehr persönlich zu handeln, so ist dies menschlich verständlich. Aber ein solches Beginnen weckt leicht neue Mißverständnisse zwischen der höchsten Stelle und der öffentlichen Meinung, deren Bedeutung in der heutigen Zeit für die Kraft des monarchischen Gefühls im Volke nicht unterschätzt werden darf.

Es ist das Verhängnis der auf der Höhe des Lebens an sichtbarer Stelle Stehenden, daß von ihrem Tun und Handeln der breiten Mitwelt oft die Geste maßgeblicher ist als Sinn und Wille ihrer Taten. So sind gar zu oft einzelne Vorgänge und Worte aus dem kaiserlichen Alltagsleben zusammenhangslos in die Öffentlichkeit gedrungen und dementsprechend falsch bewertet worden.

Aus der äußeren Politik mag folgendes im Einzelnen berührt werden:

Leute, die die Größe Bismarcks dadurch verkleinern, daß sie ihn ständig im Munde führen und seine Meinungen, die sich auf frühere Verhältnisse bezogen, wahllos auf die Gegenwart anwenden, aber vergessen, daß ein Bismarck sich nie gescheut hat, einer veränderten Lage mit gänzlich veränderten Mitteln zu begegnen, tadeln vor allem, daß wir die traditionelle Freundschaft mit Rußland nicht besser gepflegt haben. Sie betrachten als Hauptfehler das Aufgeben unseres Rückversicherungsvertrages mit Rußland und übersehen, daß es unserer Regierung, ganz besonders der allseitig Vertrauen werbenden schlichten politischen Gebarung unseres jetzigen Kanzlers gelungen ist, erfreulich gute Beziehungen zum Zarenreich trotz der Tripleentente und trotz der vergangenen österreichisch-russischen Krisis zu bewahren. Wenn auch nicht geleugnet werden soll, daß die Preisgabe der Rückversicherung entfrembet hatte, so liegen die wahren Gründe des Anschlusses von Rußland an Frankreich einmal in den nationalen Sympathien, deren Frankreich sich via Paris in der ganzen slavischen Welt erfreut, dann aber — und dies ist der Hauptgrund — in den engen wirtschaftlichen Beziehungen, die Frankreich als großer Geldgeber seit langem in Rußland unterhält. Die Geldfrage hat vor allen anderen Nebenursachen den absoluten Zar und die demokratische Republik zu einem der merkwürdigsten Bündnisse zusammengeschweißt, welche die Weltgeschichte kennt. Wären wir schon reich genug, unsere Kapitalien dem Auslande in großem Ausmaß zur Verfügung zu stellen, unsere Politik wäre

eine erheblich leichtere. So war es durchaus richtig, die engsten Beziehungen zu Österreich-Ungarn zu pflegen und den weiteren Rückhalt an Italien zu nehmen, als den natürlichen Alliierten, zu denen ergänzend Rumänien und die Türkei, in Zukunft hoffentlich noch das preußenartverwandte Bulgarien treten sollten, — der gegebene Zentralbund Europas.

Der letzte Tadel, den die öffentliche Kritik gegen die Politik der Regierung ausgesprochen hat, wandte sich gegen unsere mangelnde Erkenntnis von dem Unwert der Türkei, welcher sich im Balkankriege entgegen der allgemeinen Erwartung dargetan hat. Die Gründe für und Wider sind zu bekannt, als daß sie hier noch näher erörtert zu werden brauchen. Der allgemein gemachte größere Fehler lag in der Unterschätzung Serbiens und Bulgariens Der größte Fehler aber wäre, die geschlagene Türkei als für die Zukunft bedeutungslos zu vernachlässigen. Wenn die Türkei die Krisis, in welche sie durch die maßlos überstürzten Reformen und die schnöde politische Betätigung ihrer Armee gekommen ist, überwunden haben wird und als rein asiatischer Staat wieder neu gesundet, so bleibt sie durch eigene Stärke und als Trägerin des Kalifats ein Faktor in der Weltpolitik. Die jahrelang vom Kaiser gepflegte türkische Freundschaft bleibt deshalb auch in der Zukunft wertvoll. Wenn wir heut, wie vielfach beklagt wird, den Balkanwirren gegenüber eine zu abwartende Stellung einnehmen, so ist dies auf den Einfluß von höchster Stelle zurückzuführen. Es stände um das Ansehen Europas sehr viel besser, wenn die anderen Großmächte ebenfalls die Entwickelung der Ereignisse geduldiger abgewartet hätten. Die häufige Änderung sogenannter endgültiger Kundgebungen wirkte keineswegs erbaulich. „Man soll alles erst auslaufen lassen, ehe man sich mit festen Vorschlägen und Entscheidungen hineinmischt", so soll die kaiserliche Direktive seit Beginn der Wirren gelautet haben. Eine solche entspricht den Zielen, die sich ein weitsichtiger Politiker unbeirrt von dem Gewirr des Nebensächlichen stellen soll.

Die Kolonialentwickelung wird hier nicht berührt, aber der Tausch Sansibar-Helgoland ist ein zu bedeutsamer Vorgang, um ihn zu übergehen. Die Kenner kolonialer Verhältnisse beklagten allgemein die Aufgabe des wertvollen Objektes gegen die Erwerbung, die mit ihrem fortifikatorischen Ausbau dem Steuersäckel erhebliche Lasten auferlegte. Gewiß sind der Verlust Sansibars und neue Steuerausgaben an sich unerfreulich, aber jede Kolonie braucht, um wirklich wertvoll zu bleiben, gesicherte rückwärtige Verbindungen mit dem Mutterland. Diese Sicherung kann nur eine starke Flotte gewähren, für diese Flotte und ihre Verwendung ist aber dies kleine Helgoland, mag es auch noch so viel kosten, ein unbezahlbarer Stützpunkt. Die Rechnung stellt sich also sehr einfach. Die schönste Kolonialentwickelung nützt nichts, wenn wir versäumt hätten, unsere Flottenbasis so stark zu machen, daß unser überseeischer Besitz nicht vom Wohlwollen anderer abhängt.

Die Erwerbung Helgolands ist eine Etappe auf dem von unserem Kaiser beschrittenen Wege der notwendigen Entwickelung unserer Seemacht und ist als solche nicht zu hoch bezahlt.

Unser versöhnliches, oft sehr zuvorkommendes Verhalten gegen die französische Republik entspricht an leitender Stelle einer ehrlichen Sympathie für das Volk des traditionellen Heldentums. Allzu glücklich haben wir uns in der schwierigen Behandlung der französischen Volksseele nie gezeigt. Aber die spätere auffällige Zurückhaltung, welche, soweit öffentlich bekannt, seitens des Kaisers bei der Lösung der viel verwirrten marokkanischen Frage bis zu den Höhepunkten von Tanger und Agadir bestand, läßt mit Sicherheit darauf schließen, daß man an höchster Stelle nur sehr zögernd die von den zuständigen Ressorts dringlich befürworteten Mittel und Wege billigte. Der Tag von Tanger war nicht bloß für den Zeitungsleser ein peinlicher. Wie dem aber auch sei, wir haben trotzdem schwierige Situationen mit Ehren durchgehalten. Über den Wert oder Unwert der von unserer Diplomatie erzielten Ergebnisse wird erst die Zukunft urteilen. Unser Verhältnis zu Frankreich ist trotz aller Aufregung der öffentlichen Meinung ein korrektes geblieben, ein Modus vivendi, über den hinaus man grundsätzlich nichts von der eifersüchtigen alten Kulturnation verlangen sollte.

Lange bevor 1900 die Fanfare des gemeinschaftlichen Eingreifens der Mächte in China erklang, hat unser Herrscher die Bedeutung Ostasiens erkannt und dieser seiner Ansicht beredten Ausdruck verliehen. Auch hier ist die Erwerbung von Kioutschau nur als eine Etappe ähnlich wie Helgoland auf dem Wege unserer maritimen Entwickelung und nicht, wie geschehen, als ein müßiger und gefährlicher Kolonialspielplatz anzusehen.

In der inneren Politik ist der kaiserliche Einfluß nicht ebenso klar auf bestimmte Richtlinien hin festzulegen, wie dies in der äußeren Politik mit dem Ziel der Weltmachtstellung erkennbar. Zwei Enttäuschungen in der sozialen und in der polnischen Frage konnten nicht spurlos an einer Persönlichkeit vorübergehen, welche trotz aller modernen Anpassung mit ihren starken Wurzeln bis in die romantisch-mystische Vergangenheit hinunterreicht und den Mißerfolg edel gemeinter landesväterlicher Absichten schwerer und tiefer empfindet, als der Geist der heutigen Zeit begreift.

Was war wohl natürlicher, als daß der junge Kaiser, der im Sinne der Botschaft seines verewigten Großvaters ehrlich entschlossen war, die sozialen Schäden zu heilen, überzeugt war, selbst in Güte der sozialen Gefahr Herr werden zu können. Die Aussicht, ohne die vom eisernen Kanzler befürworteten Ausnahmebestimmungen und weiteren Kampfesmaßnahmen nur durch soziale Reform die Arbeiterschaft wieder zu gewinnen, war zu verlockend.

Irrig war leider der Glaube, daß es der Sozialistenpartei nur um die Heilung und Beseitigung materiell-sozialer Mißstände zu tun sei. Denn ob die

Verbesserungen in Lohn- und Wohnungsbedingungen oder in Arbeiterschutz bestehen, alle diese materiellen Zugeständnisse werden niemals den begonnenen Klassenkampf beseitigen.

Das im Interesse des sozialen Friedens und unter gerechter Wahrung der Vertragsverhältnisse zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer rückhaltlose Entgegenkommen des Kaisers, der sich sogar unmittelbar mit Arbeitervertretungen in Verbindung setzte, fand kein Verständnis, sondern wurde nur in unerhörter Weise agitatorisch ausgebeutet. Die Erfolge der Sozialdemokratie stiegen von Jahr zu Jahr, bis die Roten, nach dem weit überschätzten Mißerfolge der Reichstagswahl 1907, zu der Machtstellung im heutigen Reichstag gelangten.

Aus der gerechten Erbitterung über dies geringe Verständnis und den Mangel an fair play folgten die kaiserlichen Kundgebungen, welche sich in schärfster Form gegen den sozialistischen Gedanken wandten. Nichtsdestoweniger ist die kaiserliche Regierung den Weg der sozialen Reform stetig weiter gegangen und die Kraft der Befruchtung, welche in dem bloßen Vorhandensein einer sozialistischen Partei liegt, hat so reichliche Früchte getragen, daß ernsthafte Politiker, die keineswegs Reaktionäre sind, nicht die Sozialreform, wohl aber das eingeschlagene Tempo als zu schnell verurteilen.

Jedenfalls blieb der Kaiser trotz des nunmehrigen schroffen Gegensatzes zur Arbeiterbewegung des Ehrennamens des Arbeiterkaisers ebenso eingedenk, wie er in der äußeren Politik Friedenskaiser blieb. Die Entwickelung unserer sozialen Gesetzgebung, welche durchweg den arbeitenden Klassen zugute kommt, ist auch vom gesamten Ausland als mustergültig anerkannt.

Die einheitliche Festlegung unseres Rechtswesens für das ganze Deutsche Reich und die dauernde Arbeit am Reichsfinanzgebäude werden Merkzeichen der letztvergangenen 25 Jahre sein, ebenso hat die nachcaprivische Zeit bei Abschluß der gegenwärtigen Handelsverträge der Landwirtschaft und den vielen mit ihr im Zusammenhang stehenden Gruppen zufriedenstellende Erwerbsmöglichkeiten geschaffen. Wenn dann von ländlichen Interessenverbänden agitatorisch noch weitergehende Forderungen gestellt wurden, so ist mit vollem Recht von höchster Stelle auch an diese Adresse eine schärfere Abweisung erfolgt, denn die Staatsleitung darf nur solange Einzelinteressen fördern, als diese mit den Interessen der anderen Gruppen noch nicht zum Wohle des Ganzen ausbalanciert sind. Es wäre zwecklos, über dieses Maß hinauszugehen, weil schwache und untüchtige wirtschaftliche Faktoren auf die Dauer nicht durch besondere Fürsorge zu erhalten sind, sondern, so bedauerlich und so hart es auch im Einzelnen sein mag, besser ein schnelles Ende finden, aus dessen Liquidation sich noch etwas retten läßt, als eine an sich widersinnige Scheinexistenz zum Nachteile des Ganzen weiterführen.

Ähnlich wie der sozialen Frage wandte sich das kaiserliche Interesse unserer Ostmarkenpolitik zu. Die Angehörigen der alten slavischen Kulturnation, welche preußische Untertanen geworden waren, nachdem durch die Regierungsunfähigkeit

ihrer damaligen Machthaber der einstige Glanz Großpolens verwüstet worden war, flößten der ritterlichen Natur unseres Kaisers Sympathie ein, die ihren Ausdruck in einer wohlwollenden Behandlung der Polen, besonders ihrer Aristokratie fand. Auch hier blieb die Enttäuschung nicht aus, die großpolnische Bewegung wuchs offensiv und breitete sich über Landesteile wie Oberschlesien, in der eine solche früher unbekannt war, aus, nicht durch die dem Monarchen bekannten feudal-klerikalen Elemente, denn in der ganzen Bewegung wurde die nationalistisch-demokratische Richtung die treibende Kraft, die sich auch wirtschaftlich so stark organisierte, daß sich der Kampf um die Erhaltung des Deutschtums von Jahr zu Jahr verschärft. Dabei muß gesagt werden, daß die mit der Abwehr betrauten Stellen eine wenig glückliche Hand in der Behandlung des slavischen Volksempfindens zeigen und durch Maßnahmen wie die Zurückdrängung der polnischen Sprache und die Enteignung so tiefgehende Erbitterung erzeugen, daß ein wirklicher Erfolg zweifelhaft erscheint. Kein gerecht Empfindender wird verlangen, daß ein Pole die Traditionen einstmaliger Größe vollkommen aufgibt, ebensowenig wie den heut noch sichtbaren Ausdruck seines Volkstums, die Muttersprache. Verlangt kann und muß werden, daß jeder einzige ein preußischer Pole im besten Sinne des Wortes sei, daß er ebenso, wie es in unseren Kriegsjahren schon geschehen ist, stets treu zu unserer Fahne steht, unter der er sich nicht als vorübergehender Gast, sondern als gleichberechtigter und verpflichteter Staatsbürger fühlen muß. Vergeht er sich gegen diese selbstverständliche Forderung, so kann keine Strafe streng genug sein, ihn zur Pflicht zurückzuführen oder ihn zu vernichten. Aus den früheren Handlungen und Worten unseres Monarchen spricht eine ähnliche Auffassung zu deutlich, als daß sie durch vorübergehende Mißerfolge endgültig verändert sein sollte. An den Polen ist es, sich neuen kaiserlichen Vertrauens würdig zu erweisen und ihre Propaganda, die oft nur die Geschäfte wüsten Demagogentums besorgt, auf das richtige Maß berechtigter völkischer Eigenart zu beschränken.

Wo auch immer der Blick rückwärtsschauender Betrachtung über die letzten 25 Jahre hinschweift, nirgends sehen wir einen bedeutsamen Vorgang im äußeren wie im inneren Leben unseres Staates, der nicht das Interesse unseres kaiserlichen Herrn gefunden hat. Meist sind die Ereignisse noch zu nah, noch zu wenig vom Ballast des Nebensächlichen befreit, als daß ein endgültiges Urteil gefällt werden kann. Ganz besonders hinderlich ist die überreiche Legendenbildung, die sich in unserer schnellebigen hypergeschäftigen Zeit, in der allzuviele das Bestreben haben, nicht nur tüchtig, sondern auch möglichst universell geistreich zu sein, aufgespeichert hat. So kann das Bild einer so bedeutenden Persönlichkeit an leitender Stelle noch kein festes Gepräge haben. Aber der vorurteilslose Beobachter des politischen Lebens wird, — ohne in den Verdacht zu kommen, seinen „Männerstolz vor Fürstenthronen" zu verlieren — einen Verdacht, den hauptsächlich immer die gehabt haben, so nie in die Lage kamen, eine

Probe aufs Exempel zu machen — im Sinne obiger Ausführungen anerkennen, daß unser Kaiser ein starker Bejaher modernen Lebens sein will und sein ihm von den Vorfahren überkommenes Amt als erster Diener des Staates nach dem Worte des großen Ahnherrn treu verwaltet. Seine modernen Auffassungen sind umso höher einzuschätzen, als seine innerste Wesensart sich oft voll Sehnsucht abseits einer prosaischen Gegenwart Bildern ferner heldischer Vergangenheit in Wort und Tat zuzuwenden scheint.

Möge es unserem Kaiser beschieden sein, vor der Nachwelt, die allein gerecht urteilen wird, die Anerkennung zu finden, die seine aufopfernde Arbeit für Deutschlands Größe verdient, — zu dieser Arbeit mögen ihm noch lange reiche Jahre vergönnt sein. — In diesem Wunsche mögen sich Nord und Süd, Rechts und Links unseres Volkes zur Jubiläumsfeier begegnen.

Ottomar Frhr. von der Osten-Sacken-Rhein,

Oberstleutnant a. D.:

25 Jahre Kriegsherr.

Es ist etwas gewaltiges darum, Kriegsherr eines ganzen Volkes zu sein, zumal wenn dessen Kriegsmacht die erste der Welt ist. Welch' eine Fülle der Macht, aber auch welch' eine Verantwortung liegt darin!

Unsere Hohenzollern sind sich dessen stets bewußt gewesen. Seit der Große Kurfürst den Grundstock zu unserem Heerwesen legte, sind sie den altgermanischen Heerkönigen gleich Kriegsherren in des Wortes ureigenster Bedeutung gewesen. Wie diese haben sie die Wehrkraft ihrer Völker organisiert und sind selbst mit dem so gebildeten Heere, anders wie die meisten Fürsten der übrigen Länder, ins Feld gezogen, wo es immerdar die Ehre und der Vorteil des Vaterlandes erforderten. So hat sich um sie und ihr Heer ein gleichsam persönliches Band geschlungen. Und dieses wurde um so fester, als des Kurfürsten Enkel, der Soldatenkönig, der dessen Werk weiter ausbaute, durch sein Kantongesetz dem Heere eine nationale Grundlage gab und in seinem Offizierkorps unbewußt den Gedanken der altgermanischen Gefolgschaften zu neuem Leben erweckte. Seine Offiziere aus den Edelsten des Volkes erwählend, drückte er ihnen seinen Stempel auf, den des auf dem hingebenden Pflicht- und Ehrgefühl und der unerschütterlichen Treue und Liebe zu dem angestammten Kriegsherrn beruhenden wahren Offiziertums, den sich unser Offizierkorps bis auf den heutigen Tag bewahrt hat. So schuf der König das Heer, mit dem sein großer Sohn einer Welt in Waffen bestehen konnte. Und nicht nur das. Er gab so seiner Schöpfung auch das nötige feste Rückgrat, um den Stürmen der Zeit trotzen zu können.

Wohl ließen die Hintenansetzung des nationalen Gedankens im Heerwesen und dessen Vernachlässigung im Verein mit den zersetzenden Einflüssen des Zeitgeistes selbst das Heer des Großen Friedrich wenige Jahre nach seinem Tode zusammenbrechen. Doch die Belebung der früher nur zu sehr vernachlässigten moralischen und geistigen Faktoren durch die Scharnhorstsche Reform und die jetzt gerade 100 Jahre zurückliegende, als Einführung der allgemeinen Wehrpflicht bezeichnete Herstellung der Verpflichtung zur Verteidigung des Vaterlandes ließen Preußen und sein Heer wie den Phönix aus der Asche herrlicher denn zuvor erstehen.

Und nun wurde die allgemeine Wehrpflicht durch das Boyensche Wehrgesetz vom 3. September 1814 zum bleibenden Gut unseres Volkes. Freilich, in der jetzt anhebenden langen Friedenszeit büßte sie mehr und mehr von ihrer ursprünglichen Reinheit ein. Da das Heer nicht vermehrt wurde, war es schließlich nur noch ein Bruchteil der waffenfähigen Jugend, der zum Heeresdienst herangezogen wurde. Wie herrlich sich auch die Armee dank der unausgesetzten Pflege der moralischen Faktoren in den Sturmjahren der Revolution bewährte, so reichte sie doch nicht mehr aus, um Preußens Großmachtstellung aufrecht zu erhalten.

Doch in König Wilhelm I. erstand unserem Volke der Retter. Von Bismarck und Roon trefflich unterstützt, stellte er unter schweren inneren Kämpfen die allgemeine Wehrpflicht in ihrer ursprünglichen Reinheit her. Das dadurch verwendbar werdende Mehr an junger Mannschaft diente ihm dazu, das Feldheer zu verjüngen und einheitlich zu gestalten. Mit der so neugestalteten Armee erkämpften dann er und sein dritter Paladin Moltke auf den böhmischen und fränkischen Schlachtfeldern Deutschlands Einigung. Aus Preußens Kriegsherrn wurde der Bundesfeldherr, aus diesem der Kaiser. Wenn auch die Reservatrechte der größeren unter den deutschen Fürsten seiner Kommandogewalt im Frieden manche Schranken zogen, im Kriege war er doch fortan der Kriegsherr des gesamten deutschen Volkes.

Fürwahr ein glänzender, ja nur einmal durch einen unglücklichen Krieg auf wenige Jahre unterbrochener Anstieg. Eine stolze Hinterlassenschaft für den jungen Erben an der Kaiserkrone, der vor nunmehr 25 Jahren nach der kurzen Zwischenherrschaft seines herrlichen Vaters den Thron bestieg. Aber auch eine hoch verantwortungsvolle Erbschaft. Jena und Olmütz waren ernste Mahnungen. Und wie einst beim Tode des Großen Königs, so pochte auch jetzt wieder eine neue Zeit stürmisch an das Tor, und wie damals drohte der Zeitgeist den stolzen Bau zu untergraben, den des jungen Herrschers Ahnherren aufgerichtet hatten.

Doch er selbst war in einer guten Schule aufgewachsen. Dazu hatte ihn die Vorsehung mit reichen Gaben ausgestattet. Bei aller Vielseitigkeit doch wie die meisten seiner Vorfahren ein geborener Soldat und von der Bedeutung des Heeres für Preußen-Deutschland durchdrungen, wandte er ihm vom ersten Augenblick an seine vornehmste Sorge zu. Und das mit der vollen Begeisterungs-

fähigkeit der Jugend. Aber auch mit Ausdauer und im Vollgefühl seiner Verantwortlichkeit selbst dann noch, als mit den Jahren die jugendliche Begeisterung dahinschwand. Dabei zeigte ihm seine unstreitig hohe militärische Beanlagung den Weg, den er gehen mußte. Und das um so mehr, als er eifrigst bestrebt war, sich selbst immer mehr zu vervollkommnen. So ist unser Kaiser heute, wie wohl ohne Überhebung behauptet werden kann, im Besitz aller der Gaben, die der Soldat im Frieden betätigen kann, und deren er im Kriege zur Erringung des Erfolges nicht entraten darf.

Wie der junge Herrscher seine Stellung zur Armee und seine Aufgabe auffaßte, das zeigt sein erster Befehl, mit dem er jene begrüßte. In ihm hieß es:

> „So gehören wir zusammen, Ich und die Armee, so sind wir für einander geboren, und so wollen wir unaufhörlich fest zusammenhalten, möge nach Gottes Willen Frieden oder Sturm sein . . . und Ich gelobe, stets dessen eingedenk zu sein, daß die Augen Meiner Vorfahren aus jener Welt auf Mich herniedersehen, und daß Ich ihnen dermaleinst Rechenschaft über den Ruhm und die Ehre der Armee ablegen werde."

Voll bringt dieser Befehl das Gefühl der engen Zusammengehörigkeit zum Ausdruck, und mit dem ganzen ihm eigenen gewinnenden Zauber seines Wesens ist der Kaiser bis auf den heutigen Tag bei aller Strenge im Dienst bestrebt gewesen, dieses Gefühl weiter zu pflegen.

Der Befehl enthielt aber noch mehr. Aus ihm sprachen auch die hohe Auffassung des Kaisers von seiner Stellung und das Bewußtsein, dem Heere das sein zu können, was er ihm verhieß. Und sein Gelöbnis hat er gehalten. Ist es ihm auch bisher versagt geblieben, Jung-Deutschlands Heere zu neuen Siegen zu führen, hat er doch nichts verabsäumt, was nötig ist, um den Sieg wieder an unsere Fahnen zu fesseln, wenn dereinst die Stunde des schließlich doch unvermeidlichen Kampfes um unser Dasein schlagen wird. So hat er das Schwert scharf und von allen Rostflecken einer langen Friedensperiode rein gehalten.

Dazu gehörte vor allem die volle Durchführung der allgemeinen Wehrpflicht. Sie war jetzt um so gebotener, als die Kraft und die Erfolge, die wir unserer Wehrverfassung verdankten, alle großen Militärmächte zu ihrer Annahme genötigt hatten. Und dazu kam nun noch die enge Verbindung Frankreichs mit Rußland.

Durch die der Boulanger-Krisis entstammende Heeresverstärkung von 1887 war der Friedensstand unserer Armee auf 534 Bat. Inf., 465 Esk., 364 Batt., 31 Fußart.-, 19 Pion.-, 5 Eisenbahn-, 18¹/₈ Train-Bat. = 468 409 Mann (ohne Off., Einj.-Freiw. usw.) angewachsen. Die Kriegsstärke betrug bei einem Bevölkerungsstande von 49,4 Mill. Seelen (1. Dez. 1890) rund 2 400 000 Mann. Das jährliche Rekrutenkontingent belief sich auf etwa 154 000 Mann, d. h. 77 Prozent der nach Abzug der Reklamanten usw. verbleibenden Mannschaften, deren Zahl sich durch eine wohl mögliche geringe Herabsetzung der An-

forderungen erheblich hätte steigern lassen. Auch die Heereskosten (1887/88 493,5 Mill. Mark) blieben beträchtlich hinter denen Frankreichs zurück.

Trotzdem beschränkte sich der Kaiser zunächst auf geringe Organisationsänderungen innerhalb des vorhandenen Rahmens. So entstanden namentlich am 1. April 1890 ohne Truppenvermehrung das XVI. und XVII. Korps. Aber um so größer wurden die so schon im Heeresorganismus vorhandenen Lücken. So mußte bereits am 1. Oktober 1890 eine Verstärkung der Armee um 18 574 Mann eintreten. Den Löwenanteil trug die Feldartillerie davon, die um 70 Batterien vermehrt wurde.

Doch bald machten die Fortdauer der politischen Spannung und die Rüstungen Frankreichs und Rußlands eine weitere Heeresvermehrung nötig. Unbedingt mußte der bei der raschen Zunahme der Bevölkerung stetig wachsende Überschuß an wehrfähiger Mannschaft ausgebildet werden. Aber unter Beibehalt der dreijährigen Dienstzeit war dies nicht möglich, die Kosten wären nur schwer zu decken gewesen. So entschloß sich der Kaiser zur Einführung der zweijährigen Dienstzeit, nur bei der Kavallerie und reitenden Artillerie sollte die dreijährige beibehalten werden. Die Friedensstärke sollte künftig 492 068 Gemeine betragen, die Zahl der Unteroffiziere wie schon bisher die der Offiziere alljährlich durch den Etat festgesetzt werden.

Aber der Reichstag lehnte die Vorlage ab. So wurde er aufgelöst. Mit knapper Mehrheit nahm sie dann der neue Reichstag an, nicht ohne indessen erhebliche Abstriche zu machen. Die Kopfstärke wurde auf 479 229 Gemeine festgesetzt. Am 1. Oktober 1893 erhielt jedes der 173 Infanterie-Regimenter ein neues schwaches Halbbataillon. Außerdem wurden vornehmlich noch abermals 60 Batterien gebildet. Zugleich wurde vorläufig — endgültig erst 1905 — die zweijährige Dienstzeit in dem angegebenen Umfange eingeführt. Es sei gleich hier erwähnt, daß die halben vierten Bataillone sich nicht bewährten, daher aus ihnen am 1. April 1897 86 Voll-Bataillone und aus diesen 42 neue Infanterie-Regimenter formiert wurden.

Durch die Einführung der zweijährigen Dienstzeit stieg das jährliche Rekrutenkontingent einschließlich der überetatsmäßigen Quote von 9 Prozent zur Deckung des Ausfalls auf 251 555 Mann (1897) an. Aus Sorge, das nötige Mehr nicht voll aufbringen zu können, hatte man die Anforderungen um ein Geringes herabgesetzt. So blieb immer noch ein namhafter Überschuß. Und wenn auch die Heereskosten nach dem Etat von 1894/95 auf 611 Mill. Mark anwuchsen, zu denen dann noch 74 Mill. Mark für die Flotte kamen, so blieben beide Posten zusammen mit 13,8 Mark auf den Kopf der Bevölkerung verhältnismäßig doch noch immer erheblich hinter denen in Frankreich zurück, wo bereits 18,8 Mark auf den Kopf kamen.

Inzwischen hatte seit der Einführung des ersten Magazingewehrs M/71. 84.

auch die Feldartillerie unaufhörlich auf Schnellfeuergeschütze hingearbeitet. Das kleinkalibrige Gewehr 88 hatte dann die Feuerkraft der Infanterie noch weiter gesteigert. Dazu hatte die immer ausgedehntere Anwendung von Feldbefestigungen die Artillerie vor neue Aufgaben gestellt. Den sich hieraus ergebenden Anforderungen hatte sie bisher vornehmlich durch die Fortschritte bei der Geschoß- und Zünderkonstruktion gerecht zu werden versucht. Deren Verbesserung genügte aber nicht mehr. Doch die Schnellfeuer- d. h. Rohrrücklaufgeschütze waren noch sehr unvollkommen. Da griff der Kaiser selbst ein. 1897 wurde zwar kein Schnellfeuer-, aber ein Schnelladegeschütz, die Feldkanone C/96 eingeführt, zu der dann 1899 noch die Feldhaubitze 98 kam. So stand die Bewaffnung der Feldartillerie wieder auf der vollen Höhe.

Die zum 1. April 1899 nötig werdende neue Festsetzung des Friedensstandes hatte eine abermalige — dieses Mal, wie in der Folge stets, allmähliche — Verstärkung des Friedensstandes auf 495 500 Gemeine zur Folge. Wiederum trug die Feldartillerie den Löwenanteil an derselben davon. In der endlich durchgedrungenen Erkenntnis von der Notwendigkeit ihres engen Zusammenwirkens mit der Infanterie wurde sie am 1. Oktober 1899 den Divisionen unterstellt und unter Vermehrung um im ganzen 80 Batterien jedes Regiment in eine Brigade zu 2 kleinen Regimentern umgewandelt. Weiter wuchsen sich die Eisenbahntruppen durch den Hinzutritt von Telegraphen- und Luftschifferformationen zu Verkehrstruppen aus, für die eine eigene Inspektion (heute Generalinspektion) geschaffen wurde. Bei den übrigen Waffen war abgesehen davon, daß demnächst der Anfang mit der Errichtung von Maschinengewehrabteilungen gemacht wurde, die Vermehrung nur gering. Dagegen wurden noch aus einem Teil der inzwischen errichteten überschießenden Divisionen und Brigaden das XVIII., XIX. (2. sächsische) und III. bayerische Korps gebildet.

Unterdessen hatte sich Deutschland mehr und mehr auch zu einer Kolonialmacht herausgebildet. Ein Eingehen auf die kriegerischen Verwickelungen, die hieraus entsprangen, würde zu weit führen. Doch muß hervorgehoben werden, daß Deutschlands kraftvolles Auftreten anläßlich des Boxeraufstandes sein Ansehen im fernen Osten außerordentlich hob, trotzdem unseren Truppen hier kaum die Möglichkeit geboten wurde, ihren hohen Wert zu betätigen. Um so reichere Gelegenheit hierzu boten ihnen die Kämpfe in Südwestafrika in den Jahren 1904/08. Was sie hier geleistet haben, reiht sich würdig an die größten Ruhmestaten in der an solchen reichen Geschichte unseres Heeres.

Durch die Erwerbung seiner Kolonien und den hohen Aufschwung seiner Industrie und seines Handels, die des Schutzes seiner Flagge bedurften, war Deutschland inzwischen mehr und mehr zu einer Verstärkung seiner Seemacht gedrängt worden. Noch 1894/95 hatte deren Stand bei einer Gesamthöhe des Budgets von 74 Mill. Mark nur 20 Panzerschiffe, 13 Panzerkanonenboote, 17 Kreuzer usw. mit einem Personal von 21 270 Mann betragen. Für die er-

weiterten Aufgaben der Flotte reichte dieser Stand aber in keiner Weise aus. Das hatte niemand besser erkannt als der Kaiser, der ja selbst ein begeisterter Seemann ist. Sein Ausspruch „Deutschlands Zukunft liegt auf dem Wasser" kennzeichnet seinen Standpunkt. Unter geschickter Benutzung der sich im Volke regenden Strömung ging er zielbewußt und zäh daran, Deutschland auch zur See mächtig zu machen. So wurde er der eigentliche Schöpfer unserer Flotte.

Aber eine Flotte läßt sich nicht von einem Tage zum anderen schaffen. Dazu bedarf es jahrelanger Vorbereitungen. Mit dem zum Reorganisator der Flotte berufenen Admiral Tirpitz setzte der Kaiser das 1898 zum Gesetz erhobene Flottenprogramm fest. Anstelle des bisherigen Tastens trat ein System. Als Flottenkern sollte eine Schlachtflotte geschaffen werden, stark genug, um die heimischen Gewässer zu behaupten; diesem Zweck sollten alle anderen Rücksichten untergeordnet werden. Durch das zweite Flottengesetz vom 14. Juni 1900 wurde die Stärke der heimischen Flotte auf 4 Geschwader zu 8 Linienschiffen mit Flaggschiff, Materialreserve, 11 große und 28 kleine Kreuzer usw. festgesetzt, während die Auslandsflotte zunächst 3 große und 10 kleine Kreuzer zählen sollte. Trotzdem der Flottenbau auf eine lange Reihe von Jahren verteilt wurde, schwoll der Marineetat, zumal bei den rapiden Fortschritten der Technik, doch gewaltig an. Es kam hinzu, daß England, durch das Anwachsen unserer Flotte beunruhigt, sich mehr und mehr auf die Seite unserer Gegner neigte, so daß 1906 und dann auch wieder 1908 Novellen zum Flottengesetz ergehen mußten. So stiegen die jährlichen Ausgaben für die Flotte bis zum Jahre 1911 auf 442 Mill. Mark.

Inzwischen war 1905 die im Laufe des nächsten Quinquennats zu erreichende Friedensstärke des Heeres auf 504 665 Gemeine erhöht worden. Die Vermehrung, an der diesmal auch die Kavallerie Teil hatte, diente lediglich zur Füllung einiger der vorhandenen Lücken.

Von größter Bedeutung war die durch die gewaltigen Fortschritte der Technik gebotene weitere Verbesserung der Bewaffnung, der der Kaiser ununterbrochen die größte Aufmerksamkeit widmete. Bei der Infanterie war bereits das Gewehr 98 zur Einführung gelangt, das, auch ohne Selbstlader zu sein, durch die Annahme der S-Munition die zur Zeit denkbar höchste Leistungsfähigkeit erlangte. Und nicht minder bedeutungsvoll war die Umwandelung der Geschütze in Rohrrücklaufgeschütze, die die zur Notwendigkeit gewordene Anbringung von Schutzschilden gestattete. Dazu kamen auch hier außerordentliche Fortschritte bei der Munition.

Die Vervollkommnung der Waffen machte es nun aber auch nötig, die Uniform so abzuändern, daß der Soldat im Gelände weniger auffiel. Das Ergebnis der angestellten Versuche war die Annahme der feldgrauen Uniform.

Die immer weitere Verschärfung der politischen Gegensätze, die bereits die Möglichkeit hatte in die Erscheinung treten lassen, daß wir Oesterreich die ver-

tragsmäßige Bundeshilfe würden leisten müssen, ließ beim Ablauf des Quinquennats am 31. März 1911 eine namhafte Heeresverstärkung dringend geboten erscheinen. An Menschen fehlte es nicht, denn die Zählung vom 1. Dezember 1910 ergab eine Bevölkerung von 64,9 Mill. Seelen. Aber bereits erforderte das Heer alljährlich 807, die Flotte 442 Mill. Mark. So gab sich der Kaiser mit einer bis 1915 durchzuführenden Verstärkung des Heeres um 9482 Gemeine zufrieden. Vornehmlich war die Errichtung von Maschinengewehrkompagnien und eine namhafte Verstärkung der jetzt in höherem Maße zur Feldarmee gehörenden und daher auch schon im Frieden mit Bespannungsabteilungen versehenen Fußartillerie geplant. Weiter waren auch noch bei dem militärischen Verkehrswesen völlig neue Zweige — Funker, Flieger, Kraftfahrer — hinzugekommen.

Doch noch ehe die Verstärkung am 1. Oktober 1911 zur Ausführung gelangte, brach die schwere Krisis des Sommers 1911 herein. Nur die Mäßigung unseres Kaisers, der entgegen einer starken Strömung den Krieg so lange zu vermeiden wünschte, als es die Ehre zuließ, verhinderte den Ausbruch. Deutschland hätte den Kampf nicht scheuen brauchen, denn es verfügte z. Zt. über ein trefflich ausgerüstetes und ausgebildetes Heer von rund 4 350 000 Mann ohne den ausgebildeten Landsturm.

Aber die Krisis hatte ihr Gutes. Die Erkenntnis, für einen Krieg nie stark genug sein zu können, brach durch. So brachte die Regierung im Frühjahr 1912 gleichzeitig eine neue Heeres- und Flottenvorlage ein. Und in dem frischen Andenken an die eben durchlebte Kriegsgefahr wagte der Reichstag nicht, sie abzulehnen.

Nach der ersten der beiden Vorlagen sollte die Heeresstärke bis zum 31. März 1916 auf 544 211 Gemeine gebracht werden. An der abermaligen Vermehrung waren alle Waffen außer der Fußartillerie beteiligt. Der größte Teil der noch rückständigen und der frisch bewilligten Neubildungen wurde zum 1. Oktober 1912 ausgeführt. Zugleich wurden das XX. und XXI. Korps errichtet. Der durch diese Vermehrungen erreichte gegenwärtige Friedensstand unserer Armee beträgt 647 (4) Bat. Inf., 510 (6) Esk., 616 (17) Batt., 47 (1) Fußart.-, 32 (1) Pion.-, 17 (1) Verkehrs-, 25 Train-Bat. = 27 267 (660) Off., 92 347 (2000) Unteroff., 531 004 (13 207) Gem. (ohne Einj.-Freiw.), 126 480 (?) Dienstpf. Die eingeklammerten Zahlen geben die noch ausstehenden Neubildungen an, die zum größten Teil am 1. Oktober d. J. vorgenommen werden sollen. Die Kriegsstärke beträgt zunächst 4 500 000, später 5 000 000 Mann. Bereits heute sind die Friedens- und Kriegsstärke des Heeres um 154 942 bzw. 2 112 000 M. höher, als sie bei der Thronbesteigung des Kaisers waren. Freilich, auch die Heereslasten sind auf fast 900 Mill. Mark jährlich angewachsen.

Die zweite Vorlage betraf die Flotte, bei der vornehmlich die Erhöhung der

Kriegsbereitschaft geplant war. Die künftige Stärke der Schlachtflotte wurde auf 1 Flaggschiff, 5 Geschwader zu 8 Linienschiffen, 12 große, 30 kleine Kreuzer usw., die der Auslandsflotte auf 8 große, 10 kleine Kreuzer festgesetzt. Die aktive Schlachtflotte = 1 Flaggschiff, 3 Geschwader, 8 große, 18 kleine Kreuzer usw. und ein Viertel der Reserve-Schlachtflotte sollen ständig im Dienst sein. Der z. Zt. verwendbare Stand unserer Flotte beträgt 32 (7) Linienschiffe, 12 Panzerkreuzer, 36 (3) geschützte Kreuzer usw. Die eingeklammerten Zahlen geben die im Bau befindlichen Ersatz- und Neubauten. Das Personal beträgt gegenwärtig 64 292 Köpfe. Das Jahresbudget beläuft sich jetzt durchschnittlich auf 460 Mill. Mark.

So ist es jetzt bereits eine gewaltige Rüstung, die das deutsche Volk zu tragen hat. Bleiben die Ausgaben relativ auch noch immer erheblich hinter denen Frankreichs zurück, entfallen doch jetzt schon bei uns auf den Kopf der Bevölkerung jährlich 13,8 Mark für das Heer und 7,1 für die Flotte.

Und doch genügt diese Rüstung noch nicht. Die schwere, kaum schon ganz überwundene Krisis des letzten Winters, deren Ausbruch wiederum nur der besänftigende Einfluß unseres Kaisers und die Furcht vor seiner Macht verhinderten, zeigte nur zu deutlich, daß der große Entscheidungskampf um unser Dasein schließlich doch nicht zu vermeiden sein wird. Die durch den Balkankrieg bewirkte Verschiebung des politischen Gleichgewichts kam hinzu, um die Zweifel an der Zulänglichkeit unserer Rüstung zu vermehren. Und in der Tat konnten diese wohl begründet erscheinen, gehen doch z. Zeit noch immer alljährlich 20 Prozent der wehrfähigen Jugend für die Verteidigung des Vaterlandes verloren. So wurde denn jetzt selbst aus dem Volke heraus vielfach der Ruf nach Verstärkung des Heeres laut.

Schon war aber auch der Kaiser an der Arbeit, eine solche vorzubereiten. Längst hatte er ja die Notwendigkeit erkannt, und nur die mit ihr verbundenen Lasten hatten ihn bisher von der Durchführung absehen lassen. Jetzt mußte jedes Bedenken schwinden. So wurde denn dem Reichstage am 28. März d. J. eine Vorlage von einem bisher nicht dagewesenen Umfange gemacht. Nach ihr soll das Heer um 4000 Off., 15 000 Unteroff., 117 000 Gem., 27 000 Pf. vermehrt werden, der Friedensstand einschließlich der Offiziere und Einjährig-Freiwilligen künftig 817 000 M. betragen. Die geplanten Neuformationen sind verhältnismäßig gering, in der Hauptsache sollen die Etats erhöht werden, um die Kriegsbereitschaft der Armee zu erhöhen. So werden wir fortan im Kriegsfalle noch mehr Truppen als bisher improvisieren müssen, und das ist nicht unbedenklich. Aber die Hauptsache ist doch, daß die gesamte wehrfähige Jugend ausgebildet wird. Freilich, die Opfer sind groß, die gefordert werden, rund eine Milliarde an einmaligen und 200 Mill. Mark an fortlaufenden Ausgaben. Aber Deutschland kann und muß sie bringen. Wir leben in der Zeit der großen Erinnerungen, und da zeigt ein Vergleich, daß die jetzt geforderten Lasten ver-

schwindend sind gegen die Opfer, die unser Volk vor 100 Jahren gebracht hat. Und ein unglücklicher Krieg würde uns zugrunde richten. Vor einem solchen kann uns aber, zumal bei den fortgesetzten Rüstungen unserer Gegner, von denen sich Rußland in der Lage der unbegrenzten Möglichkeiten befindet, nur die Herstellung der allgemeinen Wehrpflicht in ihrer ursprünglichen Reinheit bewahren. Durch sie allein wird auch die gesunde Grundlage geschaffen, auf der unsere Nachkommen weiter bauen können. Darum müssen und dürfen wir auch wohl darauf hoffen, daß die Vorlage möglichst unverändert zur Annahme gelangt. Gerade jetzt vor 100 Jahren wurde die allgemeine Wehrpflicht bei uns eingeführt. Die jetzige Vorlage ist bestimmt, die ganze seitherige Entwickelung unseres Heerwesens zu krönen. Ihre möglichst einmütige Annahme, die dem Auslande die Entschlossenheit unseres Volkes zur Behauptung seiner gegenwärtigen Machtstellung zeigen würde, würde auch das schönste Jubiläumsgeschenk ganz Deutschlands für seinen Kriegsherrn sein. Si vis pacem, para bellum.

Die vorstehenden Ausführungen zeigen uns aber nur die eine Seite der Tätigkeit des Kaisers als Kriegsherr. Nicht minder bedeutungsvoll als der weitere Ausbau des Heerwesens und die Verbesserung der Ausrüstung und Bewaffnung ist die Entwickelung der moralischen und geistigen Faktoren. Und gerade auf diesem Gebiet konnte die Individualität des Kaisers sich voll geltend machen, da ihm hier der Reichstag keine Schranken auferlegen konnte.

Besonders beim Offizierkorps. Voll spricht sich seine Auffassung von dem Offiziertum in der nachstehenden Order aus:

> „Der gesteigerte Bildungsgrad unseres Volkes bietet die Möglichkeit, die Kreise zu erweitern, welche für die Ergänzung unseres Offizierkorps in Betracht kommen. Nicht der Adel der Geburt allein kann heutzutage, wie vordem, das Vorrecht für sich in Anspruch nehmen, der Armee ihre Offiziere zu stellen. Aber der Adel der Gesinnung, der das Offizierkorps zu allen Zeiten belebt hat, soll und muß demselben bleiben .... Ich schätze diejenigen Regimenter besonders hoch, deren Offiziere sich mit geringen Mitteln einzurichten und doch ihre Pflicht mit der Befriedigung und Freudigkeit zu erfüllen wissen, die den preußischen Offizier von altersher ausgezeichnet hat .... Unausgesetzt haben die Kommandeure sich klar zu machen, daß es heutzutage mehr wie je darauf ankommt, Charaktere zu erwecken und großzuziehen, und daß hierfür das eigene Beispiel in erster Linie mitwirken muß .... Dem Überhandnehmen des Luxus in der Armee muß mit allem Ernst und Nachdruck entgegengearbeitet werden."

Das waren köstliche Worte, die den ganzen idealen Standpunkt des Kaisers erkennen lassen.

In der Tat war es dringend geboten, dem Offizierkorps neue Kräfte zuzu-

führen. Der Nachwuchs deckte den Bedarf nicht mehr; im Anfang des neuen Jahrhunderts sank er trotz aller Neuformationen zahlenmäßig sogar unter den Abgang herab. Aber die Kreise noch mehr zu erweitern, aus denen sich das Offizierkorps ergänzte, war unmöglich. Längst waren die Zeiten vorüber, wo Geburts- und Schwertadel ausschließlich den Ersatz geliefert hatten, und nimmer durften Einheitlichkeit und Eigenart des Offizierkorps, auf denen zu allen Zeiten ein gut Teil unserer Erfolge beruht hatte, preisgegeben werden. Schwer erschüttert war die Homogenität des Offizierkorps bereits durch manche der Neulinge, die Kreisen entstammten, in denen dem Zeitgeist gehuldigt wurde. In diesem war aber dem vom Kaiser geforderten Gesinnungsadel, ohne den auch die höhere Bildung nicht zum Offizier befähigt, ein böser Feind erwachsen.

Und in dem Zeitgeist wurzelte auch der von dem Kaiser mit so vollem Recht bekämpfte, seine Opfer entnervende und darum für die Armee so gefährliche Luxus. Wo ihm die höheren Stände alle verfallen, war es für den Offizier sehr schwer, sich von ihm freizuhalten, zumal sich unter den Neulingen viele sehr wohlhabende Elemente befanden. Die von dem Kaiser so dringend betonte Notwendigkeit der Erziehung von Charakteren war das einzige Mittel hiergegen. Sie war und ist um so wichtiger, als es für den Offizier, für den Feldherrn wie für den jüngsten Leutnant, mehr auf Charakter als auf Talent ankommt.

Der Kaiser suchte zu helfen, so gut er konnte. Wohl wurde der Dienst immer schwerer. Aber er tat das Möglichste, um die Aussichten der Offiziere zu bessern und ihnen hierdurch neue, geeignete Elemente zuzuführen. Und in der Tat besteht hierin die einzige, zumal bei der jetzt geplanten Vermehrung doppelt ins Gewicht fallende Möglichkeit, die dem Offizierkorps durch den Aufschwung des Handels und der Industrie zum großen Teil verloren gegangenen Kreise, die früher seinen Ersatz geliefert hatten, zurückzuerobern. Fast gewaltsam erfolgte in der ersten Zeit nach der Thronbesteigung des Kaisers die dringend gebotene Verjüngung in den höheren Kommandostellen. Soweit es die Mittel nur zuließen, wurden — auch schon aus Rücksicht auf eine Mobilmachung — neue Stellen geschaffen. Weiter wurden durch das Reichsbesoldungsgesetz vom 15. Juli 1909, das sich bei den Hauptleuten und Leutnants auf das Prinzip der Alterszulagen stützt, namentlich die jüngeren Offiziere erheblich aufgebessert. Aber auch für die verabschiedeten Offiziere und die Hinterbliebenen wurde durch das Gesetz über die Pensionierung der Offiziere vom 31. Mai 1906 und durch das Militärhinterbliebenengesetz vom 17. Mai 1907 besser gesorgt.

Durch all diese Maßregeln gelang es denn auch wirklich, den angestrebten Zweck zu erreichen. So steht heute unser Offizierkorps, wenn es sich auch, wie die anderen Stände, von den zersetzenden Einflüssen des Zeitgeistes nicht ganz hat freihalten können, auf der gleichen hohen Stufe, die es zur Zeit unserer glänzendsten Erfolge einnahm, und wird an Ehr- und Pflichtgefühl von keinem an-

deren übertroffen. Dazu besitzt es einen Beurlaubtenstand wie keine andere Armee der Welt. Das alles aber ist in allererster Linie das unantastbare Verdienst unseres Kaisers.

Und nicht minder groß ist sein Verdienst um die Erhaltung des altpreußischen Geistes in den Unteroffizieren und Mannschaften.

Durch die materielle Aufbesserung der Unteroffiziere, durch weitgehendste Fürsorgemaßregeln, durch Erweckung besserer Aussichten für die Zukunft, teils durch Einführung der Dienstprämien und durch Regelung der Zivilversorgung, teils durch Erhöhung der Pensionssätze durch das Gesetz über die Versorgung der Unterklassen vom 31. Mai 1906 und durch das schon erwähnte Militärhinterbliebenengesetz vom 17. Mai 1907, gelang es, nicht nur dem anfänglichen Rückgange in der Zahl der Unteroffiziere Einhalt zu tun, sondern auch ein namhaftes Anwachsen derselben zu erzielen. Auch wurden vielfach bessere Elemente dem Unteroffizierstande gewonnen. So besitzen wir heute im allgemeinen ein ganz vortreffliches und auch zahlenmäßig ausreichendes Unteroffizierkorps.

Aber auch die Mannschaften sind trotz der Verrohung der Jugend in den großen Städten und trotz der Einwirkungen der Sozialdemokratie auf die heranwachsende Jugend im allgemeinen nicht schlechter geworden. Auch bei ihnen machen sich die materielle Aufbesserung und die sonstigen Fürsorgemaßregeln bemerkbar. Vor allem aber das herrschende System in der Behandlung des Mannes, den man so lange wie möglich nicht durch Strafen, sondern durch Belehrung zu erziehen sucht. Und der Kaiser selbst wirkt in diesem Sinne; man denke nur an seine zündenden Ansprachen bei Rekrutenvereidigungen, Fahnenverleihungen usw. Der wohltätige Einfluß der mit Beginn des neuen Jahrhunderts eingeführten neuen Militär-Strafgerichtsordnung, die das Heer der eigensten Initiative seines obersten Kriegsherrn verdankt, kommt hinzu. Daß die Zucht trotz der Einflüsse des Zeitgeistes nicht nachgelassen hat, das haben unsere Soldaten unter den schwersten Anstrengungen und Entbehrungen in Afrika bewiesen. Und nicht minder dürfen wir darauf hoffen, daß sich unser Beurlaubtenstand ebenso wie früher bewähren wird. Wo dessen Mannschaften noch immer zu Übungen eingezogen wurden, haben sie sich in ihrer großen Masse als stramme und tüchtige Soldaten erwiesen, mochten sie aus dem Norden oder dem Süden, vom platten Lande oder aus den großen Städten stammen. Ruft das Vaterland, dann können wir auf sie alle zählen. Sie werden nicht weniger leisten als ihre Vorgänger.

Im Gegenteil. Dank unserem Kaiser hat ja unser Heer kaum je schon auf einer so hohen Stufe der Ausbildung gestanden wie in der Gegenwart.

Schon vor seiner Thronbesteigung mit seinem klaren Soldatenauge die dem Heere damals anhaftenden kleinen Schwächen erkennend, säumte er nachher nicht, sie zu beseitigen. Nicht noch einmal sollte das Heer wie vor 100 Jahren auf

seinen Lorbeeren einschlafen. So brachte er Leben in die Armee, in der es in den letzten Jahren vielleicht an Rührigkeit gefehlt hatte.

Vor allem aber war er darauf bedacht, die in mancher Beziehung etwas rückständige Ausbildung den neuesten Anforderungen anzupassen. Bereits am 1. September 1888, kaum $2^1/_2$ Monate nach seiner Thronbesteigung, erhielt die Infanterie das ersehnte neue Reglement. Die Begleitworte des Kaisers enthielten sein Programm für die Ausbildung der Armee:

> „In dankbarem Gedenken an Meines in Gott ruhenden Vaters Majestät übergebe ich hiermit der Armee das aus seiner Anregung hervorgegangene neue Exerzier-Reglement für die Infanterie. Dasselbe soll neben der vollen Aufrechterhaltung der althergebrachten Zucht und Ordnung der Ausbildung für die Bedürfnisse des Krieges neuen Raum schaffen."

Kriegsmäßige Ausbildung, daneben aber Aufrechterhaltung der altpreußischen Zucht, das war jetzt die Parole.

Und dabei blieb es. Von allem Überflüssigen befreit, ist die Ausbildung jetzt ganz auf den Kriegsfall zugeschnitten. An Stelle des ehemaligen Massendrills ist der Drill des Einzelnen unter vollster Berücksichtigung seiner Individualität getreten. Jeder Mann muß das Höchste leisten, was in seinen Kräften steht. Überall muß der Offizier mit dem Beispiel vorangehen, und seine vollendete dienstliche Ausbildung befähigt ihn hierzu.

Dabei stehen die Reglements und Dienstvorschriften auf der vollsten Höhe aller berechtigten Anforderungen. Die reglementarischen Grundsätze und Formen sind die denkbar einfachsten, denn „im Kriege ist alles einfach, das Einfachste aber am schwersten", wie Clausewitz gesagt hat. Den Feuerwaffen ist die größtmögliche Rechnung getragen, dabei aber doch der frische Geist der allein zum Ziel führenden Offensive überall dringend betont.

Auf einer wie hohen Stufe der Ausbildung unsere Armee steht, davon geben Jahr für Jahr die Herbstübungen den Beweis. In keinem anderen Lande der Welt werden sie so kriegsgemäß angelegt und durchgeführt wie bei uns. So werden nicht nur die Truppen auf den Krieg vorbereitet, sondern auch die Führer hinauf bis zu den höchsten. Diese aber sind in dem Geiste Moltkes und des Grafen Schlieffen erzogen, die ihnen den Vernichtungsgedanken eingeimpft und sie in das Geheimnis der Führung der Massen eingeweiht haben. Wo sie es aber doch an Geschick und Tatkraft fehlen lassen, da zögert der Kaiser nicht, sie durch geeignetere Kräfte zu ersetzen, denn das Wohl des Ganzen geht ihm über jede andere Rücksicht. Und seinem scharfen Auge entgeht nichts. Ist er doch selbst als Kaiser noch bemüht gewesen, sich die nötige Routine anzueignen. „Probieren geht über Studieren."

Um das gegebene Bild abzuschließen, sei nur noch erwähnt, daß auch die Verwaltung mit ihren vielen Zweigen nicht hinter dem übrigen Heere zurücksteht.

Was hier von diesem gesagt wurde, gilt natürlich auch m. m. von der Flotte.

Ziehen wir das Fazit aus der nunmehr 25jährigen Tätigkeit unseres Kaisers als Kriegsherr, so wird dasselbe für die Armee — und mit den entsprechenden Abänderungen auch für die Marine — so lauten, wie es Verfasser am Schlusse seines Buches „Kaiser Wilhelm II. und sein Heer" ausgeführt hat:

„Wenn wir auf die Entwickelung unseres Heerwesens in den letzten 25 Jahren zurückblicken, so zeigt sie uns bei stetem Anwachsen der Armee und ständiger Verbesserung der Ausrüstung und Bewaffnung ein so kräftiges inneres Leben wie kaum je zuvor in einer der früheren langen Friedensperioden. Die Trefflichkeit unseres Offizierkorps, die hohe Bewertung der moralischen Faktoren und die hohe Stufe der allen Erfahrungen und Verbesserungen des Waffen- und Verkehrswesens gerecht werdenden Ausbildung lassen unsere Armee, wie ohne Überhebung behauptet werden kann, ebenso den ersten Platz unter allen einnehmen, wie einst die Heere des Großen Königs und unseres alten Heldenkaisers. Daß dem so ist, ist aber das unantastbare Verdienst unseres Kaisers, der in den 25 Jahren, die er nun an der Spitze unserer Armee steht, unablässig und mit hohem Verständnis bemüht gewesen ist, ihre Überlegenheit zu wahren. Und diesen Wert kennen und fürchten unsere voraussichtlichen dereinstigen Gegner. Daher hat unser Heer sich bisher als der zuverlässigste Friedenshort erweisen können.

„Liegt nun aber in diesem Wert auch die unbedingte Gewähr des Erfolges? Gewiß nicht. Eine große Chance aber doch. Viel, unendlich viel hängt im Kriege von der Führung ab, die vor allem Charaktere erfordert, auf deren Heranbildung unser Kaiser mit Recht so hohen Wert legt. Erprobte Führer haben wir infolge der langen Friedensperiode nicht. Darin liegt zweifellos eine Schwäche. Es kommt hinzu, daß der nächste Krieg mit seinen Millionenheeren und dem durch ihr Anwachsen erschwerten Nachschub, wozu sich auch noch die gewaltigen Fortschritte auf den Gebieten des Waffen- und Nachrichtenwesens gesellen, die Führung vor noch nie dagewesene Aufgaben stellen wird. Wie sich all diese Verhältnisse anlassen werden, das zu beurteilen, dafür fehlt es an jeder realen Unterlage. An der Schwierigkeit der Führung der Massenheere ist seinerzeit ihr Erfinder, einer der größten Feldherren aller Zeiten, gescheitert, und noch ungleich größer ist der Unterschied zwischen den damaligen Massen- und heutigen Millionenheeren und das trotz der Vervollkommnung des Verkehrswesens.

„Doch unter den gleichen Schwierigkeiten leiden auch unsere dereinstigen Gegner, die ebenfalls keine im Kriege bereits erprobten Führer besitzen. Dazu ist es eine alte Erfahrung, daß gute Armeen, und eine solche ist die unsere zweifellos in hervorragender Weise, meist auch gute Führer haben. Einer unserer

größten Feinde hat den Ausspruch getan, daß die Mark Brandenburg fast immer die Heimat großer Generale gewesen ist.

„Und diesem Boden entstammt auch unser oberster Heerführer, unser Kaiser, und nicht nur ihm, sondern einem Geschlecht geborener Feldherren. Auch ist die Mischung von Monarch und Feldherrn noch immer die beste gewesen. Fraglos besitzt auch er hohe militärische Gaben. Dazu ist er bemüht gewesen, soweit dies im Frieden überhaupt möglich ist, sich die nötige Erfahrung und Übung zu erwerben. Hoffen wir, daß ihm auch die richtigen Männer zur Seite stehen werden. Unser Heer wird, wenn es zum Kriege kommt — das Vertrauen können und müssen wir zu ihm haben — das teure Vermächtnis seiner Altvorderen, die unbefleckte Ehre seiner Fahne, hochzuhalten wissen."

Admiral Büchsel: Der Kaiser und die Flotte.

Sehr geehrter Herr Professor!

Der freundlichen Aufforderung, in der Jubiläumsnummer Ihrer geschätzten Zeitschrift meine Ansicht zu sagen über den Einfluß S. Majestät des Kaisers auf die Entwickelung der deutschen Flotte in den letzten 25 Jahren, komme ich gerne nach. Wenn auch schriftstellerische Betätigung nicht in der Richtung liegt, in der ich, auch im sogenannten Ruhestande, meinem Vaterlande zu nützen bemüht bin, so ist doch Ihre Anfrage eine willkommene Gelegenheit, einen kleinen Teil der Dankesschuld, die ich wie jeder andere Angehörige der Marine unserem Kaiser gegenüber fühle, mir vom Herzen zu schreiben.

Ich will nicht damit anfangen aufzuzählen, wie schwach die deutsche Flotte war am Ende der achtziger Jahre und wie stark sie jetzt ist; beides ist dank der Aufklärungstätigkeit offizieller und privater Kreise überall bekannt; zudem ist die Größe des Zuwachses in der Zwischenzeit nur eine Folge des besseren Verständnisses unseres Volkes für die Erfordernisse unserer wirtschaftlichen und politischen Lage. Daß aber diese bessere Einsicht geweckt und entwickelt wurde soweit, daß unsere Nation jetzt zur See so stark sein will, daß der seemächtigste Gegner durch einen Angriff auf uns die eigene Machtstellung ernstlich gefährdet, das haben wir in erster Linie unserm Kaiser zu danken, das ist das Resultat seiner langjährigen, zähen, oft verkannten Arbeit, das ist sein ganz persönliches Verdienst. Ein Weiteres, in meinen Augen noch Größeres, erblicke ich darin, daß es unter seiner Leitung gelungen ist, die innere Kraft der Marine so zu

entwickeln, daß diese imstande war, den rapiden Aufschwung der letzten 14 Jahre, technisch und militärisch auf der Höhe, innerlich gesund und kräftig bis in die äußersten Verzweigungen, zu überstehen. —

Nicht Liebhaberei war es bei unserm Kaiser, daß er, vom Tage des Regierungsantritts an, bei jeder Gelegenheit für den Ausbau der Flotte eintrat, nicht das Bestreben auf bisher scheinbar unbeackertem Feld Lorbeeren zu ernten, sondern die klare und feste Überzeugung von der Notwendigkeit einer starken Flotte für Deutschlands Zukunft war es, die ihm die Kraft und die Ausdauer gab, viele Jahre vergebens, aber immer unermüdlich, für die Stärkung der Wehrkraft Deutschlands zur See zu wirken. Wie es eine seiner ersten Regierungshandlungen war, den fremden Wächter vor Deutschlands Auslandspforte — Helgoland — in unseren Besitz zu bringen, so bemühte er sich von Anfang an, den Nebel zu zerstreuen, der unser Volk nicht erkennen ließ, daß es eine starke Flotte braucht, wenn es seine Weltwirtschafts-Interessen wahren, die gesicherte Verbindung mit dem Auslande, die Grundlage unserer Industrie, die Nahrungsquelle für Millionen von Deutschen behalten und, seinen wachsenden Bedürfnissen entsprechend, ausbauen will.

Die Größe der Aufgabe, die Schwierigkeiten, die ein schneller Ausbau der Flotte mit sich bringen mußte, waren dem Kaiser bekannt. Wenn auch durch General v. Stosch der heimischen Kriegsschiffstechnik und den mit ihr zusammenhängenden Industrien eine gesunde Grundlage gegeben war, auf der die Nachfolger weiterbauen konnten, wenn diese auch der inneren Organisation der Marine Festigkeit gegeben und vor allem ein vorzüglich ausgebildetes, mit gutem Geist erfülltes Personal erzogen hatten, so fehlte doch noch unendlich viel, unsere Technik auf die notwendige Höhe zu bringen, den inneren Ausbau der Marine vorzubereiten auf die Leistungen, die von ihr verlangt werden mußten.

Den entscheidenden und stärksten Anstoß hierfür hat der Kaiser gegeben, überall griff er belebend ein; im Verkehr mit den Vertretern der Industrie, bei Besuchen der Werften und Werke, durch Gründung und Teilnahme an wissenschaftlichen Organisationen zur Hebung des Schiff- und Maschinenbaus, überall, wo sich ihm eine Gelegenheit bot oder er sie schaffen konnte, förderte er die Entwickelung der Technik und der Techniker. Und wie er sich bemühte, sein Volk die See kennen und lieben zu lehren, das Binnenland in Verbindung zu bringen mit dem Wasser und mit der Flotte, das Verständnis für den Einfluß der Seemacht auf die Geschicke der Völker in allen Kreisen zu heben, das ist in Aller Gedächtnis.

Gleich nach dem Regierungsantritt begann die Steigerung der Marineforderungen in Bundesrat und Reichstag. Das Ziel war gegeben, die Einschätzung der eigenen Leistungsfähigkeit und des Verständnisses des Volkes mußte ausschlaggebend sein für das Tempo und den einzuschlagenden Weg.

Nachdem der zuerst unternommene Versuch, nach der bisherigen Methode, auf dem Wege der jährlichen Forderung, in langsamer Steigerung, die Entwickelung der Flotte „stückweise“ zu fördern, bei jährlichen Kämpfen um Zweck und Ziele unserer Seerüstung, wechselnde Erfolge gebracht hatte, führten die Erfahrungen des Jahres 1897 zu der Überzeugung, daß diese Lebensfrage für Deutschlands Zukunft losgelöst werden müsse von den Parteikämpfen des Reichstags. Da entschied sich unser Kaiser im Vertrauen auf den gesunden Sinn der Nation für „ganze“ Arbeit, für die Forderung der gesetzlichen Festlegung der Fundamente unserer Marine und wählte den Mann aus, der dies Riesenwerk vollbringen sollte und, wiederum dank der verständnisvollen Mitarbeit des Kaisers, bis heute mit beispiellosem Erfolg vollbracht hat.

Zuerst galt es eine systematische Aufklärungstätigkeit zu entfalten, und ihr großer Erfolg in der kurzen Zeit, bis unser Volk vor die entscheidende Frage gestellt werden mußte, war nur möglich, weil der Kaiser schon vorgearbeitet hatte, weil er nun diese bisher von ihm allein ausgeübte, jetzt aber großzügig einsetzende Tätigkeit auf jede mögliche Weise unterstützte. Durch öffentliche Hinweise auf die Bedürfnisse des Reiches, persönliche Aufklärung durch Wort und Schrift, durch selbstentworfene Flottentabellen, die von den Hallen des Reichstags an bis in die fernsten Winkel des Landes verbreitet, belehrend wirkten, stellte er sich an die Spitze der Bewegung. Das Reichsmarineamt arbeitete mit Hochdruck, hervorragende Männer der Wissenschaft und Praxis traten auf und wirkten auf Alt und Jung, die Volksbewegung des Flottenvereins bereitete sich vor, und mit der wachsenden Erkenntnis, mit dem allmählichen Schwinden der bisherigen Unklarheit wuchs die Zahl der überzeugten Anhänger einer gesunden Flottenpolitik. So konnte der Boden bereitet werden für die Flottenvorlage 1898, deren einfache und klare Begründung dem Volke Zweck und Ziele unserer Wehrkraft zur See offen darlegte und deren Inhalt die gesetzliche Festlegung der Lebensbedingungen der Flotte — Zahl, Art, Beschaffungs- und Ersatzfrist der Schiffe, Bemannung und Indiensthaltung — forderte. Ein Schritt von so überwältigender Bedeutung, daß der grundlegende Gedanke, den der Kaiser gleich nach dem Mißerfolg 1897 aussprach, damals, selbst innerhalb der Marine, für zunächst unerreichbar gehalten wurde. Aber der Kaiser blieb fest und der Erfolg — die Annahme des Flottengesetzes am 28. März 1898 — zeigte, daß er sein Volk richtig eingeschätzt hatte. Die Notwendigkeit des Vorhandenseins zunächst einer Defensivflotte von bestimmter Stärke wurde anerkannt, und die Basis der Neuorganisation, das dauernd aktive Geschwader, an das sich die Reservegeschwader angliederten, geschaffen. Jetzt war eine unumstößliche Grundlage für den Bestand der Flotte gegeben, jetzt war den bisherigen fruchtlosen, aufreibenden Kämpfen der Boden entzogen, jetzt konnte nützliche Arbeit geleistet werden!

Selbst der Laie kann sich eine Vorstellung davon machen, was nun von allen Stellen in der Marine verlangt werden, welche Riesenarbeit aber vor

Allem die leitende Stelle, das Reichsmarineamt, leisten mußte, was es hieß Schiffs-, Maschinenbau-, Panzer- und Waffenindustrie so zu heben, daß sie den Anforderungen gerecht werden, der gerade in dieser Zeit so schnellen Entwickelung der Technik folgen konnten, was es bedeutete, die Werften zu entwickeln, das Personal auszubilden, die Organisation den veränderten Verhältnissen anzupassen und durch sie ein Hand-in-Hand-Arbeiten aller Stellen zu sichern. Beim besten Willen auf allen Seiten konnten Meinungsverschiedenheiten nicht ausbleiben, und da war es wieder der Kaiser, der anerkannte, daß die Stelle, die die Arbeit leisten sollte, auch den Einfluß, die Hilfskräfte, Ellbogenraum und Leistungsmöglichkeit haben müsse, die ihr gestattete, unbehindert den als richtig anerkannten Weg zu gehen. Aber nicht nur hierdurch stellte der Kaiser sich und seine Kraft in den Dienst der großen Aufgabe. Jede Art der Technik fand ihn, wie schon früher, zunächst als Studierenden, dann als anregenden Förderer; oft unbequem empfunden im Drange der Arbeit, stellte er Aufgaben auf allen Gebieten, unbehindert durch irgend welchen Zopf verbreitete er neue Gedanken über die Entwickelung des Kriegsschiffbaues, und lange ehe an eine Ausführung gedacht werden konnte, hatte der Kaiser schon die heimischen Werften, hervorragende Offiziere und Techniker zu Konkurrenzentwürfen für die spätere Entwickelung der für uns in Betracht kommenden Typen aufgefordert. Die Besuche der Flotte vertieften sich zu ernsthaften Inspizierungen und die angeborene seemännisch-militärische Befähigung des Kaisers, entwickelt durch eifriges Studium, häufigen Flottenbesuch und rückhaltlos offene Aussprache mit tüchtigen Männern jedes Ranges und Standes, ließ ihn immer die für beste Entwickelung des Ganzen günstigsten Entscheidungen treffen.

So gewann auch der Kaiser immer tieferes Verständnis für die Bedürfnisse der Flotte in allen ihren Teilen, und die weise Mäßigung, die oft Verwunderung erweckende Zurückhaltung bei Einbringung von Novellen zum Flottengesetz, wie sie durch die Entwickelung der politischen Lage Deutschlands, das Anwachsen der fremden Flotten nötig wurden, finden ihre Erklärung in dem auf genaue Kenntnis der Verhältnisse gegründeten Willen, mit unserer Flotte ein kräftiges gesundes Gewächs zu schaffen, keine Treibhauspflanze.

So baute sich im Laufe der Jahre eine Verstärkung auf die andere, immer nur dann, wenn die Marine sie verdauen konnte; jedes neue Schiff war eine Verbesserung des vorhergehenden, jedes Übungsjahr zeigte eine Steigerung der Kriegsfertigkeit, jede Reichstagssession eine immer wachsende Übereinstimmung in den grundlegenden Fragen der Flottenpolitik. Ohne Rückschläge kamen wir vorwärts, glänzend lohnte sich die dauernde Arbeit der immer zahlreicher im Deutschen Flottenverein gesammelten, das gesamte Vaterland umfassenden Flottenfreunde. Nord und Süd umschloß ein neues Band, die gemeinsame Arbeit zur Aufklärung unseres Volkes über die Bedeutung der Flotte für Deutschlands Zukunft.

Mit den Novellen zum Flottengesetz wuchs die Arbeit, stiegen die Anforderungen an die Leitung, erhöhten sich die Schwierigkeiten auch der inneren Entwickelung. Auch hier verlor der Kaiser nie das Ganze aus dem Auge, und seine Entscheidungen vertraten stets den Grundsatz, daß alle Glieder des großen Organismus gleichmäßig erstarkten; ungestümen Drang auf Entwickelung da, wo er für das Ganze verfrüht, hemmend, scharf lenkend da, wo die Richtung auf das Ziel verloren ging.

So sehen wir dankerfüllten Herzens den Zeitpunkt nahen, wo unser Kaiser sein Ziel erreicht haben wird. Auf breiter Basis, gleichmäßig kräftig von der Wurzel bis in die einzelnen Verzweigungen steht unsere Marine vor uns, soweit Menschen sehen, gibt es keine ungesunde Stelle, und das will etwas sagen bei einem Organismus, der mit solcher Schnelligkeit sich entwickeln mußte.

Das Ganze aber konnte nur geleistet werden, weil das Werk getragen und beschattet wurde von nicht nur dem pflichtmäßigen Interesse, von der felsenfesten Überzeugung seiner dringenden Notwendigkeit, sondern auch von der warmen Liebe des Kaisers, die jeder Stelle in dem großen Betriebe erkennbar wird; nicht nur den oberen Chargen, sondern jedem Angehörigen der Marine, in der es wohl kaum einen Mann gibt, der dem Kaiser nicht wenigstens einmal gegenübergestanden hat, dessen Marineteil nicht wenigstens einmal von ihm inspiziert worden ist. Nur dadurch konnte die erforderliche Leistung herausgeholt, der persönliche Einfluß, den der Kaiser heute auf jeden Einzelnen ausübt, gewonnen werden, nur dadurch konnte das Gefühl erweckt und dauernd wachgehalten werden, das unser Kaiser heute in jedem Auge leuchten sieht, wenn er in seiner Marine an Bord oder an Land die Front abschreitet: „wir wollen Dir zeigen, daß wir Deines hohen Vertrauens nicht unwert sind."

So ist tatsächlich die heutige deutsche Flotte, innen wie außen, unseres Kaisers ureigenstes Werk, und mit dem Regierungsjubiläum Kaiser Wilhelms II. feiert die Marine gleichzeitig das Jubiläum des Auflebens eines, von der Notwendigkeit ihrer Verstärkung überzeugten, einflußreichen und zähen Willens, der in klarer Erkenntnis der Erfordernisse der Zukunft, in nüchterner, ernster Arbeit die einzig sichere Grundlage schuf für Deutschlands Weltmachtstellung.

Rittmeister von Frankenberg: Die Entwicklung unserer nationalen Luftfahrt.

Unaufhaltsam schreitet die Entwicklung der Luftfahrt vorwärts und bringt uns dem heißerstrebten Ziele näher, durch menschliche Tat- und Schaffenskraft Beherrscher des Luftmeeres zu werden.

Ein kurzer Überblick über das bisher Geschaffene und Erreichte auf allen einschlägigen Gebieten möge den heutigen Stand kennzeichnen. Unter der Regierung Kaiser Wilhelms II. wurde aus der bisherigen Luftschifferabteilung im Jahre 1901 ein Luftschifferbataillon zu 2 Kompagnien und einer Bespannungsabteilung gebildet. Den wissenschaftlichen Fahrten im Freiballon, wobei die Professoren Dr. Berson und Dr. Süring den ungeschlagenen Höhenrekord von 10 800 Meter schufen, und den so erfolgreichen Versuchen und Maßnahmen des Professor Dr Aßmann brachte Se. Majestät das größte Interesse entgegen. Die Kenntnisse über Meteorologie und Wetterkunde wurden hierdurch in hervorragender Weise gefördert.

Auf Anregung Sr. Majestät wurde im Jahre 1906 die Motorluftschiffstudiengesellschaft gegründet. Die Gesellschaft hatte es sich zur Aufgabe gemacht, die Bedingungen für eine erfolgversprechende Entwicklung der Luftfahrt zu untersuchen, und hatte dazu einen technischen Ausschuß eingesetzt, der aus den ersten Fachleuten auf allen Gebieten der Luftfahrt und ihrer Hilfswissenschaften bestand. Nach mehrjährigem segensreichen Wirken und nach Erreichung des gesteckten Zieles ist die Gesellschaft nunmehr in der Auflösung begriffen. Im Jahre 1907 konnte das Militärversuchsschiff und das erste Parsevalluftschiff durch Se. Majestät besichtigt werden, und am 29. August 1909 landete „Z. III“ in Gegenwart Sr. Majestät auf dem Tegeler Schießplatz von Friedrichshafen kommend. Die Stiftung des Kaiserpreises von M. 50 000 für einen Flugmotorenwettbewerb hat vorzügliche Resultate gezeitigt.

Fast alle Luftfahrervereine haben sich dem Deutschen Luftfahrerverband angeschlossen. Die Anzahl der Verbandsvereine beträgt 89 mit 80 000 Mitgliedern.

Der Vorstand besteht aus Prä idium, Vorstand und Vorstandsrat, ferner wirken je eine Luftschiff-, Freiballon- und Flugzeugkommission. Der diesjährige Luftfahrertag findet in Leipzig statt.

Wichtige Änderungen sind nicht zu erwarten, da auf dem vorjährigen Luftfahrertag das Grundgesetz eine bedeutende Umänderung erfahren hat, deren wichtigste die Schaffung von Heimatsbezirken gewesen ist. Die vor etwa einem Jahre begründete Reichsfliegerstiftung hatte den Zweck, verunglückte deutsche Flieger oder deren Hinterbliebene mit Geld zu unterstützen. Trotz der Opferwilligkeit einzelner Behörden, Vereine und Privaten würden aber die verfügbaren Mittel nicht

mehr ausreichen, zumal die Bedürfnisse für die Fliegerfürsorge durch die weitgesteckten Ziele der Nationalflugspende bedeutende Steigerung erfahren werden. Da aber auch die Mittel der Nationalflugspende in absehbarer Zeit aufgebraucht sein werden, galt es rechtzeitig Vorkehrung zu treffen, um auch in der Zukunft tatkräftig eingreifen zu können. Aus diesem Grunde ist der Deutsche Luftfahrer-Verband unter Mitwirkung der hohen Reichs- und Staatsbehörden im Begriff, diese Einrichtung weiter auszudehnen und eine Organisation zu schaffen, die aus laufenden Beiträgen aller Art von Reichs- und Staatsbehörden, Kommunen, Korporationen, industriellen und kommerziellen Unternehmungen sowie Einzelpersonen, Stiftungen, Veranstaltungen der gesamten nationalen Luftfahrt dauernde Hilfsquellen solange erschließen soll, bis die wirtschaftliche Grundlage, sich selbst zu erhalten und fortzubringen, gegeben ist.

Da die Errichtung von Flugstützpunkten, über ganz Deutschland verteilt, geplant ist, um den Flugzeugen bei Überlandflügen Unterkunft zu gewähren, hat der Deutsche Luftfahrer-Verband eine Bauberatungsstelle geschaffen. Es werden einige Normaltypen von solchen Bauten aufgestellt werden, um eine Übersicht über die möglichen Konstruktionen und Kosten ihrer Ausführung zu erhalten, sowie noch unbeteiligte Firmen zur Konkurrenz heranzuziehen und eventuelle Verbesserungsvorschläge einzureichen. Neben den technischen Anforderungen wird bei der Ausführung auch die architektonische und ästhetische Wirkung berücksichtigt werden.

Im Frühjahr 1912 wurde die deutsche Versuchsanstalt für Luftfahrt ins Leben gerufen mit Unterstützung der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft, des Vereins deutscher Ingenieure und zahlreicher anderer Vereine, Firmen und privaten Gönner. Da das Deutsche Reich die Hälfte der erforderlichen Mittel bewilligt hat, haben die Reichsbehörden einen maßgebenden Einfluß auf die Führung der Geschäfte.

Die erste große Aufgabe sollte die Durchführung des Wettbewerbs um den Kaiserpreis für den besten deutschen Flugmotor bilden, welcher der Allerhöchsten Bestimmung gemäß bis zum 27. Januar 1913 abgeschlossen sein mußte und wegen der starken Beteiligung dazu zwang, vorerst alle verfügbaren Kräfte zur Lösung dieser Aufgabe heranzuziehen.

Dieser Umstand bedingte auch den ersten Ausbau der Anstalt, und es wurde zunächst nur das für die Motorenabteilung vorgesehene Laboratorium errichtet. Preisträger wurde der Daimler-Motor. Nunmehr ist die Anstalt im weiteren Ausbau begriffen und wird bald in der Lage sein, alle für die Luftfahrt in Betracht kommenden technischen Prüfungen übernehmen zu können.

Nicht weit entfernt davon liegt das Gebäude der Deutschen Luftfahrerschule. Sie bezweckt durch eingehende wissenschaftliche und praktische Unterweisung junge Leute als technisches Bedienungs- bezw. Führerpersonal für Flugzeuge oder Luftschiffe, als technische Bureau- oder Betriebsbeamte für die Luftfahrtindustrie usw. vorzubilden. Es ist eine Flugzeug- und eine Luftschiff-Klasse mit je einjährigem Kursus eingerichtet. Ferner finden dreimonatliche

Sonderkurse zur wissenschaftlichen und praktischen Sonderausbildung für Flieger statt.

Neben einer eigenen Lehrwerkstätte für Flugzeugbau und Motorenbetrieb werden für die praktische Ausbildung erstklassige Fabrik- und Betriebsunternehmen der Luftfahrzeug- und Motoren-Industrie mit herangezogen. Den in die Luftschiffertruppe eintretenden jungen Leuten steht nach Erledigung ihrer Dienstpflicht und bei sonstiger Eignung eine günstige Laufbahn als „Technisches Bedienungspersonal für die Heeresluftschiffe" offen.

Um einen Zusammenschluß der Fachmänner der Luftfahrttechnik und Luftfahrtwissenschaft zu fördern, theoretische sowie praktische Fragen des Luftfahrzeugbaus und Betriebes aufzuwerfen und zu behandeln, ist die wissenschaftliche Gesellschaft für Flugtechnik am 3. April 1912 unter dem Ehrenvorsitz Seiner Königl. Hoheit des Prinzen Heinrich gegründet worden, höchstwelcher sich vorbildlich im Flugwesen betätigt und rege Anteilnahme für die Entwicklung unserer nationalen Luftfahrt bekundet hat.

Es werden alljährlich gelegentlich einer Hauptversammlung in einer Reihe Fachvorträge die aktuellen wissenschaftlichen Themata behandelt; besonderer Wert wird aber darauf gelegt, in einzelnen aus Spezialfachleuten gebildeten Unterausschüssen ständig an der Förderung der Luftfahrt zu arbeiten Sämtliche bei den Reichs- und Landesbehörden sowie bei der Nationalflugspende eingehenden Erfindungsgesuche werden der Gesellschaft zur Prüfung und Begutachtung überwiesen.

Durch diese Einrichtung sind bereits außerordentliche Vorteile erwachsen, da es einen Überblick über das gesamte vorliegende Material ermöglicht und für die wirklich brauchbaren Erfindungen beträchtliche Mittel bereit gestellt werden können, weil bei dem heutigen Stand der Technik mit kleinen Mitteln überhaupt nichts zu erreichen ist.

Bezüglich der vom Kaiserl. Aero-Club angeregten Gründung eines deutschen Freiwilligen Fliegerkorps sind die diesbezüglichen Verhandlungen mit dem Kgl. Kriegsministerium in gutem Fortgang begriffen. Die bereits veröffentlichten Eintrittsbedingungen sollen eine Erweiterung erfahren und den Mitgliedern soll eine Uniform verliehen werden.

Nach dem Beschluß des Kuratoriums der Nationalflugspende ist es deren wichtigste Aufgabe, eine möglichst große Zahl von Flugzeugführern auszubilden. Sie unterscheidet hierbei drei Gruppen: 1. Personen, die militärtauglich sind, noch nicht gedient haben, aber bereit sind, sich zum nächsten Einstellungstermin der Fliegertruppe zur Verfügung zu stellen; 2. Personen des Beurlaubtenstandes im Alter bis zu 35 Jahren mit der Bedingung, im Beurlaubtenverhältnis zur Fliegertruppe überzutreten und dort im Laufe der nächsten 2 Jahre jährlich 2 dreiwöchige Übungen abzuleisten; 3. durch technische Vorbildung besonders geeignete Personen ohne Rücksicht auf ihr militärisches Verhältnis.

Als Arbeitsplan für das Jahr 1913 ist in Aussicht genommen die Ausbildung von Feldpiloten, die Prämienaussetzung für Flugleistungen, der Abschluß einer Versicherung, die Unterstützung von Erfindungen, Wettbewerben und Förderung des Wasserflugwesens, Beisteuerung zur Anlage von Flugstützpunkten und die Aussetzung von Zuverlässigkeitspreisen außerhalb sonstiger Konkurrenzen.

Nicht nur auf dem Gebiete der Technik hat die Luftfahrt einschneidende Umwälzungen hervorgerufen, sondern die Eigenschaft der Luftfahrzeuge, als Verkehrs- und Kriegsmittel zu dienen, konnte, wie dies nicht anders zu erwarten war, auch das Gebiet des Rechts nicht unberührt lassen.

Insbesondere werden dem Völkerrecht, wie dies die letzten Vorgänge anläßlich der Landung des „Z. II" und der deutschen Flieger auf französischem Boden zur Genüge erwiesen haben, neue Probleme gestellt, welche in der Hauptfrage gipfeln, ob der Luftverkehr wie der Verkehr auf dem Lande unabhängig von den Staatsgrenzen frei gegeben werden soll. Auf der anderen Seite ist auf dem Gebiete des Privatrechts die Frage der Haftpflicht der Luftfahrer bereits Gegenstand lebhafter Diskussionen gewesen und auch in Deutschland von der Regierung eingehend beraten worden. Es steht zu erwarten, daß wir in absehbarer Zeit ein Reichsluftgesetz erhalten werden. Wertvolle Vorarbeit auf diesen Gebieten hat bereits das Comité international juridique geleistet.

Die militärische Organisation und Verteilung der Luftschifferbataillone und Fliegerbataillone, welche der Inspektion des Militär-Luft- und Kraftfahrwesens unterstehen, wird sich wie folgt gestalten:

Luftschifferbataillon I Berlin, II Berlin, Hannover, Dresden, III Cöln, Düsseldorf, Darmstadt, IV Mannheim, Metz, Lahr, Friedrichshafen; Fliegerbataillon I Döberitz, Zeithain, Jüterbog (Art.-Flieger-Station), II Posen, Graudenz, Königsberg, III Cöln, Hannover, Darmstadt, IV Straßburg, Metz, Freiburg.

Die bisherigen Festungsluftschiffertrupps werden von den Bataillonen übernommen.

Mit den verschiedenen Militärluftschiffen sind eine große Anzahl Fahrten unternommen worden zur Schulung des Personals und zur Ausbildung der Beobachtungsoffiziere. Das Gleiche ist mit dem Marine-Z-Schiff geschehen. Die Vorteile aus dem Betriebe der Privatluftschiffe besonders der Delag für die Heeresverwaltung müssen hoch bewertet werden. Durch ihre fast dauernde Indienststellung gestatteten sie auch die technische Bedienungs- und Führerausbildung von Militärpersonen und können im Kriegsfall mit dem vollständig ausgebildeten Personal dem Heere sofort zur Verfügung gestellt werden. Die ausgezeichneten Erfolge der „Z-Luftschiffe" auf ihren Fahrten zeigen den hohen Grad der Vervollkommnung, den sie heute erreicht haben. Die Reichweite der drahtlosen Telegraphie ist auf den „Z"-Schiffen auf 500 km gesteigert worden. Als Abwehr und Angriffs-

waffe ist ein Maschinengewehr auf der Plattform eingebaut. Die Maschinengondeln haben zum Schutz gegen die Witterung Cellonscheiben erhalten.

Das Siemens-Schuckert-Luftschiff ist nach vielen erfolgreichen Fahrten unter Führung des Hauptmann von Krogh in den Besitz der Heeresverwaltung übergegangen. Eine Neukonstruktion ist zur Zeit nicht beabsichtigt. Das Schütte-Lanz-Luftschiff hat die Heeresverwaltung ebenfalls angekauft, nachdem es sich in jeder Beziehung ausgezeichnet bewährt hat. Das Schiff hat eine Eigengeschwindigkeit von 19,4 ms entwickelt mit 2 Daimlermotoren à 250 PS. Die Funkenstation hat bis 400 km gut funktioniert. Alle Metallmassen am Schiff sind wegen Funkengefahr einheitlich elektrisch verbunden. Der engste Drehkreis des Schiffes beträgt 400 m. Bei voller Fahrt kann es für 18 Stunden Betriebsstoff mitführen. Ein zweites Schiff mit bedeutenden Verbesserungen ist im Bau. Die Luftfahrzeug-Gesellschaft steht im Begriff, die Gesamtleistung ihrer Parsevalluftschiffe in kürzester Frist derart zu erhöhen, daß alle bisherigen Erfolge in den Schatten gestellt werden. Bei dem größten Typ werden 23 m p. s. garantiert. Die Steighöhe ist auf 3000 m erhöht. Neben der Balonethöhensteuerung wird eine zweite durch Gondelverschiebung eingerichtet. Die völlig gegen den Fahrwind abgeschlossene Gondel wird als schwimmfähiges Boot ausgebaut und geräumiger gestaltet. Die Hüllen bieten infolge Anbringung von Querbändern (Trajektorien) zehnfache Sicherheit gegen Platzgefahr, und sämtliche Luft- und Gasventile arbeiten automatisch. Aus Vorstehendem erhellt zur Genüge, daß gerade in neuester Zeit auch das Parseval-Luftschiff ein denkbar hohes Maß von Vollkommenheit erreicht hat. Auf die Erfolge eines propellerlosen Luftschiffes mit 30 ms Geschwindigkeit der Luftschiffantriebsgesellschaft werden große Hoffnungen gesetzt. Hinter der Gondel ist ein Rahmengestell, in dem sich schmale parallelartig angebrachte Leisten befinden. Das Ganze wirkt wie eine Jalousie. Die Länge des Schiffs beträgt 70 m, der Rauminhalt 7000 kbm.

Angeregt durch die Vorführungen der Gebrüder Wright und Latham sowie durch die ersten glänzenden Erfolge der französischen Flugzeugindustrie hatte man etwas verspätet auch bei uns der Entwicklung des Flugwesens vermehrte Beachtung zugewandt. Eine Anzahl mehr oder minder leistungsfähiger Flugzeugfabriken entstand, und an mehreren Stellen des Reiches wurden Flugplätze angelegt, deren bedeutendster der Flugplatz Berlin-Johannisthal ist. Die Hoffnung der Industrie aber, daß das Flugzeug binnen kurzem ein Sport- und Verkehrsmittel in großem Stile werden würde, erwies sich als trügerisch. Die aussichtsvolle Möglichkeit, das Flugzeug im Kriegsfalle als Kampf- und Aufklärungswaffe auszunutzen, hat die bestehenden leistungsfähigen und größeren Firmen vor dem Zusammenbruch bewahrt. Die Heeresverwaltung ist ein guter, aber auch fast einziger Abnehmer geworden. Deshalb erscheint es auch der Heeresverwaltung mit Recht als im Interesse der heimischen Industrie liegend, wenn eine Vermehrung der Flugzeugfabriken nur da eintritt, wo es sich um hervorragend leistungsfähige und großangelegte Unternehmen handelt

und nur durchaus erfolgsichere Typen gebaut werden. Auch würde der Gebrauch zahlreicher verschiedener Typen beträchtliche Schwierigkeiten im Ernstfalle im Gefolge haben. Es sind daher für die Abnahme von Flugzeugen ganz bestimmte Vorschriften und Anforderungen seitens der Heeresverwaltung erlassen worden. Die zum Teil mit großem Erfolge durchgeführten Flugveranstaltungen und andere Wettbewerbe haben den Preisträgern, und das waren in erster Linie die Firmen, nicht allzu großen Gewinn eingebracht, denn die Unkosten namentlich bei Überlandflügen für Bruchschaden, Notlandung, Eisenbahntransporte, Versicherung usw., sind sehr beträchtlich. Hier wird nun ohne Zweifel die großartige Stiftung des deutschen Volkes in Gestalt der Nationalflugspende ihre segensreiche Unterstützung leihen. Die Industrie bedarf der Wettbewerbe zum Ausprobieren der neuen Typen und zum Zeigen ihres Könnens. Hierbei wurde die Vermehrung der Eigengeschwindigkeit durch Motorenverstärkung und durch Verminderung des Luftwiderstandes infolge günstigen Formenbaus erstrebt. An Stelle der vielen Spanndrähte treten wenige Kabel. Der Kampf hie Ein- hie Zweidecker ist unentschieden geblieben. Beide Arten werden nebeneinander bestehen bleiben. Auf dem Gebiete des Schwimm- und Schraubenfluges hat man zur Zeit noch keine erfolgversprechenden Verbesserungen zustande gebracht, doch wird auch hier eifrig weiter gestrebt und kann zu angenehmen Überraschungen führen. Die Anforderungen zum Erwerb des Führerzeugnisses sind in der gesamten Luftfahrt gesteigert worden. Möchte dadurch die Zahl der Unfälle immer geringer werden.

Trotz der rapiden Entwicklung der lenkbaren Luftfahrzeuge hat der Freiballonsport seine alte Anziehungskraft behalten. Die diesbezüglichen Veröffentlichungen des Deutschen Luftfahrer-Verbandes lassen die große Anzahl von Einzelaufstiegen und sportlichen Veranstaltungen erkennen. Die Freiballonfahrten werden stets eine ausgezeichnete Vorschulung für die späteren Führer von lenkbaren Luftfahrzeugen bleiben und ihren eigenen poesievollen Reiz behalten.

Mit den technischen Fortschritten und dem sich immer mehr ausdehnenden Luftverkehr müssen auch alle Hilfsmittel zur glatten Durchführung der Fahrt und Landung vervollständigt werden. Wir unterscheiden eine astronomische, magnetische, terrestrische Aero-Navigation. Die astronomische Ortsbestimmung wird bei nach unten versagender Orientierung, aber bei sichtbaren Gestirnen angewandt, indem der kürzeste Winkelabstand des Beobachtungsortes vom Äquator (Breite) und sein Zeitunterschied gegen den Greenwicher Nullmeridian (Länge) ermittelt wird. Die magnetische Aero-Navigation behandelt einmal die Verwendung von Kompassen zur Steuerung im Luftfahrzeug und zweitens ganz besonders die Ausnutzung der magnetischen Richtkraft unserer Erde zur Orientierung im Nebel.

Hierbei sei der neuesten Verbesserung des Fluidkompasses gedacht mit einer gegen Motorerschütterung möglichst stabilen Rose, der sich im Luftschiff durchaus bewährt hat. Bei Überlandflügen hat sich im Flugzeug ein Fluid-

kompaß zur automatischen Berücksichtigung der jeweiligen Windversetzung als brauchbar erwiesen.

Die terrestrische Navigation erfolgt nach Karten, Kompaß, natürlichen und künstlichen Erdmarken. Wir haben uns international geeinigt, besondere Luftfahrerkarten im Maßstab 1 : 200 000 herzustellen, in welchen die für den Luftfahrer wichtigen Erkennungsmöglichkeiten besonders hervorgehoben werden. Die Höhenschichtdarstellung erfolgt nach der Dr Peucker'schen Farbenmanier.

Durch festangebrachte Zeichen, nach einem System des Verfassers, auf Dächern, Gasometern, Stationsgebäuden, Hallen, Schuppen, Kirchen u. s. w. mit welchem man zur Zeit in der Durchführung für das Deutsche Reich begriffen ist, wird dem Luftfahrzeug bei Sicht auf die Erde eine dauernde Orientierung gesichert, eine Grenzüberschreitung oder Küstenüberfliegung verhindert. Um für die Fahrten bei Nacht und im Nebel eine Orientierung zu schaffen, ist der Kaiserl. Aero-Club im Einverständnis mit dem Verband zur Zeit mit der Durchführung der Anlage von Blinkfeuerstationen im Deutschen Reich beschäftigt. Jede Station erhält eine besondere Zahlenkennung. Wir unterscheiden stärkerwirkende Stationen auf besonderen Bodenerhebungen, Stationen längs der Reichsgrenze und in einer Entfernung von 30 km landeinwärts längs der Küste, Stationen auf Luftschiffhallen pp., Stationen längs der Hauptluftverkehrsstraßen.

Die Verwertung der drahtlosen Telegraphie in der Luftfahrt macht gute Fortschritte. Entsprechend den Luftschiffen und Flugzeugen kommen Stationstypen mit größerer Reichweite und Maschinenantrieb oder solche mit kleinerer Reichweite und Batterie als Stromquelle zur Anwendung. Die Luftschiffhallen Friedrichshafen, Mannheim, Frankfurt a. M., Johannisthal (provis.) sind mit einer Landstation ausgerüstet.

Eine volkswirtschaftliche und daher aussichtsreiche Zukunft eröffnet sich dem Luftschiffe durch die Verwendung zur Landkartenherstellung. Liegt es doch nahe, die getreu zeichnende Moment-Photographie vom Luftschiffe aus zu Aufnahmezwecken zu verwenden, welche der heutigen Messungsmethode gegenüber den Vorteil hat, daß sie die persönlichen Fehler des Aufnehmenden ausschaltet und ein naturwahres Bild in einer hundertstel Sekunde liefert.

Bei dem Aufnahmeverfahren durch Anwendung der Stereophotogrammetrie und Ausmessung der Platten mittels der parallaktischen Differenz erhält man bei parallel gestellten optischen Axen ein genaues stereoskopisches Relief der Landschaften, das eine innere geodätische Grundlage, nämlich das durch die Basis und die beiden anliegenden Winkel charakteristische Dreieck enthält.

Wir verdanken es namentlich den Vorarbeiten des Herrn Dr Gasser, Darmstadt, jetzt über die Bedingungen einer stereophotogrammetrischen Ver-

messungsanlage orientiert zu sein, sodaß das Vermessungsluftschiff bald in die Praxis treten und die zahllosen Probleme, welche die Topographie, Kartographie, Hydrographie, Meteorologie und die geographische Forschung ihm stellen, einer Lösung zuführen kann.

Neben der schon erwähnten Anlage von Flugstützpunkten ist die Vermehrung von Luftschiffhallen eine unbedingte Notwendigkeit und wird durch die Errichtung drehbarer Hallen durchgeführt werden. Die hierbei entstehenden Mehrkosten werden sich durch die großen Vorteile bezahlt machen. Dem Staat wird es obliegen, die leistungsfähigen und in Betracht kommenden Luftfahrzeugbaufirmen solange durch Aufträge zu unterstützen, bis die fortschreitende Technik eine lohnende Verwertung namentlich des Flugzeuges als Sport und Gebrauchsmittel erreicht hat.

Die im April 1912 stattgefundene Allgemeine Luftfahrt-Ausstellung hatte ein in jeder Hinsicht befriedigendes Ergebnis erzielt. Wir wollen hoffen, daß in absehbarer Zeit Erfindungsgabe und Energie einer neuen Ausstellung zu noch größeren Lorbeeren verhelfen werden.

Prof. Dr. Wilhelm Ostwald: Entwicklungslinien der Gesamtwissenschaft im letzten Vierteljahrhundert.

Bei dem Rückblick auf die 25 ersten Regierungsjahre Kaiser Wilhelms II. wird die künftige Geschichtsschreibung der Wissenschaft das Aufstreben einer grundlegenden und weitreichenden Wendung in der Gesamtbewegung des menschlichen Geistes zu verzeichnen haben. Denn zu Anfang dieser Zeit herrschte noch fast ausschließlich der Charakter des Wissenschaftsbetriebes, welcher durchaus und in allererster Linie auf die exakte Ermittelung einzelner Tatbestände gerichtet war. Konnte doch Ranke, der unbestrittene Führer der Historie, unter allgemeiner Zustimmung seiner Fachgenossen als die eigentliche Aufgabe seiner Wissenschaft die erklären, festzustellen, wie es eigentlich gewesen war. Und ebenso wie auf dem Gebiete der Geisteswissenschaft verhielt es sich auf dem der Naturwissenschaften. Noch immer wirkte auf das allerstärkste und abschreckendste die vor einem Menschenalter überwundene Epoche der deutschen Naturphilosophie nach, welche durch uferlose Spekulation die deutsche Wissenschaft auf einen Tiefstand nach innen wie nach außen gebracht

hatte, dessen Überwindung die ganze und ungeteilte Anstrengung der Nation beanspruchen mußte. Gleichsam um Buße zu tun gegenüber den begangenen Sünden, versagten sich die Forscher bewußt und mit der Überzeugung, so das einzig Richtige zu tun, jeden weiteren und umfassenderen Ausblick und beschränkten ihre Schlußfolgerungen streng auf das, was sich mit Maß und Zahl, mit Dokument und Monument belegen ließ.

Aber ein derartiger Zustand der Wissenschaft bringt schon aus sich selbst und mit natürlicher Notwendigkeit den entgegengesetzten hervor. Je mehr die Masse wohluntersuchter und exakt konstatierter Tatsachen anwächst, umso schwieriger wird ihre Handhabung, ja ihre bloße Übersicht, und die praktische Notwendigkeit allein, dieses ungeheure Material für den Gebrauch der Gegenwart und Zukunft bereit zu halten, erzwingt gerade das, was man vermeiden wollte, nämlich die Anstellung allgemeiner und zusammenfassender Betrachtungen. So muß eine Wendung vom Spezialistentum zum synthetischen Denken aus rein praktischen Ursachen schon mit Notwendigkeit eintreten, ganz abgesehen von dem allgemeinen Schwingungsgesetz alles organischen und insbesondere geschichtlichen Geschehens, von dem diese Wendung nur einen Sonderfall darstellt.

Mit dieser in der inneren Natur der Wissenschaft begründeten Wendung ist dann noch eine äußere zusammengetroffen. Der Milliardenreichtum, mit welchem der deutsch-französische Krieg für uns abgeschlossen hatte, brachte Verhältnisse hervor, denen sich das deutsche Volk nicht gewachsen zeigte. Durch das ganze vergangene Jahrhundert hatte ein Zustand zuerst erträglicher, dann drückendster Armut bestanden, die sich dann wieder langsam zu einem beschränkten Wohlstande umgestaltet hatte. Nun traf eine sehr plötzlich einsetzende wirtschaftlich-technische Entwicklung zusammen mit jenen, für die damaligen deutschen Verhältnisse ungeheuren großen Summen, die durch tausend Kanäle sich in das Volk ergossen. Man verstand einfach nicht, sich alsbald mit diesen neuen Verhältnissen abzufinden, und so sehen wir einerseits eine unsinnige Verschwendung, andererseits aber eine innere Haltlosigkeit gegenüber dem neuen Faktor des materiellen Reichtums Platz greifen, welche unsere innere Geschichte der nächsten anderthalb oder zwei Jahrzehnte nach dem Kriege zu einer höchst unerfreulichen machen. Erst langsam und durch mancherlei Schwankungen unterbrochen, ja gegenwärtig noch bei weitem nicht erreicht, sehen wir die andere ernstere und tiefere Auffassung des Lebens sich wieder zur Herrschaft emporringen, welche im früheren Jahrhundert den Deutschen den Ehrentitel eines Volkes der Denker erworben und den deutschen Idealismus als den wertvollsten und reinsten aller völkischen Idealismen zu allgemeiner Anerkennung gebracht hatte.

Diese beiden Umstände nun, das Erwachen des synthetischen oder Einheitsbedürfnisses durch die innere Entwicklung der Wissenschaft als solche, und das Neuerwachen des deutschen Idealismus durch die innere Regeneration

unseres Volkes, sind nun vermöge einer besonders glücklichen Linienführung der Geschichte im letzten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts zeitlich zusammengefallen, und das Ergebnis ist die um die Wende des Jahrhunderts bereits auf das deutlichste sichtbar gewordene große neue Erhebung der deutschen Wissenschaft.

Diese Erhebung zeigt sich zunächst in rein quantitativem Sinne. Obwohl die Zahl der Hörer an unseren Universitäten sich während dieses Vierteljahrhunderts mehr als verdoppelt hat, obwohl während dieser Zeit zum Teil aus sehr kleinen Anfängen sich technische Hochschulen, landwirtschaftliche, kaufmännische, sozialwissenschaftliche Anstalten von Hochschulcharakter nebeneinander entwickelt haben, genügen doch alle diese Anstalten noch nicht, um dem Bedürfnis nach wissenschaftlicher Ausbildung in unserem Volke Befriedigung zu schaffen. Und so sehen wir in unseren Tagen eine überaus hoffnungsvolle und wichtige neue Phase für die Ausbildung wissenschaftlich geschulter Kräfte auftreten, nämlich die spontane Gestaltung der kommunalen Universitäten, die als höchst beachtenswertes Novum neben den bisherigen Landesuniversitäten erscheinen. Gleichzeitig macht sich der synthetische Zug unserer Zeit dahin geltend, daß zwischen den verschiedenen Formen der Hochschulen die allerengsten Berührungen entstehen. Die Lehrer dieser Anstalten wechseln von einer Stelle zur anderen hinüber, und die Form des Unterrichtes ist überall die auf der Universität ausgebildete, in welcher die traditionelle Vorlesung zunehmend durch den Werkstattunterricht in Klinik, Laboratorium, Seminar, und wie sonst die Einrichtungen heißen mögen, ersetzt wird. Diese Angleichung der verschiedenen Arten der Hochschulen ist nicht ohne Schwierigkeiten und Widerstände seitens der ältesten Formen derselben erfolgt. Und gerade auf diesem Punkte dürfen wir Kaiser Wilhelm II. zu besonderem Dank dafür verpflichtet sein, daß er den Forderungen der Entwicklung des gesamten wissenschaftlichen Wesens durch die Gleichstellung der Anstalten für die neueren technischen Berufe mit den für die älteren einen höchst segensreichen Vorschub geleistet hat. Wie die alten Universitäten von den praktischen Berufen die des Seelsorgers, des Arztes, des Richters, des Verwaltungsbeamten und des Lehrers zu pflegen übernommen hatten, sind den neueren Hochschulen das Maschinen- und Bauwesen, ein wesentlicher Teil des Verwaltungs- und Verkehrswesens, sowie der wissenschaftlichen Vertiefung wirtschaftlicher Beziehungen zugefallen.

Daß alle diese wichtigen Angelegenheiten einer aufstrebenden und tätigen Nation alsbald eine wissenschaftliche Pflege und Förderung an entsprechenden Lehranstalten erfahren haben, ist ein typischer Zug deutschen Wesens, auf welchem nicht zum kleinsten Teil die erstaunlichen Fortschritte beruhen, welche unser Volk in dem friedlichen Wettkampf der Nationen den anderen gegenüber gewonnen hat. Eine gleich weitschauende Regelung der Bedürfnisse, welche die neue

Zeit mit ihren neuen Verhältnissen hervorgebracht hat, läßt sich in der wiederum entscheidend auf die Initiative Kaiser Wilhelms II. zurückzuführenden Gleichstellung der verschiedenartigen Bildungswege erkennen, welche heute den jungen Deutschen zum Studium an der Hochschule führen. Die gewaltigen Verschiebungen, welche sich in deren relativer Wertschätzung gegenwärtig erkennen lassen, beweisen, mit welch' sicherer Hand hier ein vitales Bedürfnis des deutschen Volkes gefunden und befriedigt worden ist. Und noch ein weiterer grundlegender Schritt, von dem eine neue Epoche der Kulturarbeit in unserem Vaterlande, wie in der gesamten Kulturwelt zu rechnen sein wird, ist in jüngster Zeit geschehen. Nämlich die Schaffung von Anstalten, an denen die Tätigkeit des wissenschaftlichen Entdeckens berufsmäßig getrieben wird. Zum größten Segen für beide Teile ist nämlich bisher in Deutschland, wie in anderen Ländern, die wissenschaftliche Forschungsarbeit mit der wissenschaftlichen Unterrichtsarbeit durch Personalunion vereinigt gewesen, indem zwar die amtliche Tätigkeit des Professors an der Hochschule im Unterricht bestand, während doch für die Berufung an solch' eine Unterrichtsstelle als in erster Linie maßgebend die wissenschaftliche Forscherleistung des Betreffenden gilt. Aber die ungeheuere Entwicklung, welche die Wissenschaft nach Breite und Tiefe genommen hat, die enorme Vermehrung der Unterrichtsbedürftigen und damit der Unterrichtsarbeit hat auch hier endlich zu einer Trennung der Funktionen geführt, deren erste und grundlegende Ausgestaltung wir in den Forschungsinstituten der großartigen Kaiser-Wilhelm-Jubiläumsstiftung erkennen. Was noch wenige Jahre vorher von solchen, die die Schwierigkeit der bisherigen Kombination beider Ämter am eigenen Leibe empfunden hatten, zwar als notwendig bezeichnet worden war, aber doch mit der Empfindung, daß es sich bei dieser Forderung mehr um einen Ausdruck der eigenen Gewissensnöte als um eine Hoffnung auf baldige Erfüllung handelte, ist durch einige energische organisatorische Maßnahmen zur Wirklichkeit gediehen. Bereits erheben sich mehrere solche Anstalten, an welchen das wissenschaftliche Entdecken berufsmäßig getrieben wird, ohne durch irgend welche andere Beanspruchungen gehemmt und behindert zu werden. Und gerade die Existenz dieser Forschungsinstitute weist darauf hin, daß der deutsche Idealismus über die vorübergehende materielle und kurzsichtige Gesinnung und Lebensgestaltung zu siegen begonnen hat. Denn nicht aus den regelmäßigen Mitteln des Reiches oder der einzelnen Länder desselben sind die Forschungsinstitute entstanden, sondern aus freiwilligen Beiträgen solcher, welche durch die erstaunliche Gesamtentwicklung der deutschen Wirtschaft, der deutschen Industrie und des deutschen Handels zu persönlichen Reichtümern gelangt waren, und nun für diese keine edlere und gleichzeitig zweckmäßigere Verwendung erkennen können, als einen angemessenen Teil wieder zur Speisung der Urquelle dieser Fortschritte, zur Förderung der Wissenschaft, anzuwenden.

Aber auch innerhalb der Wissenschaft selbst macht sich der gleiche idealistische Zug geltend. Seine ersten Spuren ließen sich bereits bei der oben erwähnten synthetischen Wendung erkennen, welche ungleich den früheren derartigen Geschehnissen

verliefen und eine, um es so zu nennen, mehr philosophische Auffassung der Wissenschaft zur Geltung brachten. Während früher die Erweiterung der Wissenschaft so stattfand, daß sich Sonderzweige abteilten, die alsbald sich ihre eigene Existenz dadurch sicherten, daß sie durch mehr oder weniger feste Schranken sich von den benachbarten Wissenschaften abzusondern suchten, erkennen wir bei den in diesem Zeitraum entstehenden neuen Wendungen in der Wissenschaft den entgegengesetzten Vorgang. In der Mathematik machen sich an der Stelle der spezialisierten Einzelforschungen tiefgrabende Untersuchungen nach den allerersten Prinzipien der Wissenschaft geltend, welche zu einer engen Beziehung zwischen ihr und der Logik geführt haben. Physik und Chemie haben in dem Energie-Prinzip ein großes verbindendes Gedankenelement gefunden, welches alle einzelnen Erscheinungen zu einer großen Einheit verbindet, und der scheinbare Gegensatz zwischen Energetik und Atomismus löst sich allen unerwartet dahin, daß die Energie sich selbst als atomistisch konstituiert erweist. Die neue Disziplin der physikalischen Chemie, obwohl von einem Schweden und einem Holländer mit ihren wichtigsten Grundgedanken fundamentiert, hat in Deutschland ihre wirksamste Pflege und kräftigste Entwicklung gefunden. Sie erweist sich aber nicht als ein abgeschlossenes neues Gebiet zwischen der Physik und der Chemie, sondern vielmehr als ein Verbindungsglied, welches diese beiden bis dahin so gut wie vollkommen getrennten Wissenschaften zu einer homogenen Einheit verbindet. In gleicher Weise vereinigen sich die physischen Wissenschaften mit der Physiologie und diese mit der Psychologie. Und nicht zuletzt machen sich ähnliche verbindende Tendenzen bei den Geisteswissenschaften selbst geltend. An die Stelle der früheren historischen Einzelforschung treten große zusammenfassende Gedanken, welche die Ergebnisse der Psychologie und der Entwicklungsgeschichte auf die Völkergeschehnisse anzuwenden sich bemühen. Die gesamten Geisteswissenschaften finden ihren inneren Zusammenhang in dem allgemeinen Begriff der Soziologie, als deren Sondergebiete sie sich alle erweisen. Und alles verbindend erblüht eine neue Philosophie, der sich Vertreter aller Einzelwissenschaften mit leidenschaftlichem Interesse zuwenden.

Die Wissenschaft ist von allen Gütern, welche die Menschheit erarbeitet hat, die internationalste, und der Gedanke, irgend ein Gebiet derselben einem besonderen Volke als persönliches Eigentum zu reservieren, findet heute nicht mehr die geringste Resonanz. Das verhindert aber nicht, daß doch die verschiedenen Völker sich in verschiedenem Maße an der Entwicklung der Wissenschaft beteiligen. Es ist nicht leicht für einen, der mitten in dieser Entwicklung steht und mit Notwendigkeit als Angehöriger eines bestimmten Volkes in seinem Urteil beeinflußt ist, über die Ergebnisse dieses internationalen Wettbewerbes und die Höchstleistungen der Wissenschaft ein sicheres Urteil zu fällen. Aber seit einem Dezennium haben wir eine Instanz, auf die wir uns einigermaßen verlassen können, nämlich die Nobel-Stiftung in Stockholm, welche in jedem Jahr drei Vertreter der Naturwissenschaften mit dem höchsten Preise auszeichnet, den die Kulturwelt bisher zu vergeben hat. Macht man eine Statistik

der bisher verteilten Preise, so ergibt sich alsbald, daß bei diesem friedlichen Wettbewerb die Deutschen relativ wie absolut eine größere Anzahl von Auszeichnungen davongetragen haben als die anderen mitbewerbenden Nationen. Ebenso lehrt die Statistik der wissenschaftlichen Produktion, welche allerdings nur auf die Quantität, nicht auf die Qualität der Leistungen Rücksicht nehmen kann, daß die deutsche Wissenschaft in solcher Beziehung als die erste in der Welt angesehen werden darf. Und was das Entscheidende bei diesen Dingen ist, wir haben alle das Bewußtsein, daß wir uns hiermit nur erst am Anfange einer tiefgreifenden und weitreichenden Bewegung befinden, daß wir also hoffen dürfen, auch in dem zweiten Vierteljahrhundert der Regierung Kaiser Wilhelms II. nicht nur die erreichte Höhe zu behaupten, sondern die Bewegung des beschleunigten Fortschrittes, die unsere Entwicklung bisher gekennzeichnet hat, auch noch durch ein weiteres Menschenalter fortsetzen zu können.

Prof. Dr. Ernst Troeltsch: Die wissenschaftliche Theologie im letzten Vierteljahrhundert.

Am schwersten zu beurteilen und zu erfassen ist naturgemäß das geistige Leben des letzten Vierteljahrhunderts und innerhalb seiner wiederum der eigentliche Kern, die Bewegung des ethisch-religiösen Überzeugungs-Untergrundes innerhalb des deutschen Geisteslebens. Hier läßt sich nur die immer zunehmende Uneinheitlichkeit und die Fülle der Gegensätze feststellen. Im Ganzen hat gegenüber der zuversichtlichen Fortschrittsstimmung der siebziger Jahre eine starke Neigung zur Selbstkritik und zur Vertiefung eingesetzt. Aber die positiven Ergebnisse sind sehr schwer zu bestimmen. Die große Krisis des Christentums, die der eigentliche Inhalt dieser Kämpfe und Auseinandersetzungen ist, hat sich gerade bei diesem Streben nach Vertiefung verschärft, ist aber bei den schroffen Trennungen der Geister von einer Lösung ferner als je. Natürlich spielt in diesen Kämpfen die *wissenschaftliche Theologie des Protestantismus* eine erhebliche Rolle, da es ihre Voraussetzung ist, von dem Boden des Protestantismus aus den modernen Lebensmächten und dem wissenschaftlichen Geiste der modernen Welt gerecht werden zu können und dabei doch die unveräußerlichen Lebensgehalte des Christentums, den kategorischen Imperativ und die Selbstbehauptung der sittlichen Persönlichkeit in dem Glauben an die sie tragende und erfüllende Gnade festzuhalten. Sie bildet insofern auf dem Schlachtfeld der Gedanken die vermittelnde Richtung, die den neuen Geist und die alten Lebensgehalte zusammenfassen will und

hierzu der freien wissenschaftlichen Erforschung der Geschichte und der religionsphilosophischen Konstruktion der religiösen Ideenwelt als des Hauptmittels sich bedient. Diese wesentlich wissenschaftliche Richtung und Begründung macht sie dem wissenschaftlichen Geiste der Zeit verwandt, bedeutet aber natürlich gegenüber den religiösen Leidenschaften und praktischen Bedürfnissen eine gewisse Schwäche. Überdies bringt es diese Mittelstellung mit sich, daß sie überall zwischen zwei Feuer geraten ist und sowohl von den Anhängern des alten bekenntnismäßigen Kirchentums als von den über das Christentum selbst hinausdrängenden Radikalen aufs heftigste bekämpft wird. Andererseits aber erfüllt sie doch wieder in der schweren Krisis eine sehr nötige und naturgemäße Funktion des Ausgleiches und des Fortschrittes, was ihr immer von neuem wieder einen erheblichen Kreis von Anhängern zuführt.

Unter diesem mannigfachen Druck ist ihre Entwickelung im letzten Vierteljahrhundert von allen Seiten her sehr erschwert worden. Die größte Erschwerung war die von Seite der kirchlichen Gewalten und der ihnen nachgebenden Staatsgewalt her. Bei unseren deutschen Verhältnissen ist die Entwickelung der wissenschaftlichen Theologie eng an die theologischen Fakultäten als Bestandteile der staatlichen Hochschulen gebunden. Da nun dieses Hochschulwesen wiederum durchaus durch die staatliche Unterrichtspolitik und diese durch die allgemeine politische Richtung bestimmt ist, so hat die seit den achtziger Jahren vollzogene Abwendung vom Liberalismus und die insbesondere in Preußen wieder alles beherrschende konservative Politik die theologischen Fakultäten aufs stärkste beeinflußt. Hatte ihnen der relative Liberalismus der siebziger Jahre freien Spielraum gestattet und die doch meist nach wissenschaftlichen Gründen erfolgende Selbstergänzung nicht gestört, so hat im letzten Vierteljahrhundert eine allmähliche und immer zunehmende Reinigung oder Neubesetzung der theologischen Fakultäten im kirchlich-dogmatischen Sinne eingesetzt. Es ist die ganz naturgemäße Rückwirkung der allgemeinen Politik auf die Religionspolitik. Gegenüber Sozialdemokraten und Liberalismus schien die Aufrechterhaltung der kirchlichen Autoritäten auch durch den Staat eines der Mittel einer staatserhaltenden Regierungskunst. Andererseits ist es unmöglich, die Regierung auf die Konservativen zu stützen, ohne deren kirchliche Forderungen zu erfüllen, die vor allem auf Unschädlichmachung der theologischen Fakultäten gehen. So ist heute die Gewinnung eines Nachwuchses für die wissenschaftliche Theologie sehr schwierig, da die Aussichten junger, ihr sich widmender Gelehrten sehr bedenklich sind. Andererseits steht ihnen eine fast gewaltsame Aufzucht bekenntnismäßiger oder sich dafür ausgebender Theologen gegenüber, die der Staatsregierung reichliches Material für die Besetzungen zur Verfügung stellen, worunter natürlich auch kenntnisreiche und geistreiche Arbeiter sind, die aber sämtlich den eigentlichen und wesentlichen Geist der modernen Wissenschaft verneinen. Gegenüber den Zeiten Hengstenbergs ist diese moderne Bekenntnismäßigkeit freilich sehr aufgeweicht und abgeblaßt,

auch ist der geistige und publizistische Einflußkreis sehr viel geringer. Aber der kirchliche Journalismus, die Herrschtalente und die Verbindungen in den oberen Staatsregionen sind ähnlich wie damals.

Nun wäre es aber sehr unrichtig, die schwierige Lage der wissenschaftlichen Theologie lediglich auf diese Zurückdrängung durch eine konservative Staatskunst zurückzuführen. Die Schwierigkeiten bestehen kaum weniger von links her. Der großen religiösen und konservativen Reaktion nach den Befreiungskriegen zur Seite hat sich ein Liberalismus ausgebildet, der seit den achtundvierziger Jahren die politische und kirchliche Reaktion mit gleicher Abneigung betrachtet und beide für eng zusammengehörig hält. Das Ergebnis davon ist, daß diese politischen Kreise schließlich jede ernste Vertretung christlicher Gedanken für reaktionär, fortschrittsfeindlich und wissenschaftsfeindlich zu halten sich gewöhnten. Dazu kam, daß die Entwickelung des philosophischen Denkens seit dem Sturz der Hegelschen Philosophie ermattet war und nur ganz langsam den Weg zur Weltanschauungsbildung zurückfand, wobei dann jederzeit die Rücksicht auf die kausalmechanische Weltbetrachtung in erster Linie stand und für das ideale Bedürfnis nur in Betracht kam, was unter dieser Voraussetzung etwa übrig bleiben konnte. Als dann gerade im letzten Vierteljahrhundert die ästhetisch-philosophische Bewegung sich seit den neunziger Jahren zu verjüngen begann, da standen diese Bewegungen, teils vom Sozialismus, teils von Schopenhauer und Nietzsche her, unter einem derartig prinzipiellen Bedürfnis radikaler Kulturkritik, daß sie an der wissenschaftlichen Theologie vor allem den Vermittelungscharakter und die damit verbundenen Schwächen empfanden. Auch standen und stehen diese Kreise den Gefühlen und Bedürfnissen einer organisierten religiösen Gemeinschaft so ferne, daß sie für die praktischen Nötigungen zu solcher Vermittelung und Ausgleichung kein Gefühl und keine Achtung haben. Damit war nun der Halt der wissenschaftlichen Theologie auch in den Kreisen der Bildung erschüttert; sie galt als das Hindernis, das beseitigt werden müsse, um eine reinliche Scheidung der Geister herbeizuführen. Auf diesem Wege sind heute die Forderungen der Trennung von Staat und Kirche und der Beseitigung der theologischen Fakultäten verbreitete Wünsche geworden, die durch den Kampf der bekenntnismäßigen Kirchlichkeit gegen die Herrschaft der allgemein-wissenschaftlichen Methoden in den theologischen Fakultäten nur verstärkt und gerechtfertigt werden.

Trotzdem gibt es aber natürlich breite Bevölkerungsschichten, die das Bedürfnis nach einer relativ erhaltenden, ausgleichenden Gestaltung der religiösen Ideenwelt haben, und hat es nie an Gelehrten gefehlt, die der innere Drang in die theologische Arbeit dieser Richtung geführt hat. Auch ist bei der tatsächlichen Erschütterung der Bekenntnismäßigkeit eine bekenntnisfreie Theologie unmöglich völlig zu beseitigen gewesen. Schließlich war eine völlige Beseitigung auch nie die Absicht der Staatskunst, sondern nur eine möglichste Beschränkung. So hat die wissenschaftliche Theologie des Protestantismus auch in diesem Zeitraum energisch und erfolgreich gearbeitet. Aber diese Arbeit trägt mehr und mehr gegenüber der älteren wissenschaftlichen Theologie charakteristische und neue Züge, durch welche die Lösung der

Aufgabe nicht erleichtert worden ist. Der neue Zug besteht in einer radikalen Trennung der historischen Arbeit von der eigentlich systematischen Gestaltung der christlich-religiösen Idee. Die historische Erforschung der Bibel und der dogmatisch-kirchlichen Entwickelung des Christentums ist im Prinzip völlig auf den Boden der allgemeinen historisch-kritischen Methoden übergetreten. Das Ergebnis ist eine religionsgeschichtliche Behandlung dieser Dinge, die über die erste große Durchführung einer rein wissenschaftlich-historischen Theologie in der Tübinger Schule noch weit hinausgeht. In der Zusammenarbeit mit Philologen und Historikern ist hier eine ungemein verzweigte und höchst ertragreiche, noch gänzlich unabgeschlossene Forschung eingetreten, die von den alten spezifisch theologischen Voraussetzungen nichts mehr erkennen läßt. Die einzelnen Ergebnisse und die Namen der führenden Gelehrten hier zu nennen ist überflüssig. Dieser Fortschritt hatte nun aber das Resultat, daß damit die historische Erkenntnis zwar enorm gefördert und vertieft, aber auch religiös immer gleichgültiger und beziehungsloser wurde. Religiös bedeutsam ist schließlich hierbei nur noch der Gang der Dinge im Ganzen und der Eindruck einzelner hervorragender historischer Persönlichkeiten. Damit war dann aber der Glaubenslehre oder der Darlegung der christlichen Idee als geltender und führender Lebenswahrheit die Lage überaus erschwert. Unter diesen Einwirkungen brach die letzte große dogmatische Schule der wissenschaftlichen Theologie, die Schule Albrecht Ritschl's, zusammen; die Situation ist durch nichts mehr charakterisiert als durch den Umstand, daß die Lehren dieses einst viel befehdeten großen Gelehrten heute der Rettungsanker für die bekenntnistreuen Kirchlichen geworden sind. Allerdings behaupten sich noch starke Nachwirkungen dieser Schule in einer vereinfachten und spiritualisierten Gestalt als Neukantische Theologie und steckt in diesen Leistungen der Marburger Schule und Adolf Harnacks vielleicht das Beste und Lebendigste, was die heutige wissenschaftliche Theologie leistet. Aber für den hellhörigen Beobachter ist unverkennbar, daß das religiöse Bedürfnis einer bekenntnisfreien Christlichkeit nach freierer und zugleich umfassenderer Stellung gegenüber der Geschichte und nach einer volleren Ergreifung der metaphysischen Tiefen des Religiösen strebt und eben damit sich im Einklang mit den Wandelungen des allgemeinen wissenschaftlichen Geistes fühlt. Auch die großen ethischen Fragen nach dem prinzipiellen Verhältnis des christlichen Theismus zu den Schöpfungen und Strebungen unserer weltlichen Kultur verlangen neue Antworten. Der Sozialismus und andrerseits die großen Individualisten Kierkegaard, Nietzsche, Tolstoi haben hier unumgängliche Probleme aufgeworfen, denen die bisherige Gedankenbildung nicht gewachsen ist.

Alles ist innerlich in neuer Bewegung. Das letzte Vierteljahrhundert hat die schwierigsten Fragen aufgeworfen. Aber die innerlichen Verschiebungen sind noch nicht recht zum Ausdruck gekommen.

Prof. Dr. A. Amersdorffer,

Erster Ständiger Sekretär und Senator der Kgl. Akademie der Künste:

Die Kunst der letzten fünfundzwanzig Jahre.

Sehr geehrter Herr Professor!

Rückblicke jeder Art, auf allen Gebieten sind sehr en vogue in diesem Jubiläumsjahr. Was das Gebiet der Kunst, also das der persönlichsten und subjektivsten Betätigung des Kulturmenschen anlangt, so wollen wir solche auf die jüngst vergangene Zeit gerichtete retrospektive Betrachtungen im allgemeinen als recht gewagte Unternehmungen erscheinen, zumal dann, wenn die Absicht damit verbunden ist, kritisch zu werten, das scheinbare Chaos der Einzelerscheinungen zu ordnen und allgemeine Richtungslinien der Entwicklung festzustellen. Solches ist zum mindesten sehr verfrüht und mag der Kunstgeschichtsschreibung späterer Tage vorbehalten bleiben. Für ernsthaft möglich halte ich eine retrospektive Betrachtung der Kunst unserer eigenen Zeit nur dann, wenn man auf eine subjektive kritische Würdigung der Einzelerscheinungen verzichtet und den Gesamtkomplex aller künstlerischen Momente vom zeitpsychologischen Standpunkt aus behandelt. In meiner Akademierede „Vom Wesen der Kunst unserer Zeit" (1913, Verlag E. S. Mittler u. Sohn, Berlin) habe ich einen Versuch gemacht, in diesem Sinne die Kunst von heute zu betrachten, zunächst freilich in mehr andeutenden als ausführenden Gedanken.

Ihrem Wunsche entsprechend stelle ich Ihnen gern einen Teil dieser Rede zum Abdruck im Jubiläumsheft von „Nord und Süd" zur Verfügung, nachdem der Verlag in entgegenkommender Weise seine Zustimmung dazu erteilt hat.

In vorzüglicher Hochachtung Ihr ergebener

A. Amersdorffer.

* * *

Die letzten fünfundzwanzig Jahre sind auch für die deutsche Kunst ereignisvoll und bedeutungsvoll gewesen, jedoch nicht etwa in dem Sinne, daß diese Zeit einen besonderen, in sich geschlossenen Abschnitt in der gesamten Entwicklung unserer Kunst bedeutet. Unsere Kunst hat vielmehr in dieser Zeit von innen und von außen zahlreiche kräftige Impulse zu neuer lebendigster Regung empfangen.

Ich möchte mir nicht die Aufgabe stellen, die künstlerische Entwicklung dieser fünfundzwanzig Jahre in ihrer Entstehung und in ihrem Hergang systematisch zu untersuchen. In dieser Zeit hat eine mächtige Bewegung begonnen, die heute noch nicht abgeschlossen ist. Ich möchte lediglich das betrachten, was unseren Tagen aus dieser Bewegung erwachsen ist, das Gesamtbild unserer Kunst und unseres Kunstlebens. Ich möchte dabei weder die verschiedenen Kunstrichtungen erläutern, noch einzelne Künstler, die in unserem modernen Kunstleben eine Rolle spielen, nennen; vor allem möchte ich nicht

kritisieren, sondern das Gesamtbild der Kunst unserer Zeit objektiv hinnehmen, wie es ist, und nur festzustellen versuchen, wodurch sein Wesen und seine Eigenart sich charakterisiert. Kritische Betrachtung möchte ich schon deshalb ausschließen, weil es überhaupt gewagt ist, über seine eigene Zeit kritisch zu urteilen. Wir stehen unserer Zeit zu nahe, wir können die Einzelheiten wie die Zusammenhänge nicht überblicken, und schließlich stecken wir selbst mit unserem eigenen Empfinden und mit unseren persönlichen Anschauungen zu sehr in unserer Zeit. Mit einem Wort: Wir haben unserer Zeit gegenüber noch nicht den Abstand, um sie so betrachten zu können, wie die Zeiten der Vergangenheit, ebenso wie wir etwa die Höhe eines Berges nicht ermessen können, solange wir uns dicht an seinem Fuße befinden.

* * *

Die Kunst gibt uns ein treues Abbild des ganzen inneren Gehaltes ihrer Zeit, den Ausdruck alles dessen, was man unter dem treffenden Ausdruck „Zeitstimmung" zusammenzufassen pflegt.

Die Signatur unseres ganzen modernen Lebens ist die Eile, die Rastlosigkeit. Die Zeit ist wertvoller denn je geworden und will im Fluge ausgenützt sein. Beschaulichkeit und Ruhe sind aus dem Leben des modernen Berufsmenschen entschwunden, und Unrast bedeutet unser ganzer Tageslauf. Auch unserem Innenleben mangelt die Ausgeglichenheit und Vollkommenheit. Es fehlt uns das richtige Sicheinsfühlen mit der gesamten Kultur unserer Zeit, es fehlt damit für den Kulturmenschen — ich meine natürlich den Kulturmenschen im höchsten Sinne des Wortes — sicher eine Vorbedingung des Glückes. Man hat gesagt, daß es in früheren Zeiten kaum so wenig glückliche Menschen gegeben hat, wie heutzutage. Vielleicht ist das richtig, vielleicht aber hat sich mit dem Wandel der Zeit auch der Begriff des Glücks gewandelt.

Das rein Gefühlsmäßige und die Welt der Empfindungen finden in unserem ganz auf das Verstandesmäßige gestellten Zeitalter wenig Nahrung. Deshalb ist unsere Zeit auch der hauptsächlich auf Gefühlswerten basierenden Kunst im Grunde genommen wenig günstig. Die Kunst spiegelt denn auch die innere Kompliziertheit, das Widerspruchsvolle unseres Lebens durchaus wider. Ihr Gesamtbild ist nichts weniger als einheitlich.

* * *

Die Richtung der älteren Kunsttradition und des Impressionismus, der auch bei uns schon beinahe klassisch geworden und dessen Neuheit längst schon Sage ist, seitdem man seine Anfänge bis in die alte Kunst zurück verfolgt hat, sie beide sind die Ausgangspunkte der neuen Bewegung in unserer Kunst geworden.

Sehen wir von den Auswüchsen, die bei allen großen, neue Wege suchenden Bewegungen naturgemäß mit unterlaufen, von dem Sensationellen und von allen Berechnungen auf äußerliche Wirkung und Reklame ab, so bleibt uns jedenfalls die Erkenntnis, daß alle diese neueren Bestrebungen

in der Kunst halb bewußt, halb unbewußt eben doch nur ein Ausdruck unseres Zeitgeistes und Zeitwillens sind, daß sie im Grunde genommen die verhaltene Sehnsucht unserer Zeit verkörpern, für unser modernes Leben eine neue künstlerische Ausdrucksform zu finden. In dem ganzen Ringen unserer Kunst spricht es sich aus, daß unsere Zeit mächtig auf eine neue Ausdruckskultur hindrängt. Was heute noch ein Stammeln ist, das will eine neue beredte Sprache werden, in der unser modernes Leben sich restlos ausdrückt.

* * *

Die Entwicklung der Künste vollzieht sich fast stets in sich ablösenden Gegensätzen. So folgte auf das Geschlossene, Massige des Romanischen die zierliche luftige Gotik, auf die Straffheit und die gesetzmäßige Strenge der Renaissance die malerisch freie willkürliche Art des Barock. Dieser Grundsatz gilt auch für die Entwicklung der neueren Kunst. Sobald eine Darstellungsart, ein besonderes künstlerisches Prinzip zu einer gewissen Vollendung gediehen, auf einem Gipfel angelangt ist, dann setzt ein anderes, meist entgegengesetztes Prinzip ein. Bevor die impressionistische Anschauungsweise sich durchsetzte, war der Inhalt des Kunstwerks, das Stoffliche der Darstellung, der ethische Wert des Kunstwerks die Hauptsache. Der Impressionismus setzte den Inhalt des Kunstwerks, als für die Wirkung und für die Beurteilung gleichgültig, beiseite und betonte allein den rein künstlerischen Gehalt. So plausibel als dieses gewiß eminent künstlerische Programm auch scheinen mag, das eben den reinen Kunstwert als ausschließlich interessierend hinstellt, seit einigen Jahren finden wir doch auch auf Ausstellungen, die in erster Linie von impressionistisch arbeitenden Künstlern beschickt werden, wieder genug Werke, die um des inhaltlichen Interesses willen gemalt sind.

Der Impressionismus konnte sich nicht genug tun in liebevoller Wiedergabe feinster Licht- und Luftwirkungen, in intimsten, zartesten Farbenstimmungen. Von dieser Feinheit übersättigt, griff man wieder zu kräftigen, ja bunten, ungebrochenen Farben in dem Gefühl, daß unsere doch eigentlich recht energische Zeit einen kraftvolleren Ausdruck verlange.

Die moderne Entwicklung der Malerei begann mit leidenschaftlichen Hinweisen auf die Natur, und man versenkte sich in der Tat in die intimste Naturbeobachtung und Naturwiedergabe. Auch hiergegen sollte uns in der letzten Zeit ein seltsamer Rückschlag nicht erspart bleiben. Die über alles vergötterte Natur mußte sich plötzlich in grotesker Weise Gewalt antun lassen, indem eine Gruppe moderner Maler die ganze Welt der Erscheinungen höchst seltsam und willkürlich in lauter Vierkante und Kubus zerlegt darstellte.

* * *

Charakteristisch für unser modernes Kunstleben ist ferner: Die Künstler der jüngsten Generation treiben wieder Ästhetik, sie schreiben wieder. Das war in Übergangszeiten der Kunst eine häufige Erscheinung, ich erwähne

nur das klassische Beispiel William Hogarth. Lehrreich sind uns diese Bücher, mit denen die Modernsten der Modernen noch mehr als durch ihre künstlerischen Erzeugnisse Propaganda für ihre Ästhetik machen, besonders deshalb, weil sie uns erkennen lassen, wie papieren-literarisch, wie künstlich-konstruiert diese neuen Kunstevangelien sind. Aus rein geistiger Spekulation heraus, nicht aus unmittelbarem künstlerischem Empfinden sind sie entstanden. Zudem beschränken sich diese neuen Ästheten nicht allein auf die bildende Kunst, sie modeln auch die Dichtkunst um und stellen das musikalische Schaffen auf eine neue Grundlage, von der sich die Musiker bisher nichts haben träumen lassen, und schaffen so in ihrer Art einen ganzen Komplex neuer Kulturwerte. Man hat sich über solche neue und neueste Bestrebungen mit Lachen oder mit Spott kurzerhand hinwegzusetzen gesucht. Man darf aber schließlich nicht vergessen: Für die Erkenntnis der auf höchst verschlungenen Wegen gehenden Entwicklung unserer Kunst und Kultur sind auch solche Auswüchse und Seltsamkeiten lehrreich. Sie sind aus der Neigung zum Universellen, aus dem übermäßig Geistigen unserer Zeit erwachsen, aus einer Art von geistigem Orgasmus heraus geboren. So souverän und sicher sich diese Neuerer auf dem Kunstgebiet zuweilen auch gebärden, die Kunst wird doch den Entwicklungsgang nehmen, den sie naturnotwendig nehmen muß. Für das Studium unseres Zeitgeistes ist aber schließlich jede Bestrebung von Interesse, und wir erkennen in den Symptomen der von Jahr zu Jahr auftauchenden neuen Richtungen schließlich doch nur immer wieder die tiefgehende Sehnsucht nach einem vollgültigen künstlerischen Ausdruck für das Wesen unserer Zeit.

* * *

Seitdem das Interesse am *Inhaltlichen* der Kunst beiseite geschoben oder ganz geschwunden war, konzentrierte sich das Hauptinteresse auf die *Technik*, und eine spätere Zeit, die die einzelnen Phasen unserer gegenwärtigen und jüngst vergangenen Kunst im Zusammenhange und historisch überblicken kann, wird die Kunstbewegung unserer Zeit vielleicht einen „*Kampf um die künstlerische Technik*" nennen. Dies gilt natürlich in erster Linie für die Malerei, und die moderne Entwicklung unserer Kunst hat sich auch hauptsächlich auf diesem Gebiete vollzogen. Die Plastik ist dem eine so große Rolle spielenden Experimentieren nicht so leicht zugänglich, da sie im Vergleich zur Malerei wesentlich gebundener ist. Am günstigsten hatte es die Architektur in der modernen Entwicklung. Mehr als die anderen Künstler steht der Architekt unter dem Zwange der praktischen Bedürfnisse seiner Zeit. Die Willkür, die auf anderen Gebieten herrschte, konnte sich in der Baukunst nicht in dem Maße breit machen, wie bei den anderen Künsten. Dafür konnte die Baukunst reichen Nutzen aus den hochentwickelten technischen Errungenschaften der Neuzeit schöpfen.

* * *

Man hat oft die Frage erörtert, ob wir eine „nationale Kunst“ besitzen. Beantworten läßt sie sich freilich so ohne weiteres nicht. Wir haben gewiß in unserem auf der älteren Tradition beruhenden Kunstschaffen genug echt deutsch Nationales. Sicher aber ist auch, daß wir gegenwärtig keine große geschlossene nationale Kunst haben. In der modernen Kunstentwicklung spielen fremde Einflüsse eine ziemlich wesentliche Rolle. Man behauptete sogar, wir hätten „eine eigene Entwicklung der deutschen Kunst der letzten Jahrzehnte der französischen Ästhetik zum Opfer gebracht“, das sollte also heißen, daß uns Frankreich gewissermaßen seiner Kultur unterworfen hat, nachdem wir es im großen Kriege besiegt haben. Ganz so schlimm ist es aber, glaube ich, doch nicht. Man könnte die Frage, ob wir eine nationale Kunst haben, zunächst mit der Gegenfrage beantworten: „Was ist national?“ Wir haben mit dem Begriff „nationale Kunst“ schon die seltsamsten Irrtümer erlebt. Die Kunstgeschichte lehrt uns, daß kaum eine Zeit unserer deutschen Kunst sich gänzlich frei von fremden Einflüssen gehalten hat. (Im gleichen Sinne hat sich W. von Oettingen in seiner Akademierede „National“ [1898, Verlag Mittler u. Sohn] ausgesprochen, auf deren eingehende Darlegungen ich Bezug nehmen möchte.) So sind z. B. in der romanischen Kunst, der wir so viele herrliche Werke auf deutschem Boden verdanken, ganze Teile unserer schönsten Dome einfach Kopien nach solchen französischer Bauten. Dann die Gotik, die man für den echt deutschen Stil gehalten hat und die man noch zu Goethes Zeiten in romantischen Schwärmereien aus den natürlichen Domen der deutschen Eichenwälder abzuleiten sich bemühte! Wir wissen schon lange, daß die Gotik ein in Frankreich entstandener und ausgebildeter Stil ist. Oder die deutsche Renaissance, die man mit Betonung gern den „altdeutschen“ Stil nannte. Jeder Anfänger in der Kunstgeschichte weiß, wie falsch diese Bezeichnung ist; die sogenannte deutsche Renaissance ist nichts weiter als die abgewandelte italienische Renaissance, die man eine Zeitlang in Deutschland mit gotischen Elementen zu verquicken liebte. Und der deutscheste aller unserer Maler, Albrecht Dürer, was hat er nicht alles an der Kunst Italiens gelernt! Genug der Beispiele, ich möchte aber doch noch nachdrücklich hervorheben, daß alle fremden Elemente, die in diesen Stilarten übernommen wurden, in Deutschland in ganz bestimmter Weise verarbeitet und abgewandelt worden sind. Wir empfinden bei näherer Überlegung, daß gerade der Faktor, der bei dieser Umwandlung und Umwertung fremder Werte maßgebend und bei der Anpassung dieser fremden Elemente an unsere Verhältnisse und Bedürfnisse allein bestimmend ist, das darstellt, was wir unter „national“ und „echt deutsch“ verstehen. Es läßt sich dies wohl fühlen, aber schwer in Worte fassen. Dieses nationale Moment ist eben nichts anderes, als die besondere eigenartige Organisation unserer Seele, der Grundunterschied, der zwischen der Seele eines Deutschen und Franzosen ebenso besteht, wie zwischen der eines Franzosen und Engländers. Jedenfalls ist dieser nationale Faktor etwas absolut Natürliches und daher von uns Unlösbares. Die nationale Eigenart der Kunst kann wohl zeitweise zurücktreten, aber sie kann niemals ganz unterdrückt oder gar vernichtet werden. Ich glaube sogar, daß die nationale Eigenart, wenn sie längere Zeit zurückgedrängt worden ist, dann

wieder desto entschiedener und reiner zutage tritt. Schon nach dem Gesetz der Reaktion und den Naturgesetzen folgt ja schließlich auch die natürliche Entwicklung der Künste. Unser ganzes Leben ist eben internationaler geworden, schon infolge des gewaltig gesteigerten Weltverkehrs. Es gibt vielleicht kein besseres Mittel, uns immer mehr auf unsere nationale Eigenart hinzuweisen, als gerade die Berührung mit anderen Nationen. Sie ist zudem etwas so Mächtiges, daß es mir unmöglich scheint, daß sie jemals fremden Einflüssen zum Opfer fallen könnte. Dies müßte den allzu ängstlichen Gemütern gesagt werden, die von unserer Kunst jeden fremden Einfluß fernhalten und ihr damit zugleich eine für die Entwicklung gewiß segensreiche, ja notwendige Bereicherung und Auffrischung rauben wollen.

* * *

Das Verhältnis der Kunst zum Publikum ist in unserer Zeit ein anderes geworden. Während früher an dem Schaffen der Kunst fast ausschließlich eine Oberschicht unserer Gesellschaft interessiert war und während früher die Kunst im allgemeinen für einen Luxus galt, sucht man sie jetzt möglichst zum Gemeingut aller Menschen zu machen. Es ist noch nicht allzu lange her, da pochten die mißverstandenen Künstler der Übergangszeit stolz auf ihren „l'art pour l'art"-Standpunkt und gebärdeten sich, als sei die Kunst nur für die Künstler und höchstens noch für einen kleinen Kreis ihrer Anhänger da. Die Interessen und den Geschmack aller übrigen Menschen ignorierten sie und das beliebte Schlagwort „épater le bourgeois" führten sie gerne im Munde. Unsere Zeit brachte, wie gesagt, einen gründlichen Rückschlag, und in den letzten zehn Jahren spielte die Popularisierung der Kunst eine ungemein große Rolle. Alle Welt wollte man nun zur Kunst erziehen. Man hielt zahllose Vorträge für das Publikum aller Gesellschaftsklassen und führte es durch Ausstellungen und Museen. Man hielt Kunsterziehungstage ab, ja, man begann mit dieser Kunsterziehung schon bei den Kindern, die man in die Museen führte, um ihnen dort belehrende Vorträge zu halten. Wie weit diese Bewegung Früchte getragen hat oder noch tragen wird, das müssen wir noch abwarten; bis jetzt aber glaube ich, ohne pessimistisch zu sein, sagen zu können, daß der Erfolg hinter den Erwartungen zurückgeblieben ist. Ich glaube, daß eine tatsächlich wirksame Kunsterziehung nur darin bestehen kann, daß man alles Schlechte möglichst fernhält und dem Publikum nur Gutes zeigt. Das würde mehr wirken als alle Theorie, mehr als alle Vorträge und Belehrungen. Wenn das Publikum sich allmählich daran gewöhnt hat, immer das Gute zu sehen und zu schätzen, dann wird es schließlich instinktiv das Schlechte von sich weisen.

* * *

Während Frankreich seine Malkultur eifrig weiter pflegte, wurden anderswo neue Kräfte lebendig, die eine höchst bedeutsame Rolle in unserer künstlerischen Kultur spielen sollten: Die moderne Entwicklung des Kunstgewerbes und des Kunsthandwerks. Wir können uns nicht rühmen, daß diese kräftige Blüte der Kultur auf unserm deutschen Boden erwachsen ist. England, das durch seine politische Entwicklung und durch die Zusammensetzung

seiner Gesellschaft die günstigsten Bedingungen für eine ruhige und natürliche Entwicklung der künstlerischen Kultur bot, war es, von dem die Bewegung ausging. Dort legten vielseitig begabte Künstler, vor allen William Morris, in feinem Verständnis für modernes Leben den Grund zu einer neuen, unser ganzes Leben umfassenden Geschmackskultur. Daß sich bei uns verständnisvolle Künstler fanden, die die von England gegebenen Anregungen auf unser deutsches Kunstgewerbe und Kunsthandwerk sinngemäß übertrugen und damit für uns eine ganz neue Welt künstlerischer Möglichkeiten entdeckten, das ist unzweifelhaft eine der größten Errungenschaften unserer kulturellen Entwicklung in den letzten 25 Jahren. Neben England herrscht heute Deutschland auf diesen Gebieten unbedingt vor. Das haben die großen Ausstellungen der letzten Jahre zur Evidenz bewiesen. Der deutsche Ernst und die deutsche Gründlichkeit haben sich in dieser Bewegung wieder einmal glänzend bewährt. Geschmack und Verständnis für die Sachlichkeit des Objekts sind die allein maßgebenden Gesichtspunkte unserer auf diesen Gebieten führenden Künstler, während in England schon manches, vielleicht unter dem Einfluß der dort auch heute noch lebendigen ausgesprochenen Vorliebe für das reiche gotisierende Ornament, in das mehr Äußerliche, Spielerische hinübergeglitten ist. Frankreich aber ist auf dem kunstgewerblichen Gebiet völlig ins Hintertreffen geraten. Schneller als die sonst so beweglichen Franzosen, die in einseitiger Vorliebe für ihre alten Stilarten, diese imitierend bis in die jetzige Zeit hinein anwenden, hat der schwerblütigere Deutsche, der sonst aus faustischen Zweifeln sich nur langsam zu neuer Klarheit durchringt, sich dem Neuen zugewandt. Kunst und Gewerbe, Kunst und Handwerk haben sich wieder die Hand gereicht, und unter dem Zeichen dieses Bundes wird die Entwicklung unserer Kunst in den nächsten Jahrzehnten stehen. Von hier aus, von dieser Durchdringung von Kunst und Kunstgewerbe, die sich fast unmerklich und besonders auf dem Gebiete des kunstgewerblichen Unterrichts vollzogen hat, winkt uns, wenn nicht alles trügt, die langersehnte Gesundung unserer Kunstzustände.

* * *

Wie sich die Erlösung der Kunst aus allen Wirrnissen und Gegensätzen unserer Zeit vollziehen wird, darüber können wir Mitlebenden allerdings weitere Vermutungen kaum anstellen. Daß unsere Kunst das Alt-Überlieferte, die Tradition, die unsere jungen Stürmer und Dränger am liebsten über Bord werfen möchten, ganz verlassen wird, ist nach allen geschichtlichen Erfahrungen kaum anzunehmen. Einer Versöhnung der Meinungen aber steht leider vorläufig noch viel im Wege. Die Verschiedenheit der künstlerischen Auffassungen hat unsere Künstlerschaft seit etwa zwei Jahrzehnten in einen ernsten Kampf geführt, der heute noch andauert, obwohl viele Einsichtige sich bemühen, den Streit beizulegen. Der Kampf wird heute noch mit Leidenschaft geführt und das „Raum für alle hat die Erde" scheint im Parteileben der Kunst keine Geltung zu haben. Der Intoleranz in der Künstlerschaft möchte ich einen Satz entgegenhalten, den Félicien Rops 1879 in einem Briefe niedergeschrieben hat. Er lautet:

„In der Kunst füllt jeder seinen Platz, ersetzt keiner den andern, wie immer auch der Grad seines Wertes sei."

Für das Gedeihen der Kultur ist die erste Voraussetzung der Frieden. Daß sich in den letzten fünfundzwanzig Jahren Wissenschaft und Technik in so enormer Weise entfalten, daß sich die Kunst so reich und vielseitig, so ungestört entwickeln und ausleben konnte, das verdanken wir in erster Linie der langen Friedenszeit.

Was stellte man in jenen Junitagen von 1888, in denen unser Kaiser den Thron bestieg, im In- und Auslande nicht alles für Vermutungen auf! Der ehrgeizige, temperamentvolle junge Fürst werde bald Ruhm in kriegerischen Taten suchen, so meinte man damals. Die fünfundzwanzig Friedensjahre seiner Regierung haben gezeigt, wie falsch diese Vermutungen und Prophezeiungen gewesen sind, und wir alle wissen heute, mit welch' heiligem Ernst unser Kaiser allzeit bemüht war, seinem Volke den Frieden zu erhalten. Dabei sind oftmals die Zeiten sehr bedrohlich gewesen. Heute sind sie ernster denn je, und wir wissen nicht, was uns das Morgen vielleicht bringen wird. Der deutsche Michel steht gewappnet in schimmernder Wehr, die Hand am Schwert, so recht der Repräsentant unseres Volkes in Waffen, das treu neben seinem Kaiser steht in dem tiefen, unauslöschlichen Vertrauen, das Ihm diese für Deutschlands Kulturgeschichte für immer denkwürdigen fünfundzwanzig Jahre in allen Herzen gewonnen haben. Des Kaisers Friedensliebe wurzelt tief in Seiner Religiosität, in Seiner Liebe für alles Hohe und Schöne und in Seinem Verständnis für die idealen Güter unserer Kultur. Die Kunst ist Ihm nicht etwa nur ein Mittel zur Erhöhung des Glanzes Seiner Herrschaft; alle, die je das Glück gehabt haben, in Ausstellungen oder Museen mit Seiner Majestät vor Werken der Kunst zu stehen und Ihn darüber sprechen zu hören, können bezeugen, welch' innerliches Verhältnis den Kaiser mit der Kunst verbindet, und wie aufrichtig und warm Seine Begeisterung für die Kunst ist.

* * *

Zwei große Einheiten beherrschen heute unsere gesamte Kultur: die Einheit des Staatslebens und die Einheit der Geisteswissenschaften. Unsere Kunst ist noch in voller Bewegung und Entwicklung. Wenn wir einen Wunsch für die kommende Zeit aussprechen dürfen, so ist es der, daß sich unsere Kunst aus allen Kämpfen zur dritten großen geschlossenen Einheit unseres Kulturlebens durchringen möge.

Prof. Dr. Alfred Klaar: Die deutsche Literatur des letzten Vierteljahrhunderts.

Die großartige Entwicklung unseres Zeitschriften- und Zeitungswesens, die ungeheure Produktion unseres Büchermarktes, die der Bibliographie die größten Aufgaben stellt und die Anlage einer vollständigen Reichsbibliothek zu einem der schwierigsten Probleme macht, läßt jeden Versuch, in einer Skizze einen auch

nur annähernd vollständigen Überblick über die Literatur der letzten Jahrzehnte zu gewähren, als einen hoffnungslosen erscheinen.

Wenn trotzdem eine Vorstellung und ein Gefühl davon gewonnen werden soll, was in der Literatur des letzten Vierteljahrhunderts zu bleibendem oder flüchtigem Ausdruck gelangt ist, so kann es sich an dieser Stelle nur darum handeln, in großen Zügen die Richtungen und Strömungen anzudeuten, die zum Durchbruch gelangten, auf ihre Höhepunkte hinzuweisen und ein Wort über die geistigen und gemütlichen Bedürfnisse zu sagen, aus denen die Literatur dieses Zeitraumes hervorgewachsen zu sein scheint.

Der äußere, durch einen festlichen Anlaß gegebene kalendarische Abschnitt bietet glücklicherweise auch innere Einteilungsgründe. Der Ausgangspunkt unserer Betrachtung fällt mit dem einer literarischen Bewegung, die auf Meister früherer Perioden zurückwirkte und den größten Teil einer jungen Generation in ihre Kreise zog, zusammen. Am Ende der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts werden in lauter, ja stürmischer Weise neue Forderungen für unsere Literatur aufgestellt, Kämpfe um die Grundprinzipien der Poesie entfacht. Neuartige literarische Versuche, die den Stempel des „Modernen" an der Stirne tragen, werden bestritten und in den Himmel gehoben. Der theoretische Kampf jener Tage hat nicht in die Tiefe gegriffen und sein durchsichtiges Formelwesen darf heute für überwunden gelten. Die sogenannte naturalistische Lehre, die allen überkommenen schönen Formen den Krieg erklärte und die Wahrheit, d. h.: die getreue Abbildung der äußeren Natur als Alleinherrscherin in der Kunst gelten lassen wollte, war weder neu, noch überzeugend im Kerne. Es handelte sich da nur um die einseitige Hervorhebung e i n e s Kunstelements, das freilich unentbehrlich ist, immer da war und niemals die ganze Kunst sein konnte, um die verschärfte Nachahmung des äußeren Lebens, und die echten Dichter, die dem Kriegsrufe dieser Richtung folgten, widerlegten in ihren Darbietungen selbst diesen Parteifanatismus; denn in jedem Kunstwerk wirkt mit dem Auge, das die äußere Erscheinung festhält, mit der Beobachtung auch schon die subjektive Auffassung, das Gefühl zusammen, mit der Natur von außen, die in die Sinne strömt, die Natur von innen, die die Sinne selbst beherrscht, mit den Vorschriften der Beobachtung die Forderungen der Empfindung und der Phantasie. Auch beruhte jene nicht tiefgreifende Revolution auf einem Wechsel, der notwendig in allen Literaturen wiederkehrt, und der in den beiden Urtrieben wurzelt, die aller Kunst zugrunde liegen, in der Freude an der Nachahmung und in der an der harmonischen Gestaltung (in der „Freude am Gleichen", wie es der hellenische Kunstweise ausdrückt); auf Perioden der Stilbildung folgen immer solche des Motivhungers, der sich mit neuer heißer Begierde an die Quellen des Lebens wendet. War aber auch jene Theorie, für die namentlich in Berlin begabte Schriftsteller wie Arno Holz, Johannes Schlaf und die Brüder Julius und Heinrich Hart mit Feuereifer eintraten und die sie durch beachtenswerte Werke zu belegen suchten, keineswegs eine erlösende und bahnbrechende, so lag

doch der Bewegung, die sie zeitigte und zu kurzer Bedeutung brachte, vielleicht unbewußt ein starkes, wesentliches Bedürfnis zugrunde. Über das „Wie" wurden keine Offenbarungen gegeben, aber das „Was" der dichterischen Produktion wuchs unter dem Einfluß der Parole, genau zu beobachten und alles Zuständliche in den Kreis der dichterischen Darstellung zu ziehen. In der Bereicherung der Motive und der an sie geknüpften Probleme lag ein Element jenes Literaturstreites, das die Geltung der Schlagworte überdauert.

Während man den Bruch mit aller geschichtlichen Überlieferung verkündete, handelte es sich in Wahrheit um die Anknüpfung an geschichtliche Tatsachen, die jetzt erst voll ins Bewußtsein traten und sich da geistig vertieften. Und hier begegnen einander auch Gegensätze, die man für unvereinbar hielt, und schließen sich zur Kette der Entwicklung zusammen.

Bald zwei Jahrzehnte waren am Ende der achtziger Jahre seit den großen deutschen Kriegen und der Aufrichtung des Deutschen Reiches verflossen. Ehe solche gewaltige Tatsachen in der Literatur ihre gedankliche und gefühlsmäßige Ausprägung empfangen, muß sich das Bewußtsein ihrer Bedeutung, die Vorstellung von ihren Früchten, die Empfindung der Bedürfnisse, die sie wecken, tiefer in die Volksseele gesenkt haben, als es im ersten Momente des Jubels geschieht, in dem die befriedigte Sehnsucht und die Freude über die Entscheidung zwar mächtig anklingen, in dem aber die Grundzüge des neuen Weltbildes noch nicht deutlich hervortreten und das Gewordene und Werdende die Phantasie noch nicht dauernd bereichert hat. So haben die großen Ereignisse von 1870/71 zwar unmittelbar einen starken lyrischen Widerhall in überkommenen Formen gefunden, aber einen neuen Literaturgehalt erst gezeitigt, als das Bewußtsein der großen Errungenschaft und die Forderungen an ein neues einheitliches Nationalleben sich eingewurzelt hatten und zu keimen und zu treiben begannen.

Eine große einheitliche Nation bilden heißt nicht nur sich in einer neuen Staatsform entwickeln, sondern von innen heraus durch die Vereinigung zersplitterter Kräfte wachsen und sich zu neuen Tendenzen und in neuen Formen des Lebens entfalten; heißt: alle Kräfte einer großen natürlichen und geistigen Gemeinschaft im Ganzen lebendig machen, dadurch das Volk in sich festigen und zum höchsten Menschheitsberufe erheben. Heißt: die Zentralkraft steigern und alle Teile zum erhöhten Bewußtsein ihrer Bedeutung emportragen. Heißt: eine starke Wehr für Alle errichten und zugleich die Individuen stolzer und unternehmungsfreudiger, freier und mutiger in ihren Selbstbekenntnissen machen. Heißt: nicht nur den äußeren Reichtum durch das Zusammen- und Ineinanderwirken aller gütererzeugender Mächte vermehren, sondern auch den innern an Geisteskultur und befreiender Gedankenarbeit verstärken und gleichmäßiger verteilen. Heißt endlich: nicht nur das Bewußtsein der schützenden und fördernden Gemeinsamkeit in die ganze Weite eines ausgedehnten Nationalgebietes hineintragen, sondern auch durch Besserung der Lebens- und Bildungsverhältnisse in alle Tiefen des Volkes bringen, alle Schichten des Volksorganismus damit durch-

bringen, also große soziale Arbeit verrichten und dadurch erst die innere Einigung herbeiführen.

Dieser große Prozeß kann sich erst allgemach vollziehen, wenn die Bedingungen politischer Einigung errungen sind. Und die Literatur, in der das Gewonnene sich spiegelt, in der das Werdende in leiser Sehnsucht oder in stürmischen Forderungen sich ankündigt, hat ihren mächtigen Anteil daran. In der Erfüllung dieser Aufgabe fließen unzählige literarische Strömungen des letzten Vierteljahrhunderts zu einer gewaltigen Flut zusammen, lassen sich die verschiedenartigsten Richtungen als Ausstrahlungen des Volksgeistes begreifen, die einander im Brennpunkt der nationalen Einigung und Erhebung begegnen.

Die Meister der Literatur, die die große Zeit vorhergesehen und mitvorbereitet haben und die nichtsdestoweniger von der Verwirklichung lang gehegter Träume überrascht werden, verjüngen sich an den neuen Errungenschaften und erfüllen ihre Lebensbilder mit neuem Gehalt. Gustav Freytag, der zu Beginn der Periode, die wir vor Augen haben, aus dem Leben scheidet, ein Poet und Publizist, der schon wirksam darauf hingearbeitet hatte, durch die Bilder der bindenden Überlieferung und durch die bürgerstolze Darstellung des arbeitenden Volkes das nationale Gemeingefühl zu stärken, hinterläßt als Testament eine Reihe von Schriften, in denen er sich als poetischer Geschichtsschreiber der großen Einigungstage beglaubigt. Friedrich Spielhagen, der fruchtbarste Nachfolger Gutzkow's im Roman des vielfädigen Nebeneinander, folgt der neuen Entwicklung mit Temperament und Fabelfreudigkeit und verknüpft in seinen späteren Romanen die Tendenzen des Sturmjahres 1848, in denen er aufgewachsen, mit jenen, die aus der Entwicklung des neuen Reiches hervorwachsen. Adolf Wilbrandt, für den die Taten Bismarcks das größte Lebensereignis bedeuten, setzt in den großen Romanwerken seiner letzten Jahrzehnte den philosophischen und kulturellen Gehalt in lebhafte Beziehungen zum neuerwachten Nationalbewußtsein. Paul Heyse, dessen Weltruf durch Meisternovellen begründet wurde, in denen sich die alte deutsche Sehnsucht nach der naiven Herrlichkeit des Südens ausprägt, überrascht durch Weltbilder, die in der Schilderung deutschen Lebens, zumal der neu erblühenden Reichsmetropole, die edelsten Linien und die zartesten Farben zeigen. Ernst v. Wildenbruch durchtränkt sein ganzes reiches Schaffen, ob es in die Vergangenheit zurück- oder in die Weite der Gegenwart hinausgreift, mit dem Gefühl für geeinte deutsche Kraft, der er immer neue Ziele weist.

Während die Meister, die in die neue Zeit hinüberleben und die am Kampfe um das Errungene mit beteiligt waren, naturgemäß alte und neue Überlieferungen verknüpfen, Vergangenheit und Gegenwart unter einem einheitlichen Gesichtspunkte betrachten, wie Sehnsucht und Erfüllung, steht ein jüngeres Geschlecht, dem die neue Entwicklung als Geschenk in die Wiege gelegt worden, den Ereignissen und Zuständen, die ein grundlegender Wandel geschaffen, mit andern Augen und Wünschen, mit andern Erwartungen und Forderungen gegenüber. Die Befriedigung über das Erreichte ist ihm zur Selbstverständlichkeit geworden.

Das stürmische Begehren nach neuen Früchten des neuen Bodens, die Kritik des Unvollendeten, die Mission der nach innen gekehrten Einigung, die das Volkstum in und für sich erlösen soll, werden zu treibenden Pulsen der jüngeren Literatur.

Die erwähnte naturalistische Theorie, die so anspruchsvoll ihr Haupt erhebt, ist nur eine falsche Ausdeutung des Bestrebens, neue Kreise und Interessen des Volkes, deren Naturlaute nicht der herkömmlichen Bildungssprache der Literatur angehören, in den Bereich der dichterischen Darstellung zu ziehen; die kurzlebige Opposition gegen die Herrschaft der Klassiker nur ein Ausdruck der Ungeduld, den neuen Forderungen und Motiven Raum und Gehör zu schaffen. Die schaffungskräftigen Dichter, die nach 1870 heranwuchsen, überwinden rasch die beiden Durchgangsstadien, den Naturalismus wie den sogenannten Tempelsturm. Aber ein Zweifaches bleibt ihnen als Erwerb einer neuen Zeit gemeinsam: der Sinn für die großen sozialen Aufgaben des neuen Reiches und das Bestreben, für das kühnere, freiere und intimere Einbekenntnis der Individualität neue poetische Töne zu gewinnen.

In der dramatischen Literatur hat dieses neue Geschlecht sicherlich nicht am intensivsten, wohl aber am lautesten und unmittelbarsten gewirkt. Hier ging Gerhart Hauptmann als stimmender Geist und originellstes Naturell voran. Mitangeregt durch die großen nordischen Meister, namentlich Henrik Ibsen und doch von diesem in Vorzügen und Schwächen grundverschieden, viel stärker als der norwegische Menschenergründer mit dem Herzen an seinen Schöpfungen beteiligt, hinter ihm zurückbleibend in der Kraft bewußter Komposition, hat er in einer Reihe von Dramen, zumal in der dramatischen Epopöe des sozialen Martyriums „Die Weber“, in der scharf satirischen Komödie „Der Biberpelz“, im Trauerspiel naiver Kindlichkeit „Hanneles Himmelfahrt“, in den Tragödien der Verwirrung, in die gradherzige Einfalt hineingelockt wird, „Fuhrmann Henschel“ und „Rose Berndt“ volkstümliche Probleme behandelt, die an das Gewissen der Gesellschaft rühren. Im Streben nach neuen Naturlauten seiner Art verwandt, haben Max Halbe, der in einem Werke, in der „Jugend“ an die Volksseele griff, Max Dreyer und Georg Hirschfeld starke Bühnenerfolge davongetragen. Eine andere Gruppe von Dramatikern stellte sich auf den Boden der Tradition und vertrat neue Postulate in den schon durchgebildeten Formen der dramatischen Kunst. In ihrem Kreise war Hermann Sudermann, der namentlich in den Dramen „Ehre“ und „Sodoms Ende“ der Gesellschaft auffordernde Spiegelbilder entgegenhielt, der Erfolgreichste. Liegt seine Stärke im energischen Farbenstrich, so eroberte sich der deutsch-österreichische Dramatiker Arthur Schnitzler durch die Feinheit der Linie und die Zartheit des Kolorits sein Publikum. Seine „Liebelei“ ist eine der stärksten sozialen Tragödien des Kleinbürgertums, die jenseits aller Rhetorik — durch die Echtheit des Tones — die tiefsten Wirkungen erzielt. Formbeherrschung und sinnreiche Erfindung machten Ludwig Fulda zum berufenen dramatischen Sprecher neuer Probleme; sein „Talisman“ ist nächst Wilbrandts hochgestimmtem „Meister vom Palmyra“ das

sinnschwerste Märchenstück des letzten Vierteljahrhunderts. Als ein Berufener, der in der Tonart Anzengrubers die Glaubens- und Besitzprobleme des bürgerlichen Lebens dramatisch behandeln, trat Karl Schönherr in die erste Linie. Während die gekennzeichneten Gruppen den stärksten Akzent darauf legen, in verschiedenartigen Formen die brennenden Fragen der Gegenwart, namentlich die sozialen, dramatisch zu behandeln und so der inneren Mission einer neueren Zeit gerecht zu werden, erhebt in starker Reaktion gegen das Aktuelle in einer Reihe phantastischer Dichtungen die Romantik aufs neue ihr Haupt. Da klingen ältere Töne wieder, namentlich die Tonart Hebbels und Kleist's wirbt viele Jünger; aber das junge Geschlecht, das verklungenem Saitenspiel und alter Sage lauscht, geht doch seine besonderen Wege, es trägt in die alten Motive eine überfeinerte Psychologie, die freilich mitunter an die Grenze der auflösenden Skepsis gelangt, und Regungen des Nietzeschen Übermenschen hinein, die das Recht der Individualität überspitzen. Hofmannsthal und Beer-Hoffmann, zwei Deutsch-Österreicher, sind die stärksten Vertreter dieser charakteristischen Grundstimmung, die sich mit ihren modernen Zweifeln und Forderungen in alte Fabeln einbohrt. Eine andere Art von Paramythien zu alten Sagen, Dichtungen, die die überlieferten Motive nicht umbiegen, aber neu zu deuten versuchen, ist vor allem zwei norddeutschen Dichtern, dem Formkünstler Eduard Stucken, dem Autor der Gralsdramen, und dem spröden Tristan- und Gudrunpoeten, Ernst Hardt, zu danken. Im Stil ist ihnen der Achillesdichter Wilhelm Schmidtbonn verwandt, im Wesen aber naiver, kräftiger, gesünder. Eine eigentümliche Ausprägung findet der individuelle Befreiungsdrang, der zu den Kennzeichen erhöhter Kultur gehört, in kecken Satiren der letzten Jahrzehnte, die ans Groteske streifen und kühn mit Paradoxen spielen. In der Künstlerstadt München, die seit jeher die Karikatur gepflegt hat, ist diese Richtung am stärksten gediehen. Ihr erfolgreichster Vertreter ist der witzige Ludwig Thoma, ihr meistgenannter und am heftigsten umstrittener Repräsentant Frank Wedekind, der zwischen Gaminlaune und Reformationseifer schwankt, seine Paradoxe mitunter pedantisch vertritt, kein Seelenkünder und kein dramatischer Gestalter, aber ein satirischer Epigrammatiker, dessen Marionetten man sich gefallen läßt, weil die wunderlichsten Aphorismen, die ihnen wie Spruchbänder angeheftet sind, das Interesse reizen. Ein vielfältiges, noch nicht ausgegorenes Talent, Herbert Eulenburg, wetteifert mit Wedekind, den er an dramatischer Gelenkigkeit übertrifft, in den grotesken Zügen seiner Komödien, fesselt aber in seinen Versdramen, namentlich in „Belinde", durch tiefere dramatische Psychologie, die die Kühnheit in glaubwürdige Gestalten zu legen weiß. Einer besonderen Aufgabe bemächtigte sich eine Reihe von Talenten, die in der feineren und gröberen Komödie, im Lustspiel und in der Lustspielposse die überlieferten Formen mit deutschem Leben erfüllte und so der Vorherrschaft fremdländischer Literatur im Alltagsspielplan unserer Bühnen ein Ende machte. Paul Lindau, L'Arronge, Oskar Blumenthal, Franz v. Schönthan, Gustav Kadelberg, Richard Skowronek, Felix Philippi, nicht zu

vergessen den Schwankkrösus Gustav v. Moser, der für die neuartige Militärkomödie den Ton angegeben, sorgten für die deutsche Förderung gangbarer Gesellschaftskomödien und Volksstücke; eine Legion von Nachfolgern, darunter am glücklichsten Wilhelm Meyer-Förster und Karl Rößler, teilt sich mit den Altbewährten, zum Teil noch Schaffenden in das Verdienst, in fesselnden, wenn auch zumeist nur dem Tage dienenden Produktionen den bunten Bühnenbildern die Prägung unseres nationalen Eigenlebens zu geben.

Wie sehr die Erstarkung eines Volkes mit dem wachsenden Mute der Subjektivität zusammenhängt, zeigt ein unverkennbarer Aufschwung der Lyrik im letzten Vierteljahrhundert. Nach zwei Seiten hin namentlich offenbart sich da die neugestachelte Kraft: man sucht jenseits der konventionellen Formen und Motive neue Lebenseindrücke und Stimmungen in das poetische Momentbild zu fassen und im Zusammenhang damit dem sprachlichen Instrumente neue Töne und Akkorde abzugewinnen; daß sich zu glücklichen Griffen auch wildes Tasten und zu neuartigen Harmonien auch Dissonanzen gesellen, ist in dieser Bewegung der „Neutöner" unvermeidlich, aber starke Eigentöne, die nicht nur in der Literatur, sondern auch im Volksgemüte nachklingen werden, drangen und dringen aus dem Stimmgewirre hervor. Den kräftigsten und originellsten hat Detlev von Liliencron angegeben, der bezeichnender Weise mit seiner ganzen Persönlichkeit in der Periode der nationalen Wiedergeburt wurzelt, das Tempo und den Geist kühner Reiterattacken in die Poesie hineingetragen und mit genialer Formkunst die Eingebungen eines kecken, vom Puls der Zeit bewegten Temperaments in seinen Liedern und Skizzen festgehalten hat. Mehr auf die Zartheit differenzierter Stimmungen gerichtet ist Rudolf Dehmels feintönige Lyrik, eine neue Art der Volkstümlichkeit hat der früh dahingegangene Bierbaum gepflegt, unerhörte Wendungen suchen Stephan George, in dem Sprachkunst sich mit Sprachwillkür mengt, und seine Schule dem Worte abzugewinnen. Aus alten Quellen strömt eine neue Balladenflut in den Gesängen Spittelers, Münchhausens und Sternbergs, und ein Heer von Lyrikern, von denen manche wirklich vernommen und nicht wie ehedem bloß als Chorverstärker geduldet werden, wie die Lissauer, Salus, F. Adler, Rilke usw., zeugt für den neuen Mut, sich poetisch einzubekennen, und für die wachsende Neigung, selbst in unserer hastigen Zeit solchen Bekenntnissen Gehör zu schenken.

Die ganze Breite neuerwachten Lebens rollt sich im Roman der letzten Jahrzehnte auf. Sucht man auch hier aus der Fülle die markanten Züge der Entwicklung herauszugreifen, so begegnet man vor allem zwei neuartigen Erscheinungen: einer zum Gemeingut gewordenen Genauigkeit und Verfeinerung des Milieus, die die Gestalten und Vorgänge aus einer charakteristischen Umwelt von Land und Leuten hervorwachsen läßt, und neuen Heldentypen, die alles überkommen Heroische abgestreift haben und, mit allen Merkzeichen moderner Menschen versehen, an unsere Teilnahme appellieren. Das lokale Sitten-,

Volks- und Landschaftsgemälde war ehedem eine Ausnahme in unserer erzählenden Literatur. Meisterstücke dieser Art, wie Immermanns „Oberhof“ und Otto Ludwigs „Heiterethei“, wie eine Reihe Novellen von Keller, Heyse, Storm, Wilbrandt, Raabe und Franzos wiesen erst den Weg in dieser Richtung. Heute gibt es kaum eine nennenswerte Erzählung, die nicht versuchte, uns die Umwelt ihrer Helden anschaulich zu machen. Eine größere Liebe zum Boden ist ebenso unverkennbar, wie die Wechselwirkung aller deutschen Gaue, durch die die Vielfarbigkeit und Vieltönigkeit des Vaterlandes zum Gemeingut gemacht wird, und der Wetteifer scharfer Beobachter, der neuen großen Entwicklung der Städte, namentlich dem imponierenden Wachstum Berlins ein Spiegelbild entgegenzuhalten. In beiden Richtungen, in der Kunst, uns mit einem eigentümlichen Boden vertraut zu machen, und in der Meisterschaft, unser Interesse an das Gemütsleben pathosfreier, scheinbar nüchterner Menschen zu fesseln, hat Theodor Fontane, der Schilderer der Mark, dem jüngeren Geschlechte den Weg gewiesen. In seinen sparsamen Romanskizzen, die mehr in die Tiefe als in die Breite gehen, wurde er der Schöpfer des Berliner Romans, der Epiker der in der Entwicklung begriffenen deutschen Weltstadt. Eine lange Reihe von Nachfolgern, darunter Fritz Mauthner, der noch weit Größeres als philosophischer Kritiker der Sprache geleistet hat, Max Kretzer, der zuerst die Arbeiterkreise in den epischen Vordergrud rückte, Heinrich Seidel, der im Gewühle Berlins die Idylle aufsucht, in neuester Zeit Georg Herrmann, der aus dem Gesichtswinkel des Altberliner Judentums die Biedermeierzeit der preußischen Hauptstadt beleuchtet und aus der Perspektive der dienenden Kreise ein Bild des modernen Berlin entwirft, Felix Holländer, der in seinem besten Roman die Tage der verworrenen Schwärmerei schildert, in der sich auf dem Berliner Boden eine neue intellektuelle Welt emporringt, und Adele Gerhard, die in der Geschichte einer Kaufmannsfamilie das neue Getriebe der Metropole aus patriarchalischen Anfängen hervorwachsen läßt, sucht literarisch dem Problem des großen Werdeprozesses beizukommen, in dem das neue Zentrum Deutschlands eine vorher kaum geahnte Fülle von Kräften zu imponierender Betätigung zusammenschließt. Nie vorher aber hat sich auch der Drang, die verschiedenen Kultur- und Stammesarten deutschen Wesens in der Literatur zu vollem eigentümlichen Glanze, und so die Macht der Teile im ganzen zur Geltung zu bringen, stärker kundgegeben, als in den letzten Jahrzehnten. Thomas Mann gibt in einer vortrefflichen Familiengeschichte zugleich ein Bild vom Wesen der Hansastädte, Gustav Frenssen erfüllt die Welt seiner sanft belehrenden Romane mit dem Hauch seiner holsteinischen Heimat, das starke Erzählertalent der Klara Viebig beginnt mit der Darstellung von Land und Leuten an der Eifel, Rudolf Herzog tränkt seine optimistischen Lebensbilder mit der sonnigen Heiterkeit der Rheinlande, Georg Engel gibt seinen Seelengemälden das echte Kolorit seiner niederdeutschen Heimat, Artur Schnitzler und Jacob Wassermann zeichnen in weichen Linien die Wiener Groß-

stadtwelt, Ludwig Ganghofer versetzt uns in die Atmosphäre bajuwarischen Wesens und um den vielbewährten, noch immer jugendlich schaffenden Rosegger, der die seelischen Geheimnisse der Alpenwelt aufschließt, schart sich ein jüngeres Poetengeschlecht. In keiner früheren Zeit haben die Stämme und Landschaften von Alldeutschland sich literarisch so reich gespiegelt, wie es zu unserer Zeit in einer hier nur angedeuteten Fülle von Erzählungen geschieht, und nie vorher wurden die Offenbarungen verschiedener Stammesart so lebhaft ausgetauscht und in den Zentren des deutschen Geisteslebens mit so freudiger Gegenseitigkeit aufgenommen, wie in der letzten Entwicklungsperiode der Literatur. Übrigens ist in diesen manigfaltigen Darstellungen deutschen Lebens ein liebevolles Eingehen auf den Einzelmenschen, auf die Individualität unvergleichlich stärker ausgeprägt, als die ehemalige Vorliebe für vielfältige Handlung und Umdichtung politischer Geschichte, der Heldenton tritt gegen die naive Selbstbetätigung, die Historie gegen das soziale Leben mit seinen Errungenschaften, Bedrängnissen und Fragen zurück. Das psychologische Stimmungsbild der Novelle, wie sie von Hermann Hesse, Ernst Zahn und vielen anderen gepflegt wird, geht wie die Lyrik auf die feinste seelische Eigenart, auf die Belauschung der geheimsten Regungen. Und auch da, wo das neue Leben in seinen großen Zügen, in seinem technischen und wirtschaftlichen Aufschwung oder in seiner sozialen Gliederung dargestellt wird, oder wo man den Versucht wagt, die große Zeit von 1870/71 für die nun die entsprechende Distanz der Betrachtung gewonnen ist, vor den Lesern aufzurollen, geht das Ganze nicht so sehr auf die Massenwirkung, auf die man ehemals so viel Gewicht legte, als auf individuelle Erlebnisse, in denen die Zeit sich charakterisiert. Das gilt von den neuartigen Dichtungen, in denen die technischen Errungenschaften der Zeit sich abspiegeln, namentlich von den Werken von Max Eyth, von den Gesellschaftsromanen von Elisabeth Heyking, F. v. Zobeltitz und Georg v. Ompteda, wie von den Versuchen, die letzten großen Ereignisse der Geschichte lebendig zu machen, besonders von den beiden großen Romanen, in denen Walter Bloem uns mit sicherer Hand durch die Ereignisse des deutsch-französischen Krieges hindurchführt.

An zwei für die Gegenwart überaus bezeichnenden Erscheinungen kann man schließlich nicht vorbeigehen, wenn man sich die Entfaltung der deutschen Literatur in den letzten Jahrzehnten ins Bewußtsein ruft. Die Einigung Deutschlands hat auch jenen deutschen Stämmen, die außerhalb des Deutschen Reiches leben, ein erhöhtes Gefühl nationaler Art eingeflößt, und die geistige Einheit in einem vorher nicht gekannten Maße gefördert. Weit größer als in den Tagen, in denen Österreich dem Namen nach zu Deutschland gehörte, ist heute die Wechselwirkung reichsdeutscher und deutsch-österreichischer Poesie. Und wenn in diesem Überblicke die Literaturvertreter von hüben und drüben nebeneinander genannt wurden, so geschah das zu vollem Rechte, da sie im Zusammenhange der Richtungen gar nicht von einander zu lösen sind. Nicht minder bezeichnend ist der

Aufschwung der Frauenliteratur, der mit einer der größten Bewegungen unserer Zeit zusammenhängt und es mitbezeugt, daß Deutschland auch in der Weltfrage des Frauenrechtes eine führende Stellung einnimmt. Neben der gemütlichen Familienerzählung, die man ehedem als Frauenliteratur par excellence ansprach und die durch viel gelesene Schriftstellerinnen, wie die Marlitt und die Werner vertreten war, entwickelt sich schon seit einem halben Jahrhundert eine bedeutende schriftstellerische Frauentätigkeit, die durch dichterische Individualitäten von hohem Rang, wie Marie von Ebner-Eschenbach, Bertha von Suttner, Ossig Schubin, Luise v. François, Helene Böhlau, Ilse Frapan vertreten ist und den dauernden Reichtum unserer Geistesschätze vermehrt. Ein jüngeres Geschlecht zeigt uns die Frauen mit den schwierigsten Lebensproblemen des Romans beschäftigt, die von ihnen mit großer, vielleicht durch die neue Freiheit gesteigerter Kühnheit behandelt werden, Klara Viebig mit ihrer robusten Kraft in Darstellung des Volkstümlichen, Gabriele Reuter mit ihrem Mute in der Auffassung erotischer Probleme, Auguste Hauschner mit ihrer feinen sozialen Satire, Emil Marriot (Emilie Mataja) mit ihrer herben Wahrhaftigkeit, die in die Seelenkämpfe katholischer Pfarrhäuser hineinleuchtet, die Handel-Mazetti mit ihrer ungewöhnlichen Kraft für das historische Genrebild, die feingestimmte Novellistin Anselma Heine, die eigenartige Ricarda Huch, die geistig kühne Lilly Braun und manche andere stellen sich gleichberechtigt neben unsere männlichen Epiker, gleichberechtigt, wenn auch nicht gleichartig, und befestigen uns in der Überzeugung, daß ein volles literarisches Weltbild nur gewonnen werden kann, wenn es mit beiden Augen der Menschheit gesehen und festgehalten wird.

Das Emporreifen neuer Genies, die die höchsten Bestrebungen und die tiefsten Empfindungen von der Volksseele lösen, entzieht sich jeder menschlichen Berechnung. Ebensowenig haben wir Gewalt, darüber zu bestimmen, ob die Literatur in einer Zeit zu Throne sitzen soll, wie in den Tagen der Klassiker, da sie als einziger Ausdruck der inneren Einheit das ganze höhere Leben beherrschte, oder ob sie berufen ist, sich spiegelnd und fördernd dem Gesamtorganismus der nationalen Arbeit anzuschmiegen. Aber so viel sagt uns ein Überblick über literarische Richtungen und Strömungen der letzten Jahrzehnte: mit der nationalen Einigung hat die Wechselwirkung der geistigen Kräfte in allen deutschen Landen gleichen Schritt gehalten, das Bewußtsein unserer geistigen Entwicklung hat weitere Kreise gezogen und sich tiefer eingesenkt — neben den Klassikern sind erst in unseren Tagen Grillparzer, Kleist und Hebbel zu Nationalpoeten geworden — und die schaffenden Kräfte der letzten Jahrzehnte haben, tief angeregt durch den nationalen Aufschwung, begünstigt durch eine lange Friedenszeit, ermutigt durch eine freiere und stolzere Entwicklung, das nationale Leben von allen Seiten zu erfassen und bedeutend zu gestalten versucht. Die Überlieferung ist nicht zerrissen, sondern verjüngt, und eine Fülle von Kräften bürgt dafür, daß sie uns geistig emporführen wird.

Margarete Herrmann: Ein musikalischer Rückblick.

25 Jahre deutscher Musik! 25 Jahre bewußten Genusses gesammelter Schätze! Denn diese Zeit war nicht eine Epoche der Produktivität, in der große Geister entstanden, die auf eignen Bahnen zu neuen Zielen führten — sondern eine Zeit der reproduktiven Kunst, in der alles, was die Meister der vergangenen Epoche geschaffen, interpretiert und dem Volke zu eigen gemacht wurde, so daß die Werke der Klassiker Nationalgut, ein Teil unseres deutschen Lebens, ein dauerndes Glück werden konnten. Die Entstehungszeit einer genialen Kunstschöpfung ist für den Kenner von großem Wert und hohem Interesse. Das Volk, die breite Masse bedarf eines gewissen Abstandes zur richtigen Beurteilung. Die Zeit muß dazwischen treten und tausend feine Unterströmungen müssen den Boden bereiten, auf dem die ausgestreute Saat keimen soll. Das Ungewohnte darf nicht mehr erschrecken, neue, befremdende, zuerst fast schmerzlich wirkende Harmonien werden zum Genuß, man hört den Herzschlag des Künstlers und versteht sein Empfinden. Dann erst beginnt seine Unsterblichkeit. Dieser Widerhall in Millionen, diese Popularisierung der Werke unsrer großen Meister ist wohl in keiner Zeit mehr gepflegt worden, als in den letzten 25 Jahren.

Allen voran ging der große Joachim, der mit seiner für alle Zeit vorbildlichen Wiedergabe der klassischen Violinliteratur, mit seinem unvergleichlichen Quartett, dem süßen, seelenvollen, großen und leidenschaftlichen Ton seiner Geige, der intensiven Innerlichkeit, dem ganzen Zauber seiner warmen künstlerischen Persönlichkeit bleibende Werte schuf und dem deutschen Volk einen Schatz von Kenntnissen der klassischen Kammermusik hinterließ, der sich auf Generationen vererben wird. Seine Schüler und Schülerinnen haben eigene Quartettvereinigungen gegründet, die in unserer musikhungrigen Hauptstadt ohne Rivalität nebeneinander bestehen und gedeihen. — Der letzte Unsterbliche der klassischen Periode, Johannes Brahms, streute noch goldene Körner aus seinem reichen Füllhorn: neben seinen Vokalquartetten, den ernsten Gesängen und Liedern die Fest- und Gedenksprüche, die herrliche Kammermusik — und Joachim trat für sie ein mit der ganzen Hingabe seiner Natur, ja selbst mit Zurückstellung seiner eigenen Produktionen. Seine feinsinnigen, warm empfundenen Ouvertüren sind heut mit Unrecht vergessen und verdienen zum Heil des Publikums eine baldige Auferstehung.

Mahler und Strauß haben dem Orchester einen anderen Charakter verliehen. Krassere Farben, stärkere Kontraste, äußerliche Effekte, Massenwirkungen, glänzende Klangexperimente treten mit raffinierter Sachkenntnis an die Stelle der inneren Empfindung und allzu große Virtuosität erschwert den Eintritt zur Unsterblichkeit, der nur dem fühlenden Künstler gewährt wird.

Die Oper steht noch unter dem Einfluß Richard Wagners. Der Genius von Bayreuth leiht den kleineren Talenten von seinem Licht und hilft ihnen zum

Leben. Auch auf dem Gebiebte der Oper, die von Mascagni, Leoncavallo, Puccini nicht gerade veredelnd beeinflußt wurde, ist es mehr das Können, die Mache, die uns Anerkennung abzwingt, als die Tiefe der Empfindung, die uns rührt und erhebt; wenngleich Strauß, d'Albert und Humperdinck die Oper um interessante Werke bereichert haben. Die Musik ist nicht mehr wie früher die Hauptsache in der Oper, sondern sie ist nur einer von vielen Faktoren, um die Wirkung zu erreichen. Neben dem Komponisten steht heut fast gleichberechtigt der Dichter, der Regisseur, der Dekorationsmaler, ja sogar der Feuerwerker; sie alle vereinigen sich, um Effekte zu erreichen, die früher unmöglich waren. Die Arie ist vollkommen verbannt, die Melodie zu kurzen Themen zusammengeschrumpft, alles ist mehr polyphon. Die Handlung schreitet rasch und zielbewußt vorwärts. Die Schnelligkeit des modernen Lebens ist auch auf die Oper nicht ohne Einfluß geblieben.

Hugo Wolff schuf poesievolle, schwärmerisch-eigenartige Lieder, Max Reger bedeutende Orgelkompositionen, manch schönes Instrumentalwerk, manch interessantes Kammermusikstück entstand — lauter Zeugnisse großer Fertigkeit, enormen Könnens, vollendeter Technik — nicht immer der spontane Ausfluß der innersten Empfindung. Es ließen sich noch viele Namen nennen. Und doch liegt die Größe der Zeit nicht in dem, was geschaffen wurde, sondern in der Wiedergabe der Schöpfungen, in der Verbreitung derselben in die weitesten Volksschichten. Nie gab es eine solche Fülle wundervoller ausübender Künstler. Ich nenne neben dem Ehepaar Joachim Hans v. Bülow, Eugen d'Albert, Artur Schnabel, den einzig dastehenden Albert Niemann, von dem Richard Wagner sagte: er ist „durchweg erhaben, einer der größesten Künstler" — die Reicher-Kindermann, Lilli Lehmann, — nie eine solche Fülle hervorragender Dirigenten — Herrmann Levi, Steinbach, Weingartner, Schuch, Mottl, Muck, Nikisch, Fiedler, Schumann, Schrickerath, und last not least, Siegfried Ochs, diesen virtuosen Chormeister, der mit der Riesenmasse seiner Sänger und Sängerinnen Wirkungen hervorbringt, wie sie bisher noch nicht da waren — sie alle haben durch ihre Aufführungen Kulturwerte geschaffen, die dem deutschen Volke ein bleibendes Glück sichern. Der Kaiser bringt den Darbietungen von Siegfried Ochs bekanntlich das wärmste Interesse entgegen.

Die besten Kräfte vereinigen sich, um in Volkskonzerten zu wirken. Musikfeste und Sängerstreite heben den Chorgesang auf eine bisher noch nicht erreichte Höhe. Das Volkslied, die Grundlage aller Kunstmusik, kommt wieder zu Ehren, neue Sammlungen werden herausgegeben, und die Wandervögel durchziehen singend das deutsche Land. Die Neubelebung des Volksliedes verdanken wir der Anregung des Kaisers, der soeben die Freude erleben durfte, daß seine Berliner Sänger als Sieger aus Frankfurt heimgekehrt sind.

Die gesteigerte Technik hat die Ausdrucksmöglichkeiten erweitert und sie vieler konventioneller Fesseln entledigt. Mögen die kommenden Komponisten sich

diese Errungenschaften zunutze machen, indem sie sie nur als Mittel zum Zweck, als Gefäß betrachten, das sie mit dem Inhalt ihrer tiefsten heiligsten Empfindung anfüllen.

Das letzte Bach-Beethoven-Brahms-Fest hat aufs neue gezeigt, wie das wahrhaft Schöne im deutschen Volk ein Echo findet, und bewiesen, daß der Kulturstand desselben hoch genug ist, um die großen Unsterblichen zu verstehen. Dieses Niveau verdanken wir der künstlerischen Volkserziehung der letzten 25 Jahre, den Bemühungen der einzelnen Künstler, den rationelleren Lehrmethoden und den Bildungsmöglichkeiten, die der Staat dem deutschen Volke geschaffen.

Prof. A. Riedler: Wissenschaftliche Technik.

(Technische Hochschulen)

Das Regierungsjubiläum des Kaisers könnte den naheliegenden Anlaß bieten, die beispiellosen, gewaltigen Fortschritte der technischen Wissenschaften und der ausführenden, wirtschaftlichen Technik während des letzten Vierteljahrhunderts in zusammenfassender Übersicht darzustellen. Ein glänzendes Bild könnte entrollt werden. Ist doch vieles erst während dieses Zeitabschnittes geschaffen worden, gewaltige neue Gebiete mit wissenschaftlichen Mitteln erst entstanden, während sich andere, früher unbedeutende hoch entwickelt haben. Auf der Oberfläche ist nichts mehr zu holen, die ist abgebaut; nur in der Tiefe, nur wissenschaftlicher Arbeit zugänglich liegen die fruchtbringenden, dem Allgemeinwohl dienenden Schätze. Seit dem gewaltigen Anstieg der wissenschaftlichen Technik sind auch die Daseins- und Schaffensverhältnisse für Menschen und ihre Organisationen völlig andere geworden. Solche Darstellung, selbst auf das Allerwesentlichste beschränkt, würde aber Bände füllen und müßte sich auf das ganze Wirtschaftsleben erstrecken.

Allgemein gewürdigt und selbst im Volksbewußtsein lebendig ist das hohe Interesse, das der Kaiser der Technik von Anfang an entgegengebracht hat. Aber auch eine sich hierauf beschränkende Darstellung würde breiten Raum erfordern und würde außerdem die Bedeutung der kaiserlichen Betätigung nicht heben, sondern eher verkleinern. Denn auf die leitenden Ideen kommt es an, die den Bestrebungen zugrunde liegen, und auf die Bedeutung dieser Ideen für das Gemeinwohl. Und darauf kommt es an, wie die Mitarbeiter diese Ideen und die Ziele erfaßt und gefördert haben, was von den leitenden Absichten verwirklicht worden ist, was nicht. Diesen Fragen näher zu treten, ist des Anlasses würdiger als rückschauende Betrachtung der Herrlichkeit, zu der wir es gebracht haben.

Diese leitenden Ideen lassen sich knapp ausdrücken, obwohl sie die größten Herrscheraufgaben umfassen: durch wissenschaftliche Technik alle latenten Kräfte zu entwickeln, neue Kraftquellen zu erschließen und dem Allgemeinwohl dienstbar zu machen, damit die nationale Kraft zu stärken, in Wirtschaft und Wohlstand, wie in Wehr und Macht.

Diese leitenden Ideen sind die Fortsetzung und Erweiterung der hohen Bestrebungen, die schon den Großen Kurfürsten beseelten, der wahrhaft regierend, d. h. vorausschauend, weltumfassende Pläne verfolgte, die inzwischen weltbewegende geworden sind. Er hat die Bedeutung der See, der Marine für die Nation erkannt, hat seinem Volke nicht bloß im eigenen Lande, sondern auf der Welt neue Bahnen öffnen wollen, er hat, obwohl ihm nur kleinste Mittel zu Gebote standen, den kühnen Schritt zur Schaffung der kurbrandenburgischen Flotte unternommen. Die Mitwelt hat diese Ideen nicht begriffen. Sie fielen in eine Zeit, als England noch keine überragende Seemacht war, als Holländer und Dänen seine Schiffsbaumeister waren! Jetzt, nach mehr als zwei Jahrhunderten, läßt sich die Entwicklung und die Umgestaltung im Weltbesitz ausdenken, die eingetreten wäre, wenn diese weitausschauenden Gedanken auf ein reifes Geschlecht fruchtbringend gewirkt hätten. Jetzt ist jedem klar, daß der Staat zum Verdorren verurteilt ist oder zur Beute anderer werden muß, der sein Arbeitsfeld auf die Landesgrenzen einschränkt, statt es auf der ganzen Welt zu suchen, und der nicht zugleich die Macht aufrichtet, solche weltumfassende Arbeit zu schützen. Jeder kann sich das Bild ausdenken, wie es mit unserem Ansehen und unserer Zukunft bestellt wäre und was sich auf unsere Kosten in der Welt abspielen würde ohne ausreichende Kraft zur See. Hier wird auch die Aufgabe der Technik jedem überzeugend klar und die Richtigkeit des Ausspruchs: „Ohne deutschen Schiffbau keine deutsche Marine".

Genau so liegt es aber auf allen Gebieten der schaffenden Tätigkeit. Kampf und Sieg, Aufblühen und Siechtum sind nur nicht überall so auffällig sichtbar und weiten Kreisen so leicht verständlich zu machen. Eine hochentwickelte, wissenschaftlich arbeitende Technik ist unerläßlich und zu großen Aufgaben berufen. Förderung der wissenschaftlichen Technik und technischer Bildung auf allen Gebieten, die das Gemeinwohl betreffen, ist längst ein Gebot der Selbsterhaltung geworden, das nur von Phantasten verkannt wird, die in den Wolken träumen. Mit Waffe und Werkzeug hat alle Kultur begonnen, und so hoch sie sich inzwischen auch entwickelt hat, diese ihre Stützpunkte haben an Bedeutung nur zugenommen. Scharfe, vollkommene Wehr zum Schutz, hochentwickelte Werkzeuge zur Erhöhung der Leistung und des Fortschrittes sind zwingende Lebensnotwendigkeiten geworden und nur mit wissenschaftlichen Mitteln erreichbar.

Wichtige, weitausgreifende Aufgaben, die das Allgemeinwohl angehen,

müssen immer bei der Schule beginnen, in ihr ruht die Zukunft; ohne richtige, vielseitige Schulung keine große Leistung. Auch darf das Bestreben, dem Volke und Staate zu dienen, nicht mit den Werken der ungewöhnlich Begabten allein rechnen, sondern muß darauf gerichtet sein, den großen Durchschnitt zu hoher Leistung zu befähigen.

Der Große Kurfürst war auch der erste, der umfassende technische Bildung würdigte. In Tangermünde wollte er eine technische Lehranstalt ins Leben rufen zur Pflege der Naturwissenschaften und ihrer Anwendung durch Unterweisung in Laboratorien, ein Plan, der, selbst mit den Augen der Gegenwart betrachtet, Bewunderung verdient und das erstrebt, was die wissenschaftliche Technik kennzeichnet. Nichts wurde verwirklicht, nichts verstanden.

Auch der große König, der seinem Staate den gebührenden Platz erkämpfte, der inmitten der Feldlager immer bemüht war, Gewerbefleiß, „Manufaktur" und Schulung zu heben, hat, gleichfalls weit ausschauend, technische Wissenschaft fördern wollen, aber seine „école de génie" ist gleichfalls unverstanden geblieben. Erst ein halbes Jahrhundert später sind für die Bedürfnisse der staatlichen Bauten und für das Gewerbewesen Pflegstätten geschaffen worden, und erst in unserer Zeit haben diese nahen Verwandten ihre Vereinigung und wissenschaftliche Erweiterung gefunden.

Die technischen Hochschulen verdanken dem Kaiser und seinem persönlichen Eintreten ihre heutige Stellung, ihre äußerliche Gleichstellung mit den Universitäten. Seitdem erst werden ihnen reichlichere Mittel zugewendet, wenigstens für ihre wissenschaftlichen Lehraufgaben; zugleich sind sie von dem engbegrenzten Interesse des Staatsbaudienstes unabhängig geworden, der hierdurch nur gewonnen hat.

Das hohe Interesse des Kaisers für technische Wissenschaften und Verständnis der ausführenden, wirtschaftlichen Technik und ihrer Leistungen ist daher die Fortsetzung einer ruhmreichen Überlieferung, die nunmehr dem Reiche im Wettstreit der Völker die gebührende Stellung schaffen und erhalten soll.

Die vom Kaiser gewollte Schulreform entsprang dem Bestreben, die immer schwieriger gewordenen Bildungs- und Erziehungsaufgaben unter ganz veränderten Lebens- und Schaffensverhältnissen nicht einer Studienrichtung allein zu überlassen, die aus anderen Bedürfnissen hervorgegangen ist und anderen hohen Zielen zu dienen hat, sondern alle geistigen Kräfte zu leistungsfähiger Mitarbeit aufzurufen, alle wissenschaftliche und schaffende Intelligenz heranzuziehen zu dem schwierigen, großen Werke, das Lebensfragen der Nation berührt, also auch reale Bildung zur Geltung zu bringen, welche die Zeit und die gegebenen Verhältnisse und Kräfte, die hemmenden wie die fördernden, richtig erfaßt, wie sie wirklich sind.

Die „Schulreform" hat, erst im zweiten Anlauf, außer der Würdigung der modernen Sprachen nur die „Gleichwertigkeit" der vorhandenen Schulen gebracht. Damit ist das schwere Unrecht beseitigt, daß eine in frühester Jugend getroffene Wahl unwiderruflich war, während jetzt gegen eine Nachtragsleistung zugunsten der alten Richtung Umkehr möglich ist. Die Gleichberechtigung ist nicht erreicht. Berechtigungs- und Monopolstudien sind geblieben, ebenso die Qual der „Reifeprüfung", die über die Zukunft vieler entscheidet und doch nichts beweist. Wirkliche reale Bildung kommt noch nicht zur Geltung, schon deshalb nicht, weil auch die minderberechtigten Schulen nur Abkömmlinge der alten Richtung und nur von ihrem Geiste erfüllt sind.

Auch die technischen Hochschulen sind noch nicht das geworden, was sie sein müßten: wissenschaftliche und wirtschaftliche Hochschulen für das moderne schaffende Leben. Sie leiden unter den „allgemeinen" Fächern, die nur die großen Lücken der ungeeigneten Vorbildung auszufüllen haben, unter der von Staat und Industrie gewollten Vermengung der leitenden mit den Hilfskräften und an zersplittertem, einseitigem Fachstudium, wie dies neuestens auf dem Gebiete der Flugtechnik auch weithin erkennbar geworden ist und sogar zur Abbröcklung von Hochschulgebieten an die Universität geführt hat.

Trotzdem muß der schließliche Erfolg der Bestrebungen der Herrscher erwartet werden, da es sich um Forderungen des Lebens, um Fragen der Energieausnutzung handelt, die durch herrschende Doktrinen und Überlieferungen dauernd nicht aufgehalten werden können. Es ist ohne schwere Selbstschädigung unmöglich, dauernd eine unzureichend gewordene Lehr- und Weltauffassung der Mehrheit der nichtbevorrechtigten Intelligenz aufzuzwingen; ebenso unmöglich, dauernd die Betätigung der vielgestaltigen eigenen Begabung und der Arbeitsfreudigkeit von Lehrern und Schülern durch enge pädagogische Doktrinen einzudämmen, dauernd der Mehrheit, die fruchtbringend schaffen soll, eine ungeeignete Vorbildung vorzuschreiben und die Kluft immer größer werden zu lassen zwischen den einseitig Geschulten und der völlig geänderten Welt. Die Ausbildung der ethischen und Charakterwerte, die zusammen mit dem Wohlstand und einer leistungsfähigen Technik die nationale Kraft bestimmen, kann nicht dauernd nur von einem analytisch-sprachlichen Lehrverfahren erwartet werden, ebensowenig können die abweisenden Redensarten von „Banausentum", „Materialismus", „Utilitarismus" usw. dauernd ihren Kurswert und eine weltfremde Bildung dauernd ihre Vorrechte behalten. Die überalten weltfremden Studierten, die nach Versorgung streben, aber nicht nach harten Kämpfen, und die Forderungen unserer Zeit sind unhaltbare Gegensätze geworden.

Die immer schwieriger werdenden Aufgaben der Verwaltung können auch nicht ohne Heranziehung technischer Bildung gelöst werden, in unserer Zeit, wo unmittelbare, persönliche Kenntnis der Menschen, ihrer Arbeit und ihrer Hilfsmittel und einheitliches Zusammenfassen von Teilarbeit Lebensforderungen geworden

sind. Gerade der modernen Technik ist der Zwang zu strenger Organisation eigen, der hohe erzieherische Wirkung ausübt und tatkräftige Persönlichkeiten schafft, die nicht auf jedem Boden gedeihen, willens- und schaffenskräftige Menschen, die Großes leisten können, aber gegenwärtig keinen Einfluß haben und meist nur der Privatwirtschaft dienen, wo ihre Leistungen weithin sichtbar sind.

Alles das kann gebessert werden, und die unerläßlichen ethischen und Charakterwerte und wahrhaft humane Bildung werden nur gewinnen, wenn die überlebte Lehrmethode geändert wird. Es fehlt nur der nachhaltige Wille, den Widerstand einer überzeugten, aber unhaltbar gewordenen Überlieferung zu brechen. Die kurfürstlichen und kaiserlichen Ideen sind im jetzigen eng reglementierten Rahmen nicht erfüllbar, es ist freie Bahn für die Betätigung schaffender Energie, insbesondere in der Schule, erforderlich, um dem ausgesprochenen Herrscherwillen und den zwingenden Forderungen der geänderten Zeit zu genügen.

Die Not unserer Zeit zwingt neuestens dazu, alle Kräfte zur nationalen Wehr heranzuziehen. Gesundes Volkstum, Kraft und Intelligenz, Volkswohlstand und erlesene, gleichgesinnte Führer sind die Grundlagen, und Schule und Erziehung müssen diese Grundlagen verstärken. Die weltbürgerlichen blassen Friedensreden werden allerorten durch die Menschen, wie sie sind, und durch ihre Geschichte Lügen gestraft. Kampf und volle Bereitschaft für jeden Kampf ist unser Los. Ohne Kampf kein Sieg, konnte man früher sagen, ohne Kampf kein nationales Dasein, muß es jetzt heißen. Im wirtschaftlichen Wettstreit ist es ebenso bestellt. Der Kampf, ob siegreich oder verheerend, ist nur weniger sichtbar. Alle Intelligenz zu höchster Leistung zu befähigen ist Lebensnotwendigkeit geworden. Es ist Selbsttäuschung, sich damit zu trösten, daß wir, dank gründlichem Wissen und dank der Freude an der Arbeit um ihrer selbst willen auf keinem wichtigen Gebiete zurückstehen, auf vielen vorangehen. Andere haben aber nicht unter so schwierigen, kargen Verhältnissen zu kämpfen und können noch aus dem Vollen schöpfen, andere leiden weniger unter herrschenden Vorurteilen nnd beschränkenden Vorrechten und unter weltabgewandter Bildung.

Vor einem Vierteljahrhundert konnten viele Staaten bestehen, ohne dem drängenden Fortschrittsdämon die Tore zu öffnen. Gegenwärtig ist Macht und Gedeihen nur dort zu finden, wo die Technik hochentwickelt ausgenutzt wird. Die Verschiebung politischer und wirtschaftlicher Macht während dieser Zeit zeigt dies eindringlich. In dieser kurzen Spanne Zeit haben sich gewaltige Dramen abgespielt, die jedem Auge das Schicksal von Staaten zeigen, die der Entwicklung der Technik fremd bleiben. In wenigen Tagen ist die alte spanische Kolonialmacht durch überlegene Waffen in Trümmer geschossen worden. Vor der erstaunten Mitwelt haben die Japaner, vor kurzem noch interessante Halbwilde, gezeigt, wie mit einigen militärischen Tugenden der ganze moderne Apparat selbst gegen überlegene Kräfte gehandhabt wird. In wenigen Wochen ist die alte Osmanenmacht trotz Soldatentugenden vor einer kleinen, aber überlegenen modernen Organisation zusammen-

gebrochen und dadurch das Weltbild umgestaltet worden. Vor unseren Augen wird Volkskraft, die bisher geschlummert hat oder unbemerkt geblieben ist, im Bunde mit der Technik erweckt und tritt als neuer Kampffaktor ein. Die wissenschaftliche Technik ist Ausnutzung und Leitung der Energie in jeder Form; sie ist, wie die Energie selbst, eine unaufhaltsame Macht, die mit elementarer Kraft wirkt, zermalmend oder segenbringend, je nachdem sie geleitet wird.

Prof. Dr. Paul Schwartz: Der Kaiser und die Schulreform.

Als Kaiser Wilhelm II. zur Regierung kam, ging eben das erste Jahrhundert der preußischen Schulgeschichte zu Ende. Was in diesem langen Zeitraum auf dem Gebiet des Schulwesens aufgeblüht und wieder vergangen war, was sich da befehdet und versöhnt und immer wieder befehdet hatte, das alles war nur die Einleitung zu der durchgreifenden Schulreform gewesen, die sich unter persönlicher Einwirkung Kaiser Wilhelms II. in *einem* Jahrzehnt seiner Regierung vollzog. Wer die Bedeutung dieser Reform verstehen und würdigen will, muß einen kurzen Rückblick auf die preußische Schulgeschichte der vorangehenden hundert Jahre werfen.

Die preußische Schulgeschichte beginnt mit der Einrichtung des Oberschulkollegiums im Jahre 1787, einer Behörde, aus der sich allmählich das Kultusministerium entwickelt hat. Bis dahin kann man wohl von *Schulen*geschichten, aber noch nicht von einer preußischen *Schul*geschichte sprechen. Das Oberschulkollegium ließ sich die gründliche Besserung der völlig versagenden, überlebten Gelehrtenschulen angelegen sein, die weit hinter dem Geist der Zeit zurückgeblieben waren und wie finstere Trümmer einer untergegangenen Kultur in das Jahrhundert der Aufklärung hineinragten. Befreiung der zahlreichen kleinen Stadtschulen vom lateinischen Unterricht und deren Umwandlung in Bürgerschulen; Änderung des Lehrplans der wirklichen Gelehrtenschulen nach den Bedürfnissen der Zeit, besonders durch Betonung des Unterrichts im Französischen, in der Mathematik und den Naturwissenschaften; bessere Vorbildung der Lehrer für ihren Beruf, Hebung ihrer sozialen Stellung und Berücksichtigung ihrer besonderen Fähigkeiten und Neigungen bei der Verteilung des Unterrichts: das war der wichtigste Teil der Arbeit für die neue Behörde. Sie hat dazu verhältnismäßig wenig Zeit gehabt — denn das Unglücksjahr 1806 bereitete auch ihrer Tätigkeit ein jähes Ende — und hat doch viel Segensreiches gestiftet.

Auf der vom Oberschulkollegium geschaffenen Grundlage wurde bei der Neuordnung des Staates, die auch das Schulwesen einschloß, weitergebaut. Aus der Masse der Schulen wurden einige als Gymnasien herausgehoben und mit dem Vorrecht der Abiturientenprüfung ausgestattet. Damit erhielten sie eine für das Staatsleben hervorragende Bedeutung: sie hatten die jungen Leute für die höheren Berufe und Ämter des Staates und der Gemeinden vorzubilden. Zwar nur vorzubilden und nicht auszubilden; aber doch war die Verantwortung, die sie den kommenden Geschlechtern gegenüber trugen, schwer. Kaum eine andere öffentliche Einrichtung hat so wie die höhere Schule die Pflicht, Fühlung mit dem Zeitgeist zu behalten und die ihr anvertraute Jugend, aus der einst die geistigen Führer des Volkes hervorgehen sollen, so vorzubilden, daß sie aus der Schule nicht in das Leben wie in eine fremde Welt hinaustritt. Hierin hat schließlich im 19. Jahrhundert das Gymnasium versagt und damit die starke Strömung gegen sich hervorgerufen, die es wegzuschwemmen drohte.

Schon die alte Gelehrtenschule des 18. Jahrhunderts hatte sich gegen die Rufe nach Aufnahme der Realien in den Lehrplan nicht mehr völlig taub gezeigt, und das Oberschulkollegium hatte sich redlich bemüht, die Gelehrtenschulen durch stärkere Betonung der Realien zu modernisieren. Das Gymnasium am Anfang des 19. Jahrhunderts geriet unter die Herrschaft der Neuhumanisten. Damit war dieser Schule ihr Charakter gegeben. Ursprünglich bestand auch hier die ehrliche Absicht, neben den humanistischen Fächern die Realien nach Möglichkeit zu berücksichtigen. Allein die Unmöglichkeit, allen Fächern gleichmäßig gerecht zu werden und alle mit wissenschaftlicher Gründlichkeit zu behandeln, führte dahin, daß das Gymnasium die Realien als für die höhere Bildung minderwertig abstieß oder in den Hintergrund drängte.

Allein die Überzeugung von dem Wert der Realien für das Leben und auch für eine höhere Bildung war doch schon zu tief in weite Volkskreise gedrungen, als daß sie durch einen gymnasialen Machtspruch hätte unterdrückt werden können. Es traten als Vorkämpfer für das Realschulwesen Männer auf den Plan, die an geistiger Bedeutung den Verteidigern des Gymnasialmonopols durchaus ebenbürtig waren. Die erstaunlichen Fortschritte des 19. Jahrhunderts auf den Gebieten der Naturwissenschaften, der Technik und der Industrie ließen das Gymnasium unberührt, erhöhten aber die Bedeutung der Realschulen. Diese waren jetzt nicht mehr mit der bloßen Duldung zufrieden, sondern schritten zum Angriff auf das Monopol des Gymnasiums und forderten gleiche Rechte mit diesem. Dazu kam noch die nationale Erhebung im Gefolge des Krieges von 1870, die im deutschen Volk einen neuen Geist weckte. Es schickte sich mit Macht an, unter die Weltvölker zu treten. Die weltfremde Absperrung der Gebildeten von dem, was nicht gerade zu ihrem Beruf gehörte, konnte nicht weiter bestehen. Gerade von ihnen mußte gefordert werden, daß sie ihre Intelligenz in den Dienst dessen stellten, was ihrem Volk in der Gegenwart not tat. Laut wurde die Anklage

gegen das Gymnasium erhoben, es vernachlässige über der unbegrenzten Hochschätzung des Altertums die nationalen Pflichten; und gerade auf diese wurde nach dem Jahre 1870 vom Volk ganz besonderer Wert gelegt.

In den Streit der Meinungen griff jetzt der Staat ein. Der Minister Falk berief im Oktober 1873 eine Schulkonferenz, die jedoch im Grunde ergebnislos blieb. Der Kampf wurde weitergeführt, und zwar besonders heftig, seitdem sich der Realschulmännerverein gebildet hatte. Eine Neuordnung des höheren Schulwesens im Jahre 1882 suchte die Gegensätze auszugleichen. Drei Arten von Vollanstalten sollten nunmehr für Verbreitung der höheren Bildung sorgen: das Gymnasium, das Realgymnasium und die Oberrealschule. Das Gymnasium brachte dem Zeitgeist ein Opfer und erhöhte die Leistungen in der Mathematik, in den Naturwissenschaften und im Französischen; das Realgymnasium kam dem humanistischen entgegen, indem es den lateinischen Lehrplan erweiterte. Es war das also ein Kompromiß, das jedoch die Vertreter unversöhnlicher Richtung auf beiden Seiten nicht befriedigte. Bald stellte sich auch heraus, daß die Folge der Neuordnung eine Überbürdung der Schüler war. Die Ärzte fingen wieder an, sich eifrig mit der Überbürdungsfrage zu beschäftigen und schwere Anklagen gegen die Schule zu erheben. Die Oberrealschule bedeutete ein Nachgeben gegen die öffentliche Meinung, die nun einmal von der Begeisterung für das Altertum und der humanistischen Bildung sich entschieden abgewandt hatte. Wie die Oberrealschule sich entwickeln würde, mußte abgewartet werden. Bitter enttäuscht waren die Realschulmänner, denn ihr Ziel war nicht die Erweiterung des Lehrstoffs für ihre Schulen gewesen, sondern die Erweiterung der Berechtigungen. Und keine hatten sie erlangt, trotz der Annäherung an das Gymnasium und trotz der erhöhten Leistungen. Als nun noch im Jahre 1886 den Abiturienten der Oberrealschule der Zutritt zu den Staatsprüfungen verschlossen wurde, da entbrannte ein Schulkrieg von einer unerhörten Heftigkeit. Neben den Männern der Schule fochten Ärzte, Juristen, Künstler, Techniker, Ingenieure. Im Landtage stießen bei jeder Beratung des Schuletats die Gegner heftig aufeinander. Die bedauernswerten Eltern mußten dabei an dem Wert aller Schulen irre werden, denen sie ihre Kinder anvertraut hatten oder anvertrauen wollten. Es war Zeit, daß diese Verwirrung, die zu einem Schaden des Gemeinwohls auszuarten drohte, gelöst wurde; daß den vorgefaßten Meinungen, die sich durch keine Gründe widerlegen lassen wollten, ein fester Wille entgegentrat; daß die Rufer im Streit durch ein vernehmliches Hoc volo, sic iubeo! zur Ruhe gewiesen wurden.

Kaiser Wilhelm II. sprach das erlösende Wort. Auf sein Geheiß berief der Kultusminister von Goßler eine Schulkonferenz zum 4. Dezember 1890. Dreiundvierzig angesehene Männer der verschiedensten Berufe traten an diesem Tage in Gegenwart des Kaisers zusammen, um ihre Beratungen über die Schulfrage zu beginnen. Der Kaiser ergriff selbst das Wort. Seine Anrede erhielt

dadurch einen ganz eigenen Reiz, daß er als Herrscher und als ehemaliger Schüler eines Gymnasiums sprach. „Ich kann zu Ihnen als Eingeweihter sprechen," so sagte er, „denn Ich habe auf dem Gymnasium gesessen und weiß, wie es da zugeht." Mit Fug und Recht durfte sich der Kaiser als „Eingeweihten" bezeichnen. Denn wie er sich auf der Universität nicht, wie so mancher, bloß „Studierens halber" aufgehalten, sondern sich mit Ernst den Studien hingegeben hat, so ist er auch ein pflichttreuer Gymnasiast gewesen, der es mit seinen kleinen und großen Pflichten gewissenhaft gehalten hat, vom Anfeuchten des Tafelschwammes bis zur Anfertigung des lateinischen Aufsatzes.

Die heranwachsende deutsche Jugend den jetzigen Anforderungen, der Weltstellung des deutschen Vaterlandes und auch unseres Lebens entsprechend heranzubilden: das bezeichnete der Kaiser als die erste Aufgabe der Schule, und das hatte sie bisher nicht geleistet. Sie hatte, wie er ihr vorwarf, auf das Lernen und Wissen den Nachdruck gelegt, aber nicht auf die Bildung des Charakters und auf die Bedürfnisse des Lebens; sie hatte mehr das Können als das Kennen betont und irrigerweise die Hauptaufgabe in der Gymnastik des Geistes gesehen, mit der ausgerüstet ein junger Mann imstande sein sollte, alles für das Leben Notwendige zu leisten. Vor allem aber vermißte der Kaiser die nationale Basis. Nicht junge Griechen und Römer sollen erzogen werden, sondern junge Deutsche. Deshalb muß das Deutsche der Mittelpunkt des Unterrichts werden. Mit dem Mangel an nationalem Sinn hingen nach des Kaisers Meinung auch die dürftigen Leistungen des Geschichtsunterrichts zusammen. Gerade den Abschnitt der Geschichte wünschte er besonders eingehend behandelt zu sehen, der für das Verständnis der Fragen der Gegenwart unumgänglich nötig ist: den Übergang von der französischen Revolution in das 19. Jahrhundert. Aus Rücksicht auf die Gesundheit der heranwachsenden Jugend forderte er eine Einschränkung der Stundenzahl und der häuslichen Arbeiten; hatte doch er selbst als Primaner täglich $5^1/_2$ bis 7 Stunden den häuslichen Aufgaben widmen müssen. Eine Änderung war nur durch Kürzung des Lehrstoffs und durch Umgestaltung der Examina zu erreichen. Damit streifte der Kaiser auch die Mängel des Berechtigungswesens und die Klage der Schulen über den Ballast von unfähigen Schülern, die sie wegen des Zeugnisses zum einjährigen Dienst mitschleppen müssen. Die höheren Schulen sollten dem Kaiser ein kräftiges Geschlecht von Männern erziehen, die auch dem Vaterlande als geistige Führer und Beamte dienten. Als Landesvater fühlte sich der Kaiser zu der Erklärung verpflichtet: es geht so nicht weiter. „Die Männer sollen nicht durch Brillen die Welt ansehen," so lauteten seine Schlußworte, „sondern mit eigenen Augen und Gefallen finden an dem, was sie vor sich haben, ihrem Vaterlande und seinen Einrichtungen."

So war vom Kaiser der Konferenz die Bahn gewiesen worden, auf der sich ihre Verhandlungen zu bewegen hatten. In elf Sitzungen erledigte sie ihre Aufgabe. Der letzten Sitzung wohnte wieder der Kaiser bei. In einem Schluß-

wort sprach er seine vollste Zufriedenheit mit der geleisteten Arbeit aus. Einige von der Konferenz gefaßten Beschlüsse werden zeigen, wie seine Wünsche erfüllt worden waren. Es war beschlossen worden: die Gesamtzahl der Unterrichtsstunden zu vermindern, auf das Deutsche unter allen Umständen den größten Nachdruck zu legen, die vaterländische Geschichte eingehender zu behandeln, die häuslichen Arbeiten nicht zu vermehren und die Hauptarbeit in die Schule zu verlegen, Spiele und körperliche Übungen zu pflegen. Sollte die Ausführung dieser und anderer Beschlüsse den Schulen zum Segen gereichen, so mußte auf eine freudige Mitarbeit der Lehrerschaft zu rechnen sein. Auch ihr galt des Kaisers Sorge. „Noch liegt Mir am Herzen, einen Punkt zu berühren", so schloß eine Kabinettsorder an den Minister von Goßler, die nach dem Schlußwort des Kaisers verlesen wurde. „Ich verkenne nicht, daß bei Durchführung der neuen Reformpläne erhebliche Mehrforderungen an die Leistungen der gesamten Lehrerschaft gestellt werden müssen. Ich vertraue aber ebenso ihrem Pflichtgefühle wie ihrem Patriotismus, daß sie sich den neuen Aufgaben mit Treue und Hingebung widmen werde. Demgegenüber erachte ich es aber auch für unerläßlich, daß die äußeren Verhältnisse des Lehrerstandes, wie dessen Rang- und Gehaltsverhältnisse, eine entsprechende Regelung erfahren, und Ich wünsche, daß Sie diesen Punkt besonders im Auge behalten und darüber an Mich berichten." Von der Lehrerschaft wurden diese Kaiserworte mit Dank und Freude begrüßt. Den Worten folgte bald die Tat. Wonach die Lehrer mit heißem Bemühen seit langen Jahrzehnten vergeblich gestrebt hatten, das gab ihnen in kurzer Zeit die kaiserliche Gnade in Fülle. Die lange Geschichte des Lehrerstandes ist an Enttäuschungen und Mißerfolgen überreich. Mit der Regierung Kaiser Wilhelms II. beginnt für ihn die Zeit des Aufstieges und der Blüte.

Den Beschlüssen der Konferenz gemäß wurde in den folgenden Jahren viel in den Schulen gebessert und umgestaltet, und nachdem man ein Jahrzehnt lang Erfahrungen gesammelt hatte, trat am 6. Juni 1900 eine zweite Schulkonferenz zusammen. In der Eröffnungsrede konnte der Minister Studt darauf hinweisen, wieviel in den zehn Jahren erreicht worden war. „Ich erinnere zunächst an die größere Pflege der Muttersprache und der vaterländischen Geschichte", sagte er. „Der Unterrichtsbetrieb in den fremden Sprachen und Naturwissenschaften hat zweifellos Fortschritte gemacht, die körperlichen Übungen haben eine weit größere Beachtung und Pflege gefunden, als in früherer Zeit." Der Kaiser hatte die Absicht gehabt, der ersten Sitzung beizuwohnen, war aber daran verhindert worden. Da ergriff vor dem Eintritt in die Tagesordnung der Geheimrat Hinzpeter, der den Kaiser durch seine Jugend geleitet hatte, das Wort. Was er ausführte, waren wohl die Gedanken des Kaisers. Wenn auch in den letzten Jahren an allen Schulen jeder Art mit löblichem Eifer und in einem andern Geist als früher gearbeitet worden war, so war doch der alte Gegensatz zwischen Gymnasium und Realschule nicht ausgeglichen. Ein Friede scheiterte daran, daß das Gymnasium

nicht gewillt war, von seiner alten Vorrechtstellung auch nur einen Schritt zurückzuweichen, geschweige denn dem Gegner eine gleiche Stellung neben sich einzuräumen. Da verkündete Hinzpeter, daß der Zweck der Konferenzbeschlüsse von 1890 nicht erreicht worden sei, und zwar deshalb nicht, weil das humanistische Gymnasium nicht nur an seiner traditionellen Organisation, sondern zugleich an seiner traditionellen privilegierten Stellung festgehalten habe. Wohin der klare Wille des Kaisers ging, zeigte der Satz: „Eines von beiden wird das Gymnasium wohl aufgeben müssen: entweder seine traditionelle Organisation oder seine traditionelle privilegierte Stellung."

Die Beschlüsse der Konferenz brachten die Gleichstellung der drei höheren Schulen (Gymnasium, Realgymnasium und Oberrealschule) und die neuen Lehrpläne und Lehraufgaben von 1901. Der Allerhöchste Erlaß vom 26. November 1900 führte an erster Stelle aus, daß die drei Schulen „in der Erziehung zur allgemeinen Geistesbildung als gleichwertig anzusehen sind". Damit ist wenigstens ein äußerer Friede hergestellt, der selbst dadurch nicht wesentlich gestört wird, daß einmal einige Rufer im Streit in hitzigem Wortgefecht aneinandergerieten.

Eine zweite Stelle des Erlasses verdient noch hervorgehoben zu werden. „Besonderen Wert aber lege ich darauf," so läßt sich der Kaiser vernehmen, „daß bei der großen Bedeutung, welche die Kenntnis des E n g l i s c h e n gewonnen hat, diese Sprache auf den Gymnasien eingehender berücksichtigt wird." Dem Kaiser hat offenbar bei der Schulreform manche der Einrichtungen des englischen Schulwesens als Vorbild vorgeschwebt, soweit sie eben für deutsche Verhältnisse vorbildlich sein können. Das sichere Auftreten des Engländers, seine Fähigkeit, sich schnell in eine Lage zu finden, der Scharfblick für das Richtige, seine Selbstbeherrschung und Selbstzucht, alles das sind Vorzüge, die er wohl nicht zum geringen Teil der Schule verdankt. In den Verhandlungen der Konferenz hatte der Fabrikdirektor Böttinger darauf hingewiesen, wie die Bedeutung des Englischen in dem großen Weltverkehr sich alljährlich steigert. „Ich hatte vor einigen Jahren eine Reise um die Welt zu machen", erzählte er, „und auf der ganzen Fahrt habe ich nicht einmal ein Gespräch anders zu führen gehabt, als in englischer Sprache. Englisch ist heutzutage zweifellos die Weltsprache." Der Wortführer für die Marine aber klagte über die mangelhafte Ausbildung der jungen Leute im Englischen, und dabei habe gerade für die Friedenstätigkeit der Marine die englische Sprache eine besondere Bedeutung. „Im Frieden", beteuerte er, „ist die englische Sprache, ich kann sagen, unser täglich Brot." In den neuen Lehrplan des Gymnasiums ist das Englische aufgenommen worden. Am gedeihlichsten wird der Unterricht in einer lebenden Sprache sich gestalten, wenn der Lehrer sie aus dem Urquell schöpft, wenn er sie in dem Lande hört, wo sie gesprochen wird, und wenn er — was nicht gering anzuschlagen ist — auch Land und Leute kennen und achten lernt. Lehrer gehen jetzt, vom Staat und von Gemeinden

unterstützt, ins Ausland, um ihre Sprachkenntnisse zu erweitern; umgekehrt kommen ausländische Lehrer nach Deutschland. Auch Privatleute suchen diesen wechselseitigen Verkehr zu fördern, wie Sir Ernest Cassel, der ein bedeutendes Kapital zu diesem Zweck gestiftet hat. Es ist hier nicht möglich, auf alle die wohltätigen Neuerungen der Lehrpläne einzugehen. Nur kurz soll auf die Hebung des Zeichenunterrichts und des Gesangunterrichts hingewiesen werden, wodurch der in der Jugend schlummernde Kunstsinn merklich geweckt worden ist. Mehr Worte sollen dem Turnen und den Turnspielen gewidmet sein, deren Pflege ja sich des besonderen Wohlwollens des Kaisers erfreut. In die Jugend ist entschieden ein frischerer Geist gekommen. Man muß die Knaben und Jünglinge auf den Turn- und Spielplätzen oder auf den Wasserflächen beobachten, mit welchem Feuereifer sie ihre Kräfte anstrengen, um in harmlosem Wettbewerb das Beste zu leisten. Daß darunter die Zucht oder der Fleiß oder die Gesundheit oder gar der Geist Schaden nehmen, das können nur griesgrämigste Pessimisten argwöhnen.

Wenn wir diesem kurzen Bild von der Reform der höheren Schule noch den Hinweis darauf beifügen, wie das Mädchenschulwesen von Grund aus gebessert und die Fortbildungsschulen im ganzen Lande geschaffen oder umgeschaffen worden sind, so können wir, ohne Widerspruch zu befahren, behaupten: kein Zeitraum ist für die preußische Schulgeschichte von solcher Bedeutung gewesen, wie die Regierungszeit Kaiser Wilhelms II.

Geh. Ober-Regierungsrat Dr. Wuermeling: Der Kaiser und die Sozial-Reform.

Wenn etwas kennzeichnend ist für den hochherzigen Sinn, in welchem Kaiser Wilhelm II. die Regierung übernahm, und für den klaren und weiten Blick, mit welchem er die Bedürfnisse einer neuen Zeit erkannte, so ist das die offene, treffsichere Entschiedenheit, mit der er sich von vornherein zu einer tatkräftigen Arbeit auf dem Felde der Sozialpolitik bekannte. Es ist auch psychologisch von Interesse, zu sehen, wie der noch jugendliche Monarch gerade hierin von vornherein an das anknüpfte, was der erste Kaiser Wilhelm, von der Warte eines gottbegnadeten Alters auf ein langes, an Erfahrungen reiches Leben zurückschauend, in seiner denkwürdigen Novemberbotschaft vom Jahre 1881 niedergelegt hatte. Diese Novemberbotschaft stellte bekanntlich in großen Zügen die Grundlinien für eine umfassende staatliche Fürsorge auf dem Gebiete der Arbeiterversicherung fest, die den arbeitenden Klassen bei Krankheit, Unfall, Invalidität und Alter Hilfe und gesicherten Schutz bringen sollte. In abgeklärter Erkenntnis hatte der alte Kaiser die Wichtigkeit, aber auch die Schwierigkeit dieser sich aufdrängenden Fragen und den Geist, in welchem ihre Lösung in Angriff zu nehmen war, mit schönen, unvergeßlichen Worten gekennzeichnet:

„Für diese Fürsorge die rechten Mittel und Wege zu finden, ist eine schwierige, aber auch eine der höchsten Aufgaben jedes Gemeinwesens, welches auf den sittlichen Fundamenten des christlichen Volkslebens steht. Der engere Anschluß an die realen Kräfte dieses Volkslebens und das Zusammenfassen der letzteren in der Form korporativer Genossenschaften unter staatlichem Schutz und staatlicher Förderung werden, wie wir hoffen, die Lösung auch von Aufgaben möglich machen, denen die Staatsgewalt allein in gleichem Umfang nicht gewachsen sein würde."

Und es war dem ersten Kaiser noch beschieden gewesen, diese Fürsorge im Jahre 1883 in der Krankenversicherung und in den Jahren 1884 bis 1887 durch fünf weitere Gesetze in der gewerblichen, der land- und forstwirtschaftlichen, der Bau- und der See-Unfallversicherung verwirklicht zu sehen. Die Invaliden- und Altersversicherung der Arbeiter war in der Vorbereitung, — da schloß im März 1888 der Tod die Augen des ersten deutschen Kaisers; wenige Monate darauf folgte ihm im Tode Kaiser Friedrich, der Held im Leiden. Hatte Kaiser Wilhelm II. schon in der Ansprache an sein Volk, alsbald nach Anfall der Regierung, gelobt, den „Armen und Bedrängten ein Helfer zu sein", so stellte er sich gleich in der ersten Thronrede, mit der er am 25. Juni 1888, umgeben von den deutschen Bundesfürsten, in feierlicher Weise den

deutschen Reichstag eröffnete, unumwunden und voll auf den Boden der Novemberbotschaft seines verewigten Großvaters. Er fügte hinzu: Er werde im Sinne dieser Botschaft

„fortfahren, dahin zu wirken, daß die Reichsgesetzgebung für die arbeitende Bevölkerung auch ferner den Schutz erstrebe, den sie im Anschluß an die Grundsätze der christlichen Sittenlehre den Schwachen und Bedrängten im Kampfe ums Dasein gewähren kann. Ich hoffe, daß es gelingen werde, auf diesem Wege der Ausgleichung ungesunder gesellschaftlicher Gegensätze näher zu kommen, und hege die Zuversicht, daß ich zur Pflege unserer inneren Wohlfahrt die einhellige Unterstützung aller treuen Anhänger des Reiches und der verbündeten Regierungen finden werde, ohne Trennung nach gesonderter Parteistellung".

Noch im Herbste des Jahres 1888 trat der Kaiser auch persönlich den Arbeitern näher, indem er den ihm huldigenden Breslauer Arbeitern in einer herzlichen Ansprache dankte und sie versicherte, wie „das Wohl der Arbeiter ihm am Herzen liege".

Die Thronrede an den deutschen Reichstag vom November eben dieses Jahres gab ihm dann erneut Anlaß, die Fortführung der sozialpolitischen Gesetzgebung als ein teures Vermächtnis seines Großvaters zu betonen. Im Anschluß daran kündigte er die Vorlegung eines Gesetzes zur Versicherung aller Arbeiter gegen die Gefahren des Alters und der Invalidität an. So geschah es alsbald, und im Juni 1889 konnte das Invaliditäts- und Altersversicherungsgesetz verabschiedet werden. Damit war dem großen, völlig neuen Werke der deutschen Arbeiterversicherung zunächst der Schlußstein aufgesetzt.

Auch sonst nahm der Kaiser jede sich bietende Gelegenheit wahr, um sein warmes und vorurteilsfreies, persönliches Interesse an der Sozialreform und an der Förderung eines gedeihlichen Verhältnisses zwischen Arbeitgebern und Arbeitern offen zu bekunden, so bei Eröffnung der Ausstellung für Unfallverhütung in Berlin im April 1889, und kurz darauf, im Mai 1889, aus Anlaß des großen Bergarbeiterausstandes durch den Empfang von Vertretern sowohl der ausständigen Bergleute als auch ihrer Arbeitgeber und durch die ernsten mahnenden Worte, die er an beide Teile richtete.

Nachdem mit dem Invaliden- und Altersversicherungsgesetz der gewaltige Bau der Arbeiterversicherung vorläufig zum Abschluß gebracht war, ließ der Kaiser es sich alsbald angelegen sein, auch dem Arbeiterschutz weiteren Antrieb zu geben und neue Ziele zu setzen. Dies wurde eingeleitet durch die beiden bekannten Kaiserlichen Erlasse vom 4. Februar 1890. In dem einen, an den Reichskanzler Fürsten Bismarck gerichteten Erlasse erklärte der Kaiser:

„Ich bin entschlossen, zur Verbesserung der Lage der deutschen Arbeiter die Hand zu bieten, soweit die Grenzen es gestatten, welche Meiner Fürsorge

durch die Notwendigkeit gezogen werden, die deutsche Industrie auf dem Weltmarkte konkurrenzfähig zu erhalten und dadurch ihre und der Arbeiter Existenz zu sichern. Der Rückgang der heimischen Betriebe durch Verlust ihres Absatzes im Auslande würde nicht nur die Unternehmer, sondern auch ihre Arbeiter brotlos machen. Die in der internationalen Konkurrenz begründeten Schwierigkeiten zur Verbesserung der Lage unserer Arbeiter lassen sich nur durch internationale Verständigung der an der Beherrschung des Weltmarktes beteiligten Länder, wenn nicht überwinden, so doch abschwächen."

Dieser Erlaß ist die Grundlage für die erste internationale Arbeiterschutzkonferenz, die im März 1890 in Berlin zusammentrat.

Der zweite Kaiserliche Erlaß vom 4. Februar 1890 war gerichtet an den eben neu ernannten Preußischen Handelsminister, Freiherrn von Berlepsch, der, heute siebzigjährig, nunmehr auch auf ein langes Leben verdienstvoller und erfolgreicher, zunächst amtlicher und dann freier Arbeit im Dienste einer gesunden Sozialreform zurückblicken darf. Dieser Erlaß gab das nähere Programm des Kaisers für den nationalen Arbeiterschutz. Es heißt da:

„So wertvoll und erfolgreich die durch die Gesetzgebung und Verwaltung zur Verbesserung der Lage des Arbeiterstandes bisher getroffenen Maßnahmen sind, so erfüllen dieselben doch nicht die ganze Mir gestellte Aufgabe. Neben dem weiteren Ausbau der Arbeiterversicherungsgesetzgebung sind die bestehenden Vorschriften der Gewerbeordnung über die Verhältnisse der Fabrikarbeiter einer Prüfung zu unterziehen, um den auf diesem Gebiet laut gewordenen Klagen und Wünschen, soweit sie begründet sind, gerecht zu werden. Diese Prüfung hat davon auszugehen, daß es eine der Aufgaben der Staatsgewalt ist, die Zeit, die Dauer, die Art der Arbeit so zu regeln, daß die Erhaltung der Gesundheit, die Gebote der Sittlichkeit, die wirtschaftlichen Bedürfnisse der Arbeiter und ihr Anspruch auf gesetzliche Gleichberechtigung gewahrt bleiben. Für die Pflege des Friedens zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern sind gesetzliche Bestimmungen über die Formen in Aussicht zu nehmen, in denen die Arbeiter durch Vertreter, welche ihr Vertrauen besitzen, an der Regelung gemeinsamer Angelegenheiten beteiligt und zur Wahrnehmung ihrer Interessen bei Verhandlungen mit den Arbeitgebern und mit den Organen Meiner Regierung befähigt werden. Durch eine solche Einrichtung ist den Arbeitern der freie und friedliche Ausdruck ihrer Wünsche und Beschwerden zu ermöglichen und den Staatsbehörden Gelegenheit zu geben, sich über die Verhältnisse der Arbeiter fortlaufend zu unterrichten und mit den letzteren Fühlung zu behalten. Die staatlichen Bergwerke wünsche ich zu Musteranstalten entwickelt zu sehen, und für den Privat-Bergbau erstrebe ich die Herstellung einer der Stellung der Fabrik-Inspektionen entsprechenden Aufsicht, wie sie bis zum Jahre 1869 bestanden hat."

Zur Vorberatung dieser Fragen berief der Kaiser den Staatsrat zusammen, ergänzte ihn für diese Aufgaben besonders und eröffnete ihn am 14. Fe-

bruar 1890 mit einer längeren Ansprache, die von dem tiefen Ernst seiner Bestrebungen und von seinem festen Willen, sie zu verwirklichen, beredtes Zeugnis ablegte.

Die erste Internationale Arbeiterschutz-Konferenz tagte unter dem Vorsitze des Ministers von Berlepsch. Sie stellte eine Reihe von Wünschen für den Ausbau des Arbeiterschutzes, namentlich zur Regelung der Arbeit in Bergwerken, der Sonntagsarbeit, der Arbeit von Kindern, jungen Leuten und weiblichen Personen und zur Ausführung dieser Grundsätze auf.

In der Thronrede, mit welcher der Kaiser im Mai 1890 den neugewählten Reichstag eröffnete, gab er seiner besonderen Befriedigung über den Verlauf der internationalen Konferenz Ausdruck. Er sagte dabei:

„Die Beschlüsse der Konferenz bilden den Ausdruck gemeinsamer Anschauungen über das wichtigste Gebiet der Kulturarbeit unserer Zeit. Die darin niedergelegten Grundsätze werden, wie Ich nicht zweifle, fortwirken als eine Aussaat, die mit Gottes Hilfe zum Segen der Arbeiter aller Länder aufgehen und auch für die Beziehungen aller Völker untereinander nicht ohne einigende Frucht bleiben wird."

In derselben Thronrede kündigte er gleichzeitig eine umfassende Vorlage zum Ausbau des Arbeiterschutzes auf dem Boden der Gewerbeordnung an. Damit begann eine fruchtbare Ära gesetzgeberischer Maßnahmen auf dem Felde des Arbeiterschutzes, eingeleitet durch die große Arbeiterschutznovelle vom Juni 1891 und fortgesetzt bis in die neueste Zeit durch eine große Zahl weiterer Gesetze und anderer Bestimmungen in den verschiedensten Zweigen des Arbeiterschutzes. Wir müssen es uns bei dem beschränkten Raum, der uns hier zur Verfügung steht, versagen, auch nur einigermaßen erschöpfend auf das Einzelne einzugehen, und wollen nur, gleichsam in Stichworten, hinweisen auf die wiederholt herabgesetzte Arbeitszeit für weibliche Personen, auf den Schutz der Wöchnerinnen, auf die Einschränkung der Arbeitszeit für Kinder und Jugendliche, auf das Verbot der Nachtarbeit für diese besonders schutzbedürftigen Klassen, auf das weitgehende Kinderschutzgesetz vom Jahre 1903, auf die Regelung der Arbeitszeit für erwachsene männliche Arbeiter in einer Reihe von Industrieen, auf die große Zahl von Vorschriften zum Schutze von Gesundheit und Sittlichkeit bei Einrichtung von Fabriken und Werkstätten, auf die Einschränkung der Sonntagsarbeit, auf die Regelung der Arbeitsverhältnisse von Gehilfen in offenen Verkaufsstellen, auf das Hausarbeitsgesetz von Ende 1911, welches das besonders schwierige Gebiet der Hausarbeit in den Kreis der gesetzlichen Regelung einbezog, auf die Vorschriften über Arbeitsordnungen, Lohnbücher, Arbeitszettel und Lohnzahlungsbücher, auf die bedeutsame Entwickelung der Gewerbeaufsicht, endlich auf die preußischen Gesetze zur Ausgestaltung des Rechts der Bergarbeiter unter Einführung von obligatorischen Arbeiterausschüssen und Sicherheitsmännern. Daneben seien nur noch erwähnt die Gesetze über die Gewerbe- und die Kaufmannsgerichte, ferner die Novelle vom Jahre 1897 zur Organisation des Handwerks.

Und wenn der Kaiser im Jahre 1890 die Ergebnisse der ersten internationalen Arbeiterschutzkonferenz als eine Aussaat bezeichnet hatte, die zum Segen der Arbeiter aller Länder aufgehen sollte, so dürfen auch die internationalen Abkommen vom Jahre 1906 über das Verbot weiblicher Nachtarbeit und über das Weißphosphorverbot in der Zündholzindustrie als Früchte auf dem Felde internationaler Verständigung bezeichnet werden, das der Kaiser damals erschlossen hatte. Neben all' diesen Maßnahmen auf dem Gebiete des Arbeiter**schutzes** läuft dann noch die umfassende Arbeit zum weiteren Ausbau der Arbeiter**versicherung**. In verschiedenen Novellen wurde die Krankenversicherung ausgestaltet, in den Jahren 1899 und 1900 die Invaliden- und die Unfallversicherung neu geregelt, und neuestens ist in dem bedeutsamen Werke der Reichsversicherungsordnung die Krankenversicherung in weitem Umfange, so namentlich auf die Landwirtschaft, ausgedehnt, die Witwen- und Waisenversicherung im Anschluß an die Invalidenversicherung neu eingeführt und die ganze Arbeiterversicherung in **einem** großen Gesetze zusammengefaßt und ausgebaut. Daran schließt sich endlich die neue Versicherung der Angestellten vom Dezember 1911, welche dieser mächtig heranwachsenden Erwerbsschicht für den Fall der Berufsunfähigkeit und des Todes, sowie zugunsten ihrer Hinterbliebenen die ihren besonderen Verhältnissen entsprechende Fürsorge gewähren soll.

Wahrlich, es ist Vieles und Großes in diesen 25 Jahren der Regierung unseres Kaisers an sozialer Fürsorge geleistet worden, und das ist namentlich auch der Volksgesundheit, und nicht zum mindesten der Hebung der Leistungsfähigkeit der beteiligten Volksklassen und damit auch — trotz der Lasten, welche diese Fürsorge den deutschen Unternehmern auferlegt — der deutschen Volkswirtschaft im ganzen zugute gekommen. Auch im Wettbewerbe mit anderen Kulturvölkern sind wir darum nicht zurückgeblieben. Im Gegenteil, gerade diese Zeit reger Arbeiterfürsorge ist auch eine Zeit beispiellosen Aufschwunges der deutschen Volkswirtschaft, eine Zeit mächtigen Reckens und gewaltigen Erstarkens deutscher Gütererzeugung und deutschen Handels, auch auf dem Weltmarkte, geworden. Gewiß bleibt wahr, daß bei dem Fortschreiten auf dem Wege der Sozialreform auf die Leistungsfähigkeit unserer Volkswirtschaft überhaupt und namentlich auch im Wettbewerbe mit dem Auslande gebührend Rücksicht zu nehmen ist. Wenn hieraus nun gefolgert wurde und gefolgert wird, daß wir in Deutschland auch vom wirtschaftlichen Standpunkt Wert darauf legen müßten, daß auch andere mit uns im wirtschaftlichen Wettbewerb stehende Kulturstaaten eine entsprechende Arbeiterfürsorge einführen und damit deren Lasten auf sich nehmen, so ist demgegenüber doch bezeichnend, wie neuerdings angesichts des großartigen Aufschwungs unserer Volkswirtschaft auch in Kreisen der Unternehmer selbst die Auffassung vertreten wird, wir hätten wirtschaftlich eigentlich gar kein Interesse daran, daß die andern Länder uns unsere Arbeiterfürsorge nachmachen und damit die Leistungsfähigkeit ihrer Arbeiterschaft auf die Stufe heben, die wir gerade wesentlich mit durch unsere Arbeiterfürsorge erreicht haben. Gewiß eine interessante Wendung in der Auffassung!

Wenn wir oben aus der ersten Regierungszeit unseres Kaisers die verständnisvolle Mitarbeit des Freiherrn von Berlepsch hervorheben durften, so ziemt es sich, für die spätere Zeit der zielbewußten, unermüdlichen Tätigkeit des Staatssekretärs Grafen von Posadowsky zu gedenken, der zehn Jahre lang, von 1897 bis 1907, in immer mehr vertiefter, vorurteilsloser Erkenntnis der Bedürfnisse der Zeit und unseres Volksganzen seine Kraft der Sache der sozialen Reform gewidmet und sich damit den Ehrentitel des Ministers für Sozialpolitik gesichert hat.

Durch die Kundgebungen des Kaisers selbst aber zieht sich auch weiter bis heute der Grundton, den er gleich beim Antritt der Regierung angeschlagen hat. Zahlreich sind die Beweise dafür. In besonders feierlicher Weise gab der Kaiser dem in seinem Erlasse vom 17. November 1906, dem 25jährigen Gedenktage der Novemberbotschaft des ersten Kaisers Wilhelm, erneuten Ausdruck. In diesem Erlasse weist unser Kaiser auf die seither erzielten Erfolge hin und fährt dann fort:

> „Leider wird die Erreichung des höchsten Zieles der Kaiserlichen Botschaft gehemmt und verzögert durch den andauernden Widerstand gerade von der Seite, welche glaubt, die Vertretung der Arbeiterinteressen vorzugsweise für sich in Anspruch nehmen zu können. Gleichwohl vertraue Ich auf den endlichen Sieg gerechter Erkenntnis des Geleisteten und auf wachsendes Verständnis für die Grenzen des wirtschaftlich Möglichen in allen Kreisen des deutschen Volkes. Dann wird sich auch die Hoffnung Kaiser Wilhelms erfüllen, daß sich die Arbeiterversicherung als dauernde Bürgschaft inneren Friedens für das Vaterland erweisen möge. In dieser Zuversicht ist es Mein fester Wille, daß die Gesetzgebung auf dem Gebiete der sozialpolitischen Fürsorge nicht ruhe und in Erfüllung der vornehmsten Christenpflicht auf den Schutz und das Wohl der Schwachen und Bedürftigen fortgesetzt bedacht sei."

Diese unbeirrte Hoffnungsfreudigkeit, dieser edle Optimismus, dieses ernste Pflichtgefühl, dieser feste Wille, auf den beschrittenen Wegen auch dann fortzuschreiten, wenn dabei die Anerkennung der zunächst beteiligten Klassen noch versagt bleibt, dieses „Ringen um die Seele des Arbeiters" erinnern an das, was der Kaiser schon in den ersten Jahren seiner Regierung dahin erklärte:

> „Ob wir nun Dank oder Undank für unsere Bestrebungen zur Aufbesserung des Wohles der arbeitenden Klassen ernten, in diesen Bestrebungen werde Ich nicht erlahmen. Ich habe die Überzeugung, daß diese staatliche Fürsorge uns zu dem Ziele führen wird, die arbeitenden Klassen mit ihrer Stellung innerhalb der gesellschaftlichen Ordnung zu versöhnen. Jedenfalls geben diese Bestrebungen Mir für Alles, was wir tun, ein ruhiges Gewissen."

Inzwischen geht die soziale Entwicklung unseres Volkes ihren Gang. Es gilt jetzt das Erreichte zu sichern und weiter auszugestalten, sowie hervortretende Mängel auf Grund der Erfahrungen zu bessern. Neue Aufgaben drängen sich mit der fortschreitenden Entwicklung unaufhaltsam auf; insbesondere tritt das Bedürfnis einer großzügigen Fürsorge für den Mittelstand in den Vordergrund.

Noch in der Thronrede von Anfang 1912, mit welcher der Kaiser den neugewählten Reichstag begrüßte, sprach er sich dahin aus:

„Seit einem Menschenalter nimmt die soziale Fürsorge in der Reichsgesetzgebung einen hervorragenden Platz ein. Noch in der letzten Tagung des vorigen Reichstags sind die Wohltaten der Versicherung auf weite Kreise der Bevölkerung ausgedehnt worden. Derselbe soziale Geist, aus dem dies Werk hervorgegangen ist, muß auch fernerhin walten. Denn die Entwicklung steht nicht still."

Wenn der verewigte Kaiser Wilhelm in seinen letzten Stunden sagte: „Ich habe keine Zeit, müde zu sein", so klingt uns in den angeführten Worten der jüngsten Thronrede aus dem Munde des regierenden Kaisers entgegen:

„Wir haben keine Zeit und es ist nicht an der Zeit, sozial müde zu sein."

Geheimer Justizrat Prof. Dr. Rießer: Der deutsche Handel im letzten Vierteljahrhundert (1888—1913).

Das zunächst ins Auge fallende Kennzeichen der Wirtschafts-Epoche, in der wir uns befinden, ist eine weitere Verschärfung der sogenannten „Industrialisierung", die bereits gegen Ende der sechziger Jahre begonnen hat und wohl die größte wirtschaftliche Revolution darstellt, welche Deutschland durchgemacht hat. Eine vollständige Verschiebung des Aufbaus unserer Gesamtwirtschaft ist eingetreten. Die früher an der Spitze marschierende Landwirtschaft hat ihre Vorherrschaft an Industrie und Handel abgeben müssen, und Deutschland ist, wenn auch glücklicherweise kein einseitiger Industriestaat, doch ein Industrie- und Agrarstaat mit starkem Vorwiegen der Industrie und des Handels geworden.

In der Wissenschaft herrscht darüber Streit, ob der fieberhafte Bevölkerungszuwachs in Höhe von jährlich etwa 850 000 Köpfen, den wir seit einer

langen Reihe von Jahren in Deutschland feststellen können, Ursache oder lediglich Folge jener Industrialisierung gewesen ist.

Man wird der letzteren Ansicht schon deshalb mit einigem Mißtrauen gegenüberstehen müssen, weil, während die industrielle Produktivität ständig zunahm, die Geburten im Verhältnis zur Bevölkerung zurückgegangen sind und der große Bevölkerungszuwachs nicht durch eine absolute Zunahme der Geburten, sondern lediglich dadurch entstand, daß die Sterblichkeit in stärkerem Verhältnisse zurückgegangen ist, als die Geburtenziffer. Da diese Tatsache aber auch gegen die absolute Richtigkeit der ersteren Ansicht spricht, so glaube ich, daß der starke Volkszuwachs von etwa 850 000 Köpfen im Jahr sowohl Ursache wie Folge der sogenannten Industrialisierung ist. Wir tun aber gut, mit der Möglichkeit eines Rückganges des bisherigen Bevölkerungszuwachses zu rechnen, da die hygienischen und sozialen Verbesserungen und die Fortschritte der Medizin und Chirurgie, welche vor allem die starke Abnahme der Sterblichkeit bewirkt haben, naturgemäß nach und nach nicht mehr in dem gleichen Umfange wirksam sein werden, wie bisher, und da ferner ein noch stärkerer Rückgang der Geburtenziffern und überdies eine Umwandlung des jetzigen Einwanderungsüberschusses in einen Auswanderungsüberschuß durchaus nicht ausgeschlossen ist. Damit würde ohne Zweifel die Landwirtschaft, weil sie alsdann zur Ernährung und Beschäftigung der Bevölkerung in größerem Umfange wie heute imstande sein würde, wieder mehr in den Vordergrund der Gesamtwirtschaft einrücken, während sich ein klares Bild von der alsdann eintretenden Entwicklung der Industrie und des Handels in Deutschland schwer im voraus gewinnen läßt. Heute jedenfalls stehen die Dinge so, daß fast zwei Drittel unserer Bevölkerung nicht mehr landwirtschaftlich tätig sind, da Gewerbe, Handel und Industrie etwa 56 Prozent der Gesamtbevölkerung und etwa 49 Prozent der erwerbstätigen Bevölkerung darstellen, die Landwirtschaft 28,6 Prozent der ersteren und 32,17 Prozent der letzteren; der Rest fällt auf die freien Berufe usw.

Bei objektiver Betrachtung unserer heutigen wirtschaftlichen Zustände drängt sich die Frage auf, ob nicht gerade die heutige Zusammensetzung unserer Gesamtwirtschaft eine für die Nation wohltätige und vorteilhafte ist. Gewiß wäre sie es nicht, wenn der gewaltige Fortschritt von Handel und Industrie in der jetzigen Epoche mit einem Rückgang der Landwirtschaft erkauft wäre. Dies ist aber glücklicherweise nicht der Fall; es steht fest, daß unter der Herrschaft der viel angefeindeten Industrialisierung die Landwirtschaft nicht zurückgegangen, sondern sehr erheblich vorwärts gekommen ist. Überdies hat sich, in erster Linie infolge der Fortschritte von Industrie und Handel, der Wohlstand Deutschlands in einer auch in den kühnsten Träumen der früheren Generationen nicht geahnten Weise vermehrt, ein Wohlstand, der auch den Staat und die Gemeinden zur Verfolgung immer höherer Ziele, insbesondere auf sozialem Gebiete, befähigt hat. Obwohl man wissenschaftlich unanfechtbare Ergebnisse

über unser Volksvermögen und über unser Volkseinkommen weder nach der sogenannten objektiven noch nach der subjektiven Methode gewinnen kann*), weshalb denn auch die Schätzungen ungemein weit voneinander abweichen, so läßt sich doch unser Volksvermögen auf zwischen 200—360 Milliarden Mark, unser jährliches Volkseinkommen auf zwischen 25—30 Milliarden Mark und der jährliche Betrag unserer Ersparnisse, also derjenigen Summen, um die das Nationalvermögen durch Erübrigungen aus dem Volkseinkommen jährlich vermehrt wird, auf etwa 3,7 Milliarden Mark schätzen. Dabei wird auch in amtlichen Veröffentlichungen**) anerkannt, daß an der starken Aufwärtsbewegung der Einkommen nicht nur die reichen Klassen, sondern auch die geringeren Einkommen teilgenommen haben, und daß „die Zunahme des Volkseinkommens . . . bei weitem das Anwachsen der Bevölkerung" überstiegen hat. Letzteres läßt sich auch an der starken Aufwärtsbewegung der Sparkasseneinlagen nachweisen, an welchen gerade die mittleren und speziell auch die arbeitenden Klassen vorwiegend beteiligt sind. Der Bestand der Sparkassenguthaben hat sich im Deutschen Reiche von etwa 3187 Millionen Mark im Jahre 1883 auf etwa $17\frac{1}{2}$ Milliarden Mark Ende 1912 erhöht. Während in den achtziger Jahren in Preußen etwa ein Sparkassenbuch auf jeden achten Einwohner kam, fiel bereits Ende 1909 ein solches fast auf jeden dritten Einwohner.

Der in solcher Weise gestiegene Volks-Wohlstand hat in erster Linie die Konsumtionskraft der produzierenden, wie die Kaufkraft der gesamten Bevölkerung vermehrt und in weiten Industrie- und Handelszweigen auch die Löhne und die Lebenshaltung der Arbeiter erheblich gesteigert, so daß in dieser Epoche auch für die heftigsten Gegner des heutigen Wirtschaftssystems der Gegenbeweis gegen das sozialdemokratische Dogma von der fortschreitenden Verelendung der Massen erbracht worden ist. Die Vermehrung der Zahl der in Industrie und Handel erwerbstätigen Personen war aber seit etwa den Jahren 1885—1888 fast durchweg stärker als die Vermehrung der Gesamtbevölkerung, und unsere Ausfuhr an Fabrikaten stellte von etwa 1882—1888 ab im großen und ganzen nicht einen zunehmenden, sondern einen abnehmenden Teil der deutschen industriellen Produktion — diese als Ganzes betrachtet — dar. Im Gegensatz zu den landläufigen Klagen über den durch die „Industrialisierung" angeblich ins ungemessene beförderten Kapitalexport kann deshalb gesagt werden, daß etwa seit Beginn oder Mitte der achtziger Jahre sich die Aufnahmefähigkeit der deutschen Bevölkerung, also der innere

*) Darüber Näheres in der binnen kurzem erscheinenden zweiten Auflage meiner Schrift: „Finanzielle Kriegsbereitschaft und Kriegführung" (Jena, Gustav Fischer, 1913).

**) Denkschrift des Reichsmarineamts vom Dezember 1905 über: „Die Entwicklung der deutschen Seeinteressen im letzten Jahrzehnt".

Markt, rascher und kräftiger entwickelt hat, als der äußere Markt. Dies wird auch von amtlicher Seite*) ausdrücklich anerkannt.

Damit scheint mir erwiesen, daß in dieser Epoche die berechtigte Forderung völlig oder doch in weitem Umfange erfüllt worden ist, daß die verfügbaren Kapitalien der Nation in erster Linie zur Kräftigung des inneren Marktes, also zur Steigerung der heimischen Produktions- und Kaufkraft, zur Vermehrung der landwirtschaftlichen Produktion in Lebens- und Nahrungsmitteln sowie unserer kolonialen Erzeugung industrieller Rohstoffe, und nur in zweiter Linie zu den Zwecken des Kapitalexports verwandt worden sind. Es ist also in dieser Epoche von keiner Seite der Gesichtspunkt außer Acht gelassen worden, daß auch die Stärkung der Landwirtschaft und ihre Aufnahmefähigkeit ein unerläßliches Mittel zur Kräftigung des gesamten inneren Marktes bilden. Ebensowenig dürfen aber die landwirtschaftlichen Kreise vergessen, daß auch die Pflege der Exportindustrie und des Exporthandels, bei Einhaltung der nach obigem gezogenen Grenzen, zu den großen nationalen Aufgaben gehört, welche im Interesse der Gesamtwirtschaft zu erfüllen sind. Solange wir ein landwirtschaftliches Produktionsdefizit von etwa $1^1/_2$ Milliarden Mark haben und solange auch die Industrie einen großen Teil ihres Bedarfs an Rohstoffen durch ausländische Einfuhr decken muß, so daß auch ein industrielles Produktionsdefizit, und zwar in Höhe von mehreren Milliarden Mark, vorhanden ist, so lange sind die Exportindustrie und der Exporthandel ein Bedürfnis nicht der Industrie und des Handels, sondern der Nation. Wir können unseren Auslandsbedarf an Produktionsmitteln naturgemäß nicht aus unseren verfügbaren Barmitteln decken, die dazu bei weitem nicht ausreichen würden, sondern nur dadurch, daß wir dem uns Bodenerzeugnisse (Lebensmittel und Rohstoffe) liefernden Ausland Fabrikate, also Ergebnisse unserer Arbeit, im Wege des Exports liefern.

Nach Lage der heutigen Verhältnisse leisten also der Exporthandel, die Exportindustrie und das diesen beiden zur Seite stehende Bankwesen durch internationale Beziehungen im eminenten Sinne nationale Arbeit; auch sie haben somit in dieser Epoche in harter Arbeit und mit glänzendem Erfolg Heimatspolitik im besten Sinne des Wortes getrieben.

Die Schwierigkeit aber der Aufgabe, welche hier zu lösen war, geht auch daraus hervor, daß wir, ungeachtet der größten Anstrengungen, die ausländische Einfuhr, die im Jahre 1911 etwa $9^3/_4$ Milliarden betrug, durch unsere Ausfuhr von Fabrikaten, welche im gleichen Jahre nur etwa

*) In den „Materialien zur Beurteilung der Wohlstandsentwicklung Deutschlands im letzten Menschenalter" (Anlageband III zu den Reichsfinanzreformvorlagen von 1908) S. 37, 38 u. 53.

8 Milliarden erreichte, nicht decken konnten, daß somit ein ungedeckter Überschuß der ausländischen Einfuhr über unsere Ausfuhr von 1 3/4 Milliarden Mark übrig blieb. Diesen Passiv-Saldo unserer Handelsbilanz von etwa 1 3/4 Milliarden Mark (im Jahre 1911) galt es gleichfalls noch zu decken. Hierfür gab es kein besseres Mittel, als das in dieser Epoche von Industrie, Handel und Bankwesen verfolgte, die ausländischen Einfuhrstaaten mindestens in gleicher Höhe zu unseren Schuldnern zu machen, also zunächst den Passiv-Saldo unserer Handelsbilanz durch Verbesserung unserer Zahlungsbilanz zu beseitigen. Dies konnte nicht anders geschehen, als durch Geschäfte, die wir mit dem Auslande abschlossen, durch Dienste, die wir ihm leisteten, ferner durch kaufmännische, industrielle oder Transport-Unternehmungen, die wir im Auslande begründeten oder an denen wir uns beteiligten, und endlich durch Erwerb von ausländischen Papieren, deren Zinsen oder Dividenden das Ausland zu bezahlen hat und deren Kapitalien wir vom Auslande bei Fälligkeit oder bei Verkauf im Auslande zu erhalten haben. Diese Geschäfts-Politik, die zugleich eine nationale Politik war, weil sie allein unsere Gesamtwirtschaft erhalten und fördern konnte, kann Angriffspunkte nur dann bieten, wenn einerseits der Kapitalexport, wie dies tatsächlich der Fall war, über den jeweiligen Passivsaldo der Handelsbilanz erheblich hinausgeht, oder, wenn andererseits diejenigen Vorsichtsmaßregeln nicht oder nicht ausreichend beachtet werden, welche bezüglich der Art und Weise des Kapitalexports befolgt werden müssen; hierauf soll unten näher eingegangen werden.

Von den obigen Grundgedanken ausgehend, haben die deutschen Kreditbanken es seit ihrer Gründung als ihre Aufgabe betrachtet, der Industrie und dem Handel zur Seite zu stehen. Sie sind dabei, was den Handel angeht, mit Recht von dem Gedanken ausgegangen, daß auch er, im Gegensatz zu gegnerischen Behauptungen, zu den produktiven Ständen gehört, da er zwischen Produzenten und Konsumenten vermittelnd auftritt und durch Überführung von Gütern aus Gegenden größeren Angebots nach Orten größerer Nachfrage sowie dadurch werterhöhend wirkt, daß er den Produzenten auf die besondere Art, die Menge und den Ort des Bedarfs rechtzeitig aufmerksam macht. Aber erst etwa seit Beginn der siebziger Jahre hat bei den deutschen Banken, zunächst bei den Großbanken, und zwar hier unter Führung der Deutschen Bank, eine systematische Industrie-Politik eingesetzt, speziell eine Förderung der Exportpolitik, wie sie nach Vorstehendem im Interesse der Gesamtwirtschaft unerläßlich war. Bis zu dem Eintreten der Deutschen Bank und der ihr nach und nach folgenden anderen Banken und Bankinstitute war unsere Exportindustrie und unser Exporthandel auf dem überseeischen Markte fast ganz von englischer und französischer Vermittlung abhängig, und noch zu Anfang der siebziger Jahre waren deutsche Wechsel im internationalen Verkehr, der sich hauptsächlich

im Wege des Wechselverkehrs vollzieht, so gut wie unbekannt, jedenfalls aber überaus unbeliebt, und mußten sich, im Falle der Diskontierung, einen bedeutend höheren Diskontabzug als die englischen und französischen Wechsel gefallen lassen. In harter Arbeit, Schritt für Schritt, mußte somit zunächst auf den überseeischen Plätzen für die deutsche Valuta ein Markt geschaffen werden, was umso schwieriger war, als die ersten Versuche zu Anfang der siebziger Jahre, also zu einer Zeit unternommen wurden, wo wir in Deutschland nicht weniger als sieben Münzsysteme hatten, da die Durchführung der Reichsgoldwährung erst am 1. Januar 1876 erfolgt ist. Die Deutsche Bank hat jenes Ziel dadurch zu erreichen versucht, daß sie schon 1872 in Yokohama und Schanghai Filialen errichtete, welche zunächst, um einen Markt für deutsche Wechsel in deutscher Valuta zu schaffen, als Käufer für derartige auf deutsche Wechselplätze gezogene Tratten aufzutreten hatten. Als aber diese ostasiatischen Filialen schon nach zwei Jahren eingehen mußten, begründete die Deutsche Bank zunächst an den deutschen Zentralplätzen für den überseeischen Handel Zweigstellen, und zwar 1871 in Bremen, 1872, wo sie gleichzeitig eine Kommandite in New-York errichtete, in Hamburg und 1873 (eine Agentur) in London, während sie später teils im Inlande, teils im überseeischen Auslande besondere Tochterbanken für den ausländischen und überseeischen Handel errichtete. Andere Großbanken folgten ihr nach und nach auf diesem Wege. Jetzt erst konnten diejenigen Kunden der Deutschen Bank, welche überseeische Export- und Importgeschäfte betrieben, ihre Wechsel, je nachdem das eine oder andere nach Lage der Diskontsätze und des Wechselmarktes vorteilhaft war, entweder in Mark auf Deutschland (insbesondere Berlin, Bremen, Hamburg) oder in Pfund Sterling auf die Londoner Zweigstelle der Deutschen Bank ausstellen, waren also von der Notwendigkeit ausländischer Vermittlung grundsätzlich befreit, und so war die erste und schwerste Etappe auf diesem Gebiete glücklich erreicht. Nunmehr konnte auch der deutsche Exporteur, der seine Waren mit meist längerem Ziel nach überseeischen Plätzen verkauft hatte, alsbald die Konossemente über die noch schwimmende Ware seiner inländischen Bankverbindung übergeben, die sie dann durch ihre überseeische Tochterbank oder ihre sonstige überseeische Bankverbindung dem Käufer entweder gegen Zahlung oder (bei längerem Ziel) gegen Akzept aushändigte, bei Nichtzahlung aber versichert am überseeischen Bestimmungsorte hinterlegte. Dabei erfolgte vielfach eine kräftige Unterstützung der inländischen Exporteure auch dadurch, daß die Banken ihnen gegen die auszuliefernden Dokumente (Konossemente, Policen, Fakturen usw.) einen sogenannten Rembours-Kredit gewährten, und zwar in der Weise, daß sie Tratten der inländischen Exporteure akzeptierten, die diese dann zum Privatdiskont verkaufen konnten. Ebenso ist seitens der deutschen Banken den deutschen Importeuren, die im großen Umfange überseeische Rohprodukte beziehen (so Baumwolle, Schafwolle, Getreide, Reis, Kupfer usw.), eine große Erleichterung dadurch geschaffen worden, daß sie in ungefährer

Höhe des Fakturenbetrages den überseeischen Verkäufern jener Rohprodukte einen Rembourskredit in der Weise einräumten oder einräumen ließen, daß sie berechtigt sein sollten, auf die Bankverbindungen der heimischen Importeure in Höhe des Kaufpreises zu trassieren. Das so geleistete Akzept der Bank, welches gewöhnlich auf 30 oder 180 Tage nach Sicht lautete, konnten nun die überseeischen Verkäufer alsbald diskontieren, während die Bank ihr Akzept bei Fälligkeit einzulösen hatte.

Von den oben angedeuteten möglichen Bedenken gegen die gesamte Exportpolitik kann das erste, daß sie nämlich über den zu deckenden Passivsaldo der Handelsbilanz weit hinausgegangen sei, hier wohl aus der Erörterung ausscheiden, wenn es richtig ist, daß dies, wie oben zu erweisen versucht wurde, nicht auf Kosten der Bedürfnisse des heimischen Marktes geschehen ist, daß es sich dabei also um darüber hinaus verfügbare Mittel handelte.

Dagegen muß etwas näher auf die Frage, welche vielfach im Vordergrunde der Erörterung der letzten Zeit gestanden hat, eingegangen werden, ob nicht in Bezug auf die Art und Weise des Kapitalexports, also der Investition verfügbarer Kapitalien in ausländischen Geschäften, Unternehmungen und Wertpapieren Fehler gemacht worden sind. Daß dies geschehen, kann keinem Zweifel unterliegen, ist aber auch deshalb selbstverständlich, weil auf diesem schwierigen und komplizierten Gebiete erst die nötigen Erfahrungen gesammelt werden mußten. Was insbesondere die Emission ausländischer Wertpapiere betrifft, welche zur Verbesserung der Liquidität der Bilanzen und zur Erhöhung unserer finanziellen Kriegsbereitschaft unentbehrlich sind*), so ist zunächst festzustellen, daß diese, im Gegensatz zur Emission von Staats- und Kommunalwerten, in Deutschland von einem Kurswerte von 2322 Millionen Mark in der Zeit von 1886—1890 auf 1497 Millionen Mark in den Jahren 1906—1910 zurückgegangen ist. Immerhin sind aber zweifellos, ebenso wie in einer Reihe anderer Staaten, auch in Deutschland — ich erinnere an die trüben Erfahrungen der achtziger Jahre hinsichtlich der argentinischen, griechischen, portugiesischen, serbischen Papiere — Fehler bei der Auswahl der emittierten Papiere nicht überall vermieden worden. Dabei kommt freilich in Betracht, daß wir den Wettbewerb auch hier etwas spät aufgenommen haben, also zunächst im wesentlichen nur diejenigen ausländischen Anleihen erhielten, welche die anderen Staaten mit älteren internationalen Beziehungen uns übrig ließen oder nicht sehr ernstlich streitig machten, so daß der sorgfältigen Auswahl zunächst jedenfalls einigermaßen enge Grenzen gezogen waren. In der Folge wird aber umsomehr darauf zu achten sein, daß in der Regel nur solche Werte ausländischer Staaten

*) Vgl. Rießer: Die deutschen Großbanken und ihre Konzentration, 4. Auflage, (Jena, Gustav Fischer, 1913) S. 433/434.

emittiert werden dürfen, welche durch gute Kolonien oder große wirtschaftlich oder kommerziell oder industriell ausnutzbare Provinzen starke Reserven besitzen. Besonders muß aber, soweit es irgend angängig ist und soweit nicht frühere dem Auslande gegenüber eingegangene Verpflichtungen uns die Hände binden, sowohl die Emissionszeit wie der Emissionsbetrag und der Zinsfuß unter Berücksichtigung auch der jeweiligen heimischen wirtschaftlichen und finanziellen Lage bestimmt werden. Überdies ist mit diesem Vorbehalte darauf zu sehen, daß namentlich in Zeiten einer bei uns bestehenden Hochkonjunktur und Geldknappheit mit der Emission ausländischer Werte und mit der Gewährung langfristiger Kredite an das Ausland tunlichst Maß gehalten werde. Außerdem muß, soweit dies nach den bestehenden Machtverhältnissen durchführbar und nach dem Zweck der betreffenden Emission möglich ist, auch in Zukunft, wie dies in der Vergangenheit bereits in großem Umfange geschehen ist, bei Auslandsemissionen bedungen werden, daß die heimische Industrie zu den für den Emissionszweck etwa erforderlichen Arbeiten und Lieferungen herangezogen werde. Die Kritik darf aber nicht vergessen, daß es unmöglich ist, die Vorteile, die durch ausländische Emissionen im Weltverkehr an politischem und wirtschaftlichem Einfluß und Ansehen entstehen, uns zu sichern, ohne daß wir auch die damit verbundenen Nachteile übernehmen. Eine bestehende geschäftliche Verbindung wird im internationalen ebenso wie im heimischen Verkehr ohne weiteres gefährdet oder ohne weiteres aufgehoben werden, wenn etwa unsere Banken denen, die wegen Beschaffung von Geldmitteln an sie herantreten, erwidern wollten, daß eben uns der Moment nicht passe, daß man also zu anderer Zeit wiederkommen möge.

Die Vorsicht, die nach den vorstehenden Erörterungen auf diesem Gebiete erforderlich ist, muß auch auf einem anderen, mindestens ebenso komplizierten und schwierigen Gebiet betätigt werden, ich meine auf dem Gebiete der Liquidität der Bankbilanzen, die sich, mit geringen Unterbrechungen beinahe ständig vom Jahre 1894 ab, nicht verbessert, sondern verschlechtert hat.

Wenn auch die Banken-Liquidität im engen Zusammenhange mit der Liquidität der Gesamtwirtschaft steht, so ist kein Zweifel darüber, daß sie mit allen praktisch möglichen Mitteln verbessert werden muß, zumal dies auch für unsere finanzielle Kriegsbereitschaft unerläßlich ist. Nur, wenn sowohl in Bezug auf den Kapitalexport wie auf die Verbesserungen der Liquidität der Gesamtwirtschaft und der Bankbilanzen den zu stellenden Anforderungen entsprochen wird, kann das glänzende Bild, welches Deutschlands Handel in dieser Epoche bildet, volle Befriedigung auslösen. Insbesondere wird man auch nur dann eine ungetrübte Freude über die Tatsache empfinden können, daß in dieser Epoche der deutsche Außenhandel sich in so überaus großartiger Weise entwickelt hat. Mit berechtigtem Stolz hat bereits die oben erwähnte Denkschrift des Reichsmarineamtes vom Dezember 1905 hervorgehoben, daß der deutsche

Außenhandel (d. h. die Ein- und Ausfuhr im Spezialhandel) allein in dem Jahrzehnt von 1894—1904 sich dem Gewicht nach um 60 Prozent, dem Werte nach von 7,3 auf 12,2 Milliarden Mark, also um 66 Prozent, erhöht hat, und daß sich der deutsche Spezialhandel von 1880 bis Ende 1905 genau verdoppelt hat. Zwischen 1872 und 1910 aber haben sich Einfuhr und Ausfuhr dem Gewicht nach etwa um das fünffache vermehrt, während sich der Wert der Einfuhr auf das zweieinhalbfache, derjenige der Ausfuhr sogar auf das dreifache gesteigert hat. Es läßt sich somit für den letzteren Zeitraum fast eine Verdoppelung der Ausfuhr auf den Kopf der Bevölkerung feststellen.

Daß angesichts dieser Entwicklung auch das Verkehrswesen ähnliche Wandlungen durchgemacht hat, ist fast selbstverständlich. Ende 1910 betrug das in unseren vollspurigen Haupt- und Nebenbahnen, die jetzt meist im staatlichen Besitz sind, investierte Kapital rund 17 Millionen Mark. In 10 Jahren, nämlich von 1901 bis 1910, haben sich die in den vollspurigen Eisenbahnen investierten Kapitalien von rund 13 auf rund 17 Milliarden Mark, die Betriebseinnahmen von 1973 Millionen auf 3036 Millionen Mark vermehrt, und zwar aus dem Personen- und Gepäckverkehr von 571 auf 871, aus dem Güterverkehr von 1252 auf 1962 Millionen Mark. Die Zahl der in diesem Zeitraum bei jenen Eisenbahnen beschäftigten Beamten und Arbeiter ist von rund 544 000 auf rund 697 000 gestiegen.

Was die Post betrifft, so ist Ende 1910 in Deutschland eine Postanstalt auf ungefähr 1600 und eine Fernsprechanstalt auf ungefähr 1800 Personen entfallen, und es kamen rund 88 Briefe und 0,75 Telegramme jährlich auf den Kopf der Bevölkerung gegenüber ungefähr drei Briefen auf den Kopf der Bevölkerung im Jahre 1851.

Was unsere Flotte angeht, so ist die Zahl der Netto-Register-Tonnen der deutschen Handelsdampfer von ungefähr 375 000 t im Jahre 1884 auf 2 349 557 t im Jahre 1910 gewachsen. Der Schiffsverkehr der deutschen Häfen hatte sich in den Jahren 1893—1903 um etwa 52 Prozent gehoben; in Hamburg stieg er in der Zeit von 1900—1910 von 800 900 auf 12 741 000 Registertonnen netto. In einem großen Teil dieser Epoche hat sich der überseeische Verkehr in den deutschen Häfen beinahe sechsmal so schnell entwickelt als die Bevölkerung. Im Jahre 1874 hatte Deutschland in der Welthandelsflotte, soweit Dampfer in Betracht kommen, noch die vierte Stelle (nach England, Amerika und Frankreich) eingenommen; im Jahre 1884 aber bereits die zweite, allerdings mit einem ungeheuren Abstand gegenüber England.

Das Kapital der Hamburg-Amerikanischen Packetschiffahrt-Aktien-Gesellschaft in Hamburg betrug bei ihrer Gründung am 27. Mai 1847 300 000 Mark banko. Es beträgt jetzt 150 Millionen Mark, während die Reserven per 1. Januar 1912 sich auf 15,8 Millionen Mark be-

laufen, die Obligationen auf etwa 74 Millionen Mark. Die Zahl ihrer Ozeandampfer betrug Ende 1911 173 mit einem Buchwert von über 192 Millionen Mark.

Der Norddeutsche Lloyd in Bremen, der 1857 mit einem Aktienkapital von ungefähr $9\frac{1}{2}$ Millionen Mark begründet wurde, besitzt heute ein Aktienkapital von 125 Millionen und ein Obligationenkapital von etwa 72 Millionen Mark. Seine Ozeandampfer betrugen Ende 1910 120 mit einem Buchwert von etwa $180\frac{1}{2}$ Millionen Mark.

Am Schlusse dieser Skizze, die natürlich nur einige besonders wesentliche Tatsachen, und auch diese nur andeutungsweise, berühren konnte, muß noch an die intensive Konzentration aller Kräfte, Unternehmungen und Kapitalien erinnert werden, die, in untrennbarer Verbindung mit der Expansionsbewegung, unserer Epoche auf fast allen Gebieten der öffentlichen und privaten Betätigung ihr besonders charakteristisches Gepräge verleiht, ihr aber freilich auch den Stempel jener nervösen Ruhelosigkeit und Hast aufgedrückt hat, unter der wir in unserer ringenden und gährenden Übergangszeit besonders zu leiden haben.

Jene Konzentration der mechanischen Kräfte wurde besonders ermöglicht durch die Maschine, welche die Persönlichkeit des Arbeiters zurückdrängt, während die Konzentration der finanziellen und wirtschaftlichen Kräfte namentlich verschärft und beschleunigt wurde durch die schonungsloseste Waffe der modernen kapitalistischen Wirtschaftsordnung, die Aktiengesellschaft, welche mehr und mehr die Persönlichkeit des Unternehmers in den Hintergrund treten läßt.

Beide zusammen aber, die Konzentrations- und die Expansionsbewegung, haben ohne Zweifel den Kampf zwischen Kapital und Arbeit verschärft, die Großbetriebe in den Vordergrund geschoben und den Zusammenbruch oder den Niedergang vieler Elemente des Mittelstandes herbeigeführt, freilich auch wieder die Anfänge eines neuen Mittelstandes, welcher die kaufmännischen und technischen Angestellten umfaßt, teils geschaffen, teils erheblich verstärkt.

Die Konzentrations- und Expansionsentwicklung gehört zu den Erscheinungsformen des wirtschaftlichen Kampfes ums Dasein, deren wir umsoweniger entbehren können, als sie international sind, uns also für den immer schwerer werdenden Wettbewerb mit dem in gleicher Rüstung vormarschierenden Ausland unentbehrlich sind, so daß jedes einseitige Eingreifen in jene Tendenzen, welches häufig von gewerbsmäßigen Staatsrettern verlangt wird, lediglich eine einseitige wirtschaftliche Abrüstung darstellen würde, welche in hohem Grade nützlich für — unsere ausländischen Konkurrenten wäre.

Was auf diesem Gebiete geschehen kann, ist, wie mir scheint, ausschließlich folgendes:

Es muß in zäher Erziehungsarbeit die Überzeugung verbreitet werden, daß Großkapital, Unternehmertum und Großbetrieb ebenso unentbehrlich sind für unsere moderne staatliche, wirtschaftliche und soziale Entwicklung wie die Mittel- und Kleinbetriebe in Handel und Industrie, das Handwerk und die Angestellten; daß einer auf den anderen angewiesen ist, daß es daher nichts Törichteres und nichts Verderblicheres geben kann, als dem einen oder anderen dieser Stände den Krieg anzusagen oder solche extreme Standesforderungen zu unterstützen, welche in ihrer Tendenz oder in ihrer Wirkung auf die Schädigung eines anderen Standes oder Berufes hinauskommen.

Suum cuique, Jedem das Seine, heißt nicht, Jedem das zu geben, was er fordert, sondern das, was er fordern darf. Fordern aber darf ein Jeder nur das, was dem Gemeinwohl, also auch dem öffentlichen, nicht nur seinem privaten Interesse entspricht, und dies Gemeinwohl bedingt die Beseitigung jeder Bevorzugung einzelner Stände und Bevölkerungsklassen und die Durchführung der vollen Gleichberechtigung aller Erwerbsstände und Berufe. Lediglich in diesem Sinne ist der Satz verständlich und berechtigt, daß der moderne Staat nur gedeihen kann, wenn das suum cuique den leitenden Gedanken und die unverrückbare Grundlage auch seiner Wirtschaftspolitik bildet.

Es ist kein Zweifel, daß auch unser Kaiser sich zu diesem Grundsatze seines großen Vorfahren aus vollster Überzeugung bekennt. Aber es ist leider auch zweifellos, daß wir in Deutschland noch ungemein weit von der praktischen Durchführung der Gleichberechtigung aller Stände und Berufe und aller Staatsangehörigen entfernt sind.

Noch immer gibt die Zugehörigkeit zu bestimmten sozialen Schichten nicht ein rechtliches, aber in weitem Umfange ein tatsächliches Vorrecht auf einflußreiche Stellen in Staat und Verwaltung, noch immer wird hier vielfach das Adelsdiplom, welches die Arbeit und die Leistung verleiht, hinter dem von den Vorfahren überkommenen zurückgesetzt, und noch immer wird häufig nicht ausschließlich nach Tüchtigkeit, Leistung und Befähigung, sondern, und zwar oft in sehr entscheidender Weise, nach Abstammung und Konfession gefragt.

Der starke Wille, die außer allem Zweifel stehenden guten und edlen Absichten unseres Kaisers, den wir heute freudigen Herzens feiern, haben uns eine lange und ununterbrochene Reihe von Friedensjahren gesichert, in denen Deutschlands Gewerbe, Handel und Industrie, die einen ehrenvollen Frieden als Voraussetzung des Erfolges ihrer Tätigkeit willkommen heißen, in fast beispielloser Weise, trotz aller Hemmungen von innen und außen, vorwärts gekommen sind.

Aber selbst des Kaisers starker Wille und seine starke Hand haben bisher nicht ausgereicht, um die unbedingte Beachtung der geschilderten Grundgedanken des modernen Staates, die uns allein den Frieden auch nach Innen sichern können, gegenüber den kleinen, aber mächtigen Schichten durchzu-

setzen, die einst auch den preußischen Königen erbitterten Widerstand leisteten, sobald sie die Vormacht dieser privilegierten Klassen im Staate zu brechen suchten.

Mag uns deshalb auch an dem Jubiläumstage manche schwere Sorge im Rückblick auf die Vergangenheit und im Ausblick auf die Zukunft bedrücken, uns erfüllt in erster Linie der freudige Dank für tausendfache Anregungen, die unser Kaiser auch der Industrie, dem Gewerbe und dem Handel gegeben hat, der Stolz auf Kaiser und Reich und die zuversichtliche Hoffnung auf eine weitere glänzende Zukunft unseres Vaterlands.

Geh. Oberregierungsrat Johannes Gerstmeyer: Die Entwicklung unserer Kolonien unter Kaiser Wilhelm II.

Erst wenige Jahre, bevor Kaiser Wilhelm II. den Thron bestieg, war Deutschland in die Reihe der Kolonialmächte eingetreten, indem es eine Anzahl von Gebieten in Afrika und der Südsee unter seinen Schutz stellte. Nicht Ländergier und Eroberungssucht hatten es hierzu bestimmt. Deutschland ist in die Kolonialpolitik förmlich hineingedrängt worden.

Der Anfang der neueren kolonialen Bewegung in Deutschland fällt in die lange Friedensperiode nach den Freiheitskriegen, in der das deutsche Volk, nachdem es Jahrhunderte lang seine Kräfte in immer wiederkehrenden inneren Kämpfen verzehrt hatte, allmählich, aber nachhaltig wirtschaftlich zu erstarken anfing. Das Anwachsen der Bevölkerung hatte eine zunehmende Auswanderung zur Folge, die den Wunsch nach Gebieten wachrief, wo die überschüssigen Volkselemente dem Deutschtum erhalten bleiben konnten. Die gesteigerten Lebensbedürfnisse sowie das Aufblühen der Industrie nötigten gleichzeitig den Handel, sich weiter über See auszudehnen, und wie einst in den Tagen der Hansa breiteten sich zahlreiche Niederlassungen von deutschen Kaufleuten an auswärtigen Gestaden, insbesondere an den afrikanischen Küsten und in der Südsee aus. Auch das geistige Leben nahm einen Zug in die Ferne an. Zu den Handelsfaktoreien gesellten sich zahlreiche Missionsstationen, und deutsche Forscher drangen auf kühnen Zügen bis tief in das unbekannte Innere Afrikas. Der Mangel eines ausreichenden Schutzes, unter dem alle diese Unternehmungen in den fremden, meist noch von eingeborenen Häuptlingen beherrschten Gebieten litten, gab dem kolonialen Gedanken weitere Nahrung.

Nachdem lange Zeit hindurch die inneren politischen Verhältnisse Deutschlands sowie der Mangel einer Flotte jeden Erfolg der kolonialen Bestrebungen verhindert hatten, schien endlich mit der Errichtung des Deutschen Reiches und der Gründung einer deutschen Marine der Zeitpunkt für die Erfüllung der Wünsche der Kolonialfreunde gekommen zu sein. Zunächst zeigte sich indes die Reichsregierung dem kolonialen Gedanken noch durchaus abgeneigt. Der leitende Staatsmann, Fürst Bismarck, hatte für das Schicksal der Auswanderer keine Teilnahme. „Ein Deutscher," erklärte er im Reichstag, „der sein Vaterland abstreift wie einen alten Rock, ist für mich kein Deutscher mehr; ich habe kein landsmannschaftliches Interesse für ihn." Im übrigen war er überhaupt „von Hause aus kein Kolonialmensch". Er schlug deshalb längere Zeit hindurch alle Anerbietungen, die koloniale Besitzergreifungen ermöglicht hätten, rundweg aus. So wäre Deutschland vielleicht ohne Kolonien geblieben, wenn nicht die Ausbreitung der Handelsinteressen Deutschlands schließlich Bismarck genötigt hätten, seine Anschauungen zu ändern. Immer häufiger und dringender wurden die Bitten von deutschen Kaufleuten und Missionaren um einen wirksamen Schutz des Reiches, und so mußte sich Bismarck endlich zu einem aktiven kolonialen Vorgehen entschließen. Nach Vortrag bei Kaiser Wilhelm I., der freudig zustimmte, erklärte Bismarck in der berühmt gewordenen Depesche vom 24. April 1884 an den Konsul in Kapstadt, daß die von dem Kaufmann Lüderitz in Angra Pequena gemachten Erwerbungen unter deutschem Schutz ständen, und ließ dann bald weitere Flaggenhissungen an der West- und Ostküste Afrikas sowie in Neu-Guinea und auf den Marschall-Inseln folgen.

Der Eintritt Deutschlands in die Reihe der Kolonialmächte ist hiernach, wie es s. Zt. Bismarck im Reichstage ausdrückte, nicht geschehen, um überseeische Provinzen zu annektieren, sondern um hanseatischen Kaufleuten, die sich im Vertrauen auf den Schutz des Reiches kolonialen Unternehmungen hingegeben hatten, diesen Schutz zu gewähren. Die deutsche Flagge ist lediglich dem deutschen Handel gefolgt.

Der ganzen Art, wie Kaiser Wilhelm II. seinen Herrscherberuf aufgefaßt hat, entsprach es, daß die deutsche Kolonialpolitik unter ihm den Charakter einer allen Machtbestrebungen abholden Schutz- und Wirtschaftspolitik bewahrt hat. Kaiser Wilhelm hat seine Aufgabe vor allem darin erblickt, den von seinen Vätern überkommenen Kolonialbesitz einer gedeihlichen Entwickelung entgegenzuführen. Was seine Regierung hierin geleistet hat, lehrt am besten ein Rückblick auf die Verhältnisse in den Kolonien, wie Kaiser Wilhelm sie bei seinem Regierungsantritt vorfand.

Um in Anbetracht der wenig kolonialfreundlichen Stimmung des Reichstags dem Reiche keine erheblichen Opfer für die Kolonien aufzubürden, war es die Absicht Bismarcks gewesen, ihre Verwaltung ganz den Interessenten zu überlassen und zu diesem Zwecke große, nach Art der Britisch-Ostindischen Kompagnie auch mit hoheitsrechtlichen Privilegien ausgestattete kaufmännische Gesellschaften ins Leben

zu rufen. Die Verwirklichung dieser Absicht war freilich nur in Ostafrika und Neu-Guinea gelungen. In die übrigen Schutzgebiete mußten zur Übernahme der Regierungsgeschäfte alsbald Kaiserliche Kommissare entsandt werden. Immerhin entsprach es dem Programm Bismarcks, daß der Wirksamkeit dieser Beamten enge Grenzen gezogen wurden. Ihre Tätigkeit sollte sich hauptsächlich auf die Wahrnehmung richterlicher und polizeilicher Befugnisse beschränken. Je ein Amtsdiener und eine kleine Schar farbiger Polizisten war alles, was ihnen an bewaffneten Kräften zur Verfügung gestellt wurde.

Die Erfahrung lehrte nun grade um die Zeit der Thronbesteigung Kaiser Wilhelms, daß die Gedanken Bismarcks undurchführbar waren. In Ostafrika brach ein gewaltiger Aufstand der arabischen Bevölkerung aus, durch den die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft fast ganz aus dem Schutzgebiet vertrieben wurde. Ihn niederzuwerfen war sie völlig außerstande, und so mußte das Reich selbst unter Aufwendung bedeutender Mittel diese Aufgabe übernehmen. Sie wurde bekanntlich dem schon als Afrikaforscher bewährten damaligen Hauptmann Wißmann übertragen und von ihm auf das glänzendste gelöst. Um dieselbe Zeit wurde in Südwestafrika der Kaiserliche Kommissar von den Hereros gezwungen, mitsamt seiner kleinen von der Deutschen Kolonialgesellschaft für Südwestafrika unterhaltenen Polizeitruppe das Schutzgebiet zu räumen und auf das britische Gebiet der Walfischbai zu flüchten. Auch hier mußte das Reich durch Entsendung einer weißen Truppe eingreifen, die unter Führung des Hauptmanns v. François die deutsche Herrschaft wiederherstellte. In Kamerun und Togo kam es zwar nicht zu größeren Erhebungen, aber doch zu kleineren Unruhen, und jedenfalls zeigte es sich, daß die eingeborene Bevölkerung durchaus nicht ohne weiteres geneigt war, sich der deutschen Herrschaft zu unterwerfen. Endlich hatte auch die Neu-Guinea-Kompagnie mit derartigen Schwierigkeiten zu kämpfen, daß sie schon im Jahre 1889 an das Reich mit der Bitte herantrat, in ihr Schutzgebiet ebenfalls einen Kommissar zu entsenden.

Es galt nach alledem für Kaiser Wilhelm II., zunächst einmal in den Schutzgebieten geordnete Verhältnisse herzustellen. Nach dem Verlaufe der Dinge konnte kein Zweifel darüber bestehen, daß dies nur möglich war, wenn das Reich auch in Ostafrika die Verwaltung in die Hand nahm und den Verwaltungsorganismus sowie die ihm zur Verfügung stehenden Machtmittel überall so ausgestaltete, daß sie wirklich ihren Zweck erfüllen konnten. Es ist das unbestreitbare Verdienst Kaiser Wilhelms, daß er dies richtig erkannt und trotz mancher Angriffe, die ihm die Abwendung von dem Bismarckschen System eintrugen, seine Überzeugung in die Tat umgesetzt hat. Die Einsetzung eines Gouverneurs in Ostafrika nach Ablösung der Rechte der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft, die Schaffung einer Zentralinstanz für die Kolonien in der Kolonialabteilung des Auswärtigen Amts, die Erweiterung der Befugnisse der leitenden Beamten in den Kolonien und die Zuteilung einer größeren Zahl von Hilfskräften an sie, die Errichtung von Lokalbehörden (Bezirksämtern und Stationen),

sowie die Schaffung einer geordneten Rechtspflege für die weiße und eingeborene Bevölkerung waren ohne Frage alles Maßnahmen, die unbedingt erforderlich waren, wenn überhaupt die Schutzgebiete sich gedeihlich weiter entwickeln sollten. Nicht minder entsprach auch die Bildung von Polizeitruppen sowie von militärisch organisierten Schutztruppen in den größeren Schutzgebieten einem dringenden Bedürfnis. Mußte doch das Hinterland überhaupt erst einmal in deutsche Gewalt gebracht werden, und selbst in den bereits unterworfenen Gebieten nötigte der unruhige Charakter der Eingeborenen immer wieder dazu, ihnen Deutschlands Macht vor Augen zu führen. Die Schutztruppen haben sich im übrigen nicht nur um die Befriedigung der Schutzgebiete verdient gemacht, sondern durch den Bau von Stationen, die Herstellung von Wegen und sonstigen Anlagen, sowie durch Mitwirkung bei der Verwaltung und die Erforschung des Innern wesentlich auch zur Förderung ihrer kulturellen Entwicklung beigetragen.

Der Gesichtspunkt, vorerst einmal den vorhandenen Kolonialbesitz nutzbar zu machen und deshalb die Verhältnisse in diesem zu konsolidieren, hat anfänglich auch der äußeren Kolonialpolitik Kaiser Wilhelms das Gepräge gegeben. Die widerspenstige Haltung der Eingeborenen in den afrikanischen Kolonien war nicht zum wenigsten darauf zurückzuführen, daß dort vielfach noch, namentlich im Hinterlande, über die Rechte Deutschlands Unklarheit herrschte. Auch die Engländer und Franzosen behaupteten, in den von Deutschland beanspruchten Gebieten Besitztitel zu haben, und in Ostafrika kamen überdies noch die Hoheitsrechte des Sultans von Zanzibar an den Küstenstrich in Betracht. Unter diesen Umständen war es das Gegebene, daß sich Kaiser Wilhelm zunächst zu einer umfassenden Auseinandersetzung mit England entschloß. Sie geschah in dem Vertrage vom 1. Juli 1890, durch welchen Deutschland das Witulând an England abtrat und dessen Schutzherrschaft über Zanzibar anerkannte, ihm auch wertvolle Zugeständnisse bezüglich der Abgrenzung der westafrikanischen Kolonien machte, während es dafür seinerseits Helgoland eintauschte und die Einwilligung Englands zum Übergang der Küste Ostafrikas in die deutsche Herrschaft erhielt. Es folgten dann weitere Grenzverträge mit Frankreich bezüglich Kameruns und Togos in den Jahren 1894 und 1897. Auch sie enthielten gegen mancherlei Zugeständnisse Frankreichs weitgehende Verzichte auf deutscher Seite. Die Verträge, hauptsächlich der deutsch-englische, bei dem Kaiser Wilhelm durch den damaligen Reichskanzler von Caprivi beraten wurde, sind seinerzeit in kolonialfreundlichen Kreisen vielfach angefochten worden, und merkwürdigerweise ist gerade auch von englischer Seite behauptet worden*), daß Deutschland bei dem Vertrage vom 1. Juli 1890 sich habe übervorteilen

*) So z. B. von Stanley, von dem der oft wiederholte Ausspruch stammt, Deutschland habe einen alten Hosenknopf für einen neuen Anzug eingetauscht.

lassen. Vom Standpunkt der Anhänger einer deutschen Prestige- und Expansionspolitik mußten die Verzichtleistungen Deutschlands freilich der Kritik unterliegen. Um so mehr kennzeichnen sie die bis zum äußersten friedliebende, lediglich wirtschaftliche Ziele verfolgende Richtung der Kolonialpolitik Kaiser Wilhelms II., welche es vorzog, anstatt auf die Aussicht einer geringen Vergrößerung des deutschen Kolonialbesitzes hin ungewisse Verhältnisse fortbestehen zu lassen, möglichst bald mit England und Frankreich zu einem, ein freundschaftliches Zusammenarbeiten, ermöglichenden Einvernehmen zu gelangen. Abgesehen davon hat auch die neuere Entwicklung der maritimen Technik gezeigt, daß der Besitz Helgolands für Deutschland wohl eines größeren Opfers wert war.

Im übrigen war es ganz und gar nicht die Meinung Kaiser Wilhelms II., daß Deutschland sich mit einer Aschenbrödelrolle unter den europäischen Großmächten begnügen sollte. Wo erhebliche, wirklich greifbare überseeische Interessen Deutschlands auf dem Spiele standen, ist er stets auf das nachdrücklichste, selbst unter Einsetzung seiner Person für diese eingetreten. Kaiser Wilhelm hat als einer der ersten erkannt, daß infolge der günstigen, durch die nationale Einigung und die Segnungen eines langjährigen Friedens geförderten inneren Entwicklung Deutschlands sich ein Umschwung in seinen wirtschaftlichen Bedürfnissen vollzogen hatte, der es geradezu nötigte, den Schwerpunkt seines Handels auf die Betätigung über See zu verlegen. Kaiser Wilhelms Aussprüche, daß Deutschlands Zukunft auf dem Wasser liege, daß Deutschland ein Weltreich geworden, daß der Ozean für Deutschlands Größe unentbehrlich sei und dergl. mehr, legen hierfür Zeugnis ab. Auch das Interesse, das er seit jeher dem Ausbau der Flotte entgegengebracht hat, ist wesentlich mit hierauf zurückzuführen. Haben doch sämtliche Aufstände in den Kolonien bis in die neueste Zeit hinein von den Schutz- und Polizeitruppen nur unter weitgehendster Mitwirkung der Marine unterdrückt werden können. Freilich hat aber Kaiser Wilhelms Politik niemals den Charakter einer Friedenspolitik abgestreift und sich von allen sogenannten imperialistischen, auf eine politische Weltvorherrschaft gerichteten Bestrebungen fern gehalten. Schließlich hat aber gerade diese friedliebende, sich bescheidende Politik dazu geführt, Deutschlands Kolonialbesitz noch zu vermehren, und sich so auch als eine durchaus kluge und weitsichtige erwiesen.

Die Ermordung deutscher Missionare in Südschantung zwang Deutschland im September 1897, zur Wahrung seines Ansehens dort ein Expeditionskorps des ostasiatischen Kreuzergeschwaders landen zu lassen. Ein weiteres militärisches Vorgehen gegen China wäre unvermeidlich gewesen, wenn es nicht den persönlichen Bemühungen Kaiser Wilhelms gelungen wäre, eine friedliche Einigung zustande zu bringen. Kaiser Wilhelm begnügte sich damit, daß China in Form eines sogenannten Pachtvertrages an Deutschland ein zwar kleines, für Deutschlands kommerzielle und

maritime Interessen aber außerordentlich wichtiges Gebiet, die Kiautschou-Bucht, abtrat und sich zugleich verpflichtete, in einem Umkreise von 50 Kilometern rings um diese keine Maßnahmen ohne die Zustimmung der deutschen Regierung zu treffen. Die Mäßigung, die Deutschland bewies, machte nicht nur den übrigen in China interessierten Mächten die Zustimmung zu seinem Vorgehen leicht, sondern sicherte der neuen deutschen Niederlassung auch die Gunst des chinesischen Volkes, so daß diese ungehindert in einer den maritimen Bedürfnissen entsprechenden Weise ausgebaut werden und wirtschaftlich rasch emporblühen konnte.

Die freundschaftlichen Beziehungen, die Deutschland fortgesetzt zu England und den Vereinigten Staaten von Amerika unterhalten hatte und die dank der unerschütterlichen Friedensliebe Kaiser Wilhelms II. auch aufrecht erhalten wurden, als während des spanisch-amerikanischen Krieges und des Burenkrieges die öffentliche Meinung in Deutschland stark gegen die beiden genannten Mächte Partei nahm, brachten Deutschland im Jahre 1899 weiter noch eine Vergrößerung seiner Besitzungen in der Südsee ein. Im Friedensschluß mit Spanien beließen die Vereinigten Staaten diesem die Karolineninseln, die einst Bismarck für Deutschland in Besitz genommen hatte, aber auf Grund eines von ihm selbst herbeigeführten Schiedsspruches des Papstes Leo XIII. an Spanien hatte zurückgeben müssen. Deutschland wurde so in den Stand gesetzt, sie nunmehr von Spanien, das aus pekuniären Gründen nach dem Kriege Kolonien in der Südsee nicht mehr unterhalten wollte, gegen eine angemessene Entschädigung im Vertragswege zu erwerben. Ebenso kam in dem erwähnten Jahre eine für Deutschland sehr günstige Einigung mit den Vereinigten Staaten und England in betreff der Samoainseln zustande. Auf diese hatte Bismarck gleichfalls einst die Hand legen wollen, war aber daran durch die Ablehnung der sog. Samoavorlage seitens des Reichstages im Jahre 1880 gehindert worden. Später hatten dann auch England und Amerika dort Einfluß gewonnen, und Bismarck hatte im Jahre 1889 nur noch durchsetzen können, daß anläßlich der ewigen Thronstreitigkeiten der samoanischen Häuptlinge, welche Sicherheit und Eigentum der weißen Ansiedler gefährdeten, die Inseln einem gemeinsamen Protektorat der drei interessierten Mächte unterstellt wurden. Da dieser Zustand auf die Dauer wenig befriedigend war und die Vereinigten Staaten sowie England Grund hatten, Deutschland gefällig zu sein, ließen sie sich jetzt bereit finden, in eine Teilung Samoas zu willigen, bei der Deutschland die beiden größten Inseln, Upolu und Sawai zugesprochen wurden, während die Vereinigten Staaten Tutuila und einige kleine Inseln erhielten, England aber anderweit entschädigt wurde.

Eine Frucht der Friedensliebe Kaiser Wilhelms ist endlich auch die jüngste Erweiterung des deutschen Kolonialbesitzes, die Erwerbung Neukameruns gewesen. Die noch in frischer Erinnerung stehende Entwicklung der Verhältnisse in Marokko hatte eine Spannung zwischen Frankreich und Deutschland herbeigeführt, die, namentlich weil auch England sich zugunsten Frankreichs für interessiert erachtete, zeitweilig die Gefahr eines Krieges in unmittelbare Nähe rückte. Im Interesse

des Völkerfriedens entschloß sich Kaiser Wilhelm, das schwere Opfer zu bringen, welches ohne Frage — zumal bei der Stimmung des deutschen Volkes — der Verzicht auf die durch die Algecirasakte vertraglich festgelegten Rechte Deutschlands in Marokko darstellte. Nach den Anschauungen der internationalen Politik konnte Deutschland ohne Einbuße an seiner nationalen Ehre dieses Opfer nicht bringen, wenn es nicht von Frankreich angemessen entschädigt wurde. In anerkennenswerter Weise hat sich Frankreich zu einer solchen „Kompensation" bereit finden lassen. Durch das — gleichfalls aus politischen Rücksichten — in die Form eines Tauschvertrages gekleidete Abkommen vom 4. November 1911 hat Deutschland gegen Abtretung des Logonegebietes einen Zuwachs zu dem Schutzgebiet Kamerun erhalten, der dieses fast um die Hälfte vergrößert und ihm einen unmittelbaren Zugang zu dem größten Strome Mittelafrikas, dem Kongo, sowie einem seiner bedeutendsten Nebenflüsse, dem Ubangi, verschafft hat. Das persönliche Verdienst, Deutschland diese gewaltige Vermehrung seiner afrikanischen Gebiete zugeführt zu haben, gebührt Kaiser Wilhelm II. um so mehr, als hauptsächlich er selbst durch sein entschiedenes Auftreten es s. Zt. durchgesetzt hatte, daß die Rechte Deutschlands in Marokko von den übrigen interessierten Mächten vertraglich anerkannt wurden.

Kaiser Wilhelm hat die besondere Genugtuung erlebt, daß die unter seiner Regierung gemachten Erwerbungen fast durchweg auch den Beifall derjenigen Kreise gefunden haben, die sonst der Kolonialpolitik weniger freundlich gegenüberstanden. Die Erwerbung Kiautschous ist selbst von einem so hartnäckigen Kolonialgegner, wie Eugen Richter, im Reichstag gebilligt worden. Gerade dieses Schutzgebiet hat sich auch in einer Weise entwickelt, die in der Kolonialgeschichte fast beispiellos dasteht. Der Gesamthandel Kiautschous stellte in der Zeit vom Oktober 1911 bis dahin 1912 bereits einen Wert von 179 Millionen Mark dar. Die Hauptstadt, Tsingtau, hat sich nicht nur zu einem Hafen- und Handelsplatz ersten Ranges emporgeschwungen, sondern eine fast noch größere Bedeutung als deutsches Kulturzentrum in Ostasien gewonnen, das, insbesondere durch die im Jahre 1909 gegründete deutsch-chinesische Hochschule, den Eingang deutscher Gesittung und deutschen Wissens nach China vermittelt. Ebenso haben Samoa und die Karolineninseln durchaus die auf sie gesetzten Hoffnungen gerechtfertigt. Nur über die Aussichten Neukameruns, das jetzt erst nach und nach in den deutschen Besitz übernommen wird, ist der Streit der Meinungen noch nicht völlig zur Ruhe gekommen. Im Interesse einer friedlichen Verständigung mußten begreiflicherweise auch weniger wertvolle Länderstrecken mit in den Kauf genommen werden. Im übrigen steht jetzt schon fest, daß die neuen Gebiete große Reichtümer an Gummi und Elfenbein bergen und daß namentlich die mehr im Innern gelegenen Teile sich gut für die Baumwollkultur sowie für Viehzucht eignen. Der tatkräftigen deutschen Verwaltung wird es zweifellos auch gelingen, die z. T. noch im argen liegenden sanitären Verhältnisse erheblich zu verbessern.

Weniger günstig als die Erwerbungen der neunziger Jahre schienen

sich anfänglich die älteren Besitzungen in Afrika und der Südsee zu entwickeln, und die öffentliche Meinung war lange geneigt, hierfür der Regierung die Schuld zuzuschieben, der man Begünstigung des „Militarismus" und „Bureaukratismus" vorwarf. Daß diese Kritik eine durchaus ungerechtfertigte war, ist heute nicht mehr zweifelhaft. Unter den derzeitigen, oben geschilderten Verhältnissen in den Schutzgebieten handelte die Regierung sicher richtig, wenn sie es sich zunächst angelegen sein ließ, für Ruhe und Sicherheit und die Einrichtung einer geordneten Verwaltung in den Schutzgebieten Sorge zu tragen. Sie tat außerdem mit den geringen ihr vom Reichstag zur Verfügung gestellten Mitteln auch ihr möglichstes zur wirtschaftlichen und kulturellen Hebung der Schutzgebiete, für die bis zum Regierungsantritt Kaiser Wilhelms infolge des Versagens der Gesellschaften und Kaufleute noch so gut wie garnichts geschehen war. Es wurden Versuchsstationen errichtet, Beihilfen an Ansiedler gewährt, Wege gebaut, Schulen errichtet, insbesondere auch solche für die Kinder der Eingeborenen; die Bekämpfung der Tropenkrankheiten, insbesondere der Malaria, sowie der Viehseuchen (Tsetsekrankheit, Küstenfieber u. s. w.) wurde tatkräftig in Angriff genommen, wobei die Ergebnisse der Forschungen Professor Kochs der Verwaltung wertvolle Fingerzeige gaben, und dergl. mehr. Alle diese Maßnahmen haben zweifellos ihre Wirkung nicht verfehlt. Die afrikanischen Schutzgebiete sind seit Anbeginn der Regierung Kaiser Wilhelms ununterbrochen, obschon zunächst nur langsam, vorwärts gekommen, und wenn die Entwickelung Neu-Guineas nicht gleichen Schritt gehalten hat, so liegt dies wesentlich mit daran, daß es erst so spät unter die Verwaltung des Reiches gekommen ist.

Nichtsdestoweniger blieben unleugbar einstweilen die Erfolge weit hinter den Erwartungen zurück, in welche man sich in der Heimat hineingelebt hatte. Viele Ansiedlungen und Plantagen kamen überhaupt nicht vorwärts, und die Einnahmen der Kolonien deckten bei weitem nicht die Ausgaben der Verwaltung. Die Gründe hierfür waren aber in letzter Linie doch nur solche, welche mit den geringen Kulturzuständen und den natürlichen Verhältnissen unserer Schutzgebiete zusammenhingen. Vor allem erwiesen sich einem raschen Fortschritt die Verkehrsschwierigkeiten als hinderlich, die teils durch die Ausdehnung der Schutzgebiete und die Unzugänglichkeit des Inneren von Afrika bedingt sind, teils auch eine Folge der Tierseuchen sind. Diese schließen in den tropischen Kolonien die Verwendung von Zugvieh so gut wie ganz aus, so daß fast alle Transporte auf den Köpfen der Neger erfolgen müssen. Auch der in Südwestafrika übliche Ochsenwagen, dem wegen der Unwegsamkeit des Schutzgebiets 16 bis 20 Zugtiere vorgespannt werden müssen, ist, wie keiner Ausführung bedarf, für einen größeren Güterverkehr völlig unzureichend.

Um diese natürlichen Schwierigkeiten zu besiegen, hätte es vor allem einer planmäßigen Erschließung der Schutzgebiete durch Schienenwege bedurft,

die nur unter Aufwendung großer Mittel möglich war. Hierfür war aber der Reichstag nicht zu gewinnen. Die Usambarabahn in Ostafrika, mit deren Bau eine Gesellschaft begonnen hatte und die schließlich von der Regierung übernommen werden mußte, um den Zusammenbruch des Unternehmens abzuwenden, sowie die Linie Swakopmund-Windhuk, die anläßlich der Rinderpest 1897 auf Anordnung Kaiser Wilhelms von der Eisenbahnbrigade als Notbahn hergestellt worden war, um das Innere von Südwestafrika vor Hungersnot zu bewahren, blieben lange Zeit die einzigen Bahnen in unseren Schutzgebieten.

Die Haltung des Reichstags wieder entsprang nicht reiner Oppositionslust. Sie hatte ebenfalls ihre Ursache in Verhältnissen, die sich nur schwer ändern ließen. Die Stimmung des Volkes war ohne Frage einer energischen Kolonialpolitik nicht günstig. So sehr der koloniale Gedanke — namentlich durch die unermüdliche Tätigkeit der über ganz Deutschland verzweigten „Deutschen Kolonialgesellschaft" — in den oberen Schichten an Anhang gewonnen hatte, so stand doch die große Masse des Volkes den kolonialen Bestrebungen noch immer ablehnend oder doch gleichgültig gegenüber. Die Mehrheitsparteien des Reichstags mußten aber wieder auf ihre Wähler Rücksicht nehmen, und die wenig ermutigenden Erfahrungen in den Schutzgebieten trugen nur noch mehr dazu bei, die Bewilligungslust des Reichstags herabzudrücken. Auch das Privatkapital wurde dadurch abgeschreckt, und schließlich griff selbst in kolonialfreundlichen Kreisen eine sichtliche „Kolonialmüdigkeit" Platz.

Der Entwicklung der Dinge selbst kam schließlich der Regierung zu Hilfe. Die großen Aufstände, die in den Jahren 1904 und 1905 in Südwestafrika sowie Ostafrika ausbrachen und neben denen auch in Kamerun lokale Erhebungen ernsterer Art einher gingen, rüttelten endlich durch die Opfer an Gut und Blut, die sie erforderten, das deutsche Volk aus seiner Gleichgültigkeit auf und zeigten ihm außerdem, wohin die übertriebene Sparsamkeitspolitik führte. Nicht zuviel, sondern zu wenig war bisher für die Beherrschung der Schutzgebiete ausgegeben worden. Die Nachrichten von den heldenmütigen Kämpfen unserer Truppen sowie die Erzählungen der heimkehrenden Krieger trugen gleichzeitig dazu bei, das Interesse für die Kolonien in die breiten Massen zu tragen, und mit dem Interesse begann in diesen auch das Verständnis für den Wert der Kolonien rege zu werden.

Kaiser Wilhelm gebührt das Lob, daß er diesen Umschwung in der Stimmung des Volkes bereits zu einer Zeit erkannt hat, wo man selbst in kolonialen Kreisen noch an einer Wendung zum Besseren verzweifelte. Weit entfernt, sich durch die Ereignisse in Ostafrika und Südwestafrika entmutigen zu lassen, hielt er gerade jetzt den Augenblick für gekommen, um mit einer Kolonialpolitik größeren Stils zu beginnen. Wesentlich hieraus erklärt sich sein damaliger Entschluß, die Leitung der Kolonialverwaltung einer als energisch bekannten kaufmännischen Kraft, dem bisherigen Direktor der Darmstädter

Bank Dernburg, anzuvertrauen, und weiter die Auflösung des Reichstags, mit der er, als die Mehrheitsparteien im Dezember 1906 die zur Wiederherstellung des Friedens notwendigen Bewilligungen für Südwestafrika ablehnten, die Entscheidung des Volkes selbst anrief. Die Geschichte hat gelehrt, daß beide Schritte, so ungewöhnlich sie waren, das Richtige trafen. Dernburgs praktischer Blick erkannte, daß gerade die falsche Sparsamkeit, der Mangel einer großzügigen Erschließungspolitik die Schuld an den bisherigen geringen Fortschritten unserer großen Kolonien trugen, und seine Ausführungen hierüber in Wort und Schrift fanden in weitesten Kreisen des Volkes Verständnis, gerade weil sie der allgemeinen Überzeugung entgegenkamen. Dementsprechend fielen auch die Wahlen, die gewissermaßen das Urteil des Volkes über die in der Kolonialpolitik weiterhin einzuschlagende Richtung darstellten, durchaus zugunsten der Absichten Kaiser Wilhelms aus. Der Erfolg war umso größer, als auch diejenigen Parteien, die sich bisher der Kolonialpolitik weniger geneigt gezeigt hatten, über den eingetretenen Umschwung in der Volksmeinung nicht im unklaren bleiben konnten und sich daher ebenfalls entschlossen auf den Boden der Pläne der Regierung zu treten. So gelang es Dernburg leicht, im Reichstag ein umfassendes Eisenbahnbauprogramm durchzusetzen und ihn auch davon zu überzeugen, daß gerade nicht eine Verminderung, sondern im Gegenteil ein zweckmäßiger weiterer Ausbau des Verwaltungsapparates nötig war, wie er demnächst durch die Errichtung eines selbständigen Reichs-Kolonialamts, die Vermehrung der technischen Beamten in den Schutzgebieten, die Einführung einer Selbstverwaltung für Deutsch-Südwestafrika und sonstige einschlagende Maßnahmen verwirklicht worden ist.

Die Erfolge der neuen Ära der Kolonialpolitik haben nicht lange auf sich warten lassen, wobei nur nebenher erwähnt werden mag, daß auch die Diamantfunde in Südwestafrika dem ersten auf Grund des neuen Programms hin vorgenommenen Bahnbau zu verdanken sind. Vor allem wurde jetzt durch die Eisenbahnen die Möglichkeit geschaffen, die kolonialen Massenprodukte, die, wie Baumwolle und sonstige Faserstoffe, Kautschuk, Ölfrüchte, Hölzer und dergl. vorzugsweise von der heimischen Industrie benötigt werden, auch aus dem Innern der afrikanischen Schutzgebiete ohne zu große Belastung mit Transportkosten dem Weltmarkt zuzuführen. Plantagen, Farmen und andere wirtschaftliche Anlagen konnten sich jetzt auch im Hinterlande der Schutzgebiete ausbreiten, die Eingeborenen fanden für die Erzeugnisse ihrer Kulturen Absatz, und diejenigen unter ihnen, die sich bisher dem Trägerdienste gewidmet hatten, wurden für eine produktive Arbeit im Dienste der europäischen Unternehmungen frei. Damit sind dann weiter der Handel der Schutzgebiete, ihre Einnahmen und die weiße Bevölkerung gewachsen, während sich zugleich infolge des erleichterten Verkehrs trotz der Vermehrung des Personals die militärischen und administrativen Ausgaben verhältnismäßig verringert haben.

Auch in den Schutzgebieten, für welche Eisenbahnbauten einstweilen nicht in Frage kommen, hat dank der größeren Aufwendungen und der dadurch ermöglichten planmäßigeren Arbeit der Verwaltung seitdem eine raschere Entwicklung einsetzen können.

Wie bedeutend der Aufschwung der afrikanischen und Südseeschutzgebiete in den letzten Jahren gewesen ist, beweist am besten die Handelsstatistik. Es betrug im Kalenderjahr 1911 der Wert der Einfuhr rund 142 Millionen, der Ausfuhr rund 98 Millionen und des Gesamthandels rund 240 Millionen Mark. Die Zahl der weißen Einwohner war am 1. Januar 1912 auf 23 342 Köpfe angewachsen, von denen 14 816 auf Südwestafrika entfielen. Infolge dieser günstigen wirtschaftlichen Entfaltung haben trotz der vermehrten Ausgaben auch die Finanzen der Schutzgebiete sich wesentlich gebessert. Togo und Samoa bedürfen seit einer Reihe von Jahren überhaupt keines Reichszuschusses mehr, und die größeren afrikanischen Schutzgebiete haben im wesentlichen nur mehr die Militärlasten zu tragen, während die Kosten der Zivilverwaltung, insbesondere auch die Verzinsung der Eisenbahnanleihen, aus ihren eigenen Einnahmen bestritten werden können.

In der Natur der Sache liegt es, daß Kaiser Wilhelm in der inneren Kolonialpolitik sich wesentlich darauf beschränkt hat, die Richtlinien zu bestimmen, im übrigen aber der Verwaltung freie Hand gelassen hat. Daß er trotzdem die Vorgänge in den Kolonien und ihre Fortschritte auch im Einzelnen mit offenem Auge und lebhafter Teilnahme verfolgt hat, ist in kolonialen Kreisen wohl bekannt. Kaiser Wilhelm hat sich auch nicht gescheut gelegentlich, wenn ihm dies angebracht erschien, persönlich in die Verwaltung einzugreifen, so z. B. durch die von ihm verfügte Entsendung eines Sachverständigen nach Südwestafrika, um die für dieses Schutzgebiet so wichtige Frage der Wassererschließung einer Lösung entgegenzuführen, durch die Anordnung einer Berichterstattung über die Fragen des Baumwollbaues und des kolonialen Wildschutzes u. dgl. mehr. Auch der mit der Entgegennahme kolonialer Vorträge verbundene Besuch, durch den er vor kurzem das Hamburgische Kolonialinstitut auszeichnete, legt von seinem Interesse für die Kolonien Zeugnis ab, und nicht am wenigsten endlich der Erwerb zweier Farmen in Südwestafrika, die er im vergangenen Jahre zur Ermutigung der Ansiedler für seinen Hausfideikommiß angekauft hat. Die Anteilnahme Kaiser Wilhelms hat im übrigen seit jeher nicht allein der politischen und wirtschaftlichen Entwicklung der Kolonien, sondern ebenso der Tätigkeit der Missionen gegolten, die dort Hand in Hand mit den Behörden an der kulturellen und sittlichen Hebung der Eingeborenen zu arbeiten berufen sind. Wiederholt hat er hervorragende Missionare empfangen und sich von ihnen über die Fortschritte des Missionswesens in den Schutzgebieten unterrichten lassen. Auch den kirchlichen Bestrebungen der weißen Bevölkerung in den Schutzgebieten hat Kaiser Wilhelm durch ausgiebige Unterstützung von Kirchenbauten sowie Genehmigung des Anschlusses neu gebildeter kirchlicher Gemeinden an die Preußische Landeskirche seine Fürsorge zuteil werden lassen.

Es bedarf indes nicht des Heranziehens von Einzelheiten, um Kaiser Wilhelms Verdienste um unsere Kolonien nach Gebühr zu würdigen. Der ganze so gewaltige Aufstieg unserer Schutzgebiete fällt in seine Regierungszeit und ist wesentlich mit seinen Entschließungen zu verdanken, durch die er jeweilig, unbeirrt durch die öffentliche Meinung, der weiteren Entwicklung der Kolonien den richtigen Weg gewiesen hat. Einst Sorgenkinder des Reichs, haben sich unter seinem Regiment die Kolonien zu einem der wertvollsten Bestandteile des deutschen Nationalvermögens entwickelt, und überdies darf sich Kaiser Wilhelm rühmen, daß er diesen Besitz noch erheblich vergrößert hat, ohne jemals das Schwert aus der Scheide gezogen zu haben. Vielleicht der schönste Erfolg der Kolonialpolitik Kaiser Wilhelms II. ist es aber, daß auch das deutsche Volk an den Kolonien Freude gewonnen hat. Die Kolonien sind heute ohne Frage populär, und während noch vor wenigen Jahren Stimmen im Volke Gehör fanden, welche zur Preisgabe einzelner Kolonien rieten, kann sich jetzt gerade der gelesenere Teil der Presse in Erörterungen darüber gefallen, wie der deutsche Kolonialbesitz noch vermehrt werden könnte. Die anderen Nationen werden keine Ursache haben, hieraus Befürchtungen für den weiteren Gang der deutschen Kolonialpolitik herzuleiten. Deutschland hat keinen Grund, Gelegenheiten zur Erwerbung neuer Kolonialgebiete zu verabsäumen, braucht sie aber auch nicht zu suchen. Die Auswandererfrage spielt für Deutschland zur Zeit so gut wie keine Rolle. Deutschland führt Menschen nicht aus, sondern ein. Landwirtschaft und Industrie können ihren Bedarf an Arbeitskräften nur durch Heranziehung zahlreicher fremder Zuwanderer decken. Was Deutschland nötig hat, sind Absatzmärkte für seine Industrie und Gebiete, wo es die für diese erforderlichen Rohstoffe gewinnen kann. In unseren Kolonien sind genug derartige Gebiete vorhanden, mit deren Erschließung bisher überhaupt noch nicht begonnen ist. Die deutsche Kolonialpolitik findet hier für ihre Betätigung noch ein weites Feld vor. Im übrigen wird der Verlauf einer fünfundzwanzigjährigen Regierungszeit Kaiser Wilhelms den Völkern die beste Gewähr dafür sein können, daß auch in Zukunft die deutsche Kolonialpolitik niemals etwas anderes sein wird als eine Friedenspolitik.

K. Mommsen:
Das Kreditwesen in Deutschland im letzten Vierteljahrhundert.

Deutschland hat in dem Vierteljahrhundert, auf das wir in diesen Tagen zurückblicken, eine wirtschaftliche Entwicklung genommen wie, von den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika abgesehen, kein anderer Staat der Welt. Die Bevölkerung, die von 1863 bis 1888 von 39 auf 48 Millionen stieg, wuchs seit 1888 bis heute von 48 auf über 66 Millionen, d. h. genau um das Doppelte der Kopfzahl gegenüber der Periode vorher.

Dieser immer wachsenden Bevölkerung Arbeit und Lebensunterhalt und immer bessere Daseinsbedingungen zu schaffen, war die Aufgabe der deutschen Volkswirtschaft in den letzten Jahrzehnten, eine Aufgabe, die doppelt schwer zu lösen war, weil Deutschland im Gegensatz zu den Hauptindustrie- und Handelsstaaten Europas, zu Frankreich und England kein reiches Land war, kein Land, das über nennenswerte Privatvermögen, die sich diesem Zweck zur Verfügung stellen konnten oder wollten, verfügte. Noch anfangs der siebziger Jahre gab es, von wenigen Ausnahmen abgesehen, große Vermögen nur bei einzelnen Adelsfamilien Preußens und im Reich, deren Vermögen im wesentlichen im Grundbesitz, der freilich vielfach mit dem Besitz wertvoller Bergwerksgerechtigkeiten verbunden war, ruhte.

Diesem Mangel an der wirtschaftlichen Voraussetzung für eine industrielle und kommerzielle Entwicklung hat in Deutschland mehr wie in anderen Ländern die Gesellschaftsbildung abzuhelfen gesucht. Unser Aktienrecht hat in besonders glücklicher Weise die Voraussetzung dafür geschaffen, daß sich zahlreiche kleine Kapitalbeträge zum Gedeihen eines großen Ganzen zusammenfanden. Den Aktiengesellschaften traten dabei Gesellschaften anderer Form, insbesondere die Berggewerkschaften, die Genossenschaften jeder Art und die Gesellschaften mit beschränkter Haftung zur Seite.

Daß auf dem Gebiete des Gesellschaftswesens den Anteilseignern wie den Kreditgewährenden mancherlei Gefahren drohen, haben nicht nur die Gründerjahre nach 1870, haben auch Einzelfälle oft schwerer Art bis in die neueste Zeit gezeigt. Aber im ganzen dürfen wir anerkennen, daß gerade auf diesem Gebiet für die Allgemeinheit viel Gutes geschaffen wurde. Unsere großen Industrieunternehmungen und insbesondere unsere Banken sind dank einer vollendeten Form der Gesellschaft zu Gebilden geworden, die wir heute, bei aller Anerkennung der großen Zahl blühender, rein privater Unternehmungen und Firmen, als das Rückgrat unseres Wirtschaftslebens ansehen dürfen.

Die Mittel, die diese Gesellschaften in der Form von Aktienanteilen und Schuldverschreibungen in Anspruch nehmen, sind nichts anderes als der Kredit, den der einzelne Effektenbesitzer je nach seinem Vermögen den einzelnen Betrieben gewährt. Die so in Anspruch genommenen Summen erreichen, nach dem rein nominellen Kapital viel zu niedrig berechnet, bei den Aktiengesellschaften den Betrag von 15 Milliarden, bei den Gesellschaften mit beschränkter Haftung die Summe von 3600 Millionen, dazu treten noch an Schuldverschreibungen der verschiedensten Gesellschaften und Vereine etwa 4 Milliarden. Häufig geht dabei der Privatbetrieb, dessen Mittel nicht mehr für die sich als notwendig erweisenden Erweiterungen und Verbesserungen ausreichen, in die Gesellschaftsform über, um auf diese Art weitere Mittel heranzuziehen oder festgelegte Mittel durch Verkauf der neugeschaffenen Aktien zu mobilisieren. Die so auf dem Kreditwege geschaffenen Gebilde werden nun genau wie die aus eigenen Kapitalien errichteten Privatfirmen ihrerseits zu Trägern des Kredites, wobei als eigentliche Träger des Kredites die Banken in Betracht kommen. Sie sind es, die, ob groß oder klein, die Aufgabe haben, die verfügbaren Gelder des Einzelnen zu sammeln, um sie insgesamt wieder dem Wirtschaftsleben nutzbar zu machen. Sie nehmen, da die eigenen Mittel nicht ausreichen können, je nach dem ihnen gewährten Vertrauen, Kredit in weitestem Maße in Anspruch, um ihrerseits Kredit an die Industrie, an Handel und Gewerbe, an die Landwirtschaft und an den Grundstücks- und Baumarkt zu gewähren.

Es läßt sich dabei nicht verkennen, daß man bei uns in der Ausnützung des Kredites — mag er in bar, im Wege des Akzeptkredites, durch Diskontierung von Wechseln oder Lombardierung von Waren in Anspruch genommen oder gewährt werden —, vielleicht weiter gegangen ist, als es sich mit streng kaufmännischen Grundsätzen vertragen wollte, und manch Zusammenbruch ist die Ursache einer zu starken Ausnützung des Kredites gewesen. Darum ist das von der Reichsbank in den letzten Jahren so eifrig geförderte Bestreben, Maß zu halten, an sich freudig zu begrüßen; aber wir wollen dabei nicht außer Acht lassen, daß ohne Anspannung aller Kräfte die Entwicklung der letzten Jahrzehnte nicht möglich gewesen wäre, und das auf der Entwicklung unserer Industrie und unseres Handels, die uns in wenigen Jahrzehnten zu einem der ersten Industriestaaten der Welt gemacht, auch unsere politische Machtstellung im wesentlichen beruht. Solange unsere Handelsbilanz in dem Maße wie bisher steigt — ist doch, um nur einige charakteristische Zahlen zu nennen, in etwa 20 Jahren die Einfuhr im Gesamthandel von 4,25 auf 10,38 Milliarden, die Ausfuhr von 3,28 auf 8,77 Milliarden gewachsen — solange unsere Produktion, solange unser Güteraustausch im Inlande, unsere Bevölkerungsziffer weiter wächst, wird man sich der Tatsache nicht verschließen dürfen, daß eine wesentliche Einschränkung des Kredites, den Handel und Industrie durch Vermittlung der Banken erhalten, nicht möglich und

bei solider Wirtschaft auch nicht notwendig ist. Viel wichtiger als die Einschränkung im allgemeinen ist die Durchführung des Grundsatzes, daß der dem Einzelnen innerhalb der Grenzen seiner Kreditwürdigkeit gewährte Kredit nach Möglichkeit nicht höher bemessen wird, als daß er auch in schwierigen Zeiten seitens des Kreditgewährenden, in erster Linie also der betreffenden Bankfirma, aufrecht erhalten werden kann. Das würde bei konsequenter Durchführung zu einer gewissen Verteilung der Risiken führen, indem verschiedene Banken, je nach ihren Mitteln und ihrer Einschätzung, sich in einen größeren Kredit teilen, ein Zustand, der durchaus erstrebenswert ist, wenn die Banken in voller Kenntnis der Sachlage handeln, der aber sehr bedenklich ist, wenn der Kreditsuchende, wie das häufig vorgekommen, an mehreren Stellen Kredit nimmt, die von einander nichts wissen. Eine solche Teilung der Risiken würde auch zur Erhaltung unserer kleineren Bankfirmen und Bankiers gegenüber den ihr Filialennetz immer weiter ziehenden Großbanken wesentlich beitragen.

Die für Handel und Industrie charakteristischste und wirtschaftlich unbedenklichste Art der Kreditgewährung ist die Diskontierung von Wechseln, denn hier liegt, von einzelnen gewiß vorkommenden Mißbräuchen abgesehen, jeder diskontierten Forderung die tatsächliche Warenbewegung zugrunde. Neben die Reichsbank, deren gesamter Wechselverkehr sich von 3973 Millionen im Jahre 1888 auf 13 480 Millionen im Jahre 1912 und deren Wechselbestand im Jahresdurchschnitt sich in den gleichen Jahren von 430 Millionen auf 1238 Millionen gehoben hat, treten in immer steigendem Maße die Kreditbanken. Ist doch bei den deutschen Aktienbanken allein, also von den Privatbankiers abgesehen, der Wechselbestand von 438 Millionen am Ende des Jahres 1888 auf 3062 Millionen Ende 1911 gestiegen, während sämtliche Notenbanken zu den gleichen Terminen einen Wechselbestand von 769 Millionen bzw. 1966 Millionen aufwiesen. Die Steigerung ist bei den Kreditbanken in der gleichen Periode also verhältnismäßig weit größer als bei den Notenbanken. Die Mittel zu dieser Kreditgewährung flossen den Banken neben ihren eigenen Mitteln auch durch die Einlagen der Privatkundschaft, die sogenannten Depositen, zu, die nach einer, freilich nicht unbedingt verläßlichen Statistik — denn der Begriff der Depositen ist nun einmal nicht feststehend — von 370 Millionen im Jahre 1889 auf 3767 Millionen im Jahre 1911 gewachsen sind. Man wird dabei anerkennen dürfen, daß das Wechsel-Portefeuille der Banken neben ihrem Bestande in Reichs- und Staatsfonds immer noch die beste Anlage für die zum Teil jederzeit fälligen Bareinlagen der Kundschaft ist.

Auch die Debitoren der Banken, die neben den Wechseln die eigentliche Kreditgewährung zeigen, weisen eine ähnliche Entwicklung wie die Wechselbestände auf. Ihr Betrag ist bei den Aktienbanken von 1138 Millionen im Jahre 1888 auf 7404 Millionen im Jahre 1911 gewachsen. Die Banken wären nicht in der

Lage gewesen, dieser enormen Beanspruchung gerecht zu werden, wenn es nicht in der gleichen Periode gelungen wäre, dem deutschen Bankakzept eine immer steigende Bedeutung im Weltverkehr zu verschaffen, ein Vorteil, den wir dem systematischen Bestreben unserer größten Banken verdanken, den deutschen Handel im Auslande aus der früher bestehenden Abhängigkeit von fremden Geldmärkten zu befreien. Namentlich der Finanzierung unserer Einfuhr insbesondere von Rohprodukten dient das deutsche Bankakzept heute bereits im besonderen Maße. Was den Charakter der Debitoren betrifft, so darf nicht verschwiegen werden, daß darin nicht unerhebliche Beträge enthalten sind, die nicht im reinen Sinne Betriebskredite, d. h. der Finanzierung der laufenden Geschäfte dienende Kredite, sondern bestimmt sind, das den Unternehmern mangelnde Kapital zu ersetzen. Gerade hier liegt wohl einer der wesentlichsten Unterschiede des Kreditwesens in Deutschland gegenüber dem der Nachbarländer, und hier liegt auch die eigentliche Gefahr der Kreditüberspannung für beide Teile, denn diese Beträge sind nicht durch Realisierung von Waren oder Eingang von Debitoren abzudecken, sondern nur durch neu zufließende Kapitalien oder durch andere Kredite zur Rückzahlung zu bringen. Man darf aber dennoch mit Recht behaupten, daß es ein Verdienst der deutschen Bankwelt, nicht nur der Aktienbanken, sondern auch des Privatbankierstandes gewesen ist, wenn ein Teil der ihnen zur Verfügung stehenden Mittel in dieser Art angelegt wurde. Das persönliche Vertrauen, das der Bankier dem tüchtigen Anfänger in der Industrie durch Hergabe oft garnicht bedeutender Mittel beweist, hat nur zu oft den Grundstein zur Errichtung und zum Ausbau eines heute blühenden Unternehmens gelegt. Gerade hierdurch ist der uns eigene innige Zusammenhang zwischen Industrie und Bankwelt geschaffen, der freilich für die Bankwelt mancherlei Gefahren, für den industriellen Fortschritt im Ganzen aber große Vorteile gebracht hat.

In den Debitoren stecken nun auch diejenigen, nicht unbeträchtlichen Kredite, die der Privatkundschaft direkt oder durch Vermittlung anderer Bankfirmen gewährt werden gegen Unterlage von Effekten. Man kann gewiß Zweifel hegen, ob die Gewährung derartiger Kredite, die nur zu häufig der reinen Effektenspekulation dienen, gesund ist, und das auf allen Seiten hervortretende Bestreben, hier Maß zu halten, ist gewiß berechtigt. Aber ganz abgesehen davon, daß schließlich die Bevorschussung von der Hauptsache nach leicht realisierbaren Effekten doch in aller Welt eine der eigentlichen Aufgaben des Bankiers ist, darf man darauf hinweisen, daß die große Entwicklung unserer Industrie und unseres Verkehrswesens eben darauf beruht, daß die Aktien und Obligationen dieser Unternehmungen einen willigen Markt fanden, und daß die Schaffung dieses Marktes eben die Aufgabe der Banken ist. Hätten unsere Banken sich nicht willig in den Dienst des Effektenhandels, der ohne Effektenkredit nicht denkbar ist, gestellt, es wäre nicht gelungen, den deutschen Börsen trotz aller Hemmnisse der Gesetz-

gebung, trotz aller steuerlichen Belastung die heutige Bedeutung und Beachtung gegenüber den Börsenplätzen des Auslandes zu erringen.

Unseren Banken fällt nun nicht nur die Aufgabe zu, Kredite der eben behandelten Art zu gewähren, sie müssen auch die Mittel bereit stellen, um den kreditbedürftigen Staaten und Kommunen diejenigen Summen zu schaffen, die sie zur Ausführung ihrer immer wachsenden Aufgaben benötigen. Nicht immer ist das Publikum der willige Abnehmer dieser erstklassigen Wertpapiere, nur zu häufig müssen die Banken zunächst mit ihren eigenen Mitteln eintreten. Hier greifen freilich, von den größeren Anleihen abgesehen, in immer wachsendem Maße andere kapitalansammelnde Kräfte wie Sparkassen, die großen Anstalten der Alters-, Invaliditäts- und Unfallversicherung, neuerdings auch die Angestelltenversicherung insofern ein, als sie derartige Geldbedürfnisse der Kommunen und kommunalen Verwaltungen vielfach direkt und ohne Inanspruchnahme der Banken und des Anlagemarktes befriedigen. Erreichte doch, um nur eines herauszugreifen, der Vermögensbestand der verschiedenen Zweige der Arbeiterversicherung im Jahre 1910 bereits den Betrag von 2521 Millionen, eine Summe, die weiter stark steigen muß, und damit immer größere Beträge, die sonst den natürlichen Reservoiren des Wirtschaftslebens, den Banken und Sparkassen zufließen würden, diesen entzieht.

Neben die Banken treten als Geldgeber die Genossenschaften für landwirtschaftliche und gewerbliche kleine und Mittel-Betriebe. Man darf ruhig anerkennen, daß die Banken allein nicht in der Lage sind, das Kreditbedürfnis dieser kleineren und mittleren Schichten des Handels- und Gewerbestandes zu befriedigen. Beträgt doch die Zahl der Kreditgenossenschaften etwa 17 000 mit $2^1/_2$ Millionen Mitgliedern.

Eine kurze Erwähnung verdient an dieser Stelle noch der Immobiliarkredit, der in Deutschland eine Ausbildung erfahren hat, wie in keinem anderen Lande der Welt. Sowohl der städtische, wie der landwirtschaftliche Grundbesitz ist bei uns durch die Hypothekenbanken, die Landschaften und durch reale Kreditinstitute aller Art in starkem Maße mobilisiert, dadurch, daß die Mittel für die gewährten Hypotheken durch Pfandbriefe aufgebracht sind. Betrug doch der Gesamtumlauf in derartigen von den deutschen Kreditinstituten ausgegebenen Effekten für 1910 nicht weniger als 15.8 Milliarden, ein Betrag, der von dem gesamten Betrage an deutschen Staatsanleihen von etwa 21 Milliarden nicht sehr entfernt ist, und den von den verschiedenen Kommunen und kommunalen Verwaltungen aufgenommenen Anleihebetrag von etwa 6 Milliarden um das mehrfache übersteigt. Daß die Kreditbanken auch häufig dem Immobiliarkredit sich dienstbar gemacht haben, indem sie die Finanzierung von Neubauten oder die Lombardierung von Hypotheken übernahmen, ist ebenso bekannt, wie die Tatsache, daß man dem in den letzten Jahren auf Grund übler Erfahrungen einigermaßen Einhalt getan hat oder doch mit größerer Vorsicht gegenübersteht.

Wir sehen, daß auf allen Gebieten des deutschen Wirtschaftslebens das Kreditwesen in starker und eigenartiger Weise ausgebildet ist, und müssen uns bei einem Rückblick auf eine Periode, in deren Anfang Ende der achtziger Jahre der Beginn eines wirtschaftlichen Aufschwungs ohne gleichen liegt, die ernste Frage vorlegen: ist dieses Kreditsystem, das hier natürlich nur in seinen allgemeinen Zügen geschildert werden konnte, gesund und imstande, auch den großen Gefahren einer starken Wirtschaftskrisis oder gar den Gefahren eines großen europäischen Krieges Stand zu halten? Es ist hier nicht der Platz, auf die Einzelheiten derjenigen Maßnahmen einzugehen, die zur Verfügung stehen, um das deutsche Wirtschaftsleben auch über solche Krisen hinwegzuführen, aber im allgemeinen darf man jene Frage getrost bejahen. Gewiß, nicht jeder Einzelne wird dem Ansturm solcher Zeiten standhalten können, aber die Gesamtheit unserer Unternehmungen wird trotz der starken Beanspruchung des Kredites in seinen verschiedenen Formen in der inneren Widerstandskraft nicht erschüttert werden, wenn auch der Verdienst vielleicht einem starken Rückgang ausgesetzt sein wird.

Den schwierigsten Stand haben in solchen Zeiten natürlich die Banken, insbesondere die Reichsbank und unsere Großbanken, die sich infolge der immer stärker gewordenen Konzentration im Bankgewerbe mehr und mehr zu den Zentralpunkten des Geld- und des Kreditverkehrs ausgewachsen haben, und auf die dann in erster Linie auch die Ansprüche auf Gewährung von Barmitteln sich konzentrieren müssen. Daß unsere großen Kreditinstitute sich schon in ruhigen Zeiten durch eine vorsichtige Geschäftsführung auf etwa kommende ernste Zeiten einrichten müssen, ist mit der wachsenden Bedeutung der Banken für unser Wirtschaftsleben auch deren verantwortlichen Leitern zum ständigen Bewußtsein geworden. Trotz aller Kritiken, die aus dem In- und dem Auslande kommen, dürfen wir davon überzeugt sein, daß die Banken in der Lage sein werden, auch bei derartigen Wirtschaftskrisen ihre Pflicht zum Besten der Gesamtheit zu erfüllen. Dabei ist freilich in erster Linie ein verständnisvolles Zusammenwirken der Reichsbank mit der Gesamtheit unserer großen Banken vorausgesetzt, eine Voraussetzung, die wir bei dem guten Willen und der vollen Sachkenntnis beider Teile wohl als gegeben annehmen dürfen.

Daß die Banken Deutschlands in der Periode, auf die wir, ohne ein allzu großes Zahlenmaterial hier vorführen zu können, einen allgemeinen Rückblick gehalten haben, ihre Pflicht nicht nur ihren Teilhabern und Aktionären gegenüber durch eine, von ganz vereinzelten Ausnahmen abgesehen, solide Geschäftsführung, sondern auch der Allgemeinheit gegenüber dadurch erfüllt haben, daß sie sich ohne auch große Risiken zu scheuen, in den Dienst von Handel und Industrie als deren Berater und Förderer gestellt haben, wird von allen ernsten Beobachtern unseres Wirtschaftslebens gern anerkannt werden. Dabei wird die Bankwelt selbst nicht verkennen, daß das Streben für die Zukunft dahin gehen muß, bei steigender Kapitalbildung — und unser Volk befindet sich seit Jahren in einer Periode

immer wachsender Kapitalbildung — die Kreditgewährung an manchen Stellen einzuschränken und Bankmittel durch eigene Kapitalien des Unternehmers zu ersetzen, statt diese eigenen Kapitalien in immer neue Unternehmungen zu stecken, oder mit ihnen bestehende zu erweitern.

Die Aufgaben, die uns die Zukunft stellt, sind mannigfache. Unser wirtschaftliches Gedeihen wird durch die Anforderungen, die aus Gründen der äußeren Politik an die Finanzen des Reiches in stets wachsendem Maße gestellt werden, stark beeinflußt. Auf der anderen Seite erfordert die Stellung Deutschlands gegenüber den anderen Staaten eine immer intensivere Beschäftigung im Welthandel. Wir müssen neben dem Kapital, das wir für unsere Produktion und unseren Handel im Inlande gebrauchen, immer größere Summen im Auslande anlegen, um unserer Industrie die ihr gebührende Stellung zu erhalten und zu mehren, nicht nur im Interesse der Industrie selbst, sondern noch mehr im Interesse der Schaffung von Arbeitsgelegenheit für unsere eigene Bevölkerung. Wir dürfen und können nicht zu einem Rentnervolk werden. Wir müssen alle Kräfte der Wissenschaft und Technik, alle Intelligenz und allen Fleiß von Industrie und Handel anspannen, um unsere Stellung im In- und im Auslande zu erhalten und zu mehren, um unserer noch immer wachsenden Bevölkerung dauernde und immer bessere Arbeitsgelegenheit und Verdienst zu schaffen. Da unser eigenes Volksvermögen auch heute wie vor 25 Jahren nicht hinreicht, um diesen Ansprüchen zu genügen, müssen und wollen wir den Kredit unserer Kaufleute und Industriellen, insbesondere unserer Banken und Bankiers zu Hilfe nehmen, ihn erhalten und in gemeinschaftlicher Arbeit aller Teile weiter organisieren.

Geh. Baurat Beukenberg: Die Entwicklung der Schwerindustrie in der Regierungszeit Wilhelms II.

Gewerbe und Industrie haben in Deutschland während der Regierungszeit Wilhelms II. einen ungeahnten Aufschwung genommen. Überblicken wir diese große Entwicklung während der letzten 25 Jahre, so verlohnt es sich gleichzeitig zu untersuchen, in welchem Maße ihr der Kaiser seine Anteilnahme gewidmet oder ihr seine Förderung mittelbar oder unmittelbar hat zuteil werden lassen.

Von Beginn seiner Regierung an war das Streben des Kaisers darauf gerichtet, Deutschland den Frieden zu erhalten. Die lange ununterbrochene Friedenszeit ermöglichte die mächtige Entfaltung des Unternehmungsgeistes und die dadurch hervorgerufene außerordentliche Steigerung unseres gesamten Wirtschaftslebens, besonders aber von Handel, Gewerbe und Industrie.

Das ursprünglichste, die Hauptrohstoffe der Industrie unmittelbar aus der Natur fördernde Gewerbe, der Bergbau, hat während des letzten Vierteljahrhunderts eine außerordentliche Zunahme zu verzeichnen. Wenn er auch von jeher in den deutschen Landen heimisch war, so hat er sich doch erst in der neueren Zeit, zum Teil erst in den letzten Jahrzehnten, zum eigentlichen Großgewerbe entwickelt. Die nachstehenden Zahlen geben ein Bild von der Steigerung der Leistungen des deutschen Bergbaues.

Es betrug die Jahresförderung in t:

	Steinkohle	Braunkohle	Kalirohsalze	Eisenerz
1888	65 321 000	16 542 000	1 235 000	10 664 000
1912	177 094 000	82 339 000	10 900 000*)	30 900 000*)

*) ungefähre Mengen

Der Steinkohlen-Bergbau, eines der ältesten Großgewerbe in Deutschland, beschäftigte schon vor 25 Jahren große Arbeitermassen, und doch hat sich die Förderung der schwarzen Diamanten bis heute weit mehr als verdoppelt. — In den siebziger und achtziger Jahren war der Bergbau im Ruhrkohlenbecken, dem größten Vorkommen Deutschlands, wenig lohnend. Eine große Anzahl kleiner Gesellschaften machte sich den Absatz streitig, so daß oft zu verlustbringenden Preisen verkauft werden mußte. Das wurde anders, nachdem 1893 die Ruhrkohlenzechen zu einem Syndikat sich zusammengeschlossen hatten. Die Preise konnten nun stetiger gehalten und in den Jahren, in denen es dem Hauptabnehmer, der Industrie, gut ging, auf eine angemessene Höhe gebracht werden. So wurde es den Zechen ermöglicht, einen Teil der Überschüsse zur Verbesserung und Vergrößerung der Anlagen zu verwenden, damit die Gestehungskosten zu verbilligen und den Arbeitern höhere Löhne zu zahlen. Eine günstige Rückwirkung auf die anderen großen Kohlenbezirke an der Saar und in Schlesien konnte nicht ausbleiben.

Den Bedürfnissen der Industrie folgend, hat die Umwandlung der Kohle in Koks eine noch größere Zunahme erfahren als die Kohlenförderung selbst. Durch die in dem betrachteten Zeitraum ausgebildete und immer weitergehende Gewinnung des in den flüchtigen Bestandteilen der Kohle enthaltenen Ammoniaks, Teers, Benzols und durch die weitere Destillation und Bearbeitung der beiden letzteren Erzeugnisse hat sich neben der Steinkohlengewinnung eine besondere chemische Industrie gebildet. Mit dieser ausgiebigen Ausnutzung der Steinkohle werden große Werte gewonnen, die früher achtlos verloren gingen. Wie hoch man die hierauf gerichteten Bestrebungen einschätzt, geht schon daraus hervor, daß unter Mitwirkung der Berliner „Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften" kürzlich in Mülheim-Ruhr ein „Kaiser-Wilhelm-Institut für Kohlenforschung" errichtet wurde, das fast nur aus Beiträgen der

Industrie unterhalten wird und der wissenschaftlichen Erforschung weiterer Verfahren zur besseren Verwertung der Kohle und anderer Brennstoffe dienen soll.

Die Braunkohle hatte vor 25 Jahren schon einen alten Besitzstand im sächsisch-thüringischen Gebiet und wurde außerdem in geringerem Umfange auch in Brandenburg, Schlesien, Oberbayern und am Rhein gewonnen. Mit den steigenden Löhnen in den Steinkohlenbergwerken und mit dem zunehmenden Brennstoffbedarf der Industrie konnte sich die Braunkohle ein immer größeres Absatzgebiet sichern. Wenn auch die allgemeine Bedeutung der Braunkohle in unserer Volkswirtschaft weit hinter der der Steinkohle zurücksteht, so ist es doch bemerkenswert, daß die Zunahme der Braunkohlenförderung seit 1888 mehr als das vierfache der damaligen Förderung ausmacht.

Der Kali-Bergbau, dessen Entwicklung fast ganz in die letzten 25 Jahre fällt, liefert ein wertvolles Mineral, das bisher nur in Deutschland vorkommt und nicht nur den Boden des heimischen Landes fruchtbar macht, sondern zu einem beträchtlichen Teil nach anderen Ländern ausgeführt wird und dadurch erheblich zur Verbesserung unserer Handelsbilanz beigetragen hat. — In der Absicht, einer Verschleuderung des Kalis vorzubeugen, hat der preußische Staat, der selbst erheblichen Kalibergbau betreibt, ein Syndikat angestrebt und zustande gebracht. Die Form des Syndikats ist aber nicht durchweg glücklich getroffen; insbesondere ist infolge ungeeigneter Bestimmungen eine unnötige Vermehrung der Schachtanlagen herbeigeführt, und es sind damit ungesunde Verhältnisse entstanden, die notwendigerweise eine Änderung verlangen. Demgegenüber sind andere seitens der Regierung ursprünglich geplante Bestimmungen sehr bedenklicher Art im Laufe der Syndikatsverhandlungen beseitigt oder doch so abgeschwächt worden, daß ihnen der gefährliche Charakter genommen ist.

Angesichts eines so zweifelhaften Erfolges des staatlichen Eingreifens bei der Bildung eines Syndikats nimmt es sich eigenartig aus, wenn von Abgeordneten einzelner Parteien — und hier und da auch von Regierungsvertretern — mit dem Gedanken gespielt wird, auch beim Kohlensyndikat von staatswegen einzuschreiten, falls etwa die schwebenden Verhandlungen über die Erneuerung des Syndikats erfolglos sein sollten. Liegt darin auch eine Anerkennung für die Notwendigkeit eines Kohlensyndikats in dem mächtigen rheinisch-westfälischen Kohlenbezirk, so verkennt man andererseits doch wohl die Schwierigkeiten, welche bei den sehr viel verwickelteren Verhältnissen gegenüber dem Kalibergbau in Betracht kommen. Das Kohlensyndikat ist von den Bergwerksunternehmern selbst gegründet und bisher auch von ihnen allein verwaltet worden. Die maßvolle Politik der Geschäftsführung des Syndikats aber genießt heute die Anerkennung aller der Kreise, die sich von einseitiger Beobachtung der Vorgänge des Wirtschaftslebens fernhalten. Die Nützlichkeit und Notwendigkeit eines Kohlensyndikats in der gegenwärtigen Form hat sich für die Zechen wie für die Verbraucher in gleichem Maße erwiesen.

Der Erz-Bergbau erfuhr eine ansehnliche Steigerung durch die Möglichkeit der Verhüttung phosphorhaltigen lothringischen Erzes, der Minette, nach Einführung des Thomasverfahrens für die Stahlherstellung. Diese Entwicklung der Verhältnisse hatte es mit sich gebracht, daß der mitteldeutsche Bergbau zum Teil zurückging; um so größer wurde daher die Bedeutung der lothringischen Minette für die Hauptindustrie des Landes. Die Förderung von Eisenerzen in Elsaß-Lothringen, die 1871 nur 300 000 t betragen hatte, stieg von etwa 2 Millionen Tonnen im Jahre 1888 auf fast 20 Millionen Tonnen im letzten Jahre.

Die Steigerung der Leistungen des Bergbaues war naturgemäß bedingt durch die zunehmende Ausdehnung der Industrie. Die Eisenindustrie hatte sich in den achtziger Jahren von dem Rückschlage, den sie nach dem zu jähen Aufschwung Anfang der siebziger Jahre erfuhr, wieder erholt und entwickelte sich in der Folgezeit zu der weitaus bedeutendsten Industrie des Landes. Die zollinländische Roheisenherstellung stieg von 4 Millionen Tonnen im Jahre 1888 bis auf fast 18 Millionen Tonnen im Jahre 1912. Dieser Aufschwung wurde in erster Linie durch die Verbesserung des Verfahrens der Stahlherstellung ermöglicht. An Stelle des Puddelverfahrens waren die verschiedenen Arten der Flußstahlherstellung getreten, die eine erhebliche Verbilligung der Selbstkosten herbeiführten, aber Massenherstellung bedingen. Die Flußstahlerzeugung hat sich bei uns in den letzten 25 Jahren von rund 1 300 000 t auf mehr als 15 000 000 t gehoben. Damit war die Notwendigkeit der vermehrten Herstellung von Fertigerzeugnissen gegeben, für die dann auch über den Bedarf des Inlandes hinaus Absatz im Auslande gesucht und gefunden wurde. Die Ausfuhr der Eisenindustrie betrug:

	1888	1912
Roheisen	193 000 t	1 015 000 t
Fertigerzeugnisse . . .	850 000 „	4 970 000 „
zusammen	1 043 000 t	5 985 000 t

Das Eindringen in den Weltmarkt ist für unsere Eisenindustrie nicht leicht gewesen. Denn da der Hüttenbetrieb bei uns in höherem Maße als im Ausland dadurch benachteiligt ist, daß die Erz- und Kohlenlagerstätten bei uns weit ungünstiger zueinander liegen, als in den anderen Industrieländern, müssen die Herstellungskosten für Eisen und Eisenwaren höher auskommen; um sie wieder herabzudrücken, bedurfte es bedeutsamer Verbesserungen technischer und organisatorischer Art, durch die dann die deutschen Werke nach der Vollkommenheit ihrer Betriebe, wie nach der Bedeutung der zu großen gemischten Einheiten zusammengefaßten Unternehmen an die erste Stelle in der Welt rückten.

Gehen wir den Ursachen dieser erfreulichen Entfaltung nach, so finden wir sie zunächst ermöglicht durch die Hebung des deutschen Ansehens im Auslande

und die Sicherung des Handels und der Schiffahrt durch unsere Seemacht, deren Schöpfung und planmäßige Ausführung das ureigenste Werk des Kaisers ist. Gleichwohl hat sich der Absatz im Inland noch stärker entwickelt und bleibt für die Industrie die Hauptgrundlage. Der zunehmende Wohlstand brachte größere Ansprüche auf allen Gebieten mit sich und machte das Kapital willig zur Betätigung in industriellen Anlagen jeder Art.

Von großem Einfluß auf den Fortschritt unserer Industrie war ferner die Gewohnheit der Deutschen, die Ergebnisse praktischer Forschungen und Erfindungen mit wissenschaftlicher Methode zu durchdringen und so rückwirkend immer weitere Verbesserungen zu schaffen und neue Wege zu eröffnen. Die Möglichkeit hierzu ist gegeben durch unser vorzügliches Schulwesen, besonders durch unsere technischen Hoch- und Mittelschulen. Auch hier hat der Kaiser den Weg gewiesen, den die Ausbildung unserer Jugend zu nehmen hat, damit sie mehr den durch das Vorwiegen von Handel, Gewerbe und Industrie geschaffenen Verhältnissen sich anpaßt. Abgesehen von seinem Interesse für das technische Hochschulwesen ist seiner Anregung die Veränderung der Lehrpläne der preußischen höheren Schulen zu verdanken, welche in der stärkeren Berücksichtigung der neueren Sprachen, der Mathematik, des Zeichnens und anderer realer Fächer zum Ausdruck kam.

Wie hiermit einer geeigneten Vorbildung der künftig in den technischen und kaufmännischen Berufen leitenden und in Beamtenstellung tätigen Männer Rechnung getragen wurde, so ist auf der anderen Seite die Sorge für das Wohl der in der Industrie beschäftigten Arbeiter nicht außer acht gelassen worden.

In der Fürsorge für die Arbeiter bei Krankheit und Unfällen, bei Dienstunfähigkeit und hohem Alter hat Deutschland von allen Ländern der Welt zuerst gesetzliche Maßnahmen getroffen und steht noch heute mit seinen Leistungen sowohl nach Umfang als Höhe an erster Stelle. Die gesetzliche Krankenversicherung der Arbeiter wurde 1883 eingeführt, die Unfallversicherung 1884 und die Alters- und Invalidenversicherung 1889. — Auf besondere Anregung des Kaisers trat 1890 in Berlin eine Arbeiterschutzkonferenz zusammen, welche von 15 Staaten beschickt wurde. Darauf erfolgte bei uns die Ausgestaltung des Arbeiterschutzes in der Gewerbeordnung 1891, die sich auf die Regelung der Arbeit in Bergwerken und Fabriken bezog, die Beschäftigung von jugendlichen Arbeitern regelte und insbesondere die Heranziehung von Frauen und jugendlichen Arbeitern zur Nachtzeit für die Regel wenigstens verbot.

So segensreich die bis dahin unter voller Zustimmung der Industrie geschaffene gesetzliche Arbeiterfürsorge gewesen ist, so bedenklich erscheint zweifellos das sowohl bei der Regierung, als auch bei den Parlamenten vorhandene und mehr aus dem Gedanken allgemeiner Volksbeglückung als aus wirklichem Bedürfnis entspringende Bestreben, fortgesetzt mit neuen Gesetzesvorschlägen für

dieses Gebiet herauszukommen. Das hat für den Kenner der Verhältnisse, der mitten im Leben und im Betrieb steht, große Bedenken. So sind z. B. die Pläne einer staatlichen Arbeitslosenversicherung oder einer Einrichtung von Arbeitskammern ebensowenig wie die Vorschläge zur Verkürzung der Arbeitszeiten ohne Nachteil für die gesamte Volkswirtschaft durchführbar. Wie ein Eisenstab nur eine bestimmte Höchstbelastung ertragen kann, bei welcher er seine größte Tragfähigkeit dauernd behält, bei einer Überschreitung dieser Elastizitätsgrenze aber Zerstörungen seines inneren Gefüges erleidet, die ihn minderwertig oder unbrauchbar machen, so gibt es auch eine Grenze, bei welcher die staatliche Fürsorge aufhören muß, wenn nicht bedenkliche oder nie wieder gut zu machende Schäden heraufbeschworen werden sollen.

Leider wird diese Tatsache auch von den leitenden Kreisen nicht immer in der notwendigen Weise gewürdigt. Sicherlich ist es kein Zufall, daß die sozialistische Bewegung bei uns gerade seit den neunziger Jahren so zunahm, seit es Mode wurde, für den angeblich bedrückten Arbeiterstand immer neue Forderungen nach Fürsorge und Entlastung aufzustellen. Diese Entwicklung der Dinge sollte man sich an den maßgebenden Stellen immer vor Augen halten. Auch heute geht die Regierung in ihren staatssozialistischen Bestrebungen manchmal zu weit, und das Beamtentum sollte es vermeiden, die kathedersozialistischen Theorien ohne weiteres auf die Gesetzgebung zu übertragen. Wie die technischen Fortschritte in der deutschen Industrie, wie oben erwähnt, gerade durch die wissenschaftliche Untersuchung praktischer Ergebnisse erreicht wurden, so können auch die sozialpolitischen Probleme nur dann richtig gelöst werden, wenn die Theorie in ständiger Fühlung mit der Praxis bleibt; auf keinen Fall aber darf — wie es jetzt nur allzu häufig versucht wird — die theoretische Forderung ohne weiteres der Praxis aufgezwungen werden.

Die deutsche Industrie ist mit einem Teil ihrer Erzeugung auf den Absatz am Weltmarkt angewiesen und darf daher in ihrer Wettbewerbsfähigkeit gegenüber der Industrie anderer Ausfuhrländer nicht zu sehr durch soziale Lasten herabgedrückt werden. Wir müssen jetzt abwarten, bis die anderen Länder uns auf diesem Wege weiter gefolgt sind, als es bisher geschehen ist, bevor wir Änderungen oder neue Pläne ernstlich erwägen. Es ist zuzugeben, daß die seinerzeit mit einem Male sehr stark auftretende Belastung von der Industrie schnell überwunden worden ist. Not macht erfinderisch, und zweifellos ist ein großer Teil der Fortschritte, welche Deutschland auf technischem und technologischem Gebiete in den beiden letzten Jahrzehnten gemacht hat, so vor allem auch der immer weitergehende Ersatz von Menschenkraft durch Maschinen und die weitgehende Gewinnung und Ausnutzung aller bis dahin vernachlässigten Nebenerzeugnisse, aus dem Bestreben heraus geboren, die durch die soziale Belastung unserer Industrie gefährdete Wettbewerbsfähigkeit durch Verbilligung der Selbstkosten aufrecht zu erhalten. Dieses Bestreben wird dauernd bestehen; aber so glänzende

Erfolge, wie sie z. B. durch die Ausbeutung der Koksofengase und die Verwendung der Hochofengase zum unmittelbaren Antrieb von Maschinen und zur Erzeugung von Elektrizität erzielt wurden, stehen für die Zukunft kaum noch in Aussicht. Sind diese Errungenschaften aber erst in den anderen Ländern eingeführt, so verschwinden auch diese Vorteile für den Wettbewerb auf dem Weltmarkte.

Aber noch ein anderer Gesichtspunkt spricht für ein weises Maßhalten. Bei einem Übermaß staatlicher Fürsorge laufen wir Gefahr, daß das persönliche Verantwortungsgefühl des Arbeiters für sein und seiner Familie Fortkommen verloren geht, seine Selbständigkeit beeinträchtigt und damit der Wert der Persönlichkeit herabgedrückt wird. Unter zuweitgehender Bevormundung leidet die Bewegungsfreiheit des Bürgers; die Wohlfahrt wird zur Plage. Dessen sollten alle bei der Gesetzgebung Beteiligten stets eingedenk sein, sofern es ihre Absicht ist, die Arbeiter sittlich zu heben, sie zu selbständigen Bürgern zu machen und nicht zu Herdenmenschen ohne eigenen Willen.

Mit dem Ausbau der bestehenden Gesetze, der sowohl die Anpassung an die veränderten Verhältnisse, insbesondere an die teure Lebenshaltung, als auch die Vermeidung unnötiger Härten in der Ausnutzung der Arbeitskräfte im Auge halten muß, haben wir noch viel zu tun. Daneben werden die Vorschriften zum Schutze der Arbeiter gegen die Gefahren für Leben, Sittlichkeit und Gesundheit in den Betrieben in notwendigem Maße zu ergänzen sein. Man hüte sich aber davor, durch ein zu weitgehendes und einseitiges Vorgehen den Betrieb mitsamt dem Arbeiter zugrunde zu richten. Die lange Reihe von Jahren günstiger Geschäftslage, die wir hinter uns haben, verleitet leicht dazu, allzu rosig in die Zukunft zu sehen und die nötige Vorsicht gegen Rückschläge aller Art außer acht zu lassen. Durch allgemeine Fürsorge für Handel und Industrie sorge man dafür, daß der Arbeiter immer ein ausreichendes Einkommen für den Unterhalt seiner Person und seiner Familie hat. Das ist der Punkt, an dem die Interessen des Arbeiters und des Werkes zusammenlaufen, und an dem die Beschränkung der Arbeit durch überflüssige Vorschriften ihre Grenze findet.

Das deutsche Volk hat sich in harter Arbeit seine heutige Stellung und seinen Wohlstand erkämpft. Zu allermeist ist es die deutsche Industrie, die durch hervorragende technische Leistungen und kaufmännischen Weitblick ihre jetzige Höhe erreicht hat. Dafür aber muß sie fordern, daß man ihr die gesunde Grundlage läßt, auf der sie aufgebaut ist, und die notwendig ist für eine gedeihliche Arbeit. Dann wird die Industrie auch in der Lage sein, sich in der bisherigen Weise fortzuentwickeln zum Nutzen der gesamten Volkswirtschaft des Landes.

Wilhelm von Siemens: 25 Jahre elektrischer Energieversorgung.

Eine Würdigung des von der Elektrotechnik auf einem ihrer wichtigsten Gebiete in den letzten 25 Jahren vollbrachten Werkes führt den Blick zurück zu dem Eingangstor, zu dem vorausgegangenen Werk, zur Pionierzeit, zu dem Werk der Väter, zu der hinterlassenen Erbschaft. Diese Pionierzeit umfaßt einen weiten Zeitraum und reicht zurück bis zu den Anfängen des 19. Jahrhunderts. Sie war reich an hervorragenden Persönlichkeiten und an grundlegenden Leistungen. Gegen Mitte des auf so vielen Gebieten denkwürdigen Jahrhunderts begann der eigentliche Aufbau der Elektrotechnik im engeren Sinne. Im praktischen Leben der Volkswirtschaft sollte sich nun erweisen, was für dasselbe brauchbar und lebensfähig war und was sich gegen ungeheuere Schwierigkeiten und Widerstände durchzusetzen vermochte. In der nunmehr erfolgenden etwa 40-jährigen elektrotechnischen Grundlegung ist die überwiegende Mehrzahl der Ausgangspunkte, der technischen Fundamente, der typischen Formen, geschaffen worden, auf welche wir uns heute stützen und deren Entwicklung aus anfänglichen Zuständen in der Hauptsache die Lebensarbeit der Generation geworden ist, deren Würdigung das Thema dieses Umblickes ist. Das charakteristische Moment jener langen Periode der Grundlegung ist die mühevolle Langsamarbeit des praktischen Werdens und der Entwicklung, die Schwierigkeit in der Überwindung der wirtschaftlichen Anfänge, das große Dunkel, das sich in der Regel zwischen Tat und Erfolg lagerte. Wie oft konnte nur durch rücksichtslose Kühnheit und durch einen die ganze Existenz in Frage stellenden Wagemut die tiefe Kluft überschritten werden. So konnten auch schwere Rückschläge nicht ausbleiben. Aber der Bedeutung der Aufgabe und der Schwierigkeit ihrer Durchführung entsprach die Bedeutung und das ungewöhnliche Maß der Persönlichkeiten.

Einen Weltruf haben die Männer erworben, welche zuerst den Weg aufgedeckt haben, elektromotorische Kraft zu gewinnen. Es ist dies die Kraft, welche den elektrischen Strom erzeugt und in Bewegung setzt, dessen Verwendungskunst wiederum den wesentlichen Inhalt der Elektrotechnik bildet. Wir sind gewohnt in unserem praktischen Leben an eine beinahe allgemeine Anwendbarkeit des elektrischen Stromes zu glauben. Das läßt schon vermuten, daß die Elektrizität keine so selten vorkommende und vielleicht nur unter besonderen Umständen einmal zutage tretende Materie ist. Nach den heutigen physikalischen Vorstellungen ist die Elektrizität vielmehr ein grundlegender Baustoff der ganzen materiellen Welt. Jedes Atom enthält in seinem verschlungenen Gefüge Elektrizität in der Gestalt von positiven und negativen

Elektronen, welche durch Kräfte aneinander gehalten sind, je nach der Art des Atoms in besonderer Weise und in verschiedenartigem Bewegungszustande. Elektromotorische Kraft ist nun eine Kraft, welche die negative Elektrizität von der positiven zu sondern und aus dem Zusammenhang des Atoms zu lösen und unter besonderen Umständen fortzuführen vermag, wobei schließlich eine Wiedervereinigung stattfindet. Die elektrischen Leiter, besonders die Metalle, besitzen nun die Eigenschaft, die Elektrizität fortleiten zu können. Die Elektrotechnik stützt sich auf diese Organisation der materiellen Welt und auf diese Eigenschaft der Elektrizität. Ihre wirtschaftlich so allgemeine Anwendbarkeit beruht im wesentlichen darauf, daß man überall Elektrizität zur Verfügung hat, daß man mittels einfacher aus Eisen und Kupfer bestehender Apparate sie für die Verwendung aus den Atomen frei machen kann, daß sie sodann fortführbar ist auf wirtschaftliche Weise mittels metallischer Leitungen, welche der Hauptsache nach aus Kupfer bestehen, und daß man schließlich wiederum einfache Apparate zur Anwendung bringen konnte, um die Elektrizität an ihrer wirtschaftlichen Bestimmungsstelle zu benutzen.

Man muß sich vor Augen halten, daß das eigentlich entscheidende und grundlegende Moment für die allgemeine Bedeutung, welche die Anwendung der Elektrizität erlangt hat, in ihrer Fortleitungsfähigkeit durch metallische Leitungen besteht. Die Menschen leben nicht zusammengedrängt auf einem Punkt, sondern leben räumlich weit auseinander gerückt über der Erde. Der Einzelmensch kann aber nicht isoliert leben von seinen mehr oder weniger räumlich entfernt von ihm lebenden Mitmenschen. Er bedarf des Gedankenaustausches mit ihnen, weit über den so eng bemessenen Wirkungsbereich seiner Stimme hinaus. Er ist in der Gewinnung seines Lebensunterhaltes und seiner wirtschaftlichen Tätigkeit namentlich bei dem heutigen System der Arbeitsteilung auf den räumlichen Austausch seines persönlichen Arbeitsproduktes hingewiesen. Er kann dasselbe nicht herstellen, ohne von allen möglichen nahen und fernen anderen Orten das zu beschaffen, was er selbst nicht besitzt, auf dem Gebiete der Materie und der Kräfte. Es liegt überall im persönlichen, kollektiven und wirtschaftlichen Leben die elementare Notwendigkeit vor, Räume zu überwinden, und zwar auf die mannigfachste Weise, und das räumlich Getrennte zu einheitlichem Wirken zusammenzuführen.

Dieses ist das Gebiet, wo die Elektrizität ihre großen Dienste leistet. Ihr Hauptberuf ist die Raumüberwindung. Sie spendet nicht neue Kräfte und bereichert nicht die bisher von der Natur dem Menschen zur Verfügung gestellten und von ihm verwendbaren Energievorräte durch Erschließung neuer bisher unbekannter oder noch nicht angreifbarer Vorräte. Das will nicht bedeuten, daß die Stunde nicht einmal kommen kann oder überhaupt noch sehr fern liegt, wo auch hier eine grundlegende Wendung eintritt. Es ist sogar möglich, daß sie einmal überraschend über Nacht eintritt, da man, wenn

auch bisher in ganz unwirtschaftlicher Weise, mittels der Elektrizität solche Energien in der Tat zu gewinnen vermag. Wenn ganz allgemein bei Eintritt chemischer Verbindungen Energie frei wird, so ist damit gleichzeitig das Auftreten elektromotorischer Kräfte verbunden. Es kann bei diesen Vorgängen elektrischer Strom entstehen, der die freigewordene Energie aufnimmt und weiterführt. Aber das ist nur unter besonderen Bedingungen der Fall, wie sie bei den schon seit über 100 Jahren bekannten galvanischen Elementen vorhanden sind. Hier ist der Vorgang daran geknüpft, daß beispielsweise Zink in Lösung geht und die Lösung den elektrischen Jonen, welche in diesem Falle die Träger der Elektrizität sind, die Durchwanderung gestattet, bis die Elektrizität an die zweite feste Elektrode des Elements gelangt und von dort durch metallische Leitungen weitergeführt wird. Zink ist aber ein viel zu teures Material. Das Bestreben geht deshalb schon lange dahin, auf solchem Wege die durch Verbindung von Kohle und Sauerstoff freiwerdende Energie zu benutzen. Derartige Elemente sind auch gebaut worden und geben elektrischen Strom. Aber die Quantitäten sind noch viel zu gering und der ganze Aufbau des Apparates ist noch viel zu kostspielig und praktisch zu wenig ausführbar, als daß auf diesem Wege Energiebeschaffung in größerem Maßstabe und in wirtschaftlicher Weise heute möglich wäre. Da, wo es aber nur darauf ankommt, überhaupt elektrischen Strom zu haben, wo es sich nur um ganz geringe Energiemengen handelt, die Beschaffungskosten nicht ins Gewicht fallen, haben die galvanischen Elemente allerdings eine große Aufgabe erfüllt. Ohne sie würde z. B. die Telegraphie erst einige Jahrzehnte später ins Leben gerufen sein.

Die Dienste, welche die Elektrizität bei ihrer Aufgabe der Raumüberwindung leistet, bestehen nun auf dem wirtschaftlich umfassendsten Gebiete ihrer Anwendung, der Kraftübertragung, darin, daß man imstande war, die Energie aus den von der Natur gespendeten Energiebehältern, also im wesentlichen aus der Kohle und dem bewegten Wasser, an denjenigen Orten, welche dafür die wirtschaftlich geeignetste Lage haben, frei zu machen und sie dorthin zu führen, wo der Mensch ihrer für seine wirtschaftlichen Zwecke bedarf. Diese Aufgabe der Elektrizität als Energiefreimacher und -Versender war praktisch nur ausführbar infolge Auffindung einer überaus einfachen und glücklichen Methode elektromotorische Kraft zu gewinnen und dabei gleichzeitig elektrischen Strom von beliebiger Stärke zur Entstehung zu bringen. Diesen Strom erhielt man, wenn man mittels Aufwendung von mechanischer Energie einen metallischen Leiter gegen den Widerstand eines magnetischen Feldes bewegte. Bei Umkehrung des Prozesses wurde die in dem elektrischen Strome fortgeführte Energie wieder in mechanische Energie zurückverwandelt. Die Eigenschaft der Elektrizität, metallische Leiter durchströmen zu können, in welchen sie direkt aus den Atomen des Metalles frei gemacht wird, er-

möglichte es auf solche Weise eine Maschine zu konstruieren, durch welche mechanische in elektrische Energie gewandelt und diese wieder in mechanische Energie zurückgewandelt werden konnte. So bewunderungswürdig einfach diese Maschine in ihrem Grundgedanken und in ihrem mechanischen Aufbau auch ist, so lag doch ein Zeitraum von 35 Jahren zwischen der Entdeckung der Erscheinungen der Induktion und der Erfindung der dynamo-elektrischen Maschine. Der Erfinder der dynamoelektrischen Maschine beschließt die Abhandlung über seine Erfindung im Jahre 1867 mit den Worten: „Der Technik sind gegenwärtig die Mittel gegeben, elektrische Ströme von unbegrenzter Stärke auf billige und bequeme Weise überall da zu erzeugen, wo Arbeitskraft disponibel ist. Diese Tatsache wird auf mehreren Gebieten derselben von wesentlicher Bedeutung werden." Diese Bedeutung ist in vollem Umfange eingetreten.

Seit diesem grundlegenden und entscheidenden Ausgangspunkte sind nun wiederum bald 50 Jahre vergangen, und die Durchbildung dieser Maschine in ihren mannigfachen Formen, in ihren weitabgestuften Größenverhältnissen, von Bruchteilen einer Pferdekraft an bis zu Einheiten von etwa 30 000 Pferdekräften, sowie ihre Einführung in das praktische Leben unter unendlich vielseitigen Variationen und Bedingungen stand während dieser langen Zeit ununterbrochen im Mittelpunkt der elektrotechnischen Arbeit, und die Entwicklung läuft in breitem Strome weiter zu noch nicht erkennbaren Endzielen. Es ist ein eigenartiger Gegensatz zwischen der langsamen und mühsamen, vielfach stockenden Entwicklung in der ersten Hälfte dieses halben Jahrhunderts und dem stürmischen Tempo der letzt vergangenen Jahre. Die elektrische Studier- und Experimentierstube und das volkswirtschaftlich praktische Leben standen sich lange Zeit wie zwei feindliche Heere gegenüber, wo jeder Fuß breit Terrain im mühsamen Kampfe mit dem Bajonett erobert werden mußte. Die Waffen der Technik waren zunächst wenig brauchbar und mußten erst auf Grund der gemachten Erfahrungen richtig geschmiedet und geformt werden. Auch die Strategie vermochte noch nicht Natur und Eigenart des volkswirtschaftlichen Gegners richtig zu erkennen. Das in der ganzen Richtung liegende, aber der Technik noch nicht recht bewußt erkennbare Ziel konnte nur erreicht werden, wenn bewiesen wurde, daß der elektrische Strom nicht nur an sich imstande war, mechanische Energie von einer Stelle zu einer anderen mittels seines idealen Wegesystems, der Kupferleitungen, zu überführen, sondern daß das auch gleichzeitig in einer wirtschaftlich ökonomischen und überlegenen Weise zu geschehen vermochte, wirtschaftlich auch gegenüber den bisher angewendeten Methoden, der Anwendung von mechanischer Energie. Und wenn wir von dem heute erreichten Standpunkte aus die Bedeutung der gestellten Aufgabe rückblickend ermessen, so sehen wir, daß es sich um keine geringen Ziele gehandelt hat, sondern um ein großes umgestaltendes Werk, um eine grundsätzliche volkswirtschaftliche Neuordnung der Energieversorgung, die eine wesentliche Verbesserung und Ver-

größerung der volkswirtschaftlichen Gesamtleistung hervorgerufen hat. Und vergegenwärtigt man sich, daß der heute erreichte Standpunkt, der noch lange etwa kein endgültiger ist, aber doch bereits den Sieg der Elektrizität auf der ganzen Linie beweist und auch zu überblicken ermöglicht, welche weitgehende Förderung der Volkswirtschaft noch zu erwarten ist, beispielsweise charakterisiert wird durch Großkraftwerke von 100 000 Pferden, die ihren Strom über Entfernungen bis zu 150 Kilometern entsenden, so ersieht man einerseits, welche Wege zur Erreichung des Zieles eingeschlagen werden mußten, und andererseits, wie weit vom Ziele man damals, in den ersten Jahrzehnten nach Erfindung der dynamoelektrischen Maschine, noch entfernt war, wo man nur kleine teure Maschinen von wenigen Pferdestärken zur Verfügung hatte, angetrieben von unökonomischen kleinen Dampfmaschinen, deren Strom nur in der nächsten Nähe verwendet werden konnte. Man erkennt so, warum die erste Zeit der Entwicklung eine so langsame sein mußte. Es bestand der circulus vitiosus, daß die volkswirtschaftliche Verwendung eine geeignete Maschinerie und Gesamtapparatur voraussetzte, diese wiederum aber nur an der Hand der volkswirtschaftlichen Verwendung geschaffen werden konnte.

Wahrscheinlich wäre die Lösung dieses fatalen Kreises nicht weniger schwierig gewesen, wie diejenige des berühmten Problems der Quadratur des Zirkels, wenn nicht besonders glückliche Umstände zu Hilfe gekommen wären. Die Elektrotechnik hatte bereits andere Aufgaben von großer Bedeutung gelöst, als diejenige, vor welche sie sich jetzt gestellt sah. Es handelte sich da in erster Linie um das Nachrichtenwesen. Der Schwerpunkt lag hierbei nicht in der ökonomischen Übertragung von Energie als solcher. Die Stromkosten spielten eine ganz unwesentliche Rolle, und es wurde lediglich die Eigenschaft des elektrischen Stromes benutzt, mit annähernd Lichtgeschwindigkeit metallische Leitungen durcheilen zu können bis zu den entlegensten Stellen der Erde, um am Ziel ihres Weges, oft kaum bemerkbare, mechanische Impulse, wie z. B. die Bewegung eines zarten Spiegels, hervorzurufen, sodaß mit Hilfe dieser Impulse Nachrichten übermittelt wurden. Der technische Entwicklungsweg war ja auch hier ein langsamer, wenn man bedenkt, daß die Erfindung der Telegraphie bereits am Beginn des vorigen Jahrhunderts stattfand und erst gegen Mitte des Jahrhunderts die ersten wirklich praktisch brauchbaren Apparate in Benutzung kamen. Der Ausbildung dieses elektrischen Gebietes kam aber die Erleichterung zustatten, daß die Telegraphie ganz neue volkswirtschaftliche Wirkungen hervorbrachte, welche man bisher gar nicht kannte, wo das Bessere nicht bereits Brauchbares zu überwinden hatte und wobei die Aufgabe überhaupt nur elektrisch gelöst werden konnte. Das erzielte volkswirtschaftliche Produkt, das in einer außerordentlichen Beschleunigung des Nachrichtenempfangs bestand, so daß in einigen Stunden erreicht wurde, wozu sonst Tage, Wochen und Monate gehörten, war ein sehr hochwertiges, und konnte ohne Weiteres der Preis gezahlt werden. So waren zu Beginn

der Starkstromära elektrisch geübte Arbeitsstätten vorhanden, welche eine schon ziemlich erstarkte wirtschaftliche Grundlage besaßen. Telegraphenämter waren bereits an allen möglichen Orten vorhanden, und die Meere waren durchkreuzt von Kabelleitungen. In Deutschland wurden in der letzten Hälfte der 70er Jahre die großen Städte durch unterirdische Guttaperchaleitungen mit einander verbunden. Ferner war das elektrische Eisenbahnsicherungswesen in reger Fortentwicklung begriffen. Im Jahre 1877 erschien das Telephon, das wiederum etwas ganz Neues brachte, und dessen Einführung im großen Stil nur abhing von der Durchbildung der technischen Apparatur, der Erweckung des Bedürfnisses und von der Energie der Bemühungen. Auch hier handelte es sich um ein Monopol der Elektrizität und um ein hochwertiges Produkt.

In dieser Sachlage bestand das eine der günstigen Momente, das die Durchführung der elektrischen Energieübertragung erleichterte. Es waren Arbeitsstätten von wissenschaftlicher und technischer Kultur und Erfahrung vorhanden. Dieselben waren schon genügend wirtschaftlich erstarkt, um sich der neuen kostspieligen Aufgabe zuwenden zu können. Das zweite glückliche Zusammentreffen bestand darin, daß die Ausbildung der dynamoelektrischen Maschine und des Vielen, was damit zusammenhing, wesentlich unterstützt wurde durch das Aufkommen der elektrischen Beleuchtung gerade in dieser Zeit. Der elektrische Lichtbogen war zwar auch bereits seit mehr als 6 Jahrzehnten bekannt. Aber seine Durchbildung für allgemeine Beleuchtungszwecke konnte erst begonnen werden, nachdem die Frage rationeller Stromerzeugung gelöst war. Die praktische Ära der elektrischen Bogenlampenbeleuchtung begann 1879 nach Erfindung der Differentiallampe und Dochtkohle für ihre Elektroden. Im gleichen Jahre wurden die elektrischen Glühlampen erfunden. Bald darauf erschienen die ersten elektrischen Zentralstationen, welche nach Art der Gasbeleuchtung von einer Stromerzeugungsanlage aus elektrischen Strom über einen gewissen Distrikt verteilen. Die Größe dieses Distriktes war in den ersten Zeiten beschränkt auf einen Radius von etwa 300 Metern. Derselbe erweiterte sich dann ziemlich beträchtlich durch Einführung des 3- und 5-Leitersystemes. Schon im Anfang der 80er Jahre geschah etwas weiter Grundlegendes, nämlich die Einführung von Bleikabeln mit aus kontinuierlich wirkenden Pressen nahtlos umpreßten Bleihüllen. Diese Kabel sind auch heute noch unentbehrliche Grundlage für die Versorgung der Städte mit Licht und Kraft und gewinnen eine immer größere Bedeutung für die sichere Versorgung der heutigen großen Verteilungsgebiete. Für die Vergrößerung der elektrischen Versorgungsgebiete war sodann die Einführung der Transformatoren gegen Mitte der 80er Jahre von entscheidender Bedeutung, die allerdings erst in dem letzten Jahrzehnt in vollem Umfange hervortrat.

Es waren also im wesentlichen die Bedürfnisse der elektrischen Beleuchtung, welche all diese elementaren Grundlagen schufen, auf welchen sich

dann die elektrische Energieverteilung entwickeln konnte. Die elektrische Beleuchtung wurde lange Jahre hindurch als eine Luxusbeleuchtung angesehen, bestimmt für die wohlhabenderen Klassen. Und im wesentlichen war es auch der Fall, weil das elektrische Licht in jener Anfangsperiode noch sehr teuer war, und jedenfalls unvergleichlich viel teurer, als die bereits weit verbreitete Gas- und Petroleumbeleuchtung. Aber die großen Annehmlichkeiten des neuen Lichtes verhalfen demselben doch zu einer verhältnismäßig schnellen Ausbreitung. Auch an diesem Beispiel ist zu erkennen, wie es mit dem Ausgangspunkt großer volkswirtschaftlicher Entwicklungen oft beschaffen ist. Ein kleiner Kreis der wirtschaftlich leistungsfähigern und in ihren Kulturbedürfnissen anspruchsvolleren Klassen wird zuerst zum Träger des Fortschrittes und ermöglicht die Bahnbrechung. Dann wird das, was zunächst als Privilegium erschien, mehr und mehr Allgemeingut. Aber in diesem Falle führte der Weg von jenem Ausgangspunkte zu einem noch wichtigeren Ergebnis, als lediglich dem, die elektrische Beleuchtung zum Allgemeingut aller Bevölkerungsklassen zu machen, was übrigens auf dem besten Wege ist. Nur auf dem Wege über die elektrische Beleuchtung konnte die große Bewegung ins Leben gerufen werden, welche schon heute an ihren großen Wirkungen so erkennbar ist, welche dahin führen wird, daß an allen Stellen eines Kulturlandes, wo Menschen leben und tätig sind, elektrische Energie in wohlfeiler Weise erhältlich ist, und infolge ihrer vielgestaltigen Verwendbarkeit alle Zweige volkswirtschaftlicher Tätigkeit wohltuend und fruchtbar beeinflussen wird.

Zu Beginn des letzten 25jährigen Abschnittes waren im allgemeinen die wesentlichen fundamentalen Tatsachen und Ausgangspunkte für das zu errichtende Werk der elektrischen Energieversorgung so ziemlich beisammen. Man konnte schon mit guter Sicherheit Beleuchtungs- und Kraftübertragungsanlagen von einigem Umfang ausführen. Auch 3 elektrische Straßenbahnen befanden sich damals in Deutschland in Betrieb. Aber gegenüber dem heutigen Zustande handelte es sich doch nur um Anfänge. Die wissenschaftlichen und technischen Methoden in der Beherrschung der in Frage kommenden Verhältnisse und der immer neu auftretenden Probleme bedurften einer eingehenden Entwicklung. Man lernte die magnetischen Felder systematisch zu berechnen und außerordentlich viel wirksamer zu gestalten, man wählte das zweckmäßigste Eisen, man gelangte zu einfacheren und leistungsfähigeren Wicklungssystemen, zu einer möglichst vollkommenen Ausnutzung von Eisen und Kupfer. Die Maschinen wurden planmäßig ventiliert, die Konstruktionen vereinfacht, die Werkstattsmethoden modernisiert, die Nutzeffekte erhöht. Der seit dem Jahre 1888 hierdurch erzielte Fortschritt ergiebt sich beispielsweise aus dem Herabgehen der Preise kleiner Motoren auf etwa den dritten Teil. Dieses Beispiel ist typisch für viele andere. Es trat hinzu die Aufgabe der Entwicklung der verschiedenen Stromarten und Größenverhältnisse. Zum Gleichstrom und

Wechselstrom gesellte sich 1888 der Mehrphasenstrom, besonders in der Form des Drehstroms, und in neuerer Zeit der Einphasenkollektormotor, dessen Anfänge allerdings auch bereits bis in die 80er Jahre zurückreichen. Ein Ereignis des Jahres 1888 war die Ausführung einer Dampfdynamomaschine von 400 Pferden, die größte Maschine ihrer Zeit, welcher heute Turbodynamos von 30 000 Pferden gegenüberstehen. Auch Transformatoren, welche damals eben erst aus der Studierstube heraustraten, werden heute in den gleichen Größenverhältnissen hergestellt.

Würde man mit den heutigen Mitteln der Techniker die gesamte Stromversorgung des Reiches neu einzurichten haben, so würde man ohne Zweifel diese Versorgung fast ausschließlich aus einem einheitlichen System großer Zentralstationen von weitem Aktionsradius vornehmen, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß man in abermals 25 Jahren die Anordnungen wieder wesentlich anders treffen würde. So aber entwickelten sich infolge der Lage der Verhältnisse die Zentralstationen gegenüber den Einzelanlagen nicht überwiegend, so daß sich auch heute noch etwa $^4/_5$ der vorhandenen Stromerzeugungsanlagen, ihrer Leistung nach, in Einzelanlagen befinden. Vor 25 Jahren waren die Verhältnisse noch durchaus unreif für eine planmäßig einheitliche Entwicklung. Die Zeit der großzügigen Zusammenfassung konnte erst folgen auf eine Periode der freien Entwicklung im Einzelnen. Es konnten zuerst nur die besten und die wirtschaftlich versprechendsten Gelegenheiten benutzt werden. Diese günstigen Gebiete befanden sich in den dichter bewohnten Teilen der großen Städte und in den leistungsfähigen industriellen Betrieben. Auf diese Aufgabe richtete sich die Technik zunächst ein. Aber auch die Entwicklung der Zentralisation vollzog sich stetig weiter, und die Technik folgte dieser Entwicklung und trieb sie auch ihrerseits an. Umfang und Aktionsradius der Zentralstationen vergrößerten sich ununterbrochen. Es bestand daher die Aufgabe, die Maschinen, Transformatoren, Leistungen, Kabel für immer höhere Spannungen einzurichten, gegenüber den wenigen 100 Volt, welche man gegen Mitte der 80er Jahre benutzte. Schon zu Beginn der 80er Jahre hatte man versucht, Energien auf 5 Kilometer Entfernung zu übertragen. Um 1890 wurde eine Kraftübertragung mit 3000 Volt Spannung ausgeführt. Besonders eindrucksvoll war eine Übertragung gelegentlich einer Ausstellung auf 175 Kilometer Entfernung mit etwa 13 000 Volt Betriebsspannung. Mitte der 90er Jahre wurden bereits praktische Anlagen mit über 25 000 Volt Betriebsspannung ausgeführt, denen bald solche mit 50 000 Volt folgten. Die höchste heute in großen Anlagen zur Anwendung gelangte Betriebsspannung beträgt etwa 100 000 Volt und solche mit 150 000 Volt sind in Vorbereitung. Auch Kabel sind bereits für 60 000 Volt Betriebsspannung in Benutzung.

Lernte man nun auf diese Weise weitausgedehnte Verteilungsgebiete für die elektrische Energie zu beschaffen, so mußte nun auch entsprechend

gesorgt werden für Erzeugung von elektrischer Energie in großem Maßstab und auf rationelle Weise. Mit den Dampfmaschinen nach bisheriger Bauart war da nicht weit zu kommen. Da erschien im rechten Augenblick die Dampfturbine. Dieselbe hatte schon seit Langem ihren Vorläufer. Aber hier handelte es sich darum, eine in hohem Maße betriebssichere Maschine zu schaffen, von überlegener Wirtschaftlichkeit und geeignet, im größten Maßstabe ausgeführt zu werden. Um die Wende des Jahrhunderts trat die Turbodynamo in praktische Erscheinung. Sie stellte auch an die Kunst des elektrischen Ingenieurs die höchsten Anforderungen. Heute werden Turbodynamos in der Größenordnung von 3000 Kilowatt Gleichstrom und 20 000 Kilowatt Drehstrom ausgeführt. Wie groß der technische Fortschritt auch auf diesem Gebiete ist, und wie groß der dadurch erzielte Einfluß auf die vergrößerte Wirtschaftlichkeit, ergiebt sich beispielsweise aus der Verminderung der Anschaffungskosten der Turbodynamos. Das Einheitspferd in einer 1000 pferdigen Maschine kostete im Jahre 1900 etwa 140 Mk., im Jahre 1913 etwa 65 Mk. Bei einer Turbodynamo von 10 000 Kilowatt Leistung belaufen sich die Kosten für das Einheitspferd auf etwa 24 Mark.

Der große Aktionsradius der Großkraftwerke gewährt noch den besonderen Vorteil, daß man im Gegensatz zu der Notwendigkeit der ersten Zeiten, die kurzreichenden Zentralen inmitten des dichtesten Konsumgebietes zu errichten, besonders geeignete Örtlichkeiten für ihren Standpunkt auszuwählen vermag. Besonders günstig gelegen sind Werke, welche unmittelbar neben Kohlengruben und Torfmooren errichtet werden können, falls nämlich genügend aufnahmefähige Absatzgebiete innerhalb der in Frage kommenden Zone vorhanden sind. Nun die Kohle findet schließlich auch auf andere Weise ihren Weg, wenn auch in unökonomischer Weise, zu den Verbrauchern der in ihr enthaltenen Energie. Aber die großen in der Nähe von entsprechenden Absatzgebieten gelegenen Wasserkräfte besitzen keinen anderen Weg, als den elektrischen, um ihre Energie fruchtbar verwertet zu sehen. Erst die Elektrizität hat dieses Dornröschen aus dem Schlafe erweckt. Noch ein anderes Dornröschen schlummerte diesen Schlaf, der allerdings erst neueren Datums ist. Das sind die aus den zahlreichen Hochöfen der Hüttenwerke bisher nutzlos entwichenen Gichtgase. Der Ingenieur erbaute nun Gasmaschinen von bisher ganz ungewohnten Abmessungen und betreibt sie mit diesen Gichtgasen, wodurch in Deutschland elektrische Energie im Betrage von rund 5 Milliarden Kilowattstunden gewonnen wird.

Überblickt man nun die Rüstung, welche sich die Elektrizität im Laufe der Jahre beschafft hat, um ihre Aufgabe als Energieversorger zu erfüllen, so wird man es wohl begreiflich finden, daß der elektrische Motor bereits einen sehr erheblichen Anteil gewonnen hat an der Energieversorgung der Volkswirtschaft. Diese Energieversorgung konnte nur eine erfolgreiche sein,

wenn die Energieerzeugung in der denkbar vollkommensten Weise erfolgte. Es kam hier nicht allein darauf an, die unvollkommneren und unwirtschaftlicheren Formen der Energieerzeugung, bestehend aus überallhin verteilten Dampfmaschinen, Gasmaschinen u. s. w., durch wirksamere Methoden zu ersetzen. Auf der Verwendung mechanischer Energie ruht das Fundament der heutigen Volkswirtschaft. Die große volkswirtschaftliche Entwicklung des vorigen Jahrhunderts, welche diesen Zeitabschnitt zu einem Wendepunkt gemacht hat im Leben der Völker, stützt sich auf eine große Fülle von vorwärtstreibenden, entscheidenden und epochemachenden Wendungen und Ereignissen. Aber die Anwendung mechanischer Energie und die zunehmende Kunst in ihrer Gewinnung und Verwendung war doch der unentbehrliche grobe Baustoff, ebenso notwendig zur Formung und Heranschaffung der einzelnen Teile, wie zur Zusammenfügung derselben und zur Errichtung des Gesamtgebäudes. Es ergibt sich hieraus die Wichtigkeit, diesen universalen volkswirtschaftlichen Baustoff auf eine möglichst ökonomische Weise herzustellen, und denselben an die unendlich zahlreichen volkswirtschaftlichen Arbeitsstellen heranzuführen. Aus der über die elektrotechnische Entwicklung der letzten 25 Jahre gegebenen Übersicht geht hervor, daß es gelungen ist, die zu Beginn dieser Periode vorgefundenen Grundlagen und Anfänge, weil diese den lebendigen Keim fruchtbaren Wachstums enthielten, zu einem neuen und in seiner Wirkung überlegenen System der Produktion und Verteilung elektrischer Energie heranzubilden. Die Zukunft wird erst das volle Gewicht der Wirkung zum Ausdruck bringen.

Nun kommt es aber bei der Anwendung mechanischer Energie nicht nur darauf an, daß sie überhaupt angewendet wird, sondern auch darauf, wie sie angewendet wird. Die Natur bietet uns das Beispiel des vollkommensten aller Instrumente, Energie aufzunehmen und ihrem Zwecke zuzuführen, in der Bildung der menschlichen Hand. Der Mensch ist in seinen Existenzbedingungen darauf angewiesen, in der ihn umgebenden materiellen Welt Ortsverschiebungen vorzunehmen. Es müssen materielle Körper von einer Stelle zu einer anderen gebracht werden, die Körper selbst sind in ihrem Zusammenhang zu lösen und in anderer Weise wieder zusammenzufügen. Zu jeder derartigen Ortsverschiebung ist Energie nötig, welche zweckentsprechend geleitet werden muß. Die Hand ist Träger und Organ für beide Aufgaben. Sie ist mit einer reichen Fülle von Bewegungsmöglichkeiten ausgestattet. Sie wird getragen vom Arm, der gehoben, gesenkt, gedreht, verkürzt und verlängert werden kann. Unabhängig vom Arm kann die Hand weiter gedreht werden um verschiedene Axen. Die 3- und 2gliederigen Finger, von denen jedes Glied selbständig beweglich ist, wirken in der mannigfachsten Weise zusammen. Durch zahllose Nerven wird schließlich der Gesamtmechanismus sowie seine Einzelteile vom Gehirn aus gesteuert und geleitet. Als der Mensch aus seinem primitiven Kulturzustand heraustrat, reichte aber für die neuen Aufgaben

die Hand als Werkzeug nicht mehr aus, und wurden Hilfswerkzeuge hinzugefügt, um den Widerstand der Materie gegen die erforderlichen Ortsverschiebungen in nachdrücklicherer Weise überwinden zu können. Vor allen Dingen konnten auch der Hand aus dem Körper nicht mehr die jetzt erforderlich gewordenen Energiemengen zugeführt werden.

Die auf diese Weise namentlich mit Anbruch einer neuen Zeit, des „naturwissenschaftlichen Jahrhunderts", ausgebildeten mechanischen Hände hatten in der Hauptsache die Zusammensetzung, daß die Energielieferung von der Dampfmaschine geleistet wurde, mit welcher das eigentliche Werkzeug verbunden war, dessen hin- und hergehende und sich drehende Massen die Übermittelung der Energie auf das in Frage kommende Objekt in geeigneter Weise zu besorgen hatten. Diese Werkzeuge sind sehr roh und unmannigfaltig im Vergleich zu dem Meisterwerk der Hand. Der Natur konnte aber hier nicht nachgebaut werden, weil der aus Gehirn und Nerven bestehende Kommandoapparat nicht nachbaubar war. Der Ingenieur mußte daher an entscheidenden Stellen gänzlich neue Formen erfinden, welche in der Natur keine Analogie hatten. Beispiele hierfür sind das Rad sowie die Schiffsschrauben für Wasser und Luft. Der elektrische Motor hat nun in das Gebiet der volkswirtschaftlichen maschinellen Werkzeuge im engeren und weiteren Sinne Förderungen von großer Bedeutung hineingetragen und hier eine neue Ära eröffnet. Das bisherige System war auf die direkte Verwendung der Dampfmaschine gestellt und mußte deren Wesensart Rechnung tragen. Die Maschine erhielt ihren Dampf von den Kesseln vermittels voluminöser Rohrleitungen. Sie war deshalb sehr unbeweglich und an einen bestimmten Ort gebunden. Die Maschine mußte von immerhin beträchtlicher Größe sein, damit ihr Wirkungsgrad nicht allzu schlecht und die Wartungskosten nicht allzu hoch wurden. Einerseits waren nun die Dampfmaschinen als hauptsächlich in Frage kommender Energieversorger in unzähligen Exemplaren über das ganze Land verteilt, andererseits jedoch kam an den einzelnen Betriebsstellen, beispielsweise in einer Fabrik, nur eine einzige Maschine oder möglichst wenige zur Aufstellung, so daß von hier aus die Energie in recht umständlicher und mechanisch primitiver Weise mittels Transmissionen, Kupplungen, Übersetzungen u. dgl. zu den eigentlichen Arbeitsstellen weitergeführt werden mußte. Es war somit eine sehr unzweckmäßige Dezentralisation der Energieerzeugung verbunden mit einer ebenso unzweckmäßigen Zentralisation der Energieverwendung an der Verwendungsstelle. Die Elektrizität ist gerade den umgekehrten Weg gegangen, und hierauf beruhen ihre Erfolge. Die Möglichkeit der Dezentralisation der Energieverteilung an einer Verwendungsstelle beruht einmal auf den für diesen Zweck besonders geeigneten Eigenschaften des Elektromotors, und zweitens darauf, daß der elektrische Strom durch Drähte und Kabel mit so großer Leichtigkeit und Einfachheit überall hingeführt werden kann, auch zu den schwerzugänglichsten Stellen, wo sich ein günstiger direkter Angriffspunkt für die Energie ergiebt. Man vermag auf diese Weise die Kraft der Dampfmaschine in beliebig viele Kraftteile von beliebiger Größe zu zerlegen und

die Teile ohne weiteres je nach der Natur der zu leistenden Aufgabe an der erforderlichen Stelle zur Betätigung zu bringen. Der elektrische Motor hat die glückliche Eigenschaft, daß er in allen Größenausführungen von 30 000 Pferden bis zu Bruchteilen einer Pferdekraft herunter noch wirtschaftlich arbeitet. Sein Tourenbereich ist weit ausgedehnt und erstreckt sich von einer geringen Umdrehungszahl pro Minute bis zu mehreren Tausend Umdrehungszahlen. Er besitzt aber noch andere nicht minder glückliche Eigenschaften. Er ist verhältnismäßig leicht, kompendiös und gegen Feuchtigkeit, Staub, Verunreinigungen der Atmosphäre hermetisch abschließbar. Die Regulierfähigkeit seiner Energiezufuhr und seiner Geschwindigkeit ist eine weitgehende. Seine hierdurch bewirkte präzise und sichere Manövrierfähigkeit gewährt wiederum den großen Vorteil, daß seine Eigenschaft, schnell beschleunigt und elektrisch gebremst werden zu können, zur vollen Ausnutzung gelangt. Schließlich kann der Elektromotor gelenkt und gesteuert werden von einem von seiner Aufstellung entfernten Platze. Man kann ihn ebenso leicht auf in Bewegung befindlichen, wie auf feststehenden Unterlagen zur Aufstellung bringen. Er bedarf keiner besonderen Wartung und Unterhaltung. Es braucht niemand dabei zu stehen, wenn der Motor seine Arbeit verrichtet.

Die Dezentralisation der Arbeitskraft der Dampfmaschine durch den elektrischen Motor hat nun in den Fabrikbetrieben, Hüttenwerken, Schiffswerften, Spinnereien usw. große Änderungen in der Anordnung der Anlagen und in der Organisation der Betriebe hervorgerufen. Ein besonders markantes Beispiel stellt das Gebiet der Krane, Hebezeuge und des ganzen Transportwesens dar. Die 3 typischen Bewegungen, welche ein Kran auszuführen hat, das Fahren, das Heben, das Drehen, konnte nun 3 einzelnen Motoren überwiesen werden. Man sieht, daß das Werkzeug hierdurch vielgliedriger wird, mit selbständig bewegbaren und steuerbaren Einzelgliedern, nach dem Vorgange der menschlichen Hand. Die verschiedenen Leistungen, Geschwindigkeiten, Drehzahlen konnten genau abgestimmt und reguliert werden. Die Zuführung der Energie zu den bewegten Teilen bot keine Schwierigkeit. Umwälzend hat hier geradezu die vollendete Sicherheit der ganzen Handhabung gewirkt, die genaue Präzision aller Verrichtungen, die Leichtigkeit der Steuerung, das genaue Anhalten, die stets vorhandene Betriebsbereitschaft des Motors. Jetzt wird wohl kaum mehr ein Hebezeug irgend welcher Art anders als elektrisch betrieben. Aber dieses Beispiel ist auch gleichzeitig ein Beispiel für den mühsamen und langsamen Weg, den der Elektriker bis zur Erreichung eines Zieles in der Regel zurückzulegen hatte. Schon lange vor Beginn des 25 jährigen Zeitraums dieser Berichterstattung, im Jahre 1880, ist der erste elektrische Aufzug vorgeführt worden. Bei den ersten praktischen Anlagen im Jahre 1887 mußten noch erhebliche Kontroversen ausgetragen werden über die Zweckmäßigkeit des elektrischen Betriebes überhaupt und über die an den Motor zu stellenden Anforderungen. Als in den 90er Jahren die Mehrmotorenkrane sich durchzuringen hatten, zeigte es sich, daß die Motoren und Apparate noch lange nicht den harten Anforderungen des Dauerbetriebes gewachsen waren.

Erst im letzten Jahrzehnt ist die große allgemeine Anwendung hervorgetreten. Dieses ganze Gebiet ist dann aber gleichzeitig auf eine viel höhere Stufe der Entwicklung gestellt worden. Es konnten Aufgaben gelöst werden, an welche früher nicht zu denken war, und es konnten eine ganze Reihe neuer Hebezeugarten ins Leben gerufen werden.

Schnell, sicher wirkende und steuerbare Transportwerkzeuge sind deshalb in den industriellen Betrieben so wichtig, weil die Leistungsfähigkeit und die Wirtschaftlichkeit derselben dadurch erheblich vergrößert wird. In den Hüttenwerken ist die Anwendung des elektrischen Motors für solche Aufgaben eine bemerkenswert weitgehende geworden. Die aus den Stahlöfen hervorgehenden Stahlblöcke können nun möglichst in einer Hitze durch den ganzen Prozeß der verschiedenen Fabrikationsstufen hindurchgeführt werden. Elektrisch betriebene Rollgänge führen die zu bearbeitenden Stücke zu den elektrisch betriebenen Walzenstraßen, von wo sie durch weitere Rollgänge ihren weiteren Bestimmungen zugeführt werden. Der elektrische Antrieb der Walzenstühle und Reversierwerke stellt besonders hohe Anforderungen an die Ingenieurkunst, weil die Motoren hier Momentanleistungen bis zu 20000 Pferden aufzubringen haben. Im Gegensatz dazu steht die beinahe spielende Leichtigkeit, mit welcher die Steuerung dieser schweren Vorgänge vor sich geht. Umsteuerungsapparate so gewichtiger Maschinen sind auch ihrerseits umfangreich, und es gehört einiger Aufwand von Kraft dazu, sie zu bewegen. Menschenhand reicht dazu nicht mehr aus. Deshalb ist auch diese Arbeit der Elektrizität überwiesen, sodaß der Walzmeister nur eine Dirigententätigkeit ausübt und Gleichmäßigkeit und Ordnung aller Vorgänge von dem dafür bestgeeignetsten Platz aus in vollkommenster Weise zu überwachen vermag.

Die Entlastung von körperlicher Arbeit marschiert somit ebenfalls im Gefolge der Elektrizität. Das wird in charakteristischer Weise erkennbar bei dem Dienst des Führers eines Muldenchargierkranes, welcher die Aufgabe hat, die Siemens-Martinstahlöfen zu beschicken. Fünf verschiedene Motoren haben die dabei vorkommenden mannigfachen Verrichtungen auszuüben und werden mit leichter Hand von dem Führer so dirigiert, daß die Aufgabe auf das schnellste und störungsfreieste verrichtet wird. Die überlegene Steuerfähigkeit auch der größten elektrischen Motoren kommt auch bei der zur allgemeinen Einführung gelangten Elektrisierung der Fördermaschinen der Bergwerke zum Ausdruck, wo eine erheblich vergrößerte Betriebssicherheit mit erheblich vergrößerter Geschwindigkeit verbunden werden konnte.

Man sieht aus diesen Beispielen, daß die Vorteile des elektrischen Betriebes sich nicht auf die vorteilhaftere Art der Energiebeschaffung allein beschränken. Der elektrische Motor verbessert auch gleichzeitig die Arbeitsverrichtungen, welchen er die Energie zuführt. Der hier erreichte Fortschritt beruht nicht sowohl auf der Dezentralisation der Betriebskraft, sondern auch auf der glücklichen Wesensart des elektrischen Motors und seiner Steuerfähigkeit. Das Zusammenströmen all dieser Einzelwirkungen drückt sich in der Richtung aus, daß die durch die Elektrisierung

hervorgerufene vergrößerte Ordnung und Übersicht, das gesteigerte Aufsichtsvermögen, die hierdurch ermöglichte Vergrößerung der Geschwindigkeit der Vorgänge, eine erhebliche Vergrößerung der Leistungsfähigkeit der von einer wohlüberlegten Elektrisierung betroffenen Betriebe stattgefunden hat und daß außerdem eine Verkürzung der Termine in der Fertigstellung der Fabrikate erreicht wird. Ohne Elektrisierung der Schiffswerften würde die Bauzeit der Kriegsschiffe eine nicht unwesentlich längere sein.

Erst in neuerer Zeit ist die Elektrisierung der Webereien einigermaßen in Fluß gekommen. Hier sieht man, wie aus verhältnismäßig kleinen Einzelwirkungen doch ein bemerkenswertes Resultat hervorgehen kann. Auch hier war die Dezentralisation der Betriebskraft in der Weise, daß jeder Webstuhl seinen eigenen Motor erhielt, der grundlegende Gedanke. Schon in den 90er Jahren ist versucht worden, diesen Gedanken bei einigen Pionieranlagen zur Durchführung zu bringen, indem jeder Webstuhl seinen eigenen Motor erhielt. Es zeigte sich aber, daß der Motor noch zunächst einen langen Durchbildungsweg zurückzulegen hatte, bevor er zu dieser Aufgabe befähigt war. Inzwischen ist das Gewicht des halbpferdigen Motors von 56 auf 28 Kilo herabgegangen, die Wirkungsgrade sind auf 65 bis 80 % gestiegen. Die Wartungs- und Unterhaltungskosten sind auf ein Minimum gesunken. Die hierdurch erzielte Ersparnis an Betriebskosten wird auf etwa 20 % angenommen. Durch die genaue Einhaltung der Geschwindigkeit konnte die einmal eingestellte Schußzahl während des Ganges des Webstuhles beibehalten werden. Die Schußzahl konnte außerdem erhöht werden. Die Folge war eine Erhöhung der gesamten Produktionsleistung in der Größenordnung von etwa 10 bis 15 % und darüber hinaus.

Durch das letztangeführte Beispiel sollte lediglich gezeigt werden, auf welchen Wegen die Elektrizität sich allmählich das Feld eroberte und in welcher Weise sie Werkzeuge und Produktionsmethoden zu vervollkommnen imstande gewesen ist. Es ergibt sich in allen Fällen, daß die Leitfähigkeit der Elektrizität durch metallische Leitungen die grundlegende Voraussetzung für alle Anwendungen ist, daß aber in jedem besonderen Falle noch etwas Besonderes, irgend eine glückliche Eigenschaft hinzutreten muß, um den durchschlagenden Erfolg herbeizuführen.

Eine besondere glückliche Eigenschaft solcher Art tritt in dem Falle hervor, wo es sich um eine fortlaufende und schnelle Abstandsveränderung zwischen der Energiequelle und einem durch einen Motor angetriebenen Fahrzeuge handelt. Der Gedanke, eine solche Kombination auf den Betrieb von Eisenbahnen anzuwenden, reicht auch bereits in die Zeit vor Beginn der Berichtsperiode zurück. Das Jahr 1879 ist das Geburtsjahr der elektrischen Eisenbahn. Aber erst in den 90er Jahren begann hier eine größere Entwicklung hervorzutreten, nachdem die Kinderstube der 80er Jahre einigermaßen überwunden und durch einige ausgeführte Bahnanlagen erkannt worden war, auf welche besonderen Bedingungen es hierbei ankam. Diese Entwicklung vollzog sich jedoch zunächst auf dem Gebiet der elektrischen Straßenbahnen, während gleich von vornherein die Errichtung von Hochbahnen in den großen Städten

ins Auge gefaßt war, um eine möglichst schnelle Beförderung der Einwohner zu erreichen, um dieselben in kurzer Zeit aus dem eng gebauten Stadtinnern herauszuführen und um gesunde Wohnungsverhältnisse anzubahnen. Elektrische Bahnen in dem Niveau der Straßen, so sah man die Sache zuerst an, konnten in dem Gedränge des Verkehrs, dem Durcheinander der anderen Fahrzeuge und Passanten, keine ausgesprochene Überlegenheit in der Geschwindigkeit erreichen. Sehr lehrreich ist demgegenüber der wirkliche Verlauf der Dinge, weil es sich auch hier wie bei früher erwähnten Anlässen gezeigt hat, daß die große Überlegenheit des elektrischen Betriebes hervortritt, sobald es gelungen war, die einzelnen im Grundwesen der Sache enthaltenen günstigen Faktoren herauszuarbeiten und zu gleichzeitigem Zusammenwirken zu bringen. Der elektrische Motor und seine Steuerapparate mußten hier ganz neue eisenbahntechnisch betriebssichere Formen erhalten. Es war die dauerhafte Verbindung des Motors mit dem Triebgestell zu schaffen. Die Abnahmevorrichtungen, welche den Strom von den feststehenden Leitungen zu den bewegten Fahrzeugen zu führen hatten, mußten erst die einfache und störungsgesicherte Gestaltung erlangen, welche sie jetzt auszeichnet und welche erst nach verschiedenen Irrwegen und Überwindung komplizierterer Konstruktionen infolge glücklicher Eingebungen erreicht wurde. Von wesentlicher Bedeutung war auch die sichere und leichte Kontrolle des stets dienstbereiten Motors, das schnelle Anfahren, das prompte und zuverlässige Anhalten. Schließlich mußte auch erst wirtschaftliche Energieerzeugung erreicht sein. Und nun bewegen sich diese Fahrzeuge in allen Städten des Reiches von einigem Verkehrsbedürfnis mit erheblich vergrößerter Durchschnittsgeschwindigkeit in dem Getriebe der Straßen. Die elektrischen Straßenbahnen haben den Verkehr in außerordentlicher, nicht vermuteter Weise gehoben und auf die Lebensweise der Bevölkerung einen sehr wohltätigen, vielfach umgestaltenden Einfluß ausgeübt.

Im Jahre 1897 wurde in Deutschland die erste Hoch- und Untergrundbahn eröffnet. Hier trat das eigentliche elektrotechnische Problem in Verbindung mit anderen technischen Problemen auf. Das Anwendungsgebiet der Elektrizität mußte wie in so vielen anderen Fällen erst entsprechend gestaltet werden. Die Notwendigkeit des Wechsels zwischen Viadukt und Untergrund führte zu dem neuen System der Unterpflasterbahnen. Die Ausführung derselben stellte wieder neue Probleme, deren Lösung wiederum auch anderen Gebieten zugute kam. Der Bau des im Grundwasser liegenden Bahnkörpers konnte nur ausgeführt werden, wenn der Grundwasserspiegel zuvor entsprechend gesenkt wurde. Hierbei fehlte es noch vollständig an Erfahrungen, welche Rückwirkung dadurch auf die Festigkeit der Fundamente der umliegenden Gebäude entstehen würde. Aber größer als die technischen Schwierigkeiten erwies sich die Schwierigkeit, die Zustimmung der Einwohnerschaft und der zahllosen zur Genehmigung mit berufenen staatlichen, kommunalen und kirchlichen Dienststellen zu erreichen und den Widerstreit der Meinungen endlich zu lösen. Infolge des Zusammenwirkens der genannten Umstände ist die Aufwendung eines

Zeitraumes von 17 Jahren nötig geworden von der Aufstellung des ersten Planes an bis zu seiner ersten Ausführung. So wird oft am leidenschaftlichsten bekämpft, was nachher als allgemeine Wohltat und als bahnbrechender Fortschritt empfunden wird.

Das im Wesen der Anwendung der Elektrizität liegende Raumüberwindungsbedürfnis mußte aber über die Aufgaben der Straßenbahnen, der Hoch- und Untergrundbahnen, der Vorortbahnen, der Verbindung zwischen verhältnismäßig nahe gelegenen Ortschaften und Verkehrsgebieten hinausführen. Die Erkenntnis, daß die Elektrizität auf dem Eisenbahngebiete zu größeren, zu umfassenderen Aufgaben berufen war, war bereits in der Mitte der 80er Jahre vorhanden. Es war schon zu jener Zeit empfohlen worden, Wechselstrom und Transformatoren auf den Betrieb von Vollbahnen anzuwenden, um auf diese Weise den erforderlichen Aktionsradius zu beherrschen. In den 90er Jahren wurden verschiedene Versuche in dieser Richtung unternommen. Die Eisenbahnfachleute standen aber diesem Problem lange Zeit mit voller Abneigung gegenüber. Man hielt z. B. die Frage der Energiezuführung zu den schweren und schnellen Eisenbahnzügen für praktisch nicht ausführbar. Gewohnt an die bis dahin angewandten Betriebsspannungen von etwa 500 Volt glaubte man, daß für die Bewältigung der Zuführung der für diese Aufgaben erforderlichen gewaltigen Stromstärken besondere Kontaktwagen ausgeführt werden müßten, welche den Strom von schweren neben den Schienen isoliert aufgestellten Metallmassen abzunehmen hätten. Das war natürlich nicht ausführbar. Bahnbrechend haben nun in dieser Beziehung Versuche gewirkt, welche gegen Ende der 90er Jahre unternommen wurden, und welche darin bestanden, daß von einer über dem Bahnkörper aufgehängten dünnen Kupferleitung Wechselstrom von über 10 000 Volt Spannung direkt in das Fahrzeug geleitet wurde, in welchem ein Transformator aufgestellt war, welcher diese Spannung in eine für den Motor geeignete geringe Betriebsspannung umwandelte. So wurde erzielt, daß die Stromzuführung mittels ganz leichter Kontaktberührungen vor sich gehen konnte, zwischen einem leichten elastischen Bügel und einem dünnen Kupferdraht. Bald darauf fanden die sogenannten Schnellbahnversuche in großem Maßstabe statt, aus welchen einwandfrei hervorging, daß mechanische Energie von mehreren 1000 Pferdekräften Fahrzeugen, welche mit über 200 Kilometer Geschwindigkeit in der Stunde sich bewegten, in betriebssicherer Weise zugeführt werden konnte. Zu diesen Versuchen wurden Drehstrommotoren benutzt, welche damals schon den erforderlichen Grad der Ausbildung besaßen. Es schloß sich hieran die erfolgreiche Ausbildung des Wechselstrom-Einphasen-Kollektmotors. Durch Benutzung desselben wurde die Anwendung nur einer Arbeitsleitung ermöglicht, wodurch das ganze Stromzuführungssystem erheblich vereinfacht wurde und nun erst die nötige einfache Gestaltung erhielt.

Diese Wendung im elektrischen Eisenbahnwesen hat sich als entscheidende erwiesen. Wir besitzen nun die technische Grundlage, um die Elektrisierung des

gesamten Eisenbahnwesens vornehmen zu können. Es sind auch inzwischen auf dieser Grundlage in Deutschland einige Vollbahnstrecken elektrisiert worden und in Elektrisierung begriffen. Aber es haftet diesen Ausführungen im allgemeinen doch noch in der Meinung der Menschen der Charakter von Versuchen in großem Maßstabe an. Von einer Übereinstimmung in der öffentlichen Meinung und bei den entscheidenden Faktoren ist in dieser Frage noch keine Rede. Es ist in der Tat schwierig, auf dem verschlungenen Gebiete volkswirtschaftlicher und technischer Verflechtungen die zukünftige Wirkung von großen eingreifenden Änderungen im voraus zu beurteilen. Der allein zuständige Kritiker ist hier nicht der vorausschauende Mensch, sondern der wirkliche Verlauf der Dinge. Wenn dieser große Schiedsrichter einmal gesprochen haben wird, so wird man die endgültige Meinung formulieren können.

Sicher ist, daß die Zentralisation der Energieerzeugung gerade auf diesem Gebiete wirtschaftlich von größter Bedeutung ist, da im Jahre 1910 in Deutschland etwa 27 000 Lokomotiven ihre unökonomische Dampferistenz führten. Andererseits gewährt wiederum die Dezentralisiaton der Kraft an der Verwendungsstelle, also in diesem Falle bei den einzelnen Zügen, bedeutende Vorteile, da man die Kraft auf mehrere Antriebsmotore verteilen und hierdurch eine vergrößerte Zugkraft und Betriebssicherheit erreichen kann. Die Steuerung des elektrischen Zuges ist bedeutend einfacher und müheloser; die elektrische Maschinerie ist gegenüber der Dampfmaschinerie jeden Augenblick aktionsbereit und bedarf nicht der häufigen Nahrungszufuhr aus Kohlenlagerplätzen und Wasserstationen. Nun kommt aber ein Moment hinzu, das für die Zukunft von besonderer Wichtigkeit sein wird. Die Dampflokomotive ist allmählich an die Grenze ihrer Leistungsfähigkeit und Geschwindigkeit herangelangt. Es gibt gewisse Grenzen, welche rationellerweise nicht überschritten werden können. Durch die Elektrizität kann aber die Leistungsfähigkeit der einzelnen Zugkörper weit darüber hinaus gesteigert werden. Die Elektrizität setzt gern da ein, wo die Umstände soweit gereift sind, daß die bisherigen Hilfsmittel nicht mehr ausreichen. Die Statistik zeigt, daß die Entwicklung zu immer größeren Betriebseinheiten und Geschwindigkeiten hindrängt. Von 1895 bis 1910 sind auf den deutschen Bahnen die Bruttotonnenkilometer um 120 % gewachsen, welchen ein Anwachsen des Kohlenverbrauchs von 160 % (diese Zahl gilt nur für Preußen) und eine Vermehrung von etwa 65 % in der Anzahl der Lokomotiven gegenübersteht. Die Betriebslänge der Eisenbahnen ist dagegen nur um 33 % gewachsen. Es ist hieraus ersichtlich, daß die Verhältnisse der Elektrizität allmählich zureifen. Ihr Element ist der dichte Verkehr und die große Leistung.

Von diesem Gesichtspunkte aus der wahrscheinlichen zukünftigen Hebung des ganzen Verkehrswesens, welches das Rückgrat der Volkswirtschaft ist, durch die Elektrizität, müssen die Bedenken erwogen werden, welche sich der Anfangsentwicklung entgegenstellen. Die militärischen Bedenken in den kontinentalen Staaten spielen dabei nicht die geringste Rolle. Es können diese Bedenken hier nur gestreift werden. Die Kriegsbereitschaft beruht wohl zum wesentlichen Teil auch auf einer leistungs-

fähigen Volkswirtschaft und auf einem möglichst leistungsfähigen Eisenbahnnetz. Ist die Elektrizität dazu berufen, hier große Dienste zu leisten, so wird die militärische Fürsorge sich lenken müssen auf die Verminderung und Abstellung der von der Elektrizität befürchteten Gefahren, anstatt auf die Bekämpfung der Entwicklung der Anfänge. Diese Gefahren erscheinen in der Tat nicht so groß, als daß sie nicht durch produktives Nachdenken, durch Arbeit und Erfahrung auf ein geringes Maß zurückgeführt werden könnten. Die Zentralen und die Leitungen können ebenso gut gegen feindliche Überraschungen geschützt werden, wie es bei Tunnels, Viadukten, Brücken der Fall ist. Man muß sich darüber klar werden, daß das Gesamtsystem der elektrischen Anlage aus einer großen Reihe von von einander unabhängigen Einzelteilen beschränkten Umfanges zusammengesetzt ist, sodaß die Zerstörung eines Einzelteiles das Ganze nicht außer Ordnung bringt. Es fehlt hier das Zentrum, der gemeinschaftliche Kopf, der das Ganze zusammenhält, und somit eine vitale Verletzungsmöglichkeit. Eine große Reihe von Zentralen wirken beispielsweise so zusammen, daß bei Ausfall der einen die anderen die Arbeit mit übernehmen werden. Und jede einzelne Zentrale kann wiederum aus in sich geschlossenen Teilen zusammengesetzt werden, im Notfall jeder unter einem besonderen Dach, sodaß auch hier Ernstliches nicht geschehen kann. Und mit der Anordnung der Leitung verhält es sich geradeso. Also auch auf diesem Gebiete wird es nicht anders sein, als auf so vielen anderen, wo sich die Elektrizität zu ihrer Geltung durchgerungen hat. Die Zeit wird die Frucht zur Reife bringen.

In der vorangegangenen Darlegung konnten nur wenige Gebiete berührt werden, um die Einwirkung der elektrischen Energieverteilung auf den Gang der Volkswirtschaft zu zeigen. Diese Gebiete wurden als vielleicht besonders charakteristische Beispiele gewählt, um die nähere Natur der elektrischen Einwirkung klarzulegen, und um zu zeigen, wie hier ein vervollkommnetes System der Energieproduktion und -Verteilung zusammengewirkt hat mit der besonderen Eigenart, welche bei der Verwendung gerade dieser Form von Energie im praktischen Leben hervorgetreten ist. Der äußere Erfolg der Entwickelung läßt sich durch einige Zahlenangaben veranschaulichen. Die Anzahl der Elektrizitätswerke ist in Deutschland in den letzten 25 Jahren von 3 bis 7 auf etwa 3000 gestiegen. Die Leistungsfähigkeit derselben von etwa 1200 Kilowatt auf 1,8 Millionen. Über die Zunahme der jährlichen Energielieferungen geben die Zahlen 500 000 und 1800 Millionen Kilowattstunden ein Bild. Das in diesen Werken investierte Kapital ist für die beiden Jahre 1888 und 1913 auf etwa 1 Million und 2,3 Milliarden zu beziffern. Zu den Elektrizitätswerken treten die zahllosen Einzelanlagen, deren Leistungsfähigkeit im Jahre 1891 auf etwa 40 000, im Jahre 1913 auf etwa 8 Millionen Kilowatt geschätzt werden kann. Die große Fähigkeit der Elektrizität, das volkswirtschaftliche Leben zu durchdringen, ergibt sich auch aus folgendem Vergleich: Im Jahre 1911 versorgten 2700 Elektrizitätswerke 11 000 Ortschaften von 40 Millionen Einwohnern; 1700 Gaswerke versorgten 1900 Ortschaften von 32 Millionen Einwohnern, und an 55 Wasserwerken waren 900 Ortschaften mit 27 Millionen Einwohnern ange-

schlossen. Der Produktionswert der deutschen elektrischen Industrie mag im Jahre 1912 sich auf etwa 1 Milliarde belaufen haben, während sich diese Zahl für das Jahr 1888 auf etwa 20 Millionen stellen dürfte.

Diese Daten sagen wenig darüber aus, welche Stufe im Ausbau der Elektrisierung der Volkswirtschaft bisher erreicht ist, denn dieser Ausbau kann eine Vollendung nicht finden. Mit jedem Schritt vorwärts vielmehr erweitert sich jedesmal auch das auszubauende Gebiet und treten neue Aufgaben hervor. Die stetig zunehmende Gebietserweiterung ist auch von großer Wichtigkeit für die Vervollkommnung der Energieproduktion und ihrer Wirtschaftlichkeit. Bei einem gegebenen Zustand eines Großkraftwerks wird das Maximum der Wirtschaftlichkeit erreicht, wenn die ganze Anlage ununterbrochen im Betriebe ist, damit der Anteil, welcher auf die einzelne Kilowattstunde an Zinsen, Amortisation, Unterhaltungskosten entfällt, ein Minimum ist. Die mannigfachen Betriebsstellen, welche die von dem Großkraftwerk gelieferten Energien konsumieren, können sich aber nicht auf diese Wirtschaftlichkeitsbedingung des Großkraftwerkes einstellen, weil ihre Betriebszeit von den Bedingungen ihres eigenen Betriebes abhängt. Aber gerade die Verschiedenheit dieser Einzelbedingungen führt wiederum zu einer gegenseitigen Ergänzung und erhöht auf diese Weise die Ausnutzungszeit des Kraftwerkes. Frühjahr und Herbst bringen die Landwirtschaftsarbeit, der Winter das Licht. Industrie und Handwerk sorgen für gute Tagesbeschäftigung. Besonders nützliche Abnehmer sind die Eisenbahnen in Folge ihrer langen Betriebszeit. Aber trotz dieses Zusammenwirkens ist das Gesamtresultat ein noch sehr unbefriedigendes gegenüber dem idealen, d. h. erreichungsmöglichen Zustande. Die Hauptmasse der gelieferten Energie kostet unter diesen Umständen immer noch das Mehrfache von dem, was sie zu kosten brauchte, wenn man ideale Verhältnisse schaffen könnte.

Man kann denselben aber mit der Zeit wesentlich näher kommen. Der unzureichende Ausgleich würde bereits erheblich verstärkt werden, sobald durch das zunehmende Gewicht der großen Einheitskraftwerke die Elektrisierung der bisher noch nicht elektrisierten Energieversorgung durchgeführt sein wird, und wenn erst die elektrischen Motoren diese Millionen von Pferdekräften übernommen haben werden. Sodann müssen die Einzelanlagen mit der Zeit der Domäne der großen Kraftwerke zufallen. Wir haben gesehen, daß heut hier eine Kraftleistung von etwa 8 Millionen Kilowatt in Frage kommt. Schließlich ist auch die jetzige Organisation in der Verteilung, Größe und Anordnung der 3000 deutschen Elektrizitätswerke eine durchaus mangelhafte und unwirtschaftliche. Auch dieses Wirkungsfeld wird einen künftigen Bestandteil bilden von einer planvollen und großzügigen Gesamtorganisation.

Das Thema dieser ganzen Betrachtung war der mechanischen Energie gewidmet, ihrer Produktion, Verteilung und Verwendung mit Hilfe der Elektrizität. Die zuletzt erörterten Zusammenhänge führen aber noch zu einem Blick auf das Gebiet der Wärmeenergie. Der größte Teil unserer Kohlenproduktion wird für Heiz-

zwecke verwendet. Die Elektrizität hat auch auf diesem Gebiete ein originelles Instrument hervorgebracht, welchem ganz neue Wirkungen zu verdanken sind, welche auf andere Weise nicht erzielt werden konnten. Der auf dem Prinzip der Bogenlampe beruhende elektrische Ofen, in seiner elementaren Anfangsform bereits im Beginn der 80er Jahre entstanden, ist inzwischen zu gigantischen Größenverhältnissen angewachsen mit seinen 3 Meter langen Kohleneelektroden. Auf diesem Ofen beruht z. B. die Fabrikation des Kalziumkarbides, aus welchem wiederum mit Hilfe des elektrischen Stromes der Kalkstickstoff hervorgeht, dem sich ein unermeßliches Anwendungsgebiet in der Landwirtschaft als Stickstoffversorger für die Pflanzen geöffnet hat. Schon jetzt führt der elektrische Strom Hunderttausende von Pferdekräften von den Wasserkräften dem elektrischen Ofen zu. Der elektrische Ofen beginnt auch bei der Stahlproduktion eine bemerkenswerte Rolle zu spielen. Für gewisse Vornahmen, für die Verwendung gewisser Materialien, als Ergänzung der Tiegelgußstahlfabrikation, ist der elektrische Ofen schon jetzt unentbehrlich. Aber heute handelt es sich hier nur um die Anfänge. Auch für viele andere Heizzwecke, für die Heizung von Küchenherden und Wohnungen beginnt die Elektrizität eine Rolle zu spielen. Heute ist diese Rolle noch eine bescheidene, aber später wird sie von außerordentlicher Bedeutung sein. Die Ströme technischer Entwicklung müssen hier erst noch recht durcheinander fließen. Die elektrische Übertragung auch der Wärmeenergie wird dann wesentlich dazu beitragen, die unbeschäftigte Zeit der Kraftwerke aufzufüllen, und so wird man mit der Zeit dem idealen Zustande einer allgemeinen Energieversorgung durch den elektrischen Strom sich nähern, eine Aufgabe, welche erreichbar erscheint, und deren Lösung die Volkswirtschaft auf eine höhere Stufe der Entwicklung heben wird.

Die elektrische Industrie darf aber im Rückblick auf 25 Jahre fruchtbarer Arbeit sagen, daß die angetretene Erbschaft nicht müßig liegen geblieben ist, und sie kann auch damit die Überzeugung verbinden, daß für die nächste Generation noch ein großer Teil der Arbeit, wahrscheinlich der überwiegende Teil, übrig bleiben wird. Sodann kann sie sich auch der angenehmen Empfindung hingeben, daß ihre Arbeit nicht nur ihr selbst oder einem kleinen Teil von Begünstigten zugute gekommen ist, sondern daß dieselbe auf einer weiten, sich über die ganze Volkswirtschaft erstreckenden Grundlage ruht, und daß ihr Gedeihen auf das engste verbunden ist mit dem Gedeihen und Nichtgedeihen der Gesamtvolkswirtschaft und der breiten Masse der Bevölkerung. Diese 25 Jahre hätten für die elektrische Industrie nicht fruchtbar und erfolgreich sein können, wenn nicht gleichzeitig auf vielen anderen Gebieten der Geist rastlosen Fortschrittes zu unvorausgesehenen Erfolgen geführt hätte, welche das bevorstehende Regierungsjubiläum des deutschen Kaisers zu einem so denkwürdigen Abschnitt machen.

Prof. Dr. Ludwig Stein: Die Fortschritte der internationalen Verständigung unter der Regierungszeit des Kaisers.

Was die Stärkung des deutschen Nationalgedankens der Persönlichkeit des Kaisers verdankt, werden die berufensten Federn in diesen Jubiläumstagen zu dankbarem Ausdruck bringen. Ich möchte an dieser Stelle jenen Ausschnitt seiner umfassenden Tätigkeit herausheben, der vielfach übersehen wird. Nicht bloß die nationale Willensbildung, deren Wesen ich im Maiheft von „Nord und Süd" zu kennzeichnen versucht habe, verdankt dem Kaiser mächtige Anregung und Förderung. Auch die internationale Verständigung unter den Völkern hat vom Kaiser Impulse empfangen, die ihm den schmückenden Ehrentitel „Friedenskaiser" eingetragen haben — die höchste Ordensverleihung, welche die Völker ihren Monarchen zu erteilen haben.

Feiern die Militaristen mit vollem Recht den deutschen Kaiser als leidenschaftlichen Soldaten, der für Armee, Flotte und Luftschiffahrt das Höchste geleistet hat, so reklamieren ihre scheinbaren Gegenfüßler, die Friedensfreunde, den vielseitigen Monarchen ebenfalls für sich. Sie berufen sich mit gutem Fug darauf, daß der Kaiser das Schwert stets gewetzt und ständig in Bereitschaft gehalten hat, aber nur im Dienste des Friedens. Wer von ihm erwartet hatte, daß er eroberungslüstern und kriegsruhmsüchtig seinen Namen in die Annalen der Geschichte mit eiserner Faust einhämmern würde, sah sich durch die Wirklichkeit getäuscht. Nicht als Cäsar, sondern als Augustus wird der Kaiser im Gedächtnis der Nachwelt fortleben. Es hat eine symbolische Bedeutung, daß der Kaiser anläßlich eines Essens auf der Jacht des Fürsten von Monaco auf der Rückseite einer Speisekarte für die Friedensfreunde ein Emblem künstlerisch gezeichnet hat. Die Friedensfreunde verehren in ihm den providentiellen Mann, der in seiner Hand die größte Kriegsmacht aller Zeiten vereinigt hat, ohne von dieser Macht einen anderen Gebrauch zu machen, als sie in den Dienst einer friedlichen Kulturentwicklung zu stellen. Und wenn einzelne Schichten noch so sehr zum Weltkriege drängen, so war es der entscheidende Friedenswille des Kaisers, der uns im Herzen Europas noch in den allerletzten Tagen den Frieden erhalten hat. Sind wir in den verflossenen Monaten, in denen wir hart am Abgrund einer europäischen Katastrophe standen, an dieser Weltgefahr glücklich vorbeigeglitten, so danken wir dies nicht zuletzt dem „Friedenskaiser".

Nicht nationaler Übereifer, wie gar Manche von dem jungen Prinzen erwartet hatten, sondern internationale Verständigung lautete die Parole des jugendstarken und gedankenkühnen Kaisers. In seinen arbeiterfreundlichen,

soziale Gerechtigkeit atmenden Erlassen vom 4. Februar 1890 hat der Kaiser kurz nach seinem Regierungsantritt das Programm entwickelt, dem er in großen Zügen gefolgt ist. Die soziale Gesetzgebung des Deutschen Reiches, die geschichtlich an jene Erlasse anknüpft, stellt das Deutsche Reich an die Spitze aller Kulturländer. Unsere Arbeiterschutzgesetzgebung ist das Modell geworden, dem die anderen Kulturvölker schrittweise zustreben. Das Fallenlassen des Sozialistengesetzes und die Einberufung der internationalen Arbeiterschutzkonferenz (1890) waren die ureigensten Willenskundgebungen des jungen Kaisers, die er gegen den stärksten Willen und das größte politische Genie Deutschlands mit der ungestümen Wucht willenstitanischer Selbstsicherheit durchgesetzt hat. Die römische Kirche schmiegte sich sogleich dem Kaiserwillen nach internationaler Regelung des Arbeiterschutzes an. Ein hoher Kirchenfürst, Dr. Kopp, wohnte der internationalen Arbeiterschutzkonferenz bei und überbrachte den Segen des Papstes für das Gedeihen des vom Kaiser inspirierten internationalen Werkes. Seither hat der Gedanke einer internationalen Verständigung unter den Völkern, Berufen, Ständen und Klassen unübersehbare Fortschritte gemacht und selbst die grundsätzlich Widerstrebenden in seinen Bann gezwungen.

Haben wir im Mai- und Juniheft von „Nord und Süd" dargetan, daß der deutsche Nationalgedanke, der sich insbesondere bei Herder und Fichte aus dem Kosmopolitismus der Klassiker und Romantiker herausgeschält hat, und denen alsdann in Italien die nationalen Einheitsbestrebungen parallel laufen, nicht viel älter als ein Jahrhundert ist, so ist die internationale Bewegung erst unter der Regierungszeit Kaiser Wilhelms II. zur vollen Entfaltung gelangt. Was wollen die römischen Formen der internationalen Verträge von Foedus und Sponsio, ja selbst das jus gentium der Römer besagen, was politische Bündnisse und völkerrechtliche Vereinbarungen bis hinauf zum Austrägalverfahren bedeuten, wenn wir kurze Umschau halten, was alles in den verflossenen 25 Jahren an internationalen Vereinbarungen zustande gekommen ist. Dabei machen wir uns mit L. v. Bar klar, worin sich die internationalen Privatrechte vom früheren Völkerrecht unterscheiden. v. Bar faßt Völkerrecht und internationales Privatrecht unter der gemeinsamen Bezeichnung „internationales Recht" zusammen, das er dann wie folgt zerlegt, 1. internationales Recht der Staaten (das ist das eigentliche Völkerrecht im engeren Sinne), 2. internationales Recht der Privatpersonen, 3. internationales Strafrecht, 4. internationales Prozeßrecht. Dazu dürfte demnächst noch das internationale Wechselrecht treten, dessen Grundzüge jüngst unter Teilnahme der führenden Kulturstaaten in Haag festgelegt worden sind. Das Weltwechselrecht wird im Laufe dieses Jahres Tatsache werden. Die Anregung zum Weltwechselrecht danken wir dem Berliner Geheimrat Felix Meyer. Aber wie jung sind alle diese internationalen Vereinbarungen und Institutionen? Auf dem Gebiete der internationalen Verständigungen, Vereinbarungen, Konferenzen,

Kongresse, bis hinauf zu den internationalen Staatsverträgen ist in diesem letzten Vierteljahrhundert unvergleichlich mehr geleistet worden, als in den vorangegangenen Jahrtausenden unseres geschichtlichen Lebens zusammengenommen. Und an alledem gebührt dem veränderten Weltverkehr das Hauptverdienst, wie Kant, St. Simon, Comte und Spencer richtig vorausgesehen haben, daß nämlich der leichtere Weltverkehr den kriegerischen Typus schwächen, dafür aber den industriellen um so mehr stärken wird. Die geflügelt gewordenen Aussprüche Kaiser Wilhelm's, daß wir „im Zeichen des Verkehrs" stehen, und daß unsere Zukunft auf dem Wasser liege, haben zur Beschleunigung dieser Bewegung nicht wenig beigetragen. So ist denn auch der Friede unter den Großmächten bis auf den heutigen Tag gewahrt worden. Friedensperioden, wie in den letzten Jahrzehnten, hat der alte Kontinent, hat unser westeuropäisch-amerikanisches Kultursystem nicht mehr gekannt. Die Kriege spielen sich jetzt mehr an der Peripherie als im Zentrum der alten Kultur ab. Selbst das aufgestochene Geschwür der Balkanfrage hat die sechs Großmächte nicht zum Weltkrieg aufgestachelt, sondern im Gegenteil zum Zusammengehen veranlaßt. Die Londoner Botschafterkonferenz mit dem glücklichen Enderfolg der Internationalisierung Skutaris und der Aufrechterhaltung des europäischen Gleichgewichts ist ein Triumph der internationalen Verständigung.

Eisenbahnen, Dampfschiffe, Telegraphen, Telephone, insbesondere drahtlose, elektrische Fahrzeuge, Automobile, vollends Luftschiffe stellen eben unser Kultursystem vor völlig veränderte Aufgaben. Eil- und Blitzzüge, die mit Minuten geizen, dulden keinen Paßzwang, der Stunden unnütz vergeudet. Die kleinen Brückenzölle, Mauten, Grenzpfähle, die in der seligen Thurn-Tarisschen Post ihren idyllischen Sinn haben mochten, sind vor der schnaubenden Wucht der Lokomotive wie Kartenhäuser zerstoben. Ist doch sogar die Erfindung der drahtlosen Telegraphie zum Gegenstand einer internationalen Konvention gemacht worden. Im Mai 1910 fand auf Einladung der französischen Regierung eine Konferenz zur internationalen Regelung des Luftrechtes statt. Zwischen der deutschen und der französischen Regierung bestand über alle grundlegenden Fragen volles Einvernehmen. Seit dem gezwungenen Niedergang des deutschen Luftschiffes in Lunéville ist die Frage der internationalen Regelung der Luftschiffahrt akut geworden. Deutschland und Frankreich sind augenblicklich daran, sich über die Grundzüge eines internationalen Luftrechts endgültig zu einigen und dergestalt einem kommenden internationalen Luftrecht den Weg zu ebnen. F. Meili, „Das Luftschiff im internen Verkehr und im Völkerrecht" (S. 53) sagt: Angesichts der in unmittelbarer Sicht stehenden Einführung der internen und internationalen Luftschiffahrt als allgemeines Verkehrsmittel ist es die Aufgabe der Staaten, in dem daraus hervorgehenden Gebiete des modernen Rechtes rasch zu handeln. Was unbedingt nottut, ist die Ausarbeitung eines Staatsvertrages zur Regelung der Luftschiffahrt.

Und was ist alles in den letzten Jahrzehnten an internationalen Vereinbarungen zustande gekommen? Im Jahre 1873 wurde in Brüssel die Association pour la réforme et la codification du droit des gens gegründet, die einen „Report of the annual conference" zu veröffentlichen pflegt. Im gleichen Jahre wurde das „Institut de droit international" geschaffen, dem nur hervorragende Fachmänner angehören und dessen Organe im „Institut de droit international" und in der „Revue de droit international" vorliegen. Weitere Zeitschriften, die gleichen Zwecken dienen, sind Journal de droit international, Böhm's Zeitschrift für internationales Privat- und Strafrecht. Am 11. Juni 1911 konstituierte sich der Verband für internationale Verständigung, der seit Januar 1913 besondere Mitteilungen dieses Verbandes periodisch herausgibt. An der Spitze dieser Vereinigung stehen die Professoren von Ullmann (jüngst verstorben), Nippold, Schücking, Piloty und Maier. Die International Law Association hält ihre Jahreskonferenzen in den Hauptstädten der Welt ab.

Und so bereitet sich denn, durch den Weltverkehr genötigt, in stufenweisem Aufstieg ein internationales Weltrecht vor. Errichteten Alexander und Cäsar ein *Weltreich*, wenigstens ein Mittelmeerweltreich, träumten ein Diogenes oder ein Zeno von einem kosmopolitischen *Weltstaat*, der Katholizismus von einer Welt*religion*, die Dichter Herder und Goethe von einer Welt*literatur* und die Philosophen aller Völker und Zeiten von einer Welt*moral*, so ist die Logik der Geschichte in unterirdischer Minierarbeit daran, infolge des völlig veränderten Weltverkehrs, ein *Weltrecht herauszuarbeiten*. Wir sind auf dem besten Wege, ein internationales Privatrecht zu schaffen, an welchem Männer wie von Bar, Calvo, Meili, Asser und v. A. unermüdlich arbeiten. Wir besitzen ein Institut für internationales Recht, das seit 1877 sein „Jahrbuch" herausgibt, welchem die hervorragendsten Juristen aller Länder angehören. Dazu die internationale Vereinigung für vergleichende Rechtswissenschaft und Volkswirtschaftslehre in Berlin, unter der bewährten Leitung des Geheimrats Felix Meyer, welche vornehmlich die Ideologie dieser Bewegung pflegt. Nach der Seite der internationalen Unifizierung des Strafrechtes neigt sich die Wirksamkeit der italienischen Strafrechtsschule, insbesondere aber die internationale kriminalistische Vereinigung, unter Führung von Liszt's, so daß Berlin augenblicklich Mittelpunkt auch dieser Bewegung ist.

Wie Brauch und Sitte, Bedürfnis und Verkehr dem Gesetz und Recht zeitlich vorangehen, so geht allüberall die philanthropisch-kosmopolitische Phase als Gefühlspostulat der bewußten Regelung seitens internationaler Vereinbarung zeitlich voran. Weltausstellungen, Weltkongresse, Weltphilanthropie bei großen nationalen Katastrophen (Hungersnot in Indien, Progrome in Rußland, Naturkatastrophen in San Francisco und Messina) sind die humanitären Pioniere der Internationaliät. Der Kosmopolitismus als Gefühl ist das Herz der Menschheit, der Nationalismus als Wille ist Rückgrat und Muskel der Völker, der Inter-

nationalismus aber ist das Bewußtsein oder das Gehirn, der soziologische Verstand des Menschengeschlechts. Die nationale Besonderheit ist der durchgängige Staatstypus des 19. Jahrhunderts. Daneben und darüber hinaus entwickelt sich in den letzten Jahrzehnten die internationale Gemeinsamkeit. Als unbewußte kosmopolitische Vorstadien der bewußten Internationalität verstehe ich z. B. die International working men's association vom Jahre 1862, deren letzte Ausläufer die jährlichen internationalen sozialdemokratischen Zusammenkünfte sind. Das ist noch lebendiger politischer Kosmopolitismus. Denn hier wird über nationale Besonderheit bewußt hinweggesehen. Das sind politische Atavismen der vormärzlichen kosmopolitischen Bewegung oder Reminiszenzen an den schwärmerischen Kosmopolitismus der Klassiker. Nur haben jene die nationale Phase noch nicht, diese nicht mehr im Auge. Jene bilden die Vorfrucht, diese das Fallobst des Nationalismus.

Zur philanthropisch-kosmopolitischen Kategorie, welcher der Sinn für geschichtliche Wirklichkeit abgeht, rechne ich nicht bloß die sogenannte „rote", sondern auch die spöttisch so genannte „schwarze", „grüne" (agrarische) und „goldene" (kapitalistische) Internationale. Zur sentimentalen kosmopolitischen Form der Internationale gehören auch das rote Kreuz und das blaue Kreuz, die internationale Frauenbewegung, die Abolitionisten, die Freimaurerverbände und die Jesuiten als Antifreimaurerverbände, die Heilsarmee, die Spiritistengemeinden der ganzen Welt, die ein irdisches Vaterland gar nicht begehren, und wie diese modernen Ausgaben der politischen Alchymisten, Rosenkreuzer usw. sich immer titulieren mögen.

Eine weit höhere Etappe der Internationalität stellen die wissenschaftlichen und technischen Weltkongresse dar, wie die internationalen Historiker-, Kunsthistoriker- und Philosophenkongresse, archäologische und philologische internationale Verbände, die internationale Erdmessung, die internationale Gletscherkommission, die internationale Prüfungskommission von Bau- und Konstruktionsmaterialien, das internationale statistische Institut, das internationale bibliographische Institut in Brüssel, ferner die internationalen Berufsorganisationen, wie z. B. die internationalen Verlegerkongresse, die Eisenbahnkongresse, Telegraphenkongresse, Meterkonventionen, Marinekonferenzen und so fort ins Endlose.

Die höchste Staffel der Internationalität endlich stellen jene Institute dar, welche auf Grund internationaler Vereinbarungen zustande gekommen sind und sich ins Bewußtsein der Völker eingebohrt haben. Schon im Frieden von Utrecht wird der Grundsatz des europäischen Gleichgewichts, das justum potentiae aequilibrium, feierlich proklamiert. Die Idee des europäischen Gleichgewichts beherrschte auch den Wiener Kongreß vom Jahre 1815. Zuletzt wurde die Formel geprägt, welche der englische Premierminister Asquith jüngst im Parlament adoptiert hat: détente entre entente et alliance, welche Formel der Londoner Botschafterkonferenz vom Jahre 1913 ideell zugrunde lag.

In die gleiche Linie gehören der Weltpostverein, die internationale Telegraphenverwaltung, die internationalen Bureaus zum Schutze des gewerblichen Eigentums, der Urheberrechte, wie des geistigen Eigentums überhaupt, das Zentralamt für den internationalen Eisenbahntransport (sämtlich in Bern), das internationale Bureau für Zolltarife in Brüssel, für Erdmessung (Berlin-Potsdam), das internationale Agrarinstitut (in Rom). In der Richtung der Kodifikation internationaler Vereinbarungen endlich liegen die drei Arbeiterschutzkonferenzen, deren Niederschlag das internationale Arbeitsamt in Basel (1901) ist, die Unterzeichnung der Genfer Konvention, der Kongo-Akte, der Samoa-Akte bis hinauf zum Haager Schiedsgerichtshof, für welchen die Millionenstiftung Carnegies einen Weltschiedsgerichtspalast baut, der im September 1913 unter Teilnahme aller Staaten feierlich eröffnet werden soll. Zur inneren Einrichtung dieses Friedenspalastes haben die führenden Kulturnationen in der Form von Geschenken wetteifernd beizusteuern sich bemüht. Die beiden Haager Konferenzen wären nicht möglich gewesen, wenn nicht der deutsche Kaiser sein warmes Interesse für diese Idee bekundet und einen seiner befähigtsten Staatsmänner, Freiherrn v. Marschall, zur Haager Konferenz entsendet hätte. Und die jährlichen Weltfriedenskongresse, deren Führer im Sommer 1908 vom König von England in feierlicher Audienz empfangen wurden, wobei König Eduard das Epitheton „the peacemaker of the world" als seinen höchsten Ruhmestitel pries, haben das ihrige zur Popularisierung dieser Idee beigetragen. Im gleichen Sommer 1908 tagte die interparlamentarische Union für die Schiedsgerichtsidee im Deutschen Reichstag und sie wurde vom damaligen Reichskanzler, Fürsten von Bülow, herzlich und warm im Namen des Kaisers und der Regierung willkommen geheißen. Die Pfingstkonferenz 1913 in Bern, welche einer deutsch-französischen Entspannung gewidmet war, hat sich glücklich alles Überschwangs enthalten und eine gemäßigte Resolution einstimmig gefaßt, von welcher man nur wünschen kann, daß sie die großen beiden Kulturvölker mit ihrem „Placet" versehen. Endlich und besonders der Nobel-Friedenspreis, der jährlich verteilt wird, und im Zusammenhange mit der Nobelstiftung das Nobel-Institut in Christiania. Diese Wecker, Mahner und Förderer der friedlichen Verständigung der Nationen untereinander vermittelst der Schiedsgerichtsidee werden dafür sorgen, daß der einmal gezündete Funke nicht verglimmt.

Die Staatenbündnisse, Ententen und Alliancen, unter deren politischen Zeichen wir augenblicklich stehen, haben den Gedanken der schiedsgerichtlichen Austragung schwebender Differenzen, denen keine vitalen Lebensfragen der Nation zugrunde liegen, mächtig gefördert, so daß sogar Deutschland und Frankreich sich in der Frage der angeblichen deutschen Deserteure in Marokko auf ein Schiedsgericht geeinigt, sodann aber durch einen Vertrag die ganze Marokko-Angelegenheit, die einen Weltbrand heraufzubeschwören drohte, endgültig durch Sondervertrag geregelt haben. Das

alles sind offenkundige Anzeichen dafür, daß wir mitten drin in der internationalen Bewegung stehen. Es hieße die Augen vor der Wucht der hier angedeuteten Tatsachen gewaltsam verschließen, wollte man verkennen, daß in allen diesen Anzeichen internationaler Vereinbarungen eine innere Logik der Geschichte hervortritt. Man braucht diese Symptome der Völkervereinigung in ihrer imposanten Massenhaftigkeit nur nebeneinander zu stellen, um auch die grundsätzlich Widerstrebenden davon zu überzeugen, daß die Logik der sozialen Entwicklung mit immanenter Gesetzmäßigkeit, beharrlich und unbeirrt, wenn auch nur langsam und auf scheinbaren Umwegen dem Endziele einer friedlichen Verständigung unter den Kulturvölkern entgegenstrebt.

Diese immanente Logik des Geschichtsprozesses zu deuten, ist Sache der Philosophen. Staatsmänner machen Geschichte, Philosophen erklären sie. Die „großen Männer", sagt einmal Hegel, sind die Organe des Weltengeistes, der sich aller menschlichen Leidenschaften als Triebfeder bedient, um die Zwecke der Menschheitsförderung vermittelst ihrer leichter und rascher zu erreichen. Die Staatsmänner glauben zu schieben, aber in Wirklichkeit werden sie von der immanenten Logik der Geschichte gezwungen, dorthin zu steuern, wo sie der Weltgeist braucht. Wenn der deutsche Kaiser durch seine moderne Art zu fühlen, zu denken und zu handeln der internationalen Verständigung unter den Völkern vermittelst der von ihm vertretenen Macht die wirksamsten Stützen lieh, so spricht aus ihm nicht der Individualwille allein, sondern der „Weltgeist", der sich seine Organe schafft und sie formt.

Wie hat man sich noch vor wenigen Jahren gegen das obligatorische Schiedsgericht gewehrt, und wie froh war man im Jahre 1908, daß man das Haager Schiedsgericht als dauernde Institution besaß. Die Geschichte ist eben kein toller Traum eines schlafenden Gottes, sondern sie offenbart in großen Linien Zweck und Plan, Sinn und Zusammenhang. Diesen Zusammenhang wittern zuerst die Sagen und Märchen, die Legenden und Mythologien unserer vorgeschichtlichen Vorfahren in einer Art von Proto-Philosophie, wie sie Wundt jüngst genannt hat. Die religiösen Mythen sind eben eine niederere Art von Metaphysik, d. h. eine Metaphysik in Volksausgabe, wie Schopenhauer sagt. Die philosophische Metaphysik hingegen ist für die geistige Elite des Menschengeschlechts da; sie ist gleichsam eine dialektische Miniaturausgabe der alten Mythologien in der Form der logischen Begriffsbildung. Sodann kommen die Auguren und Vates, die Seher und Visionäre, die Sterndeuter und Astrologen, und sie künden der Menschheit die Zukunft. Alle Wissenschaft, sagt einmal Comte, tendiert dahin: Voir, pour prévoir, einzusehen, um vorauszusehen. Und so erwächst heute den Philosophen die Aufgabe, den offenkundigen Prozeß der Geschichte zu deuten. Die hier entwickelte Geschichte der internationalen Verständigung unter der Regierungszeit des Kaisers ist keine Studierstuben-Abstraktion, keine spekulative Konstruktion im Sinne Hegel's, dessen triadischen

Rhythmus Fortlage einmal witzig dahin parodierte, daß sie an Gliederkrankheit leide. Sondern unsere Dreiteilung der Logik der Geschichte im 19. Jahrhundert in ihrem Stufengang von Kosmopolitismus, Nationalismus und Internationalismus schmiegt sich eng dem tatsächlichen Verlauf der Geschichte an. Wir benutzen die Tatsachen der Geschichte nur, um ihre Ursachen zu erklären, nach dem Worte Bacon's: vere scire est per causas scire. Deswegen sehen wir im Kosmopolitismus auf der einen Seite die geschichtliche Vorstufe der Nationalidee, auf der anderen aber zugleich die Utopie des Internationalismus. Nationalismus ist der Gegensatzbegriff zum Kosmopolitismus, Internationalismus ist die Synthese von Kosmopolitismus und Nationalismus auf höherer Bewußtseinsstufe. Der Internationalismus verwirklicht jenen Ausschnitt der Gemeinsamkeit der Interessen aller kultivierten und national geeinigten Völker, welche eine einheitliche Regelung ihrer gemeinsamen Interessen gebieterisch fordern und deshalb auf dem Wege der bewußten internationalen Konvention auch durchsetzen. Wir brauchen einheitliche Maße, Gewichte, Münzen, Briefmarken, Zeitabschnitte usw. — und das wird uns der Internationalismus zweifelsohne zu Ende führen, zumal er einen großen Teil dieser internationalen Forderungen in den letzten 25 Jahren unter der Regierungszeit des Kaisers tatsächlich verwirklicht hat. Der Kosmopolitismus ist die Sehnsucht, der Nationalismus die Begrenzung, der Internationalismus die Erfüllung der Einheitsidee im Rahmen des geschichtlich Möglichen und Durchführbaren. Der Kosmopolitismus ist der Traumzustand der Menschheitsidee, der Nationalismus der Wachzustand der nationalen Einheitsidee, der Internationalismus endlich der Wachzustand der internationalen Einheitsidee, indem er die einheitlichen Interessen aller Kulturnationen bewußt, d. h. vertraglich zusammenlegt.

Gerade das nationale Interesse, wie es der deutsche Kaiser während seiner segensreichen Regierungszeit allüberall kräftig betont und mit allen Machtmitteln, die ihm zu Gebote stehen, gefördert hat, fordert als Komplement gebieterisch eine internationale Verständigung. Überall dort, wo neben den nationalen Lebensinteressen, die zuerst und zuhöchst gewahrt werden müssen, eine Interessensolidarität und ein Interessenkompromiß unter den Kulturstaaten besteht, wird man zu internationalen Verträgen übergehen müssen. Der von Grund aus veränderte Weltverkehr hat das Dogma vom isolierten Nationalstaat über den Haufen gerannt. Der Kaiser hat es verstanden, daß der Übergang des deutschen Reiches vom Agrarstaat zum Industriestaat, vom Kleinhandel zum Welthandel, unsere Abgeschlossenheit illusorisch macht. Wegen unseres Weltverkehrs und Welthandels liegt „unsere Zukunft auf dem Wasser". Die Formel für internationale Verständigung hat Prof. Th. Niemeyer in seiner Kieler Rektoratsrede über internationales Recht und nationales Interesse knapp und präzis geprägt: Internationale Rechtsgemeinschaft auf der positiven Grundlage der Staatsverträge.

Gelingt es dem Friedenskaiser wie in den abgelaufenen 25 Jahren seiner auf allen Gebieten von Heer, Marine und Luftflotte, von Wissenschaft und Technik, von Literatur und Kunst, von Gesetzgebung (Bürgerliches Gesetzbuch) und sozialen Wohlfahrtseinrichtungen erfolggekrönten Wirksamkeit auch fürderhin die Segnungen des Friedens dem Deutschen Reiche zu erhalten, so werden wir die Brücke von der nationalen Besonderheit zur Völkereintracht finden. Die Londoner Botschafterkonferenz hat das schwerste politische Problem, die Balkanfrage, glücklich gelöst. Die Hochzeitsgäste des Kaisers, darunter der Zar und der König von England, können mit freudiger Genugtuung der Welt kundgeben, daß es den gemeinsamen Bemühungen der sechs Großmächte vermittelst ihrer Botschafter gelungen ist, das kostbarste Gut der Völker, den europäischen Frieden, zu wahren. Die Verständigung unter den europäischen Kulturnationen hat, aller Schwankungen ungeachtet, die schwere Belastungsprobe des Balkanproblems glücklich überstanden. Darum findet die Hochzeitsfeier unter den glücklichsten Auspizien statt. Der Kosmopolitismus versinkt als überwundene Phase der Gefühlspolitik in den Schacht der Vergangenheit, der Nationalgedanke beherrscht, wie das ganze 19. Jahrhundert, so die Gegenwart, die internationale Verständigung unter den Kulturnationen winkt uns aber als letztes Ziel der politischen Zukunft. Der Gott der Geschichte steuert das Menschengeschlecht durch unzählige Schründe und Schlüfte des „Kampfes Aller gegen Alle", wenn auch im Zickzack und auf scheinbaren Umwegen, dem letzten und tiefsten Sinn der Geschichte entgegen:

„Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen."

Freiherr Ernst von Plener: Kaiser Wilhelm und Österreich.

In Österreich wird der lebhafteste Anteil an dem 25jährigen Regierungs-Jubiläum des deutschen Kaisers genommen. Die Figur Kaiser Wilhelms II. ist so bedeütend und so anziehend, daß sich in allen Ländern die öffentliche Meinung mit ihr beschäftigt und ihre Aufmerksamkeit seit langem ihr zugewendet hat. In Österreich ist hierzu noch ein besonders Motiv vorhanden. Das Bündnis, das jetzt seit 34 Jahren besteht, hat sich im Bewußtsein der Österreicher so fest eingewurzelt, daß es wie eine historisch-politische Institution angesehen wird. Die Deutschen Österreichs hängen mit vollem Herzen daran, aber auch die verständigen Slawen

sehen seinen Wert ein, und in Ungarn ist die gesamte maßgebende öffentliche Meinung in fester Anhängerschaft an das Bündnis geeint. Das Bündnis selbst ist eine Grundlage des europäischen Friedens und der Ordnung in Europa geworden, seit dem Hinzutritt Italiens ist seine Bedeutung gewachsen und niemand kann behaupten, daß es die internationalen Verhältnisse einseitig oder eigennützig beeinflussen wollte. Die gegnerische Aktion, welche mit dem Namen König Eduard VII. verknüpft wird und durch den Hinzutritt Englands zum französisch-russischen Allianzverhältnis eine Gegenorganisation gegen den Dreibund schaffen wollte, hat nicht zur Beruhigung und Konsolidierung der europäischen Politik beigetragen. Europa erschien infolge davon in zwei Lager gespalten, und wie im inneren politischen Leben die meisten Fragen parteimäßig beurteilt und behandelt werden, griff diese Art der Anschauung auch auf die internationalen Verhältnisse über.

Die natürliche Folge dieser neuen Situation war, daß Österreich sich nur noch enger an das verbündete Deutschland anschloß und noch mehr von dem Wert seines Bündnisses überzeugt wurde. Und diese innerliche und äußerliche Festigung des Bündnisses wurde wesentlich gefördert durch die Person und die Haltung Kaiser Wilhelms. Wir haben die Erkenntnis, daß er nicht bloß der offizielle Vertreter eines internationalen Verhältnisses ist, sondern daß er mit seiner ganzen Persönlichkeit für das Bündnis eintritt. Er ist dazu besonders berufen. Die Erinnerung an 1866 hat ihre frühere Bedeutung selbst für jene verloren, welche die Ereignisse miterlebt haben, die neue Generation ist ganz frei davon aufgewachsen und der deutsche Kaiser gehört dieser Generation an, an seiner Person haftet nicht der leiseste Zug der Erinnerung an jenes kritische Jahr. Er ist mit der ganzen Kraft seiner großen Stellung zu jeder Zeit fest zu der Bundesgenossenschaft gestanden und hat in wärmster Weise seine persönliche Freundschaft und Verehrung für unseren Kaiser an den Tag gelegt. Diese seine absolute Zuverlässigkeit und Loyalität sind es, die ihm die Herzen der Österreicher gewonnen haben. In schweren ernsten Momenten hat er das ganze Gewicht der deutschen Machtstellung zugunsten unserer Monarchie in die Wagschale gelegt und ganz Europa weiß, was sein Wort für uns bedeutet. Seine häufigen Besuche in Wien haben auch seine Person hier populär gemacht, seine liebenswürdige, offene und frische Art hat alle, die mit ihm in Berührung kamen, gewonnen und mit Recht hat die Stadt Wien in dankbarer Anerkennung seiner stets bewährten Sympathien für unser Land dem schönsten Teil der Ringstraße die Bezeichnung „Kaiser-Wilhelm-Ring“ gegeben, um auch hier seinen Namen zu ehren und zu verewigen.

Aber nicht bloß seine Bündnistreue ist es, die Kaiser Wilhelm den Österreichern so wert macht, auch seine Persönlichkeit ist es, die anzieht, seine männliche Sprache, sein Wille zur sittlichen Erhebung seines Volkes, seine Warnungen gegen die materialistische Lebensauffassung, gegen Genußsucht und Frivolität haben ihn

zu einem moralischen Faktor in Europa gemacht. Er vertritt eine ganz bestimmte Weltanschauung, die mit großem Unrecht von manchen als unmodern oder veraltet angesehen wird. Er ist einer der modernsten Menschen, jedem Fortschritt entgegenkommend, jede neue Kulturaufgabe mit gespannter Aufmerksamkeit begleitend, aber er will auch die sittlichen Potenzen der Nation erhalten wissen und sie heben und fördern. Die reformatorischen Reden von Roosevelt und des neuen Präsidenten Wilson gehören derselben Denkweise an, Warnung vor materiellem Egoismus, vor der Überschätzung des Reichtums, Appell an die Vaterlandsliebe, Rücksichten für andere und namentlich die Schwachen, solche Gedanken finden sich ebenso in den Äußerungen des Kaiserlichen Redners, und in diesem Sinne ist er ein Führer seines Volkes und eine geschichtliche Figur.

So steht heute sein Charakterbild deutlich vor der Welt. An der Spitze der ersten Armee Europas hat er eine Politik des Friedens geführt, er hat die deutsche Flotte geschaffen und den Handel und die Schiffahrt Deutschlands über den ganzen Erdball gefördert, er umspannt alle Lebens- und Geistesinteressen seiner Zeit mit weitem Blick, ein großer Fürst und ein großer Mensch zugleich, und wenn die Deutschen ihm zur Regierungsfeier ihre besten Wünsche darbringen, so nehmen wir Österreicher den wärmsten Anteil daran und hoffen mit ihnen, daß ihm noch ein anderes Vierteljahrhundert segensreichen Wirkens beschieden sei.

Rundschau

Mit Rücksicht auf den Charakter dieses Heftes als Jubiläumsnummer lassen wir den belletristischen Teil mit Einschluß des Romans wegfallen, was unsere Leser uns nachfühlen werden. D. Red.

Politische Rundschau.

Von Dr. E. Mühling.

Zur Ehrenrettung der europäischen Diplomatie.

Gegen keinen Stand sind während der letzten Jahre so heftige Vorwürfe erhoben worden, wie gegen den vielgeplagten Stand der Diplomaten. Mit seltener Übereinstimmung haben die Organe der öffentlichen Meinung über die Tätigkeit dieser armen Leute die vollen Schalen ihres Zornes und ihres Hohnes ausgeschüttet. Der Vorwurf der vollkommensten Ahnungslosigkeit war noch der mildeste, der ihnen gemacht wurde. Sie wurden beschuldigt, nicht einmal die Glocken läuten zu hören, geschweige denn zu wissen, wo sie hängen. Sie wurden angeklagt, schlecht unterrichtet und keiner energischen Tat fähig zu sein, und ihnen ganz allein wurde die beängstigende Unsicherheit der politischen Zustände zur Last gelegt, unter der Europa nun schon so lange zu leiden hat. Parteien, die tiefe Abgründe von einander trennen, Chauvinisten und Friedensfreunde, Reaktionäre und Sozialisten stimmten, natürlich aus den verschiedensten Gründen, in dieser Verurteilung überein. Und den Angegriffenen erwuchs fast in keinem Lager ein Verteidiger.

Der Augenblick scheint mir gekommen zu sein, diesen Vorwürfen entgegenzutreten, denn sie sind ungerecht und gründen sich auf den Schein, nicht auf das Wesen der Ereignisse. Sie sind vielleicht dadurch zu erklären, daß die Tätigkeit der Diplomatie im Interesse ihres Erfolges sich nicht im breiten Lichte der Öffentlichkeit abspielen kann, daß die Leiter der auswärtigen Politik eine große Zahl von Behauptungen, die zu ganz falschen Urteilen Veranlassung geben, nicht richtig stellen dürfen, weil sie ohne Gefahr für die Erreichung ihrer Ziele ihre Karten nicht aufdecken können. Aber entschuldigt werden durch diese Eigentümlichkeit der diplomatischen Kunst diese schweren ungerechtfertigten Angriffe nicht, weil die, die sich zu Kritikern der auswärtigen Politik berufen fühlen, wenn anders sie auch nur den Schein einer Berechtigung zu diesem Beruf besitzen, sich bewußt sein müssen, daß ihr Urteil auf einem unvollständigen Tatsachenmaterial beruht.

Es ist zwar richtig, daß die europäische Diplomatie den Ausbruch des Balkankrieges nicht verhindern konnte. Ihr einen Vorwurf daraus zu machen, ist ungefähr eben so gerecht, als wenn man Menschen dafür verantwortlich machen wollte, daß sie die Entstehung von Gewittern nicht hintertreiben. Die Zustände in Mazedonien drängten zu

einer gewaltsamen Lösung, und keine Menschenmacht konnte sich ihr auf die Dauer mit Erfolg entgegenstellen. Dazu kam, daß wenigstens eine von den europäischen Großmächten diese gewaltsame Lösung herbeisehnte. Daß man trotzdem versuchte, den Ausbruch des Krieges zu verhindern, war selbstverständlich, und daß es gelang, über die Mittel zur Erreichung dieses Zweckes ein Einverständnis herbeizuführen, ist der höchsten Anerkennung wert. Wenn nun das Mittel, über das die Einigung erfolgte, die gemeinsam in Sofia, Belgrad, Athen und Cettinje überreichte Note, durch die den verbündeten Balkanvölkern mitgeteilt wurde, daß selbst im Fall ihres Sieges am status quo auf dem Balkan nichts geändert werden würde, wirkungslos blieb, so darf man die Diplomaten der Großmächte um der Wahl dieses Mittels willen deshalb nicht verurteilen, weil die Anwendung jedes wirksameren Mittels ungeheure Gefahren heraufbeschworen hätte. Mit diesem Schritt hatte man die Grenze erreicht, deren Überschreitung einen Weltbrand zur Folge gehabt hätte. Das läßt sich auf Grund des bis jetzt bekannt gewordenen Aktenmaterials freilich nicht mit Sicherheit beweisen, ist aber im höchsten Grade wahrscheinlich. Jedenfalls können die leichtherzigen Kritiker der europäischen Diplomatie, die sie mit Hohn überschüttet haben, weil sie kein wirksameres Mittel gefunden hat, erst recht nicht beweisen, daß die von ihnen erwarteten und verlangten schärferen Drohungen den großen europäischen Krieg nicht zur Folge gehabt hätten.

Daß nun nach den überraschenden und schnellen Siegen der Verbündeten keine einzige Großmacht auch nur den Versuch gemacht hat, die Wiederherstellung des status quo zu erzwingen, darüber sind unzählige mehr oder minder witzige Leitartikel geschrieben worden, die es sich zur Aufgabe machten, die bejammernswerte Hilflosigkeit der europäischen Diplomatie zu verhöhnen. Es ist ja nun im allgemeinen richtig, daß ein Staat, der eine wirkungslose Drohung ausspricht, ihr aber keine Tat folgen läßt, eine schwere diplomatische Niederlage erleidet, und daß man den Staatsmännern, welche die Methode des Pokerspiels mit so großem Mißerfolge auf das Gebiet der internationalen Politik übertragen, eine solche Ungeschicklichkeit schwerlich verzeihen würde. Hier aber lag der seltene Fall vor, daß einer von sämtlichen Großmächten ausgesprochenen Drohung, obwohl sie unbeachtet blieb, keine Folge gegeben wurde, daß also keine einzige dieser Mächte durch den Mißerfolg ihrer Aktion vor der anderen gedemütigt werden konnte. Eine diplomatische Niederlage des gesamten Europa ist keine Niederlage mehr. In diesem Falle war das Bluffspielen auch dann berechtigt, wenn sein Erfolg höchst unsicher, ja unwahrscheinlich war. Daß im Falle des Sieges der Verbündeten die Wiederherstellung des status quo den europäischen Krieg heraufbeschworen hätte, darüber waren die Mächte sich ohne Zweifel klar, als sie auf den Vorschlag Poincarés den gemeinsamen Schritt an den Höfen der Balkanstaaten unternahmen, und da es ihre Absicht war, diesen Krieg nicht zum Ausbruch kommen zu lassen, hat keine von ihnen jemals der Drohung die Tat folgen lassen wollen. Denn alle Bemühungen der Diplomatie waren, da der Balkankrieg nicht verhindert werden konnte, darauf gerichtet, ihn zu lokalisieren. Niemand kann heute mehr leugnen, daß zur Erreichung dieses Zweckes, den wohl mit Ausnahme von einer kleinen Schar unzurechnungsfähiger Fanatiker alle Bewohner Europas für erstrebenswert gehalten haben, Schwierigkeiten zu

überwinden waren, wie sie kaum größer gedacht werden können. Wenn trotzdem die Beschränkung des Feuers auf seinen Herd gelungen ist, so hat das Europa im wesentlichen der geduldigen, klugen und vorsichtigen Arbeit seiner Diplomatie zu verdanken. Wer sie angesichts dieses Erfolges noch beschimpft und diesem oder jenem Staatsmann vorwirft, daß er die Gefahr des Krieges überschätzt hat und mehr erreicht hätte, wenn er wagemutiger gewesen wäre, der stellt die Kunst der Diplomatie auf eine Stufe mit dem Spiel eines wahnsinnigen Hazardeurs, der eine Million riskiert, um eine Mark zu gewinnen.

Volkswirtschaftliche Rundschau.

Von Dr. A. von Markow.

„Rußlands Kultur und Volkswirtschaft."

Der unerwartete Aufschwung, welcher in Rußland in den wenigen Jahren seit dem unglücklichen russisch-japanischen Krieg und der sog. Revolution nunmehr auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens, vornehmlich auf finanziellem und wirtschaftlichem wahrzunehmen ist, hat in der ausländischen Kulturwelt nicht geringe Bewunderung für die russische Volkskraft hervorgerufen und man beginnt hier, sich immer mehr dem Studium russischer Verhältnisse zu widmen. Der Herausgeber dieser Zeitschrift hat sich die schwierige, aber sehr vornehme Aufgabe gestellt, zunächst im öffentlichen Leben stehende russische Staatsmänner und hohe Würdenträger über ihr Land sprechen zu lassen, um auf solche Weise durch Russen selbst dem deutschen Publikum einen Einblick in russische Verhältnisse zu gewähren*), und die rühmlichst bekannte Vereinigung für staatswissenschaftliche Fortbildung beschloß eine wissenschaftliche Studienreise auch nach Rußland zu unternehmen. Diese Reise ist mit großem Erfolge im Frühling 1912 absolviert worden. Damit aber den Teilnehmern der Exkursion Rußland nicht ganz als terra incognita erscheine, hat die Vereinigung namhafte Gelehrte und Kenner Rußlands veranlaßt, eine Reihe Vorträge über die russische Kultur und das russische wirtschaftliche und finanzielle Leben zu veranstalten. Diese Vorträge sind im ersten Quartal 1912 vor einer zahlreichen Zuhörerschaft in Berlin gehalten worden und liegen nunmehr in einem stattlichen Bande von 283 Seiten gedruckt vor. Als Herausgeber des Werks zeichnet im Auftrage der Vereinigung für staatswissenschaftliche Fortbildung zu Berlin Professor Dr. Max Sering, welcher gemeinschaftlich mit Prof. Dr. Auhagen die Exkursion nach Rußland leitete, es führt den Titel: „Rußlands Kultur und Volkswirtschaft" und ist in der G. J. Göschenschen Verlagsbuchhandlung, Berlin und Leipzig, erschienen.

Das vorliegende Werk zerfällt in zwei Hauptteile: der erstere enthält Aufsätze über das russische kulturelle und Rechtsleben, der zweite behandelt Rußlands wirtschaftliche, Agrar- und finanzielle Verhältnisse. Die Schrift der Vereinigung ist sehr lehrreich und äußerst informativ zusammengestellt. Sie beginnt mit der Arbeit von Prof. Dr. Holl über die religiösen Grundlagen der russischen Kultur; damit hat die Vereinigung ein sehr großes Verständnis für Rußlands Entwickelung gezeigt, denn keine Seite des russischen

*) Siehe Dezemberheft von „Nord und Süd" Jahrgang 1912.

Lebens wird im Auslande so verkannt und so falsch beurteilt, wie die religiösen Grundlagen des russischen Volkslebens. Prof. Holl hat das von ihm besprochene Thema sehr fein und tief durchdacht und seine Betrachtungen sind so objektiv, daß sie auch den Russen sehr wohltuend berühren. Mit Recht hebt Prof. Holl zu allererst hervor, daß „die äußeren Formen, in denen die Religion im Gottesdienst der griechischen Kirche sich darstellt, zunächst gar nicht so danach aussehen, als ob sie Lebenskräfte, vollends kulturschaffende Kräfte in sich bergen könnten.“ — In seinen weiteren tiefsinnigen Ausführungen kommt jedoch der Verfasser zu dem Schluß, daß das russische Volk ein wirklich religiöses Volk im besten Sinne des Wortes ist und daß „die Kirche in Rußland vor allem den Boden schafft, auf dem sich jede Kulturarbeit erhebt, indem sie oft eine wirkliche Volksgemeinschaft, ein Volksgefühl hervorruft“. Der Staat mit seinen Zwangsmitteln hätte es niemals fertig gebracht, die teilweise feindlich sich gegeneinander stellenden Völker des heutigen Rußlands innerlich miteinander auszugleichen, meint Prof. Holl, die Kirche hat es bewirkt, indem sie ihnen einen gemeinsamen geistigen Besitz verlieh. Von demselben Geiste des Verständnisses innerrussischer Verhältnisse sind auch die weiteren Veröffentlichungen des Werkes durchzogen, wenn man auch als Russe nicht immer ohne weiteres den Ausführungen des Verfassers beistimmen möchte, — insbesondere dürfte das von dem Aufsatz Prof. Brückners über die Bedeutung der neueren russischen Literatur gelten. Wenn Prof. Brückner meint: Die große Rolle, welche die russische schöne Literatur im 19. Jahrhundert gespielt hat, werde sich nie mehr wiederholen, weil sich alle Verhältnisse von Grund aus geändert haben, so wird man berechtigt sein, dieses anzuzweifeln. Die russische Literatur hat in sehr schweren Zeiten eine große Rolle in Rußland gespielt, aber sie hat auch einen großen Einfluß auf die deutsche Literatur Ende des 19. Jahrhunderts ausgeübt, ist nicht einseitig national-russisch geblieben. Der Russe ist schöngeistig veranlagt, und wenn augenblicklich die russische Literatur infolge der unsinnig dekadenten Richtung auf sinkender Linie sich befindet, so beweist es noch keineswegs, daß in absehbarer Zeit nicht wieder mindestens ebensolche große Dichter erstehen können, wie sie Rußland im 19. Jahrhundert hervorbrachte . . . Voll anerkennen muß man aber die Schlußworte Brückners, der da sagt: einen wahrhafteren tieferen Künder jeglicher humaner Gesinnung, einen erschütternderen Wecker der Gewissen, kann keine andere Literatur der Welt aufweisen. — Einen sehr lehrreichen Beitrag zur Kenntnis des russischen Rechts liefert im ersten Teile des in Rede stehenden Werks Prof. Dr. Neubecker im Aufsatze über die Grundzüge des russischen Rechts, und schließlich verdient ganz besondere Beachtung und Erwähnung die Arbeit von Prof. Dr. Hoetzsch, der sich die schwierige Aufgabe stellte, die innere Entwickelung Rußlands seit 1905 zu besprechen, — eine Aufgabe, die man von russischer Seite noch nicht zu lösen versucht hat und die gewiß dem fremden beoachtenden Geiste viel zugänglicher ist, als dem beständig unter dem Eindruck des russischen Lebens stehenden Inländer . . . Sehr beachtenswert ist jedenfalls, was Prof. Hoetzsch über die Weiterentwickelung der inneren russischen Verhältnisse sagt: „Die Hauptsache aber ist für den russischen Staat — außer der Lösung des schwierigen Problems des Nationalismus — in den nächsten Jahren und Jahrzehnten, daß er imstande ist, die eben begonnene Reformarbeit friedlich und ruhig und konse-

quent weiterzuführen. Es ist für ihn eine unbedingte Notwendigkeit nach jeder Richtung hin, daß dieser Staat Friede hält und eine friedliche Stellung im Rate der Völker in den nächsten Jahrzehnten wahrt."

Der zweite Teil der Abhandlungen wird mit dem Aufsatz von Prof. Dr. Ballod über die wirtschaftsgeographischen Grundlagen der russischen Volkswirtschaft eingeleitet. Hier zeigt sich, wie interessant man ein so trockenes Thema behandeln kann, wenn man das Gebiet so von Grund aus beherrscht, wie Prof. Ballod. Man kann ihm gewiß beistimmen, wenn er sagt, daß die Entwickelungsfähigkeiten Rußlands außerordentlich groß sind, daß aber der beste Teil Rußlands in Europa gelegen ist, und noch mehr Recht hat Prof. Ballod, wenn er die Aufmerksamkeit des Auslandes nicht so sehr auf die ungeheueren Entwickelungsmöglichkeiten Rußlands für die Industrie lenkt, als vielmehr auf die große Entwickelung, welche die russische Landwirtschaft noch nehmen kann, sobald man im großen Maßstabe landwirtschaftliche Meliorationen vornimmt.

Unter den neuesten Entwickelungserscheinungen des russischen Lebens hat keine so die Aufmerksamkeit des Westeuropäers hervorgerufen, wie die von Stolypin ins Werk gesetzte Agrarreform. Und so hat die Vereinigung für staatswissenschaftliche Fortbildung gerade diesem Punkte den größten Teil ihrer Arbeit gewidmet und in der vorliegenden Schrift finden wir zwei Abhandlungen über dieses Thema: die eine von Prof. Dr. Auhagen, dem ausgezeichneten Kenner russischer Agrarverhältnisse, „Zur Beurteilung der russischen Agrarreform", und eine zweite von A. Koefoed, Revisor der Agrarorganisation in St. Petersburg über die russische Agrargesetzgebung und ihre Durchführung in der Praxis. Prof. Auhagen ist der Meinung, daß „mit der Agrarreform die russische Regierung ein Werk übernommen hat, welches unübersehbare Folgen nicht nur unmittelbar für die russische Landwirtschaft, sondern auch in die innerste Tiefe greifend für den russischen Volkscharakter zeitigen kann." Voraussetzung für eine günstige Entwickelung sei selbstverständlich friedliche Entwickelung, — noch 25 Jahre Ruhe, — dann sei Rußland ein anderes Land geworden . . .

Die Entwickelung der russischen Industrie bespricht Dr. Otto Goebel, die spezielle der Petersburger — Wossidlo, Handelssachverständiger beim Deutschen Konsulat in Petersburg. Dr. Goebel kommt in seinem ausführlichen Referat zum Schluß, daß „von einer Ausfuhr russischer Fabrikate als einer allgemeinen und natürlichen Erscheinung noch nicht die Rede sein könne, daß aber die Preiskurve russischer Fabrikerzeugnisse sich der westeuropäischen nähere, daher sei der Gedanke nicht von der Hand zu weisen, daß Rußland in nicht allzu ferner Zukunft in die Reihe der Fabrikate ausführenden Länder eintreten werde", übrigens eine Auffassung, die zur Zeit noch nicht viel Anhänger zählen dürfte. Die Ausführungen Wossidlos sind deshalb beachtenswert, weil in ihnen der Nachweis erbracht wird, daß nach Moskau Petersburg das stärkste Industriezentrum in Rußland repräsentiert, was um so charakteristischer ist, als Petersburg durch seine natürliche Lage — der Petersburger Hafen ist fünf Monate im Jahr durch Eis geschlossen — in keiner Weise zu einer hervorragenden Industrieentwickelung bestimmt erscheint.

In den letzten Abhandlungen der Schrift bespricht der Warschauer Professor Wilkow die Struktur der russischen Finanzen und der Cölner Professor Wiedenfeld die Stellung Ruß-

lands in der Weltwirtschaft. Für Prof. Wiedenfelds Ausführungen ist charakteristisch, daß auch er in der Herauslösung des Bauern aus dem Gemeindeverband — also in der begonnenen Agrarreform Rußlands — einen entscheidenden Schritt zu voller Modernität Rußlands erblickt und davon eine erhebliche Steigerung in der Produktivität des russischen Grund und Bodens erwartet, die ihrerseits zu einer stärkeren Kapitalbildung die Unterlage abgibt. Dadurch wird die wichtige Stellung Rußlands in der Weltwirtschaft von selber gegeben.

Aus dieser kurzen Inhaltsangabe ersieht man, daß die Vereinigung für staatswissenschaftliche Fortbildung mit der Herausgabe der Vorträge eine äußerst verdienstvolle Arbeit zur Verbreitung der Kenntnis Rußlands und zur Hebung des Verständnisses für den großen Nachbar Deutschlands geleistet hat. Diese Arbeit ist um so verdienstvoller, als sie zeigt, daß nur auf friedlichem Wege eine Annäherung und Verständigung beider Nationen möglich ist. Rußland hat das Interesse ehrenvollen Frieden zu halten, um auf dem eingeschlagenen Wege des kulturellen und wirtschaftlichen Fortschritts schließlich auf den Platz zu gelangen, der ihm infolge seiner Ausdehnung und seines natürlichen Reichtums gebührt. Was Deutschland anbetrifft, so vertritt Hoetzsch sicherlich den größten und besten Teil des deutschen Volkes, wenn er im Schlußworte seiner Abhandlung über die innere Entwickelung Rußlands sagt: Die Deutschen haben nicht das mindeste Interesse daran, daß Unruhe und Revolution in Rußland etwas Dauerndes werden, sie hoffen und wünschen, daß Rußland auf den beschrittenen Wegen Ruhe und Frieden erringt, und so in Ruhe und Ordnung das wird, was es wirklich für die Menschheitsgeschichte werden kann und zu werden bestimmt ist . . .

Balkan-Rundschau.

Von Rudolf Rotheit.

Balkanbroschüren.

Das Referat der vorigen Nummer dieser Zeitschrift über Balkanbroschüren bedarf einer Ergänzung. Inzwischen ist noch verschiedenes erschienen, was zu diesem Thema gehört. Der Geograph und Forschungsreisende Hugo Grothe veröffentlicht ein Buch „Durch Albanien und Montenegro". (Martin Mörikes Verlag in München.) Grothe rüstete sich für den Herbst 1912 zu einer Reise auf der westlichen Balkanhalbinsel und kam mitten in die Kriegszeit hinein. Er befand sich während der Kriegsmonate in Montenegro und Albanien. Sein Buch ist eine mit zahlreichen guten Abbildungen ausgestattete Schilderung der Landschaften. Es bietet willkommene Beiträge für jeden, der sich für Albanien interessiert. — Ein Werk, das auf wissenschaftliche Bewertung Anspruch machen darf, ist das ziemlich umfangreiche Buch: „Bulgariens volkswirtschaftliche Entwicklung bis zum Balkankriege", mit besonderer Berücksichtigung des Finanzwesens, von Dr. W. K. Weiß-Bartenstein. (Verlag von Dietrich Reimer, Berlin.) Der Verfasser führt zu seiner eigenen Legitimation an, daß er während seiner fast vierjährigen Anwesenheit in Bulgarien das Land kreuz und quer durchzogen und gründlich studiert hat, wobei er sich in erster Linie der Untersuchung der treibenden volkswirtschaftlichen und politischen Kräfte widmete. Er bespricht in gesonderten Kapiteln die Landwirtschaft und Forstwirtschaft, die Erdschätze, die Industrie und den Handel, das Verkehrswesen, das Kredit- und Bankwesen, das Geldwesen und die Währungsfrage, die Staatswirtschaft, die politische Organisation. Es ist ein gründliches

Buch, an dem niemand vorbeigehen kann, der bulgarische Verhältnisse genauer kennen lernen will. — Der auf der Londoner Botschafterkonferenz aufgetauchte Vorschlag, die Mönchsrepublik auf dem Berge Athos unter das Protektorat der orthodoxen Staaten zu stellen, zeitigte verschiedene Proteste der griechischen Athosgeistlichkeit, die zusammengefaßt sind in der Broschüre: „Mémoires du Mont-Athos“ par Aktaios (gedruckt in Athen, ohne nähere Angabe). Die Broschüre verlangt die unbedingte und uneingeschränkte Einverleibung des Athosberges in das Königreich Griechenland. — Eine Broschüre: „Salonique et son avenir“, par Aron Astruc Guéron, agent de commerce à Roustchouk (St. Sofia-Druckerei in Sofia), ist ein Appell eines bulgarischen Spaniolen an seine Glaubensgenossen in Saloniki, darauf hinzuwirken, daß Saloniki nicht griechisch und ebensowenig ein Freistaat, sondern ein bulgarischer Hafenplatz werde.

Den Kriegskorrespondenten, die ihre Erlebnisse in Buchform veröffentlichen, reiht sich der Major z. D. Eugen Zwenger an. („Meine Erlebnisse mit den Türken im Balkankriege“, Verlag der Liebelschen Buchhandlung, Berlin.) Die Hauptereignisse, denen Zwenger beiwohnte, sind die Kämpfe bei Lüleburgas und an der Tschataldschalinie. Er verfolgt die Vorgänge mit militärisch geschultem Auge, bringt gute Photographien und Kartenskizzen bei und erweist sich als frischer Erzähler. An einer Stelle, wo er von den deutschen Militärreformern in der Türkei spricht, flicht er die Sätze ein: „Die Herren, die als Pioniere in die Türkei geschickt worden waren, haben hier wenig Freude erlebt, auf alle Art und Weise suchte man ihnen ihre Tätigkeit zu unterbinden. Warum sich die Türkei diesen Luxus gestattete, ist weder den Herren da unten selbst, noch mir klar geworden.“ Indem Zwenger diese Frage stellt, denkt er geradeaus militärisch, und da ist es natürlich, daß er die Antwort, die auf politischem Gebiet liegt, nicht findet. Eine gut beglaubigte türkische Äußerung wird ihn darüber aufklären. Danach kam es den Türken überhaupt nicht darauf an, daß die deutschen Reformer eine militärische Tätigkeit entfalteten, es genügte ihnen vollkommen, daß sie in der Türkei anwesend waren, denn eben auf diese Anwesenheit gründete sich zum großen Teile die türkenfreundliche Stimmung in Deutschland und noch mehr das deutsche Vertrauen in die Schlagkraft der türkischen Armee. Die türkischen Ausgaben dafür waren also kein „Luxus“. Als beachtenswerte Äußerung Zwengers, die übereinstimmt mit Angaben anderer Augenzeugen, sei noch Folgendes angeführt: „Daß man diesem beinahe stumpfsinnig gutmütigen Volke Christenmetzeleien zutrauen konnte, will mir nicht in den Sinn . . . Während der ganzen Zeit, die ich bei den Truppen zugebracht habe, habe ich bei ihnen weder einen einzigen Zug von Roheit oder Grausamkeit gesehen, noch ist mir ein solcher zu Ohren gekommen.“

Mit der ersten abgeschlossenen Darstellung der militärischen Operationen von Beginn bis zum Ende des Feldzuges stellt sich der Königl. bayerische Generalmajor H. Meyer ein. („Der Balkankrieg 1912/13 und seine Lehren.“ München, im Selbstverlage des Verfassers.) Das Buch wird jederzeit gute Dienste leisten als kurzgefaßtes Nachschlagewerk über den Verlauf des Krieges. Darüber hinaus befaßt es sich mit den kulturellen und seelischen Grundlagen der Erfolge auf der einen und Mißerfolge auf der anderen Seite. Hinsichtlich der Türkei kommt der Verfasser zu dem Schlusse: „Die Niederlagen der Türken erklären sich zum großen Teil daraus, daß die Türkei ein tüchtiges Heer

schaffen wollte, aber nicht konnte, weil sie die Voraussetzung hierzu, einen hohen Kulturstand, nicht hatte."

Eine ernste wirtschaftliche und soziale Studie ist die Broschüre „Serbiens Erfolge im Balkankriege" von Otto Neurath (Manz'sche Hof-Verlagsbuchhandlung, Wien). Der Verfasser strebte, wie er sagt, für die Ergebnisse seiner Arbeit jenes Maß von Objektivität an, „das man mit Recht von jeder wissenschaftlichen Untersuchung fordert". Von großem Interesse ist Neuraths Feststellung, daß die bekannten handelspolitischen Konflikte Serbiens mit Österreich-Ungarn die wirtschaftliche Entfaltung Serbiens, statt sie zu hemmen, im Gegenteil mächtig förderten und zudem auch dazu beitrugen, den nationalen und staatlichen Sinn der Serben zu heben. Nicht minder bemerkenswert sind seine Nachweise, daß Serbiens Nationalökonomie die Belastungsprobe des Krieges gut überstanden hat. Es kommt ihm in dieser Untersuchung darauf an, dem Leser vor Augen zu führen, was die Serben aus eigener Kraft geleistet haben, und ihn auf diese Weise aufmerksam zu machen auf die Kräfte, die in Zukunft dort wirksam sein dürften.

Zu erwähnen ist noch die Flugschrift „The plight of Armenia", die ein Kalendarium ist der an Armeniern von Kurden und Türken begangenen Missetaten.

Herausgeber und Chefredakteur: Prof. Dr. Ludwig Stein in Berlin W 10, Lützowufer 5a. (Telefon Amt Kurfürst Nr. 6308). — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Sylvius Bruck in Breslau. — In Österreich für die Redaktion verantwortlich: Dr. J. Sinnreich, Wien IX, Mosergasse 3. — In Rußland für die Redaktion verantwortlich: Dr. Adrian Polly, St. Petersburg, Kasanplatz 1. — Allein-Vertretung für Ungarn: Grill'sche k. k. Hofbuchhandlung (J. Benkö), Budapest V, Dorottya-utcza 2. — Für den Inseratenteil verantwortlich: Heinrich Mittmann in Breslau III. — Verlag und Druck der Schlesischen Buchdruckerei v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau III.

April 1913.

Inhalt.

Berlin) 12,!
Musikalische Rundschau (Oslar «°n Schütte) 1,27
Reise-Rundschau (Prof. G. A. Leinnaas) 12>
Frnuen-Mnndschau (Ulla Wolff-Franl s Ul-
rich Fmntl) . I2l>
Wirtschaftliche Rundschau (Horal^ , .
„Vor» und Lud? «rIch»in> «m !, >«<», Man»!»,
Prcit pr« Quail»! 3 tz»st« « MaN,, «nzeU)«Il« ^ Min».
All« Buchhandlung« und V»I>UnI>»I>tn «hmen i«d<iz«>t VelttNungen »n.
alleinig« ln«e»-2ten ^nn2l,me: Hnnonl:en-kxp«llt,'onNuäolf«o38«
v«rlin 8V.. 8r«!»u> Wln ». «1,.. Vr«l1<-i,. 0ü»e!<lur<. sr«»lllml ». «.. llunburl.
l.el«»il. ««zäedure, lVW>nl,«im. «üncnen. «ürnberz. ?r,z. 5tutt«»«. Vlen. Iliricn.
l««rtl»»pl«l5: pro <r» mm drüt« lei!« lllmloll <«<«»'« d!t»rln»!.!l>ilum»«»«, Kc,. 5)
70 «. vei!»e«n.ci«bün«n: 6 bi5 8 lN^. '/«,.

EmeöeuHcMmMjM
Begründet von Paul Lindau
Herausgeber: Professor Dr. Ludwig Stein
HundertsünfundvierzigsterBand
37- Jahrgang : 191z : April - Juni
Schlefische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt
v. S. Schott laender, A.-G., Breslau.
Leipzig München Berlin W.io Budapest Kopenhagen
«. F. ««in«»«!. ««ilhoU» Lutt«l. «r!N1ch«».»,Hofl»!chhandl. «Illen H Lasselbolch.
Stockholm Christiania London Konstanti>,opel
« «. Frttz«, l.ibl«!il« No7»I«. I»c»b 2^>wad Nuchhdlg. .WMIam» H Iloigol«. Inieinat, Nuchhllndl. 0!t<> Kell,
lül dl« <pi°o!nz«n w Lch»ed«n und w Dänemark: ««,»« E!>». Urfin« 3loch<ol«»», «op«nh«««n.
«Xr »»chh»»dlti»Ich« »«M«b flll Kluhlllnd i«! d« ««lelllchaft «. «. »,lss, Hostuchhandlm,««u In V«««,»»u»«:
0««Uii»7i v»ol 18 ». ««»«« ?s>>«i,e« 13, Vlo»»«n! Lchmlldebli!«» ll u. LK<xcko^j» 22,

Inhalt des 145. Bandes:
April / Mai / Juni 191z

^?tj^, >

Schlesisch« Buchdruckern v. S Schottlaender, Bleslau.

^^^-^^

Bildnis und eigenhÃ¤ndige Unterschrift del scheidenden PrÃ¤sidenten der Vereinigten Staaten von Amerika Taft.

"""^^
nwWeMmatsjHch
Begründet von Paul Lindau
nc^.: Professor Dr. Ludw,g Stein
"".' -:^druckerei, Kunst- und Verlagsanstalt
Honlaender, A.G., Breslau.
' .ncken Berlin VV.io Budapest Kopenhagen
^bl.ltiama Lo. -'^r: ,<'c>»!i ':.-'pel
.-i»b Dy!»«d Vxchhdl«. .lilllllMn» '<)'r:<«l«. Ixi^nlll, Nu«',' , >l, 0>>u N«U.
37. Jahrgang. Band 145. Heft 46z April 1913

Woodrow Wilson,
Präsident der Vereinigten Staaten:
Almamch großer Amerikaner.')
(Autorisierte Übersetzung von Hans Winand.)

Ehe ein Almanach großer Amerikaner zusammengestellt werden kann, muß ein brauchbarer Katechismus des Amerikanertums gesucht werden. Nicht jeder in Amerika geborene und erzogene große Mann war ein „großer Amerikaner". Manche der in Amerika geborenen großen Männer waren nur große Engländer; andere zeigten in allen Gewohnheiten ihres Denkens und Lebens Eigentümlichkeiten eines besonderen Landstriches, waren große Neu-Engländer oder große Männer des Südens; andere, Meister im Reiche der Wissenschaft oder des reinen Denkens, zeigten weder besondere nationale noch besondere provinziale Züge, sie waren einfach große Menschen; und einige wiederum zeigten seltsame Kreuzungen von Einflüssen des Blutes und der Erziehung. Die in Amerika erstandenen großen Engländer wie Hamilton und Madison, die großen Provinzialen wie John Adams und Charles Ealhoun, die Schöpfer von Gedanken, die jedem Klima entsprungen sein könnten, wie Asa Grey und Emerson, und die Männer gemischten Schlages wie Iefferson und Benton — sie alle müssen von unserer Liste ausgeschlossen werden. Wir müssen jene Männer herausgreifen, die eine spezifisch amerikanische Art von Größe geschaffen oder verkörpert haben.

Eine solche Art der Auswahl will nicht eine künstliche AN von Größe konstruieren und sie will nicht in zweifelhaften Fällen Größe statuieren, weil manch« Eigenschaften rein amerikanisch sind. Sie sucht nur schlicht einen besonderen Charakterzug zu erkennen, will eine besvndere Formung des Geistes und der Fähigkeiten als spezifisches Erzeugnis des amerikanischen Nationallebens festhalten; es kann sich nicht darum handeln, andere Arten von Begabungen zu er-

*) Der neue Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika zeichnet in diesem Aufsatz die Psychologie des Amerikaners mit einer Meisterschaft, die den Gelehrten wie den Politiker gleicherweise zu Worte kommen läßt. Es gereicht mir zu großer Genugtuung, diese Arbeit Woodrow Wilsons beim Antritt seines Amtes den Lesern von «Nord und Süd" in de« «ortrefflichen Verdeutschung Hans Winands übermitteln zu können. Ludwig Stein.

setzen oder zu überbieten, sondern nur um deren Ergänzung und damit um eine Bereicherung der Vielfalt der Welt. Es gibt einen amerikanischen Menschentypus, und jene, die diesen Typus in einer gewissen unzweideutigen Stärke und Vollkommenheit darstellten, sind große „Amerikaner" gewesen. Die höchsten Verschiedenheiten der Charaktere und der Kräfte waren notwendig, um auf diesem Weltteil eine große Nation mit von Anfang an freien und starken Regierungsformen erstehen zu lassen, und bei diesem Vorgange konnte keine Art von Mannhaftigkeit entbehrt werden. Ohne unsere großen Engländer hätten wir es nicht vermocht, die Lehren der Vergangenheit im Sinne zu behalten und jede Wandlung mit der Erhaltung von Grundsätzen zu verbinden; und ohne jene anderen Männer, deren Impulse vorwärts strebten und deren ganzes Wesen dem schöpferischen Wirken zugewandt war, hätten wir nie eine Wildnis überwunden.

Alerander Hamilton ist gewiß eine der größten Gestalten unserer Geschichte. Amerikanische Geschichtsschreiber haben ihn wie viele seiner Zeitgenossen scheel angesehen, wenn sie ihn auch wider ihr eigenes Wollen bewundern mußten. Aber sie machen nur Anspielungen, solange sie nicht offen sagen, daß er kein „Amerikaner" war. Er verwarf die demokratischen Grundsätze, wenn er sie nicht gar verachtete; er empfahl eine Regierung, die fast so stark sein sollte wie eine Monarchie; und als der geschickte Advokat, der er war, verteidigte er die Regierung, als sie in eine Sackgasse geraten war, nur darum, weil sie die stärkste darstellte, die unter den obwaltenden Umständen zu erlangen war. Er glaubte an Autorität und hatte kein Vertrauern zu der angesammelten Weisheit einer Masse von Menschen. Er besaß zwar jene tiefe und leidenschaftliche Freiheitsliebe und jenen zähen unerschütterlichen Willen zur Erhaltung der Freiheit, der überall die besten Engländer auszeichnet; aber seine Vorstellungen von einer Regierung blieben in den politischen Anschauungen der alten Welt befangen und seine Staatskunst stammte eher aus Europa als aus Amerika. Und doch waren für uns der Genius und der unerschütterliche Sinn dieses Mannes unentbehrlich. Es gab keinen, der entschlossener und meisterlicher eine Minorität dazu oraanisieren konnte, ihren Willen im Notfalle gegen eine Majorität durchzusetzen; und keiner, der weniger entschlossen und weniger überlegen als er gewesen wäre, hätte jenes große Werk der Organisation vollbringen können, durch das er den nationalen Kredit und mit dem nationalen Kredit die nationale Regierung selbst begründete. Ein schmiegsamer, populärer, optimistischer Mann wäre an dieser Aufgabe gescheitert. Ein großer radikaler Geist an seiner Stelle würde Unglück angerichtet haben: nur ein großes konservatives Genie konnte vollbringen, was er vollbrachte. Man kann sagen, daß ohne Männer von Hamiltons Geistesart, ohne Männer, die die Vergangenheit in die Zukunft hineinbauen und die eine tiefe Leidenschaft für Ordnung und alte Weisheit erfüllt, unser nationales Leben von Anfang an in falsche Bahnen geraten wäre. Diese erprobte englische Be-

gabung der Konservierung verleiht unserem Wesen von Anbeginn den Trotz der Volljährigkeit.

Auch von James Madison haben wir geerbt; seine unschätzbaren Ratschläge waren von jener Wesensart durchtränkt, die bei der Errichtung jener Staaten, die zur Union wurden, aus englischem Blute so glücklich auf uns übergegangen war. Er war ein bedächtiger, mutiger und überlegter Mann: auch mutig im Rate. In der Art, wie er am Anfang unserer Nationalgeschichte steht, in der Art, wie er selbst im jungen Mannesalter die Verfassungskämpfe führte, enthüllt er sich als der Typus des bedächtigen und gedankenreichen, praktischen englischen Genies. Er besaß alte und erprobte Meinungen vom Werte der Freiheit; er besaß umfassende Kenntnisse in der Geschichte der Regierungsformen; revolutionäre Prozesse waren in feinem Denken nur Anpassungsprozesse; dringenden Forderungen begegnet man mit Änderungen, nicht mit Experimenten. Sein überlegter Geist waltete bei allen Schritten jenes großen Übereinkommens, das uns die Verfassung schenkte, und jenes erhabene Schriftstück erscheint wie das Erzeugnis eines Charakters seines Schlages. Denn wie amerikanisch es auch in seinem Inhalt ist: in seiner Methode erscheint es als ein rein englisches Werk. Madison ist erfüllt von alten Grundsätzen, ist aus Erfahrung konservativ, ist mit Kompromissen sorgsam gesättigt und mit geforderten und gewährten Zugeständnissen durchtränkt. Solche Männer sind so prächtigen Wesens, daß sie keiner Adelsprädikate bedürfen, um edel zu erscheinen; und doch so alt und so vornehm, daß sie berufen erscheinen, die höchsten Titel der englischen Freiheit zu tragen. Madison stammte von einer langen Reihe konstitutioneller englischer Staatsmänner.

Es gibt eine Art von Begabung, die dem Wesen dieses Typus nahe verwandt erscheint und doch ausgesprochen amerikanisch ist. An John Marshall und Daniel Webster läßt sich das erkennen. Bei ihnen gewinnen eine Reihe von Ideen Form, die als amerikanische Ideen von der Welt entgegengenommen werden. Webster war kein englischer, sondern ein amerikanischer konstitutioneller Staatsmann. Die konstitutionellen Handlungen des englischen Staatsmannes sind mehr Taten der Politik als Ausflüsse der Gesetze. Er beschäftigt sich stets mit Fragen der Umwandlung: seine Verfassung ist immer im Werden. Er muß bei jeder Gelegenheit konstruieren; nnd er gilt als konservativ, wenn seine Regierung nur beständig und Fortsetzung der Vergangenheit ist. Er wird die Vergangenheit nach Beispielen durchforschen und ist befriedigt, wenn die Vergangenheit nur einen Keim jener Politik zeigt, die er befürwortet. Seine Maßstäbe werden ihm nicht durch das Gesetz gegeben, sondern durch Überzeugungen; seine Verfassung ist ein Ideal vorsichtiger und geordneter Umwandlung. Ihr feststehendes Element ist die Idee der politischen Freiheit: aber wie sehr diese Vorstellung auch von der Geschichte durchtränkt ist, sie muß doch stetig durch soziale Wandlungen ergänzt und verändert werden. Der amerikanische konstitutionelle

Staatsmann dagegen konstruiert seine Politik wie ein Rechtskundiger. Die Maßstäbe, denen er sein Verhalten anpassen muß, sind ihm durch ein Schriftstück gegeben, auf dessen endgültigen Bestimmungen das ganze Gebäude der Regierung unmittelbar ruht. Und dieses Schriftstück ist dazu noch die konkrete Verkörperung einer bestimmten Regierungstheorie. Sie beruht darauf, daß bestimmte von einer außerhalb der Regierung stehenden politischen Macht erwählte Gesetze die Grundpfeiler des ganzen politischen Gebäudes sind und daß nichts, was nicht in dies Fundament eingefügt werden kann, eine sichere und gesetzmäßige Politik ist. In der Vorstellung des amerikanischen Staatsmannes ist das Gesetz der Schöpfer der Staaten; sie leben nur auf Grund jener Vergünstigungen, die sich aus den Gesetzen ableiten lassen. Daher durchzieht unsere Geschichte der enge Zusammenhang zwischen dem Amt des Richters und dem Amt eines Staatsdieners; John Marshall war kaum weniger konstitutioneller Staatsmann als Daniel Webster. Beide besaßen Madisons konservatives Temperament und seine weitsichtige Klugheit im Rate: aber im Mittelpunkt ihres Denkens standen nicht die englische Freiheit oder die menschliche Erfahrung auf dem Gebiete der Selbstregierung, sondern die in klaren Sätzen in einem geschriebenen Grundgesetz niedergelegten Grundsätze. Sie lehrten die Menschen die neue — die amerikanische Kunst — aus Buchstaben Leben zu saugen; nicht nur aus Statuten (diese Kunst war nicht neu), sondern aus Institutionen und beglaubigten Regierungen. Es ist die Kunst, Politik mit dem Gesetz zu durchdringen, ohne dabei das Gesetz durch die Politik zu verfärben. Andere Nationen besaßen geschriebene Verfassungen, aber keine andere Nation hat je eine geschriebene Verfassung von so seltsam gedrängtem Inhalt mit einem so gesunden gesetzlichen Bewußtsein und einem so starken nationalen Zielbewußtsein erfüllt. Mit der Kunst spitzfindiger Dialektik wäre mit unserer Verfassung leicht fertig zu werden gewesen, aber Webster und Marshall taten viel mehr und viel besseres. Sie bettachteten das Grundgesetz als ein organisches Produkt, sahen in ihm ein Werkzeug des Lebens und zugleich eine Grundlage der Autorität; und um dies darzulegen, beschädigten sie keine Masche des großen Gewebes. So erweiterten sie das Gesetz, ohne seine Struktur oder Autorität zu erschüttern, und bereicherten damit sowohl die Staatskunst als die Rechtswissenschaft. Unsere große Literatur der Entscheidungen und Kommentare auf dem Gebiete des Verfassungsrechtes ist Amerikas Beitrag zu der Geschichte der Rechtswissenschaft. John Marshall entrang diesem Stoff neue Formen, Webster breitete ihren weiten Schatz an Grundsätzen über unsere nationale Politik und durchforschte das Verhältnis der Gesetze zum politischen Leben. Die beiden Männer erscheinen vor der Welt als die Gestalten von zwei großen nationalen Repräsentanten: als zwei große Amerikaner.

Die besondere nationale Eigentümlichkeit und Größe dieser Männer werden noch klarer, wenn man sie Männern wie John Adams und John C. Calhoun

gegenüberstellt, deren Größe nicht national war. John Adams vertritt ein Element unseres nationalen Charakters und er vertritt es würdig und in seltener Kraft und Größe. Er war ein ausgesprochen puritanischer Staatsmann und die puritanischen Einflüsse haben auf unser ganzes nationales Leben abgefärbt. Wir verdanken ihnen Kraft, Zähigkeit und einen Teil unserer steten moralischen Ziele. Aber inmitten des raschen Wachstums und der überquellenden Ausbreitung der Nation war dies nur ein Element unter vielen. Das puritanische Blut wurde mit vielen anderen Strömungen durchtränkt. Der starre puritanische Charakter wurde durch den Zufluß liebenswürdigerer und hoffnungsfroherer Elemente gelockert. Als diese Menschen vom Schlage John Adams, in ilbereinstimmung mit dem Drang ihres Wesens, enger, strenger, bitterer und unduldsamer wurden und ihr neues Ideal in John Quincy Adams verkörperten, verloren sie die Sympathie, ja sogar die Duldung des Volkes. Die nationale Wahl tat den unvermittelten Sprung von dem Puritanerpräsidenten zu Andrew Jackson, zu einem Manne, der, in eigener Prägung, die Wesenszüge des rauhen ursprünglichen Amerikaners aus dem Herzen des Landes verkörperte. John Adams war kein sehr annehmbarer Präsident gewesen. Er besaß keinen nationalen Optimismus und konnte Menschen nicht verstehen, die ihn besaßen. Er besaß nicht die charakteristische Anpassungsfähigkeit des delokalisierten Amerikaners und war am Hofe von St. James in seiner Steifheit eine ein wenig komische Figur, wie ehrenhaft und imposant er auch fein mochte. Sein Wesen — es wird ohne Mangel an Respekt gesagt — war provinziell. Er war unzweifelhaft ein großer Mann, aber feine Größe entstammte der Gemeinde und nicht dem Reich.
Auch Calhoun war ein großer Provinziale. Er war ein Riese, aber er hatte nicht das Herz, seine Riesenkraft nationalen Zwecken nutzbar zu machen. In seiner Jugend erhaschte er allerdings etwas von der weitherzigen Begeisterung für nationale Ziele, sie lagen damals in der Luft; und sein ganzes Leben hindurch bewahrte er mit einem wahrhaft ergreifenden Ernst seine Liebe für dieses sein erstes Ideal. Aber als die Rechte und Interessen seiner Gegend mit den freiheitlichen und kühn aufbauenden Auslegungen der Verfassung nicht übereinzustimmen schienen, schied er aus der Reihe der Ratgeber der Nation aus und widmete die ganze Kraft seines ungewöhnlichen Geistes der Aufgabe, das Denken und die Macht der Nation in die engen Grenzen einer wörtlichen Deutung der Gesetze einzudämmen. In der Macht logischer Argumentation steht er auf einer Stufe mit Webster und Marshall: Rechtsprobleme behandelte er gleich' ihnen als ein Meister. Und er besaß dazu noch Einblick in die Grundsätze und das Wesen der Freiheit. Sein Denken bewegte sich beredt rings um die ältesten und sichersten Kreise englischen gouvernementalen Denkens. Die Philosophie der Politik verdankt ihm wertvolle Beitrage. Sein Denken wurde nicht diskreditiert, weil es innerhalb seiner Grenzen nicht etwa theoretisch unanfechtbar gewesen

wäre, sondern es wurde verneint, weil sein praktisches Ergebnis eine Negation war, die das ganze Streben der Nation hemmte. Er hätte die Nation aufgehalten, hätte ihr ein altes Gleichgewicht bewahrt, das einstmals normal war, jetzt aber unmöglich aufrecht erhalten werden konnte. Webster und Marshall errangen innerhalb des nationalen Lebens der Macht der Wandlung Freiheit, machten das Gesetz zu einem Führer, nicht zu einem Verbot; zu einem lebendigen Wegweiser, aber nicht zur blinden straffen Disziplin. Calhoun wollte das Gesetz wie eine Barriere quer über den Weg der Politik legen und dem Leben der Nation Stillstand gebieten. Die Kraft, die er dabei entfaltete, seine geistige Macht und seine Gewandtheit verleihen ihm den Anspruch, groß genannt zu werden; aber sein Ziel war nicht national. Sein Streben galt nur einem Bruchteil des Landes. Und das machte ihn — wieder sei es mit allem Respekt ausgesprochen — zu einem großen Provinzialen.

Iefferson war kein ganzer Amerikaner, weil der Einfluß französischer Philosophie sein ganzes Denken durchtränkte und schwächte. Benton war seinem Blut nach ganz amerikanisch, aber er hatte seine natürlichen Anlagen und Neigungen unter der Last einer formlosen und unverarbeiteten Gelehrsamkeit verschüttet. Indes er im Westen, wo alles neu war, aufwuchs, füllte er sein Gehirn mit dem Inhalt von Büchern (offenkundig recht armseligen Büchern), die das Ideal von Gemeinschaften verfochten, in denen alles alt war. Wenn er im Senat der Vereinigten Staaten faß, dachte er an den römischen Senat. Wenn er sprach, verkörperte er klassische Gestalten: auf einer Bühne, auf der sowohl ihre Tracht wie ihr Handeln grotesk erscheinen mußten. Er war ein pedantischer Grenzer und lebendiger pompöser Spießglanz. Die Natnr hatte ihn dazu ausersehen Amerikaner zu sein, aber er vereitelte den Plan, als er sein Wesen mit einem höchst ungeeigneten Prunkgewande flacher und belangloser Belesenheit behängte. Iefferson war ein unvergleichlich größerer Mensch, aber unamerikanisch war auch er. Er brachte ein ausländisches Gedankenprodukt auf einen Markt, auf dem für diese Ware keine natürliche und keine wünschenswerte Nachfrage vorhanden sein konnte. In ihm waltet nicht wie etwa in Benton ein unvereinbarer Widerspruch; er war von Natur und durch Selbsterziehung ein philosophischer Radikalist; seine Lektüre und sein Temperament paßten zueinander. Dieser Mensch ist einheitlich vom Scheitel bis zur Sohle. Und man erkennt in ihm auch ziemlich deutlich den Amerikaner, trotz der starken, alles beherrschenden fremden Zutaten in der Aufmachung. Er war von Natur dazu geschaffen, Menschen zu führen und zu behandeln, nicht weil er befehlend und herrisch war, sondern dank einer angeborenen Klugheit, dank seinem Takte und seiner Weisheit, dank einer angeborenen Kombinationsgabe, wie sie lebendiger kein Franzose je in der Behandlung einfacher Leute bekundet hat. Um Ieffersons Wesen wehte zudem ein Hauch von Ländlichkeit; nicht Ehrgeiz oder etwa nur

die Liebe zur Macht ließen ihn demokratisch werden. Seine unbeschränkte Gastfreundlichkeit, seine fast leidenschaftliche Liebe für die einfache Ausgeglichenheit des ländlichen Lebens, seine unerschütterliche Hingabe an alles, was er für die Sache des Volkes hielt: all das macht ihn zu einem echten Demokraten und zum Amerikaner. Aber fremd und unamerikanisch ist seine spekulative Philosophie, die seinem ganzen Denken eine falsche und gekünstelte Note gibt. Er war unamerikanisch, als er abstrakt, sentimental und rationalistisch war, anstatt praktisch zu sein. Daß er das ehrlich für notwendig hielt, braucht nicht bezweifelt zu werden; aber je ehrlicher er sich diesen Strömungen hingab, um so gründlicher wurde er unamerikanisch. Seinen Schriften fehlt das harte und praktische Denken. Bei uns ist die Freiheit kein Gefühl, sondern ein Erzeugnis der Erfahrung; ihre Abstammung ist nicht rationalistisch, sondern praktisch. Sie ist ein hartköpfiger Geist der Unabhängigkeit, aber nicht das Ergebnis eines Vernunftschlusses. Die stark mit Kohlensäure gesättigten Eigenschaften der Ieffersonschen Grundsätze verleihen ihnen einen Hauch von Unaufrichtigkeit, der ihnen nur anhaftet, weil sie sich dem Klima des Landes und dem wirklichen Aussehen der Dinge nicht anpassen können, nicht aber, weil sie dem Wesen Ieffersons und der Atmosphäre der abstrakten Philosophie schlecht entsprächen. Weil sie und ihr philosophisches Gerüst mit seinem Wesen und Charakter übereinstimmen konnten, deshalb müssen wir ihn einen großen Mann nennen, nicht aber einen großen Amerikaner.
Durch die freimütige Betrachtung solcher konkreter Fälle können wir, verneinend und bejahend, unseren Katechismus des Amerikanertums entwerfen. Der amerikanische Geist ist etwas mehr als der unvordenklich alte, sächsische Freiheitsgeist, aus dem er hervorging. Er wurde durch die Umstände gezüchtet, unter denen wir durch Jahrhunderte unsere großen Aufgaben förderten; jene materielle und ideale Aufgabe, eine Wildnis zu erobern und die weiten Strecken eines gewaltigen Weltteils zu einem einheitlichen freien und dauernden Staatswesen zu machen. Dieser Geist ist also vor allem ein Geist der Hoffnung und des Vertrauens. Er ist fortschrittlich, optimistisch fortschrittlich und ehrgeizig nach Gegenständen nationalen Wollens und nationalen Vorteils. Er ist unpedantisch, linprovinziell, unspekulativ, unwählerisch; er achtet die Gesetze, aber er achtet sie, weil er sie handhabt, nicht weil er durch sie gehandhabt oder durch irgend einen Formalismus beherrscht wird. Er ist ein unverfeinerter Sinn, denn er strotzt von roher Kraft; aber er wird durch große und weitherzige Motive bestimmt und ist oft so duldsam wie entschlossen. Kein einzelner Mann, solange er nicht Lincoln heißt, hat sich bisher groß und vielfältig genug erwiesen, um alle Eigenschaften dieses wirkenden und herzhaften Geistes zu verkörpern; aber die Männer, die zu engherzig oder zu spekulativ oder zu pedantisch waren, um diesen Geist zu verkörpern, haben trotzdem zu der starken und bewegten Vielfalt unseres nationalen Lebens Kostbares beigetragen, haben es in seinen Trieben und in seiner Tatkraft be-
ll

reichert und erweitert. Die Eigenschaften dieses Geistes bleiben auch dann bemerkenswert, wenn sie vereinzelt und verschieden bei verschiedenen und einzelnen Männern auftreten.
Einer der ersten Männer, der mit einem unverkennbaren Zug von Größe und Adel diesen amerikanischen Geist verkörperte, war Benjamin Franklin. Es war für Amerika charakteristisch, daß dieser Selfmademan Gelehrter wurde, ein Begründer philosophischer Gesellschaften, ein angesehener Mann der Wissenschaft. Und charakteristisch für Amerika ist, daß seine Lebensphilosophie so heimatlich wurde, so praktisch in ihren Grundsätzen, und daß sie mit soviel scharfem Witz vorgetragen wurde. Ein Landstrich war sein Geburtsort; und ein anderer wurde sein Heim. Von Anfang an begünstigte er wirklich« politische Einheit unter den Kolonien, er spielte bei der Aufrichtung nationaler Unabhängigkeit und bei den Entwürfen nationaler Organisierung eine kluge und wirksame Rolle; und er vertrat seine Landsleute als Diplomat in der Fremde. Sie hätten keinen Vertreter finden können, der mehr Züge ihres Wesens verkörpert hätte: Franklin war eine Art Multi'pel-Ameri'kaner. Er war vielseitig, ohne der Gründlichkeit zu ermangeln; er war ein praktischer Staatsmann, ohne darum aufzuhören, ein weiser Philosoph zu sein. Er kam aus dem Volke und war demokratisch; aber er hatte sich aus der allgemeinen Masse namenloser Menschen emporgeschwungen und trat für den demokratischen Grundsatz ein, nicht den der Gleichheit, sondern den Grundsatz der ringenden Selbsterwählung. Man hat das sichere Gefühl, daß Franklin in jedem Punkt des nationalen Lebens, in den ihn sein Schicksal verwiesen haben könnte, seinen Platz ausgefüllt und erfolgreich ausgefüllt hätte. Und er würde die letzte und charakteristische Probe des Amerikanismus bestehen: er wäre ein erfolgreicher Grenzer gewesen, wäre imstande gewesen, die Art zu führen und von dem gefällten Baumstamm herab Justiz zu üben.
Washington erscheint daneben kaum als der Amerikaner, als den ihn die meisten seiner Biographen hinstellen. Er ist zu farblos, zu kalt, zu vorsichtig. Er erscheint eher als ein weiser und leidenschaftsloser Herr Allwürdig, der eine Nation unterweist, wie er eine Gemeinde unterweisen würde, aber nicht wie ein Mann, der Staaten aufbaut und inmitten einer Wildnis eine Nation befehligt.
Aber der wirkliche Washington war nicht weniger Amerikaner wie Jackson und Lincoln. Was wir an ihm als einen Mangel an Leidenschaft empfinden, waren nur die Zurückhaltung und die Selbstbeherrschung, die in Virginien einem Manne seines Standes und seiner Erziehung selbstverständlich und natürlich waren. Aber er war kein Salonpolitiker. Er hatte die Grenze gesehen und noch weit darüber hinaus die Landstrecken, wo die Forts der Franzosen lagen. Er kannte das rauhe Landleben wie wenige. Seine Gedanken wohnten nicht in Mount Vernon. Er erkannte Schwierigkeiten genau und begegnete ihnen mit einer so ruhigen Meisterschaft wie Wilhelm der Schweiger. Dieser ruhige, gradlinige, hochherzige Mann,

der die westlichen Gebiete kartographisch aufnahm, die natürlichen Land- und Wasserstraßen im Herz des Festlandes aufzeichnete, die Schwerpunkte französischer Macht erkundete und die Politik entwarf, die sie brechen sollte; der Bradock beriet, wie man in die Wälder eindrang, aber ihn nicht verließ, weil der den Rat nicht annahm; der Schritt um Schritt, in geduldigem Briefwechsel mit allen einflußreichen Männern, die Versammlungen, Beratungen und Beschlüsse vorbereitete, die schließlich zu der großen konstitutionellen Konvention führten; der Mann, dessen Pläne stets ebenso dem ganzen Land wie Virginien galten, der über die Errichtung und Organisation der Unionsregierung präsidierte, der in allen Stunden der Gefahr stets das beste Werkzeug des nationalen Lebens war: er ist gewiß ein großer Amerikaner. Jene Worte, die er inmitten der ersten Zweifel der Konvention äußerte, können, wo immer Menschen reden, als ein Wahlpruch für das beste freiheitliche Streben gelten: „Laßt uns einen Richtstab aufstellen, an dem die Weisen und die Ehrlichen eine Stütze finden; der Ausgang liegt in Gottes Hand."

Henry Clay ist ein Amerikaner reinsten Wassers. In seiner Generation gab es keinen andern, der soviel rein amerikanische Züge in einer Persönlichkeit vereinigte. Jene einzigartige und fast unwiderstehliche Anziehungskraft, die er auf Männer jeden Standes und jeden Temperamentes ausübte, entsprang nicht den Künsten eines Politikers, sondern der spontan erwachsenden Sympathie zwischen ihm und seinen Landsleuten. Auf Fremde scheint er nicht den gleichen Zauber ausgeübt zu haben. Ihr Empfinden ihm gegenüber war das gleiche wie das einiger Neuengländer: er erschien ihnen als nur selbstverständlich, er erschien ihnen zu freimütig und zu ehrlich, um aufrichtig sein zu können, kurz, ein wenig als ein Charlatan. Keiner, der sich wirklich die Mühe nimmt, Henry Clay zu verstehen, und keiner, der temperamentvoll genug ist, um mit ihm zu sympathisieren, wird ihn je für unaufrichtig halten. Was ihn bisweilen unbeständig erscheinen läßt, ist die merkwürdige Verknüpfung zwei verschiedener Elemente in seinem Wesen. Sein Naturell war westlich, von den frischen Winden der Angriffslust durchweht, war etwas ungestüm und herausfordernd; seine Kunst aber stammte aus dem Osten, verfügte über weiche und überlegte Worte, gemahnte an alte und verehrte Ideale, wich Kompromissen nicht aus und suchte vernünftige Anpassung. Er verfügte über die ganze Gewandtheit eines erfahrenen und kunstfertigen Politikers, der aus einer alten und sensitiven Gesellschaft hervorgegangen ist; aber seine Ziele stürmten frei vorwärts und warfen vorsichtige Einschränkungen ab. Seine wirklichen Ideale waren die eines etwas geschwollenen Amerikanismus, der die Grenzen immer weiter nach Westen stieß, der sich fähig fühlte, alles zu vollbringen, was er unternahm, der konventionelle Bedenken verachtete und einem ungewissen aber prächtigen „uorausbestimmten Schicksal" mit lusterfülltem Hurra gehorchte. Seine Absichten waren aufrichtig, wenn auch oft

plump und ununterrichtet; nur weil die feinen Künste der Politik mit dem unmittelbaren Schwung und dem stolzen Geist dieses Menschen schwer vereinbar schienen, nur darum konnten sie etwas wie Unaufrichtigkeit in seine äußere Erscheinung tragen. Er ist ein echtes Abbild des zwiespältigen Amerika seiner Tage, eine Verkörperung jenes Amerika, das aus einem vorwärtsstürmenden, trotzig dreinschlagenden Westen bestand und zugleich aus einem Osten, der bremste, der für den Frieden fürchtete und nachdenklich und überlegt den Lehren der Vergangenheit lauschen wollte. Der einen Hälfte sollte gedient werden, ohne die andere zu beeinträchtigen: und das war die Vermittleraufgabe Henry Clans.

Andrew Jackson war ganz aus dem Westen. Seine Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit sind niemals ernstlich bezweifelt worden; und sein Amerikanertum ist jedenfalls unbestreitbar. Er war wie Henry Clay, doch ihm fehlte die soziale Phantasie des Redners und die Kunst und Geschicklichkeit des Politikers aus dem Osten. Er stürmte durch unsere nationale Politik wie ein Zyklop aus den Prärien des Westens. Amerikaner von heute erschauern, wenn sie nur an Jackson zurückdenken. Er erscheint ihnen wie ein großer Vandale, der mit Institutionen und mit einer erprobten und festgesetzten Politik Fangball spielte und sein Wirken wie ein moderner Erwerbspolitiker diskreditiert. Aber ob wir ihn heute als gleichgeartet anerkennen oder nicht: die Männer seiner Zeit begrüßten ihn mit Begeisterung. Er brauchte ihnen nicht erst erklärt zu werden. Sie sammelten sich um seine Persönlichkeit wie Leute, die endlich nach langer und mühseliger Bedrückung frei geworden sind und nun, da sie freie Wahl haben, einem Manne ihresgleichen folgen. An der frischen Unmittelbarkeit seiner Anhängerschaft kann kein Zweifel walten. Er war der neue Typus der Tatkraft und des Selbstvertrauens, der sich außerhalb der Staaten, die einst Kolonien gewesen, formte. Es war eine furchtbare Tatkraft, sie drohte fast mit nackter Zerstörung vieler mühsamer Errungenschaften, die uns von der Vergangenheit überliefert worden waren; es war ein gefährliches Selbstvertrauen, das sich mehr auf die rohe Kraft als auf Klugheit stützte. Ohne schwere Erschütterungen und Schäden kam die Regierung nicht an diesem Signal vorüber, das das Erwachen eines neuen nationalen Geistes ankündigte. Aber es war keine Krankheit. Es war nur eine unvorsichtige überquellende, trunkene Kraft, die gefährlich wurde, weil sie zu jedem gewagten Versuche stets bereit war. Es war notwendig, daß dem Westen Einfluß und Teilnahme an der Führung unserer Geschäfte eingeräumt wurden; es war sogar notwendig, daß dem Westen sein Anrecht auf die Führerrolle bestätigt wurde. Das geschah ohne Geschmack, aber das gibt kein Recht zur Verurteilung. Seit jenem plötzlichen Einbruch haben wir uns gewiß verfeinert, haben die ungezügelten Einflüsse jener etwas rohen Zeit geschult und gebändigt und sie sind heute ungleich sicherer als damals; aber von Anfang an haben sie unser Blut gewaltig aufgestachelt und bereichert. Jetzt, da wir diese Jackson'sche Umwandle

lung durchlitten und überwunden haben, sind wir bereit, ihn als eine radikal-amerikanische Erscheinung zu würdigen.

Trotzdem ist Lincoln eher als Jackson der größte Amerikaner unserer Geschichte. In Clan stießen Osten und Westen aufeinander, ohne sich zu verschmelzen und Harmonie zu gewinnen; er erscheint wie zwei Menschen. In Jackson war auch nicht die Spur einer Mischung, er war aus einem Guß und für manche Teile des Landes schlechthin unannehmbar: ein. Staatsmann von der Grenze. In Lincoln aber haben sich die Elemente gegenseitig durchsättigt, sie sind Harmonie geworden. Das Merkwürdigste an der wunderbaren Laufbahn dieses Mannes ist die Art, wie er langsam und stetig in eine nationale Gestalt hineinwuchs. Er begann als ein formlos plumper Bursche, als das Erzeugnis eines harten, primitiven Milieus; aber als er heranwuchs, formte sich alles, entwickelte und bereicherte ihn und wandelte ihn um. Dieser Prozeß vollzieht sich langsam, aber stetig und ohne Brechungen. Er war zum Präsidenten erst dann geeignet, als er wirklich Präsident wurde. Dann aber war er geeignet, weil er im Lehrgange seines Lebens gelernt hatte, wieviel man lernen kann; und weil er noch eine unbeschränkte Fähigkeit des Lernens besaß. Seine Ohren vernahmen stets die ruhigen Stimmen des Empfindens und das leise Murmeln der Entschlossenheit, die flüsternd durch das Land zogen; er vernahm sie, indes andere nichts hörten als ihre eigenen Worte. Er blieb stets ein einfacher Mann: das war die Quelle seiner Kraft. Aber er war ein einfacher Mann von Genie, er besaß einen genialen Sinn für alles Amerikanische, einen genialen Einblick in das Denken der Allgemeinheit, und er beherrschte die Fundamente der Politik, die auf der menschlichen Natur ruhen und auf Verfassungen kaum mehr als deren Schatten werfen; er hatte Verständnis für die praktische Kleinigkeitskrämerei, die mit jeder Geschäftsführung verbunden ist; er konnte Menschen beurteilen und Gründe gelten lassen. Jackson besaß keine soziale Phantasie; keine fremde Gemeinschaft konnte je auf ihn Eindruck machen. Sein ganzes Wesen wurde schon in der Jugend steif und hart, es konnte später keine neue Formen mehr annehmen, war wandlungsunfähig geworden und nicht mehr tiefer zu beeinflussen. Lincoln aber war gleichsam stets im Werden und stets im Wachsen; er wäre unfertig gestorben, wenn die furchtbaren Stürme des Krieges ihn nicht in vier Jahren soviel gelehrt hätten, als ihn unter anderen Umständen 20 Jahre kaum zu lehren vermocht hätten. Und welch prachtvolle Gestalt ist er in seiner vollendeten Männlichkeil am schwersten Steuer der Christenheit! Das ganze Land ist in ihm verkörpert; die harte ungebrochene Kraft des Westmannes, die durch Schlauheit und einen weichherzigen menschlichen Humor gemildert erscheint; der Konservatismus des Ostens, der über die Gesetze wacht und den strengen Geboten der Pflicht treu bleibt. Er verstand sogar den Süden, wie ihn zu jener Zeit kein Mann aus dem Norden verstehen konnte. Er achtete den Süden, weil er dessen Betrachtungsweise der Verfassung verstehen, wenn auch nicht teilen konnte; er würdigte den

unerbittlichen Zwang, den die Vergangenheit dem Süden bei Beurteilung der Sklavenfrage auferlegt hatte; und er hätte dem Süden nach dem Abschluß des Kampfes sofort und so schnell als möglich das Recht der Selbstregierung wiedergegeben. Den Politikern des Ostens mußte er wie ein Zufall erscheinen, aber der Geschichte erscheint er wie eine Vorsehung.

Grant war Lincolns geeignetes Werkzeug, ein großer amerikanischer General, ein Produkt von West-Point. Er war ein Mann aus dem Westen, besaß keine Vorstellung von politisch getrennten Staatswesen und war instinktiv für die Union; als Mann aus dem Volke betrachtete er sich selbst stets nur als ein Werkzeug, nie als einen Meister; er vollbrachte sein Werk ungestüm, aber ohne Hintergedanken; er war ein derber, eigensinniger, schweigsamer Mensch, im Denken und im Geiste eine Art schweigsamen Lincolns. Aber eine tiefere Anregung der Phantasie geht von ihm nicht aus; ihn umschwebt eine Art einfacher Größe, große Gaben vermählen sich seltsam mit einer großen Mittelmäßigkeit; aber diese Eigentümlichkeiten machen ihn umso mehr zum Amerikaner: er war national in seinem Empfinden, gründlich in seiner Methode und beherrscht in seinen Zielen.

Und doch ist es kein Widerspruch, wenn gesagt wird, daß auch Robert E. Lee ein großer Amerikaner war. Er kämpfte auf gegnerischer Seite, aber er kämpfte in gleichem Geiste; und er kämpfte für einen Grundsatz, was in gewissem Sinne kaum weniger amerikanisch ist als das Prinzip der Union. Er verkörperte den Gedanken von der natürlichen Abgeschlossenheit der Selbstregierung. Das war kein Prinzip der Trennung; jener Grundsatz forderte für die verschiedenen selbstregierten Teile der Union ein Recht, nationale Fragen unabhängig zu beurteilen; es war der Widerstand gegen die Bundesregierung, die alle Teile der Gesamtheit zwangsweise anzupassen strebte. Lee glaubte nicht an eine Sezession, aber er glaubte an die lokale Verwurzelung der Einzelregierungen. Das ist im Grunde eine englische Idee; aber sie empfing eine charakteristisch amerikanisch« Auslegung. Es ist die Kehrseite der allgemein sichtbaren Seite des Unionswappens; es ist eine Kehrseite, die seit dem Kriege zu oft übersehen und verdunkelt worden ist. Sie betrachtet den einzelnen Staat als eine Gemeinschaft, die durch die engsten Bande geknüpft ist, sie betrachtet ihn als die erste Heimat und gewissermaßen als die Pflegemutter jedes Menschen, der in die Nation eintritt. Lee sah sich als das Mitglied einer dieser großen Familien an; er konnte sich die Nation nicht vom Einzelstaat getrennt denken, und vor allem konnte er nicht in der Nation leben, wenn er darum von seinen Nachbarn getrennt sein sollte. Seine eigene Gemeinschaft sollte sein politisches Schicksal und seine Pflicht bestimmen.

Und das war auch der Geist Patrick Henrys und Sam Houstons; beide Männer stimmten in den Hauptzügen ihres Wesens überein. Patrick Henry widerstrebte der Bildung der Union nur darum, weil er fürchtete, die lokale Verwurzelung der Selbstregierung könne gestört werden; er fürchtete, die Macht so

weit ausgebreitet zu sehen, daß den Nachbarn eine Überwachung unmöglich würde. Das war kein unloyaler oder separatistischer Geist, sondern nur ein eifersüchtiger Geist der Freiheit. Sam Houston hatte außerdem von dem Charakter, den eine Gemeinschaft sich selbst geben müsse, eine so hohe Vorstellung, daß er wollte, daß eine einmal gebildete Gemeinschaft aus sich selbst heraus die größeren nationalen Verbände beurteile, die ihre Freiheit und ihren Fortschritt sichern sollten. Ohne eine derart intensive Freiheit hätte es keine wirkliche nationale Freiheit gegeben. Sam Houston, Patrick Henry und Robert Lee sind nicht weniger große Amerikaner, weil sie nur einen einzelnen entscheidenden Charakterzug des nationalen Lebens verkörperten. Selbstregierung birgt wie ihre Harmonie auch ihre inneren Widersprüche.

Unter den Schriftstellern ist Lowell zweifellos der ausgeprägteste Amerikaner, wenn auch Curtis in unserer Liste einen Platz beansprucht. Lowell war selbstbewußt, obgleich höchste Größe das nicht ist; er war dabei auch ein wenig zu „smart", und in der großen Literatur gibt es keine „Smartneß". Aber Selbstbewußtsein und Smartneß müssen wir als amerikanisch gelten lassen; und Lowell war so anpassungsfähig, so fein gebildet, so weitherzig und in den Zielen seiner Neigungen so bewundernswert, daß wir ihn nicht übersehen dürfen.

Man braucht nicht zu fürchten, daß wir in der Literatur mit Lowell aufhören müssen oder mit irgend einem anderen der Männer, die sich im Reiche der Leistungen einen Namen gemacht haben. In Zukunft werden wir nicht mehr mit einzelnen Typen des Amerikanertums zu rechnen haben. Die Grenz« des Westens ist dahin: sie hat den stillen Ozean erreicht. Das Land wird immer schneller gleichartig. Und zugleich wird es bunter und vervielfältigt alle Lebensformen. Der Vertreter eines lokalen Typus kann nicht mehr in großen Zusammenhängen nationale Fragen behandeln. Die großen Männer unserer Zukunft werden von einem zusammengesetzten Typus von Größe sein: herzhaft, hoffnungsvoll, dem Werte der Freiheit vertrauend, zähe Anhänger der tieferen Grundlagen amerikanischer Einrichtungen; aber die alte Tollkühnheit wird geschult und gebändigt sein und der Instinkt durch Wissen gezügelt werden. Ihre Klugheit wird erwachsen sein und die Klugheit des Jünglings abstreifen. Dann werden nnr alle nur eines Geistes sein, dann werden unsere Ideale gefestigt, unsere Absichten ausgeglichen, unsere Nationalität vollständig und übereinstimmend sein; dann wird unsere große Literatur kommen: und mit ihr unsere größten Männer.

Sultan Abdul Hamid II.:
Gedanken und Erinnerungen.
Tagebuchblätter, herausgegeben von A l i Va h b i B e n.
III. Teil.
Jnnere Politik.
Der starke „kranke Mann".
Unser Osmanisches Reich ist schwächlich geworden — durch sein übergroßes Wachstum! Wir kranken an dem Tohuwabohu unserer Nationalitäten, und wehe den Törichten, die da glauben, daß uns durch Gewaltkuren zu helfen ist — durch solche wird unser Reich zu Tode kuriert! Wir gleichen einem über die Ufer getretenen Bergstrom. Man braucht kein Geschichtsphilosoph zu sein, um festzustellen, daß der Rückgang unserer türkischen Nationalkraft nur ein scheinbarer ist. Seitdem wir bis Wien vordrangen, bröckelte nach und nach von unserem Reichsbau eine Provinz nach der andern ab, aber es handelte sich hier um einen durchaus natürlichen Prozeß. Ein verhältnismäßig so kleiner Volksstamm wie der unsrige konnte alle diese Länder auf die Dauer nicht behaupten. Ich beklage es nicht, daß wir die schwierig zu regierenden Balkanländer, welche uns unsere Volkskraft aussogen, verloren haben. Je schneller wir uns nach rückwärts konzentrieren und uns sammeln, desto schneller wird der Zustand unserer Schwäche und unsere „Krankheit" überwunden sein. Europa wird sehen, daß der verspottete „kranke Mann", hat er sich erst wieder von innen heraus erholt, ein „starker Mann" ist.
Offiziers-Ausbildung im Auslande.
Mein Freund, der deutsche Kaiser, lobt die Fortschritte unserer Offiziere, welche in Deutschland lernen. Ich fürchte nur, der Kaiser irrt sich, denn nach dem Spezialbericht meines Berliner Botschafters sieht es mit dem Studium dieser jungen Herrn recht dürftig aus; nur wenige geben sich redlich der Arbeit hin. Glänzend sind in der Tat die Urteile, welche ihre Vorgesetzten, die preußischen Kommandeurs, über sie fällen. Zuversichtlich weiß ich, daß man dort bei ihrer Beurteilung ein Auge zudrückt, vielleicht auch alle beide. Viel Geld kostet es, wenn unsere jungen Paschasöhne preußische Militärwissenschaft „studieren", aber dem Auslande gegenüber sieht es gut aus. Einmal bildet man sich ein, daß wir kein Opfer scheuen, unsere Armee auf der Höhe zu erhalten, und dann schmeichelt es unseren deutschen Freunden. Die alten Tugenden der Osmanen, Einfachheit und Enthaltsamkeit, gehen unseren Jünglingen in Deutschland leider nur zu oft verloren — Unmoralität, Sekttrinken usw., das lernen sie, als aufgeblasene

Stutzer kommen sie zurück, blicken hochmütig auf ihre Kameraden, auf die alten erprobten Generäle und schimpfen auf unsere Sitten. Osman Pascha hatte keinen preußischen Drill erlernt und war doch ein geschickter, tüchtiger General. Was hilft die Theorie, die Taktik der Bücher — ein gesunder Menschenverstand ist neben Mut und Zähigkeit im Kriege die Hauptsache, dann aber vor allem ein fester, rechtschaffener Glaube an Allah. Das erst macht den guten Soldaten!

Konstitution.

Was kann ich von Männern, welche solch Entsetzliches angezettelt haben, erwarten? Soll ich Vertrauen haben zu Leuten wie Midhat, Ruschdi oder Mahmud-Damad und Nouri-Damad, welch' letztere dazu beide Schwiegersöhne meines Onkels Abdul-Azis sind? Ist es nicht ein Possenspiel, wenn mir diese Menschen schmeichelnd den „unsterblichen Ruhm" anhängen wollen, dem Reiche eine Konstitution zu erteilen, um damit „den Triumph der Zivilisation im Osmanenreiche herbeizuführen?" Nun, mit den Wölfen muß man heulen! Ich selbst muß wohl oder übel an meine hohe Mission glauben, die ich durch Eröffnung des osmanischen Parlaments (am 7. Zilhidje t293 — 23. Dezember 187N) und durch Verkündigung der Konstitution zu erfüllen habe!

Innere Kolonisation.

Um die menschenleeren Gaue unseres Reiches zu bevölkern, tut uns eine vernünftige Einwanderung not, aber eine solche der Juden können wir nicht mehr gebrauchen (es handelte sich um Rothschild'sche Besiedelungspliine in Palästina). Die Zeiten sind vorüber, da wir uns durch Hereinnahme fremder Religionsangehöriger Pfähle ins eigene Fleisch trieben. Nur unsere eigenen Volks- und Religionsgenossen können wir innerhalb der Grenzen unseres Staates dulden. Wir müssen darauf bedacht sein, die Kraft des türkischen Elements zu vermehren; den zurückflutenden Strom der mohammedanischen Grpansion müssen wir aus Bosnien und der Herzegowina, ebenso aus Bulgarien planvoll zurücklelten. Diese Kolonisation ist für uns eine Lebensfrage. Es gilt durch solche Einwanderung nicht nur die Nationalkraft, sondern auch die Steuerkraft des Reiches zu beben. Wir müssen so viel wie möglich das mohammedanische Element ln Rumelien, dann aber ganz besonders in Klein-Asien stärken; vornehmlich müssen wir uns hier die Kurden assimilieren. Der größte Fehler meiner Vorgänger auf dem Throne Osmans war, daß sie versäumten, die slavischen Elemente in unseren europäischen Staaten zu osmanisieren. Eine schwierige Aufgabe allerdings! Leichter ist es mit den Griechen und Armeniern. Viel Blut von diesen rollt in unseren Adern; aber Gott sei Dank, unser Lebenssaft hat die Oberhand behalten!

Gegen das Bureaukratentum und den Lurus.

Unser Sal-name (Staatshandbuch) für das Jahr 1313 ist erschienen. Es erfordert geradezu ein Studium, man findet sich bei der Unmenge der Zivilgrade nicht mehr zurecht; auch unsere Uniformen haben soviel Abzeichen und Goldtressen, daß man sich schwer auskennt. Ich freue mich immer, daß einige meiner Minister, selbst bei den feierlichsten Anlässen, stets im einfachen Stambulin (schwarzer Oberrock) erscheinen. Für sie gilt als höchste Würde Wissen und Gerechtigkeit. In unserem Lande, in welchem schon die Religion unbedingte Gleichheit aller verkündet, sollten wir danach streben, einfach zu sein, wie in täglicher Nahrung, so auch in der Kleidung. Ich selbst gehe wahrlich mit gutem Beispiel voran. (In der Tat war der schwarze Oberrock, auch bei Festen, des Sultans stete Kleidung, wie er auch sehr einfache Kost für sich selbst liebte.) Jämmerlich ist es, daß meine Paschas so ganz und gar nicht für Einfachheit zu haben sind. Ich will da nicht in ein Wespennest fassen. Aber unerhört ist es, daß unsere Großen so unerschwingliche Gehälter beziehen. (Bemerkt sei, daß der Großvezir 330 000 Franken, der Marineminister 414 000 Franken, die anderen Minister 330 000, der Finanzminister 120 000 und der Bergbauminister 138 000 Franken jährliches Gehalt bezogen.) — Wir zählen im Staatshandbuch nicht weniger denn 40 Marschälle und 60 Veziere, 13 Minister, dann 120 Mitglieder des Bala-Grades, 390 des Oula-Grades 1. Klasse, 21 Generaladjutanten, 125 Ehrenadjutanten, 31 wirkliche Adjutanten. Es ist wirklich zu viel; aber so geht's, wenn man allen gut und gefällig sein will. Der Schritt zur alten Einfachheit zurück ist immer sehr schwer. Die kleinen Beamten haben es dagegen sehr schlecht. Die Ärmsten! Wie oft habe ich den Befehl gegeben, daß man sie regelmäßig bezahle. Immer höre ich neue Klagen. Wenn ich diesen Krebsschaden nur zu beseitigen vermöchte!

Die junge Türkei und die Konstitution.

Das Gedächtnis eines Volkes ist nur ein sehr schwaches. — Zur Entschuldigung der mich befehdenden Männer nehme ich an, daß sie die feindselige Politik der Mächte nicht richtig erkennen, daß sie nicht hinter die Kulissen der Diplomatie zu schauen vermögen. Die Männer der „jungen Türkei", welche unter der schwachen Regierung meines kranken Bruders über alle Maßen dreist geworden sind, haben schuld, wenn es uns so schlecht geht. Suawi Efendi in London und Mustapha Fazli in Brüssel kompromittierten unser Reich, indem sie öffentlich den Niedergang der türkischen Rasse sowie den finanziellen und moralischen Ruin unseres Landes proklamierten. Sie haben ihre Ehre verloren, sonst würden sie nicht ihr eigenes Nest beschmutzen. Zia-Bey, mit seiner nationalen Reformpartei, ist ein braver Mann — er will die Christen und Moslems zusammenbringen, um so eine Festigung des Reiches aus eigener Kraft zu bewerkstelligen und eine

parlamentarische Konstitution vorzusehen. Man wirft mir Feigheit vor, man wundert sich, daß ich mich den Reformmännern nicht auf Tod und Leben verschreibe. Man vergißt, was ich Schreckliches durchlebt habe: Erst die Absetzung und der eigenartige „Selbstmord" meines Onkels (Abdul-Azis), dann der Wahnsinn und die Internierung meines Bruders (Murad).

Anatolische Eisenbahn.

Wenn mich jemand als Rückschrittler anspricht und behaupten will, daß ich dem Fortschritt abhold sei, ihn nicht in mein Land hinauslasse, so ist der beste Gegenbeweis: Die Anatolische Eisenbahn.. Kaum hatten wir uns einigermaßen Von den Wunden, die uns der russische Krieg geschlagen hatte, erholt, als ich mit aller Kraft den Eisenbahnbau durch Anatolien in Angriff nahm, deren Endziel ist, Mesopotamien mit Bagdad zu erschließen, um möglichst den Persischen Meerbusen zu erreichen. Dank deutscher Hilfe ist die Anatolische Bahn glücklich vollendet, und die Einnahmen der von dem Schienenweg durchschnittenen Wilajets heben sich von Jahr zu Jahr. Das Getreide, das auf den Feldern sonst verfaulte, findet jetzt guten Absatz; Erze werden — wie beispielsweise die Chromerze meines Kammerherrn Raghib Bey — dem Weltmarkt zugeführt. Anatolien wird einer glücklichen Zeit entgegengehen!

Friedens- und Ruhebedürfnis der Türkei.

Allah schenke uns Frieden und Ruhe! Kein Land gebraucht mehr davon, wie unser osmanisches Reich! Wir wissen, daß unsere Verwaltung mancherlei zu wünschen übrig läßt, daß der Schlendrian unserer Beamten viel dazu beigetragen hat, die unhaltbaren Zustände der ewigen Unruhe in unserem Staate herbeizuführen. Mehr als alles andere jedoch sind es die Intrigen der Mächte, die unseren Ruin herbeiführen! Jahraus, jahrein beunruhigen sie uns, von einem Aufstand treiben sie unsere Völker in den andern. Was könnten wir mit den vielen Millionen, die da alljährlich nutzlos verloren gehen, Gutes schaffen! Haben uns die Mächte je Ruhe und Zeit gelassen, um unser weitläufiges Staatsgebäude richtig auszubauen? Da liegt die Ursache unserer mißlichen Lage. Infolge der Machinationen der Mächte war es uns nicht möglich, unsere Völker vorwärts zu bringen. Zehn Jahre sollten sie uns einmal Ruhe gönnen, dann vermöchten wir es den vielbewunderten Japanern gleichzutun. Die hatten es besser wie wir; sie wohnen weitab in Sicherheit vor den europäischen Langfingern. Wir haben aber unsere Zelte vor dem Eingang der Höhle der europäischen Hyänen aufgeschlagen.

Brussa — Hauptstadt.

Es ist ein eigenartiger Vorschlag, den mir mein Wesir Kütschük Said macht. Brussa, soll zu unserer Residenz, soll zur Hauptstadt unseres Reiches erhoben

werden! Schwierig würde es allerdings sein, ein solches Projekt durchzuführen. An Stambul knüpfen sich unsere großen Erinnerungen, hier haben wir die alten heiligen Moscheen, die Reliquien des Propheten; auch würde es Millionen kosten, mit unserer Beamten-Hierarchie nach Brussa überzusiedeln. Es ist wahr, wir sitzen in Stambul auf einem Pulverfasse — wir wollen Saids Plan ernstlich in Erwägung ziehen. Was sollen wir machen, wenn die Russen abermals vor Stambuls Mauern erscheinen; sie werden es uns nehmen, und dann ist alles vorbei! Verlieren wir Stambul, dann verlieren wir auch das Kalifat, und dieses fällt den Arabern als sichere Beute zu.

Fremde Postanstalten in der Türkei.

Sind wir rechtlos? Die Mächte wollen es so, und leider müssen wir gehorchen! Said-Pascha hat mit seinem Begehren an die Mächte, die fremden Postanstalten bei uns aufzuheben, glänzend Fiasko gemacht. Er hätte besser getan, einen glücklicheren Zeitpunkt abzuwarten, um mit dieser den Botschaftern so unbequemen Frage zu kommen. Ich hätte seinen Schritt nicht zugeben sollen. In gutmütiger Ahnungslosigkeit haben meine erhabenen Vorgänger auf dem Throne einstmals den Franken gestattet, daß ihre Kuriere neben den offiziellen Schriftstücken auch Privatbriefe mitnahmen, bis schließlich Postbüros dafür eingerichtet wurden — nun haben wir diese fremden Postanstalten auf dem Halse. — Was für schöne Summen gehen uns alljährlich durch dieselben verloren! Muß nicht auch das Ansehen des Staates darunter leiden? Unsere Postbeamten würden schon ihre Pflicht tun, wenn sie regelmäßig bezahlt würden, denn Unpünktlichkeit sowie Kef werden vom Propheten nirgends anbefohlen. Das kleine Japan hat die Mächte dazu vermocht, ihre dortigen Postanstalten eingehen zu lassen, nur uns wird zugemutet, solche Schmach weiter zu erdulden! (Im Türkischen Reich besitzt Osterreich 30, Rußland 24, Frankreich 20, Italien 8, Deutschland 5, England 4 und Britisch-Indien 2 Postanstalten.)

Iungtürken.

In Genf hat nun ein veritabler Iungtürkenkongreß stattgefunden. Trotz der „geheimen" Sitzung bin ich gut orientiert. Siebzehn Namen nennt mir die Liste meiner Spitzel. Es ist bedauernswert, daß diese irregeleiteten jungen Leute sich als Vorspann einiger ränkesüchtiger, eitler Führer gebrauchen lassen. Unter dem heuchlerischen Vorgeben, Fortschritt zu bringen und Licht zu verbreiten, suchen sie das Bestehende umzustürzen, wollen das Alterprobte beseitigen, um Neues an die Stelle zu setzen. In Wirklichkeit wollen sie nur die „alterprobten" Männer meiner Regierung stürzen, um deren Stellen zu besetzen und um sich dafür an die Spitze zu stellen. Es ist eine elende Gesellschaft von Heuchlern, die Religion und Vaterland verloren haben, sonst könnten sie nicht mit unseren Todfeinden, den

christlichen Mächten, zusammenarbeiten, um ihre Glaubens- und Volksgenossen zu verderben. I

Das Vermögen des Sultans.

Um meinen Wesiren mit einem guten Beispiel voranzugehen, soll meine Zivilliste um 50 000 türkische Pfunde gekürzt werden. (Immerhin statt 627 000 Pfund noch 577 000 Pfund.) Ich weiß, daß man sich in der europäischen Presse über meine hohe Apanage des öfteren aufregt, man weiß jedoch nicht, daß ich beinahe eine ganze Stadt davon unterhalten muß, meine Garde, meinen gesamten Hofstaat von Iildiz usw., außerdem noch ein Drittel des ganzen Staatswesens. Ich bin eben auch der Kalif, der Hausvater des ganzen Islams, und gehört meine Börse deshalb allen Moslems der Welt. — Allah weiß es, wie wenig ich für mich selbst verbrauche! Wenn ich ein großes Vermögen ansammeln konnte, so verdanke ich dasselbe nur den Einkünften meiner Güter, Wälder und Ländereien. Agoß Pascha (Minister der Zivilliste) war ein tüchtiger Finanzmann und hat die Verwaltung meiner Güter hoch gebracht, sodaß sie mir zuletzt 500 000 Pfund jährlich Einnahmen brachten. Sein Vorschlag, alle Ländereien, welche nicht dem Vakuf oder Privatpersonen gehörten, als Sultansgut zu erklären, war ein vorzüglicher. Michael Pascha Portugal (gleichfalls ein Armenier und Nachfolger des Agoß als Minister der Zivilliste) ist gleichfalls ein tüchtiger Wirtschafter. Durch die Einnahmen verschiedener an große Gesellschaften vergebener Konzessionen hat er unsere Einkünfte wiederum erheblich vermehren können. Mein Schatullsekretär Raghib-Bey (Kammerherr) hat für mich außerordentlich günstig spekuliert, und war der letzthin eingeheimste Gewinn unserer Spekulation in den südafrikanischen Goldgruben ein ganz beträchtlicher. Nach der letzten Aufstellung der Schatullverwaltung hat mein Vermögen 8 Millionen Pfund bereits überschritten. Im Falle ernster Verwickelungen wird uns das Geld gute Dienste leisten.

Thronfolge.

Lange habe ich darüber nachgedacht, ob es ratsam sei, die Thronfolge im Hause Osmans nach dem in den europäischen Fürstenhäusern bestehenden Brauch abzuändern. Die blutigen Seiten unserer Geschichte zeigen nur zu deutlich, daß unser türkisches Erbrecht, das Seniorat, für unsere Dynastie verhängnisvoll gewesen ist. Richtig ist, daß es bei unserem Erbrecht keinem Familienmitglied« jemals ganz schlecht gehen kann, da er Anteil an dem Gute aller hat; ebenso scheint es mir heilsam, daß stets der Älteste der Familie die Zügel des Ganzen in der Hand hält — aber für ein Herrscherhaus ist das Seniorat verderblich.
Es müßte auch bei uns stets der älteste Sohn seinen Vater in der Regierung ablösen, nicht das älteste Mitglied der Familie. Die Rivalität der Brüder und Vettern im Hause Osmans hat Unglück

genug gestiftet; dem Argwohn der Familienmitglieder und den Ränken herrschsüchtiger Paschas ist da Tür und Tor geöffnet. Was habe ich in meiner Jugend darunter gelitten, daß man mich von der Welt absperrte, daß man mich nichts lernen ließ, weil man fürchtete, daß ich einmal dem Throne gefährlich werden könnte. Dreimal habe ich schon den Scheich ul-Islam um seine Zustimmung zur Änderung unserer Thronfolge ersucht; er ist bereit, aber er will die furchtbaren Folgen, welche eine derartige Umwälzung hervorrufen würde, nicht auf sich nehmen. Was soll ich machen? Kommt Zeit, kommt Rat! Jawasch, Jawasch!

Finanzlage.

Unsere finanzielle Lage ist fortgesetzt ein Hauptthema der europäischen Presse, und immer wird sie in den dunkelsten Farben gemalt. Ich meine, Europa hält« allen Grund, mit uns in finanzieller Beziehung zufrieden zu sein. Wir haben es nicht gemacht wie Griechenland, Rumänien sowie andere Staaten, und ist es eine Ungerechtigkeit, von einem „Bankerott" der Türkei zu sprechen. Wir haben ja allerdings 1885, da man uns Wucherzinsen abnahm, die auf die Dauer nicht aufzubringen waren, eine Revision unserer Verpflichtungen vorgenommen. Wenn unsere Gläubiger seither weniger Zinsen einheimsen, so hatten sie eben vorher umsomehr verdient. An einer geregelten Finanzwirtschaft mangelt es uns, es fehlt die Kontrolle, ich weiß es; aber leider ist ja bei der Zentralisierung unserer Regierung in Mdiz nur eine solche patriarchalische Geldwirtschaft möglich, wie wir sie haben. Die Dette Publique hat die besten Revenuen des Landes als Zinsdeckung in den Händen — wie sollen wir mit dem schäbigen Rest an Einnahmen, den uns die Bondholder gelassen haben, auskommen? Vielleicht wäre es ratsam, wenn wir mit Hilfe der Dette Publique unser ganzes Finanzwesen zu reorganisieren versuchten. Wir würden die jetzige Dette Flottante mit der Dette Publique vereinigen, sodaß wir damit an die Haupteinnahmen unserer Provinzen wieder herankämen. Unsere Finanzlage würde dann bald wieder auf der Höhe sein, denn unser Land ist überreich an inneren Hilfsquellen und besitzen wir im Vergleich zu anderen Ländern viel sicherere Garantien für neue Anleihen.

Finanzen — Handel.

Also wieder haben wir eine neue Anleihe glücklich untergebracht! Was und wie lange hilft's? Unsere Staatsfasse befindet sich nach wie vor in einem unmöglichen Zustande. Wie oft schon haben wir tüchtige Ausländer berufen, die unser Finanzwesen organisieren sollten, alles vergeblich! Der Schlund des Heeres und der Beamtenwirtschaft verschlingt alle Reichtümer des Landes. Unser Handelsleben liegt darnieder. Kein Mensch kümmert sich ernstlich um die Hebung von Handel und Wandel. Der Handel der Armenier und Griechen

gereicht unserem Lande nicht zur Zierde und vermag uns nicht vorwärts bringen. Unseren Efendis fehlt aber jede Neigung zum Handel.
zu

Armenischer Handel.

Der europäische Handel sieht unsere armenischen Ereignisse gar zu schlimm an, viel schlimmer, als sie in Wirklichkeit sind. Es sollen große ausländische Firmen unseren Kaufleuten, sogar unserer Armeeverwaltung Kredit verweigert haben — eine solche Panik ist wirklich nicht am Platze. Der Großhandel befand sich allerdings bislang zum großen Teile in den Händen der Armenier und haben viele der reichsten unter ihnen infolge der letzten Vorkommnisse das Land verlassen, um nach England oder Amerika zu gehen. Konstantinopel soll dadurch verarmt sein?! Mit wem hat denn der armenische Händler Geschäfte gemacht? — unserem Volke hat er in seiner skrupellosen Weise das Geld abgenommen. Die Quellen aber, aus denen die Armenier ihren Wohlstand schöpften, sind dieselben und sind nicht versiegt — es werden nunmehr andere kommen und dort weiter schöpfen.

Militärdienst der Christen.

Der Militärdienst der Nichtmohammedaner ist eine Utopie. Es ist geradezu Selbstmord, wenn wir als „herrschende Nation" in unserer Armee Gleichheit mit den Andersgläubigen herstellen wollten; wir würden dabei einfach an die Wand gedrückt werden. Was müssen sich dabei durch die Einmischung der Oberhäupter der „Millets", insbesonder der lieben Patriarchen, für Schwierigkeiten ergeben? Für das Seelenheil ihrer christlichen Mannschaften müßten sie mit Recht besorgt sein, denn viele derselben, durch ihre mohammedanischen Kameraden mit dem edlen Kern unserer Religion bekannt gemacht, würden zum Islam übertreten. Schließlich müßten wir auch für unsere christlichen Soldaten Priester anstellen und in den Kasernen Betkapellen einrichten. Ebenso unsinnig ist es, die Schaffung christlicher Regimenter zu fordern. Darin liegt eine große politische Gefahr, das hieße, eine „Armee in der Armee" schaffen! Schließlich hätten wir „griechische", „bulgarische" Bataillone usw. Für den Fall ernster Konflikte ivürden wir uns damit das Schwert aus der Hand nehmen lassen!

Wir haben allen Grund, mißtrauisch zu sein, denn die Christen im Lande, welche unsere schwächliche Toleranz leben ließ, anstatt sie zu bekehren oder auszutreiben, haben von jeher mit den europäischen Mächten gegen uns konspiriert. Auch heute noch machen sie gemeinsame Sache mit den christlichen Mächten, deren Kreuzzug gegen den Halbmond niemals aufhört. Nur bei einer Trennung zwischen Kirche und Staat im Osmanenreiche wäre ein gemeinsamer Heeresdienst von Mohammedanern und Christen denkbar. Kein Kalif kann aber solche Unsinnigkeiten gutheißen! Der Islam soll und muß

Staatsreligion bleiben! Deshalb sollen auch die christlichen Zöglinge der Militärschulen, soweit sich deren Aufnahme nicht vermeiden läßt, stets unseren Freitag (den türkischen Sonntag) feiern, an ihrem „Sonntag" dagegen sollen und müssen sie am Unterricht teilnehmen.

Die Bagdad-Bahn.

Das Werk des Freiherrn von Oppenheim über Mesopotamien („Vom Mittelmeer bis zum Persischen Golf") beleuchtet in ausgezeichneter Weise die wirtschaftliche Bedeutung des Euphrat- und Tigrislandes. Der mir überreichte Aus» zug dieses hervorragenden Werkes beweist, daß die derzeitigen Berichte meiner Walis über die Zukunft Mesopotamiens durchaus zutreffen; wir müssen endlich mit dem Bau der Bagdadbahn Ernst machen und damit beginnen, wie sehr auch die Engländer ihr Möglichstes tun, um unsere Pläne zu vereiteln. Der alte Weg, auf welchem einst der Handel von Europa nach Indien und von Indien nach Europa ging, wird durch die Bagdadbahn wieder hergestellt werden. Ist diese an die Eisenbahnlinien Syriens angeschlossen, sodaß eine Verbindung mit Benruth, Alerandrette und Haifa besteht, so wird damit ein neuer Handelsweg größter Bedeutung geschaffen, von welchem unser Reich nicht nur wirtschaftlich profitieren, sondern der auch militärisch von immenser Wichtigkeit sein und dazu beitragen wird, unsere Herrschaft in jenen Ländern zu befestigen. Wenn wir dann noch eine ausgiebige rationelle Bewässerung jener Gebiete mit Hilfe der Zwillingsströme des Euphrat und Tigris vornehmen, so wird aus diesen bislang so unfruchtbaren Ländern wiederum das alte Paradies werden, welches es einst vor Tausenden von Jahren im vollsten Maße gewesen ist. Neben der Mekkalinie gibt es für mich keine wichtigere Aufgabe, als die Fertigstellung der Bagdad-Bahn. Mit deutschen Ingenieuren und deutschem Gelde werden wir das große Werk mit Allahs Hilfe durchführen. Die Hauptsache ist, daß sich die deutsche Diplomatie in diesem Falle von der englischen nicht bluffen läßt.

Ratgeber.

Ich weiß es, daß Verschwörer nach meinem Leben trachten, und ist ihnen ihr Beginnen mehrfach nahezu gelungen. Daß man da mißtrauisch wird und sich von den Menschen, mit denen man es im Grunde gut meint, zurückzieht, ist wohl menschlich und begreiflich. Man wirft mir vor, daß ich nicht imstande sei, bei meinem abgeschlossenen Leben die Verhältnisse des Reiches richtig zu beurteilen. Nun, mein Informationsdienst ist so organisiert, daß mir nichts entgehen kann. Wenn mir meine Feinde vorwerfen, daß ich bald unter dieses, bald unter jenes Beraters Einfluß stände — so ist das ein Irrtum. Auch Izzed Bey beeinflußt mich nicht, wie behauptet wird, — gewiß schätze ich ihn, denn es ist ein Mann von außergewöhnlicher Klugheit. Ich höre sie alle, und, die Ansichten meiner Berater

kühl abwägend, komme ich langsam zu meinem Entschluß, den ich dann aber auch nachhaltig durchführe. Das Kritisieren meiner Maßnahmen ist leicht, man vergißt gewöhnlich dabei, daß ich nicht nur mit den Prätensionen der Mächte rechnen muß, sondern auch mit der Frage, was meine mohammedanischen Untertanen dazu sagen. Ich muß vor allem als Kalif, als das Haupt der Gläubigen handeln.

Marschall Fuad.

Der Marschall Dehli Fuad wäre zu kühn, wenn ich nicht wüßte, daß er der „Verrückte" heißt. Er wagt es, mir in seinem 10 Seiten langen Rapport Mangel an Eifer und Unternehmungsgeist vorzuwerfen. Die Wiedergeburt der Türkei komme nicht von selbst, man müsse dem Fortschritt entgegen gehen, Tag und Nacht arbeiten, daß uns die Giaur nicht zu sehr überflügeln. Fuad schimpft über die Rückständigkeit unseres Heeres. Offenbar ist das nur bloßer Neid auf die anderen Generäle. Lobt nicht alle Welt unser Heer! Von der Goltz Pascha stellt es sogar an die erste Stelle der Welt; nichts geht, sagt er, über meine Soldaten! Auf dem Felde der Geistesarbeit sollen wir weit hinter allen anderen Nationen zurückstehen! Fuad scheint selbst ein Giaur geworden zu sein, sonst müßte er wissen, daß geistiges Ringen die Menschheit nicht glücklich macht. Lassen wir den Christen da hinten im Westen ihre Zivilisation. Wir brauchen sie darum nicht zu beneiden. Fuad ist von der Zivilisationskrankheit angesteckt. Es wird gut sein, ihn in die Provinz zu entfernen, damit er nicht andere anstecke!

Militärfez.

Der Scheich ul-Islam ist ein Tor. Wie kann er sich gegen die Einführung des neuen Militärfez sträuben? Tut er nicht, als ob darüber das ganze Reich zugrunde gehen müßte?! Tragen nicht Kavallerieregimenter schon lange den Kalpak, ohne daß ein rechtschaffener Moslem etwas dabei findet? Selbst wenn wir unseren Soldaten preußische Pickelhauben aufsetzen — was hat das mit unserer Religion zu tun? Es ist höchste Zeit, die alten, unsinnigen Vorurteile zu bekämpfen und sie zum alten Eisen zu werfen. Auch das alte Herkommen, niemals barhäuptig zu erscheinen, sollte endlich vertilgt werden. Unsere Ärzte sollten darüber aufklären, daß solch Brauch ein törichter und gesundheitswidriger ist.

Zensur.

Wir müssen eine Zensur haben! Es ist töricht, uns deshalb Vorwürfe zu machen. Man darf unsere Verhältnisse nicht nach denjenigen des Okzidents messen. Bei der dortigen Allgemeinbildung der Völker mag eine Beaufsichtigung der Presse überflüssig sein, aber bei uns ist das Volk zu naiv, nur wenig gebildet. Wir müssen unsere Staatsangehörigen wie Kinder behandeln, denn sie sind in der Tat große Kinder. Wie die Eltern und Erzieher darüber wachen, daß der Jugend

keine schlechte Lektüre in die Hände falle, so hat auch die Regierung bei uns dir Aufgabe, alles Schlechte und Vergiftende fernzuhalten. Es ist wirklich traurig, daß sich so viele seichte französische Romane in die Harems drängen, Herz und Gemüt verseuchend. Es ist ein schwacher Trost, daß es nicht die türkischen Buch» läden sind, sondern immer die Frankis, die Griechen und Armenier, die diese Schmutzware importieren. Ja die Griechen und Armenier! Was für Lügenbolde sind sie. Wenn alle die falschen Gerüchte, die sie hier in Umlauf setzen, ohne Prüfung durch den Zensor gedruckt hinausflatterten — würde das nicht eine Beunruhigung des eigenen Volkes sein und außerdem im Auslande eine ganz falsche Meinung über uns aufkommen lassen? Unser Land wird schon genug verlästert — also die Zensur muß bleiben!

Balschisch.

Wer über unsere türkischen Verhältnisse berichtet, sei er ein Franzose, ein Deutscher oder ein Engländer, hält es für unumgänglich nötig, unserem Bakschischwesen besondere Kapitel zu weihen, ja, in einem französischen Werke ist von dem „Sultan Bakschisch" die Rede, welcher mächtiger sei, als der Padischah selbst. Ganz so schlimm ist es mit dem Bakschisch nun doch nicht, vor allem aber versteht ein Abendländer nicht, was es mit demselben im Grunde genommen auf sich hat. Man hält ihn allgemein für ein „Bestechungsgeld". Nun, das ist er in den allerwenigsten Fällen, und sicher herrscht im Reich des Zaren der „Zar Bakschisch" mehr, als bei uns der „Sultan Bakschisch". Eine solch skrupellose Bestechung wie in Rußland gibt es bei uns nicht. Es herrschen in unserem Reiche eben noch Zustände, wie sie in den früheren Jahrhunderten auch in europäischen Staaten anzutreffen waren. Diese hatten damals ebensowenig wie wir ein regelmäßiges Finanzbudget. Die Beamten mußten damals auch in diesen Staaten sehen, wo sie blieben. Die Priesterschaft des Abendlandes soll ja noch heute vielfach auf den Bakschisch ihrer Gemeinden angewiesen sein. Die Aufregung der europäischen Autoren über die „ehrlose Bakschischnehmerei" unserer Beamten ist eine — grundlose. Die Leute vergessen, daß dieselben mit den in geregelten Verhältnissen lebenden Funktionären des Abendlandes nicht zu vergleichen sind. Es wird ihnen Mangel an Moral und Ehrlosigkeit vorgeworfen, wenn sie Bakschisch heischen; aber von dem kärglichen Gehalt, den unser armer Staat ihnen zahlt, vermögen sie nicht zu leben. Sie halten es deshalb für selbstverständlich, daß ihnen für die Bemühungen vom Publikum ein Ertradouceur verabfolgt wird, und der Einheimische betrachtet ein solches für durchaus loyal. Der Bakschisch ist durch die jahrhundertelange Gewohnheit eine unabänderliche, landesübliche Institution geworden. Ein Fremder versteht natürlich nicht, da er den Maßstab seiner Heimat anlegt, daß ein kaiserlich türkischer Beamter so handeln kann. Bei unseren unglücklichen Finanzen, die wiederum aus der Armut unserer Bevölkerung resultieren, kommt es leider oft vor, daß die Gehaltszahlung für einige Monate des

Jahres ausfällt. Zu Haus hungert die Familie, und nun muß eben der Bakschisch helfend eingreifen. Es ist dieses menschlich begreiflich, und jeder deutsche, französische oder englische Beamte würde es unter den gleichen Umständen ebenso machen. Es ist unser Vakschisch-System ein Unglück, besonders für den Staat selbst, da ihm auf diesem Wege Unsummen von Einnahmen verloren gehen. Doch wie und wo sollen die Hebel zu einer Besserung angesetzt werden? Jeder Beamte bei uns lebt der Überzeugung, daß er das Recht habe, Bakschisch zu heischen. Nur eine Reform unseres Finanzwesens, nur Schaffung neuer Einnahmequellen vermögen uns Wandel zu schaffen. Vor allem aber müssen uns die Mächte Frieden und Ruhe gönnen, auf daß wir nicht bei den fortgesetzt von außen angezettelten Aufständen gezwungen sind, unsere Staatseinkünfte unnütz zu vergeuden.

Hedjazbahn.

Der Bau der Hedjazbahn — mein alter Traum — nun geht er in Erfüllung!

Keinen besseren Mitarbeiter konnte ich finden als meinen Izzed (2. Sekretär und Günstling des Sultans). Er hat sich dieser meiner Idee mit Feuereifer gewidmet, und muß ich ihm Anerkennung zollen, umsomehr, da sie ihm von seinen neidischen Kollegen bei Hofe und von den andern Würdenträgern versagt wird. Ich wundere mich, wie schnell das Geld zur Hedjazbahn aus allen mohammedanischen Ländern der Welt, besonders auch aus Indien, zusammengeflossen ist. Selbst viele Christen, in Paris und Berlin wohnhaft, haben zu dem großen Werke beigesteuert — wohl hauptsächlich der schönen Medaillen wegen, welche der schlaue Izzed für die Stifter größerer Summen prägen ließ. Unsere Mekkabahn zeigt, daß wir zum Fortschritt fähig sind, daß wir durch festes Wollen selbst Englands Schachzüge vereiteln können. Was haben die Briten alles versucht, um unsere Hedjazbahn zu hintertreiben, nun ist sie bald vollendet, und wir brauchen den Suezkanal nicht mehr. Wir haben zwischen Stambul und den heiligen Stätten von Mekka und Medina einen Schienenweg hergestellt und können dorthin jederzeit unsere Truppen auf dem gesicherten Landwege entsenden.

Forstwirtschaft.

Immer wieder wird uns der Vorwurf gemacht, daß wir die Waldverwüstung Anatoliens verschuldet hätten, daß von uns für die Forstwirtschaft nichts geschehe. Nun gut, der letzte Vorwurf mag gerechtfertigt sein, wenn wir auch neuerdings verschiedene junge Leute nach Europa entsandt haben, damit diese forstwirtschaftliche Studien machen, und wenn wir auch einige schwache Versuche in der Forstkultur gemacht haben. Jedenfalls soll in Zukunft mit der Aufforstung geeigneter Landstriche unseres Reiches begonnen werden, vor allem soll aber das Möglichst« getan werden, um den geringen in meinem Reiche befindlichen Waldbestand zu schonen. — Ganz ungerechtfertigt ist der Vorwurf, daß wir die Verwüstung unserer Länder verschuldet hätten. Als wir ins Land kamen und Besitz davon ergriffen,

fanden wir schon überall einen entwaldeten Landbestand und kahle Berge vor. Die alten Griechen, sowie im Mittelalter die Venetianer und Genuesen haben diese Entwaldung verschuldet. Der größte Feind der Forsten bei uns ist aber die Ziegenzucht, welche schon seit undenklichen Zeiten in unseren Ländern betrieben wird. Der junge Baumnachwuchs an den Bergen wird von der Ziege zerstört, da diese nicht, wie das Schaf, sich damit begnügt, die jungen Blätter und Keime abzunagen, sondern stets den ganzen Baumschößling mit der Wurzel ausreißt. Will man forstwirtschaftlich etwas leisten, so müssen wir in erster Linie die Ziegenzucht im Lande einschränken, dann erst läßt sich eine Zunahme unserer Waldungen erwarten.

Räuberunwesen.

Seitdem der berüchtigte Räuber Athanasios kühn einen Eisenbahnzug anhielt und eine deutsche Reisegesellschaft ausplünderte, dürfte bei uns eine so frech« Tat, wie die mir soeben gemeldete, kaum jemals vorgekommen sein. Am hellen Tage hat man bei Siwos den Franzosen Chevalier (Direktor des Silberbergwerkes Kassandra auf der Chalkidike) überfallen und entführt. Nicht weniger wie 15 000 türkische Pfund verlangen die Räuber, und soll das Bankhaus Fratelli Allatini (Besitzerin dieser Grube) das Lösegeld bereits gezahlt haben. Natürlich müssen wir zum Schluß wieder einspringen, da es sich um einen französischen Untertan handelt. Es ist schlimm, daß wir immer die Leidtragenden bei all diesen Geschichten sind. Was hat uns das Brigantentum schon für ein schmähliches Geld gekostet. Vor wenigen Jahren haben wir für Mr. Reymond und für Madame Dranzeau eine Viertelmillion Franken bezahlen müssen. Immer sind es Griechen, die das schandvolle Räuberhandwerk betreiben. Ihre Überfälle, Entführungen und Erpressungen setzen sie, das muß man sagen, mit einem unglaublichen Raffinement ins Werk. Das Schlimmste ist, daß fast jedesmal, wenn sie von unseren Zaptiehs erwischt werden, ihre Gesandschaft auf der Bildfläche erscheint und sie zärtlich als ihre Untertanen reklamiert, sodaß sie oftmals vor der für dieses Räubergesindel einzig angebrachten Strafe, dem Strang, gerettet werden.

Eunuchen.

Es ist mir unfaßbar, daß sich Europäer zum Eunuchendienst im Kaiserlichen Harem melden. Nicht weniger als 3 Briefe sind in einer Woche angekommen — von einem Musiker aus Paris, einem deutschen Apotheker und einem sächsischen Kaufmann. Es muß eine furchtbare Not sein, welche diese Leute soweit bringt, daß sie nicht nur ihren Glauben abschwören, sondern sich auch noch der Verstümmelung aussetzen wollen. Offenbar begreifen diese Menschen garnicht, welch trauriges Los es heißt, Eunuch zu sein, noch weniger scheinen sie zu wissen, daß ich schon längst dafür bin, mit dieser barbarischen Sitte bei uns aufzuräumen. Muß

man diese armen Wesen nicht bedauern, welche die Habgier der Eltern in ihrer Jugend verkaufte, um sie einem traurigen Siechtum zu überliefern? — Wie mir Mavrogeny (Leibarzt des Sultans) versicherte, gehen etwa 70 Prozent bei dieser Kastrierung zugrunde. — Es muß endlich mit diesem Eunuchenunwesen Schluß gemacht werden. Alte verbrauchte Leute können den Haremsdienst auch sehr wohl versehen.

Midhat und Konsorten.

Ein Schaudern erfaßt mich, wenn ich daran denke, welche Fäulnis sich im Staatskörper vorfand, als ich zur Regierung kam. Was war der Kriegsminister Redif für ein trauriger Charakter; nichts hatte er in Ordnung, als der Krieg gegen Rußland ausbrach. Der Oberst Baker (damals Reorganisator der türkischen Armee) war ein tüchtiger Mann und wollte das Beste, aber gegen solch einen Halunken wie Redif kam er nicht an. — Midhat wühlte gegen mich in der Stille und trachtete mir mit seinen Helfershelfern nach dem Leben. Nur der Wachsamkeit meiner Getreuen gelang es, mich zu retten. Alles das, was ich erlebte, hätten wohl stärkere Nerven kaum zu ertragen vermocht, und es ist nicht zu verwundern, daß ich nach den gemachten Erfahrungen vorsichtig wurde. Ich weiß es nur zu gut, daß viele aus meiner nervösen Schwäche Nutzen ziehen wollen, daß diese Spitzel und Angeber elende Kanaillen sind, daß unser Scheriah die Spionage verdammt, aber — wie kann ich mich gegen die mich umgebenden Gefahren schützen als durch ein ausgedehntes Überwachungssystem. Ist es bei anderen Herrschern, beispielsweise beim Zaren, nicht ebenso?!

Bewilligung der Konstitution. 1908.

Englands Werk scheint vollendet! In unserer Armee schwärt und gärt es, sie ist in zwei Lager gespalten. Jetzt gibt es nur eine Rettung für uns, um die englischen Intrigen zunichte zu machen. Ich muß mich selbst an die Spitze dieser sogenannten „Reform" stellen — ich werde den englischen Machenschaften nachgeben und die Konstitution selbst verkünden. Es ist der letzte Schachzug, der mir übrig bleibt, um Englands schlaue Pläne zu durchkreuzen. Vielleicht werden später die Männer, die heute in Reformgedanken schwelgen, selber einsehen, daß die neuen Bahnen, welche sie einschlagen, zum Abgrund führen; hoffentlich werden sie in letzter Stunde erkennen, daß die Türkei nur dann weiter leben kann, wenn alle Osmanen treu zusammenhalten, auf der alten festen Grundlage unseres heiligen Gesetzbuches. Anders sind wir eine Beute der christlichen Mächte, welche alle darauf ausgehen, uns zu verderben!

vi». Graf Albert Apponyi:
Die ungarische Wahlreform.

Am 5. März d. I. bot die Hauptstadt Ungarns einen eigentümlichen Anblick. Gendarmerie-Patrouillen streiften überall herum; alle Knotenpunkte des Verkehrs waren mit Polizeimannschaft dicht besetzt; vor dem Parlamentsgebäude lagerten Truppenkörper aller Waffengattungen; Proklamationen der Stadthauptmannschaft bedeckten die Mauern, worin mit drakonischen Maßregeln gegen jede Ruhestörung gedroht war und dem friedlichen Bürger Ratschläge bezüglich seines Wohlverhaltens erteilt wurden: jedwede Ansammlung sei zu vermeiden, die Haustore seien um 7 Uhr abends zu schließen, Hilfe sei bei der nächstgelegenen Bezirks-Hauptmannschaft zu suchen. Zugleich waren Vorkehrungen zur Aufnahme und Pflege von Verwundeten getroffen; Schulgebäude waren zu Not-Lazaretten hergerichtet, Ärzte und Pfleger in Bereitschaft gehalten. Ich übertreibe nicht: so sah es an jenem Tage in der friedlichen Haupt- und Residenzstadt Budapest aus. Im Hintergrunde stand die Ankündigung des allgemeinen Streiks durch die sozialistische Parteileitung.

Der Fremde, der, all dies sehend, um den Grund so außerordentlicher Kriegs-Vorbereitungen gefragt hätte, wäre über die Antwort nicht wenig erstaunt gewesen. Man rüstet sich zur Bekämpfung von Straßen-Aufständen — so hätte diese Antwort gelautet —, man verteidigt vor Allem das Parlament gegen etwaige Angriffe der erregten Massen, weil — nun ja, weil dort am heutigen Tage die Diskussion einer Gesetzvorlage beginnt, welche die Volksrechte erweitern, den Massen politische Emanzipation bringen, das allgemeine Wahlrecht einführen soll. Wie reimt sich das? würde der Fremde wohl gefragt haben; sollte man doch meinen, bei solchem Anlasse müsse freudige Feststimmung die Herzen der Menge erfüllen! Gewiß, — so hätte meine Antwort gelautet — aber kommen Sie einmal auf ein Stündchen in mein Arbeitszimmer und sehen Sie sich mit mir den Gesetzentwurf an, mit welchem die Regierung ihr Versprechen, das allgemeine Wahlrecht zu schaffen, einlösen will, und Sie werden sofort begreifen.

Das gegenwärtig geltende Wahlgesetz ist im wesentlichen dasselbe, welches im Jahre 1848, also vor 85 Jahren geschaffen wurde. Sieht man von den Jahren ab, während welcher die ungarische Verfassung tatsächlich suspendiert war, so sind es seit 1867 über 40 Jahre, während deren wohl eine gewiss« technische Umgestaltung, aber keine Erweiterung des im Jahre 1848 geschaffenen Wahl, rechtes geschaffen wurde, obwohl eine Partei, die sich liberal nannte, durch beinahe 30 Jahre die Macht in Händen hatte. Aber allzu bequem fühlte sich diese

Partei auf einem veralteten Wahlsystem gebettet, das allen Mißbräuchen der Macht Tür und Tor öffnete, als daß sie es über sich gebracht hätte, daran zu rütteln. Dieses Wahlsystem ist am besten charakterisiert durch die Tatsache, daß auf eine Bevölkerung von rund 18 Millionen, wovon rund 4,2 Millionen Männer über 24 Jahren, im Jahre 1911 1,2 Millionen Nähler konskribiert und 1,08 Millionen Wähler (nach den Daten der Volkszählung) tatsächlich vorhanden waren. Die arbeitende Masse war nahezu gänzlich ausgeschlossen; die landwirtschaftlichen Arbeiter machten 2,1 Prozent, die industriellen Arbeiter 2,5 Prozent, also die arbeitende Masse überhaupt nur 4,6 Prozent der Wählerschaft aus; von den industriellen Arbeitern im engsten Sinne waren nicht ganz 3 Prozent wahlberechtigt, von den landwirtschaftlichen — diejenigen eingerechnet, die etwas Besitz haben — etwa 4 Prozent. Dies heißt soviel, daß diese ganze soziale Schicht völlig unvertreten war. Die Absurdität dieser Zustände machte sich immer mehr fühlbar; das Unterlassen jeder abgestuften Reformtätigkeit rächte sich durch die plötzlich hereinbrechende Notwendigkeit, mit einem Sprnnge das Versäumte nachzuholen. Auf dem Boden dieses maßlos beschränkten Wahlrechtes wuchs die Agitation für das allgemeine Wahlrecht. Als nun die Krone selbst, aus Anlaß eines Verfassungs-Konfliktes, mit dieser Agitation in Verbindung trat, als hierbei die Schwäche der auf schmaler Basis ruhenden Verfassung in beschämender Weise zu Tage trat, wurde alle Welt darüber einig, daß etwas Durchgreifendes geschehen müsse. Andererseits aber fühlte man auch die Gefahren, die mit einer sprunghaften, radikalen Verschiebung der Machtverhältnisse sowohl in nationaler als in sozialer Richtung verbunden sein können. Man akzeptierte daher allgemein die Parole des allgemeinen Wahlrechtes, setzte aber hinzu, daß gewisse Garantien der Stabilität gefunden werden müßten, um die Überflutung durch staatsfeindliche und unreife Elemente zu verhindern. Bloß die sozialistische Partei, die auf Grund des jetzigen Wahlgesetzes keine parlamentarische Vertretung besitzt, aber durch ihre Rührigkeit und Disziplin, trotz der verhältnismäßig geringeren Zahl ihrer Anhänger, zu einem berücksichtigungswerten Faktor des öffentlichen Lebens geworden ist, beharrte in der Theorie auf der Forderung des unumschänkten allgemeinen Wahlrechtes; dennoch zeigte anch diese Partei hinreichenden praktischen Sinn, um sich mit einem Teil der bürgerlichen Parteien über gewisse Beschränkungen zu verständigen, welche mit der Idee des allgemeinen Wahlrechts insofern in Einklang zu bringen sind, als sie keine künstliche Zurücksetzung irgend einer sozialen Kategorie, insbesondere der Arbeiterschaft, involvieren.

Ehe noch die Regierung mit einem Entwurfe hervortrat, hatten sich sämtliche oppositionellen Parteien über die leitenden Prinzipien der Wahlreform geeinigt. Dieselbe sollte auf den Bildungs-Zensus aufgebaut werden, mit Ausschluß des Vermögenszensus, sowie auf gewisse Erfordernisse einer stabilen Eristenz. Demnach sollten alle Männer im Alter von über 24 Jahren, welche des

Lesens und Schreibens kundig sind, das Wahlrecht erhalten, wenn sie mindestens ein Jahr im nämlichen Bezirke wohnen und eine aus mindestens einem Zimmer und einem Küchen-Anteil bestehende Wohnung haben, oder als Familienmitglieder bei einem solchermaßen qualifizierten Wähler wohnen. Für gewerbliche und Bergwerksarbeiter, sowie für Handels-Angestellte sollte an Stelle dieses Wohnungs-Zensus die innerhalb von 2 Jahren mindestens zwölfmonatliche Zugehörigkeit zur Arbeiter-Kranken- und Versicherungskasse oder zum Bruderlande treten. Von solchen, die mindestens 6 Jahre Bürgerschule absolviert haben, wird kein weiterer Nachweis verlangt. Die Anwendung dieses Systemes würde eine Gesamtzahl von rund 2,3 bis 2,4 Millionen Wähler ergeben, welche sich durch Beiziehung der bisher wahlberechtigten Analphabeten (einer auf Aussterbeetat gesetzten Kategorie) auf etwa 2,6 Millionen erhöhen dürfte. Es blieben also noch immer 1,6 Millionen großjähriger Männer aus, worunter 600 000 des Lesens und Schreibens kundige.

Man sieht also, daß es keine besonders radikale Reform ist, über welche sich die oppositionellen Parteien einigten, wenn dieselbe auch der gegenwärtigen Wählerzahl gegenüber einen Zuwachs von über 100 Prozent bedeutet. Der Vorzug dieses Planes liegt darin, daß die beibehaltenen Einschränkungen keine tendenziöse Benachteiligung irgend einer Gesellschaftsklasse enthalten, daher das Wahlsystem sich der sozialen Struktur des Volköganzen naturgemäß anschließen würde, wie wir weiterhin sehen werden. Die sozialistische Partei hat denn auch diesen Entwurf für jetzt angenommen und führt auf Grundlage desselben den Kampf ums Wahlrecht im Verein mit den bürgerlichen oppositionellen Parteien.

Von diesem Hintergrunde hebt sich die Wahlreform-Aktion der Regierung ab. Sie war im Jahre 1910 mit der Parole des allgemeinen gleichen Wahlrechtes in den Wahlkampf eingetreten und gebärdet« sich damals gern radikal — radikaler als zumindest ein Teil der Opposition. Es muß jedoch billigerweise zugestanden werden, daß der gegenwärtige Präsident des Abgeordnetenhauses, Graf Stefan Tisza, von allem Anfang an einen ertrem konservativen Standpunkt in der Wahlrechtsfrage vertrat; er, für seine Person, hat sich niemals zum allgemeinen Wahlrecht bekannt, was ihn nicht hinderte, eine Regierung zu unterstützen, welche auf dieses Prinzip eingeschworen war. Bei der dominierenden Stellung nun, die er in der Regierungspartei einnimmt, welche Stellung seit dem Staatsstreich vom 4. Juni v. I. zur unumschränkten Diktatur gewachsen ist, war es von vorneherein klar, daß aus diesem Widerspruch keine lebensfähige, rechtschaffene Schöpfung hervorgehen könne. Der Regierungsentwurf kann nur aus diesen Machtverhältnissen innerhalb der Regierungspartei verstanden werden; er bringt dieselben in frappanter Weise zum Ausdruck. Mit nicht geringer Schlauheit wurde ein Werk geschaffen, welches den Schein notdürftig wahrt, als wären durch dasselbe die Verpflichtungen der Schattenregierung und ihrer Partei „allgemeines Wahlrecht" zu schaffen erfüllt, wobei im Wesen der

reaktionäre Geist zum Durchbrnch kommt, der dem wirklichen Inhaber der Macht, dem Grafen Tisza eigen ist. Von diesem Standpunkt betrachtet, ist dieser Entwurf, den wir objektiv genommen ein Machwerk geringster Qualität nennen müssen, ein wahres Meisterstück. Schade nur, daß die Massen nicht mehr blind genug sind, um sich durch solche Meisterstücke irreführen zu lassen.
Wie versucht es die Regierung, diese Quadratur des Zirkels zu lösen? Wie bringt sie es zu Stande, ein „allgemeines Wahlrecht" zu schaffen, welches den heutigen Stand von 1,2 Millionen Wählern, bei einer Bevölkerung von 18 Millionen, wovon 4 Millionen erwachsene Männer, darunter 3 Millionen des Lesens und Schreibens kundig, bloß auf 1,8 Millionen erhöht, also um nicht mehr als 50 Prozent, und auf 10 Prozent der Gesamtbevölkerung, bei Ausschließung von 2,2 Millionen erwachsener Männer, wovon 1,2 Millionen des Lesens und Schreibens kundig?
Der Haupt-Trick, womit dieses erstaunliche Resultat erreicht wird, ist die Festsetzung der 30jährigen Altersgrenze für alle jene, die nicht Mittelschulbildung besitzen, während für letztere die 24jährige Altersgrenze gilt. Der Regierungs-Entwurf enthält noch eine Reihe anderer Beschränkungen, die alle mehr oder weniger wirksame Ausschließungs-Momente enthalten, um insbesondere die arbeitende Klasse möglichst zurückzudrängen; dahin gehört die Forderung fünfjähriger Anstellung bei dem nämlichen Arbeitgeber für die landwirtschaftlichen Arbeiter, zweijährige Arbeit in gleichem Industriezweig für die industriellen Arbeiter. Aber die große Massen-Abschlachtungs-Maschine zur Eliminierung von Hunderttausenden von Arbeiterstimmen, zur künstlichen Verschiebung der natürlichen Kräfteverhältnisse, ist doch die dreißigjährige, beziehungsweise die zweifache Altersgrenze.
Um dies klar zu machen, muß ich den Leser wohl mit etwas Statistik plagen. Es ist mir darum zu tun, die Frage aus dem Gebiete der Phrasen in das Gebiet der erwiesenen Tatsachen zu versetzen. Daraufhin mag sich Jeder sein Urteil bilden.
Vorerst einige Zahlen, welche die soziale Struktur unsrer Bevölkerung beleuchten. Uns interessiert hier nur die des Lesens und Schreibens kundige großjährige männliche Bevölkerung von rund 3 Millionen, aus welcher nach allgemeinem Konsens die Wählerschaft zu bilden ist. Diese 3 Millionen verteilen sich auf die wesentlichsten Berufszweige und sozialen Kategorien wie folgt:
Urproduktion (Landwirtschaft, Forstwesen): 1729 000, hiervon:
Grundbesitzer 850 000,
Pächter, Wirtschaftsbeamte, Familienmitglieder der Grundbesitzer und dieser Klassen 257 000.
Arbeiter (inkl. ständiges Gesinde 149 000) 620 000.

Industrie, Handel, Kommunikationswisen: 895 000, hiervon:
Selbständige Unternehmer und qualifizierte Beamte 436 700;
Arbeiter 452 000.
(Die Zahl der eigentlichen selbständigen Gewerbetreibenden beträgt 294 000, die der eigentlichen industriellen Arbeiter 312 000; natürlich spreche ich immer nur von denen, die des Lesens und Schreibens kundig sind und das 24. Jahr überschritten haben.)
Öffentliche Angestellte (Staat, Komitat, Gemeinde, Kirche, Unterricht etc.) 169 000;
Rentiers, Hausbesitzer, Hausgesinde, Taglöhner etc. 191 700.

Ich füge diesen Zahlen keinen Kommentar bei; dem Kundigen geben sie wohl den Schlüssel in die Hand zur Beurteilung des folgenden. Bemerken will ich nur, daß weitaus der größte Teil der 1,2 Millionen männlicher großjähriger Analphabeten, nämlich 960 000, auf die Urproduktion, darunter wieder auf die landwirtschaftlichen Arbeiter, aber auch auf die kleinsten Besitzer der nördlichen und östlichen Komitate entfällt. Unter den industriellen Arbeitern ist ihr Prozentsatz gering.

Und nun komme ich auf die dreißigjährige Altersgrenze zu sprechen, in ihrer Einwirkung auf die zu erringende politische Geltung der einzelnen sozialen Schichten.

Es liegt auf der Hand, daß zunächst eine allgemeine Verminderung der Anzahl der Wahlberechtigten daraus hervorgeht; jene Grundzahl von 3 Millionen des Lesens und Schreibens kundiger großjähriger Männer sinkt auf 2 368 000; es ist also ein Ausfall von rund 630 000 — 21 Prozent. Damit könnte man sich eventuell befreunden, wenn sich dieser Ausfall gleichmäßig auf die hauptsächlichsten sozialen Kategorien verteilen würde. Das ist aber nicht der Fall, sondern es zeigen sich im Gegenteil die schreiendsten Ungleichheiten. Ich habe darüber Berechnungen angestellt, die nicht widerlegt worden sind und auch nicht widerlegt werden können, da sie auf den Zahlen der offiziellen Statistik beruhen. Die Hauptresultate dieser Berechnungen will ich hier mitteilen.

Als Grundlage nahm ich eine weitere Beschränkung der oft angeführten Grundzahl von 3 Millionen, nämlich die Domizils- und Stabilitätsbedingungen, welche im Gegen-Entwurfe der Opposition, unter Zustimmung der sozialdemokratischen Partei aufgestellt worden waren. Unter Anwendung jener Beschränkungen sinkt die obige Grundzahl bei Anwendung der 24jährigen Altersgrenze auf 2 560 000, bei 30jähriger Altersgrenze auf rund 2 056 000. Die Differenz beträgt rund 500 000 oder 19 Prozent. Diese 19 Prozent, als Durchschnitts-Differenz, müssen wir als Maß des Vergleiches festhalten.

Sehen wir uns nun den Prozentsatz der Abnahme, die infolge Ver-

legung der Altersgrenze auf 30 Jahre eintritt, bei den verschiedenen sozialen Klassen an, so kommen wir zu folgenden, geradezu verblüffenden Resultaten:
Bei den Grundbesitzern beträgt die Abnahme 9,4 Prozent — bei den landwirtschaftlichen Arbeitern 21,7—22,5 Prozent; Differenz zu Ungunsten der arbeitenden Klasse: 13 Prozent.
Bei den selbständigen Gewerbetreibenden und Unternehmern verwandter Beschäftigungszweige ist die Abnahme 15—16,4 Prozent, bei den gewerblichen Arbeitern 32 Prozent; Differenz zu Ungunsten der arbeitenden Klasse: 16 Prozent.
Gehen wir aber weiter, so finden wir, daß die Abnahme bei den kleinsten Grundbesitzern unter 5 Joch 11 Prozent, bei den größeren nur K Prozent beträgt; ebenso bei den kleinsten Gewerbetreibenden 20 Prozent und bei den größeren nur 11 Prozent. Also auf der ganzen Linie wird der kleine Mann gedrückt und in den Hintergrund gestoßen. Und warum diese ungleiche Wirkung der höheren Altersgrenze? Ganz einfach wegen der schlechteren Lebenshaltung und darum geringeren mittleren Lebensdauer der ärmeren Klassen, insbesondere der industriellen Arbeiterklasse. Diese mittlere Lebensdauer beträgt nur 40 Jahre, ein Umstand, der als Ansporn zur schleunigsten Ausbildung unserer sozialpolitischen Gesetzgebung dienen sollte, der aber jetzt als Handhabe dient, um den Anteil der gebildeten Arbeiterschaft am Verfassungsleben künstlich herabzudrücken. Man stelle doch die beiden ertremen Ziffern einander gegenüber: 9 Prozent Einbuße an Grundbesitzerstimmen, gegen 32 Prozent Einbuße an Arbeiterstimmen! Ist es dann zu verwundern, daß in dieser Klasse, welche sich ent- und getäuscht fühlt, die tiefste Erbitterung herrscht? Erzählt uns doch die statistische Beilage des Regierungs-Entwurfes, daß von jenen 452 000 großjährigen, gebildeten Arbeitern, die wir vorhin nachgewiesen haben, bloß 224 711, also nicht ganz die Hälfte das Wahlrecht erkalten sollen, während der Entwurf der Opposition dasselbe 410—120 000 gewerblichen Arbeitern verleihen würde. Von den 620 000 großjährigen, des Lesens und Schreibens kundigen landwirtschaftlichen Arbeitern sollen gar nur 150 000 wahlberechtigt werden, also etwa ein Viertel! Das ist in der Tat „allgemeines Stimmrecht" nach Iunker-Rezept. Nach dem Entwurfe der Opposition wären in dieser Klasse 510 000 stimmberechtigt.
Ganz im Allgemeinen gesprochen, gehört nach dem Entwurf der Opposition 64 Prozent der künftigen Wählerschaft der selbständigen Unternehmer- und 36 Prozent der Arbeiterklasse an. Dieses Verhältnis stellt sich wie 70 zu 30 Prozent in den landwirtschaftlichen und verwandten — beziehungsweise wie 51 zu 49 Prozent in den gewerblichen und verwandten Berufsarten. Das geübte Auge wird sofort wahrnehmen, daß diese Verteilung in einem industriearmen Lande mit ziemlich parzelliertem Grundeigentum der tatsächlichen sozialen Struktur entspricht. Die konservativen Interessen sind dabei hinreichend geschützt und der Schutz, den sie genießen, ist nicht künstlich, nicht gewaltsam, nicht gemacht, sondern der lebendigen Wirklichkeit entsprossen. Nach dem Regie-

rungs-Entwurf stellt sich das Verhältnis wie 75 Prozent zu 25 Prozent; das ist aber eine gewaltsame Verschiebung der realen Kräfte-Verhältnisse: es ist von heute auf morgen. Wehe den Interessen, welche keine andere Schuywehr haben als ein solches, schon in der Anlage zum Einsturz prädestiniertes Gebäude.

Zum Bilde des Ganzen gehört, daß, außer in jenen Städten, die selbstständige Munizipien sind, der öffentliche Abstimmungsmodus beibehalten wird, also der amtliche und soziale Druck weiterhin auf allen irgendwie abhängigen Wählern lasten wird, der Korruption weiterhin Tür und Tor offen bleibt. Wem kann es da noch zweifelhaft erscheinen, welches Geistes Kind diese „Wahlreformaktion" ist? Es sollte eben der Schein erweckt werden, als geschähe etwas, aber im Wesentlichen soll alles beim Alten bleiben.

Graf Tisza, der Diktator auf dem Präsidrntenstuhle, unter dessen Schatten sich das Ministerium Lukücs demütig verkriecht, verkündet, das sei konservativ und national; dabei spricht er mit souveräner Geringschätzung von den Parlamenten, die aus dem allgemeinen Stimmrecht hervorgehen, mögen sie auch große Kulturvölker vertreten. Das Niveau sei in diesen Parlamenten tief gesunken! Dieser kühne Ausspruch, doppelt kühn in einem Augenblick, wo das beschränkt« und geknechtete Wahlrecht bei uns so herrliche Früchte zeitigt, hat auswärts ein böses Echo erweckt. Man kennt eben dort den Grafen Tisza nicht so genau, wie wir ihn kennen; man weiß nicht, daß seine Worte, wenn er vom hohen — Steckenpferde herab spricht, nicht übermäßig tragisch zu nehmen sind. Aber sehen wir uns seine Behauptungen doch einmal an. Das Niveau sinke? Vom Klub-Standpunkte vielleicht; wessen Ideal das englische Parlament vor der Reformbill ist, welches ein geistreicher Staatsmann den ersten Klub des Reiches nannte, der mag um eine „Volksvertretung" trauern, in welcher eine soziale Schicht, in voller gesellschaftlicher Homogeneität, die Angelegenheiten des Landes nach ihrem Geschmack und wohl auch nach ihrem Interesse erledigt. Wer aber das Niveau darin erblickt, daß das gesamte Volksleben, mit allen seinen Gedanken, Aspirationen, Bedürfnissen, Interessen, zum Ausdruck komme und ein wahrer Volkswille zur Geltung gelange, der wird sich erlauben, darüber anders zu denken; der wird eine Reform anstreben, durch welche tatsächlich das ganze Volk zu Worte kommt. Und, wenn man schon vom Niveau faselt, so möge man die greuliche Korruption nicht vergessen, welche sich hinter den glatten Formen eines auf Erklusivität beruhenden Parlamentes birgt, die Verlogenheit aller Institutionen, die daraus hervorgeht, die demoralisierendeWirkung der systemisierten Lüge, kurzum: das Sinken des moralischen Niveaus. Das ist nicht bloß bei uns so, das war seinerzeit in England und in allen Ländern, wo solche Verhältnisse herrschten. Wir brauchen uns als Nation dessen nicht zu schämen, daß gleiche Ursachen bei uns gleich« Wirkungen wie anderwärts erzeugten. Aber hinaus wollen wir aus dieser Stickluft, zusammengesetzt aus Korruptions-Gestank und Klub-Parfüm, hinaus in die belebende Atmosphäre des ungefälschten Volks-

willens, und kein Tisza'scher Pseudo-Nationalismus und Pseudo-Konservatismus, kein Flunkern mit Übermenschentum unter militärischem Schutz, keine Lnkücs'sch« Schlauheit, keine ephemere Kunst-Majorität wird uns darin aufhalten. Was diese Faktoren schaffen, ist von heute auf morgen; ein Windhauch bläst es weg; was aber wir wollen, beruht auf den ewigen Entwickelungsgesetzen der Menschheit, auf den Forderungen der sozialen Gerechtigkeit und der historischen Wahrhaftigkeit. Nicht im Kampfe gegen diese sittlichen Kräfte, sondern durch bewußte Einfügung in das Walten derselben wollen wir unsere nationale Zukunft sichern.

Konservativ und national will sich der antisoziale Entwurf der Regierung nennen. Nun denn: was letzteres betrifft, habe ich in einer Reihe von Zeitungs-Artikeln nachgewiesen, daß insbesondere die 30jährige Altersgrenze, dieses uoli me taubere der Tisza-Lucäcs'schen „Reform", vom nationalen Standpunkte völlig irrelevant ist, und es wurde nicht einmal der Versuch gemacht, diesen ziffermäßigen Nachweis zu entkräften. Den fremden Leser dürfte dieses Moment übrigens weniger interessieren als das soziale. In dieser Richtung nun erweist die Bezeichnung „konservativ" dem Entwurf« viel zu viel Ehre. Konservativ sein heißt: Dauerhaftes schaffen. Mit dem Beharren allein kommt man nicht aus. „Oou»ervatio e»t perpetua creatio", sagt treffend einer der älteren Kirchenväter, ich glaube St.Augustinus; erhalten heißt fortwährend schaffen. Durch die Anpassung des Schaffens an reale Bedürfnisse, statt an bloß doktrinäre Aspirationen, kennzeichnet sich der richtige konservative Geist, sowie durch Schöpfungen, welche Beruhigung erzeugen und Dauer versprechen. Und dazu gehört nun einmal, da in allen Sphären ökonomischer Tätigkeit der Faktor Arbeit zu einer selbständigen sozialen Klasse geworden ist, vollkommen befähigt, die eigenen Interessen zu begreifen und zu vertreten, daß dieser gesellschaftliche Faktor auch in der politischen Organisation, in der Verfassung, nach seinem natürlichen Gewichte zum Rechte gelange. Der soziale Friede, das innere Gleichgewicht der Nation und daher die nationale Erstarkung ist nur um diesen Preis zu erhalten.

In dieser Beziehung fallen die Begriffe: konservativ und fortschrittlich zusammen; man ist nicht konservativ, wenn man es in Untätigkeit oder ungenügender Tätigkeil (was auf Eins herauskommt) auf den Zusammenbruch ankommen läßt, und man ist nicht fortschrittlich, wenn man die Lebensbedingungen des Volkes, das fortschreiten soll, zerstört. Die anti-fortschrittliche Wahlreform der Regierung ist auch nicht konservativ, weil sie die Frage nicht einmal für kurze Zeit auf einen Ruhepunkt bringt. Die in ihren gerechten Forderungen verkürzten sozialen Schichten werden den Kampf um Erlangung derselben mit gesteigerter Erbitterung fortführen. Das bedenkliche Kampfmittel des General-Streiks wurde in weiser Erwägung der Kräfteverhältnisse wohl fallen gelassen, aber der Kampf fängt jetzt erst recht an. Wir, die oppositionellen bürgerlichen Parteien, werden den Vertretern der Arbeiterparteien darin treu zur Seite stehen, weil

sie im Rechte sind und nur billiges verlangen. Wir handeln so im Interesse des sozialen Friedens und der moralischen Kollusion unseres Volkes: im konservativen Interesse ebenso wie im Zeichen des Fortschrittes, vom nationalen ebenso wie vom menschheitlichen Standpunkte.

Der geneigte Leser dürfte aber jetzt verstehen, wieso es kam, daß eine „demokratische" Reform im Budapester Parlament nicht anders als unter dem Schutze einer ganzen Armee durchgebracht werden konnte.

Professor Dr. Ludwig Stein:

An der Wiege der deutschen Nationalidee.

Eine Jahrhundertbetrachtung.

Das politisch so beziehungsreiche Jahr 1913 ist nicht minder bewegt und an weltgeschichtlichen Neugestaltungen nicht weniger reich, als das denkwürdige Jahr 1813. Vor hundert Jahren wurde Preußen neu geboren, und heute stirbt die europäische Türkei. Die Landkarte des europäischen Ostens wandelt sich grundmäßig. Das Jahr 1813 haben sich unsere Urgroßväter fest eingeprägt, das Jahr 1913 werden unsere Urenkel in Erinnerung behalten. Die traditionelle Unglückszahl „13" war für Preußen Aufstieg, für die Türkei heute Abstieg. Die moslemische Theokratie sinkt in Trümmer. Der „Gottesstaat" der muhammedanischen Religion erweist sich als zu schwächliches Einheitssymbol, um verschiedene Rassen und Völker zusammenzuhalten, während der deutsche Nationalstaat triumphiert und den geschichtlichen Nachweis erbringt, daß der Narionalidee heute g e lingt, was der religiösen mißlingt: ein dauerndes Einheitsband um die Völkerzu schlingen.

Einen besonderen Reiz bietet im Jubeljahr 1913 die Rückschau auf die Wandlung der Ideen unter den führenden Geistern deutscher Zunge an der Schwelle des 19. Jahrhunderts. Der Übergang von weltbürgerlichen zu nationalen Idealen vollzieht sich leise und allmählich. Ein geschichtlicher Rückblick befähigt uns, die Geburtskunde der werdenden deutschen Nationalidee zu belauschen, deren eigentlicher Schöpfer der Philosoph Fichte ist.

Der deutscheste unter den deutschen Philosophen, Johann Gottlieb Fichte, der erste von der Professorenschaft gewählte Rektor der Berliner Universität, hat in seinen „Reden an die deutsche Nation", die er im Winter 1807/08 im Akademiegebäude gehalten hat, die republikanisch-weltbürgerliche Schwarmgeisterei seiner Jugendjahre preisgegeben, um der deutschen Nationalerziehung mit flammender Zunge das Wort zu reden. Das Weltbürgertum war die Ideologie der deutschen Klassik. Die Philosophen des Aufklärungszeitalters, und an ihrer Spitze Kant,

der die Aufklärung abschließt, indem er sie überwindet, waren durchweg ebenso kosmopolitisch gerichtet, wie Lessing und der jüngere Herder, Goethe und Schiller, der jüngere Fichte, der jüngere Hegel mit Hölderlin und Schilling auf dem Tübinger Stift, die beiden Brüder Schlegel und mit ihnen die ganze Frühromantik. Die Naturbeseelung, welche der Romantiker Novalis so sehr auf die Spitze treibt, daß er im Witz eine geistige Elektrizität, im Denken ein Drndieren, im Weibe ein Orygen sieht, gibt ihm die echtromantische Analogie ein, die Seelen der Pflanzen-individuen seien vielleicht ätherische Öle und die Blumen das Modell von Toleranz und Kosmopolitismus.
Erst das cäsaristische Ungestüm Napoleons, der als politischer Romantiker bis ins Mark den Spottnamen „Ideologie" für blutleere philosophische Abstrak-tionen schuf, bewirkte die Abkehr der deutschen Ideologen vom Kosmopolitismus und ihre entschiedene Hinwendung zum Nationalismus. An Napoleons ephemerem Weltreich, das rückhaltlos alles niedertrat und zerstampfte, was sich als nationales Eigenleben dem Weltherrschaftsgelüste des Korsen trotzig entgegenstemmte, ent-zündete sich der großdeutsche Patriotismus und Nationalismus. Goethe und Hegel freilich standen anfänglich noch ganz im Banne dieses politischen „Ratten-fängers von Hameln". In seiner Bamberger Zeit, da Hegel unter die Jour-nalisten gegangen war, galt ihm Napoleon noch als politische „Weltseele", die er sich rühmte „reitend" gesehen zu haben. Aber Fichte, Vater Jahn, die Frei-heitssänger entdeckten nach der Schlacht von Jena ihr deutsches Herz. Fichte hält seine „Reden an die deutsche Nation" (1808), der Turnvater Jahn veröffent-licht 1810 „das deutsche Volkstum", Achim von Arnim sammelt schon 1805 Volkslieder und 1806 Kriegslieder. Und von Arnim ist es auch, der das ent-scheidende Wort gegen jenen Kosmopolitismus ausspricht, der „Europa zu einem schönen humanen Ganzen zusammengefabelt hat." Es verschlägt dabei wenig, daß die streng romantische Staatswissenschaft, die mit Fr. Schlegel, Friedrich von Gentz, Adam Müller und Karl Ludwig von Haller stark nach Österreich schielte, später wieder einem politischen Universalismns verfallen ist, der ihr im universalistisch-klerikalen Österreich am vorbildlichsten verwirklicht zu sein scheint. Ging es doch den reaktionären, konservativ-agrarischen, klerikal-universalistischen Staatstheoretikern, die meist auf Metternich schworen, nicht anders, als dem radikalen und revolutionären jungen Deutschland, das republikanisch fühlte. Beide vollziehen eine Frontänderung vom preußisch-deutschen Nationalismus, den der ältere Fichte und der von Napoleon gründlich bekehrte Hegel vertreten, zum Kosmopolitismus. Nur drapiert sich dieser Kosmopolitismus bei den roman-tischen Reaktionären, die im klerikalistischen Österreich den Hort und Hüter ihrer politischen Ideale sehen, als religiöser Universalismus, wie er dem Katholizismus (von x«H' 8X2V gebildet) eigen ist, während sich der linke Flügel des jungen Deutschland, das auf ein protestantisches Preußen-Dentschland hofft, auf einen republikanischen Kollektivismus und Kosmopolitismus einschwört.

Allein auch der Mitschöpfer und glühendste Verfechter der Nationalidee, Johann Gottlieb Fichte, hat den Kosmopolitismus seiner Jugendjahre, der ihn eng an Kant heranrückte, selbst in seiner schroffen nationalistischen Periode nicht völlig überwunden. Freilich war Fichte als praktischer Politiker an Napoleon, der einen künstlichen Völkermischmasch und internationalen Urbrei unter französischer Oberherrschaft gewaltsam zusammenrühren wollte — darin war Napoleon zwar kein Ideologe der Metaphysik, aber ein Ideologe der Soziologie — wissenschaftlich gesundet. Sein Nationalismus war der lebendige Protest und die natürliche Reaktion gegen jenen unhistorischen Kosmopolitismus, den das Aufklärungszeitalter in der Theorie zu künden und Napoleon in die Praris umzusetzen versuchte. An Napoleons künstlichem „Weltreich", das nur vorübergehend durch eine gewaltige Faust ebenso zusammengehalten werden konnte, wie einst das „Weltreich" Aleranders am Mittelmeerbecken, um ebenso plötzlich wie jenes zusammenzukrachen, weil es mechanisch aneinandergeleimt, aber nicht organisch ineinandergewachsen war — an diesem Weltreich Napoleons war der erperimentelle geschichtliche Nachweis von der Unhaltbarkeit des utopistischen Kosmopolitismus früherer Jahrhunderte für alle Augen erbracht, die sehen wollten. Andererseits konnte und mochte Fichte als Philosoph von jenen Idealen sich nicht ganz trennen, die ihn einst mit seinem Lehrer Kant verbanden. Denn Kant war und blieb bis an sein Lebensende ein typischer Vertreter der kosmopolitischen oder weltbürgerlichen Ideale.

Die teleologische Geschichtsauffassung, welche Kant mit Lessing und sogar mit seinem geschichtsphilosophischen Antipoden Herder verbindet, drückt auch der Geschichtsphilosophie eines Fichte, Schilling und Hegel den entscheidenden Stempel auf. Lessings Toleranztrilogie ist nämlich ebenso auf den kosmopolitischen Ton gestimmt, wie Kants „Idee zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht" (1784), ferner „Zum ewigen Frieden" (1795) und endlich die „metaphysischen Anfangsgründe der Rechtslehre" (1797), die ein Jahr später erschienen sind, als Fichtes „Naturrecht" (179S). Der dritte Definitivartikel von Kants Schrift „Zum ewigen Frieden" lautet: Das Weltbürgerrecht soll auf die Bedingungen der allgemeinen Hospitalität eingeschränkt sein. Am Schlusse seiner Bemerkungen zum dritten Definitivartikel fügt Kant hinzu: „Da es mit der unter den Völkern einmal überhand genommenen Gemeinschaft so weit gekommen ist, daß die Rechtsverletzung an einem Platz der Erde an allen gefühlt wird, so ist die Idee eines Weltbürgerrechts keine phantastische und überspannte Vorstellungsart des Rechts, sondern eine notwendige Ergänzung des ungeschriebenen Coder, sowohl des Staats- als Völkerrechts zum öffentlichen Menschenrechte überhaupt, und so zum ewigen Frieden, zu dem man sich in der kontinuierlichen Annäherung befindet, nur unter dieser Bedingung schmeicheln darf."

Wir haben uns mit Recht daran gewöhnt, auf Kant selbst dann zu lauschen,

wenn er uns auf den ersten Anblick auch parador erscheint. Und ähnlich wie
Kant das Aufklärungszeitalter am tiefsten erfaßte und eben damit überwand, so
hat er auch den Kosmopolitismus, das politische Credo des Aufklärungszeit-
alters, in der tiefsten Wurzel gepackt und eben dadurch überwunden. Wenn wir
die soeben angeführten Kantischen Worte in ihrem weltgeschichtlichen Kerne
erfassen, so liegt in ihnen ein vorahnender Hinweis auf jene Synthese, welche
das 19. Jahrhundert tatsächlich vollzogen hat, und das zwanzigste im Begriffe
steht, nicht bloß zu Ende zu denken, sondern zu Ende zu handeln. Nach
jenem triadischen Rhythmus, den Kant seiner logischen Kategorientafel zugrunde
gelegt hat, worauf Fichte, Schilling und Hegel ihre gewaltigen Begriffsdichtungen
nach dem Dreivierteltakt von Thesls, Antithesis, Synthesls vertonten, hat Kant
auch das soziologische Problem: Kosmopolitismus, Nationalismus, Inter-
nationalismus begriffen. Der Kosmopolitismus ist die soziologische Setzung des
Problems, der Nationalismus seine Entgegensetzung, der Internationalismus
endlich seine Zusammensetzung. Der Weg des Rechts geht überall vom un-
geschriebenen Recht (Ksp««fc>? v<5u.e>i) zum geschriebenen, vom privaten Recht
zum öffentlichen, und bei wachsender Solidarität infolge der zunehmenden Ver-
kehrswege und ständig sich steigernden Handelsbeziehungen unter den Völkern ent-
steht die Thesis: Staatsrecht in Iudiia, Hellas und Rom, die Antithesis das
Völker recht in den internationalen Friedensverträgen der Römer (foeüu» und
8pon»iu), und in der T h e o r i e bei Gentilis und Grotius endlich die Synthesis:
Menschen recht, gefordert von der französischen Revolution, aber erst verwirk-
licht vermittelst jener internationalen Vereinbarungen, welche das politische Cha-
rakteristikum unseres eigenen Zeitalters darstellen. Die Sehnsüchte und Träume
unserer Vorfahren, der Utopisten und Philanthropen, der Sibyllinendichter und
Ehiliasten, der Schwärmer und Phantasten, welche einen kosmopolitischen
Völkerbrei forderten, suchen wir darin zu erfüllen, daßwirdurch denNatio-
nalismus hindurchgegangen sind, um erst auf dem Boden
d es Nationalismus die von Kant und Fichte geforderte Synthese des be-
wußten Internationalismus nicht bloß theoretisch zu vollziehen, sondern auch
praktisch zu vollbringen.

Denn Fichtes nationalistische Periode weist schon prophetisch über sich selbst
hinaus. Der Nationalismus ist Fichte nicht Selbstzweck, sondern nur Mittel.
Fichte ist deutscher Patriot gerade deshalb, weil er sich als Weltbürger fühlt.
In seiner anonymen kleinen Schrift vom Jahre l793 „Zurückforderung der
Denkfreiheit von den Fürsten Europas, die sie bisher unterdrückten. Eine Rede.
Heliopolis, im letzten Jahre der alten Finsternis," findet sich die kosmopolitisch
lautende Stelle, welche an die Auffassung des Kosmopolitismus bei den Stoikern
gemahnt: „Der Mensch trägt tief in seiner Brust einen Götterfunken, der ihn
über die Tierheit erhebt und ihn zum Mitbürger einer Welt macht, deren erstes
Mitglied Gott ist." Es ist dies jene universalistische Auffassung des Kosmo-

politismus, wie sie in der Antike bei den Cnnikeru auftaucht. Der Cyniker Diogenes antwortet auf die Frage, woher er sei, mit dem Ausdruck: Xv^oTioXi^. Die Stoa und — durch ihre Vermittelung — das Urchristentum adoptieren diesen kosmopolitischen Zug, welchem Zeno, der Begründer der Stoa, folgende Fassung gibt: Dem „Weltstaat" stehen keine anderen Staaten gegenüber, weil alle Grenzen der Völker in einer allgemeinen Verbrüderung aller Menschen sich aufheben. Kant hingegen sieht in der Idee des Kosmopolitismus nur ein „regulatives Prinzip". Nur durch fortschreitende Organisation der Erdenbürger in und zu der Gattung als einem System, das kosmopolitisch verbunden ist, kann die Vollendung dieses Prozesses erwartet werden. In seinem „Naturrecht" dem Kosmopolitismus Kants noch nahestehend, schreitet Fichte schon in seinem „geschlossenen Handelsstaat" zu einem nationalen Staatssozialismus fort, dessen Wesen er in seinen „Grundzügen des gegenwärtigen Zeitalters" genauer zu präzisieren sucht. Hier ist das wahre Vaterland „derjenige Staat in Europa, der auf der Höhe der Kultur steht" — eine ethisierende Umschreibung des echt kosmopolitischen ulii b«u«, ibi pntrin. Nur versteht Fichte uuter diesem „Weltbürgersinn" jenes Vaterland, in „welchem Licht und Recht herrschen". Noch in seinen „patriotischen Dialogen" vom Jahre 1807 stellt Fichte fest, daß „der kräftigste und regsamste Patriot eben darum der regsamste Weltbürger ist". Aber in Herder und Schiller regte sich allgemach die Opposition gegen alle Ausländerei und das „Allerweltsbürgertum". Herder sagt: Das verschwemmte Herz des Kosmopoliten sei für niemand eine Hütte. Schiller, der einst sang: „seid umschlungen Millionen, diesen Kuß der ganzen Welt," nennt in seinem „Nachlaß" Deutschland wegen seiner mitteleuropäischen Lage den „Kern der Menschheit". Mit Herder wird Fichte in den „Reden an die deutsche Nation" Schöpfer der deutschen Nationalidee. Die Idealisierung alles Deutschen setzte schon bei den Frühromantikern ein. Fr. Schlegel sagt im 38. Lyceumsfragment: „Die Deutschheit liegt nicht hinter, sondern vor uns." Dazu aber, meint Fichte, muß das deutsche Volk durch Nationalerziehung allmählich herangebildet werden. Nur eines vermag dem deutschen Volk Rettung zu bringen: eine gänzliche Veränderung des bisherigen Erziehungswesens, eine vollkommene Umschaffung der Nation, ihre Bildung zu einem allgemeinen und nationalen Selbst. Vaterländische Politik, so meint jetzt Fichte, bedeutet den Wetteifer aller deutschen Staaten, am besten deutsch zu sein, die nationale Eigenart am vollkommensten mit ewigem Gehalt zu erfüllen. Aber selbst jetzt noch sieht Fichte die deutsche Vaterlandsliebe „unter dem Bilde der Ewigkeit". Denn wer nicht zuvörderst sich als ewig erblickt, der hat überhaupt keine Liebe und kann auch nicht ein Vaterland lieben. Der Staat ist nichts Festes und für sich selbst Seiendes, sondern bloß das Mittel für den höheren Zweck der ewig gleichmäßig fortgehenden Ausbildung des rein Menschlichen in dieser Nation. Die Idee des Staates sieht jetzt Fichte darin: durch einen gemeinschaftlichen Willen den Zweck des Geschlechts zu befördern. Wie die Träger

der Kultur einst die Griechen, sodann die Römer waren, so ist jetzt den Deutschen diese Weltmission überbunden. Aber auch der deutsche Staat wird seine Söhne nicht im engherzigen und ausschließenden, sondern im allgemeinen und weltbürgerlichen Geiste erziehen. Die deutsche Nation, sagt Fichte, ist die einzige unter den neueuropäischen Nationen, die es an ihrem Bürgerstande schon seit Jahrhunderten durch die Tat gezeigt hat, daß sie die republikanische Verfassung zu ertragen vermöge. Die republikanische Verfassung der Hansastädte z. B. hindert sie nicht, sondern bestärkt sie vielmehr darin, ganz und restlos die deutsche Nationalidee in sich aufzunehmen und zu verarbeiten.

Dr. Adrian Polly:

Zar und Volk.

Persönliche Eindrücke von der Romanowfeier.

Durch die trüben Kriegs- und Aufruhrereignisse der Jahre 1904/6 war der persönliche Verkehr zwischen Zar Nikolaus II. und den breiten Volksschichten nicht allein während dieser Epoche, sondern auch bis zu den Kiewer Festtagen im Herbst I911, die bekanntlich mit der blutigen Katastrophe schlossen, die das Leben des Ministerpräsidenten Stolypin als Opfer forderten, so gut wie vollständig unterbrochen. Weder Festlichkeiten, noch allgemeine Empfänge, Galavorstellungen oder Hofbälle fanden statt. Der Herrscher Rußlands lebte im Kreise der Seinigen während der Wintermonate in Zarskoje Sselo, im Sommer in seinem an der Finnländischen Meeresbucht in Neu-Peterhof gelegenen Schlosse, von wo alljährlich vor der Rückkehr in die Winterresidenz ein mehrwöchentlicher Aufenthalt in den Finnländischen Schaeren auf der Kaiserjacht „Standart" unternommen wurde. Hier genießt der Kaiser, umgeben von seiner Familie, die harmlosen Freuden der einzigen „Ferienruhe" aus strenger, arbeitsreicher Pflichterfüllung, die der hohe Herr sich gönnt.

Diese langen Jahre förmlicher Weltabgeschlossenheit wurden nur durch die regelmäßigen persönlichen Berichterstattungen der Minister und obersten Verwaltungs- wie Militärchefs, amtliche und diplomatisch« Empfänge, Erfüllung repräsentativer Verpflichtungen anläßlich der Geburts- und Gedenktage zu Ehren befreundeter Staatsoberhäupter, und die vorgeschriebenen Veranstaltungen bei eigenen Landesfeiern und Familienfesttagen unterbrochen. Im Spätherbst pflegt der Zar seine Residenz auf die Dauer der großen Kaisermanöver seiner Garde-

truppen auf dem Gelände von Krasnoje Sselo in das dort befindliche Kaiserliche Schloß zu verlegen. Einen Teil des Sommers 1910 verbrachte die Zarenfamilie im Großherzogtum Hessen, bei den nahen Verwandten des Herrscherhauses, zum gleichzeitigen Nauheimer Kurgebrauch. Der vorjährige Winter und ein Teil des Frühjahrs vereinigte das Kaiserhaus in dem neuerbauten Meeresschloß von Livadia. Und endlich oblag Zar Nikolaus im verflossenen Herbste bis Winter Anfang den Jagdfreuden auf seiner Besitzung Spala im Zartum Polen.

Umso nachhaltigeren Eindruck weckte in den Herzen Tausender und abermals Tausender, die als Abordnungen oder kraft der von ihnen vertretenen amtlichen Stellungen, aus allen Gouvernements des weiten russischen Reiches, oder auch als Stammeshäupter unter russischem Schutz und der Herrschaft des Zaren lebender Fremdvölker, in St. Petersburg zusammengeströmt waren, um vereint mit den hier seßhaften höchsten Würdenträgern des Reiches, den Zentralbehörden, den beiden Körperschaften der Volksvertretung, des Adels und der Geistlichkeit, der Militär-gewalt und der Gelehrtenwelt, der einheimischen wie der auswärtigen Diplomatie, in dieser historischen Festwoche sich um den Herrscher Rußlands und die Mitglieder des Kaiserhauses zu scharen: zur gemeinsamen Begehung der Jubelfeier zum ewigen Gedächtnis an die Vollendung der drei Jahrhunderte umfassenden Regie-rungsdauer der Dynastie Romanow als Inhaber der russischen Herrscher-würde.

Vollzogen sich die weihevollen Kirchenzeremonien unter dem mächtigen Kuppelbau der Kasankathedrale in andachtvoller Sammlung, der Empfang der Regierungsbehörden, der Diplomatie mit ihren Damen, der Hofgesellschaft, wie der Bauernältesten und aller sonstigen herbeigeeilten und berufenen unzählbaren Scharen von Beglückwünschern in den Prunksälen des kaiserlichen Winter-palastes in höfisch festgefügten Formeln und feierlicher Ruhe: so gaben die Auffahrten der kaiserlichen Familie zu und von den Festplätzen den auf den Hauptstraßen und öffentlichen Plätzen Spalier bildenden Massen, weit mehr und intimer aber noch den Glücklichen, die zur Galavorstellung im Kaiserlichen Marientheater und zum Huldigungsballe der russischen Aristokratie im St. PeterS-burger Adelssaale Zutritt erlangt hatten, die Möglichkeit, dem Zarenpaare und deren Angehörigen ins Angesicht zu blicken, ihre Mienen, Bewegungen, Gesten, Sprechweise untereinander, wie mit Personen der Hofkreise, ihr Lächeln und Ge-haben, kurzum die kleinen, persönlichen, doch ungemein charakteristischen Züge der sonst unnahbaren Träger der Krone zu studieren.

Nicht allein in der Seltenheit des Vorgangs, vielmehr auch in den be-sondern rein russischen Eigenheiten in der Berührung zwischen dem Monarchen und den auserlesensten Vertretern seiner Untertanenschaft lag für die Teil-nehmer und Beobachter ein außerordentlicher, fast zauberhafter Reiz. Schon der Anblick des in feenhaftem Glanze erstrahlenden Theatersaales, während der Galaoper „Das Leben für den Zaren", komponiert von Glinka, am Freitag abend,

übersteigt die lebhafteste Vorstellung selbst derjenigen, die in anderen Residenzen Zeugen ähnlicher Festveranstaltungen waren. Der Einlaß war selbstredend nur den Geladenen gewährt, deren Berechtigung unbeschadet der ordenbesätesten Generalsuniform durch höhere Gcndarmerieoffiziere an jedem Eingange sorgfältiger Nachprüfung unterlag.
Das gesamte Parkett ausnahmslos von Zivil- und Militärwürdenträgern gefüllt. Am mittleren Eckplatz der ersten Reihe Ministerpräsident Kokovtzoff, ihm zur Seite ein Teil der übrigen Minister — die anderen in den Logen zerstreut —, die obersten Hofchargen, soweit sie nicht in die Hoflogen zum Dienst befohlen waren, die Generalität, General- und Flügeladjutanten, vormalige Minister in Hof- oder Reichsratewürden, der gesamte Reichsratskörper, der Senat — auffallend durch scharlachrote Uniformen — der hohe Klerus, die Spitzen des Richteramtes und der Hochschulen, die Generalgouverneure und Adelsmarschälle, die Führer der Landesabordnungen und das Reichsdumapräsidium. Vom ersten bis zum letzten Plätzchen ausschließlich Würdenträger, überwiegend in goldstrotzenden, buntfarbigen Uniformen mit blendenden Ordenssiernen. Auch in den Parkettlogen kein weibliches Wesen. Nur Inhaber von Hofämtern, der Emir von Buchara, der Chan von Chiva mit ihren „Suiten", die mongolische Abordnung mit Begleitoffizieren und Dolmetschern, die übrigen Volksvertreter, Stammes- und Dorfältesten, Bürgermeister und Ritterschaftsabgeordneten, Verwaltungschefs und Abteilunsgvorstände der Ministerien, höhere Funktionäre, Offiziere usw. Im ersten Stockwerk (Belletage), rechts nnd links von der das ganze Mittelschiff einnehmenden Kaiserloge, die Botschafter, Gesandten und das gesamte Diplomatenkorps mit Damen. In der rechtsseitigen Nebenloge zur Kaiserloge der deutsche Botschafter als Doyen und Frau Gräfin von Pourtalss; als nächster der türkisch« Botschafter Turkhan Pascha, weithin kenntlich durch den roten Fez auf dem schneeweißen bartumrahmten Haupte; demnächst die hochragende Erscheinung des österreichisch-ungarischen Botschafters mit Frau Gräfin und Komtesse v. Thurn-Valsassina usw.; und die Hofdamen und Hofkavaliere in den Rampenlogen, als Abschluß der Reihe. Die Dame» nach Vorschrift in ausgeschnittenen Hofkleidern mit Ordensbändern und Sternen, ohne Vorschrift, doch gern gesehen und zur Schau getragen mit einer Prachtfülle an kostbarem, funkelndem, märchenhaft entzückendem und traumhaft großartigem Geschmeide als Kopf-, Stirn-, Hals-, Brust-, Arm- und Handschmuck.
Auch im 2. und 3. Rang ist kaum hie und da ein schüchterner Frack unter lauter Generals- und Erzellenzuniformen zu erspähen. Das Hauptinteresse wendet sich — wie garnicht erst gesagt zu werden braucht — der Kaiserloge zu, in deren Hintergrunde zunächst einige zur Ordonnanz befohlene schlanke Pagengestalten in ihren goldbetreßten langschößigen Röcken und weißen prallsitzenden, von Kanonenlackstiefeln eingeschlossenen Beinkleidern, sowie der schwarze Araber der Kaiserin-Mutter Maria Feodorowna in Turban und buntfarbiger, weitbauschiger

Nationaltracht auftauchen. Der Araber rückt die Stühle zurecht, legt Programme auf und erteilt den Theaterdienern allerlei Weisungen. Dann treffen die diensttuenden Hofmarschälle mit ihren blaubebänderten, wappengeschmückten Stäben ein, später die Staats- und Hofdamen vom Dienst, die Großfürsten, Großfürstinnen und Prinzessinnen. Das gesamte glanzvolle Publikum in erwartungsvoller gehobener Stimmung, zumeist stehend und schwatzend der Hofloge zugewendet.

Wenige Minuten nach 9 Uhr löste plötzlich tiefes Schweigen die bisherige lebhaft schwirrende Unterhaltung der Festversammlung ab. Alles erhob sich wie mit einem Schlage, um in tiefer Verneigung sich zur Hofloge zu wenden. Das Zarenpaar und die Kaiserin Mutter waren bis an die Logenbrüstung vorgetreten, um in freundlicher Verbeugung den Gruß zu erwidern. Auf der Bühne ging im selben Augenblick der weiß gestickte Prunkvorhang, mit den Reichsemblemen verziert, in die Höhe. Der mittlere rotbrokatne Flügelvorhang wurde seitlich zurückgezogen. Der kaiserliche Chor, Damen und Herren in altrussischer Nationaltracht traten vor; das Hoforchester hatte sich beim Eintritt der kaiserlichen Herrschaften selbstverständlich gleichfalls erhoben und blieb während des ganzen nun solgenden Huldigungsaktes, auch im Spiele, gleich den übrigen Festteilnehmern mit dem Antlitz der Hofloge zugekehrt.

Das Orchester stimmte die Hymne: „Lu3«Ke, 2arja CKi-auv" sOott behüte den Kaiser) an, der Bühnenchor fiel ein und alle Anwesenden — soweit stimmbegabt und sprachenkundig — sangen das feierliche ?ied frohbewegt, in patriotischer Begeisterung mit. Der einstimmige Klang aus vielen taufenden von Kehlen, mit dem durchdringenden, kunstgeschulten, hellen und erzenen Chorgesang und Orchesterspiel begleitet, weckte in Jedermann einen mächtigen, unbezwingbar weihevollen Nachhall, verstärkt durch die orkanartig ertönenden, gleich einer ungeheuren Meeresflut sich erhebenden und in übereinander schlagendem Wellengebraus donnerartig niederprasselnden Hurrahrufe. Hymnengesang und Huldigungsrufe wurden dreimal wiederholt in immer stärkerer, enthusiastischer Anschwellung.

Dann nahmen die kaiserlichen Herrschaften Platz. Mit ihnen das gesamte Auditorium. Der Saal wurde halbverdunkelt. Die Oper nahm ihren Verlauf.

Während der Zwischenakte erhob sich Jedermann in Frontstellung zur Kaiserloge, bis der Herrscher diese verließ. Nach dem ersten Akte hatte sich die regierende Kaiserin Alerandra Feodorowna zurückgezogen. Zar Nikolaus, die Kaiserin Mutter mit allen übrigen Mitgliedern des Kaiserhauses blieb:n bis zum Schlusse der Vorstellung. Noch eine fühlbare, wenngleich kaum ausdeukbare Steigerung an Glanzesfülle, Farbenfrohsinn und Stimmungsbegeisterung bei gleichzeitiger Zwangslosigkeit und anheimelndem Zugehörigkeitsgefühl empfand man, auf allen herzenslustigen Mienen deutlich wahrnehmbar, auf dem Ball im

Adelssaale am 3. Festtage, Sonnabend, den 23. Februar (8. März). Die zwanglose, menschlich warme Grundstimmung ging vom Zaren selbst aus, der in seiner schlichten, herzgewinnend liebenswürdigen Art des Auftretens und des Verkehrs mit den von ihm ins Gespräch Gezogenen die Majestät mit dem Patriarchen wohltuendst zu einigen weiß. Jede anfängliche Scheu schwindet in seiner Nähe, man fühlt sich gehoben und hingezogen mit gleicher Kraft. Helle Freudigkeit spiegelte sich auf des Monarchen Zügen, nachdem er, in Entgegennahme der Huldigungsakte — Hymnengesang und Hurrahrufe — aus den Kehlen der 3000 Geladenen noch anhaltender, noch brausender und elementarer wie tagszuvor und der Begrüßungsrede des Festveranstalters, Fürsten Saltnkow, mit klarer, einfacher, weithin schallender Betonung, doch frei von jeder Pose seinen Kaiserlichen Dank aussprach.
Bei der Polonaise führte der Zar die Frau des Adelsmarschalls Ssomowa, während der Adelsmarschall Ssomow die regierende Zarin führen durfte und dem Fürsten Saltykow die Geleitschaft der Kaiserin Mutter zuteil wurde. Dann begaben sich die kaiserlichen Herrschaften zur Baldachinüberdeckten Empore und sahen vergnügt den Tanzpaaren zu ihren Füßen zu. Darunter bewegten sich in munteren Reihen die jugendlichen Großfürstinnen, Prinzen und Prinzessinnen. Längerer, überaus herzlicher Unterhaltung würdigte der Zar Frau Gräfin Pourtalss und zog später auch den deutschen Botschafter in ein angeregt geführtes Gespräch. Die meiste Zeit verbrachte der Monarch aber bei seiner Gemahlin, hinter deren Sessel stehend der Kaiser unablässig seine Wahrnehmungen und Beobachtungen aus dem Tanzsaal der Kaiserin mitteilte, wiederholt unter herzhaftem Lachen Beider. Zarin Alerandra Feodorowna, an der man während der Galaoper einen bestimmten Leidenszug bemerken mußte, war auf dem Adelsball erheblich aufgeräumter und schien die da, mit verbundenen Strapazen ohne Pein zu überwinden, hielt auch tapfer bis fast Mitternacht ihren hohen Pflichten Stand, anmutsvoll und von durchgeistigter Charme im ganzen Wesen.
Der Thronfolger, Großfürst Alerei Nikolajewitsch war öffentlich, schon wegen seiner neunjährigen Jugendlichkeit, nur an der kirchlichen Zeremonie in der Kasankathedrale und an dem gleichfalls am ersten Festtage nachmittags im Winter-Palais stattgefundenen Empfang und Gratulationsdefilee der Hefwürdenträger, Minister, Volksvertreter, Generalität und sonstigen behördlichen Körperschaften, an der Seite seiner Mutter und Großmutter beteiligt. Allen Zeugen des bedeutsamen historischen Vorgangs gereichte zur Beruhigung, den großfürstlichen Thronfolger nach langwieriger ernster Krankheit wieder aufrecht, bei verhältnißmäßigem Wohlsein in Augenschein nehmen zu dürfen. Freilich ein bißchen ermüdet, vielleicht auch gelangweilt, bei der immerhin für ein Kindergemüt weitgestreckten Dauer der noch so glanzvollen Hofzeremonien, sah das treuherzig schöne Augenpaar des kleinen Thronfolgers in die vor ihm hinziehende

Menge der sich vor seinem kaiserlichen Vater tief verneigenden, der Kaiserin und der Kaiserin Mutter die vorgehaltene Rechte küssenden Würdenträger.

Über alles Lob erhaben war die vom ersten bis zum letzten Festakt auf das sorgfältigste erdachte, organisierte und durchgeführte, in mustergültiger Ordnung, ohne jede Störung, ohne jeden Mißklang, wohlgelungen und patriotisch verlaufene hochbedeutsame historische Festfeier!

St. Petersburg, im März 1913.

Di-. Wilhelm Bauer-Thoma:

Ein Mick hinter die Kulissen der mexikanischen Revolution.*)

Es hat im Auslande und selbst in weiten Kreisen Merikos überrascht, daß General Diaz „fast ohne Widerstand die Regierung niedergelegt und fluchtartig das Land verlassen habe". Doch hatte der Präsident dafür seine guten Gründe. Dies war einmal sein Wunsch, dem Lande den Frieden wiederzugeben und damit sein Lebenswerk vor der drohenden Vernichtung zu retten, und wenn es ein Irrtum war (da ja von der kommenden maderistischen Ära wenig Gutes zu erwarten war), so war er doch in seinen patriotischen Motiven mehr als entschuldbar; denn Diaz glaubte damals gewiß im Gegensatze zu den meisten seiner Ratgeber, besonders dem klugen und leidenschaftslosen Limantour, daß die Revolution eine wirkliche und wahrhaftige Volksbewegung, daß ihre politischen Ziele mit dem Volkswillen identisch seien; der warme Patriot betrog den kühlen Staatsmann in Diaz; es war ihm, zumal nach den letzten Massenerfolgen der Revolutionsbewegung, die selbst Madero Simplicissimum überraschten, nicht mehr zweifelhaft, daß sein weiteres Verbleiben an der Spitze der Regierung dem Lande unwillkommen und darum unpatriotisch gewesen wäre. Wie es aber zu jenem Massenabfall der Dia z'schen Gefolgschaft kommen konnte, erklärt sich mühelos nur dem Kenner der politisch absolut unreifen, höchst impulsiven, leicht lenkbaren und im Grunde undankbaren merikanischen Volksseele sowie der dem eigentlichen Ausbruch der Revolution vorangegangenen, von der Regierung mit allzu viel Nonchalance gedul-

") Herr vi Wilhelm Bauer-Thoma hat als Leiter ^der deutsch-mexikanischen Zeitung „De» Wanderer" jahrelang in Mexiko gewilkt und hinter die Kulissen geblickt. Seine Eilebnisse in Mexiko veröffentlicht er demnächst unter dem Titel: Die Wahrheit über Mexiko und seine deutsche Kolonie (im Selbstverlag). Her« vi Bau« stellt unl diese« Kapitel zur Verfügung. Ludwig Stein.

teten monatelangen demagogischen Wühlarbeit der Maderisten. Ein weiterer, geradezu ausschlaggebender Grund für den Rücktritt Diaz' war die überraschende Tatsache, daß auch die Regierung der großen Union sich offensichtlich des maderistischen Unternehmens liebevoll anzunehmen begann. In der ersten Märzhälfte 1911 drohten die Vereinigten Staaten mit der Intervention in Meriko — 20 000 Mann sollten an die Grenze geworfen und je ein Schlachtschiffgeschwader nach merikanischen Häfen der Golf- und der Pacificküste beordert werden. Was außerdem hinter den Kulissen vor sich ging, daß ein bestimmender Druck auf Diaz von Washington aus geübt wurde, darüber ist natürlich von keiner der beiden Stellen aus offiziell das Geringste lautbar geworden, es folgt indessen mit hinlänglicher Deutlichkeit aus zahlreichen Indizien, die sich zur lückenlosen Beweiskette zusammenfügen.

An Gründen, gegen Meriko verärgert zu sein, fehlte es der amerikanischen Regierung zur Zeit des Ausbruchs der maderistischen Revolution ebenso wenig wie bei irgend einer anderen Gelegenheit, wenn sie darauf ausging, die schwache Nachbarregierung zu schikanieren. Seit langem war ihr der über die merikanische Grenze von Süden her betriebene Chinesen- und Opiumschmuggel ein Dorn im Auge, und obwohl er von Meriko in keiner Weise unterstützt oder begünstigt wurde, behaupteten die Machthaber in Washington doch stets, die Diaz'sche Verwaltung lasse es an der nötigen Energie zu seiner wirksamen Bekämpfung fehlen. Um die Zeit des Aufstandes Madero's kam in dieser Angelegenheit der amerikanische Generalkommissär Keefe nach Meriko, um von der Regierung in naiver Rücksichtslosigkeit zu verlangen, sie sollte nach dem Beispiel der Union ein Gesetz gegen die Einwanderung der Chinesen in Meriko erlassen. Der Mister zog aber natürlich mit langer Nase ab, denn Meriko braucht dringend Kolonisten und sieht die chinesische Einwanderung gern, die sich in jenem Lande vorzüglich bewähr t hat. Die volkswirtschaftlichen Bedingungen sind eben in dem alten, äußerst schwach bevölkerten und unentwickelten Akzentlande nicht die gleichen wie in dem Gebiete der großen Union.

Im Jahre 1907 hatten die Jankees von Meriko die Konzession erwirkt, die Bah ia d e Mag dalena an der Westküste von Niederkalifornien als Kohlen- und Schießübungsstation zu benützen. Der Vertrag lief im Dezember 1910, also gerade zur Zeit, als sich die Rebellen in Meriko zu regen begannen, ab, seine wiederholt nachgesuchte Erneuerung wurde den Amerikanern verweigert, die daraufhin die Bucht räumten. In eben jene Zeit fallen die ersten Gerüchte, daß Meriko die Bahia de Magdalena oder de todos Santos an Japan verpachtet habe. Daß die Amerikaner mit der Überlassung des maritimen Stützpunktes an ihre politischen Nebenbuhler im Stillen Ozean nicht einverstanden sein konnten, liegt auf der Hand. Die Affäre wirbelte in den Vereinigten Staaten viel Staub auf, die Presse ließ trotz der wiederholten meri-

kanischen Dementis nicht locker, zumal mehrere japanische Kriegsschiffe im Januar 1911 merikanische Häfen zu verdächtigen „Höflichkeitsvisiten" anliefen und ein Spezialgesandter des Mikado Unterredungen mit Diaz pflog, über deren wahren Charakter die Öffentlichkeit im Unklaren blieb. Es kam so weit, daß das amerikanische Blatt „The Sun" Anfangs April die Sensation auf-tischte, Botschafter Wilson habe in Washington die Photographie des merikanisch-japanischen Geheimvertrags vorgelegt, die ihm ein Beamter des Ministeriums des Äußeren in Meriko verschafft. Diese Meldung wurde zwar von merikanischer, aber nicht von amerikanischer Seite dementiert. Es bestand also, wenn auch vielleicht nicht ein Geheimvertrag, so doch zweifellos ein heftiges (und wie es den Unbeteiligten scheinen mußte, nicht ganz unbegründetes) Mißtrauen gegen die Merikaner, und schon dieses mußte die Taf t'sche Regierung zur Feindin der D i a z'schen machen.

Es kann unmöglich als zufälliges zeitliches Zusammentreffen aufgefaßt werden, daß die Regierung der Vereinigten Staaten in jenen Dezembertagen, als die Frage der Erneuerung der Magdalena- Konzession von Meriko mit hartnäckigem Nein erledigt worden war, die von Diaz verlangte Ausliefe-rung Mader o's verweigerte, während sie doch früher die Gegner der Nachbarregierung, wie die Flores Magon, Villarreal, Gutierrez de Lara und Sarabia, auf das nachdrücklichste verfolgt hatte. Ebenso wurde später General Bernardo Reyes, der Ende 1911 eine Revolution gegen den inzwischen znr Regierung gelangten Madero unternahm, beim Be-treten amerikanischen Bodens prompt verhaftet, als noch nicht einmal das dahin-gehende offizielle Gesuch von Meriko aus eingereicht worden war.

Offiziell haben zwar die Vereinigten Staaten die maderistischen Revo-lutionäre niemals als „kriegführende Partei" anerkannt (worum diese ebenso wie später Reyes, Orozco, Emilio Vazquez Gomez und Felir Diaz nachgesucht), aber sie haben Madero in einer, jeglicher internationalen Gepflogenheit hohn-sprechenden Weise unterstützt und gefordert. Aus der Fülle des historischen Kleinmaterials seien aufs Geratewohl einige Belege dafür an-geführt.

Gustav» Madero, der Bruder des Revolutionschefs, und Dr. Vaz - quezGomez richteten schon Ende 1910 in der amerikanischen Hauptstadt eine „politische Agentur der merikanischen Revolution" ein — offen und ungestört! Es ist erwiesen, daß dieses Revolutionsbureau sich nicht darauf beschränkte, Kriegsmaterial anzukaufen und Freischärler zu werben, sondern selbst mit der amerikanischen Regierung (auf „inoffiziellen" Um-wegen) politische Verhandlungen führte. Von ihrem Inhalte ist bis jetzt nichts an die Öffentlichkeit gedrungen; er geht indessen mit mehr als wün-schenswerter Deutlichkeit aus dem Verlauf der Dinge hervor. Wie erklärt es

sich, daß die Regierung der Vereinigten Staaten mit einem Male dem Waffen- und Menschenschmuggel über den Grenzstrom ruhig zusah und auf die wiederholten Vorstellungen der merikanischen Konsuln nur mit einem ablehnenden Achselzucken antwortete? Und doch bestand damals das formelle Übereinkommen beider Regierungen noch zu Recht, nach welchem den Vereinigten Staaten die Bewachung der Nordgrenze Merikos zukam, wogegen sich dieses verpflichten mußte, keine starken Grenzgarnisonen anzulegen. Eine bedeutende Rolle spielte in der merikanischen Revolution amerikanisches Menschen- und Kriegsmaterial. Große Freibeuterzüge gingen ungehindert über den Rio Bravo und wurden von Madero bereitwillig aufgenommen und weit besser behandelt als die eigenen Landsleute*). Im Januar 1911 drang sogar auf eigene Faust eine Schar bewaffneter Amerikaner unter Führung eines sozialpolitischen Schwärmers namens Berthold in Niederkalifornien ein. — Als die Leute Orozco's sich der amerikanischen Grenze näherten, erklärte der amerikanische Minister desInnern, seine Regierung werde, falls CiudadIuarezindie Hände der Revolutionäre falle, diese Zollstation als faktisch den Rebellen gehörig betrachten. Das amerikanische Kriegsministerium ließ Anfangs Februar 1911 über dem merikanischen Gefechtsgelände seine Aeroplane „militärischen Aufklärungsdienst" üben, von dem höchst wahrscheinlich die Rebellen profitierten. Als einige Kugelnder merikanischen Regierungstrnppen, die gegen die an das Flußufer angelehnten Maderisten zu kämpfen gezwungen waren, über die Grenze flogen, erhoben die amerikanischen Staatsbehörden großes Geschrei und drohten mit sofortiger bewaffneter Invasion im Wiederholungsfalle. Auf Grund dieser Drohung wurde auch die Verteidigung von C. Iuarez, auf ausdrückliche Ordre von Meriko aus, unter höchst störendenEinschränkungen geführt, so daß der Ort den Rebellen in die Hände fiel. In El Paso und San Antonio, Teras, tagten von Dezember 1910 bis Ende Februar 1911 offen und unbehelligt maderistische Revolutionskomitss. Nach Aussage des vr. Vazquez Gomez bestand unter den Führern der Revolution der Plan, daß Madero sich so lange auf amerikanischem Territorium aufhalten sollte, bis die Revolutionäre einen Ort eingenommen hätten, wo die „provisorische Regierung" eingerichtet werden konnte. Das beweist, daß sich Madero aufamerikanischem Boden sicher fühlte und jedenfalls entsprechende Garantien erhalten hatte. DasalleswarDiaznatürlichbekannt. Er sandte deshalb

') So auch Mieiotti Garibaldi, der Sohn del berühmten italienischen Freiheits-Helden, der sich als Revolution!!» und Volksbefreier von Profession auch da vorzudrängen liebt, wo seine Dienst« weder gewünscht werden noch angebracht erscheinen.

seinen persönlichen Freund und früheren Botschafter in Washington Ioaqui n D. Casasus nach der amerikanischen Hauptstadt, um auf Taft und Knor einzuwirken; die Wirkung war ein Brief Taft's an den Gouverneur von Teras und die öffentliche Bekanntmachung des letzteren, die Tcraner sollten sich der Teilnahme an Flibnstiererpeditionen enthalten....

Der ursächliche Zusammenhang zwischen den folgenden Ereignissen ist unverkennbar: In den ersten Märztagen kündigt die amerikanische Regierung ihre Absicht an, ein Armeekorps an die merikanische Grenze zu werfen und zwei Schiffsgeschwader nach merikanischen Häfen zu senden. Der damals auf seiner Rückreise nach Meriko gerade in New Vork gelandete Limantour hatte dafür nur die trockene Bemerkung: „Intervention in HlexiKo ine^u« ^ar", was ihn indessen nicht hinderte, im Verein mit dem merikanischen Botschafter de la Darra die Revolutionsagenten Francisco Madero (Vater des Revolutionschefs), Gustavo Madero und Dr. Vazquez Gomez im Hotel Astor in New Jork, wo die Genannten abgestiegen waren, aufzusuchen und mit ihnen in Friedensunterhandlungen zu treten. (Limantour handelte damit gewiß nicht nach seinem persönlichen Geschmack, sondern auf Diaz'sche Drdre.) Taft wiegelt ab: die Truppen in Teras sollen nur manövrieren, und zwar jetzt nur ein halbes Armeekorps, und die Entsendung der Kriegsschiffe unterbleibt ganz. Nebenbei sei bemerkt, daß die New Vorker Presse damals fast allgemein der Ansicht war, die Friedensverhandlungen würden unter dem Vorsitz des amerikanischen Kriegsministers geführt. Diaz zog die Verhandlungen hin in der vagen Hoffnung, Madero werde sich durch die Drohung der amerikanischen Invasion zur Niederlegung der Waffen bestimmen lassen, wie es im Sinne Diaz' seine Pflicht als Patriot gewesen wäre. Er sollte bald die große Enttäuschung erleben, daß Madero nicht ein ehrlicher Revolutionär, vielmehr ein Vaterlandsverräter und mit dem Erbfeind Merikos im Komplott war; daß ihn jene Drohung nur zu noch dreisteren Forderungen ermutigte. Mit ohnmächtigem Zähneknirschen durchschaute der alte General wohl erst damals das perfide Ränkespiel der politisch-geschäftlichen Firma Madero- Onkel Sam, sah den inneren Feind mit dem äußernimBunde und mochte nachgerade an dem Erfolg seines patriotischen Kampfes verzweifeln.

Limantour nahm, als Resultat der „Friedenskonferenzen", aus den Händen Francisco Madero Vaters elf Forderungen der Revolutionäre entgegen, die er General Diaz telegraphisch übermittelte. Es verdient betont zn werden, daß die Frage des Rücktritts Don Porfirio's damals noch nicht zu eristieren schien und in jenen Forderungen mit keiner Silbe berührt wurde. Madero aspirierte damals (wie bei den Wahlen

von 1910) nur nach der Vizepräsidentschaft. Eine Forderung der Revolutionäre
lautete, Corral sollte zurücktreten und an seiner Stelle sollte Madero „ge-
wählt" werden, um sich also der D i a z'schen Regierung zu aggregieren.
Diazwies die Bedingungen zurück. Die letzten Erfahrungen
hatten ihm die Augen über einige Zusammenhänge geöffnet und er mochte sich
mit Recht sagen, daß die maderistisch-amerikanische Intrigue
bis zu Ende gespielt werden mußte, damit die Wahrheit dieser politi-
schen Komplizität eines Tages ins Licht der geschichtlichen Forschung ge-
rückt werde und er selbst gerechtfertigt dastehe.

Unmittelbar nach Empfang der Dia z'schen Absage verließ Limantour
New Jork, doch nicht ohne den ihn ständig umlagernden amerikanischen Reportern
eine schriftliche, sehr ausführliche Darstellung des damaligen Standes der Dinge
zurückzulassen. Teile dieser Erklärung wurden darauf in den verschiedensten
Zeitungen veröffentlicht, aber ihre interessanteste Stelle von allen
wie auf Verabredung unterdrückt. Sie lautete: „Offensichtlich haben d i e
Amerikan er, indem sie sich dieser Bewegung" (d. h. revolutio-
nären B.) „direkt oder indirekt anschlossen, unter dem Ein-
fluß einer Verstimmung gegen die Regierung Merikos ge-
handelt, freilich ohne sich darüber klar zu werden, daß der Schaden, den sie an-
gerichtet haben, die amerikanischen und die merikanischen Interessen gleicherweise
trifft. Vermutlich wissen Sie <M), daß in zwei Staaten, auf die sich die
Unruhen fast ausschließlich beschränkt haben, mehrere tausend Amerikaner und
Millionen amerikanischen Kapitals in Mitleidenschaft gezogen sind. Die Minen-
industrie und was damit zusammenhängt in den Staaten Chihuahua und
Sonora liegt in den Händen von Amerikanern. Jetzt stehen diese Betriebe
zum großen Teile still, und daran tragen — ich muß es sagen — die skrupel-
losen Amerikaner diesseits der Grenze, die die Revolu-
tion unterstützen, mehr Schuld als die in Meriko lebenden . . . ." So
sagte der Mann, der nicht nur Merikos Finanzminister, sondern dem der Präsi-
dent Diaz auch ein intimer und stets aufrichtiger Freund war; Limantour
mußte also auch über die damals hinter den Kulissen spielenden
Ränke und Intriguen genau unterrichtet sein. Er war nach den Ver-
einigten Staaten mit tiefem Groll gekommen, den er auch garnicht zu ver-
bergen trachtete. Er unterließ es demonstrativ, der noch immer offiziell „be-
freundeten Nachdarregierung" die üblichen Höflichkeitsvisiten zu machen und aus
allen seinen Äußerungen, die er vor Reportern und andern über die merikanische
Revolution tat, sprach seine ehrliche patriotische Entrüstung über das Ver-
halten der amerikanischen Regierung.

Als Madero nach dem Rücktritt des großen Präsidenten seine Triumph-
fahrt als „Befreier des Volkes" nach der Hauptstadt Meriko antrat, verab-
schiedete er sich von seinen treuen Bundesgenossen jenseits des

RioBravo mit folgender Dankrede: „Ehe ich merikanisches Gebiet betrete, will ich mich von der edlen amerikanischen Nation (!) verabschieden, die uns wieder einmal Beweise ihrer aufrichtig:n Freundschaft (!!) gegeben hat. Das amerikanische Volk hat in den entscheidenden Augenblicken zu uns gehalten, hat zu dem merikanischen Volke" (lies: den Revolutionären) „gehalten und nicht zu seinen Tyrannen" (lies: der legitimen Regierung); „und diese Haltung des amerikanischen Volkes hat bewirkt, daß wir gegen es eine unauslöschliche Dankbarkeit empfinden, die sich in freie, freundschaftliche und enge Beziehungen umsetzen wird. Nicht die offiziell« Höflichkeit zwischen beiden Regierungen, sondern die Brüderlichkeit beider Völker" (nichts kann angesichts der tiefgehenden ethnischen, volkswirtschaftlichen und politischen Verschiedenheit, ja Gegensätzlichkeit der Amerikaner und der Merikaner abgeschmackter sein, als diese plumpe, unaufrichtige Schmeichelei Madero's) „wird die Grundlage unserer internationalen Beziehungen bilden."
Deutlicher hätte der Revolutionschef die Beihilfedesnationalen Erbfeindes zu seinen persönlichen, ehrgeizigen Aspirationen garnicht bezeugen können.
Nach der Behauptung des merikanischen Politikers Dr. Luis Lara Pardo („De ?orlirio V1«,2 K ?ranci«<:o Hln.6«ro", S. 198) soll Francisco Madero Vater als kaufmännischer Chef der Revolutionsfirma Madero, wie auf beiden Seiten desRioBravo bekannt sei, eine außerordentlich wertvolle Petroleumkenzession in Meriko an ein mächtiges amerikanisches Syndikat, dem einflußreiche Politiker angehören, verkauft und dafür verschiedene Millionen Dollars erhalten haben. Auf jeden Fall haben beide Teile mit ihrem sauberen Pakt ein gutes Geschäft gemacht. Madero's Revolution wäre ohne die doppelteamerikanischeHilfe: die finanzielle von Wall Street und die politische vom Weißen Haus kläglich gescheitert; der kleine Pseudoheld erreichte mit dieser Hilfe sein und seiner Verwandten lange erstrebtes Ziel: die Priisid entenwürde, die der würdige Bruder des Präsidenten Madero, Gustave Madero, seither denn auch kräftig ausgenützt hat. Der Gewinn der Vereinigten Staaten aber ist dievölligeBeherrschungdermerikanischenRegierung,solange sie den Namen ihres ergebenen Dieners Madero trägt, und die beruhigende Gewißheit, daß die Frucht der Interv ent i o n s g ele g en h e it nun umso ungestörter heranreift und in absehbarer Zeit selbst größere Opfer an Geld und Blut überflüssig machen dürfte. Deshalb also auch die sonst unerklärliche NachsichtundMildederUankees gegenüber den seit fast zwei Jahren ungemindert fortbestehenden inneren Unruhen der Nachbarrepublik (in der es doch viele Tausende von amerikanischen Bürgern und ca. 500 Millionen

Dollars amerikanischen Kapitals zu schützen gelten sollte): sie lassen den kleinen politischen Hanswurst weiter schalten, weil er ihnen vortrefflich dieWegezur Intervention ebne t.*) Taft hat das im Januar d. I. klar genug ausgesprochen, als er die amerikanische Intervention „augenblicklich inopportun" nannte, denn die Merikaner würden die amerikanischen Kolonisten, Männer, Frauen und Kinder, massakrieren. Aber er ließ doch gleichzeitig dieFragefürspäteroffen. Man kann sich das mit Leichtigkeit ergänzen. Die Amerikaner werden in dem Augenblick ihre gewaltige «Hand auf Meriko legen, wo sie es ohneallzugroßesRisiko tun können, wo es ein „bu »iue » «" geworden ist. DieserAugenblick erscheint heutenichtmehrfern;er wurde durch Madero vorbereitet. Durch die unaufhörlichen Unruhen, Plünderungen und Morde wird es so weit kommen, daß die friedliche Bevölkerung des unglücklichen Landes ein Ende mit Schrecken den Schrecken ohne Ende vorzieht und die AmerikanerinsLandruft. Darauf wartet man jenseits desBravo, das wird das ersehnte „Ku»1ue»8" sein . . . Und mittlerweile reift die Frucht und es raucht die Brandfackel, die Madero mit Willen aufgesteckt hat und die nun ihn selbst verzehrt hat.

Dr. Anton Palme,

Etatsmäßiger Lehrer des Russischen am Drientalischen Seminar und Dozent an der Handelshochschule Berlin:

Der russische Unterricht an den hoheren Lehranstalten und Universitäten Preußens.

Die Einsicht, daß dem Studium des Russischen bereits auf der Schule Raum gewährt werden müsse, gewinnt gegenwärtig immer mehr und mehr an Boden. Das Studium slavischer Sprachen bietet im Vergleich mit demjenigen anderer europäischer Sprachen besondere Schwierigkeiten; wenn daher mit diesem Studium erst dann begonnen wird, wenn die Schule absolviert ist und der Lernende bereits in der Arbeit seines Berufes oder in der akademischen Vorbereitung für einen Beruf steht, so bleibt ihm für ein so schwieriges Sprachstudium, wie es das des Russischen ist, weder hinreichend Arbeitskraft, noch auch nur die erforderliche Zeit übrig. Soll daher überhaupt bei uns mit Erfolg Russisch gelernt werden,

*) Di« letzten Ereignisse, die den Sturz und Tod des Präsidenten Madero herbeiführten, »erden in einem späteren Kapitel der gleichen Broschüre behandelt. A. d. Verf.

so muß mit diesem Studium auf der Schule begonnen werden. Und daß uns in Deutschland eine größere Kenntnis der russischen Sprache und der russischen Verhältnisse bitter not tut, darüber kann bei näherer Überlegung kein Zweifel aufkommen. Wir brauchen in der Tat nur die Größe der für uns auf dem Spiele stehenden Interessen und die Winzigkeit dessen, was zur Förderung dieser Interessen unsererseits geschieht, ins Auge zu fassen. Rußland, ein Staat von 165 Millionen Einwohnern, unser unmittelbarer Nachbar, dessen Grenze in wenigen Eisenbahnstunden von der Hauptstadt des Deutschen Reiches beginnt, ist uns nicht bekannter als die Verhältnisse Chinas oder Australiens. Es ist, als trennte uns von Rußland eine unübersteigbare Mauer, über die wir nicht hinübersehen können, und es spielen sich daher jenseits dieser Grenze die wichtigsten politischen, sozialen und wirtschaftlichen Vorgänge, ja geradezu Umwälzungen ab, von deren Tragweite bei uns nur winzig Wenige auch nur eine Ahnung haben. Das ist schon rein politisch schwer bedenklich, ja unerträglich. In einem Staate, wie dem unseren, wo breite Volksschichten einen tiefgehenden Einfluß auf die Staatspolitik haben und zugleich damit einen bedeutenden Teil der Verantwortung für diese Politik tragen, ist es nicht zulässig, daß diese Schichten in völliger Unwissenheit über so wichtige Gebiete, wie es die Verhältnisse unseres gewaltigen Nachbarstaates sind, weiter verharren. Die Gefahr ist umso größer, als, im Gegensatz zu unserer Ignoranz, die Russen vorzüglich über uns unterrichtet sind. Wir sitzen für die Russen gleichsam in einem Glaskasten. Auf fast allen russischen Lehranstalten ist Deutsch obligatorisches Lehrfach (Französisch daneben fakultativ, während Englisch nur an Handelsschulen getrieben wird), viele Tausende Russen besuchen alljährlich Deutschland, studieren an unseren Hochschulen. Zudem besitzt Rußland an den mehrere Millionen betragenden Deutschrussen, welche in die Reihen der russischen Armee, des russischen Handels, der russischen Industrie und der russischen Wissenschaft eintreten, stets bereite Informatoren über unsere deutschen Verhältnisse. Abgesehen von der hierin liegenden großen politischen Gefahr sollte uns schon das Gewicht der in Frage stehenden wirt» schaftlichen Interessen zum Nachdenken und zu entsprechenden Maßnahmen bringen. Nehmen wir das neueste Statistische Jahrbuch für das Deutsche Reich vom Jahre 1912 in die Hand, so finden wir, daß unsere Jahresausfuhr nach Rußland 625,4 -j- 75,4 Millionen Mark, unsere Einfuhr aus Rußland 1634,3 ->- 34,6 Millionen beträgt und daß Rußland in unserem Außenhandel mit 2369,7 Millionen Mark an erster Stelle steht. Das sind wirtschaftliche Werte von entscheidender Bedeutung. Vergleichen wir aus derselben Tabelle die Ein- und Ausfuhrziffern unserer Kolonien, so sehen wir darin nur Ostafrika und Kamerun vertreten, während die übrigen wegen der Geringfügigkeit für unseren Handel fortgelassen sind. Die Einfuhr beträgt aus beiden 12,2 ->- 16,7 — 28,9 Millionen, die Ausfuhr 13,9-s-9,4 — 23,3 Millionen Mark. An wie vielen unserer Hochschulen

werden dabei kolonialrechtliche, kolonialwirtschaftliche und sprachliche Vorlesun-
gen und Übungen gehalten! Ja es bestehen besondere Hochschulen, wie das
Orientalische Seminar und das Hamburgische Kolonialinstitut, wie noch andere
Lehranstalten für das Studium dieser Dinge. Ich will dabei nicht das geringste
gegen die jetzige Ausdehnung kolonialer Studien in Deutschland, nichts gegen
ihre weitere Forderung sagen. In den kolonialen Studien liegen ideale Werte,
Imponderabilien für unsere Nation, die man in unserer so idealarmen Zeit hegen
und pflegen soll. Wir dürfen aber nicht dabei das Augenmaß verlieren, nicht die
Pflege der gewaltigen wirtschaftlichen und politischen Werte in unserer nächsten
Nähe vernachlässigen. Wo sind an unseren Universitäten und sonstigen Hoch-
schulen die russischen Lehrstühle, welche die Sprache, über die staatlichen, wirt-
schaftlichen und kulturellen Verhältnisse Rußlands unterrichteten? An keiner
deutschen Universität besteht ein russischer Lehrstuhl. Wir dürfen die vier sla-
vistischen Lehrstühle an deutschen Universitäten, so wertvoll sie rein wissenschaftlich
sind, nicht mit russischen Lehrstühlen identifizieren. Das wäre ebenso verkehrt,
als wenn man bei einem Germanisten, dessen Spezialfach das Isländische oder
Angelsächsische ist, Unterricht über die modernen staatlichen, wirtschaftlichen und
kulturellen Verhältnisse unserer deutschen Gegenwart suchte. Der Lehrstuhl für ost-
europäische Geschichte an der Berliner Universität streift territorial und inhaltlich
nur einen Teil Rußlands. Sonst bestehen, abgesehen allein vom Orientalischen
Seminar, an unseren Universitäten und Hochschulen nur Lektorate für die russische
Sprache, wobei die betreffenden Lektoren gelegentlich nicht nur das Polnische und
andere slavisch« Sprachen, sondern womöglich noch Assyrisch, Persisch, Armenisch
und sonstiges mitunterrichten. Was dabei für uns herauskommt, bedarf keiner
Erörterung.

Diese trostlose Sachlage bringt schwere wirtschaftliche nnd politische Nach-
teile mit sich, die ich hier nicht näher erörtern will, ich verweise aber auf die be-
achtenswerten Ausführungen von Prof. I>. Rade in der „Christlichen Welt"
vom 5. Dezember 1912. Daher ist es ein nicht hoch genug zu bewertendes Ver-
dienst der Abgeordneten Viereck und Dr. Engelbrecht im Preußischen
Landtage, daß sie die Regierung wiederholt unter Zustimmung des ganzen Hauses
auf die Wichtigkeit russischer Studien aufmerksam gemacht haben. Sie haben
dabei die Sache am richtigen Ende angefaßt, indem sie die (fakultative) Ein-
führung des Russischen an den höheren Lehranstalten und zwar zunächst der öst-
lichen Provinzen beantragten. Die Regierung hat demgegenüber, wenn auch
etwas zaghaft und mit allerhand Vorbehalten, so doch im Ganzen ihre Zustim-
mung erklärt. Sie hat durch Umfrage an einigen Lehranstalten der östlichen
Grenz Provinzen und Westpreußens ein lebhaftes Bedürfnis für das Studium
des Russischen festgestellt und in mehreren Städten, ich glaube, es sind im ganzen
4—8, Lehrkräfte fur fakultativen russischen Sprachunterricht in den oberen

Klassen gewonnen. Das ist die Sachlage im gegenwärtigen Augenblick, und wie wir sehen, ist es nicht viel. Fragen wir nun, wie die Dinge weiter gehen sollen, so sind zunächst zwei Punkte ins Auge zu fassen, der erste betrifft die in Frage kommenden Lehranstalten, der zweite die Heranbildung der erforderlichen Lehrkräfte.

Es war wohl von vornherein nicht richtig, die Frage des russischen Unterrichts auf die östlichen oder gar die östlichen Grenzprovinzen zu beschränken. Ein« Umfrage, welche der Deutsch-russische Verein vor mehreren Jahren veranstaltet hat, ergab, daß das Bedürfnis nach russischem Unterricht in unserem industriellen Westen mindestens so stark ist wie im Osten der Monarchie. In der Tat sind nicht unsere östlichen Grenzprovinzen die Haupttträger des deutsch-russischen Handels. Eine besondere Eingabe der Ältesten der Kaufmannschaft von Berlin bat den Kultusminister um weitere Ausdehnung russischen Sprachunterrichts an den höheren Lehranstalten. Man sollte daher mit der Einführung desRussischen sich nicht auf die östlichen Grenzprovinzen beschränken, sondern mindestens alle größeren Industrie- und Handelszentren des Staates berücksichtigen.

Es kommen hierfür alle Arten höherer Lehranstalten (Gymnasien, Realgymnasien, Oberrealschulen, Realschulen) in Betracht. Die Zahl der höheren Handelsschulen, an denen zweifellos auch mehr als bisher für das Studium des Russischen getan werden müßte, ist sehr gering. Die große Mehrheit unserer in Industrie und Handel führenden Schichten erhalten bei unserem Bildungssystem ihre Schulbildung an den allgemeinen Lehranstalten. Man sollte sich überhaupt nicht allzu ängstlich an „Bedürfnisumfragen" klammern. Wenn man ähnlich, wie es beim Russischen geschehen ist, über das „Bedürfnis" nach englischem und französischem Unterricht eine Umfrage bei den Schülern veranstalten wollte, so bürsten manche überraschenden Antwortsmajoritäten zustande kommen. Solche Fragen sind eben nach allgemeineren Gesichtspunkten des nationalen, wirtschaftlichen und politischen Bedürfnisses zu beantworten, während die Frage des Bedürfnisses des Einzelnen, dem der Überblick über die Möglichkeiten seines späteren Lebens fehlt, erst an zweiter Stelle unterstützend und zwar, wie die bisherigen amtlichen und nichtamtlichen Umfragen gezeigt haben, für das Russische stark unterstützend hinzutritt. Es ist daher dringend zu wünschen, daß die preußische Unterrichtsverwaltung mit der Einführung des Russischen nicht in den bisherigen schwachen Anfängen stecken bleibt. Mit weiteren energischen Schritten würde sie nicht nur preußischen, sondern in noch höherem Maße den nationalen deutschen Reichsinteressen dienen.

Der zweite ins Auge zu fassende Punkt ist die Heranbildung der erforderlichen Lehrkräfte. Darin ist bis jetzt noch nichts geschehen. Die Unterrichtsverwaltung hat sich zwar auf den durchaus richtigen Standpunkt gestellt, von einer Heranziehung von Russen als Lehrkräften abzusehen. In der Tat gehören an

deutsche Schulen deutsche Lehrkräfte, Ausländer dürfen nur zu gelegentlicher Unterstützung, gewissermaßen als Demonstrationsobjekte, herangezogen werden. Unterricht und Erziehung greifen in der Schule so eng ineinander über, daß aus nationalen und pädagogischen Erwägungen nur deutsche Oberlehrer als Leiter für den russischen Unterricht in Frage kommen. An russischen Schulen hat man mit den fremdnationalen Sprachlehrern die traurigsten Erfahrungen gemacht. Die Fremden vermochten weder Disziplin zu halten, noch Unterrichtserfolge zu erzielen; sie bilden auf russischen Schulen mit ihrer mangelhaften Kenntnis der Landessprache und Sitten das Objekt unendlicher Streiche der Schuljugend. Ähnliche Verhältnisse wollen wir bei uns nicht einführen. Die Unterrichtsverwaltung hat nun auf die gelegentlich vorhandenen deutschen Lehrer des Russischen zurückgegriffen. In diesem Verfahren darf man aber nur einen Notbehelf für die allererste Zeit, nicht eine dauernde Einrichtung erblicken. Der Lehrer einer Fremdsprache an einer höheren Lehranstalt muß ein Oberlehrer sein. Er muß das erforderliche allgemeine und besondere Bildungsniveau für seine Tätigkeit mitbringen, wenn sein Unterricht fruchtbar und für die weitere Zeit anregend sein soll. Ein beliebiger, in der Stadt Erwachsene im Russischen unterrichtender Lehrer eignet sich nur in ganz wenigen Ausnahmefällen für den Gymnasialunterricht. Dafür pflegen ihm die notwendigsten pädagogischen und wissenschaftlichen Kenntnisse selbst seines Fachs abzugehen. Bei der vor mehreren Jahren in Frankreich versuchten Einführung des Russischen auf höheren Lehranstalten scheiterte an dem Irrtum in dieser Hinsicht die ganze Sache. Die unzulänglichen Lehrkräfte vermochten das Interesse der Schüler nicht wach zu halten und zu befriedigen, und so schlief allmählich das anfänglich freudig begrüßte Beginnen wieder ein. Bei uns müßte es bei ähnlichen Fehlgriffen ähnlich ergehen, nur würden bei uns weit erheblichere Interessen darunter leiden als in Frankreich. Und damit kommen wir auf die Hauptfrage: wie und w« sollen wir die erforderlichen Lehrer des Russischen heranbilden?

Von vornherein muß hierbei bei dem Wie das traditionelle historisch-philologische Verfahren abgelehnt werden, das auf dem Gebiete des Englischen und Französischen zu den bekannten traurigen Erscheinungen von Lehrern geführt hat, die in den älteren abgestorbenen Sprachformen, in der historischen Grammatik zwar vorzüglich Bescheid wußten, aber weder die moderne Sprache, die sie lehren sollten, hinlänglich beherrschten, noch über die modernen staatlichen, wirtschaftlichen und kulturellen Verhältnisse ihres Sprachgebiets wissenschaftlich orientiert waren. An den Universitäten beginnt neuerdings zögernd, aber doch unaufhaltsam die Abkehr von diesem völlig abwegigen bisherigen Ausbildungssystem. Die Philologie im engeren Sinne, das historisch-grammatische und literaturgeschichtliche Studium wird dadurch nicht verdrängt, aber auf das ihm gebührende Maß zurückgeführt. Man darf daher den Weg, der bei der Ausbildung unserer fran-

zösischen und englischen Lehrer zum Glück allmählich verlassen wird, nicht etwa bei der Heranbildung der Lehrer des Russischen einschlagen wollen und damit die auf anderem Gebiete schon erkannten Irrtümer wiederholen. Wir dürfen deshalb die künftigen Lehrer des Russischen nicht mit dem für ihre spätere Tätigkeit so gut wie wertlosen Ballast altbulgarischer und altrussischer Sprachformen und Akzentregeln ausstatten, sondern müssen von vornherein die Methode des Studiums zugrunde legen, die ich an anderer Stelle als die nationenwissenschaftliche bezeichnet habe. Das Schwergewicht wird hierbei auf die Kenntnis und praktische Beherrschung der lebenden Sprache gelegt und die wissenschaftliche Vertiefung des Studiums wird dadurch erzielt, daß nicht allein die moderne Sprach form, sondern auch der nationale begriffliche Sprach inhalt erforscht und zur Aneignung gebracht wird. Die besonderen staatlichen, wirtschaftlichen und kulturellen Verhältnisse, welche die Sprache zum Ausdruck bringt, müssen in ihrem Zusammenhange erkannt werden, wenn die Sprache selbst verstanden werden soll. Um mich anschaulich auszudrücken, frage ich, was nützt einem Franzosen oder Engländer die genaueste „philologische" Interpretation des deutschen Wortes „Landrat"? Das beste Lerikon kann ihn hierin nur irreführen. Man kann in der Tat von einem Lerikon bei diesem Worte keine Abhandlung über die geschichtliche, staatliche, soziale Entwickelung Preußens verlangen, innerhalb deren das Wort und seine Bedeutung einem Ausländer allein verständlich zu machen ist. Und so geht es in unzähligen Fällen. Die Sprache ist nicht ein Kleid, das ohne weiteres auf die Verhältnisse verschiedener Nationen gezogen werden kann, sondern ein Ausdruck von jedesmal einzigartigem nationalen Anschauen, Denken und Fühlen. Nur im Rahmen der besonderen nationalen Verhältnisse kann eine jede Sprache voll verstanden werden. Daher ist schon die Kenntnis und der Gebrauch der eigenen Muttersprache um so weitreichender und beherrschender, je höher das Wissen von der nationalen Umgebung, je höher die sogenannte Bildung ist. Daher die Armut der Sprache der Spezialisten in irgend einem beschränkten Fach und die Unbeholfenheit im Sprachgebrauch des einfachen Mannes. Wir müssen, wenn wir ein vertieftes und wahrhaft fruchtbares Sprachstudium anstreben, die fremde Sprache — wie die eigene — im engsten Zusammenhange mit den gesamten Verhältnissen der fremden Nation kennen lernen, wir müssen aber sogar noch weiter gehen und als unser Ziel die Kenntnis der fremden Nation selbst ins Auge fassen und die Sprache als eines der Ausdrucksmittel dieser Nation, wenn auch das bedeutsamste, kennen lernen. Wir dürfen dabei nie vergessen, daß die Sprache eben nur ein Ausd rucks mittel ist und daher nur richtig verstanden werden kann, wenn eine Anschauung dessen zugrunde liegt, was zum Ausdruck gebracht werden soll. Ein derartig gerichtetes Sprachstudium, welches vertieft wird durch ein systematisches, wissenschaftliches Studium der staatlichen, wirtschaftlichen und kulturellen Verhältnisse des Staats-

gebietes, ist eben im Gegensatz zum engphilologischen ein nationenwissenschaftliches Studium, es ist der Weg, den wir bei der Ausbildung unserer kunftigen Lehrer des Russischen eingeschlagen wissen wollen. Dieser Weg, der den Studierenden mitten in das pulsierende Leben der fremden Nation hineinführt und ihn lehrt, sich mit Sicherheit darin zurecht zu finden, wird ihn auch nach Ablegung des Staatseramens mit Liebe und Interesse für das erwählte Fach erfüllen und seinen Unterricht anregend und über die Schule hinaus fruchttragend gestalten. Dieser Weg, der in gleicher Weise den wissenschaftlichen wie den praktischen Bedürfnissen der Gegenwart unseres Volkes entspricht, verlangt, daß das Sprachstudium in dauernder und engster Verbindung bleibt mit dem Studium der sogenannten Realien: der Geographie, der Geschichte, der Staatsverfassung, der Finanzen, der Volkswirtschaft und der kulturellen Verhältnisse des Staates. Alle diese auf den ersten Blick so verschiedenartigen Gebiete stehen für jedes Volk in einer so unlösbaren Verknüpfung und wechselseitigen Bedingtheit, daß für den Fremden die Möglichkeit, in eines von ihnen ohne Zusammenhang mit dem anderen einzudringen, ausgeschlossen ist. Sie bilden die verschiedenen Seiten einer einzigen Volksindividualität, die sich gegenseitig ergänzen und erklären und in der Beziehung auf eine und dieselbe Nation ihre Einheit besitzen.

Es liegt an den besonderen geschichtlichen Bedingungen, daß die nationenwissenschaftliche Methode sich für das Studium der neueren Sprachen bei uns noch nicht überall und völlig durchzusetzen vermocht hat. Die ersten Lehrstühle dieser Sprachen lehnten sich an die altangesehenen Lehrstühle der alten Sprachen an, ja bisweilen übernahm der Altphilologe der Universität zugleich die wissenschaftliche und pädagogische Vertretung einer neueren Sprache. In solchen Fällen konnte es nicht ausbleiben, daß beispielsweise beim Studium des Französischen das Schwergewicht auf seine Ableitung aus dem Latein gelegt wurde. Je mehr die neuere Philologie ihren Zusammenhang und ihre Verwandtschaft mit den als vornehm geltenden klassischen Sprachen nachweisen konnte, umso mehr fühlte sie ihr Ansehen und die Anerkennung ihrer Daseinsberechtigung steigen. Die „moderne" Sprache, die man nicht beherrschte, konnte man dann getrost dem Lektor überlassen, von dem eigenes wissenschaftliches Forschen weder verlangt noch vorausgesetzt wurde. So kam es, daß das Studium des Französischen vielfach in dem des Altfranzösischen und Altprovencalischen, das des Englischen in dem des Angelsächsischen stecken blieb. Je älter die Sprachform war, mit der sich jemand beschäftigte, für desto wissenschaftlicher, je moderner, für desto unwissenschaftlicher galt seine Arbeit. Die Realien wurden entweder garnicht oder oberflächlich behandelt, wie man das bei ihrer a priori angenommenen Unwissenschaftlichkeit für unvermeidlich hielt. Selbst die so unendlich wichtige naturgesetzliche Seite der Sprache — die Phonetik — konnte sich nur mit Mühe neben der grammatisch-literaturgeschichtlichen einen bescheidenen Platz erkämpfen. Nur langsam

und in stetem Kampf mit alten Vorurteilen beginnt sich hier eine Besserung durchzusetzen. Merkwürdig ist aber, daß die alte Philologie selbst, das gefeierte Vorbild der neueren, längst andere Bahnen eingeschlagen hat. Hier sind die reinen Tertkritiker im Aussterben oder jedenfalls auf die ihnen gebührende Hilfsstellung beschränkt, während gerade die besten Vertreter der alten Sprachen ihre Aufgabe gegenwärtig in einer universalen Auffassung der Antike, in einem zusammenfassenden Studium der Sprache, der Kultur, der staatlichen und wirtschaftlichen Verhältnisse des klassischen Altertums erblicken, mit anderen Worten den Weg nationenwissenschaftlichen Studiums eingeschlagen haben.

Das Studium des Russischen befindet sich hier von vornherein in günstigerer Lage, denn es hat nicht in gleichem Maße mit alten Traditionen und Vorurteilen zu kämpfen. Wir sind uns klar darüber, was wir mit dem Studium des Russischen beabsichtigen. Wir wollen unseren großen Nachbar allseitig und gründlich kennen lernen. Wir wollen nicht mehr blind sein für das, was jenseits unserer östlichen Grenze vor sich geht. Wir wissen, welche Gefahren das bringt, welche Werte für uns auf dem Spiele stehen. Es kann daher als unbestreitbar angesehen werden, daß die ersten Lehrstühle und Seminare des Russischen, die wir hoffentlich rech» bald erhalten und denen die Ausbildung unserer künftigen Oberlehrer des Russischen anzuvertrauen sein wird, nationenwissenschaftliche sein müssen. Die bestehenden slavistischen Lehrstühle, welche aus den oben angeführten Gründen hierfür nicht unmittelbar, sondern nur unterstützend in Betracht kommen und die naturgemäß andere Aufgaben verfolgen, werden dadurch keine Schmälerung ihrer Bedeutung erfahren. Im Gegenteil, sie werden erst in Ergänzung und Anschluß an die russischen Lehrstühle und Seminare zur vollen Entfaltung ihrer Wirksamkeit gelangen, erst dann wird der Mangel an Hörern, an dem sie jetzt leiden, aufhören. Das nationenwissenschaftliche Studium des Russischen wird aber neben bedeutsamen praktischen ebenso reiche wissenschaftliche Früchte tragen und zwar nicht nur in sich selbst, durch Eröffnung neuer und weitreichender gedanklicher Zusammenhänge, sondern auch für seine Nachbargebiete. Unseren Historikern, Volkswirtschaftlern, Staatsrechtlern wird sich ein Gebiet voll neuer fruchtbarer Anregungen öffnen und viele Lücken im System unseres Wissens werden sich schließen. An die Lehrstühle des Russischen werden sich später in geringerer Zahl solche für die Sprachen und Landeskunde der kleineren aufstrebenden slavischen Völker anreihen können; klar ist aber, daß mit dem Studium Rußlands der Anfang gemacht werden muß.

Wir werden leider nicht die ersten sein, die diesen Weg beschreiten. In England hat man die hier liegenden Notwendigkeiten und Vorteile rascher erkannt. Schon vor mehreren Jahren wurde mit dem Einsetzen der politischen und wirtschaftlichen Annäherung an Rußland an der Universität Liverpool ein russisches Seminar gegründet, an dem gleich fünf Lehrstühle für die Sprache, die

Ethnographie, Geschichte, das Staatsrecht und die Wirtschaftsverhältnisse Ruß-
lands errichtet wurden. An diesem Seminar konnen Universitätsgrade und kauf-
männische Diplome erworben werden. Das Seminar gibt eine Zeitschrift „^l>«
Itu»»iau Itevwn" heraus, an der bedeutende russische Gelehrte und Politiker
mitarbeiten, es ist mit einer reich dotierten Bibliothek ausgestattet und ihm sind
eine Anzahl von Übersetzern beigegeben. Als Hauptaufgabe wurde dem Semi-
nar die Veröffentlichung wissenschaftlicher Arbeiten über die wirtschaftlichen,
staatlichen und kulturellen Verhältnisse Rußlands gesetzt.

Wir sind in Deutschland weit näher und lebhafter als die Engländer an
diesen Dingen interessiert. Möge die Unterrichtsverwaltung unseres größten
deutschen Bundesstaates in der Erkenntnis, daß es sich hier um eine national«
deutsche Aufgabe handelt, die als solche immer auch eine eminent preußische ist.
es als ein uobile ottieiuui betrachten, die nachgewiesenen Lücken zum Nutzen
unseres Vaterlandes energisch zu schließen.

Professor Harald Hbfsding:

GeistigeKultur.')

Alle Hemmungen des geistigen Lebens unserer Zeit können aus einem «in«
zigen Umstande, den die Entwicklung des geistigen Lebens selbst herbeigeführt hat,
abgeleitet werden. Es ist wichtiger, diesen Umstand zu untersuchen, als über die
Oberflächlichkeit der Zeit, über ihr Aufgehen in äußere Verhältnisse und Auf<
gaben oder über das Vorherrschen des Praktischen zu klagen. Denn die groß«
Energie, die nach außen entfaltet wird, braucht nicht das innere Leben zu hemmen.

Was mich betrifft, muß ich sagen, daß mir auf meinem Wege immer wieder
Zeugnisse geistigen Sinnes und Dranges, sowohl als ernster Arbeit, solchen Drang
zu befriedigen, begegnen, Zeugnisse, die in meinen Augen um so wertvoller sind,

') Professor Harald Höffding, der führende Philosoph der skandinavischen Staaten,
beging am 11, März seinen siebzigsten Geburtstag. Wie wir Ibsen, Bjömson und Strindberg
nicht als stammesfremde, sondern als wesensverwandte Dichter empfinden, so gilt uns Hoffding als
deutscher Philosoph. Wie jugendfrisch das Denken aus dem Inneren des Siebzigjährigen quillt,
zeigt seine Swdie über „geistige Kultur", die uns Höffding kürzlich in deutschem Manuskript
zugeschickt hat. Sind doch fast alle seine Werke in vortrefflicher Verdeutschung, wesentlich
unter seiner Mitwirkung erschienen. Möchte es dem Jubilar vergönnt sein, die geistigen
Fäden zwischen skandinavischer und deutscher Philosophie noch lang« weiter zu spinnen.
Ludwig Stein.

als die Verhältnisse des geistigen Lebens in vieler Hinsicht solchem Sinne und Drange und solcher Arbeit nicht eben günstig sind.

Den entscheidenden Umstand finde ich in dem Eindringen der Arbeitsteilung in das geistige Gebiet. Dadurch ist das Grundproblem der geistigen Kultur in unseren Tagen bedingt, wie das Auftreten solcher Arbeitsteilung auf dem Gebiet der materiellen Natur das Problem, das in engerer Bedeutung das soziale Problem genannt wird, bedingt. In weiterer Bedeutung ist auch das Problem der geistigen Kultur ein Teil des sozialen Problems.

Die Schwierigkeit entsteht aus der Geteiltheit des Geisteslebens. Wissenschaft, Kunst und Religion stehen immer mehr als selbständige, vielleicht sogar streitende Mächte einander gegenüber; sie zerspalten das Gemüt des Einzelnen, und sie teilen die Gemeinschaft in Kreise, die einander vielleicht gar nicht verstehen. Seit dem Schlusse des Mittelalters ist dieser Gegensatz immer mehr ausgeprägt worden. In der großen Zeit des Mittelalters wirrten der Gedanke, die Phantasie und das Gefühl harmonisch zusammen, und die Welt des Geistes bildete ein Ganzes, das in der großen Dichtung Dantes seinen klassischen Ausdruck fand. Ein solches Werk, in welchem alle geistigen Interessen auf einmal Ausdruck und Befriedigung finden könnten, wäre undenkbar in neueren Zeiten.

Rousseau hat zuerst das Problem gesehen. Er sprach es in seinem Schlagworte von der Rückkehr zum Naturzustande aus, einem Schlagworte, von dem er selbst die beste Deutung in der Forderung gegeben hat, daß der Mensch wieder eine Einheit werden soll: Ü«uöe2 l'domme un> Schiller fühlte den Stachel des Problems, wie man aus seinen „Briefen über die ästhetische Erziehung des Men, schen" sieht. Die Romantik meinte, den Rückweg zur Einheit des Geisteslebens gefunden zu haben, indem sie verkündete, daß die höchste Wissenschaft, die große Kunst und die wahre Religion in ihrem Wesen eins wären — nur verschiedene Formen eines und desselben geistigen Inhalts. Diese Verkündigung hat auf verschiedenen Gebieten viele Keime zum Leben und zur Entfaltung erregt, aber teils bewegte sie sich zuviel auf den dunklen Wegen der Phantasie und der Schwärmerei, teils wurde sie schnell in den Dienst der politischen und kirchlichen Reaktion genommen. Und im Laufe des neunzehnten Jahrhunderts schieden sich die Wege noch mehr als zuvor. Die Wissenschaft — als Naturwissenschaft, historisches Forschen und philosophisches Denken — geht mit immer größerer Zuversicht und Selbstbewußtheit ihre eigenen Wege. Sie stellt ihre Fragen und fordert ihre Beantwortung nach Gesichtspunkten, die sowohl der Religion als der Kunst fremd sind. Die Kunst hat immer mehr ihre Quelle in dem Drange nach einem Leben des Schauens und der Stimmung, verschieden von dem Leben, das durch intellektuelles oder religiöses Interesse bestimmt wird. Die Religion endlich wird sich mehr und mehr darüber klar, daß sie weder dem Denken noch dem Drange nach Bildern ihr Dasein verdankt, und weil sie doch ihre überlieferten Dogmen und Institutionen nicht aufgeben will, klammert sie sich an diese als Nothelfer,

bewußt oder unbewußt ihre Augen für die anderen Seiten des Geisteslebens schließend.

Mich hat dieses Problem seit meiner Jugend verfolgt. In dem letzten Drittel des neunzehnten Jahrhunderts wurde — hier in Dänemark besonders durch das Auftreten Kierkegaards — der Gegensatz der verschiedenen Richtungen des Geisteslebens sehr stark ausgeprägt. Ich darf nicht sagen, daß ich eine Lösung, die allgemeine Bedeutung haben könnte, gefunden habe. Aber es gibt Gedanken, die sich mir immer mehr aufgedrängt und bestätigt haben, und die ich hier zu entwickeln versuchen will, und es gibt Spuren, deren Verfolgung ich für ersprießlich halte.

Schon Rousseau sah, daß der Gegensatz von Natur und Kultur wegfällt, wenn die Kultur selbst eine Entfaltung der Natur ist. So müssen alle Formen der geistigen Kultur, Wissenschaft, Kunst und Religion, zuletzt auf die menschliche Persönlichkeit, ihren Drang und ihr Vermögen zurückweisen. Aus dieser Quelle wird die Kultur immer wieder im Laufe der Geschichte erneuert, und es gibt keine anderen Quellen der Erneuerung. Es sind persönliche Kräfte, die auf allen drei geistigen Gebieten wirken, Kräfte, die gar nicht wirken können, wenn sich kein persönliches Verlangen ihrer Auslösung regt. Ein Maßstab für die Beurteilung einer Richtung auf dem Gebiete der geistigen Kultur wird daher in ihrem Zusammenhange mit dem Drange und dem Vermögen des persönlichen Lebens gegeben sein. Aus diesem Gesichtspunkte betrachte ich hier die drei geistigen Lebensformen.

Wissenschaftliche Kultur setzt selbständige, persönliche Arbeit mit den Problemen des Lebens und des Daseins voraus. Sie kann nicht durch bloße Überlieferung und Belehrung entstehen. Streng gesprochen besitzen nur die großen, genialen Bahnbrecher wahre wissenschaftliche Kultur; sie schaffen oder finden selbst die Voraussetzungen, die Grundlagen, auf welchen die folgenden Zeiten arbeiten können. Aus schon aufgestellten Voraussetzungen Schlüsse zu ziehen oder spezielle Anwendungen abzuleiten, ist keine so ursprüngliche Geistesarbeit, als diese Voraussetzungen selbst auf erster Hand aufzustellen. Doch ist solches Schließen und Ableiten auch eine Arbeit, die Selbständigkeit voraussetzt und ein Einsetzen der Persönlichkeit erfordert, eine Arbeit, die weit höher als das bloße Aneignen und Anschließen steht. Und das Aneignen steht wieder über dem reinen Empfangen, das bloß auf Zuversicht zur Richtigkeit der Überlieferung ruht.

Je ferner ein Wissen von der ursprünglichen Quelle steht, um so mehr steht es als ein der Persönlichkeit Fremdes, vielleicht sogar als ein Feindliches, als etwas, das gegen das vom unwillkürlichen Streben der Persönlichkeit Ergriffene streitet, und das darum so viel als möglich zurückgeschoben oder vergessen wird.

Hier liegt aber ein großes Problem. Alle können nicht das Wissen aus den

ersten Quellen schöpfen — und doch hat das Wissen nur Wert als selbstgewonnen. Es wird dadurch den Lehrenden die Aufgabe gestellt, die Lernenden zu einer Gedankenarbeit, die die Zueignung so selbständig als möglich machen kann, zu erwecken. Nur dann entsteht das große Wundern, das nicht nur der Anfang der Weisheit ist, und nur dann kann die Bedeutung der Wissenschaft für das persönliche Leben erfahren werden. Denn diese Bedeutung beruht nicht auf den bloßen Resultaten, die vielleicht ganz abgesehen von den Wegen, auf welchen sie gewonnen sind, mitgeteilt werden können, und die oft nur wegen ihrer praktischen Bedeutung geschätzt werden. Sie beruht aber in erster Linie darauf, daß die Wissenschaft das eigne Werk des Menschengeistes ist, das er daher nicht auf die Länge verneinen können wird.

Die ganze neuere Philosophie ist gewissermaßen ein großes Streben, den Zusammenhang der Wissenschaft mit der Persönlichkeit darzutun. Die erste Frage ist hier die gewesen: welche geistigen Kräfte nimmt die Wissenschaft in Anspruch, — auf welchen Voraussetzungen ruht sie, — und welche Aufgaben stellt sie uns? — Kant wurde der eigentliche Grundleger der Erkenntnistheorie dadurch, daß er diese Frage gestellt hat. Und er fand, daß, was in der wissenschaftlichen Arbeit wirkt, nichts anderes ist, als was in allem Seelenleben, von dem niedrigsten zu dem höchsten wirkt. Überall gibt sich ein Streben kund, die mannigfachen Reize, die von einem lebenden Wesen empfangen werden, zu sammeln und zu ordnen. In dem Entstehen des einfachsten sinnlichen Bildes, wie in der höchsten Kunst, in der elementaren Auffassung wie in dem stringentesten Schlusse macht sich eine und dieselbe Grundform geltend, indem überall nach Zusammenhang und Einheit gestrebt wird. Wir stehen hier der unwillkürlichen Wirkungsart des geistigen Lebens gegenüber, und es ist die Aufgabe des Philosophen, sich ihrer klar bewußt zu werden und ihre spezielleren Formen aufzuweisen. So ist also die Aufgabe aller Wissenschaft, die Einheit der Persönlichkeit der Mannigfaltigkeit der Erscheinungen gegenüber zu behaupten, und daher liegen die Forderungen, welche die Wissenschaft an uns richtet, nicht außerhalb des Gebietes der Persönlichkeit. Sie werden nicht von einer uns fremden Gewalt gestellt. Eine wesentliche Seit« des menschlichen Lebens selbst wird durch die wissenschaftliche Arbeit in Anspruch genommen und eben dadurch entwickelt.

Während die von Kant stammende philosophische Richtung, der sogenannte Kritizismus, das Hauptgewicht auf die Formen legt, in welchen die Gedankenarbeit geübt wird, betont eine andere erkenntnistheoretische Richtung, der sogenannte Pragmatismus, die Interessen und Zwecke, die zu verschiedenen Zeiten und auf verschiedenen Gebieten die Gedankenarbeit hervorrufen. Alle Wissenschaft entwickelt sich zuerst aus praktischen Interessen, aus dem Streben, Mittel zur Erhaltung und Entwickelung des Lebens zu finden. Später kann dann ein rein theoretisches Interesse entstehen, und durch dieses werden dann die Fragen und die Art ihrer Formulierung bestimmt. — Auch diese Richtung weist also auf die

Persönlichkeit, ihre Zwecke und ihre Interessen, zurück, und, anscheinend wenigstens, in mehr direkter Weise als der Kritizismus.

Der Unterschied der zwei Richtungen besteht hauptsächlich darin, daß die eine auf die beständigen Formen des Gedankenlebens, die andere auf seine immer wechselnden Interessen und Aufgaben das Hauptgewicht legt. Die eine neigt dazu, gewisse Gedankenformen („Kategorien") anzunehmen, die einmal für alle gefunden werden können und ewig bestehen werden. Die andere glaubt, daß mit den Interessen auch gleich die Formen wechseln werden.

Interessen und Formen können aber im Gedankenleben nicht geschieden werden. Das Gedankenleben wird von einem großen Interesse, dem Interesse für Wahrheit getragen, und auf die Länge wird kein anderes Interesse sich diesem entgegenstellen oder es entbehren können. Und der Begriff der Wahrheit, der Wahrheit, die für den Menschen gelten kann, wird durch die eigene Natur des Menschen, durch sein notwendiges Streben nach Einheit und Zusammenhang be. stimmt. Was der Mensch sucht, wenn er Wahrheit sucht, ist der größte mögliche Zusammenhang innerhalb der größten möglichen Menge von Wahrnehmungen.

Die Erkenntnisarbeit geht daher in zwei Richtungen: immer mehr Wahrnehmungen zu sammeln oder hervorzubringen, und einen immer innerlicheren und gesetzmäßigeren Zusammenhang unter ihnen zu entdecken. Ein großes Ideal ist hier unserem Geschlecht aufgegangen und kann nicht wieder verneint werden. Es leitet zu immer erneutem Streben und Arbeiten. Jede Behauptung, eine Wahrheit auf dem einen oder dem anderen Gebiete gefunden zu haben, wird nach dem in diesem Ideale gegebenen Maßstab geschätzt.

Diesem großen Ideale gegenüber sind wir alle klein, der größte Forscher wie der geringste. Aber dann ist auch niemand davon ausgeschlossen, sein Scherflein zu dem großen Werke beizutragen. Es gilt nur die Augen aufzuschließen, um die Beobachtungen zu machen, die der Einzelne in seinem Kreise und nach seinem Vermögen machen kann. Und es gilt, die gewonnenen Erfahrungen mit scharfem und redlichem Denken zu ordnen und zu bearbeiten. Dann kann jeder sich eine Gedankenwelt bauen, die mit der großen Gedankenwelt, an der das ganze Geschlecht baut, wenigstens Typus und Methode, vor allem den Geist der Wahrheit, gemeinsam hat. Nur durch solche Arbeit in seinem Kreise kann sich der Einzelne auch die Resultate der eigentlichen Wissenschaft in selbständiger Weise zueignen. Wir stehen hier einer Grundbedingung intellektueller Kultur gegenüber.

Wie wir in ethischer Selbstbeherrschung unsere augenblicklichen und elementaren Triebe unter das in unserem ethischen Ideale gegebene Gesetz hineinbiegen, so biegen wir in intellektueller Selbstbeherrschung unsere Lieblingsmeinungen, Einfälle und Wünsche unter das große Gesetz der Wahrheit hinein. Wie ein großer Naturforscher gesagt hat: „Müßten wir uns nicht in unserem Innersten schämen, wenn wir uns selbst darin ertappten, eine andere Wahrheit als die wirkliche haben zu wollen?" —

Hieraus folgt aber nicht, daß dieser Maßstab allem, was sich innerhalb des persönlichen Lebens regt, gegenüber angewandt werden könnte. Die Formen, mit welchen die Wissenschaft zu jeder gegebenen Zeit arbeiten kann, können nicht alles, was die Persönlichkeit erlebt und erfährt, umfassen. Die Wissenschaft sucht einen großen umfassenden Zusammenhang, innerhalb dessen auch die Persönlichkeit ihren Platz finden soll; aber der Inhalt der Persönlichkeit kann so reich und mannigfaltig sein, daß jener Zusammenhang ihm gegenüber den Charakter der Abstraktheit und der Leerheit bekommt. Inhalt und Umfang stehen dann hier, wie so oft, in umgekehrtem Verhältnisse zu einander. Jede eigentümliche Persönlichkeit macht ihre besonderen, individuellen Erfahrungen, die kein Anderer machen kann, und ist daher mehr als ein Beispiel eines allgemeinen Gesetzes. Es gibt Dinge, die wir aus erster Hand erleben und erfahren müssen, um Menschen aus erster Hand zu sein. Gibt es denn andere Arten geistiger Kultur, in welchen solche rein persönlichen Erlebnisse und Erfahrungen ihren Ausdruck finden können?

Diese Frage leitet zu der Betrachtung der Kunst und der Religion über.

U.

Die Wissenschaft ist das Werk persönlicher Arbeit. Nur als solches ist sie ein Glied wahrer Geisteskultur. Das persönliche Leben selbst, aus welchem die Wissenschaft, wo sie aus erster Hand geübt wird, hervorgeht, ist ein Objekt der Wissenschaft, gehört in den großen Zusammenhang hinein, den sie zu erbauen sucht. Hier gibt es aber immer etwas, das nicht ganz in die Form der Wissenschaft umgesetzt werden kann. Die speziellste und individuellste Lebenserfahrung, die immer wieder gemacht werden muß, entweder von demselben Menschen im fortgesetzten Laufe seines Lebens, oder von einem neuen Geschlechte, immer unter neuen Verhältnissen, — sie steht mit einer gewissen Selbständigkeit derjenigen Wissenschaft, die gleichzeitig geübt werden kann, gegenüber. Gibt es dann eine Art geistiger Kultur, in welcher sie Form und Ausdruck finden kann?

Außerdem werden auch solche Erfahrungen, die in der großen, von der Wissenschaft erbauten Wahrheitswelt ihren bestimmten Platz finden, einen mehr unmittelbaren Ausdruck suchen, einen Ausdruck, in welchem alle Seiten unseres Wesens, Hoffnung und Furcht, Sehnsucht und Wehmut, Freude und Leid ihr Wort sprechen können und über die Gegenstände unserer Erfahrung ein lebhaftes Licht werfen.

Auf beiden Wegen werden wir zur Kunst geführt. Eine wesentliche Seite der Aufgabe der Kunst wird dadurch bezeichnet.

Man kann nicht behaupten, daß unsere Zeit ein sehr lebhaftes und inniges Verhältnis zur Kunst hat. Original-Produktion ist selten und nicht tiefgehend. Große künstlerische Kräfte scheinen nicht in Wirksamkeit zu sein. Und für die

streng arbeitenden und genußsüchtigen Menschen unserer Zeit ist die Kunst wesentlich Zerstreuung und Abspannung, ein Mittel, nicht ein an und für sich Wertvolles, das, eben durch die Forderungen, die sie an uns stellt, einen erziehlichen und entwickelnden Einfluß übt.

Gewissermaßen soll die Kunst auch Mittel sein. Sie befriedigt den Drang nach Bildern, die uns das Leben in seiner Fülle zeigen, ohne daß die Forderungen an unser Denken und Wollen, die das wirkliche Leben stellt, laut werden. Sie soll uns die rein individuellen Stimmungen, Charaktere, Situationen und Schicksale darstellen, die in der Wissenschaft nicht zu ihrem vollen Rechte kommen. Es bezeichnet einen großen Fortschritt, wenn das Leben so in einem Bilde genossen werden kann; es zeugt davon, daß der blinde Lebensdrang nicht mehr allmächtig ist, — daß es wenigstens Pausen in seinem Wirken gibt. Ob die Bilder, welche die Kunst uns gibt, Regeln oder Ausnahmen bedeuten, das kann die Kunst selbst nicht entscheiden. Sie will uns eben für eine kurze Weile von dem scharfen Un< terschied zwischen Regel und Ausnahme befreien. Es gibt kein absolut Häßliches. Alles hat seine charakteristische Seite, mittelst welcher es einen Platz in dem großen Zusammenhange ausfüllt. Das Flüchtigste wird festgehalten, das Unglücklichste gemildert, das Überschwenglichste harmonisiert durch die charakteristische Form, die den Erlebnissen im künstlerischen Bilde gegeben wird.

Noch mehr als für den Beschauer ist für den Künstler selbst die Kunst ein« Befreiung. Sie setzt ja einen freien Gebrauch der persönlichen Kräfte, eine Auslösung von Energie, ohne daß die praktischen Bedürfnisse des Lebens sie veranlassen, voraus. Und sie ermöglicht es dem Künstler, noch mehr als dem Beschauer, sich über alles, was drücken und locken kann, zu erheben. Aus der Reihe der Werke der großen Künstler können ihre persönliche Lebenserfahrung und ihr Lebenskampf herausgelesen werden. Die moderne Literaturpsychologie hat das Verdienst, diesen Gesichtspunkt geltend gemacht zu haben, obgleich sie vielleicht zu großes Gewicht auf ihn legt.

Aber wie die Wissenschaft stellt auch die Kunst ihre Forderungen; außerdem wäre sie kein Glied der Geisteskultur. Diese Forderungen werden an die Persönlichkeit des Beschauers und des Künstlers gerichtet. Arbeit ist erforderlich, damit der wirkliche Inhalt des Lebens in das Bild umgesetzt oder in dem Bilde wiedererkannt werden kann. Es ist ein Zeichen der Auflösung einer Kunstperiode, wenn die Poesie aus zweiter Hand getrieben und genossen wird. Der Mensch ist dann ein bloßer Zuschauer des Lebens, und es ist nicht das Erz des Lebens selbst, das zu Kunstwerken ausgehämmert wird. Kierkegaard hat in dem, was er „das ästhetische Stadium" nennt, eine Lebensführung geschildert, in welcher alles, das Leben wie die Kunst, als Spiel behandelt wird. Und Henrik Ibsen hat in seinem großen Gedichte „Auf den Weiten" — dem Gegenstück zu „Brand" — geschildert, wie man sich aus dem Leben herausziehen und es wie in einer Vogelperspektive sehen kann, als ein Bild, innerhalb dessen sogar das Schicksal der nächsten An-

gehörigen nur ein effektvolles Element wird, — und wie dann die Folge eine Ver< steinerung, eine Aufhebung alles Fühlens und Strebens wird. Wie in „Brand" der ungestüme Wille, der nur dem Gesetze der formellen Konsequenz folgt, in die öde Wüste des Hochgebirges hinaufführt, so ist es hier die durch Aufgehen in bloßes Beschauen hervorgebrachte Willensschwäche, die da hinaufführt.

Wie die Wissenschaft, ist auch die Kunst ein Gebiet, das uns große Ziele, in deren Dienst wir wachsen können, stellt. Sie soll unsere Augen für dasjenige, das wir nicht gern sahen, öffnen, — für das Bittere, Peinliche und Disharmonisch« im Leben, — sowohl als für dasjenige, das wir nicht immer selbst entdecken konnten, — das Große und Hohe, das wir vielleicht gar nicht als möglich betrachteten. In der großen Kunst läuft der Mensch nicht in die Weiten hinauf, um sich der Teilnahme am Kampfe des Lebens zu entziehen, sondern sein Sinn und sein Vermögen werden freigemacht, gereinigt und erweitert, so daß ein größerer Blick Und ein kräftigerer Griff ins Leben möglich werden.

Zuletzt beruht aber alles auf der Kunst des Lebens. Nur wenn das Leben stark und groß ist, kann die Kunst es sein. Je ernster und kräftiger wir das Leben nehmen, um so größere Möglichkeit für Poesie wird das Leben darbieten, eine Poesie, die nicht von außen kommt, sondern ein Klang ist, der durch die groß« Lebensbewegung selbst ausgelöst wird, und den wir vielleicht nicht während der Arbeit, aus der er geboren wird, aber doch in solchen Augenblicken merken können, wo die Nachströmungen der Stimmungen der Arbeit und des Kampfes das Gemüt erfüllen.

Wir müssen selbst Künstler werden, wenn wir wissen wollen, was Kunst ist, wie wir selbst beobachten und denken müssen, um zu wissen, was Wissenschaft ist. Die Lebenspoesie ist die Quelle, aus der die großen Künstler schöpfen, und aus welcher wir alle schöpfen können, wenn nur unser Gemüt sich eröffnen will. Nur das Genie kann freilich Bilder und Symbole, die das Eigentum aller werden können, bilden; aber wir können alle, — so gewiß unsere Persönlichkeit und unser Leben ihre eigentümliche Nuance, ihr besonderes Schicksal haben, — Bilder und Symbole formen, in welchen unsere Erfahrung ihren Ausdruck findet. Und entbehren wir dieses Vermögen ganz und gar, dann verstehen wir die Kunst nicht. Wie alle wahre Kultur fordert die ästhetische Kultur Selbstwirksamkeit.

Nun klagen ja aber die Dichter darüber, daß sie nicht alles, besonders nicht das Herrlichste, ausdrücken können, — daß sie das Leben selbst in ihre Dichtung nicht hineinziehen können! Es gibt, so klagt der dänische Dichter Schack Staffeldt, zwei Welten, die nicht vereinigt werden können, zwischen denen aber ge< wählt werden muß: Niemand kann das Bild mit dem Gegenstande, das Ideal mit seinem Gepräge verbinden; das Leben schwebt zwischen Sehen und Besitzen; nur eines von beiden ist uns gegeben, und wir müssen wählen! Guyau schildert das Leiden des Dichters (le mal äu poste), das daraus entspringt, daß das Leben reicher als die Dichtung ist:

»le me »eu» trop petit pour l'ünmeu»e univer» . . .
^e »eu» trop pour 1e üire, et pourtaut le «ileuoe
2l'uz>pre»86 comme un poiä».
Und Nietzsche stellt das Leben über die Kunst, wie er die Kunst über die Wissenschaft stellt: die überströmende Fülle und Kraft des Lebens können weder in der Kunst noch in der Wissenschaft ihren vollständigen Ausdruck finden!
Aber in solchen Äußerungen gibt sich eben die Erfahrung kund, daß die tiefste Poesie mit dem Leben eins ist: daher kann sie nicht als ein von der Führung und dem Laufe des Lebens unterschiedenes Element gefühlt werden. Wenn alle gebundene Kraft ausgelöst würde, würde das Leben gleich aufhören. Wir brauchen nicht zwischen Sehen und Besitzen wählen, wenn das Besitzen, das Leben selbst die höchsten Gesichte gebärt.
Unser Kreis sei noch so eng, das Gebiet unseres Wollens noch so beschränkt, — die Grundzüge des Menschenlebens offenbaren sich doch im Kleinen wie im Großen. Oft sind die größten Bilder des Lebens, seines Laufes und seines Werkes, aus Lebensgängen entsprungen, die nach außen unscheinbar waren, — ein Wunder in den Augen derer, die nicht glaubten, etwas Großes könnte aus Galiläa kommen. In uns allen regt sich das Leben — wenn wir wirklich leben — in einer Weise, wie auf keinem anderen Orte.
Der Meister aller Meister hat dies vor Augen, wenn er (in ^ ^Vinter» l'nle) sagt:
Aet u»tnre i» maäe better b? no me»u,
Vut uature maKe» tust meiw: »o over tdat art
WlliyQ ?ou »a? ll<1ü» to ullture, i» »u art
1'tmt uature make^
Dies ist die eigene Kunst der Natur, die unwillkürlich von jedem geübt wird, der das Leben ganz und voll, und nach dem innersten Gesetze seiner Persönlichkeit lebt.
Kann es nun eine geistige Lebensform geben, die diese an Wert und Bedeutung übertrifft? Sollte es nicht so sein, daß unsere tiefsten persönlichen Erlebnisse und Erfahrungen, wie unsere höchsten Gedanken, nur in poetischer Form ausgedrückt werden können? — Ehe wir diese Frage beantworten, müssen wir noch die Stellung der Religion zur Geisteskultur untersuchen.
III.
In dem religiösen Probleme treten die Folgen der Arbeitsteilung für das geistige Leben ganz besonders hervor. Die Selbständigkeit, die Wissenschaft und Kunst, jede für sich, in der neueren Zeit gewonnen haben, haben sie auf Kosten der Religion gewonnen. Denn es gab eine Zeit, wo die Religion der ganze Inbegriff geistiger Kultur war. Entweder war es so, daß sie das eine Notwendige

war, gegen welches alles andere, das die Herzen der Menschen geistig in Beschlag nehmen könnte, als wertlos oder als eine wegzuräumende Hinderung da stand. Oder es war so, daß die Religion selbst innerhalb ihres Rahmens alle geistigen Bedürfnisse befriedigte, — auf einmal den Erkenntnisdrang und den künstlerischen Drang befriedigte. So ist es nicht mehr. Die Religion hat jetzt Wissenschaft und Kunst außerhalb ihres Gebietes. Daraus stammt eben die Geteiltheit des modernen Lebens. Wenn die Religion nun nicht auch das Leben außerhalb ihres Gebietes haben soll, muß sie immer wieder aus dem Leben, aus der persönlichen Lebenserfahrung des Einzelnen hervorgehen. Ebensowenig wie man Kunst und Wissenschaft aus zweiter Hand haben kann, ebensowenig, ja noch minder, kann man Religion aus zweiter Hand haben. Jeder soll sein eigener Priester und Prediger sein, wie sein Wissen und seine Poesie sein eigenes Werk sein soll. Selbst die ehrwürdigsten Traditionen sind hier nicht zureichend. Sie stammen ja auch aus Zeiten, in welchen ganz andere Lebensverhältnisse als in unseren Tagen vorhanden waren. Die Religion muß jetzt aus dem Innersten jeder einzelnen Persönlichkeit, aus den Erlebnissen und Lebensbewegungen, durch die nur er, und kein Anderer ganz in derselben Weise, gegangen ist, entspringen. Redlichkeit und Ehrlichkeit sind hier vor allem erfordert, und sie werden erst möglich, wenn wir zu der innersten Quelle alles Glaubens und aller Lebensanschauung in der Persönlichkeit selbst zurückgehen.

Ich spreche hier von Religion in weitester Bedeutung, von allem persönlichen Glauben, von Lebensanschauung überhaupt. Ich spreche von etwas, das jeden Menschen in seinem persönlichen Verhältnisse zum Leben angeht, nicht nur von Religion als einem in bestimmten Überlieferungen, Dogmen und Kultusgebräuchen ausgeformten Glauben.

Was hat nun aber die Philosophie mit ihr zu tun?

Philosophie kann keinen Glauben, weder in weiterer noch in engerer Bedeutung des Wortes, hervorbringen. Glaube ist selbst eins der Objekte der Philosophie. Der Philosoph fragt erstens, ob Religion die Rätsel des Gedankens lösen können. Er fragt zweitens, welche seelischen Kräfte und welcher seelische Drang sich in der Religion kundgibt. Und er fragt drittens, welche Bedeutung die Religion für eine ethische Lebensführung haben kann.

Wir betrachten diese Fragen jede für sich.

Gleich in den Zeiten der Grundlegung der Philosophie und der Naturwissenschaft der neueren Zeit erklärten ihre Grundleger den Angriffen der Repräsentanten der Religion gegenüber, daß Religion nicht Wissenschaft sei und uns keine Wissenschaft lehren könne, und daß man daher die Wissenschaft ihren eigenen Gang auf ihren eigenen Wegen gehen lassen sollte. So sprach Giordano Bruno,

der dadurch doch nicht vom Tode auf dem Scheiterhaufen gerettet wurde; so Galilei, der dadurch doch nicht Verurteilung und gezwungener Zurückrufung entging; so Spinoza, gegen den trotzdem auch eine Verfolgung gerichtet wurde. Was man damals nicht hören wollte, wird jetzt immer wieder von den Verteidigern der Religion wiederholt. Nur die katholische Kirche sieht das für alle dogmatisch ausgeformte Religion Gefährliche eines solchen Eingeständnisses.

Nicht die Resultate der Wissenschaft sind hier, wie man oft meint, entscheidend, so wichtig sie auch — was schon die Namen Kopernikus und Darwin anzeigen — sein können. Das Entscheidende sind die Ar t zu fragen und die Forderungen, die an die Beantwortungen gestellt werden. Die Antworten, die die Religion geben kann, passen gar nicht zu den Fragen, die die Wissenschaft aufwirft. Eigentlich gibt die Religion auf alle möglichen Fragen nur eine einzige Antwort. Sie löst alle Rätsel durch eine Hinweisung zu der göttlichen Allmacht. In seinen „Dialogen" legt Galilei eine solche Antwort in den Mund Simplicios, des Verteidigers der alten Weltauffassung. Die Hauptschwierigkeit dieser Auffassung war die, daß die ganze Welt sich um die kleine Erde drehen sollte. Dazu sagt Simplicio, daß es ja doch für Gott ebenso leicht ist, das Große nm das Kleine, als umgekehrt, sich bewegen zu lassen. Hiergegen bemerkt aber sein Widersacher, daß der Allmacht gegenüber jeder Unterschied des Großen und des Kleinen wegfällt, und daß eben darum der Gottesbegriff gar nicht in der Wissenschaft gebraucht werden kann. Wenn man sich auf ein Wunder beruft, hört alles Erkennen auf. Alle Unterschiede und Verhältnisse verschwinden dem Unendlichen gegenüber.

Wenn wir über das Gebiet, auf welchem unsere Gedanken und Erwartungen durch strenge Beobachtungen bestätigt oder widersprochen werden können, herauskommen, bauen wir auf Analogien, die nur bildliche, symbolische Bedeutung haben können.

Wenn der Wert der Religion nur auf ihrer theoretischen oder intellektuellen Bedeutung beruhte, würde sie bald aus der Welt des Geistes verschwinden. Sie beantwortet für denjenigen, der klar frägt, keine einzige Frage. Daher ist auch (besonders in der protestantischen Welt) die Erörterung des religiösen Problems in die Hände der psychologischen und historischen Forschung übergegangen.

Was die Religion erhält und immer neuen Anschluß an ihre überlieferten Formen sowohl als neue Versuche der Religionsbildung bewirkt, sind Motive, die nicht auf dem Gebiete der Erkenntnis, sondern auf den Gebieten der Gefühle und des Willens zu Hause sind. Und das tiefste Motiv besteht in einem Bedürfnis, dasjenige, was das Leben wertvoll macht, in seinem Bestehen und in seiner Entfaltung gesichert zu wissen. Von demjenigen, was einem Menschen das Höchste

ist, hofft er in seiner Religion, daß es auch das Höchste in der Welt sein wird, «der daß es doch im Dasein seinen festen Grund habe, — daß es, wie es auch mit allem anderen gehe, in ihm und außer ihm siegen werde. Eine solche Hoffnung, das Leben hindurch mit klarem Verständnisse der Schicksale des Lebens, wie der Einzelne sie kennt oder zu kennen meint, festgehalten, ist das religiöse Urphänomen, das unzählige Formen annehmen kann, und in den verschiedenen Persönlichkeiten verschiedene Formen annehmen muß.

Wenn man eine Religion, oder einen Glauben, höher oder niedriger als eine andere nennt, ist der einzig mögliche Maßstab teils in der Beschaffenheit dessen zu finden, was für den Menschen so großen Wert hat, daß er auf sein Bestehen hofft, teils aber auch in dem Gewichte und dem Umfange der Erfahrungen, die er gemacht hat, und in der Energie, mit welcher die Hoffnung festgehalten wird, zu suchen. — Diesen Maßstab wenden die Religionshistoriker, ohne sich immer dessen bewußt zu sein, an, wenn sie eine vergleichende Wertschätzung der verschiedenen Religionen anstellen.

Als wir von der Wissenschaft sprachen, sahen wir, daß es immer individuelle und spezielle Erfahrungen und Erlebnisse gab, die durch die inneren und äußeren Lebensverhältnisse des Einzelnen bestimmt wurden und die durch wissenschaftliche Gesichtspunkte nicht erschöpft werden konnten. Dazu gehören nun in erster Linie die Erfahrungen, die dem Glauben eines Menschen zugrunde liegen. Es ist aber von der größten Bedeutung, daß der Mensch solche Erfahrungen aus erster Hand macht, und nicht aus der Überlieferung oder aus Dogmen angewiesen wird, gewisse bestimmte Erlebnisse hervorzurufen, weil er sich dann leicht in eine geistige Lebensform, die für seine Persönlichkeit nicht paßt, einzwängt und sich dadurch hindert, dasjenige Zeugnis vom Leben abzulegen, das jede echte Religion ablegen soll. Weder auf dem Gebiete des Glaubens, noch auf den Gebieten der Kunst und der Wissenschaft, dürfen lauter Nachklänge gehört werden, wenn echte Geisteskultur herrschen soll.

s » »

Wo sich nun Religion (Glaube, ipersönliche Lebensanschauung) als die Frucht eines Lebens im Dienste großer, treu festgehaltener Ideale gebildet hat, da sehen wir ein Bild einer geistigen Kraft und Konzentration, einer Innerlichkeit und einer Geschlossenheit, die großen religiösen Persönlichkeiten einen Platz unter den Größten in der Welt des Geistes geben.

Und hier stehen wir nach meiner Auffassung dem entscheidenden Probleme gegenüber. Kann diese innerliche und konzentrierte Art des Lebens auf gleichen Bedingungen und in gleichen Formen wie in früheren Zeiten erhalten werden, — und, wenn dies nicht möglich ist, müssen dann nicht neue Formen eines solchen Lebens entstehen, wenn das geistige Leben nicht an Kraft und Tiefe verlieren soll?

Meiner Auffassung nach stehen wir erst am Anfange einer unbefangenen,

tiefgehenden und rein menschlichen Behandlung dieser Fragen. Bis jetzt haben Dogmatik und Kritik, jede in ihrer Weise, eine solche gehindert. Die Kräfte sind in Anspruch genommen, teils um das Leben nach überlieferten Vorbildern zu formen, teils um sich aus den Überlieferungen herauszuarbeiten. Jetzt erst hat das Leben selbst das Wort, um ein Zeugnis von seinem wirklichen Bedürfnisse abzulegen, — um die Frage zu entscheiden, wie die höchsten Ideale unter den wechselnden Schicksalen des Lebens behauptet werden können. Wahrscheinlich wird nicht das Gleiche für alle notwendig sein.

Auf einer Eisenbahnfahrt in Iütland hörte ich einmal einen Bauer einem anderen den Unterschied zwischen Theologie und Philosophie in folgender Weise erklären: „Theologie ist Aberglaube, Philosophie ist Unglaube." — Ich antworte nur, was die Philosophie betrifft.

Die Philosophie ist für mich nichts Negatives, sondern ein freies Forschen über die Natur und die Bedingungen des geistigen Lebens. Und sie zeigt in meinen Augen die Bedingungen des fortwährenden Bestehens eines tiefen und kräftigen Geisteslebens deutlich an. Weil der Philosoph aber kein Prophet ist, kann er das wirkliche Eintreten dieser Bedingungen nicht garantieren. Weil ein solches Geistesleben selbst ein Teil des höchsten Wertvollen ist, wird es die persönliche Hoffnung des Philosophen sein, daß es sich stets wieder entfalten werde. Seine ärgsten Feinde sind starres Festhalten an Formen, die einer verschwundenen Geisteskultur gehören, und blasierte Gleichgültigkeit allem, was über dem Kreise der nächsten Interessen liegt, gegenüber. Wenn es aber glückt, die Innerlichkeit und Geschlossenheit des Geisteslebens zu behaupten, wird es seinen Ausdruck, nicht in Dogmen oder Systemen, sondern in den Symbolen einer großen und echten Lebenspoesie finden. Und dann werden die mißlichen Wirkungen der Arbeitsteilung auf dem geistigen Gebiete überwunden sein. Die geteilten Kräfte werden einander begegnen, wenn sie, jede auf ihrem Gebiete, zu der Quelle, aus welcher sie zuletzt alle entspringen und genährt werden, zurückgehen.

Prof. Dr. Cauer:

Antike und moderne Demokratie.

In der Vorrede zur zweiten Auflage seines Werkes über den Sozialismus im Altertum weist Robert Pöhlmann auf den Wert hin, den die Kenntnis der antiken Demokratie für das Verständnis der modernen hat; diesen Wert sieht er offenbar vor allem in der Warnung, demokratischen Forderungen nicht nachzugeben, damit die Begehrlichkeit der Massen nicht zu gleichen Ausschreitungen führe wie in Rom und Athen. Ähnliche Anschauungen werden von Kennern der alten Geschichte auch sonst geäußert, man verwertet sie auch gern, um in Fragen der Tagespolitik, z. B. der des preußischen Wahlrechtes, jedes Zugeständnis an den Grundsatz der Gleichheit abzuweisen. Aber ist es zulässig, so ohne weiteres die Erfahrungen des Altertums auf die Gegenwart anzuwenden? Muß man nicht zunächst fragen, in welchen Tatbeständen die Übel der antiken Demokratie begründet waren, und ob dieselben Zustände unter den äußeren und inneren Lebensbedingungen der Gegenwart notwendig oder wenigstens denkbar sind.

Vielleicht wird man einwenden, eine solche Vorfrage sei überflüssig, denn die Eigenschaften, die die athenische und römische Republik zugrunde gerichtet hätten, das Streben der Massen, ihre politische Macht auf Kosten der Besitzenden auszubeuten, würden sich bei jedem Volke zu jeder Zeit wiederfinden. Und mancher wird vielleicht zufügen, wenn das Volk schon im Rom, wo es niemals die volle Herrschaft geführt hat, diese verderbliche Neigung gezeigt hat, so würde dieselbe Neigung in einer reinen Demokratie noch viel bösartiger hervortreten. Aber wäre es nicht auch denkbar, daß gerade der begrenzte, durch keine Verantwortung beschwerte Einfluß des Volkes mit Übeln verbunden war, die der reinen Volksherrschaft fremd sind?

In Rom betätigte sich ja die Bürgerschaft nur bei bestimmten Gelegenheiten und auch dann nur auf Befragen durch andere. Auf den alltäglichen Gang der Geschäfte hatte sie keinen Einfluß, sondern dieser lag ganz in den Händen der Beamten und des Senats, also tatsächlich der gegenwärtigen und gewesenen Beamten. Zu den Ämtern aber hatten fast nur die Angehörigen der reichsten und angesehensten Familien Zutritt, weil nur diese die Mittel anwenden konnten, durch die die Wähler zu gewinnen waren. Denn diese benutzten die Gelegenheit, um die kleinen Freuden und Vorteile zu ergattern, die die Lichtpunkte in ihrem kümmerlichen Dasein bildeten, Spiele, Speisungen und ähnliches. Manche verkauften sich wohl auch für die Zeit des Wahlkampfes vollständig an einen einzelnen Bewerber, begleiteten ihn auf seinen Wegen durch die Stadt, um seinen Anhang und Einfluß recht groß erscheinen zu lassen, und gewannen andere durch Lockungen und Dro-

hungen für ihn. Zu Zeiten dringender Not oder ungewöhnlicher Erregung kam es wohl einmal vor, daß ein Bewerber um feiner Verdienste willen gewählt wurde oder als Vertreter einer politischen Richtung, selbst ein Homo uovu» wie Marius; in der Regel aber bestand die Aufgabe des Bewerbers darin, das Volk durch unsachliche Mittel für seine Person zu gewinnen. Ähnlich stand es mit der Abstimmung über Gesetze. Allein der die Versammlung leitende Beamte hatte das Recht, ein Gesetz zu beantragen; die Bürger hatten nur mit Ja oder Nein zu antworten. Wie aber bekam ein Beamter eine Versammlung zustande, die seine Anträge annahm? Zuweilen auf sehr einfache Weise: er ließ von vornherein den Platz durch seine Anhänger besetzen, die Gegner möglichst durch handfeste Leute wegprügeln. Dann war nachher die Abstimmung eine leichte Komödie. Manche Gesetze von einschneidender und bleibender Wirkung wie z. B. Cäsars Ackergesetz sind auf diese Weise durchgebracht worden. In der Regel freilich Verfuhr man weniger gewaltsam; man vereinigte in einer Abstimmung mehrere Anträge, von denen einer dem Volke einen materiellen Vorteil verschaffte, gewöhnlich billiges Getreide, während die anderen den eigentlichen Absichten des Antragstellers dienten, und sobald dem Bürger Brot und Spiele geboten wurden, beschloß er im übrigen, was man nur von ihm wünschte. Zwar wurde wiederholt der Versuch gemacht, diesem Mißbrauche zu steuern; es wurde verboten, verschiedenartige Anträge zugleich zur Abstimmung zu bringen. Aber das Verbot blieb wirkungslos, es wurde nicht beachtet oder irgendwie umgangen. Volkswahl und Volksabstimmung dienten also nicht einer planmäßigen Förderung des Volkswohles, sondern dem Ehrgeiz und der Willkür einzelner. So war es freilich nicht immer gewesen; solange die Bürgerschaft aus Bauern bestand, wußte sie, was und wen sie wollte. Seit aber der bäuerlich« Grundbesitz vom Großgrundbesitz verdrängt war, lag die Entscheidung bei den städtischen Proletariern. Wenn unsere heutigen Arbeiter sich diesen Namen aneignen, so würdigen sie sich damit selbst herab; denn das Unheil bei jenen Proletariern war ja eben, daß sie nicht zu arbeiten hatten, da Rom wohl ein Zentrum für die Konsumtion, aber keins für die Produktion war und die im Vergleich zu heute wenige Arbeit, die es in einer solchen Großstadt gab, überwiegend von Sklaven und Freigelassenen getan wurde. So blieb den besitzlosen Bürgern nichts übrig, als ihren bescheidenen Anteil an der Weltherrschaft für ihren wirtschaftlichen Vorteil auszubeuten.

Das war um so weniger zu verwundern, als ja die Besitzenden ihnen das Beispiel gaben. Der Amtsadel gewann die Mittel zu den kostspieligen Bewerbungen durch Mißbrauch der Amtsgewalt gegenüber den Provinzialen; und der Geldadel erwarb seinen Reichtum durch Pachtung der Steuern, wobei er es verstand, den Untertanen möglichst viel abzunehmen und in die Staatskasse möglichst wenig zu entrichten, sodaß recht viel in der eigenen Tasche blieb. Alle Schichten

der Bürgerschaft waren sich also darüber einig, daß die politische Macht dazu da war, materiellen Gewinn zu bringen. Diese Anschauung ergab sich aus dem Charakter eines Herrenvolkes, den die Römer durch den Erfolg ihrer überseeischen Kriege im Widerspruch zu den Absichten weitblickender Staatsmänner angenommen hatten. Das Herrengefühl, das jeden Bürger vom stolzen Senator bis zum verlumpten Proletarier durchdrang, war aber sicherlich kein Ausfluß demokratischen Denkens.

Deshalb hat die Aristokratie auch nichts getan, um der Menge den Mißbrauch ihrer politischen Rechte entbehrlich zu machen, ja sie hat sich jedem derartigen Versuch widersetzt. Die einzige Möglichkeit, der Masse der Bürger zu einem redlichen Erwerb zu verhelfen, bestand in der Schaffung von kleinen Bauernstellen. Als dies aber von den Gracchen beantragt wurde, wurden ihre Absichten von den Führern des Adels vereitelt, sie selbst auf die Bahn der Gewalt gedrängt und dadurch in den Untergang getrieben. Und als einige Generationen spater der Volkstribun Servilius Rullus ein Ackergesetz vorschlug, nach dem in Campanien auf Staatsland eine Anzahl von Kleinbauern angesiedelt werden sollte, da ermahnte der Konsul Cicero als Wortführer des Senats die Bürger, doch nicht die Annehmlichkeiten des großstädtischen Lebens gegen das mühselige Dasein eines armen Landmannes zu vertauschen.

Wir sehen also: die Begehrlichfeit des römischen Volkes war wirklich nicht durch übermäßigen Anteil an der politischen Macht verursacht, sondern wurde durch Vorbild und Einfluß der herrschenden Stände erregt und gepflegt. Die ganze Bürgerschaft bildete ja im Gegensatz zu den übrigen Bewohnern des Reiches eine Art Aristokratie. Aber ist nicht Athen eine so radikale Demokratie gewesen, wie es nur je eine gegeben hat? Und hat nicht hier das Volk die Ausbeutung der Besitzenden besonders schamlos erst dann betrieben, nachdem der Staat seine äußere Machtstellung verloren hatte?

Allerdings war in Athen die Bürgerschaft der wirkliche Souverän. Die Beamten waren nur Vollstrecker des Volkswillens, der in der Volksversammlung zum Ausdruck kam. Diese Versammlung, in der jeder Bürger Anträge wenigstens in der Form des Amendements einbringen konnte, trat im Jahre mindestens vierzig Mal zusammen und griff mit ihren Beschlüssen in alle Einzelheiten der Regierung und Verwaltung ein. Und die Bürgerschaft ist nur etwa ein halbes Jahrhundert lang in der Lage gewesen, die Abgaben von Untertanen zu eigenem Nutzen zu verwerten. Denn länger hat das attische Reich nicht bestanden.

Und doch hat dieser kurze Zeitraum ausgereicht, den athenischen Bürgern ein Herrengefühl einzuimpfen, das ein fremder und giftiger Tropfen in ihrem demokratischen Blute war. Denn gerade damals erhob sich gewaltig jene geistige Bewegung, die das Recht des Stärkeren mit einer Schroffheit predigte, die erst Nietzsche wieder erreicht und vielleicht noch überboten hat. Die reichen und fein

gebildeten jungen Leute, die den Vorträgen der Sophisten lauschten, verachteten das niedere Volk, das von seiner Hände Arbeit lebte, und hielten jedes Mittel für erlaubt, mit dem sie ihm die politische Gewalt zu entreißen hofften. Aber diese Verachtung der erwerbenden Arbeit färbte auf die Verachteten ab. Auch die athenischen Kleinbürger fanden es vornehmer, von der Ausübung ihrer bürgerlichen Ehrenrechte zu leben, als von irgend einem Arbeitgeber Tagelohn zu empfangen. So fing man an, die Besoldungen für richterliche und anderweitige öffentliche Tätigkeit, die anfangs nur dazu bestimmt waren, den Besitzlosen für verlorene Arbeitszeit zu entschädigen, als ein Mittel zum Gelderwerb zu betrachten. Und wozu waren die Abgaben der Untertanen da, als um die herrschende Bürgerschaft zu unterhalten?

Die Verwandtschaft zwischen der demokratischen Gewaltpolitik nach außen und der aristokratischen Umsturzpolitik im Innern trat in den Urteilen zeitgenössischer Beobachter, des Historikers Thukydides und des Komikers Aristophanes, deutlich hervor. In der glänzendsten Gestalt der Zeit, in Alkibiades, vereinigten sich beide Strömungen auch äußerlich.

Auch darin stimmten die aristokratischen und die demokratischen Gewaltmenschen überein, daß ihr Streben scheiterte. Denn die Demokratie wurde nach zwei oligarchischen Revolutionen beidemal bald wieder hergestellt, aber sein äußeres Übergewicht verlor der demokratische Staat mit dem Ausgang des peloponnesischen Krieges für immer.

Trotzdem »ermochte sich freilich der Wohlstand des Landes bald wieder zu heben; aber dieser Wohlstand wurde zum größten Teile durch die Arbeit von Sklaven und Schutzbürgern hervorgebracht. Geleitet wurtx die Produktion zwar von Bürgern, aber die wenigen Reichen, die zugleich über viel Boden und viel Sklaven, vielleicht auch über zinstragende Kapitalien verfügten, bildeten eine verschwindende Minderheit gegenüber der Masse der besitzlosen Vollbürger, die, selbst wenn sie Arbeit suchte, unter der Konkurrenz der unfreien und halbfreien Arbeiter zu leiden hatte, die aber einen bequemeren Weg zur Fristung ihres Daseins in der Ausbeutung der politischen Macht fand. Denn in der allgewaltigen Volksversammlung und in den Volksgerichten gab diese Masse den Ausschlag. Da konnte man in der souveränen Versammlung Beschlüsse fassen, durch die die Staatseinkünfte in verschiedenen Formen herangezogen wurden, um die mittellosen Bürger zu versorgen. Und wenn die Steuerkraft der Besitzenden nicht ausreichte, alle diese Ansprüche zu befriedigen, so bot sich in den Gerichten Gelegenheit, noch tiefer in den Geldbeutel der Reichen zu greifen: unter beliebigen, oft genug fadenscheinigen Vorwänden wurden wohlhabende Bürger verurteilt, damit man ihr Vermögen für die Staatskasse einziehen konnte, und wer dieser Vernichtung seines Daseins vorbeugen wollte, mußte seine Taschen weit öffnen, um ihren Inhalt zum Besten seiner notleidenden Mitbürger auszuschütten.

So vereinigte sich die wirtschaftliche Bedrängnis, die den meisten Bürgern die Gelegenheit zu ehrlicher Arbeit versagte oder wenigstens verkümmerte, mit jenem aus der Zeit der politischen Herrschaft ererbten Vorurteil gegen die erwerbende Arbeit, um die Ausbeutung der besitzenden Klassen durch das gebietende Proletariat hervorzurufen, die die athenische Demokratie berüchtigt gemacht hat und gegenüber demokratischen Forderungen der Gegenwart oft als abschreckendes Beispiel hingestellt wird. Bewußt oder unbewußt schweben den Gegnern der modernen Demokratie die Bilder vor, die die philosophischen Gegner der antiken, Platon und Aristoteles, von der Habgier der Massen und der Willkür der Massenherrschaft entworfen haben. Richtiger als manche ihrer modernen Nachbeter erkannten diese antiken Kritiker, wie eng wirtschaftliches und politisches Leben zusammenhängen, wie unentbehrlich bestimmte wirtschaftliche Voraussetzungen für das Gedeihen bestimmter politischer Verfassungen sind. Aber bei allem Scharfblick entdeckten sie doch nicht, wo der eigentliche Krebsschaden der griechischen Stadtstaaten lag, ja sie nahmen diesen Krebsschaden in ihre Staatsideale mit hinüber.
Was ihnen vor allem entgegentrat, waren die Verirrungen des Erwerbstriebes durch Ausnutzung politischer Machtmittel. Weil sie diese Verirrung verabscheuten, verurteilten sie den Erwerbstrieb überhaupt; weil sie ihn verurteilten, verachteten sie seine legitime Befriedigung durch eigene produktive Arbeit oder durch die Leitung fremder Arbeit. Und deshalb versperrten sie den einzigen Weg, auf dem die Volkswirtschaft der Griechen hätte gesunden können.
Die wirtschaftliche Notlage der Massen wird oft aus einem Überwuchern des Kapitalismus erklärt. Man spricht wohl von dem Zusammenhange zwischen Mammonismus und Pauperismus und spielt dabei auf verwandte Erscheinungen der Gegenwart an. Aber bei solchen Parallelen darf man doch den wesentlichen Unterschied nicht übersehen. Es ist wohl als ein besonders starker Beweis für das verderbliche Übergewicht des Kapitalismus im Altertum bezeichnet worden, daß er sogar den Boden ergriff und durch Aufhäufung von Großgrundbesitz den kleineren und mittleren Besitz verdrängte. Aber auf die Unterwerfung des Bodens war das Kapital im Altertum gerade deshalb angewiesen, weil ihm die modernen Mittel der Kapitalbildung und Kapitalverwertung fremd waren.
Mag auch die Ansicht von Sombart, wonach ursprünglich auch die modernen Kapitalien durch Ansammlung von Grundbesitz gebildet worden sind, viel Beifall gefunden haben, so ändert das doch nichts an dem Wesen des Kapitals, wie es die theoretische Nationalökonomie ansieht: ein Ertrag der Produktion, der wieder als Produktionsmittel dient. Das aber sind die Kapitalien des Altertums nur in geringem Maße gewesen, am wenigsten diejenigen, die politische Macht verliehen und die politischen Leidenschaften erregten. Wohl hat es auch damals manchen gegeben, der durch Fleiß und Sparsamkeit ein kleines Vermögen erwarb; wenn er sich aber dann überlegte, auf welche Weise er das Erworbene

für sich und seine Erben sichern sollte, so blieb ihm nichts übrig als der Ankauf von Grundbesitz; denn das war, da es keine Inhaberpapiere gab und keinerlei mündelsichere Schuldverschreibungen, die einzige sichere Kapitalsanlage. Und welche Anlage brachte den meisten Gewinn? Das Verleihen auf Zinsen nicht, obgleich der Zinsfuß beträchtlich höher war als heute, denn er war nur deshalb so hoch, weil eine andere Verwendung des Geldes noch mehr einbrachte: der Ankauf von Sklaven, deren Arbeitskraft man entweder in der eigenen Produktion verwertete oder an andere Arbeitgeber vermietete.

Aber mochte der einzelne in den Besitz von Sklaven durch Kauf gelangen: ein ganzes Volk, das über unfreie Arbeitskräfte verfügte, war darauf angewiesen, die Abgänge durch Gefangennahme im Kriege zu ersetzen. Und auch die Herrschaft über den Boden ließ sich auf gewaltsame Weise schneller und wirksamer ausdehnen. Das hatten schon die großen Eroberer des Orients gewußt. Sie hatten fremde Völker unterworfen, um einen Teil des Bodenertrages für sich und die ihnen nahestehenden Glieder des siegreichen Volkes zu beanspruchen; es war aber auch vorgekommen, daß ganze Völker in die Gefangenschaft geführt wurden wie die zehn Stämme des Reiches Israel und vorübergehend auch die zwei Stämme des Reiches Iuda, damit ihre Arbeitskraft in den Dienst der kriegsgewaltigen Herren trat. In bescheidenen Grenzen haben auch die Griechen dieses Mittel der Bereicherung angewandt. Die Spartaner haben die messenischen Kriege, wie einer ihrer Könige gesagt haben soll, gegen das „unverteilte Land" geführt; sie brauchten mehr Boden und mehr Heloten, damit die zunehmende Zahl ihrer Vollbürger ohne eigene Arbeit leben konnte. Und auch die Athener haben es nicht verschmäht, besiegten Feinden einen Teil ihres Bodens zu nehmen und Leute aus ihrer Mitte darauf anzusiedeln. Sklaven hatten sie während der erfolgreichen Kriege gegen die Perser in Menge erbeutet, und auch gefangene Griechen als Sklaven zu behalten oder zu verkaufen, hielten sie nicht für unerlaubt. Und was war die Tributpflicht der Bundesgenossen anders als eine Form, in der etwas von dem Ertrage fremder Arbeit und fremden Bodens in den Besitz des herrschenden Volkes gelangte?

Zur Bildung bedeutender Privatvermögen hat die Bereicherung durch Krieg und politische Herrschaft in Athen allerdings nicht geführt. Anders in Rom, freilich auch hier nicht von Anfang an. So lange die Römer um die Herrschaft über Italien kämpften, verwandten sie das Land, das sie den Besiegten wegnahmen, in erster Linie dazu, ihre überschüssige Bevölkerung darauf anzusiedeln. Anders aber verfuhren sie nachher mit ihren überseeischen Eroberungen. Der Boden der Provinzen wurde formell Eigentum des Staates; tatsächlich blieb er in den Händen der bisherigen Besitzer, aber unter der Bedingung, daß sie Tribut zahlten. Die Eintreibung dieses Tributs, der an Gesellschaften verpachtet wurde, bot den Mitgliedern des Geldadels Gelegenheit zur Bereicherung, wie die Ausübung der

Staatsgewalt in den Provinzen den Mitgliedern des Umtsadels. Beide Schichten der Aristokratie gewannen also, worauf schon hingewiesen wurde, ihren Reichtum nicht durch die Leitung wirtschaftlicher Arbeit, sondern durch die Ausbeutung voll-tischer Macht. Und wozu wurde der gewonnene Reichtum verwendet? Zum Ankauf von Land und Sklaven. An Kriegsgefangenen fehlte es nie auf den Sklavenmärkten; manche Kriege der Römer, z. B. die auf Sardinien, waren kaum etwas anderes als Menschenjagden. Latifundien aber konnten die Kapitalisten nur bilden, indem sie die italischen Kleinbauern auskauften, deren kriegerischer Kraft der Staat und das Kapital ihre Macht verdankten.

Das Kapital, das durch Unterwerfung von Boden und Arbeitskraft angesammelt war, wurde also verwendet, um einen Boden zu erwerben, der schon vorher bebaut worden war, und nun Arbeitskräfte auszunutzen, die auch ohne das gearbeitet haben würden. Er war weder Produktionsertrag noch Produktionsmittel. Das tritt beim römischen Kapitalismus besonders deutlich hervor, gilt aber mehr oder weniger von allen kapitalistischen Erscheinungen des Altertums.

Man braucht kein rosiger Optimist zu sein, um im Vergleich dazu unsere heutigen Zustände gesund zu finden. Freilich gibt es auch bei uns Kapitalien, deren Erwerb und Verwertung mit der Schädigung anderer verbunden ist. Wenn ein Bodenspekulant (oder auch ein Bodenerbe) den Wertzuwachs für sich einstreicht, den sein Besitz durch die Arbeit der zunehmenden Bevölkerung erfahren hat, so hat er ebenso wenig wie die römischen Kapitalisten getan, um dieser zunehmenden Bevölkerung Unterhalt zu verschaffen. Und wenn ein moderner Kapitalist einen Teil seines Reichstums, der in rühriger und für das ganze Volk wertvoller Tätigkeit gewonnen sein kann, dazu verwendet, um ein Familienfideikommiß zu begründen, das vielleicht mehr dem Lurus dienen soll als dem Erwerb, so verdrängt er damit Leute von ihrer väterlichen Scholle und erschwert anderen, die fähig wären, den Boden zu bebauen, durch die Steigerung der Güterpreise, zu der er beiträgt, den Erwerb von Grund und Boden. Sicherlich sind das unerfreuliche Erscheinungen; aber sie sind doch nur die Kehrseite eines kraftvollen Fortschrittes. Denn jene Mehrwerte, deren Ausnutzung durch eine kleine zuweilen nur vom Zufall begünstigte Gruppe zu bedauern ist, würden gar nicht entstanden sein ohne emsige Arbeit, die es versteht, dem vorhandenen Boden durch Verbesserung der landwirtschaftlichen und industriellen Technik immer neue Erträge abzutrotzen und die gewonnenen Erträge in dem vervollkommneten Verkehr immer vorteilhafter zu verwerten.

In Hellas und Rom dagegen hat die planmäßige Vermehrung und bessere Verwertung der Bodenerträge in der öffentlichen Meinung und im Urteile der Besten niemals als ein würdiges Ziel menschlichen Strebens gegolten. Wohl haben auch die Griechen glückliche Zeiten erlebt, in denen politische Erfolge der wirtschaftlichen Arbeit einen kräftigen Anstoß gaben, so in Athen während des

halben Jahrhunderts nach den Perserkriegen und in der ganzen Osthälfte der Mittelmeerländer nach den Eroberungen Aleranders des Großen; aber wenn diese Impulse verpufft waren, stand man wieder hilflos der immer wiederkehrenden Frage der Bodenteilung gegenüber. Stets wurden die augenblicklichen Inhaber des Bodens von zwei Seiten bedroht; die Reichen suchten ihren Grundbesitz duch Auskaufen der kleineren Besitzer auszudehnen; und die Armen verlangten mit erhobener Faust den ihnen zukommenden Anteil am Boden. Stets haben die sozialrevolutioniiren Parteien in erster Linie eine gerechte Verteilung des Bodens verlangt. Und jeder Sieg in einem Bürgerkriege war mit Verjagung von Grundbesitzern und Ansiedlung von Enterbten verbunden, in dem kleinsten griechischen Zwergstaat so gut wie in der römischen Republik. Gerade der einzig dastehende Wert des Grundeigentums gefährdete die Besitzenden, weil er bei den Besitzlosen wie bei den Kaufkräftigen den unersättlichen Hunger nach Land erregte. Dem gegenüber können die heutigen Grundbesitzer eigentlich froh sein, daß Landgüter in unserer Zeit weniger begehrenswert erscheinen als im Altertum. Denn dadurch sind sie vor den Gefahren sicher, die den Grundbesitzern des Altertums beständig drohten.

Man bedachte eben damals nicht, daß, wenn die Gesamtmenge und der Wert der erzeugten Güter sich vermehren, der eine reich werden kann, ohne daß andere dadurch ärmer werden. Besonders fern lag dieser Gedanke gerade den griechischen Staatsphilosophen; denn die Hervorbringung materieller Güter erschien ihnen als eine minderwertige Aufgabe. Sie dachten asketisch und weltverneinend, in weit höherem Maße als die Propheten des alten Testaments. Denn während diese den Frommen den Reichtum als göttliche Belohnung versprachen, betrachteten jene im Vergleich zu Weisheit und Tugend allen äußeren Besitz als etwas Untergeordnetes oder geradezu Verderbliches. Daß ein gewisses Maß von Nahrung, Kleidung und Wohnung unentbehrlich war, so lange man nun einmal auf dieser Welt lebte, konnten sie freilich nicht verkennen, aber was darüber hinausging, war vom Übel, und jenes Mindestmaß sollte den Weisen ohne eigene Arbeit gesichert sein, damit sie ihre ganze Kraft auf die Erkenntnis der Wahrheit und die Fürsorge für das Gemeinwohl verwenden konnten.

Das ließ sich auf verschiedene Weise erreichen; entweder hatten die Weisen gar keinen eigenen Besitz und wurden durch die Abgaben der übrigen unterhalten (so verlangte es Platon in seinem „Staat"), oder jeder hatte ein kleines Landgut, das gerade ausreichte, ihn und seine Familie zu erhalten, und von Unfreien oder Halbfreien bebaut wurde (so dachte es sich Platon in den „Gesetzen", und ähnlich scheint sich Aristoteles die Lage des herrschenden Standes vorgestellt zu haben). In jedem Falle mußte die regierende Klasse ihre Macht und ihr Ansehen mit dem Verzicht auf Reichtum bezahlen. Dem lag der richtige Gedanke zugrunde, daß ein Stand, für den materielle Interessen eine große Bedeutung haben, zur Lei-

tung des Staates nicht geeignet ist, da seine Sonderinteressen ihn leicht in Gegensatz zum Gemeinwohl bringen. Aber da nun einmal die Freude am Besitz und das Verlangen nach Besitz sich nicht aus den Seelen der Menschen reißen läßt, so ist eine Aristokratie, die dem platonischen und aristotelischen Ideal der Staatslenker entspricht, nicht denkbar. Am nächsten kommt ihm noch ein Adel mit ererbtem und gesichertem Reichtum; denn wer für seine Person unter allen Umständen auch bei unbescheidenen Ansprüchen genug hat, dem kann es wohl als eine Ehrenpflicht erscheinen, Zeit, Kraft und Geld an gemeinnützige Zwecke zu verwenden; als Beispiel kann die englische Aristokratie dienen, wo nicht in ihrer Gesamtheit, so doch in vielen ihrer Angehörigen. Auch das kann von Wert sein, wenn einzelne, die durch rein wirtschaftliche Tätigkeit reich geworden sind, einen Teil ihres Reichtums verwenden, um Wohlfahrt oder Bildung zu fordern, und es schadet nichts, wenn sie dadurch auch persönlich zur Geltung kommen; sie werden das in jedem Staate, in einem demokratischen so gut wie einem aristokratischen. Eine gemeinnützige und kulturfördernde Verwendung des Reichtums wird sich aber desto eher erwarten lassen, je mehr nicht nur die politische Verfassung, sondern auch das gesellschaftliche Empfinden demokratisch ist. Denn einem solchen Empfinden erscheint ein lururiöses Privatleben als etwas Herausforderndes und Verletzendes; darum vermeidet der Reiche einen starken persönlichen Aufwand oder verbirgt ihn im Innern des Hauses, wo er dann umso mehr echte Vornehmheit zeigen kann, oder wiegt ihn wenigstens auf durch höhere Ausgaben für allgemeine Zwecke.

Dagegen ergeben sich aus einer aristokratischen Schichtung der Gesellschaft fast notwendig zwei Vorurteile, die einer vernünftigen und uneigennützigen Verwendung des Einkommens im Wege stehen: der standesgemäße Aufwand und die standeswidrige Arbeit. Wie viele Angehörige unserer höheren Gesellschaftsschicht stöhnen über die Ausgaben, zu denen sie durch ihre Stellung gezwungen zu sein glauben! Sie geben Gesellschaften, an denen sie selbst ebenso wenig Freude haben wie ihre Gäste; sie machen Reisen, obgleich sie weit lieber zu Hause blieben; alles nur, weil ihr Ansehen vor der Welt das erfordert. Und wie ersetzen sie die dem Standesmoloch gebrachten Opfer? Ein zweckmäßiges Mittel wäre es vielleicht, wenn ihre Söhne einträgliche Berufe in Handel oder Industrie ergriffen; aber das gilt in den Familien der Offiziere, höheren Beamten und Rittergutsbesitzer nicht für vornehm. Dann bleibt ihnen nichts übrig, als mit ihrem politischen Einfluß darauf hinzuarbeiten, daß ihre Einkünfte sich heben. Daraus sieht man: mögen unser ostelbischer Adel und die ihm nahestehenden Kreise noch so große Vorzüge des Charakters und der Erziehung besitzen, mögen diese Vorzüge in manchen Zweigen des Staatsdienstes und vor allem im Heeresdienste noch so glänzend hervortreten: von den Eigenschaften, die nach Platon und Aristoteles zur Leitung eines Gemeinwesens befähigen, finden wir hier genau

das Gegenteil. Die griechischen Philosophen verlangten von einer regierenden Klasse vor allem, sie dürfe sich niemals durch eigene materielle Interessen in ihren politischen Entschlüssen bestimmen lassen. Das aber wird man, ohne deshalb den Vorwurf besonderer Habgier zu erheben, von einer Gesellschaftsklasse nicht erwarten können, die einfach durch das Bedürfnis der Selbstbehauptung gezwungen ist, vom Staate eine wirtschaftliche Bevorzugung zu fordern. Die Wortführer des Großgrundbesitzes beteuern ja selbst, unter der wirtschaftlichen Entwickelung, die für andere Schichten der Bevölkerung günstig sei, habe gerade ihr Beruf zu leiden. Wenn das zutrifft, so kann es Pflicht einer unabhängigen Regierung sein, den notleidenden Stand in seiner Krisis zu unterstützen, unvermeidliche Härten zu mildern. Aber ein Stand, der nach seiner eigenen Ansicht durch den natürlichen Gang der Dinge ins Hintertreffen geraten würde, darf nicht selbst bestimmen, wie stark dieser Gang gehemmt und durchkreuzt werden soll, damit er sein in der Vergangenheit aus längst überwundenen Zuständen erwachsenes Übergewicht zu behaupten vermag.

Und doch erhebt man einen solchen Anspruch und verteidigt ihn sogar mit platonischen und aristotelischen Gedanken. In diesem verhängnisvollen Mißverständnis haben die Vorkämpfer des preußischen Feudalismus, zu denen auch der gegenwärtige Reichskanzler gehört, ansehnliche Vorgänger, zum Beispiel Cicero, der die römische Klassenherrschaft mit Gründen aus der griechischen Philosophie rechtfertigte. Und ganz unschuldig sind Platon und Aristoteles an diesem unbewußten Mißbrauch ihrer Ideen wohl nicht. Denn beide waren, wenn es nun einmal nicht vermieden werden konnte, einer wirtschaftlichen Klasse die politische Macht zuzuweisen, immerhin am ehesten geneigt, den Grundbesitzern einen solchen Vorzug einzuräumen. Die Erträge der Landwirtschaft erschienen gewissermaßen als unmittelbare Gaben der Natur, nicht als künstliche Erzeugnisse des menschlichen Erwerbstriebes.

Und doch entging beiden Denkern nicht die chronische Krisis, die in einem Staate von rein oder überwiegend agrarischem Charakter immer aufs neue entstehen muß. Wenn in einem solchen Staate alles aufs beste geordnet ist, sodaß jeder satt zu essen bekommt, so gerät diese herrliche Harmonie ins Wanken, sobald die Bevölkerung zunimmt. Was sollte in diesem Falle geschehen? Steigegerung der Produktion kam nicht in Betracht, da sie nur durch Anregung des Erwerbstriebes möglich gewesen wäre. Die Ausdehnung des Staatsgebietes oder wenigstens seines Machtbereiches wurde ebenfalls abgelehnt; denn sie erschien als eine Quelle von Unrecht und Gewalttat. Die Staatsmänner, die Athen zur ersten Macht in Hellas erhoben hatten, waren für Platon die Urheber seines Verfalls. Und Aristoteles entfremdete sich seinem Schüler Alerander, seit dieser griechischen Geist und griechische Arbeit in sein orientalisches Weltreich lockte.

Die großen Denker waren also in der nationalen Frage ebenso reaktionär

wie in der Volkswirtschaft. Aber der Verzicht auf Machterweiterung wie auf die Vermehrung des Volksvermögens schien ihnen geboten, wenn die Notlage beseitigt werden sollte, die sie vor Augen sahen: wenige, die sich vor allem durch die Arbeit von Sklaven bereicherten, und dabei die Mehrzahl der Bürger ohne Lebensunterhalt und nur durch den Mißbrauch ihrer politischen Gewalt vor dem Verhungern geschützt. Das Elend der Masse jammerte sie, so sehr sie sie auch mißachteten; sie erkannten darin auch eine Gefahr für die Besitzenden. Die einzige Rettung aber sahen sie darin, wenn jedem Bürger ein Erwerb zugewiesen wurde, von dem er leben konnte, ohne andere zu schädigen, und wenn die Störung dieses Gleichgewichtes durch Beschränkung des Nachwuchses verhütet wurde.
Diese harte und naturwidrige Forderung, deren verhängnisvolle Konsequenzen in dem freilich durch andere Motive verursachten Menschenmangel des sinkenden Altertums grauenvoll zutage getreten sind, enthielt doch einen wesentlichen Fortschritt sozialpolitischen Denkens. Denn die Frage war damit aufgeworfen, wie es anging, jedem Bürger einerseits ein für seinen Unterhalt ausreichendes Einkommen zu sichern und andererseits eine seinen Fähigkeiten entsprechende Leistung von ihm zu verlangen. Die Philosophen waren also als Sozialpolitiker ihrer Zeit voraus. Aber dieser Vorsprung war teuer bezahlt; denn dem wirtschaftlichen und machtpolitischen Fortschritt standen sie, wie wir sahen, verständnislos gegenüber. Der seichte Schönredner Isokrates hatte darin einen weiteren Blick als die tiefen Denker.
Ohne Verständnis für die Fragen der nationalen Macht ist auch die deutsche Sozialdemokratie. Aber selbst ihre grimmigsten Feinde werden dieser nicht vorwerfen können, sie habe keinen Sinn für den wirtschaftlichen Fortschritt. Denn alle Wortführer des Marrismus haben stets betont, daß sie die politische und soziale Befreiung der Massen nur als Ergebnis einer gesteigerten und verbesserten Güterproduktion erwarten. Auch der materialistischen Geschichtsauffassung kann man bei all ihrer Einseitigkeit das Verdienst nicht absprechen, daß sie den Blick für die umwälzende Wirkung technischer Neuerungen geschärft hat. Der Sozialdemokrat ist durch seine Theorie gezwungen, jede industrielle Erfindung, überhaupt jede Vervollkommnung der Betriebsweise mit Freude zu begrüßen.
Dadurch unterscheidet sich der moderne Sozialismus wesentlich von den antiken Programmen einer sozialen Revolution oder Reform. Denn diese erwarteten die materielle Sicherung der Massen von dem künstlichen Festhalten an gegebenen wirtschaftlichen Zuständen oder gar von der gewaltsamen Rückkehr zu überwundenen. Die soziale Frage hatte eben im Altertum einen ganz anderen Inhalt als heute. Danach handelte es sich darum, der großen Zahl von Bürgern, der durch das Bodenmonopol einer kleinen Minderheit und die Konkurrenz der Sklavenarbeit die Gelegenheit zu produktiver Tätigkeit genommen oder doch verkümmert war, Erwerbsmöglichkeiten zu verschaffen. Heute haben wir eine stei-

gende Produktion, die zunehmende Arbeitermassen beschäftigt; aber es fragt sich, ob der Lohn, der für diese Arbeit gezahlt wird, ihrem Anteil an den erzeugten Werten entspricht. Und auch wer die von der Sozialdemokratie erhobenen Forderungen für unberechtigt und undurchführbar hält, darf nicht verkennen, daß sie bei allem, was sie für die Massen verlangt, eine für die Erzeugung zunehmender Werte unentbehrliche Arbeitsleistung der Massen voraussetzt.

Die sozialdemokratische Theorie schließt auch nicht aus, daß die wertvollere Leistung des einen höher bezahlt wird als die minderwertige des anderen. Aber entspricht die Praris immer dieser Theorie?

Die Sozialdemokratie übt ja an gewissen Stellen schon im Gegenwartsstaate eine Macht aus. Vor allem lassen sich die Gewerkschaften nicht allein nach ihren Zielen, sondern bereits nach ihren Erfolgen beurteilen. Und diese Erfolge entsprechen nicht immer dem Grundsatze, daß der Lohn der Arbeitsleistung angemessen sein soll. Denn durch die Tarifkämpfe der Gewerkschaften sind zwar die Mindest- und Durchschnittslöhne, mithin der Gesamtanteil der Arbeiter an den erzeugten Werten, erhöht worden, aber gleichzeitig wurde die Möglichkeit für den hervorragend fleißigen und tüchtigen Einzelnen, sich ein besonders hohes Einkommen zu verdienen und dadurch allmählich emporzusteigen, zuweilen verkümmert. Die Gleichheit aber zwischen dem Fleißigen und Faulen, dem Tüchtigen und Untüchtigen ist höchstens im schlimmen Sinne demokratisch. Diese verderbliche Gleichmacherei und Sicherstellung ergibt sich aber keineswegs notwendig aus demokratischen Gesinnungen und Institutionen. Wir finden sie bei uns auch nicht ausschließlich und nicht einmal ursprünglich als das Werk der demokratischen Masse. Im Gegenteil; am vollständigsten und frühesten durchgeführt ist sie durch die Initiative der preußischen Regierung in der Regelung der Beamtengehälter. Wer in irgend einer Laufbahn mit dem Anfangsgehalt angestellt ist, kann so gut wie sicher sein, in regelmäßigen Zeitabständen aufzurücken. Und so hat es der Lässige eigentlich besser als der Eifrige; denn jener hat, da er seine Kräfte schont, mehr Aussicht als dieser, das Höchstgehalt zu erreichen. Die Urheber dieses Systems haben sicher nicht daran gedacht, dadurch eine demokratische Forderung zu erfüllen; im Gegenteil hofften sie wohl, den Beamtenstand damit fester an die Staatsgewalt zu ketten und ein Bollwerk gegen den Umsturz in ihm zu gewinnen.

Wie wenig demokratisch diese Art von Unabhängigkeit ist, beweist ein Land mit echter und ursprünglicher Tradition wie die Schweiz. Hier kennt man weder die Pensionsberechtigung noch die Unabsetzbarkeit der Beamten. Jeder Angestellte muß sich entweder von Zeit zu Zeit einer Neuwahl unterwerfen, oder er wird auf unbestimmte Zeit angestellt; im letzteren Falle kann jeden Augenblick eine Abstimmung darüber beantragt werden, ob er seine Stelle behalten soll oder nicht. Tatsächlich läßt man wohl in der Schweiz jeden, der sich nichts

Schweres hat zuschulden kommen lassen, auf seinem Platze. Aber dem demokratischen Empfinden widerspricht die Vorstellung, daß jemand durch das Absolvieren einer vorgeschriebenen Ausbildung und das Bestehen vorgeschriebener Prüfungen einen Rechtsanspruch auf steigende Versorgung im Staatsdienste erlangen soll.

Denn ein solches Recht kommt immer nur einer bevorzugten Minderheit zugute, da der Sohn mittelloser Eltern nicht imstande ist, die Vorbereitung auch für eine bescheidene Stellung durchzumachen. Und je einträglicher, überhaupt je glänzender eine Laufbahn ist, desto mehr kostet die Ausbildung. Schon die Frage, ob ein Kind die höhere Schule besuchen und dadurch Zutritt zu den höheren und mittleren Beamtenstellen bekommen soll, hängt vom Geldbeutel ab. Wenn jemand durch Zahlung des Schulgeldes einen Teil der Kosten seines Unterrichts trägt, zahlt der Staat oder die Gemeinde einen größeren Teil aus der Tasche der Steuerzahler. So wird mancher durchgeschleppt, der durch seine Gaben nicht dazu berufen ist, und mancher Berufene bleibt ausgeschlossen.

Das aber widerspricht dem wertvollsten Grundsatz, den wir in dem unvergänglichen Programm jeder echten und gesunden Demokratie finden, in der perikleischen Leichenrede bei Thukydides. So weit auch, wie wir sahen, die politische Wirklichkeit der Alten von dem demokratischen Ideal entfernt war, so schön und treffend ist doch das Ideal gezeichnet in den Worten, die der größte Historiker des Altertums dem Vollender der athenischen Demokratie in den Mund legt:

„Im Reichtum sehen wir mehr ein Mittel zu Leistungen als einen Anlaß zum Großtun, und niemandem bringt es Schande, wenn er seine Armut gesteht, wohl aber, wenn er ihr nicht durch Arbeit zu entgehen sucht. Und die einen haben die Möglichkeit, sich zugleich um ihre Privatinteressen und um das allgemeine Beste zu kümmern, andere, die auf Arbeit angewiesen sind, dabei doch die Staatsgeschäfte ausreichend zu beurteilen."

Keine Arbeit schändet; aber welche Arbeit ein jeder tut, soll nicht von seiner Herkunft und seinen Geldmitteln abhängen, sondern von seinen Fähigkeiten. Und der Verachtung verfällt nur, wer nicht arbeiten will. Wo dieser Grundsatz gilt, da besteht eine Demokratie, gleichviel wie die Staatsform aussieht und heißt.

Aber läßt sich hoffen, daß wir ihn folgerichtiger werden durchführen können als die Athener, die ihn so bald wieder vergaßen? Wird nicht auch die Mehrheit des deutschen Volkes die politische Gewalt, sobald sie sie in den Händen hat, genau so wie frühere Mehrheiten mißbrauchen, um sich Vorteile zu verschaffen, die nicht durch Arbeit verdient sind?

Die Frage ist gewiß berechtigt, aber die Antwort braucht uns nicht zu entmutigen. Das Fehlen der Sklavenarbeit und die rastlosen Fortschritte der Technik machen es möglich, das Recht auf Arbeit wirksam und dauernd zur Geltung zu bringen. Aber wird das eine demokratische Mehrheit auch wollen? Wird

sie nicht das Recht auf Müßiggang vorziehen? Allerdings hat bisher noch jede lange und unangefochten herrschende Partei ihre Macht mißbraucht; aber gerade in Deutschland brauchen wir eine solche Parteiherrschaft nicht zu fürchten. Denn es ist so von Parteien zerrissen, daß bei einem gerechten Wahlgesetz einer einzelnen Partei es schon schwer genug sein wird, vorübergehend die Macht zu gewinnen; eine anhaltende und unanfechtbare Herrschaft ist nicht zu fürchten. Und dann besitzen wir in unserer monarchischen Gewalt und unserem monarchisch geleiteten Beamtentum ein Gegengewicht gegen die Mehrheit.

Nicht gegen diese Faktoren kann sich eine gesunde demokratische Bewegung richten, sondern nur gegen die Minderheit, die uns jetzt behrrscht und der Krone, sobald sie sich weigert, ihren Interessen dienstbar zu sein, genau so gut Trotz bietet wie dem Volkswillen. Noch niemals hat doch eine Mehrheit ihre Machtansprüche ärger überspannt als die Minderheit des gegenwärtigen Reichstages, die vom Bundesrat verlangt, er solle auf eine Steuer verzichten, obgleich er sie selbst für nötig hält und im Parlament ohne Schwierigkeiten durchbringen kann.

Wer gegen das Übergewicht einer solchen Minderheit ankämpft, braucht darum nicht zu verkennen, daß in gewissem Sinne eine Minderheit herrschen muß, herrschen soll und immer geherrscht hat. Denn wer auch die gesetzlichen Inhaber der politischen Macht sein mögen, die meisten werden immer zu träge sein, um einen starken Einfluß auszuüben. Darum wird die tatsächliche Leitung immer einigen wenigen Energischen zufallen. Die entscheidende Frage ist nur: welche Verfassung bietet unter den gegebenen Verhältnissen am meisten Gewähr, daß die Besten die Macht in die Hand bekommen. Das ist zuweilen in einer Monarchie oder Aristokratie geschehen, niemals aber vollkommener als im perikleischen Athen, von dem Thukydides sagt, es sei dem Namen nach eine Demokratie gewesen, in der Tat aber die Herrschaft des besten Mannes. Und unter den heutigen Lebensbedingungen bietet kein Staatswesen dem hervorragenden einzelnen so viel Spielraum, seine Kraft zu betätigen und den ihm gebührenden Platz zu erobern, wie eine demokratische Monarchie.

Dr. R. Seligmann:
Zur Charakteristik der neueren russischen Literatur.

In neuester Zeit beginnt auf dem Gebiete der russischen Literatur ein gewisser Umschwung sich bemerkbar zu machen, welcher der literarischen Entwicklung eine andere Richtung zu geben scheint. Es sind dies ziemlich energische, wiewohl noch tastende Versuche, gewisse „dekadente" Tendenzen, die während einer ziemlich kurzen Periode auf alle Zweige der literarischen Betätigung einen mächtigen Einfluß ausübten, durch einen erneuten Realismus zu überwinden. Freilich muß die russische Dekadenz ein wenig anders als die westeuropäische beurteilt werden. Man darf mit dieser Dekadenz nicht alle die charakteristischen Eigenschaften verbinden, die für gewisse Wendepunkte in der geistigen Entwicklung Europas und insbesondere Frankreichs von symptomatischer Bedeutung waren. Die russische Dekadenz ist in weit höherem Maße ein „literarisches" Ereignis, als es in Westeuropa der Fall war. Sie brachte eine gewisse Reaktion gegen den althergebrachten, mitunter krassen Positivismus zum Ausdruck, der die russische Literatur der sechziger Jahre beherrscht hatte. Besonders aber machte sie Front gegen die despotischen Anmaßungen eines alleinseligmachenden Revolutionarismus, der auf dem besten Wege war, das Gebiet der schönen Literatur in einen politischen Kampfplatz zu verwandeln. Alles in allem waren es gewisse verdrängte Bestrebungen romantischer Natur, die hier zum Durchbruch gelangten und sich nun recht austoben wollten. Man muß nämlich bedenken, daß, im Gegensaß zu ihren westeuropäischen Schwestern, die russische Literatur ihren Einzug in die Weltliteratur mit der Romantik begann. Die unselbständige klassizistische Periode der Lomonossow, Cheraskow, Oserow und Derschawin kann nicht in Betracht kommen. Durch die Vermittlung Schukowskijs war die Romantik von Deutschland, durch diejenige Puschkins und Lermontows von England her nach dem russischen Boden verpflanzt worden, hatte aber nicht die nötige Zeit gehabt, dort feste Wurzel zu fassen, da sie sofort nach ihrem Auftreten von einem herben, wenn nicht gar derben Realismus verdrängt wurde. In der Dekadenz erlebte nun diese zurückgedrängte Romantik sozusagen ihre zweite Jugend. Wie alles zu spät Gekommene aber, das in den Rahmen der gegebenen Lage nicht mehr hineinpaßt, mußte sie mitunter etwas komische Formen annehmen und schließlich in allerhand Ertravaganzen und Ungeheuerlichkeiten ausarten. Die dekadente Periode ist noch lange nicht zu Ende, aber wir gewahren bereits ein Streben, zu den alten realistischen Überlieferungen zurückzukehren. Die jungen Schriftsteller, die nun gegen den Urquell hinsteuern, scheiden von der dekadenten Phase mit den Erfahrungen einer überwundenen Kulturperiode beladen und bereichert. Denn die Herrschaft der Dekadenz hinterließ tiefe Spuren in der geistigen Entwicklung der heranwachsenden Generation.

Aus der recht beträchtlichen Anzahl ihrer Vertreter wählen wir eine gewisse Gruppe von Dichtern und Prosaschriftstellern, in denen diese Züge sich am schärfsten ausgeprägt haben, und wollen den Versuch machen, sie in möglichst knappen Strichen zu charakterisieren.
Von allen russischen Novellendichtern der Gegenwart dürfte wohl Leonid Andrejew neben Gork < j dem deutschen Lesepublikum am bekanntesten sein. Als Andrej«» zuerst mit zwei kleinen Novellenbändchen in die Öffentlichkeit trat, war Tschechow bereits aus dem Horizonte der russischen Literatur so gut wie verschwunden, und Gorkij stand im Zenith seines literarischen Ruhmes. Es war keine leichte Aufgabe, die Aufmerksamkeit eines verwöhnten und wählerischen Publikums zu fesseln. Aber von diesen kleinen packenden Szenen ging eine so geheimnisvolle Suggestion aus, diese feinen Skizzen zeichneten sich durch eine solche Besonderheit in der Wahl des Stoffes wie seiner künstlerischen Behandlung aus, der Verfasser verstand es, durch den lyrischen Schmelz seines Tones sich so in die Seele des Lesers einzuschmeicheln, daß man von dem angehenden Künstler sofort zu sprechen begann. Er war eine neue Erscheinung auf dem Gebiete der Literatur. Denn Andrejew repräsentierte einen bisher in der russischen Belletristik fast noch unbekannten Typus, den Typus des psychologischen Schematikers, der zuerst in seinem Geiste irgendeine psychologische Situation entwirft, sie bis in ihre äußersten Konsequenzen sich entwickeln läßt, und dann zu ihr die passende Umgebung schafft. Bei Andrejew handelt es sich fast überall in seinen besten Arbeiten um eine zentrale Stimmung, die er in irgendeiner handelnden Figur verdichtet und um die sich hinterher andere Personen gruppieren. Die handelnden Figuren selber machen nicht immer den Eindruck des Lebens, oft scheinen sie erkünstelt und gezwungen, oft fühlt man, wie der Gang der Erzählung nach dem Schema des behandelten Problems direkt hinzukonstruiert wird. Aber die zentrale Stimmung, das zentrale Bild, das psychologische Problem überhaupt — das verdeckt alles, und die Mängel entziehen sich auf den ersten Blick der unmittelbaren Beobachtung.
In der wunderbaren Erzählung „Schweigen" wird in den beiden Gestalten der schweigenden Tochter und Mutter die ganze Beredsamkeit eines stummen Vorwurfs verkörpert und die Nutzlosigkeit alles Redens in gewissen Lagen eindringlich dargetan; in der größeren Erzählung „Der Gedanke" wird das Problem behandelt, wie man sein Leben nach einem im voraus gefaßten Plane einrichten könne; in der Skizze „Der Abgrund" wird die ganze ungestüme Gewalt, die der Anblick eines nackten weiblichen Körpers auf ein jugendliches Gemüt ausübt, in drastischen Farben gemalt; die Skizze „Das Engelchen" schildert uns die Sehnsucht nach dem Schönen, die in der Seele verkommener Seelen lebt; in der reizenden Erzählung „Der Dieb", die wir zu den schönsten bei Andrejew zählen, wird die Stimmung eines aus der Gesellschaft Verstoßenen mit einer so faszinierenden Kunst wiedergegeben, die Zartheit der Farben und die Feinheit des sprachlichen Ausdrucks erreichen einen so hohen Grad von Intimität und Durchseeltheit, daß das Ganze

fast musikalisch zu wirken beginnt. In der allerletzten Zeit artete leider diese Manier des Verfassers in einen vollständig hohlen, abstrakten Schematismus aus, dem man kein echtes Erlebnis abzugewinnen vermag.

Zu den interessantesten Figuren der neueren russischen Literatur muß ohne Zweifel der überaus originelle und feinsinnige Dichter Fjodor Sologub gezählt werden, der dem deutschen Lesepublikum noch sehr wenig bekannt ist. Von dem Schaffen dieses Dichters, der wie kein anderer unter seinen russischen Zeitgenossen in der Seele des Volkes verwurzelt ist, dem nichtrussischen Leser eine ganz klare Vorstellung zu geben, dürfte allerdings schwer fallen. Aber auch in seinem eigenen Lande wurde er lange verkannt, und erst in der allerletzten Zeit gelang es ihm, sich zu literarischer Geltung emporzuschwingen, ohne jedoch eine richtige Würdigung seines dichterischen Wirkens bei seinen Landsleuten zu finden. Denn bei all seiner Bodenständigkeit zeigt doch wiederum seine geistige Physiognomie allzu fremde Züge, die von dem gewohnten Typus merklich abweichen. Und darin eben besteht der seltsame Reiz, der von seinen Schriften ausgeht. Eine gewisse elementare Derbheit im Anpacken der Probleme, eine gewisse wühlerische Verbohrtheit in die Geheimnisse der Seele, die an die Dostojewskijsche Art gemahnen, paaren sich bei ihm mit einem überzarten Raffinement, das an die verklärten Gestalten Maeterlincks denken läßt. Den vorherrschenden Zug seines dichterischen Schaffens bildet ein ästhetischer Pessimismus, wie der Dostojewskijs ein ethischer war. Wir alle kennen diesen leidenschaftlichen, ungestümen und unversöhnlichen Groll Dostojewskijs gegen die unerbittliche Fatalität des menschlichen Daseins, die vergangenes Mißgeschick und vergangene Missetaten nicht wieder gut machen will. Der Groll Sologubs ist anderer Art — reservierter, feiner, in sich gekehrter, aber nichtsdestoweniger unversöhnlich. Es ist die stille Klage des schönheitstrunkenen Träumers, der über all die zarten Blüten der Daseinsfreude trauert, die durch die Brutalität des Daseins zerdrückt werden. Das ethische Pathos geht ihm völlig ab. Aber er hängt mit einer rührenden Treue seinen Schönheitsidealen an, deren Verwirklichung er nur im Reiche der Träume findet.

Und dies alles wird von einer starken erotischen Unterströmung getragen, die die Wurzeln einer ganzen Lebensanschauung zu nähren scheint. Wenn man ihn immer wieder auf diese erotischen Motive zurückkommen sieht, so muß man unwillkürlich an Przybyshewsky denken, der die Frage der Geschlechter zu einem Zentralproblem des Daseins erheben will. Aber Sologub ist echter, ernster, tiefer. In dem erotischen Trieb sieht er die Gewähr für ungeahnte Freuden und Schönheiten; die Menschen hätten ja das Zeug dazu. Umso tiefer schmerzt es ihn, den Eros unter dem Drucke sozialer Notwendigkeiten oder Verkehrtheiten verkrüppelte Formen annehmen zu sehen. Seine Trauer: der Verfall, die Schmach und Niederlage des Eros. Seine Sehnsucht: die Wiedergeburt des Eros in all seiner Pracht und Reinheit.

Glücklicher ist der junge Belletrist Boris Sajzew, ein anmutiges und

zugleich kräftiges Talent, mit jener künstlerischen Gabe ausgestattet, die unserem oben genannten Autor abgeht, mit der Fähigkeit nämlich, seiner nächsten Umgebung dichterischen Reiz abzugewinnen. Sajzew ist recht eigentlich ein Dichter, nämlich einer, der die Welt mit den Augen eines Kindes schaut, für welches es gleichgültige Vorgänge im Leben überhaupt nicht gibt. Künstler wie Sologub leben sich nur in ganz besonderen Momenten aus, in gewissen Konzentrationspunkten des Daseins, an denen sie den sich träge dahinschleppenden Alltag messen; daher wird ihnen dieser Alltag zu einem Widerspruch, zu einem Fragezeichen, zu einer Unangemessenheit, die stört und hemmt. Künstler wie Sajzew verstehen es, mit der Alltäglichkeit intim zu werden, und daher enthüllt auch der Alltag ihrem jugendlichen Gemüte seine Geheimnisse. Sie leben sich in die Wirklichkeit hinein und nehmen sie in sich auf.

Zu den vielgelesenen Autoren gehört Arzibaschew, der bekannte Verfasser des sensationellen Romans „Sanin"; seinem Talent wurde eine übertriebene Bewunderung gezollt. Arzibaschew verfügt über ein farbenreiches Darstellungstalent, das mit einer außerordentlichen Erzählungsgabe gepaart ist. Echt russisch an ihm ist eine gewisse Sucht, an den Dingen herumzugrübeln, ohne jedoch dadurch in ihr Inneres einzudringen. Er hat ein lebhaftes Gefühl für die Widersprüche des Lebens und versteht es, sie zum Bewußtsein des Lesers zu bringen. Wie jeder einigermaßen nachdenklich gestimmte Künstler hat auch er ein zentrales Problem, das dem ganzen Prozeß seines Schaffens, wenn auch unbewußterweise, zugrunde liegt. Es ist das Rätsel des Todes. Auf dieses Grundmotiv kommt er immer wieder zurück in seinen größeren wie kleineren Werken. Es fehlt ihm aber an dem nötigen Tiefsinn, der erforderlich ist, um ein Problem von dieser Tragweite zu behandeln, ohne den Leser durch unfruchtbares Gerede zu ermüden. Vom Tode soll man schweigen oder mit Weisheit reden.

Eine interessante Erscheinung ist auch Sergejew-Zenskij. In einer Serie von Erzählungen, die er unter dem gemeinsamen Titel „Leutnant Babajew" veröffentlichte, gelang es ihm, eine der kompliziertesten künstlerischen Aufgaben zu lösen, wie sie besonders an der Grenze gewisser Übergangsepochen immer wieder auftauchen müssen. Es galt nämlich, einen Menschen zu schildern, der, voll unverbrauchter, vehementer Lebensenergie, an seinen Instinkten bereits irre zu werden beginnt. Zenskij hat die Probe glänzend bestanden. Bedauerlicherweise verließ der Verfasser diese vielversprechende Bahn, indem er sein fruchtbares Talent auf leere Stilübungen zu vergeuden begann. Zuweilen glückt es ihm, dadurch momentane Effekte zu erzielen; öfter aber wirkt er abstoßend durch seine grotesken Bilder und abgeschmackten Ausdrücke.

Eugen Tschirikow ist mehr klug als talentvoll. Er gehört zu jenem Schriftstellertypus, der durch eine geschickte maßvolle Mache sich den Anschein des Intuitiv-Erlebten zu geben weiß, wie es Menschen gibt, die durch Besonnenheit

und Klugheitsmaßregeln den Eindruck der Rechtschaffenheit und Aufrichtigkeit zu erwecken verstehen. Er besitzt eine wunderbare Orientierungsgabe, die ihn befähigt, alle die schwankenden Tendenzen, die in der Atmosphäre gewisser Kulturperioden herumschweben, in seinen Geist aufzunehmen und zu irgendeiner handelnden Figur zu verdichten. Alles stimmt und doch fehlt es irgendwo. Er hat das Stück „Die Juden" geschrieben; der Kenner sieht, daß er mit dem Treiben der jüdischen Bevölkerung nicht vertraut ist, und doch ist es unmöglich, ihn auf einem offenbaren Fehlgriff zu ertappen. Ein anderes Schauspiel handelt von den Bauern; alles klappt auf das beste, und doch bekommt man den Eindruck, daß er die Seele des russischen Bauern nicht kennt.

E>ne Ausnahme unter allen Novellisten der sogenannten modernen Periode bildet Kuprin. Er ist eine robuste und schaffensfreudige Künstlernatur von kräftigem Humor und unverwüstlicher Frische. Durchaus realistisch in der Behandlung seiner Themen, ist er ebenso reich an künstlerischen Gestaltungen, wie arm an allgemeinen leitenden Gesichtspunkten. Es ist nicht jener nachdenkliche Realismus, den wir von Tschechow und teilweise auch von Gorkij her kennen. Kuprin ist harmloser und naiver. Er gehört zu den gelesensten Schriftstellern der letzten Periode. Eine bleibende Bedeutung wird er aber schwerlich erlangen können.

Wenn wir in diesem Zusammenhange den Schriftsteller Ossip Dvmow erwähnen, so geschieht es nicht etwa seiner Bedeutung wegen, sondern nur deshalb, weil er dem deutschen Lesepublikum ziemlich gut bekannt ist. Eines seiner Schauspiele „Nju" ist auf mehreren deutschen Bühnen zur Aufführung gelangt. Dymow ist eine vorzugsweise nachahmende Natur und nicht gerade von der guten Sorte. Eine Zeitlang versuchte er es mit Peter Altenberg, ohne jedoch die Finessen dieses Autors auch nur im entferntesten wiedergeben zu können. Alles in allem ein Phraseur, ein Friseur, von zimperlichem Auftreten und geckenhaften Manieren.

Abseits von diesen allen steht eine kleine Gruppe von halb Dichtern, halb Denkern mitMereschkowskij und Minskijan der Spitze, welche letztere besonders auf den ganzen Entwickelungsgang der modernen russischen Literatur mächtig eingewirkt haben. Mereschkowskij ist als Verfasser eines umfangreichen historischen Romans aus der Zeit der Renaissance, mit Leonardo da Vinci als Hauptfigur, auch in Deutschland bekannt. Im Schildern historisch bemerkenswerter Epochen und vergangener Kulturen weist er einen ziemlich hohen Grad von künstlerischer Begabung auf, er besitzt die Fähigkeit, sich in den Charakter solcher entschwundener Geschichtsperioden hineinzufühlen, und versteht es, ihn mit Geschmack wiederzugeben. Der Geist des Epigonentums, der für Übergangsperioden so charakteristisch ist, hat auch seinem Schaffen den Stempel aufgedrückt. Ohne sein Interesse den Fragen der Gegenwart ganz zu entziehen, richtet er doch mit Vorliebe seinen Blick auf die Vergangenheit und gefällt sich vorwiegend in Erinnerungen. Wie es häufig geschieht und psychologisch auch leicht erklärlich

ist, wird dieses Schwelgen in Visionen der Vergangenheit auch bei ihm von einer mystischen Stimmung begleitet, der er in ziemlich verworrenen Bildern und überspannten Redensarten Ausdruck zu geben versucht. Der ihm in mancher Beziehung verwandte Minskij ist philosophischer veranlagt. Sein Buch „Im Lichte des Gewissens" ist in philosophischer Hinsicht bemerkenswert und fördert originelle Gedanken zutage. Beide zeichnen sich zugleich als Lyriker aus, und ihre Schöpfungen sind nicht selten von einem wahrhaft dichterischen Geiste umweht. Bei beiden aber tritt ein starker intellektualistischer Zug hervor. Das Überwiegen des gedanklichen Gehalts gibt sich deutlich zu erkennen.

Neben dieser Gruppe macht sich eine ziemlich zahlreiche vorlaute Schar von Dichtern geltend, die seit langem das ganze Gebiet der russischen Dichtung förmlich beherrscht und die hauptsächlich durch Balmont, Brjussow und Block vertreten wird. Es läßt sich schwer bestimmen, wie viel an ihrem dichterischen Ruhme wirkliches Verdienst und wie viel auf Rechnung einer raffinierten Reklame zu schreiben ist. Als der Begabteste von allen dreien muß jedenfalls Balmont bezeichnet werden, wiewohl ihn Block in manchen Beziehungen als Dichter übertrifft. Balmont hat ein stark ausgesprochenes Gefühl für die rein äußerliche Form der dichterischen Stimmung, für den musikalischen Rhythmus der gebundenen Rede, und überall da, wo er sich von dem Zuge seines musikalischen Empfindens harmlos tragen läßt, schafft er schöne Dinge, die sehr angenehm wirken. Er hat aber zugleich die Marotte, als eine Art von P o e gelten zu wollen, als eine von jenen dämmerigen Grenzseelen, deren Erlebnisse bereits von dem mystischen Abglanze einer fremden Welt angehaucht sind, als einer von denen, die mit den Gipfeln ihres Geistes in erdentrückte Regionen hineinragen, was in seinem ziemlich oberflächlichen Naturell gar nicht liegt. Er schwelgt in schauerlichen Bildern aller Art, ergeht sich in gespenstischen Visionen, läßt den ganzen Apparat des Spukes arbeiten, womit man Kindern Furcht einjagt — und wird ungenießbar.

Brjussow muß seinem ganzen Wesen nach zu jenem Typus gesellt werden, der an Wendepunkten später und reifer Kulturen auftritt. Ein kluger Beherrscher der literarischen Technik, dem es zuweilen glückt, den Eindruck der Natürlichkeit zu erwecken, ein vorzüglicher Kenner fremdländischer Literaturen, der in allen Stilarten gleich gut arbeitet und sich von allen Stimmungen anempfinden läßt, ein unermüdlicher Arbeiter, der immer mit etwas beschäftigt ist, sei es der Herstellung eines langatmigen historischen Romanes, sei es einer Übersetzung aus einer fremden Sprache — alles in allem ein fleißiger Literat, ein geschickter Macher mit allen Allüren eines gottbegnadeten Künstlers.

Alerander Block, der durch seine „Verse an eine schöne Dame" die Aufmerksamkeit der Kritik wie des Publikums zuerst auf sich gelenkt hat, ist vielleicht die originellste Gestalt dieses Dichtertrios. Lässig und lückenhaft in seiner künstlerischen Form, die hinter derjenigen Balmonts und Brjussows weit zurücksteht, ist er ihnen an rein dichterischen Reizen überlegen. Es herrscht ein

jugendlich frischer Ton in seiner Lyrik, die etwas von der herben Färbung einer nördlichen Landschaft an sich hat und von dem scharfen Duft frischgefallenen Schnees umweht ist.

Andere wieder, wie Gorodetzkij und Wjatscheslaw Iwanow, suchen den heidnischen Mythos der alten slavischen Gottheiten wieder zu beleben und möchten sich gern an diesem Urquell aller elementaren Macht berauschen.

Zuletzt muß noch eines Schriftstellers Erwähnung getan werden, der, ohne eigentlich zu den Novellisten und Dichtern zu gehören, dieser ganzen modernistischen Richtung ihre sozusagen philosophische Begründung zu geben versuchte. Wir meinen den Schriftsteller Lew Schestow, der in seinem Hauptwerke „Die Apotheose der Bodenlosigkeit" paradorerweise eine Begründung der Grundlosigkeit unternimmt. Schestow ist ein Mann von rein literarischer Begabung, nicht ohne originelle Einfälle und Geistesblitze, der sich aber an Problemen versucht, denen seine geistigen Kräfte nicht gewachsen sind. Seine philosophische Stimmung wird von zwei Grundmotiven beherrscht: i. dem unversöhnlichen Widerspruch zwischen allem elementaren, unmittelbaren Leben und unserer Begriffswelt, die sich mit ihren starren Formeln anmaßt, das Leben zu meistern; 2. dem fundamentalen Widerspruch zwischen der Tatsache des subjektiv-individuellen Bewußtseins mit seinem Gefühle der Einzigkeit und Ansichgestelltheit und dem objektiven Gange des natürlichen Geschehens, das von dieser Einzigkeit und Ausschließlichkeit nichts wissen will. Es sind dies Probleme, deren Klärung eine eminent metaphysische Begabung erfordert. Schestow aber verfügt nur über ein schwaches philosophisches Talent und daher dreht er sich immer im Kreise herum, ohne daß es ihm auch nur gelingt, die Problemstellung genau zu formulieren.

Jeder von diesen hier aufgezählten Schriftstellern nun, an und für sich betrachtet, sucht seine eigenen Wege zu gehen und will eine aparte Stellung in der Gesamtliteratur einnehmen. Stellt man sie aber nebeneinander, so zeigt es sich, daß trotz der Verschiedenheit ihrer geistigen Physiognomien alle diese individuell von einander abweichenden Tendenzen durch einen gemeinsamen Zug zusammengehalten werden. Jeder von ihnen drückt auf seine Weise in schöner oder verzerrter Gestalt das Streben oder richtiger die Ziellosigkeit des Strebens einer gewissen Periode aus. In der oben erwähnten „Apotheose der Bodenlosigkeit", die unsSchestow gegeben hat, ist bei all der Unzulänglichkeit der angewendeten Beweismittel und der Schiefheit der Argumentation, doch eines mit richtigem Instinkt aufgespürt worden — der Name, der Titel des Werkes; denn die Bezeichnung „Bodenlosigkeit" paßt wirklich auf den Charakter dieser Periode. Eine gewisse Zerfahrenheit, ein gewisses Schwanken, eine gewisse Ungewißheit (wenn man sich so ausdrücken darf) — das ist das erste negative Merkmal, das bei der Betrachtung all dieser Persönlichkeiten in die Augen springt. Ein kindlich neugieriges und daher auch fruchtloses Wühlen in den Geheimnissen des menschlichen Daseins, ein zweckloses Durchstöbern aller versteckten Schlupfwinkel der mensch-

lichen Seele, ein planloses Hinstreben nach allen Richtungen eines herumirrenden Geistes, eine Gier nach neuen prickelnden Sensationen und ein naives Sichbrüsten mit ihnen — dies sind die nicht sehr erfreulichen Symptome, die sich auf den ersten Blick der Beobachtung darbieten. Zugleich aber entdeckt ein tieferes Eindringen die innere Gärung eines suchenden Gemüts, das Streben nach neuen Lebensinhalten, die Anstrengung, neue geistige Zusammenhänge ausfindig zu machen, und das Verlangen, all die erworbenen seelischen Energien in solch« Zusammenhänge einzuordnen. —

Trotzdem die russische Dekadenz eigentlich nur eine verspätete Romantik ist, oder vielleicht auch deshalb, weil sie eine verspätete ist, lassen sich doch bei ihr gewisse Hauptmomente einer allgemeinen Geistesströmung genau bestimmen. Die russische Neuromantik ist von fremdländischen Einflüssen förmlich durchdrängt, und weil es in der Natur der Russen liegt, jeden aufgenommenen Gedanken bis in seine äußersten Konsequenzen hin, das will sagen aä ab»uräum zu führen, so treten hier gewisse Tendenzen eines ganz allgemeinen Entwicklungsstadiums besonders scharf und stechend hervor: 1. Ein auf die Spitze getriebener überschwenglicher Individualismus, der jeder Äußerung der menschlichen Psych« «ine gleich große Bedeutung und Wichtigkeit beimißt. Ein solcher Mißbrauch eines im Grunde richtigen und tiefen Prinzips bringt die Gefahr mit sich, alle geistigen Werte zu untergraben, indem er den Wertunterschied von Hoch und Niedrig, Edel und Gemein aufzuheben strebt. 2. Eine pietätlose Mystik, die das Wort „Mysterium" beständig im Munde führt, jede einfache Lebenserscheinung gleich zu einem Rätsel aufzubauschen sucht und jedes wirkliche Geheimnis unbarmherzig beschwatzt. Durch das viele Herumreden aber wird dem Mysteriösen im Leben seine ganze Weihe genommen. 3. Eine zügellose Erotik, die sich am Nackten berauscht. — Der Eros ist ein zartes, gebrechliches Gebilde; mit ihm soll behutsam und weise umgegangen werden. 4. Die Sucht nach möglichst nuancierter und gewählter Ausdrucksweise, die nach jedem noch so gewagten Bilde greift und der jede noch so krause Wendung willkommen ist. Sie wurzelt in dem an und für sich gewiß berechtigten Verlangen, für seinen momentanen Eindruck den genau passenden Ausdruck zu wählen, in dem Rechte des Individuums auf das eigene Wort für die eigene Stimmung. Es wird aber mit diesem Rechte so viel Unfug getrieben, daß es sehr leicht in das Gegenteil umschlägt: heutzutage würde ein Dichter, der beispielsweise den blauen Himmel auch blau sieht, kaum den Mut haben zu sagen: „der Himmel ist blau", aus Furcht vor Banalität. Er würde sich lieber aus dem Wörterbuch eine verzwickte Redewendung holen, um nur nicht seinen unbefangenen Eindruck einfach wiederzugeben.

Alles in allem muß man sagen, daß die russische Moderne keine neuen Werte geschaffen, wohl aber die dem Auslande entnommenen entwickelt und schärfer ausgeprägt hat.

Rudolf Herzog
König Wilhelms Heldenschau
Rudolf Herzog:
Konig Wilhelms Heldenschau.')
Nicht kronengeschmückt und in schimmerndem Saal:
Im flatternden Mantel und Helm von Stahl,
Umbrüllt von Kanonen auf blutiger Au
Hält der König von Preußen Heldenschau.
Schneeweiß sein Haar, schneeweiß sein Bart,
Keiner vergißt ihn, der je ihn gewahrt.
Ragend hält er und rührt sich nicht.
König von Preußen heißt König der Pflicht.
Cs kamen zur Cour drei Männer her.
He, Kürassier, du hast es schwer!
Geht's heute schief, ist dein Leben vertan!
Bismarck lächelt: Fürchten ist Wahn.
Der Nachbar sieht es, das ist der Roon,
Auf den heutigen Tag freut er lange sich schon.
Und er spricht, vom Lärmen der Schlacht umtost:
Wenn der Bismarck lächelt, dann lach' ich getrost.
Der dritte lacht nicht und spricht kein Wort,
Ihm entgeht kein Ton, er ist allerort,
Sein hagerer Körper vornüber liegt —
General von Moltke schweigt und siegt.
König Wilhelms Auge geht über sie hin.
Ein Blick auf die Drei — hoch hebt sich sein Sinn.
Und umbrüllt von Kanonen auf blutiger Au
Hält der König von Preußen Heldenschau.
Und er winkt. Tief unten braust es: Hurra.
Der Sieger von Düppel und Alsen ist da,
Prinz Friedrich Karl packt den Stier beim Horn,
Von den Ahnen hat er den Zollernzorn.
Hei, wie es tobt und blitzt und knallt.
Division Fransecky im Swieperwald!
Die Flut bricht herein, wenn der Damm zerbricht.
Fransecky blutet, doch weicht er nicht.
An den Helm hebt der König zum Gruß die Hand,
„Kinder, euch dankt das Vaterland."
Und der König winkt wieder. Ein neuer Held!
Dort stürmt der Herwarth von Vittenfeld.
Sie kommen zur Cour, doch keine» verhehlt:
Was nützt ei? Der Kronprinz von Preußen fehlt.
Mittag vorüber, in Blut und Rauch.
Schimpft nicht. Hier ist der Kronprinz auch!
Gottlob die Garde! Der Kommandeur
Hiller von Ga«tungen macht sein Honneur,
Macht Königshonneur, das die Garde ehrt,
Als erster stürzt er erschossen vom Pferd.
Die Hand hebt der König an Helmesrand.
„Hiller, dir dankt das Vaterland."
Und ein anderer heischt noch den Dank zur Stund':
Prinz Anton von Zollern liegt todeswund.
Der König gibt seinen> Gaul den Spom.
Schneeweiß ist sein Haar, doch sein Platz ist vorn.

Der dort im Galopp das Gelände durchmißt,
Oberster Kriegsherr in Preußen ist.
Königgrätz, du rauschender Siegestag,
Aus Blut sprießt ein Rosen- und Lorbeerhagl
Im Herzen die Sonne, an der Wimper den
Tau,
Hält der König von Preußen Heldenschau.

*) Aus dem demnächst erscheinenden Buche „Preußens Geschichte" von Rudolf Herzog.
(Verlag Quelle ck Meyer, Leipzig.)

M Kipp

Friß Kopp:

IUNlNacht. (Eine Skizze.)

Das letzte Lachen starb im Seitengäßchen.
Geisternde Schatten wie von trunknem Fuß,
Und zwischen Wall und Markt hallende Schläge,
Des müden Tages harter Scheidegrnß.
Lust geht mit Leid, und Schmerz mit Freude schlafen.
Irrender Sehnsucht Flüstern in den Mond . . .
Der wirft der Häuser Giebel auf die Straße,
Des Doms Gebälk, in dem er grade thront.

Mondnacht am Meer.

Würde die Woge nicht
In ewigweißem Schaum
Aufschlagen, du fühltest kaum,
Daß hier ein Meer an seine Ufer bricht
Nacht schleppt so schwer das Kleid,
Wie über weites Feld.
Wen eine Sehnsucht hält,
Trägt sie hinüber in die Ewigkeit.
Sieh! eine Straße zieht
Immer zu dem, der thront!
Schweigend ist der Mond
Dort hinter den schwarzen Wolken aufgeblüht.
Gehst du auch noch so weit
Suchend am dunklen Strand,
Einmal wirst du befreit
Eingehn in jenes Land!

Gräfin L. Uxtull:
Das Haus des Hasses. Novellen
(Schluß.)

Blaue Tage, weiße Mondscheinnächte sind seltene Gäste dieses Himmels. Jetzt liegt er wieder von rußigen Wolken verhängt, deren Fetzen die Klippen streifen. Regen rieselt über das Land. Die Wasser der Luft und des Meeres vermengen sich. Nur im Wettermantel, die Kappe bis zu den Augen geschlagen, wagt man sich hinaus. Und wen nichts Wichtiges draußen hält, der flüchtet schnell wieder hinter schützende Mauern. Schwerer jedoch als die Stubenluft hängt Gunnar und Gurli der Rausch ihrer Liebe in den Gliedern.

Sie hocken auf der Truhe nebeneinander. Agnete wendet ihnen den Rücken zu. Doch immerfort fühlt sie sie hinter sich, jene, die ihr schwesterliches Erbarmen nicht in der Kümmerlichkeit zurücklassen wollte, und die nuu die erste im Herrenhaus ist, neben der Agnete nie etwas sein wird, ganz gleich, ob es Olaf, ob es Gunnar, der schöne blonde Gunnar ist, den sie gewinnt. Gegenwart und Zukunft liegen der zu Füßen. Sie braucht nur zu wählen. Indes Agnete verdammt ist, ein Schatten neben einem Schatten zu sein. Unsicher klappert die Schere in ihren Fingern, und die Ritter und Damen mißlingen ihr. Ach, könnte sie jener die Schere ins Herz bohren l

Doch sie wagt nicht einmal sich umzusehn. Denn drüben am Fenster sitzt Frau Mette, eifrig stichelnd über dem Linnengewebe. Agnete weiß wohl, daß sie die beiden auf der Truhe nicht stören will. Und daß sie's nicht dulden würde, wollte ein andrer sie stören.

Gunnars Finger schleichen zu denen Gurlis hinüber. Sie verschlingen sich zu einem kurzen heißen Druck. Durch die Augen geben sich ihre Seelen in schnellem Begegnen einander hin. Und Hände und Augen trennen sich, um sich gleich darauf wieder zu einer knappen Berührung zu suchen.

Dann geht von Blick zu Blick eine neue Verständigung: Fragen, Bitten, Gewähren. Gurli verläßt geräuschlos das Gemach. Gleich darauf hat sich auch Gunnar erhoben. Er tritt an den Tisch, schüttelt den Kopf zu Sörens Spiel, geht zur Mutter hinüber, die ihm verständnisvoll zunickt. Und leise pfeifend schreitet er hinaus.

Er weiß, wo Gurli zu treffen ist. Unter den Treppen, hinter den Pfosten^ in allen Winkeln des verbauten Hauses hat er sie schon in die Arme gedrückt und geküßt — geküßt! O, wie diese heimlichen, listig erraubten Küsse berauschen! Wie diese Liebe, von der bergenden, schützenden Aschendecke plötzlich befreit, z»

herrlichem Brande entlodert' Und wie doch das Herz dabei ihnen die Brust mit wilden Stößen zerhämmert! Denn überall fühlen sie, wie das Unheimliche sie beschleicht. Wie ein Tiger, vom Dickicht der Dschungel verdeckt, samtenen Schrittes, mit scharfen Achataugen seine Beute verfolgt, umlauert sie die Eifersucht Olaf Rudbecks. Sie wissen nicht, daß er ihr Geheimnis erlauscht hat. Und spüren doch, daß ein aufgehangenes Schwert über ihren Häuptern droht.
Einmal, als Gurli im Dunkeln über die Treppe geschlichen ist, haben zwei eiserne Arme sie von hinten umfaßt — nicht Gunnars starke und schmiegsame Arme — diese Umarmung ist wie tödliche Erstickung gewesen. Und ein Mund — nicht Gunnars weichbeflaumter Iünglingsmund — hat sie mit Küssen bedeckt, die Bissen geglichen haben.
Ja — sie wissen es. In diesem Hause des Hasses, wo Feind gegen Felnd ein jeder steht, kann ihre Liebe nie Blüten und Früchte tragen. Sie müssen sie in einen fernen, fremden Boden versetzen. Gunnar erwägt schon Pläne zur Flucht. Doch bald erkennt er, wie Olaf Rudbeck ihnen heimlich jeden Ausweg verbaut. Wo sie auch sind, sie fühlen sich von den unsichtbaren, adlerscharfen Blicken bewacht.
„Küsse mich, Gurli!" ,
Nun ist Drohung, Gefahr, Gegenwart, Zukunft vergessen.
Der Wind ist plötzlich umgeschlagen. Jetzt rast der Sturm wieder über Meer und Land, peitscht alles zusammen, als wolle er die Grenzen der Elemente zertrümmern, sie in ein wildes Chaos zusammenschweißen. So schlimm hat's kaum zur Winterzeit je gewütet. Wie losgelassene Bestien springen die Wogen brüllend zu den höchsten Klippen empor. Die Schaumflocken verirren sich tief ins Land. Unter dem Dröhnen und Heulen, das die Atmosphäre erfüllt, bebt die Erde. Lärmende, quiekende, pfeifende, zischende Höllengeister fahren zum Schornstein hinunter, drängen sich durch jeden Spalt, durchstürmen das Herrenhaus. Die Dielen ächzen, die Fenster klirren, selbst die von Riesenhänden gefügten Mauern scheinen zu schüttern. Zuweilen poltert etwas Schweres vom Dach in die Tiefe.
Sören rast in seiner verschlossenen Kammer. Schluchzend, betend, Verwünschungen stammelnd, liegt Agnete vor der Eichentür, die den Fäusten des Wahnsinnigen dahinter unerschütterlich Widerstand leistet. , > ^
Drinnen am Tisch sitzen Mette, Gunnar und Gurli zusammen. Die Flammt der Lampe flackert ängstlich, will verlöschen, ringt um ihr Leben, schießt plötzlich unter schwarzem Qualme empor. Die Drei sitzen stumm. Kaum daß sie sich anblicken. Das Grauen des Sturmes liegt ihnen wie bleierne Ahnung auf der Brust und erdrückt jedes Wort. Gedenken sie der Schiffe, die draußen vielleicht an den Klippen zerbersten? Oder erscheint ihnen ihr eigenes Schicksal wie hilfloses

Plankenwerk, verschleudert auf hoher See? Ist es der Haß des abwesenden Olaf Rudbeck, der drohend mitten zwischen ihnen steht?
Wo ist Olaf Rudbeck in dieser fürchterlichen Nacht? Ständ' er lieber da mit seinem steinernen, zermalmenden Gesicht, mit seinen Augen, die wie Schwerter treffen! Besser wär's, als seine unsichtbare, unheimliche Gewalt gegenwärtig zu fühlen.
Und als hätte ihr stummer Schrei ihn herangerufen, tritt Olaf Rudbeck plötzlich in das Gemach. Sein Mantel, seine Stiefel triefen. Sein Bart ist zerrauft. Wie der leibhaftige Sturm ist er anzuschauen. Die Drei starren ihm mit weit aufgerissenen Augen entgegen. Wenn er den Mantel auseinanderschlüge und der Tod kröche darunter hervor auf sie zu, es würde sie nicht überraschen.
Aber Olaf Rudbeck lacht laut auf.
„Bin ich ein Gespenst? Seid ihr kleine Kinder, die sich fürchten, wenn der Wind vor dem Fenster pfeift?"
Sie zwingen sich zu einem mißglückten Lächeln.
„Hola, Gunnar!" spricht Olaf wieder. „Geziemt es dir wohl zwischen Weibern in der Stube zu hocken, während der Sturm seine Schlachten wider die Menschen schlägt? Komm hinaus! Es gibt dort zu tun."
„Ia, Vater." Gunnar steht auf. Nun lacht er frei. Er ist von dem innern Banne erlöst. Die Angst der beiden Frauen, die sich an ihn schmiegen, ihn zärtlich zurückhalten möchten, rührt ihn nicht. „Was gibt's draußen zu tun?"
Olaf berichtet, daß das Licht auf dem Leuchtturm erloschen ist. In solch einer Nacht kein Licht auf dem Leuchtturm! Morgen hängen die Klippen von Trümmern und Leichen voll. Wahrscheinlich ist dem Wächter ein Unheil begegnet. Er ist erkrankt oder betäubt. Oder vielleicht hat ihn gar eine Sturzwoge fortgespült. Wie es auch sei — der Versuch muß gewagt werden, zum Turme hinüberzudringen. Und vergeblich hat Olaf nach mutigen Männern gesucht. Niemand will in dieser Nacht sein Leben aufs Spiel setzen.
„So werden wir's, Vater!" ruft Gunnar.
Olaf Rudbeck nickt. Ohne Abschied von den Frauen gehen sie davon.
Der Sturm stürzt sich auf sie wie ein Ringer, der mit der Wucht seines anprallenden Gewichts den hart umschlungenen Gegner zu Boden drücken will. Doch sie stemmen sich fest gegen seinen Angriff. Schritt um Schritt müssen sie ihm die Bahn abkämpfen. Er ist ein heimtückischer Feind. Mit weit hergeholten Dachtrümmern, mit Baumästen schleudert er nach ihnen. Aber die Wut macht ihn blind und er trifft sie nicht. Heren und Kobolde fahren heulend durch die Luft und schlagen sie ins Gesicht wie mit nassen Tüchern.
Endlich sind sie bis zum Walde gedrungen. Hier läßt das Toben etwas nach. Vater und Sohn können atmen. Sie können sogar ihre Stimmen verstehen.
Ein paar abgerissene Bemerkungen fallen: über das Wetter, über den Weg,

über das Licht, das im Leuchtturm entzündet werden muß. Und die gleichgültigen Worte kreuzen sich wie Schwerthiebe zwischen zwei erbitterten Feinden.
Und plötzlich bleibt Olaf Rudbeck stehen und faßt Gunnar am Arm. Der Junge sieht die Augen des Vaters vor sich wie die eines Raubtiers im Finstern glühen. Unvermittelt, rauh und barsch, wie an den geringsten seiner Knechte, lichtet er an seinen Sohn die Frage:
„Wann wirst du mein Haus wieder verlassen?"
„Kaum bin ich nach vielen Jahren heimgekehrt, so fragst du mich schon, wann ich gehen werde? Bin ich denn zu viel in meines Vaters Haus?"
„In die Welt gehörst du mit deiner Jugend. Dort suche dir Arbeit und Freude. Willst du als ein Müßiger im Herrenhof herumstehn? Ich bin der Herr dort — und wie ich hoffe, noch auf lange Jahre hinaus. Und nach mir ist Sören, der Erstgeborene, der Erbe."
„Sören!" Gunnar hat den Namen des Bruders in heller Verachtung hinausgelacht. Doch nun spricht er ernst: „Wahrlich, mir steht der Sinn nicht nach deiner Herrschaft. Gott erhalte sie dir viele Jahre noch. Aber warum wehrst du mir, auf eine kurze Frist die Heimaterde unter den Füßen zu spüren, die salzige Frische der Heimatluft einzuatmen? Fließt nicht die beste Kraft des Menschen ihm aus der Heimat zu?"
Olaf Rudbeck ist mit seiner Selbstbeherrschung zu Ende. Zu lange zwingt er schon in sich zurück, was in ihm gärt und braust und gewaltsam hinaustreibt. Es wird ihn zersprengen, wenn er's länger verschließt.
„Ha, lüge doch nicht! Bin ich ein kindischer Greis, zu glauben, das Heimweh hätte dich hergezogen? S i e hat dich gerufen! Sie hat dich angestiftet!"
„Wer —sie?"
„Heuchle doch nicht! Wer denn? Die Mutter natürlich. Die Herrschsüchtige! Die Unersättliche! Die sich selbst vor mir niemals beugen konnte, wie's ihre Weibespflicht gewesen wäre. Was bin ich ihr denn? Will sie mich nach bald dreißigjähriger Ehe im Namen der Liebe festhalten? Zum Lachen! Gebieten will sie durch mich. Drum läßt sie mich nicht los."
„Ich verstehe dich nicht."
„O, gut hast du mich verstanden! Sehr gut verstanden, Gunnar. Sie hat dich gerufen, und du bist gekommen. Vereint wollt ihr mir das Weib entreißen."
„Vater ..."
Olaf Rudbeck läßt ihn nicht reden. „Und wenn ihr mit eurer Seele des Teufels Hilfe gegen mich erkauft! Und wenn ihr selbst Gott mit seinen Heerscharen euch verbündet — ihr trotzt mir Gurli Lindegren nicht ab. Kennst du mich nicht, um zu wissen, daß ich festhalte, was mein Wille ergriffen hat?"
Ha — Olaf Rudbeck hat sich nicht gescheut, ihren Namen und sein wildes Verlangen zu nennen! Nun hält auch Gunnar nichts weiter zurück. Wille gegen Wille — Leidenschaft gegen Leidenschaft. Haß gegen Haß — mag's drum sein.

„Liebst du sie so? Nun, dann wirst du begreifen, daß es nicht des Geheißes der Mutter bedurfte, um mich in Liebe zu Gurli entbrennen zu lassen. Und ich bin jünger als du. Und mein Blut ist heißer als deines. Und ich brauche nicht Teufel, noch Gott, um sie mir zu gewinnen."
Olaf Rudbecks Lachen überdröhnt den Sturm.
„Forderst du mich zum Kampfe heraus? Du? Hast du vergessen, wie oft ich dich vormals gezüchtigt habe? — Ich sage dir: schwörst du dem Weibe nicht hier vor mir ab, so wirst du es niemals wiedersehn. Nie kommst du mehr über meine Schwelle. Beladen mit meinem Fluch zieh in die Welt hinaus."
„Vater!" sagt Gunnar und seine Stimme klingt weicher. „Vater, das Leben ist mir nichts mehr ohne sie. Belade mich nicht mit deinem Fluche. Ich will mit ihr hinwegziehen auf Jahre — auf lange, lange Zeit. Bis du vergeben, vergessen gelernt hast, und uns zurückrufst, daß wir deines Alters pflegen. Was bleibt dir denn, wenn du mich verstoßen hast? Soll dein starkes Geschlecht verkümmern? Dein Besitz, der seit Hunderten von Jahren von Vaters in Sohnes Hand übergegangen, gemehrt, eine Macht im Lande geworden ist, soll er in fremden Händen zersplittern? Sören verblödet kinderlos. Ich bin der letzte von deinem Fleisch und Bein."
An Olaf läuft die Rede des Sohnes ab, wie die Welle am Gefieder eines Wasservogels.
„Du bist mein Sohn nicht. Du bist mein Nebenbuhler, mein Feind."
Aber Gunnar bestürmt ihn weiter mit eindringlichen Worten. „Nicht so, Vater! Wie ich da vor dir stehe, erkenne dich in mir! Wer könnte Olaf Rudbeck trotzen, wenn nicht sein Sohn? Dies heiße Blut, dies wilde Begehren, diese Kraft zum Streit, dieser Mut, der selbst dem mächtigsten Gegner nicht weicht — hab' ich nicht alles von dir? Findest du in meiner Feuerseele, in meinem nie gebändigten Ungestüm dein Abbild nicht wieder? Und wenn du mich angreifst, stürmst du nicht wider dich selbst? Olaf Rudbeck — willst du den wirklich verleugnen, der sich mit jedem Blutstropfen als dein Sohn bekennt?"
„Genug", sagt Olaf hart. „Du unterwirfst dich oder ich weiß nichts mehr von dir. Glaubst du, der Ast sei über den Stamm hinausgewachsen? Oder der Stamm sei schon vermorscht? Pocht etwa Mette auf ihr Recht, weil sie mir solche Söhne geboren hat — einen Blöden und einen Wahnsinnigen? Zieht alle miteinander hinaus. Vor die Türe des Hofes sollen die Knechte euch jagen. Ich aber führe Gurli Lindegren heim. Und mit ihr werde ich andere, schönere, stärkere Söhne zeugen."
„Gurli liebt mich!"
„Gurli wird lieben, wer Gewalt über sie behält."
„So kann nur der äußerste Kampf zwischen uns entscheiden."
„Der äußerste Kampf."

Haß, den der Tod allein löschen könnte, flammt durch die Dunkelheit aus den Augen des einen zum andern hinüber. Sie schweigen. Der Sturm heult über die verstummten Leidenschaften hinweg.
Plötzlich wendet sich Olaf ab. „Zum Leuchtturm!" sagt er kurz und schreitet voran. Gunnar folgt ihm. Wortlos waten sie gegen das Wetter.
Mit furchtbarer Wucht wirft es sich über sie, als sie den Wald durchschritten haben und der letzten Höhenspitze entgegenstreben.
Droben gibt's keine menschliche Kraft, die ihm aufrecht zu trotzen vermöchte. Von allen Seiten heult es, tobt es, stürzt über Olaf und Gunnar her, reißt sie, schlägt sie, zwingt sie zu Boden. Nur auf Händen und Füßen, von Stein zu Stein gekrampft, kommen sie mühselig vorwärts. Oftmals in der Nachtschwärze irrend, tasten sie sich endlich bis an den Pfad und finden das Drahtseil.
„Geh du voran!" schreit Olaf dem Sohne zu.
Es ist ein Kampf auf Leben und Sterben. Nur die Verzweiflung, die gegen den Tod ringt, steigert die Kraft der beiden starken Männer, um der Wut des Orkanes trotzen zu können. An ihren Gliedern straffen die Sehnen und Muskeln sich bis zum Zerspringen. Stromweise quillt der Schweiß aus ihren Poren hervor. Am hellen Schaumstreifen ist's zu erkennen, wenn die Wogen über den Pfad hinllberschlagen. Sie folgen sich schnell. Man kann ihnen nicht ausweichen. Nur mit äußerster Kraftanspannung kann man sie, an das Seil geklammert, mit den Beinen in das Gestein verwurzelt, über sich fortgehen lassen. Und oft glaubt Gunnar, an den Wassermassen ersticken zu müssen, die ihm in Mund und Nase dringen und ihm zwischen jedem neuen Ansturm kaum Zeit zu einem Atemzug gewähren. Dennoch tasten seine zerrissenen, blutenden Hände am Seile, längs und vorsichtig schiebt er sich mit den Füßen weiter.
Da plötzlich — o Gott! er faßt mit der Rechten ins Leere ... das Seil ist zerrissen — der Sturm schleudert ihn herum — wie ein geschütteltes Blatt hängt er noch mit der Linken fest. Verzweifelt greift er nach rückwärts: „Vater! Vater!" wie er als Kind in seiner Angst nach dem großen, starken Beschützer gewimmert hat: „Vater! Vater!"
Olaf Rudbeck steht nahe hinter Gunnar. Er hat alles sofort begriffen. Er sieht den Arm, der sich in höchster Not nach ihm streckt... er ergreift ihn nicht. So fest in das Seil verkrampft, daß es ihn tief ins Fleisch hineinschneidet, steht er unbewegt wie der Fels. Und da braust die Woge heran und vergräbt die beiden unter sich, und als sie sich verlaufen hat, hängt nur einer am Drahtgeländer.
In dieser Nacht hat kein Licht auf dem Leuchtturm gebrannt. Olaf Rudbeck ist allein nach Hause gekommen.

Exzellenz von Hentig:
Hermann Fürst zu Hohenlohe-Langenburg f
Hermann Fürst zu Hohenlohe-Langenburg, Graf von Gleichen, Reichserbmarschall von Württemberg, Preußischer General der Kavallerie, ist am 9. März 1913 im 81. Lebensjahr auf seinem Stammschloß Langenburg verschieden. Mit ihm ist ein Mitglied des deutschen Hochadels dahingegangen, dessen reiches Dasein erfüllt war von lebendiger, vaterländischer Gesinnung, von unermüdlicher Arbeit für das Wohl des Reiches und seiner engeren Heimat, von vorbildlicher Treue im Großen wie im Kleinen. Der Verewigte war der Senior eines der vornehmsten unserer ehemals reichsunmittelbaren Geschlechter, denen Geschichte und Recht die Ebenbürtigkeit neben den regierenden Häusern gesichert haben. So verband ihn nahe Verwandtschaft mit dem deutschen Kaiserhofe und der englisch«n Königsfamilie. Seine Beziehungen waren ebenso gute in Wien wie in Petersburg. Daraus ergab sich naturgemäß ein weiter Blick für die Fragen der auswärtigen Politik und eine genaue Kenntnis der anderen großen Nationen. Beides hat sein Urteil für die Verhältnisse und Zustände unseres eigenen Volkes frühzeitig geschärft und vertieft.
Vergegenwärtigt man sich, daß der Fürst seit 1883 die Verwaltung seiner eigenen Besitzungen selbst geführt, daß er als Oesterreichischer Offizier an dem Feldzuge gegen Frankreich in Italien teilgenommen, daß er als General beim 14. Armeekorps im Kriege 1870/71 das eiserne Kreuz 1. Klasse vor dem Feinde «rworben hat, daß er von 1871—1880 Mitglied und Vize-Präsident des deutschen Reichstags gewesen, daß er von 1894—1907 als Kaiserlicher Statthalter von Elsaß-Lothringen gewirkt hat, so wird die Fülle der Aufgaben, die ihm erwachsen waren und die er sich gestellt hatte, anschaulich ins Bewußtsein treten.
Dieser gesamte Tätigkeitsinhalt war in jedem Teile und zu jeder Zeit durchleuchtet und durchdrungen von ernster Liebe zur Sache und tiefem Pflichtgefühl, war in Allem, was sonst menschliche Leidenschaft erregt, beherrscht von des „Maßes goldenem Zügel", war stets gerichtet auf hohe, ideale Ziele.
Seitdem nach dem Schicksalsjahre 1866 zu Tage getreten war, daß der Grundstein zum neuen Deutschland gelegt sei, widmete der süddeutsche Reichsfürst ohne Zaudern seinen vollen Einfluß und seine rüstige Kraft dem Aufbau unseres nationalen Staates. In edler Begeisterung legte er dem Verbande der deutschen Standesherren durch eine vortreffliche Denschrift dar, wie sie ihre

eigene Geschichte und ihr wohlverstandenes Interesse verpflichte, Allen voran sich um den Kaiser zu scharen und dem wiedererstandenen Reiche zu dienen. Dann schuf er in unermüdlicher Arbeit die deutsche Kolonialgesellschaft, deren Ehrenvorsitzender er bis an sein Lebensende geblieben ist. Es war ihm vergönnt, das wachsende Gedeihen des größeren Deutschland zu schauen und sich dessen zu erfreuen. — Sein Vorbild wirke in ferne Zeit.

Hans Land:
Alfred von Ingelheims Lebensdrama. Roman.
(Fortsetzung.)
16.
Wie im grellen Aufleuchten eines Blitzes in schwarz dunkler Gewitternacht hatte Gisela in jenem letzten Gespräch mit der Großfürstin ihr Lebensschicksal überschaut und tief erkannt. Die großen Mächte waren beständig über ihr und wiesen ihr die Wege. Sie selbst wurde gezwungen, jederzeit und allerorten, und jetzt, im Kurierzuge, der durch die schwarze Ebene jagte, ward Gisela das Gefühl übermächtig lebendig, das Gefühl, fortgerissen zu werden, ein willenloser Spielball, Gegenstand, totestes Objekt von Kräften, die sie in einem Wirbelwind entführten — wohin? — sie wußte es nicht. Sie starrte nur angsterfüllt hinein in diese grauenvolle Ungewißheit, in diese quirlenden Nebel, die vor ihr kochten, und in deren wirres Gebräu sie nun hineinsauste in zielloser schreckensvoller Fahrt. In Augenblicken, in denen ihr plötzlich klar ward, daß am Ende dieses Jagens ein totkranker Mann ihrer als der Erlöserin harrte, ein Leidender, dem sie Rettung bringen sollte, ein Großer des Geistes, von dem die Welt zu empfangen hoffte, so kam etwas über sie wie Gefaßtheit, wie beruhigte Zuversicht und lindernde Tröstung. Sie hatte ja doch ins Kloster wollen, um Leidenden Hilfe zu leisten. Hier litt ja doch einer, und er litt in solcher Art, daß nur sie, nur sie allein die Hoffnung haben durfte, ihm helfen zu können. Da ergriff es sie wie Klosterstimmung. Die Schwesterpflicht erfüllte sie mit hilfsfreudiger Zuversicht, und, eine demütig Dienende, sah sie sich ans Leidenslager des siechen Mannes treten, dem sie die kühlen Hände auf die fiebernde Stirn drücken, Genesungskräfte bringen, den sie dem Leben und dem Werke zurückbringen sollte. Ihr Herz weitete sich und bereitete sich in frommer Freude zu dem hohen Zwecke. Aber dann — dann sah sie den Genesenden erstarken, sich aufrichten, die Arme nach ihr ausstrecken, sie begehrend ... Da stieg ein Schauder in ihr auf. Etwas eisig Kaltes machte sie erstarren. Alle warmen Helferempfindungen verflüchtigten sich mit eins, und nur das Grauen blieb, der große Schrecken. Ihr war, als käme etwas auf sie zu, unaufhaltsam, unabwendbar, etwas so unfaßbar Furchtbares, daß sie plötzlich, wie vom Grauen gepackt, aufsprang, aus dem Abteil stürzte, auf den schmalen Gang des schwankenden Wagens hinaus, zur Tür hin, deren Griff erfaßte, ihn herunterzudrücken, um die Tür aufzureißen und den Sprung aus dem jagenden Nachtzuge zu tun. Wie eine Schlafwandlerin mit großen starren Augen stand sie an der Tür, den Griff zwischen den Fingern, als ein Schaffner hinzusprang und sie in ihr Kupee zurückriß. Sie

sank erschöpft auf die Polster hin und fühlte, wie die Verzweiflung ihr die Krallen ins Hirn schlug. War das nicht Tollheit? Dorthin zu fahren, dorthin, um Ingelheims Frau zu werden?! Konnte sie das? Durfte sie das? Sollte sie das?!
Sie tat es, weil man es sie geheißen. Sie tat es, weil eine sonst nicht törichte Frau das geraten, ja notwendig und pflichtgemäß gefunden. — Sie tat es — nein — sie war nur auf dem Wege, es zu tun, und wußte jetzt noch nicht, ob sie nicht kurz vor der Ausführung der Tat fliehen, sich umbringen oder auf irgend eine Art sonst verschwinden würde. Sie sauste in diesem wie von Furien gepeitschten Nachtzuge, der gleich einem Feuerdrachen fauchend in Staub und Dampf durch die Schwärze rasselte, Schicksalen zu, schweren, dunklen Geschicken — das war ihr klar, und das legte sich mit so dumpfem Druck zentnerschwer auf ihr Herz. Dieser Zug, der sie Gefurchtstem, Drohendem, peinvoll Erwartetem entgegenriß, brachte sie zugleich einem Ziele nah, nach dem zutiefst in ihrem Herzen in langen bangen schweren Jahren ihre Sehnsucht gebrannt hatte. Die Stadt, in der ihre Träume die Heimat hatten, die Stadt, in der ihre süßesten, geheimsten, ziehendsten Wünsche wie scheue Schwalben nisteten, sie sollte sie nun wieder betreten, aber nicht wie vor Monaten zu nur tageweisem Verweilen und raschem Verlassen, — nein — zu dauernder Niederlassung — zum bleibenden Festwurzeln — zur Schaustatt ihres täglichen Seins sollte der Ort nun werden. Wie seltsam — wie seltsam! Wohin ihre Sehnsucht in tausend geheimen Regungen sie Jahre, Jahre hindurch mit magischem Locken gezogen, dorthin begab sie sich jetzt. Aber nichts — nichts war von Beglücktheit in ihr. Sie kam in den Bannkreis ihres alten verlorenen Glückes zurück, nur um zu durstenderem Entbehren sich dort verurteilt zu sehen. Sie würde die gleiche Luft wie der Iugendgeliebte atmen, aber es würde dennoch sein, als wären Meere zwischen ihnen, als schieden sie Fernen von Weltmaßen gleich wie Planeten, die sonnengroß und sonnenstrahlend einander durch verlorene Weiten doch nur mit mattem Funkeln grüßen. Und dennoch — und dennoch regte sich etwas wie ein Hoffen auf dem tiefsten Grunde ihrer Seele. Sie kam in Willys Nähe — wer weiß — wer weiß sie wagte den Gedanken nicht auszudenken. Jetzt fuhr sie, um Ingelheims Frau zu werden, und getröstete sich einer Hoffnung auf den Kronprinzen, die, so blaß und wesenlos sie war, doch diesen Schritt einer Ehe mit Ingelheim zur Untat, zum Verbrechen, zum Frevel stempelte. Wieder packte sie etwas, hinauszustürmen, die Tür aufzureißen und den Tod auf den Schienen zu suchen, ehe das noch jemand hindern konnte. Aber nein — nein — sie hatte, sie hatte keine Hoffnung mehr auf den Geliebten, der heute das Haupt einer Familie war, im grellsten Licht und am allerausgesetztesten Punkte des öffentlichen Lebens stand und den himmelhohe unübersteigbare Schranken heut von ihr trennten. Aber die Möglichkeiten waren gegeben, sein Haupt, sein geliebtes, einmal hier oder da — im vorübersausenden Automobil, aus dem Dunkel einer Loge auftauchen zu sehen — und schon das, schon das war Glück, war Beseligung, war Rausch. Der Gedanke allein schon machte sie

schwindeln. Nein — nein, es gab nichts, es gab keinen Ausweg, kein Entweichen, kein Entrinnen. Das Große, Sieghafte, das Zwingende, das kein Widerstreben litt, das trieb, das riß, das schleifte sie in einen Wirrwarr von Empfindungen hinein, Schicksalen und Verkettungen, die immer wirrer wurden, je tiefer sie hineinsah, und alles, alles, was in ihr war bei diesem Fortgerissenwerden in Geschicke, fremd, ungekannt, unübersehbar, so ganz und gar nicht abschätzbar — alles — alles das erfüllte sie mit einem dumpfen Gefühl des ganz und gar widerstandslosen Überwiiltigtseins, wie es etwa das triebhaft klagende Tier verspürt, dem ein Blutgeruch ins Hirn steigt, und das die Schlachtbank wittert . . .
In der Hauptstadt angelangt, begab sich Gisela unverzüglich in das Sanatorium. Der leitende Arzt teilte ihr mit, daß eine Depesche der Großfürstin dem Kranken die bevorstehende Ankunft der Gräfin schon gemeldet und auf der Stelle eine sehr günstige Beeinflussung seines Zustandes ausgeübt hätte. An diesem Abend liege er zum erstenmal in einem ruhigen Schlafe, der ohne Kunstmittel gekommen war. Der Kranke solle nicht geweckt werden, und deshalb wäre es gut, wenn die Gräfin am nächsten Morgen telephonisch anfragen wollte, ob der Patient fähig sei, sie zu empfangen. Er war es, und das erste Wiedersehen zwischen Alfred und Gisela fand statt. Ihm war es verboten zu sprechen. Aber über seine abgezehrten Züge ging ein Leuchten von Glück, als Gisela jetzt an sein Lager trat. Er hielt ihre kühle Hand in seiner heißen und ließ sie nicht wieder los in den wenigen Minuten, die dieser erste Besuch nur währen durfte. Sein Kopf in den weißen Kissen, von der Blässe der Krankheit mehr noch vergeistigt als ehedem, erschien Gisela edel, die Augen in ihrem Freudestrahlen voller Leben und Seele, und die widerstrebende Kraft in ihr regte sich geringer. In seinen von angestrengter Arbeit wie ausgemeißelten Zügen fand Gisela deutlich die Spuren der Vergeistigung. Dieser Kopf zeigte die Runen von Forschungskämpfen, die menschlichen Gesichtern Bedeutung und Größe geben. Es dünkte sie heut nicht ganz unmöglich, die Liebe dieses duldenden Mannes zu empfangen. Zum ersten Male regte in ihr sich so etwas wie Stolz. Stolz darauf, daß der erlesene Mann sein Sein so innig an das ihre geknüpft, eine Regung, die stärker ward und wuchs, als Gisela, nach kurzem Verweilen im Krankenzimmer, draußen auf dem Gange den Kurier des Königs sah, der Nachrichten über das Befinden des Professors einzog, sowie ein Rudel von Berichterstattern, die der gleiche Zweck herbeigelockt hatte. An einen Unwürdigen, das sah Gisela, würde sie sich nicht verschenken. Alfred stand menschlich, seinem inneren Werte nach, hoch über ihr, das wußte sie, — nur leider, daß Hinaufblick und Bewunderung ihr weder Liebe noch Leidenschaft wecken konnten — aber es gab sicherlich zahllose Ehen, die ohne diese Sturmtriebe geschlossen und dennoch erträglich wurden. Entschloß sie sich zu diesem Schritt, so brachte sie eben ein Opfer, das durch den Wert dessen, dem es galt, seine ganz besondere Weihe erhielt. Am nächsten Morgen fand Gisela ein Schreiben des dirigierenden Arztes vor, in dessen Sanatorium Ingelheim lag. Der Arzt gab

seiner Freude über die Wirkung dieses ersten Besuches Giselas bei dem Kranken Ausdruck. Er habe Wunder getan. Der Patient fühle das selbst sehr deutlich und habe von der ihn beglückenden günstigen Wendung in seinem Befinden an diesem Morgen der Großfürstin in einem Telegramm Mitteilung gemacht. Gisela fühlte mit Erstaunen, in welchem Grade diese Botschaft sie erfreute. Es war lange her, daß ihr eine so wundervolle Empfindung von Genugtuung und Zufriedenheit beschieden gewesen. Dieses Gefühl wuchs, als sie, das Krankenzimmer betretend, beim ersten Blick die vorteilhafte Veränderung erkannte, die mit dem Leidenden vorgegangen war. Sein Auge hatte die Mattigkeit nicht mehr wie noch gestern in Momenten der Erschöpfung. Seine Bewegungen deuteten, fester und sicherer, auf ein entschiedenes Zunehmen und Wiederkehren der Kräfte. Heute durfte Gisela ein wenig am Bett verweilen, und — sie empfand Rührung über die tiefe Dankbarkeit, die Ingelheim für ihr Kommen zeigte. Als Gisela auf einen Wink des Arztes sich verabschieden wollte, ging ein Schatten über die Züge des Kranken.

„Wann werden Sie wieder abreisen?" fragte er mit dem Ausdruck beklommener Angst. Gisela horchte betroffen auf und sagte verwirrt: „Ich bleibe noch." Dann huschte sie hinaus. Zuerst überkam sie von neuem der Gedanke der Flucht. Noch konnte sie zurück. Ingelheim ahnte nicht, mit welchen Entschlüssen sie zu ihm gekommen war. Er hielt diesen Krankenbesuch für einen Freundschaftsdienst, den die Großfürstin gewünscht und veranlaßt, und rechnete damit, daß Gisela nach einigen Tagen wieder dahin zurückkehren würde, von wo sie gekommen war. Sollte sie fliehen? Sollte sie mit einem raschen Entschluß vor alledem sich retten, was ihr hier drohte? Noch hatte sie ihr Schicksal in der Hand. Konnte sich wenden, wohin sie wollte. Es bedurfte nur eines raschen Bruches mit der ganzen Vergangenheit, eines Losreißens von Luisen vor allem — und der Weg vor ihr lag frei, ihr Los durchaus in ihrer Hand. Aber dann sah sie die flehenden Augen Ingelheims vor sich, und mit eins ward ihr klar, daß sie die Kraft nicht hatte, sich zu befreien. Wohin, wohin, wann sie frei war? Sie wußte es nicht.

Selbst der Gedanke, den Schleier zu nehmen, erschien ihr nun gleichfalls nur als der Ausfluß absoluter Ziellosigkeit, von dem Entsetzen geboren, das ihr der jähe Tod des jungen Fürsten bereitet hatte. Denn sie hatte von dem lebendigen religiösen Drange ihrer frühesten Jugend viel verloren. Hatte dieser genügt, ihr den Gedanken eines Klosterlebens damals lebendig zu machen, so drängte sich ihr jetzt die Flucht in Nonnenabgeschiedenheit nur immer dann auf, wann sie im Leben nicht weiter wußte. Aber sie war sich klar darüber, daß sie mit ihren abgeschwächten religiösen Regungen und Bedürfnissen heute gar nicht mehr das Recht hatte, sich in eine Klostergemeinschaft zurückzuziehen. Draußen in der Welt war sie heimatlos. Bei Luisen hatte sie auch keine Heimstatt mehr, da die Freundin selbst ihr ihren Platz hier bei Ingelheim anwies. Und sie traf damit vielleicht durchaus das Richtige, denn hier bei dem Kranken hatte Gisela seit

endloser Zeit zum ersten Male wieder die Empfindung, eine Lücke auszufüllen, fühlte sie die Genugtuung, notwendig zu sein, hatte sie das beglückende Gefühl, allein mit ihrer Gegenwart schon zu beschenken. Nein, hier war eine Aufgabe, ein Zweck, eine Berufung. Es war etwas, die Macht zu besitzen, diesen Mann dem Leben und seinem Werke wiederzugeben. Das wollte sie. Sie entschloß sich nun — und, daß der Kranke ihren Besuch nur als das flüchtige Geschenk von wenigen Tagen ansah, daß er so gar nicht auch nur die Hoffnung oder den Wunsch mehr zu äußern wagte, sie bei sich zu halten, — sie für immer um sich zu sehen, — das rührte Gisela und steigerte die Freude in ihr, den demütigen Mann mit dem großen Geschenke zu überraschen. Ihr schlug das Herz vor Erwartung, wenn sie sich vorstellte, wie sie ihm langsam Schritt vor Schritt klar machen würde, wozu sie eigentlich gekommen war, darauf sollte er nur ganz allmählich gebracht werden. Es mußte wundervoll sein, zu beobachten, wie das auf ihn wirkte und wie er in der so unerwarteten und märchenhaften Erfüllung seines Herzenswunsches gesunden und genesen würde ... Je tiefer Gisela in diese Träume sich einspann, eine um so größere Freudigkeit überkam sie. Jedes frohe Lächeln, das sie dem Kranken abgewann, war ihr Gewinn, und ihre Tage erhielten Wert und Weihe in diesem Samariterdienst, der ihnen Inhalt und Bedeutung gab. Ingelheim hatte Gisela gefragt, ob sie in dem von ihr ererbten kleinen Palais Wohnung genommen habe. Sie hatte verneint. Sie wohnte im Hotel. Jenes Haus sei nicht im Stande. Alle Räume seien verschlossen, einzig ein Kastellan lebe dort. Ingelheims Frage machte Gisela nachdenklich. Sie erinnerte sich, daß er einmal angeregt hatte, sie solle ihm das Palais mietweise überlassen. Als sie heute, an einem milden Ianuarnachmittage, von Ingelheim kam, fuhr sie bei ihrem alten Palais vor, das sie damals, vor zwei Monaten, in den Erregungen jenes kurzen Aufenthaltes in der Hauptstadt nur flüchtig angeschaut hatte, und ließ sich von dem alten Kastellan durch die Räume führen. Sie lagen in der matten Wintersonne still da und muteten mit den alten schönen Möbeln und Bildern höchst traulich an. Das altmodische vornehme Grundstück hatte ein Erdgeschoß, zu dem eine Rampe emporführte, und einen ersten Stock. Es waren im ganzen zehn Zimmer, darunter einige von ansehnlichen Maßen, die zu gesellschaftlichen Zwecken gedacht waren. Ein herrlicher alter parkartiger Garten, jetzt eine Seltenheit in der Residenz, schloß sich an den geräumigen Hof, der Ställe, Wagenremise und Kutscherwohnung aufwies. Der Erlös des inzwischen verkauften Gutes hatte Gisela instand gesetzt, dieses Stadtgrundstück, das fast schuldenfrei war, ohne Einengung behalten zu können. Nun hatte sie den Wunsch, Ingelheims Wohnstätte zu sehen. Er wurde leicht erfüllt, als der Patient, der jetzt schon stundenweise das Bett verlassen durfte, einige Bücher verlangte, die Gisela aus seiner Wohnung von dem dort verbliebenen Diener holte. Sie hörte von diesem, daß der Professor lange schon den Wunsch gehabt habe, diese Wohnung zu verlassen, weil kein Sonnenstrahl in sie drang. Gisela faßte einen kühnen Entschluß.

Sie wollte bis zu Ingelheims Genesung dessen Umzug ohne sein Votwissen in ihr eigenes Stadthaus bewerkstelligen. Sie setzte sich kurzerhand mit einem Einrichtungs-unternehmer in Verbindung, ließ ihr Häuschen von oben bis unten auffrischen, erneuern und wohnlich machen und bestimmte die schönsten Räume des ersten Stockes für des Professors Bibliothek und Arbeitsstätte, vollzog die Übersiedelung seiner Bücher und Möbel und sagte dem Genesenden von alledem kein Wort. Er merkte ihre starke Geschäftigkeit wohl, fragte auch argwöhnisch nach deren Gründen. Sie aber schützte noch immer Erbschaftsangelegenheiten vor. Nun war sie bereits drei Wochen in der Hauptstadt, und obschon ihm die Frage alltäglich auf den Lippen schwebte, wann Gisela wieder abreisen würde, so tat sie Ingelheim dennoch nicht. Es war, als fürchte er, zu hören, daß ihre Anwesenheit nun doch ihr Ende finden müßte.

In der Dämmerung des Abends saß der Genesende am Fenster im schwarzen Sammetjackett und blickte nachdenklich in den kahlen beschneiten Garten des Sana-toriums hinaus. Es dunkelte. Gisela saß neben Ingelheim, der ihre Hand in der seinen hielt.

„Noch drei Tage," sagte er zaghaft, „und dann soll ich das Sanatorium verlassen."

„Sie sagen das, lieber Freund, als litten Sie dabei", bemerkte Gisela lächelnd.

„Nun ist auch das vorüber", seufzte er.

Gisela lachte herzlich auf. „Hat man je einen Kranken gesehen, der sich so schwer von seinem Leiden trennt?"

„Sie sind mein Leiden", seufzte Alfred und neigte sich auf Giselas Hand herab, die er küßte.

„Sein Leiden, lieber Professor, muß jeder sehen, so rasch als möglich los-zuwerden."

„Warum quälst du mich?" klagte er.

„Halt! Halt!" rief sie und hielt ihm den Mund zu. „Dazu haben wir noch keine ärztliche Erlaubnis. Gemütsangelegenheiten sind noch streng verboten. Diese drei Tage, das ist ehernes Gesetz, bleibt alles noch, wie es ist. Sie sind der Patient, ich die Pflegeschwesier. Ich lehne jede außeramtliche Auseinander-setzung vorerst noch mit entschiedener Strenge ab."

Er sah sie mit traurigen Augen an. „Wann reisen Sie?" fragte er, und Gisela hörte mit Ergriffenheit die ganze schmerzliche Spannung heraus, in der er diese Frage tat. „Ich denke noch gar nicht daran. Mein Urlaub ist unbegrenzt. Ich habe meiner Herrin versprochen, ihr Iugenbideal, ihren Kindertraum, den großen Professor, nicht eher zu verlassen, als bis er mich wegschickt."

„Gisela," flüsterte Ingelheim, „wenn das wahr wäre — so —"

Sie hielt ihm den Mund zu. „Das ist wieder außeramtlich. Da kommt der Herr Doktor. Jetzt wird der gelehrte Herr in die Federn gesteckt."

Sie erhob sich und gab ihm die Hand.
„Adieu, schlafen Sie süß. Mein Dienst ist heute beendet. Morgen wieder lustig!" Mit einem Lachen huschte sie hinaus.
Sie fuhr geradenwegs nach ihrem Palais, das nun fir und fertig zu Ingelheims Aufnahme bereit stand. Alles war frisch tapeziert, geweißt, gebohnert, gestrichen, blitz und blank. Die Läufer auf den Treppen erneuert, Gardinen und Vorhänge frisch — die BibliotKek mit Hilfe eines der Assistenten aufgestellt — hier und da ein herrlicher alter Perserteppich eingefügt — die Sache machte sich prächtig. Nur der fatale Farben- und Malergeruch! Gisela ließ sämtliche Fenster in der Nacht öffnen und die Zentralheizung, die auch neu eingebaut worden war, nach Kräften arbeiten . . .
Sie lächelte, als sie das Werk jetzt vollendet vor sich sah. Dies Haus, dieser alte Sitz eines militärischen Grandseigneurs, in knapp drei Wochen freilich bei Tages- und Nachtarbeit umgemodelt, umgewandelt, umgezaubert in ein vornehmes Gelehrtenheim mit Riesenbibliothek, Archiv und Schreibstuben. Selbst das unheimliche kleine kriminalistische Museum war untergebracht mit seinen scheußlichen Verbrecherfratzen, Idiotenphotographien, Mordwerkzeugen, grauenvollen Wachspräparaten, Meß- und Feststellungsapparaten — dem ganzen Inquisitionswertzeug des modernen Kriminalwesens . . .
Sich die Hände reibend schlenderte Gisela durch die Zimmer, gab noch telephonisch Ordre, ins Vestibül reichen Blumen- und Pflanzenschmuck, sowie Sträuße in die Zimmer zu übermorgen zu stellen, und malte sich aus, wie es sein würde, wenn sie den überraschten, Ahnungslosen hierher ins neue Heim führen würde. Ihr war, als wäre Weihnachten. Es gab wirklich einen stets und immer beglückenden Sport auf dieser Welt: Andere zu erfreuen, das fühlte Gisela. Sie setzte sich an Ingelheims Flügel ins Musikzimmer und trommelte einen verrückten Niggertanz herunter. Es klang seltsam in diesen alten schweigenden ernsten Räumen . . .
Und nun war der große Tag herangenaht. Die Wintersonne strahlte golden, als zur Mittagszeit Alfred von Ingelheim in einem geschlossenen Wagen an Giselas Seit? das Sanatorium verließ. Der Professor war noch schwach auf den Beinen und atmete in tiefen Zügen die milde frische Luft ein. Er war bewegt, saß bleich in seinem Pelz und großen schwarzen Schlapphut im Wagen, die Lippen herb geschlossen, und blickte mit unruhigen Augen auf das ihm jetzt ungewohnte Straßenbild. Er hielt Giselas Hand noch fester als sonst und sagte traurig: „Arbeit ist mir vorerst versagt. Sagen Sie bloß, was soll ich nun anfangen?"
„Wir werden uns fchon die Zeit vertreiben."
„Also Sie reisen noch nicht?"
„Ich denke nicht daran."
„Gisela! ..." Eine belebende Röte schoß in sein blasses Gesicht.
Jetzt sprach er nicht mehr. Er hatte Giselas Rechte in seine beiden Hände genommen und hielt sie so fest, sah sie hin und wieder mit Blicken der Be-

wunderung verstohlen von der Seite an. In ihrem schwarzen Sammetkostüm mit dem geschwungenen großen Federhute sah sie wie ein Schloßfräulein aus, das eben vom Pferde gestiegen war. Ihre Wangen glühten, und Blitze schossen aus ihren Augen. Er ahnte ja nicht, mit welch atemloser Spannung sie da neben ihm die Fahrt mitmachte. Jetzt waren sie ins Herz der Stadt gekommen, und in wenigen Augenblicken mußte das Ziel erreicht werden. Alfred hatte des Weges nicht acht, sonst hätte er schon merken müssen, daß die Fahrt nicht nach seiner Wohnung ging. Er stutzte erst, als er die Rampe hinauffuhr, sah erschreckt hinaus und blickte ratlos umher. Jetzt hielt das Gefährt vor dem bekränzten geöffneten Portal. Ingelheims Diener riß den Schlag auf, die Assistenten traten heran, begrüßten glückwünschend den Chef, dem sie jetzt aus dem Wagen halfen. An Giselas Arm bettat er totenbleich das Haus, das er mit wirren Blicken musterte. Auf der Treppe zum ersten Stock schwankte er und murmelte Unverständliches. In seinem neuen Arbeitszimmer angelangt, musterte er sprachlos die vertrauten Bücher in den alten Regalen. Aber als man ihm den Pelz abnahm, flüsterte er matt: „Ich will nach Hause — nach Hause ..."

Ergriffen fing Gisela den Wankenden in ihren Armen auf.

„Du bist zu Hause," sagte sie leise. Aber er hörte es nicht, das liebe Wort. In einer Ohnmacht sank er zu Boden . . .

(Fortsetzung folgt.)

R
u
n
s ch
a
u

Politische Rundschau.

Von Professor Dr. Ludwig Stein.

Wir leben in fieberhafter politischer Spannung. Alle anderen Interessen treten augenblicklich hinter der schicksalsschweren Frage zurück: Bis auf die Zähne bewaffneter Frieden oder bis zur Vernichtung führender Weltkrieg? Durch den Balkankrieg ist in Europa eine neue Konstellation entstanden. Bildete die Türkei bisher das Zünglein an der Wage im europäischen Gleichgewicht, so hat sich infolge des völligen Zusammenbruchs dieses dem Tode verfallenen Staatengebildes eine empfindliche Verschiebung der politischen Wagschale zugunsten der Ententemächte vollzogen. Die slawischen Völker am Balkan gelangen zu einer Machtstellung, die der Weitsichtigste kaum ahnen konnte. Sie sind infolge ihrer Bündnispolitik ein strategischer Faktor geworden, an welchem kein verantwortlicher Politiker Mitteleuropas achtlos vorübergehen kann.

Es ist nicht Übermut oder herausfordernde Angriffspolitik, sondern unabweisliches Gebot der Selbsterhaltung, wenn die Armeen bis zum Marimum ihrer Leistungsfähigkeit gesteigert werden. Freilich ist diese Risikoprämie für die Behauptung des europäischen Friedens eine so drückende wirtschaftlich« Last, daß die dargebrachten Opfer fast die Kosten eines Krieges aufwiegen. Aber die blühenden Menschenleben bleiben uns erhalten, und das ist ein weit kostbareres Kapital, wie es die wirtschaftlichen Opfer sind, die den Höher- und Höchstbesitzenden heute zugemutet werden. Handelte es sich um Angriffsgelüste oder Eroberungspolitik, so würde das deutsche Volk nicht mitgehen, denn es ist politisch saturiert und wünscht sich keine anderen Grenzen, als die jetzigen. Das Deutsche Reich ist vom reinen Agrarstaat zum Industriesystem übergegangen. Wir haben Milliarden in Fabriken und Maschinen angelegt, um mit unseren wirtschaftlichen Erzeugnissen den Wettbewerb mit den bochentwickelten Industriestaaten auf dem Weltmarkte aufnehmen zu können.

Unsere Arbeiter sind in der Industrie voll beschäftigt, und wenn wir in Europa Frieden behalten, gehen wir einer wirtschaftlichen Entwickelung ent-

gegen, welche alles hinter sich läßt, was selbst die optimistisch gestimmten Nati,?-nalökonomen prophezeit haben. Im letzten Jahrzehnt sind in amerikanischem Tempo bei uns Werte geschaffen worden, deren reiche Entwicklungsmöglichkeitei: heute kaum übersehbar sind. Alle diese Werte würden wir in einem europäischen Kriege aufs Spiel setzen, die ganze Produktion lahmlegen, die Industriearbeiter aufs Pflaster setzen und eben damit innere soziale Verwicklungen riskieren, ohne jede Aussicht auf ein politisches Äquivalent. Selbst im günstigsten Falle dls entscheidenden Sieges wäre das Deutsche Reich in der bittersten Verlegenheit, wenn ihm anderssprachige und fremdnationale Gebiete als Siegesbeute zufielen, die es in Generationen nicht zu assimilieren vermag. Nur um die Behauptung des Besitzstandes handelt es sich, denn diese ist und bleibt das ^oli ine taubere der nationalen Ehre und Würde.

Dieser Besitzstand ist durch die territoriale und strategische Verschiebung im Osten gefährdet. Das machte die neue Militärvorlage unausweichlich. Daher die gruße Opferbereitschaft für die geforderte Milliarde. Man mag über den Zeitpunkt der Verkündigung der Militärvorlage, insbesondere über die Opportunität der Veröffentlichung vor Abschluß der Londoner Friedensverhandlungen und unmittelbar vor der Auflegung der neuen Anleihe geteilter Meinung sein — in einem Punkte herrscht in den bürgerlichen Parteien völlige Übereinstimmung: die neuen Rüstungen sollen nicht dem Angriff, sondern nur der Verteidigung dienen. Das fünfundzwanzigjährige Regierungsjubiläum des Kaisers wird nicht dem Kriegshelden, sondern dem Friedensfürsteu gelten.

Die Anzeichen der Entspannung mehren sich von Tag zu Tag. Rußland und Oesterreich haben nach langwierigen Verhandlungen mit der Abrüstung begonnen. Ein schwerer Alp ist damit von den Völkern genommen. Das Romanow-Jubiläum konnte keinen glücklicheren Abschluß finden, als durch dieses Eingehen auf die Abrüstungsvorschläge des allverehrten Trägers der habsburgischen Krone. Selten hat ein Monarchenbrief glücklichere Folgen gehabt, als das Schreiben des Kaisers Franz Josef an den Zaren. Alle heimi-

schen Glossen der Vorlauten über „Briefe, die ihn nicht erreichten" erwiesen sich angesichts der erfolgten Abrüstung als leere Hintertreppenweisheit. Die Tatsache der erfolgten Abrüstung spricht die beredteste Sprache. Europa atmet wieder auf. England und Deutschland haben sich genähert. Die letzten Erklärungen von Asquith sind der erfreuliche Echoschall, der zu uns herübertönt. Tirpitz war vorangegangen, Asquith ist ihm gefolgt. Die Arbeit des letzten Jahres war nicht vergeblich. Man hat jetzt angefangen, sich endgültig zu verstehen. Wenn England und Deutschland zusammengehen, dann ist für den europäischen Frieden nichts zu fürchten.

Militärische Rundschau.

Von Oberstleutnant a. D. le Iug«.

Die Ankündigung der neuen Wehrvorlage, die von seiten unserer Regierung wohl mehr „der Not gehorchend als dem eigenen Trieb" erfolgte, entsprach einem fast allgemeinen Verlangen des deutschen Volkes, das sich selbst bis in die Reihen der sozialistischen Wähler hinein erstreckte. Vor allem sollte dadurch endlich die große Ungerechtigkeit beseitigt werden, die in einer jährlichen Zurückstellung von weit mehr als 80 000 noch durchaus wehrfähiger Jünglinge vom Friedensdienst von jeher vorgelegen hatte und durch die stete Volksvermehrung Deutschlands naturgemäß immer

schärfer zum Ausdruck kommen mußte. Dem seit lange gehegten Wunsche einer einsichtigen patriotischen Mehrheit nach einem umfangreichen Ausbau unserer Wehrorganisation kam die neuerdings eingetretene, für uns zweifellos bedenkliche Verschiebung des Gleichgewichts auf der Balkanhalbinsel zu statten, wesentlich aber hat dazu auch die fortgesetzte Agitation der Nationalisten und Chauvinisten jenseits der Vogesen beigetragen, die nicht abließ, das ganze Volk und namentlich die parlamentarischen und sonstigen einflußreichen Kreise der Hauptstadt immer mehr in den Gedanken hinein zu treiben, daß der Ausbruch des Rachekrieges nahe sei.
Unter solchen Umständen bedeutet die deutsche Wehrvorlage, die zugleich den Friedensstand unseres Heeres auf die ursprüngliche Norm von 1 v. H. der Bevölkerungsziffer bringen soll, jedenfalls ein notwendiges Mittel zur sicheren Führung gegen zwar noch nicht bestimmt vorauszusehende, aber immerhin möglich« Gefahren von unseren offenen Grenzen her; sie ist aber zugleich auch ein ernst auf unsere militärische Macht hinweisendes Warnungssignal für jeden, den es angeht.
Wenn unsere westlichen Nachbarn, mit denen das deutsche Volk so gern in Frieden und Freundschaft leben möchte, diese Maßnahmen unserer Regierung, hinter der alle nationalen Parteien unseres Landes stehen, für eine Kriegsgefahr ansehen wollen, so ist dies nur zu bedauern: Jedenfalls aber zeigten bisher die offiziellen Stimmen, die aus den Kreisen der Lenker des französischen Staatsschiffes zu uns herübertönten, daß wenigstens diese angesichts des chauvinistischen Ansturms ihr klares Urteil noch nicht eingebüßt haben, und es ist daher zu hoffen, daß die Kreise der Intelligenz allmählich den Sieg über die Kriegspartei davontragen werden.
Der Plan, durch den Frankreich unsere militärischen Sicherungsmaßregeln zu erwidern und troy seiner etwas über 38 Millionen zählenden Be, völkerung gegenüber unseren rund 6? Millionen unwirksam zu machen hofft, ist ohne Zweifel großartig und beweist eine so erstaunliche Opferwilligkeit einer ganzen Nation, daß man nur bewundernd davon Kenntnis nehmen

kann: die Einführung der bereits vom obersten Kriegsrat einstimmig angenommenen dreijährigen Dienstzeit unter der Fahne ohne jede Ausnahme bedeutet nicht bloß eine enorme Ausdehnung der Wehrpflicht des französischen Volkes auf etwas über 2 v. H., sondern muß sich auch auf das ganze wirtschaftliche, kulturelle und gesellschaftliche Leben der Nation als eine furchtbare Belastung legen. Von den enormen Kosten, die dieses Projekt naturgemäß verursachen muß und von denen zunächst eine halbe Milliarde angefordert worden ist, soll dabei noch nicht einmal gesprochen werden, da dieselben von dem reichen Lande unschwer getragen und leicht durch die Einführung einer Einkommensteuer gedeckt werden würden.

Die gegenwärtige Stärke des französischen Heeres auf Friedensfuß beläuft sich auf rund 485 000 Mann, einschließlich 44 000 Kapitulanten auf 3 bis 5 Jahre, aber ohne das im Mutterlande stehende Kolonialkorps (28 000 Mann), ferner 42 000 Unteroffiziere, 29 000 Offiziere und 39 000 Mann des Service auriliaire und der Verwaltungstruppen (Schreiber, Arbeiter, Sanitätspersonal, Burschen usw.). Durch die wohl kaum noch zweifelhafte Einführung des dritten Dienstjahres für alle Waffen, mit Ausdehnung dieser Verlängerung bereits auf den unter der Fahne befindlichen Jahrgang 1911, würde sich die gesamte Friedensstärke des Heeres auf etwa 810 000 Mann erhöhen (einschließt.

58 000 Mann ohne Waffen des vorerwähnten Hilfs- und Verwaltungsdienstes), von denen etwa 80 000 Mann in Afrika stehen.

Bei uns sind die bevorstehenden Regierungsvorschläge zur Verstärkung unserer Wehrmacht bis zu diesem Augenblick leider immer noch in ein Dunkel gehüllt, das nur zuweilen durch einzelne Pressemitteilungen unsicher unterbrochen wird. Selbst über die Ziffer der jährlichen Erhöhung der Friedenspräsenz gehen die Ansichten auseinander: früher rechnete man mit 50 000, jetzt hört man von 68 000 Köpfen, was einschl. 4000 Offizieren und 15 000 Unteroffizieren in zwei Jahren ein Mehr von 136 000 Köpfen ergeben würde. Tatsächlich waren nach der letzten offiziellen „Übersicht der Ergebnisse des Heeresergänzungsgeschäftes für 1911" der Ersatzreserve als nur „bedingt tauglich" oder „zeitig untauglich" 85193 Mann zugewiesen, die mit den wegen hoher Losnummer überzähligen und zurückgestellten 3000 Mann zum größten Teil zur Einstellung gelangen könnten, ohne das allgemeine Niveau der körperlichen Brauchbarkeit unseres Heeres merkbar herabzusetzen.

Nach dem Etat für 1913 zählt das deutsche Heer rund 678 000 Köpfe, einschl. 28 000 Offiziere, 94 500 Unteroffiziere und 15 000 Einjährige; durch Heranziehung eines Mehr von 68 000 Köpfen würde sich die Gesamtziffer für das erste Jahr auf 746 000 Köpfe erhöhen, nicht auf 8—900 000 Mann, wie die nationalistische französische Presse fabelt. Es ergibt sich hieraus, daß uns das an Bevölkerungsziffer so nachstehende Frankreich nach Ausführung seines neuen Wehrplanes also tatsächlich in der Friedensstärke sofort noch überlegen wäre, wogegen allerdings in Betracht zu ziehen ist, daß von mehr als Dreiviertel unseres Mannschaftsfriedensstandes die Hälfte jährlich zur Reserve übertritt, in Frankreich aber immer nur ein Drittel desselben, Offiziere und Kapitulanten natürlich ausgeschlossen. Aber Frankreich hat andererseits durch seine dreijährige Dienstzeit zweifellos den gewaltigen Vorsprung eines tatsächlich im Frieden besser, weil länger ausgebildeten Heeres in allen seinen Graden, sowie

einer durch seine Ergänzungsformationen, Kavalleriedivisionen usw., gut vorbereiteten schnelleren Überführung der Reserven in den Rahmen des Kriegsheeres, sowie schließlich den weiteren Vorteil einer gesetzlichen Ausdehnung der Wehrpflicht bis zum 48., statt bei uns 45. Lebensjahre.

Auch auf den einzelnen Gebieten, auf die sich die Vermehrung und zugleich Verbesserung unserer gegenwärtigen Heeresorganisation erstrecken dürfte, herrscht bis zu diesem Augenblick noch keine Klarheit. Immerhin steht im großen und ganzen fest, um was es sich dabei handeln wird, da man sich ja in militärischen Kreisen über die schlimmsten Lücken in unserem Heereswesen längst einig war. Nur bezüglich der Schaffung von Kavalleriedivisionen schon im Frieden, nach dem Vorbilde des französischen Kadergesetzes, herrscht große Meinungsverschiedenheit: es erscheint jedoch wohl sicher, daß man bei uns, vor allem wohl auf General von Bernhard i's Autorität hin, von der Errichtung solcher schon im Frieden Abstand nehmen wird, obwohl die Zahl auch gegensätzlicher prominenter Vertreter dieses Gedankens in der Armee nicht gering ist (Generale v. Moser, Lietzmann, Keim u. a.).

Ganz sicher ist ferner, daß man nicht wieder auf die milizähnliche Ausbildungsperiode unserer Ersatzreserve, wie sie 1880—1892 bestanden hat, zurückgreifen wird, obwohl auch dieser Gedanke bei uns noch bis vor einiger

Zeit zahlreiche Anhänger besaß. Auch neuerdings brachte ein großes hauptstädtisches Tageblatt noch einen vielbemerkten Aufsatz („Militaria"), in dem für diese Art der Ausbildung eine Lanze gebrochen wurde. Allein demgegenüber ist doch zu bemerken, daß allein schon die beiden letzten großen Kriege, im Osten und jetzt auf der Balkanhalbinsel, deutlich gezeigt haben, daß in einem modernen Feldzuge und im blutigen Ringen der Riesenarmeen mit einander derartige Anforderungen an die militärische Dienstausbildung des Einzelnen wie der ganzen Truppe sowohl hinsichtlich des Waffengebrauches und der taktischen Gewöhnung wie bezüglich einer in Fleisch und Blut übergehenden Disziplin gestellt werden, daß ihre zuverlässige Erlangung nur durch eine gründliche, langandauernde Friedensarbeit möglich ist: Lüle Burgas und Kirk-Kilisse haben es bewiesen, daß eine minderwertige Truppe (Redifs des alten Regimes) geradezu verderblich auf die anderen besseren Teile des Heeres einwirken und sogar Paniken der schlimmsten Art hervorrufen kann, wie andererseits die glänzenden Erfolge der Japaner und der Bulgaren den bewundernden Zeitgenossen vor Augen geführt haben, daß auch der Zahl nach schwächere, aber trefflich ausgebildete und disziplinierte Truppen einem minder gut ausgebildeten Gegner heutzutage immer überlegen sind. Wenn man demgegenüber hervorheben wollte, daß doch die Schweiz nur ein milizartiges Wehrsystem kennt und unser Kaiser trotzdem Gelegenheit nehmen konnte, sich noch vor kurzem höchst anerkennend über die Leistungen von Führer und Truppe auszusprechen, so ist darauf kurz folgendes zu erwidern: Nach Lage der Dinge hat die Republik der Eidgenossen doch nur mit einem Verteidigungskriege zu rechnen, für den die orohydrographischen Verhältnisse der Grenzen wie des ganzen Landes wie geschaffen sind, da sie dazu eine unendliche Menge natürlicher Positionen von fast uneinnehmbarem Charakter und eine Fülle von für jeden Angreifer höchst gefährlichen Defileen (Straßen, Flußübergängen, Pässen, usw.) darbieten. Hier allein ist eine von Jugend auf im Waffengebrauch geübte und für ihre militärische Aufgabe be-

geisterte, fest in sich geschlossene und praktisch organisierte Landesmiliz brauchbar, die in der offenen Feldschlacht durchaus versagen würde. Bei unserer heutigen Infanterie — und nur um diese könnte es sich ja bei einer milizartigen Ausbildung überhaupt handeln, denn die anderen Waffen brauchen für ihren noch vielseitigeren und spezialisiert«ren Dienst eine noch längere Ausbildungszeit — könnten aber die jetzt so sehr gesteigerten Anforderungen an diese Waffe, vor allem bezüglich des gefechtsmäßigen Schießens und der taktischen Durchbildung im Hinblick auf Geländebenutzung, Feuerdisziplin und bezüglich der sonstigen verschiedenen Gebiete des Felddienstes in wenigen Wochen unmöglich so erfüllt werden, daß sie dem einzelnen Kämpfer nicht nur äußerlich angewöhnt werden, sondern ihm sozusagen in Fleisch und Blut übergehen. Vor allem aber ist es die innere soldatische Ausbildung, die Disziplin, die selbst in schlimmen Situationen nicht versagt, die Entschlußfähigkeit und das Verständnis für selbständiges richtiges Verhalten in den verschiedenartigsten Gefechtslagen und entscheidenden Momenten, die einem nur in wenigen Wochen „abzurichtenden" Mann nicht beigebracht werden können. Daher empfiehlt es sich nicht, die bisherigen Ersatzreservisten nur milizähnlich zu drillen und aus ihnen „Talmisoldaten" statt richtiger Krieger zu machen.

In der Erkenntnis, daß eine Miliz

als Feldheer heutzutage nicht mehr mitsprechen kann, sehen wir übrigens auch die in einem etwaigen Kontinentalkriege sich am meisten bedroht fühlenden kleinen Staaten Belgien und Holland neuerdings ihr Heerwesen, das bisher einen mehr milizähnlichen Charakter trug, nach der Richtung eines modernen Heerwesens vergrößern und ausbauen, und Englands Fiasko hinsichtlich seiner Territorialmiliz ist eben erst im Oberhause von fast allen Parteien anerkannt worden. Über die Heerwesen dieser drei Staaten und ihre Stellungnahme zu der gegenwärtigen kriegsdrohenden Haltung Frankreichs, das unverkennbar auf sie mehr oder minder zu hoffen scheint, ein anderes Mal. Ausgesprochen sei nur noch die Befriedigung über die kühle Zurückhaltung Albions gegenüber den Werbungen von Frankreich, wie solche neuerdings hinsichtlich einer eventuellen Teilnahme des englischen Erpeditionsheeres auf dem Kontinent sowohl durch den Mund des Premierministers, sowie auch in den Spalten eines großen Teiles der angesehensten Presse, der Westminster Gazette, Daily News, Daily Chronicle, ja sogar durch die Feder des Obersten Repington in der „Times" zum Ausdruck gebracht worden ist. Unsere Zeitschrift hat begreiflicherweise besondere Ursache, von dieser Erscheinung befriedigt zu sein, für die ihr Herausgeber seit langem so energisch eingetreten ist.

Berlin, den 14. März 1913.

Literarische Rundschau.

Von Friedrich Stein, Berlin.

(Fritz Mauthner „Der letzte Tod des Gautama Buddha.")')

Seit sehr langer Zeit wissen wir mehr minder Zutreffendes über Silkjamuni, den Buddhagewordenen, ihn den Königsohn Siddhartha Gautama, aus dem Geschlechte der Sittja. Über ihn, der, allem Erdenwohl entsagend, sich selbst in Armut und Hauslosigkeit gebannt. Wir wissen von diesem Buddha, dem Vollendeten, daß er ein Bekenntnisträger, eine Weltmacht geworden. Ein Ideengewaltiger über der Menschen Denken. Gar manches noch haben wir erfahren, aus mehr minder tiefschöpfenden Erklärungen der Forscher und Sucher, der Gottvergleicher, von den» Lehren, Weisungen und Aus-

I) Verlag von Georg Müller-MUnchen.

legungen des Unsterblichen, des Menschenerziehers Buddha, des Vollendeten. Und heut hat ein Dichter-Philosoph, der zugleich ein Sprachbeherrscher und Gedankenerzieher ist, heut hat Fritz Mauthner unternommen, grade des Unsterblichen Sterblichkeit, des Gautama Buddha letzten Tod zu schildern. Diesen letzten Tod einer endgültigen Loslösung von Welt und Wiedergeburt, von erneuter Verflechtung in den Kettenzwang der Ursächlichkeit, die den Gegenwärtigen verantwortlich macht für sein Verhalten in allen früheren Daseinsformen. Diesen letzten Tod schildert Mauthner, wie er sich ihn denkt, in einer poetischen Spiegelung, in seiner Seele zartester Dildkraft. Nicht, wie der Heilige, wie der Gottgebieter Buddha ins Nirwana gleitet, nein, wie der Mensch, wie der gottentkleidete, der naturbesiegte Mensch, ein Mensch von außerordentlichen Gnaden der Seele, in das All sich auflöst, — so hat Mauthner, der Dichter im Philosophen, den sterbenden Buddha gesehen und geschildert.

Und es ist ein Schauen, wie das Überströmen einer vollen Daseinskraft, in die Mysterien der gedichteten Gestalt, als wolle ihr Schöpfer sich selbst erneuen zu einem Leben der Dauer in ihrer glücklichen Lösung.

Rundschau

In den letzten Tagen seines Lebens, das dem Buddha von der Legende achtzig Jahre gegönnt wird, überkommt ihn die Erkenntnis von der Köstlichkeit irdischen Daseins. Wie vor fünfzig Jahren einst eine andere Erkenntnis ihn erschüttert aus dem Leben der Daseinsfülle geworfen und zum Einsiedler gemacht. Diese langen, geruhsam schreitenden fünfzig Jahre der Entsagung, der Weisheit und Lehre, der Abtötung alles Weltverlangens, der Erkenntnis von des Lebens absoluter Nichtigkeit sind ihm ein stetig wissendes Sterben gew»sen. Ein sicheres, beruhigtes Sterben. Doch jetzt, da das ernste, das wirklich« Sterben s o l l e n mit seiner unausweichlichen Todforderung ihn antritt, da bebt zwar nicht seine Seele schreckverwirrt zurück, aber sein weltgewohntes Auge möchte, ganz menschlich-irdisch, das Labsal dieser Weltgewohntheit nicht hergeben. Und ihm, dem Buddha, ist ja doch jede Möglichkeit bereit. Er, der Buddha, der Vollendete, der unbegrenzte Dauer für sich gewinnen kann, er faßt in seiner Seele den Dauergedanken! Den Weltgedanken einer toderlösten Dauer in stillem Fortentsagen. Einer Dauer, unverflochten mit Wiedererstehen, weil unverbunden mit Sterben und Entgleiten. Nicht einmal das verpflichtete Wiedererstehen der Götter braucht ihn zu bedrohen, so der große, der unüberwindliche Dauergedanke welterstandene Wirklichkeit geworden. Durch ihn geworden, den Buddha, dessen Seele die Daseinswonne, die Süße der Gewohnheit erfaßt, auf der Erde zu sein, zu atmen. Und er wendet sich an seine Jünger, an den treuen An an da: „Dem Buddha ist gegeben, zu dauern, auf Erden zu dauern ein Weltenalter. Es ist euch doch lieb, liebe Brüder, wenn ich bei euch bleibe, bis ans Ende dieses Weltenalters?" Da erfährt er, der Buddha-Gott, das alltägliche Geschick aller alltäglichen Menschen: denen er unendliche Liebe und alles Wohltun gereicht, seine Geschöpfe, an seiner Weisheit und Lehre gewachsen und erhöht — sie wenden sich von seinen heißen Wünschen. Sie wollen sein Weiterleben gar nicht! Sie wollen von der Übermacht seiner großen Persönlichkeit befreit sein, um Raum zum Anbau für ihre Nachfolgerschaft zu finden. Dreimal

fragt er, der Buddha, der Vollendete. Und dreimal verleugnet ihn „der treue Ananda." Da faßt Hohn und Ekel di-
Seele des Todbereiten, und Ekel auch faßt ihn vor dem Dauergedanken der Todüberwindung. Der Buddha wirft auch noch das Leben über die Achsel, wie vordem er alles andere, den Inhalt eines Lebens, über die Achsel geworfen. Der Buddha wird den letzten Tod noch sterben, „den er nicht schuldig war." Denn der Buddha konnte noch leben, ein Weltenalter lang. Aber erwolltenicht! Jetzt nicht mehr!
Aber lehren konnte, wollte der Vollendete noch. Und er lehrte, was diese letzte Welterkenntnis ihm erschlossen. SeinefrühereWeisheit über Lehre und Zucht wandelte sich in die Lehre der Er lö sun g d ur ch Gü t e. Und auch hier wieder war das Los des Buddha-Gottes ganz wie das Los der Sterblichen des Alltags: sobald er aufhörte „Silbe für Silbe, Ton für Ton" vorzutragen, was er ein Lebenlang unermüdlich wiederholt, tat Staunen und Verwirrung in der Seele der Jünger sich auf. Aus dem Staunen erwuchs der Zweifel. Aus dem Zweifel stille Auflehnung. „Eine neue Sprache müssen wir lernen, ihr Brüder — nicht verstehen können wir mehr den Erhabenen." Und dieser — wie für sich: „Wer an der Spitze der Herde stehen will, muß die Sprache der Herde sprechen". Wie im Fieber des Denkens kam es über den Sterbenden und der Zweifel befiel seine fliehende

Seele, „der Zw«ifel an dem, was er fünfzig Jahre sich selbst nachgeredet hatte. Vorbei an allen neuen Fragen! Fragen ohne Antwort" ....

Und Buddha stirbt, nachdem er alles überwunden, alles über die Achsel geworfen: menschlich« Zweifel und menschliche Reue, den schnöden Undank der Beschenkten und Belehrten. Er überwindet menschliche Leiden, unsagbare Schmerzen, höllische Qualen mit selbstbeherrschter Würde, als ob er an einem Andern sie ruhig beobachtete. Er überwindet alle lockende Schönheit der Natur und lernt, sterbend, von den Schmetterlingen und Immlein höhere Weisheit, als er je gelehrt. Er überwindet zuletzt den höhnenden Tod, den bleichen Mara, den Allesüberwinder. Und er verlöscht, noch segnend im Verlöschen. Er löscht aus in unsäglich friedlichem Entgleiten. Sein letzter Tod in einem letzten Sterben ....

Beweint von keinem aller Jener, die jetzt schon gierig darauf brennen, von seiner „Grabstätte" aus eine Kirche werden zu lassen. Eine Kirche, deren Führer zu sein der eigene schnöde Ehrgeiz verlangt.

Eine Fülle sublimer Gedanken, in erzene Form gegossen, durchzieht Mauthners weihevolle Dichtung. Vornehmlich in der kraftgetragenen Schilderung der Schmerzüberwindung, in der innig zarten Dichtung des Hinscheidens und der ironiebewegten Zwiesprache Buddha's mit seinen Meisterlein und Lehrerlein, den Schmetterlingen und Immlein. Und was er von diesen gelernt, das war die letzte, höchste Stufe seiner Erkenntnis, war seine Selbsterlösung und seine Selbstverspottung.

Es ist eine tiefe, starke, frohlebige Kunst, in dieser Buddha-Dichtung — die Blüten nnd Früchte am gleichen Zweige treibt. Auch Dornen. Blüten der Dichtung, Früchte der Philosophie. Dornen aber der wehleid bitteren Ironie. Und solch« Ironien werden schon ihren guten Grund haben. Aber schwerlich in übertriebener Weltwertung und Menschenschätzung. Eher in Erkenntnissen, die meist noch mehr Erfahrungen, als Erfolge sind. Mauthner gehört nicht zu jenen, die behutsam an dem Kern ihrer künstlerischen Absicht vorbeischreiben. Übersehen also wird man seine Deklarationen kaum dürfen.

Am wenigsten die txklarierte Absicht seines ebenfalls fast ironisch ausführlichen, peinlich ehrlichen und sehr unterrichtlichen Nachtrages, von weniger nicht als 33 Seiten Ausdehnung. Quellenangaben! 33 Seiten

Mauthner ahnte, warum er so ausführlich war.

In einem Briefe über seinen Buddha schreibt er u. a.: „Die Gestalt des Buddha wollte ich so schildern, wie ich sie sehe, ich ganz persönlich sehe. Und ich sah den sterbenden Buddha (im Gegensatze zu Schopenhauer), wie er, optimistisch in seiner Naturfreude, in seiner Liebe zur Kreatur, nur an den Menschen verzweifelt; wie er gegen seinen Willen zum Stifter einer Sekte gemacht wird . . . ."

Für den Forscher, dem die Buddha-Materie — wie zufällig schon vor langer Zeit, bei Gelegenheit eigener Sanskrit-Studien ich erfahren — in all ihren überlieferten Verzweigungen vertraut und eindruckverwachsen, ist es verständlich, daß gerade die Vorstellung dieser gottumwehten Menschlichkeit Buddhas, seine Sterblichkeit im Sterben als ein rein dichterisches Problem sich auftun und den Poeten im Forscher auffordern mußte, die bekannten Überlieferungen in eigenpersönlicher Auffassung auszugestalten. Mit außerordentlich rücksichtfeiner Kunst hat er in seiner Dichtung die Überlieferung

respektiert — soweit solche seinen dichterischen Lizenzen Freiheit zur Entfaltung ließen. Daß man ihn wegen dieser Freiheiten anfechten würde, hätte den Meister nicht zu überraschen brauchen. Der Buddha-Dichter ist ja Wohl auch sonst gewohnt, angefeindet zu werden, weil sein Leben ein einziges Höhwärtsringen war, und in diesem Höhwärtsringen ein einziges reiches Geben. Was Niemandem auf Erden verziehen wird — auch wenn er kein Buddha ist. Aber wenn Mauthner nicht vom buddhistischen Klerus, wie zu erwarten war, sondern von anderen Fakultäten aus aufs Korn genommen wird, so braucht er sich auch darum nicht zu erbosen — denn durch die ganze Welt hin „halten die Katzen ja Keinen für eloquent, der nicht wie sie miauen will".

Nach Mauthner's sterbendem Weltsucher sei von einem Gottsucher berichtet, den I. Anker-Larsen zum Helden seiner großzügigen, psychologischen Dichtung: „Pastor Nemos Heimsuchung" macht.")

Die Geschichte des gescheiterten Gottsuchers, dem die Welt der Erweisbarkeit nur eine Art von Tribut ist, an die Welt in der Menschenseele — bewegt einzig von den Mächten der Gottliebe, der Güte, Gerechtigkeit und vollkommenen Selbstlosigkeit. Pastor Nemo ist selbst ein überzeugter, kindhaft gläubiger Apostel seiner Lehre, die seine bestrickende Persönlichkeit und Rednergabe in die Herzen seiner Hörer überleitet. Beseligend beseligt. Und gerade an dieser Heilsbotschaft einer schrankenlosen Güte — an seinem Dogma von der Liebe als Weltachse, geht Pastor Nemo, gehen die Besten seiner Gemeinde zugrunde.

2) Verlag von Erich Reiß-Berlin.

Er sieht jene, die seine Lehre zu ganz ertremer Güte und fanatischer Selbst» entäußerung geleitet, an der Ausübung ihrer Menschenliebe scheitern. Einer nach dem andern zerschellt an den Wirklichkeitskonsequenzen seiner Dogmen. Mit Gesundheit, Leib und Leben; mit Hab und Gut; mit Ehre, Charakter und Vertrauen. Zuletzt mit dem Glauben an einen Gott, der gelassen zusehen kann, was da Verbrecherisches und Entsetzliches geschieht, ohne zu helfen, ohne zu verhindern!

Und man besinnt sich, daß all dieser

Vertrauensüberschwang eigentlich nur auf ihres Pfarrers Gottverschmolzenheit aufgebaut war! Doch der Pfarrer selbst steht all dem rätselhaften Gottversagen gegenüber wie zerbrochen in eigener Seele. Und es findet sich, daß in dieser unglückerschütterten Seele bisher sein Gott und Glaube nur etwa wie Poesie gelegen. Eine leuchtende Poesie der Weltseligkeit. Und seine Dogmatik der schrankenlosen Menschenliebe war ihm soviel wie sonnige Weltverzierung, die Nemo nun in ihrer ganzen Weltverlorenheit zusammenstürzen sieht. Damit bricht allmählich sein ganzes seelengebautes Reich zusammen. Und sein zerschelltes Glauben k ö n n e n begräbt unter sich auch sein Glaubenwollen. Nur noch verstehen, wissen will er. Nur noch verstehen all das, was das Leben außen, das Fühlen innen so unerträglich rätselhaft macht.

Und wv vordem, beglückend sicher, ein Gott gewesen, stellt sich jetzt ein Gottsystem ein. Es bricht ein Ringen an in seiner Seele, das den Verstand aus den Angeln hebt. Unablässig sucht er nun mit steigender Verstandesmarter nach einer Erklärung für das furchtbare Weltgeheimnis. Ein System der Weltbegreiflichkeit muß doch sich finden, sich bauen lassen! In wechselnden Gedankenfolgen sucht sein irritiertes Grübeln eine letzte, große,

unumstößliche Gewißheit — erklügelt in erzwungenen, aber farbenprächtigen Bildern, Gleichnissen, Symbolen ohne durchgeführte Logik, ohne Wärme, haltlos, sinngebrochen.

In bänglich unberatener Seelenpein predigt er jetzt feine Gottzweifel, wie er vordem seine Gottbegeisterung gepredigt. Flammend - aufrührerisch bricht seine Rede in die Gemeinde, die den „Gotteslästerer" natürlich sofort denunziert. Ein ergrübeltes, erklügeltes Weltsystem der Gegensätzlichkeit, regiert von einem Ich-Engel (Egoistik) und einem Du-Engel (Altruistik), mit unklaren Folgeschlüssen zurechtgezimmert,.bleibt seinen Hörern unverständlich, und man hält ihn für irrsinnig. Mit dem Fanatismus der Systematiker stürmt seine Nutzanwendung weit über jedes verständige Ziel, jede Besonnenheit hinaus. Was den Hörern unfaßlich, dem Klerus gefährlich dünkt. Und Pastor Nemo wird im Irrenhause landen. Seiner Frau, die längst schon eine Scheidung ihrer Ehe vorbereitet, erwächst daraus ein unbestreitbares Recht auf ihr Kind, das der Ärmste nun auch verliert. Seinen Knaben, der mit ganzer Seele an ihm hängt, muß er der Mutter überlassen — die wahrscheinlich doch moralisch viel höher steht als er, da sie seit langem schon unter ihres Gatten Augen einen anderen Mann begünstigt. Einen nüchternen Patron von Dorf-Arzt, der nichts weiter ist, als ein Mann — das aber von Grund aus. Pastor Nemo aber, der ehrliche, zerbrochene Gottsucher, dessen arme Seele ganz flammende Schönheit ist, bleibt in dem prunkenden Farbenreich seines Irrens, beleuchtet von dem fernher winkenden Licht einer geahnten Wahrheit. — „Irrtum ist' Farbe, Wahrheit, Licht."

Dieses schmächtige Werllein mit seinem gedrängten Gedankenleben enthält Gewissens- und theologische Fragen, die tiefgründig, im besten Sinne sittlichend behandelt werden. Wie daneben der Dichter das Ringen in der von Gott selbst erschütterten Seele Nemo's schildert, wie er den Pastor seinen verlorenen Glauben erst angstvoll suchen, dann ihn als Irrtum erkennen und nach einem andern, dem Verstand erfaßbar sicheren Weltlogos grübelnd suchen läßt; wie der Dichter

mit selbstsicherer Kunst den Trugschlüssen des unglücklich Grübelnden spürend nachgeht — das, gerade das, diese Seelenmalerei des an sich selbst zerbrochenen, an den Menschen aber zugrunde gehenden Gottsuchers, das ist von bildhafter Portraitkunst — das ist wie ein Menschenantlitz mit unschönen, aber nicht unedlen Zügen.

Die Übersetzung von Ida Anders schmiegt sich der schlichten Kunstsprache der Dichtung mit linguistischem Feingefühl und verstehendem Formensinn gefällig an. Das will nicht wenig heißen!

Musikalische Rundschau.

Von Oskar von Schütte.

Eine russische Oper im deutschen Opernhaus.

Die Aufführung von Tschaikowsky's „Eugen Onegin" im Deutschen Opernhaus zu Berlin gestaltete sich zu einem gesellschaftlichen Ereignis. Das Kronprinzenpaar wohnte der Vorstellung bei, die ein erhöhtes Interesse durch das Gastspiel von Frau Xenia Dorliac aus Petersburg in der Partie der Tatjana gewann. Es war interessant, diese typisch russische Gestalt von einer echten Russin zu hören, und man muß Frau Dorliac nachrühmen, daß sie den Charakter dieses Mädchens, sowie ihrer Liebe, Leidenschaft und

Sehnsucht, stimmlich und darstellerisch vollkommen zur Geltung brachte. Sie offenbarte ein reifes, tiefes Seelenleben und eine starke dramatische Kraft. Ihre Stimme ist in allen Registern gleichmäßig ausgebildet, und für zarte wie wuchtige Akzente findet sie stets den sicheren künstlerischen Ausdruck. Sie hatte auf offener Szene starken, spontanen Beifall, an dem sich auch das Kronprinzenpaar lebhaft beteiligte. Alerander Kirchner als Lensky entzückte wiederum durch seine edle Gesangskunst und sein vornehmes Spiel. Die Arie in der Duellszene gelang ihm ganz vortrefflich. Das Orchester stand unter der Leitung Ignatz Waghalters und schwelgte in dem Wohllaut dieser bestrickenden Musik. Das feurige Temperament dieses beliebten jungen Berliner Dirigenten wirkte gleich zündend auf Künstler und Zuhörer. Dr. Hans Kaufmann unterstützte durch seine geschmackvolle Regie die tiefe Wirkung dieses Werkes. Erwähnt seien noch die stilvollen Dekorationen von Gustav Wunderwald.

Reise-Rundschau.

Von Prof. G. A. Leinhaas.

Zu Nutz und Frommen vieler Erholungsuchender bitte ich heute ein Loblied auf das Städtchen Urach singen zu dürfen, wohl einer der allerschönsten Orte in Württemberg, wenn auch im übrigen Deutschland noch gänzlich unbekannt. —

Auf einer Wanderung durch die Schwäbische Alb kam ich durch Zufall auch nach Urach. Wie war ich überrascht, hier nicht allein die Perle der Schwäbischen Alb, sondern einen der herrlichsten Erdenflecke im weiten deutschen Reich zu finden.

Eingebettet in wundervolles Waldgebirge, liegt das altertümliche, behagliche Städtchen traulich da, mit seinen gewundenen Straßen, seinen alten sehenswerten Giebelhäusern, seinen mittelalterlichen Wehrtürmen und malerischen Resten der ehemaligen Befestigung, poetisch und romantisch zugleich. Sauberkeit und Ordnung sprechen für eine tüchtige Bürgerschaft und eine gute Verwaltung. Eine stattliche Zahl von Gasthöfen bietet gutes Unterkommen mit meist vortrefflicher Verpflegung, sehr guten Landweinen und gutem Bier bei noch ziemlich bescheidenen Preisen.

Es wandert sich prächtig in diesen unvergleichlich schönen Waldgebieten, wie sie Thüringen, der Harz und das Riesengebirge kaum schöner aufweisen. Selbst eine längere Regenperiode, wie sie im letzten Jahre leider allerorten bestand, ließ niemals an diesem vielseitigen, reizenden Ort die geringste Langeweile aufkommen, wie es bei Regenwetter in anderen Luftkurorten und Bädern so häufig der Fall ist. —
Zwischen Stuttgart und München gelegen, kann man in wenigen Stunden eine dieser Hauptstädte erreichen. Der benachbarte Truppenübungsplatz Münsingen bringt regen Verkehr von Offizieren nach Urach herein, deren Lieblingsaufenthalt es nach anstrengendem Dienst ist. —
Und dieses Kleinod der Natur, mit seiner Fülle entzückender Waldlandschaften und zugleich Ausgangspunkt zahlloser Ausflüge wie Liechtenstein, Hohen-Urach, Hohen-Neuffen und anderen, ist, wie gesagt, mit Ausnahme Württembergs, im übrigen Deutschland so gut wie unbekannt. Es ist unbegreiflich, daß ein solcher Edelstein unter den Naturschönheiten Deutschlands so gut wie unentdeckt ist. Vielleicht zum Glück, denn sonst hätte Urach wohl seinen jungfräulichen Charakter nicht so rein bewahren können. —

Wer also Freude an herrlichen Waldungen und lachenden, von forellenreichen Bächen durchflossen«n Tälern von unglaublicher Abwechselung und Ausdehnung hat, der komme hierher. Man muß diesen Ort liebgewinnen, und schon Mancher und Manche haben Tränen vergossen, hier fortzumüssen. — Viele behaupten auch, Urach sei so gesund, daß die meisten Einwohner ein ungewöhnlich hohes Alter erreichen. —

Urach gebührt somit ein Platz an der Spitze in der Reihe der schönen Luft- und Waldkurorte des deutschen Reiches. —

Frauen-Rundschau.

Von Ulla Wolff-Frank (Ulrich Frank).

Kritik und Vorschläge zur Frage der freien Liebestätigkeit sollen uns in diesem Schlußbericht, den Bestrebungen auf diesem Gebiete geweiht, beschäftigen. Ich muß vorweg bemerken, daß das vorliegende Material fast unerschöpflich erscheint und der mir zu Gebote stehende Raum auf eine Beschränkung hinweist, die aus dem Wesentlichsten einen Einblick zu gewinnen bemüht sein muß, der einige Aufklärungpuntte für diese ebenso wichtige als schwer zu behandelnde Materie ergeben könnte. Es wird mühevoller und unablässiger Arbeit bedürfen, um aus der Aussaat auf diesem Arbeitsfeld reife Frucht zu erzielen. Aber gut Ding will Weile haben, und die durch nichts zu erschütternde, durch reiche Erfahrung gewonnene Erkenntnis, daß dieser Boden nur mit sozialen Ideen und Einsichten gedüngt, fruchtbar gemacht werden kann, bietet die Grundlage sicherer Betätigung und hoffentlich auch sicherer Erfolge. Stetig vorbereitete und erweiterte Kreise der Gesellschaft für planvolle und organisatorisch klug behandelte soziale Interessen heranzuziehen wird die hervorragendste Aufgabe sein derjenigen, die dem edlen Bemühen der freien Liebestätigkeit ihre Kräfte leihen, und nachdem ich die aufgedeckten Schäden der Beachtung unserer Leser näher gebracht, seien die Möglichkeiten der Abhilfe ihrer Beurteilung unterbreitet.

Dr. Albert Levy meint: „Unter all den mannigfachen Einkünften, welche der freien Liebestätigkeit zukommen, werden die Jahresbeiträge stets die Grundlage bilden müssen, wenn ihr Ertrag

auch zuweilen durch die Erträge an-
derer Einnahmequellen übertroffen
werden kann. Diejenigen Organi-
sationen, welche über einen Stamm
von Mitgliedern verfügen, auf deren
regelmäßige Beiträge sie rechnen
können, werden stets in der sichersten
Lage sein, wenn sie es verstehen, ihre
Ausgaben nach den durch die Mit-
gliederbeiträge zu erwartenden Ein-
nahmen einigermaßen zu regulieren.
Man sollte ja auch annehmen, daß die
Gaben solcher, die sich entschlossen
haben, alljährlich zur Förderung eines
bestimmten Vereins beizutragen, meist
einem tieferen Interesse der Betreffen-
den für die Tätigkeit dieses Vereins
entspringen, ein Moment, welches zu»
dem eine gewisse Eristenzsicherung des
betreffenden Vereins bedeuten würde.
Daß in Wirklichkeit die Jahresbeiträge
nicht immer einer tieferen Anteilnahme
entspringen, sondern vielfach lediglich
auf Grund gewohnheitsmäßigen Wei-
terzahlens gewährt werden, kann aber
nicht geleugnet werden. Es ist natür-
lich anzustreben, daß diese mehr mecha-
nische Beitragsübung zu einer über-
legten und bewußten werde, wodurch
sie zweifellos an Sicherheit und Stetig-
keit noch gewinnen würde. Um das
herbeizuführen, müßte viel mehr, als
es bisher der Fall ist, von den Vereinen
dafür gesorgt werden, daß der Geber

mit der Vereinsarbeit genau bekannt werde und bleibe. Hierfür ist die mehr mechanisch geübte jährliche Übersendung eines Berichts, zumal bei solchen, die Mitglieder vieler Vereine sind, nicht ausreichend, da das Publikum diesen Berichten erfahrungsgemäß kein großes Interesse zuwendet, sondern auch ihnen die manchen anderen Drucksachen zuteil werdende Behandlung angedeihen läßt. Es kann an dieser Stelle nicht näher darauf eingegangen werden, in welchen Beziehungen die Berichte, welch« großenteils auch nur hergestellt werden, um der Gewohnheit zu genügen, ohne daß größere Arbeit darauf verwendet wird, sehr viel zu wünschen übrig lassen, und man müßte bemüht sein, daß sie durch Notizen aus der Vereinsarbeit in der Presse ergänzt werden." Vielfach geschieht dies bereits auch heute, aber immer noch bleibt es das sofort verdampfende Tröpflein auf d«m heißen Stein. Hier müßte energische Arbeit der beteiligten Mitglieder auf solche gelegentliche Kundgebungen literarischer Art einzuwirken versuchen. Es käme nun ganz besonders darauf an, neben dieser, der Vereinsarbeit zugewendeten, an breitere Schichten der Bevölkerung appellierenden Beachtung die so oft mißverstandene Werbetätigkeit in klarer, richtiger Beleuchtung darzustellen und ihr das Odiöse, das nach Vieler Meinung ihr anhaftet, zu benehmen. Sehr wirksam weist nach dieser Richtung über den Mangel an Großzügigkeit und Opferfähigkeit Dr. Levy darauf hin, „daß die Zustände, die der Zeit, in der Deutschland ein im ganzen armes, wirtschaftlich darniederliegendes und politisch ohnmächtiges Land war, angemessen waren, noch nicht ganz überwunden sind. Aus dieser früheren Sparsamkeit herstammende Vorstellungen lahmen noch heute vielfach eine frische, frohe Gebebereitschaft. Man glaubt bisweilen, mehr als es durch die Verhältnisse wirklich bedingt ist, aus Rücksicht auf die Sicherstellung der eigenen Zukunft und der der Familie das Geben und Helfen eindämmen zu müssen, wenn auch das Herz dazu drängt. Daß man seine Fürsorge und dementsprechend auch seine Freigebigkeit auf die Nächsten, seien es Anverwandte, sei es das Hauspersonal, seien es die Werk- oder Fabrikangehörigen, beschränkt und nicht nach dem

Maß seiner finanziellen Kräfte darüber hinausgeht, beruht vielfach auf dem Bedürfnis mancher Menschen, die Wirkung der Gabe unmittelbar beobachten und sich daran erfreuen zu können; man will zufriedene Gesichter um sich herum sehen, und man will feststellen können, daß sich die Wohltat gewissermaßen „gelohnt" habe. Dann sind ja auch die Satten und die allzu Bequemen nicht zu übersehen, welche sich niemals aus eigener Initiative entschließen werden, das Gemeinwohl zu fördern, und die erst energisch und immer wiederholt aufgerüttelt werden müssen. Anders sind die mit Geschäften Überlasteten, deren Wille an sich gut ist, die aber keine Zeit finden, über Notstände nachzudenken und sich den Reihen der Helfer anzuschließen, indem sie sich bei Vereinen als Mitglieder melden und ihre Beiträge schicken. Es gibt endlich auch an sich hilfsbereite Menschen, die durch die Überfülle an Not und Elend sich gelähmt fühlen, die an mehr Stellen helfen möchten, als ihre Kräfte es ihnen gestatten, und statt dessen schließlich überall versagen.
Man könnte diese Psychologie des Gebens noch vielfach erweitern, und es wird sich jedenfalls empfehlen, ihr bei der Werbetätigkeit eine gewisse Berücksichtigung zuteil werden zu lassen. Der Erfolg jeglichen Werdens wird aber in erster Reihe immer davon abhängen, daß man, selbst durchdrungen von der Bedeutung des Zwecks, dem die zu erlangenden Mittel dienen sollen, andere zu überzeugen und zu erwärmen ver-

steht. Die Werbearbeit seitens der Vereine geschieht meist auf dem Wege der gedruckten oder geschriebenen Zusendung. Über die persönlichen Besuche, welche ganz bedeutend wirksamer zu sein pflegen, kann man die eigenartigsten Urteile hören. Vielfach herrscht die Auffassung, daß durch das Versagen der erbetenen Gabe eine für den Bittenden unerträgliche Situation geschaffen werde, der er sich unter keinen Umständen aussetzen könne. Ich halte diese Auffassung für vollständig unrichtig. Gewiß wird der Bittende von einem Gefühl der Enttäuschung beschlichen werden, wenn ein ehrliches und tapferes Bitten keinen Erfolg hat, wenn er aber klar vor sein Bewußtsein stellt, daß nicht eigenes Interesse ihn getrieben hat, sondern die warme und überzeugte Hingabe an eine von ihm als gut erkannte Sache, dann kann die Zurückweisung niemals sein Ehrgefühl berühren. Man möge sich stets vorhalten, daß jegliches Ziel, welches schwer erreichbar ist, Opfer fordert. Wenn Zaghaftigkeit und Scheu vor Enttäuschungen sich allzu sehr geltend machen wollen, dann möge die Auffassung den Ausschlag geben, der Wilhelmi, ein in Wohlfahrtssachen viel bewährter Helfer, Ausdruck gibt, indem er sagt: „Es heißt dem Bruder Ehre und Vertrauen weigern, wenn man ihn nicht bittet; es ist eine Liebespflicht, dem Bruder die Beteiligung an einem Liebeswerk nahe zu legen, ihn dafür zu interessieren und ihm zu zeigen, wie er helfen kann; er wird es dem Bittenden danken, daß er helfen durfte."
Aus eigener Erfahrung möchte ich hier hinzufügen, daß ein, seit einigen Jahren bereits verstorbener, an jedem Liebeswerk, zu dem er aufgefordert wurde, sich beteiligender Wohltäter immer der von ihm verlangten Spende, die unverzüglich erfolgte, ein Schreiben beilegte, in dem er in warmen Worten dankte: „daß man ihm die Freude und Genugtuung verschafft habe, sich au diesem Liebeswerk beteiligen zu dürfen", und die Bitte hinzufügte: „ihn vorkommendenfalles niemals zu übergehen". Wenn solche Großmut auch selten ist, ganz vereinzelt blieb sie nicht, wenn auch in kleinerem, durch die Vermögensverhältnisse bedingten Maßstab. Sehr hübsch und anmutend klingt auch, was der Bericht von zwei Kollektanten

erzählt, den im Dienste der freien Liebestätigkeit rühmlichst genannten Herren Th. Fliedner und Heinersdorf. Der eine von ihnen sagt darüber: „Bisher war mein Kollektieren noch! ein fortwährendes, ich möchte fast sagen ununterbrochenes Halleluja gewesen, nicht, wie die Kollektanten sich gewärtigen müssen, eine Misere", und der andere erzählt humoristisch, wie er von einem Kommerzienrat eine Gabe für ein Zufluchtshaus zu bekommen sucht, und wie er dann auf die schwere Frage, wieviel er zeichnen solle, unschlüssig, wieviel er fordern soll, seinem Herzen einen Stoß gab und sein Kollektenbuch überreichend sagte: „Herr Kommerzienrat, schreiben Sie ein paar Nullen, und was Sie davor schreiben, das wolle Gott Ihnen ins Herz geben". Es gibt noch manch« solche Schilderung von jener zuversichtlichen, keine Opfer scheuenden Hingabe, die ihre Wirkung selten verfehlt. Man darf sich aber trotz solcher ermutigenden Erscheinungen nicht verhehlen, daß die Werbetätigkeit, das Sammeln, Kollektieren auch mancherlei Bedenkliches hat, zumal in Großstädten, und daß bei allem Optimismus man noch lange auf den Zeitpunkt wird warten müssen, der die Hoffnungen und Erwartungen erfüllen wird: die freie Liebestätigkeit von allen Schlacken befreit, nur auf ethischer, sozial - erkenntnisreicher Basis soweit entwickelt zu sehen, daß sie nur Qualitätsarbeit zu fördern in der Lage wäre. Es wird

daher von Interesse und Bedeutung sein, auch zu erfahren, wie Frauen von reicher Erfahrung und starkem Herzen die Wohlfahrtspflege auf gewissermaßen festlichem Boden angesehen wissen wollen. So hat sich Frau Anna Susmann in Berlin, eine in ernster, sozialer Arbeit stehende Frau, geäußert: daß sie die Wohltätigkeitsveranstaltungen festlichen Charakters an sich entschieden verwirft. Aber auch sie meint, es sei unrichtig, den Vereinen einen Vorwurf daraus zu machen, wenn sie, oft schweren Herzens, ihrer Finanznot auf eine Weise aufzuhelfen suchten, die dem Wesen der von ihnen vertretenen Sache nicht entspreche. Der Vorwurf treffe das Publikum, welches für Lurus und Vergnügen und für gedankenloses Almosengeben stets etwas übrig habe, für planvolle Wohlfahrtspflege aber selten zu haben sei. Nur der Theoretiker im Armenwesen, der die Not aus Berichten, aber nicht aus der Wirklichkeit kenne, könne festliche Veranstaltungen und dergleichen glatt ablehnen. Der Praktiker, welcher die Not täglich vor Augen sehe, könne es nicht. Wenn jemand einem Säugling, weil kein Platz frei sei, die Aufnahme in eine Krippe versagen und Mutter und Kind dem Elend überliefern müsse, oder erste«, da sie auf andere Weise nichts verdienen könne, der Schande, — dann müsse ihm doch wohl das Wohl des einzelnen höher stehen, als das allgemeine ethische Empfinden. Die Beweisführung, welche hier angewendet wird, meint der Berichterstatter, ist keine glückliche. Der Theoretiker, welcher hier bekämpft wird, ist nicht der dem einzelnen Notfall fernstehende, kühle Philosoph, sondern der die Dinge im Zusammenhang betrachtende Sozialpolitiker, welcher nicht nur der Gegenwart lebt, sondern auch die Entwicklung der Zukunft ins Auge faßt. Auch dieser wird keineswegs sich damit begnügen, die hilfesuchend« Mutter mit ihrem Säugling einfach zurückzuweisen, weil kein Platz vorhanden sei, sondern auch er wird sich redlich bemühen, im gegebenen Fall Abhilfe zu schaffen. Darüber hinaus aber wird er sich klar machen, daß nicht auf dem Wege der Wohltätigkeitsfeste das soziale Verständnis und die soziale Hilfsbereitschaft des Publikums so weit gefördert werden kann, daß es dafür sorgt, daß

solcher Anstalten, in denen eine hilfesuchende Mutter mit ihrem Säugling Aufnahme finden kann, eine genügende Anzahl vorhanden sei. Dieses Ziel erstrebt er und deshalb sucht und findet er andere Wege. Im weiteren Verlauf ihrer Ausführungen sagt aber Frau Eusmann auch selbst, daß die Gebelust gar nicht so gering sei, wie es scheine, es müsse nur der rechte Ton angeschlag.!n werden, um sie zu erwecken. Sie führt Beispiele dafür an, wie es möglich sei, das Mitgefühl heftig zu erregen. Es werde in der Tat auch reichlich gegeben — nur oft nicht an die wirklich Bedürftigen und in der von armenpflegerischen Gesichtspunkten aus wünschenswerten Weise. Nicht aus Mangel an Herz versage oft die Nächstenliebe, sondern nur aus Mangel an Phantasie, sehr viele vermöchten nicht, sich in eine ihnen fremde Lebenslage hineinzudenken und hineinzufühlen. Daher die große Freigebigkeit bei sensationellem Unglück und gegenüber den Bettlern, daher das Versagen in so zahlreichen anderen Fällen. Hier sei ein Fingerzeig, wie die Abneigung gegen organisierte Arbeit beseitigt werden könne, wie erreicht werden könne, daß die Summen, die heute planlos vertan werden, der organisierten Wohlfahrtspflege zufließen. Ein ganzes Programm also von höchst beachtenswerten Erziehungsgrundsätzen ernsten ethischen, sozialen Charakters wird hier aufgerollt, und dvch das letzte Glied der von der Verfasserin geführten Beweisführung

soll sein, daß man der Wohlfahrtsfeste nicht entraten kann.
Die gleiche Auffassung klingt aus dem Bericht von Frau Hedwig Götze aus Braunschweig heraus, die ebenfalls dafür plaidiert, das Kind nicht mit dem Bade auszuschütten. Im allgemeinen erklärt sie eine unüberwindliche Abneigung gegen jede Form von Wohltätigkeitsfesten zu haben, kommt aber schließlich dcch zu dem Rat, „diese Veranstaltungen selber zu reformieren, weil das, was heute noch an ihnen abstößt, fratzenhafte Verzerrungen eines an sich nicht unschönen und auch nicht unberechtigten Gedankens sind". Sie tritt für Schlichtheit und Einfachheit solcher Veranstaltungen ein und gibt in einer ebenso liebenswürdigen, wie anschaulichen Schilderung ein Bild, wie sie diese arrangiert sehen möchte. „Wir haben alljährlich einen Verkauf zum Besten eines Rettungshauses für verwahrloste und gefährdete Kinder. Die Damen dieses Rettungshauses liefern für diesen Verkauf eine während des ganzen Jahres angefertigte große Anzahl von Gegenständen, teils praktische Sachen, die sich zu Weihnachtsgeschenken für Arme eignen, teils Handarbeiten von größerem oder geringerem künstlerischen Wert, teils ausgesprochene Lurusgegenstände. Daneben findet ein Verkaufsstand stets reißenden Absatz, in dem leckere Dinge zu haben sind, die von Wildpret und gemästetem Geflügel bis zu eingemachten und frischen Früchten den Vorratskammern einiger großen Güter der Umgegend entstammen, und ebenso das Büfett, um dessen elegante und reichhaltige Ausstattung sich eine Anzahl hiesiger herrschaftlicher Küchen alljährlich verdient machen. Alles ist auf einfach weiß gedeckten Tischen ausgebreitet, ältere und jüngere Damen leiten den Verkauf und bedienen das Publikum, und, damit Fernstehende deutlich auf den Zweck des Ganzen hingewiesen werden, vermitteln den ganzen Tag hindurch Anstaltskinder in ihrer sauberen, sonntäglichen Tracht Botengänge, liefern die gekauften Gegenstände in den Wohnungen ab usw. Nichts, aber auch nicht ein Pfennig ist für irgendwelche „Ausstattung" verwendet; außer der Miete für den Saal und einer einmaligen Annonce belasten keine Unkosten die Einnahme, die sich alljährlich auf etwa

2000—2500 Mk. beläuft, und mit der das Rettungshaus rechnen muß und seit Jahren gerechnet hat. Was wäre an einem solchen Verkaufe auszusetzen? Ich wüßte keinen stichhaltigen Einwand, denn weder feiert die Eitelkeit dort irgendwelche Triumphe, noch kann von einer Schädigung der Geschäftsleute die Rede sein. Hingegen ist manches in Barmittel umgesetzt, was anderweitig nicht oder jedenfalls nicht zu gemeinnützigen! Zweck verwendet wäre, z. B. die Erzeugnisse jener großen Güter, oder die weiblichen Handarbeiten, von denen manch eine gewiß gar nicht zu Ende geführt wäre, ohne jenen treibenden Gedanken: „es ist fürs Rettungshaus, das Unterstützung so nötig hat, und zu der in anderer Weise beizutragen mir meine Verhältnisse nicht gestatten". — In ähnlichen Anschauungen bewegt sie sich, wenn sie für einen in einfachen Grenzen gehaltenen Blumentag eintritt, selbst wenn dieser die große räumliche Ausdehnung über eine ganze Stadt einnehmen sollte. „Ich glaube," sagt sie, „das, was in den weitesten Kreisen so sehr «gegen die Blumentage eingenommen hat und auch die im geheimen schon lange gärende Opposition gegen die Basare und sonstige Wohltätigkeitsamüsements endlich einmal zu offenem Ausbruch gebracht hat, waren nur die mit den Veranstaltungen verbundenen Auswüchse, die eben in den letzten Jahren Dimensionen angenommen hatten, die nicht mehr geduldet werden konnten . . . ." und dann rät sie, die

Veranstaltungen ihres flitterhaften Aufputzes zu entNeiden, die prunkvollen Feste einzuschränken, ja das sagen wir doch alle — aber Braunschweig, und — Berlin und andere Großstädte?! Wo ist für diese die Richtschnur zu finden, wo die Linie, die von dem Erhabensten, der Nächstenliebe und freien Liebestätigkeit zu dem Ausgleich der krassen Gegensätze hinüberführt, die zwischen dem Lurus und der jammervollen Not, dem ergreifenden Elend klaffen, für die dieser Lurus angeblich getrieben wird. Nun, der Anfang ist gemacht; die Frage ist angeschnitten und sie wird ihre Antwort finden, unzweifelhaft, wenn man unermüdlich weiterschreiten wird auf dem betretenen Wege, auf Abhilfe sinnen und mahnend an das soziale Gewissen der Willfährigen rühren wird, und derjenigen, von denen es heute noch heißt: denn sie wissen nicht, was sie tun!

Wirtschaftliche Rundschau.

Während die Jahresabschlüsse der schwerindustriellen Unternehmungen, der Schiffahrtsgesellschaften und sonstiger von der Sonne — der Konjunktur reichlich beschienenen Gewerbe so ausgefallen sind, wie man das von einem Jahre intensiver Hochkonjunktur erwarten kann, hat es auf der anderen Seite auch nicht an bösen Enttäuschungen gefehlt, die — wollte man sie symptomatisch auffassen — als Merkmale oder doch wenigstens als Vorboten einer Krise gelten konnten. Charakteristisch war bei allen diesen Fällen von starken Dividendenreduktionen oder auch Dividendenzahlungseinstellungen, wie wir sie bei einer Reihe von vorher gut rentablen Unternehmungen, z. B. den Ver. Hanfschlauch- und Gummiwarenfabriken, der Deutschen Linoleumfabrik, den Kunst-Anstalten Troitzsch, den Kammerich'schen Werken und vor allem beim „Stettiner Vulcan" erlebt haben, das Jähe und Unerwartete, mit dem diese Niederbrüche erfolgten. Die Verwaltungen aller dieser Gesellschaften behaupten, daß sie selbst von den ungünstigen Resultaten, die im scharfen Gegensatz zu den ein paar Monate vorher von den Verwaltungen öffentlich abgegebenen Erklärungen standen, aufs peinlichste überrascht worden seien, und man wird das diesen Verwaltungen wohl glauben können. Wie er-

klären sich nun derartige ebenso merkwürdige wie verhängnisvolle Irrtümer? — Sind es Sturmzeichen, die das heraufziehende Ungewitter ankündigen, oder sind es Zufälle, die in besonderen Verhältnissen ihren Grund haben? Weder das eine, noch das andere ist ganz richtig. Es sind Einzelfälle, die für das Gesamtwirtschaftsbild nicht kennzeichnend sind, und dennoch sind sie in einem gewissen Grade typisch für gewisse Erscheinungen einer nicht mehr in sich gefestigten Hochkonjunktur. In fast allen diesen Fällen war die Beobachtung zu machen, daß der sichere Boden der nüchternen Kalkulationen verlassen war. Man hatte sich dem Gefühl, daß Hochkonjunktur sei, und daß die Aufträge auf der Straße lagen, zu schrankenlos hingegeben, hatte Bestellungen hereingenommen, soviel man irgendwie schaffen konnte, hatte mit der Akquisition und der Produktion so viel zu tun gehabt, daß man vergaß oder nicht für nötig hielt, sich vorher genau zu versichern, ob man auch an den übernommenen Arbeiten genug verdienen konnte. Erheblich gestiegene Umsatzziffern, rückgängige Gewinne, das waren die Charakteristika in allen den erwähnten Fällen, und sie sind für die letzte Konjunkturperiode, die — was wenigstens die meisten Fertigindustrien anlangt — in einer sehr starken Beschäftigung,

aber keineswegs in entsprechend hohen Preisen gipfelte, in mancher Hinsicht symptomatisch. Gewisse Werke hatten nicht berücksichtigt, daß die Rohstoffpreise in den letzten Jahren prozentual wesentlich stärker gestiegen waren als die Preise für Fertigerzeugnisse (was seinen Grund darin fand, daß die Rohstoffindustrien kartellmäßig straffer organisiert waren als die Fertigindustrien), sie hatten ferner bei ihrem Umsatzhunger nicht damit gerechnet, daß die verlangten kurzen Lieferfristen die Einstellung ungeschulter und deshalb unrentabler Arbeitskräfte verlangten. Sie waren darum sehr erstaunt, daß aus dem forcierten Arbeitsprozeß zum Schluß für sie kein Gewinn mehr übrig blieb, während die Unkosten stark angewachsen waren.

Nun handelt es sich hier immerhin um vereinzelte Erscheinungen. Bei den weitaus meisten Unternehmungen der Großindustrie wird haarscharf kalkuliert. Abgesehen von gewissen riskanten und spekulativen Geschäften, bei denen ein gewisser Verlustprozentsatz von vornherein in Rechnung gesetzt wird, bewegen die kaufmännischen Anschläge sich auf statistischer, genau firierter Bahn. Darin liegt ja die immer stabiler werdende Rentabilität der modernen Unternehmung im wesentlichen begründet. Naturgemäß sind fehlerhafte Kalkulationen sehr leicht möglich, und zwar besonders in Zeiten, in denen die Konjunkturfaktoren, Rohstoffpreise uud Beschäftigungsgrad, in's Schwanken kommen, lassen sie sich garnicht vermeiden. Bisher ist allerdings der Niedergang, auf den nach fast vierjähriger, ansteigender Konjunktur alle Welt mit einer gewissen nervösen Spannung wartet, noch nicht eingetreten. Die Preise der hauptsächlichsten Roh- und Halbfabrikate sind nur ganz unwesentlich abgebröckelt, und das kann ebenso auf eine vorübergehende Stagnation, die durch die politische und geldliche Lage veranlaßt wird, zurückzuführen sein, als auf ein tatsächliches Nachlassen des Bedarfes. Immerhin wird nun bald eine neue Kauftätigkeit einsetzen müssen, wenn die Gefahr, daß die Werke den vorhandenen Auftragsbestand aufarbeiten und dann dem Nichts gegenüberstehen, nicht akut werden soll. Eine eigenartige Sache ist es um

die Lage des Geldmarktes, die
sich — wenn nicht bald eine Entspan-
nung eintritt — einer Geldkrisis be-
denklich zu nähern droht. Ein Ultimo-
geldsatz von sV-Vu, wie wir ihn für
das Ende des März zu erwarten haben,
ist unter den jetzigen Wirtschaftsverhält-
nissen, zumal zum Apriltermin noch nie
dagewesen, und er erinnert in fataler
Weise an all die Vorgänge am Ende
des Jahres 1907. An der Börse hat
man sich lange mit der angeblichen Er-
fahrung getröstet, daß eine Hochkon-
junktur ebenso wie eine Börsenhausse
auch trotz hoher Geldsätze möglich sei.
Das mag für vorübergehende Geldver-
steifungen zutreffen, sicher aber nicht
für chronische. Es wird alles darauf
ankommen, ob die jetzige Geldkalami-
tät tatsächlich nnr in Angsteinsperrun-
gen des Bargeldes und in dem Fehlen
der ausländischen Golddarlehen ihren
Grund hat, oder ob sie auch in einer zu
starken Geldaufsaugung durch Indu-
strie und Handel begründet ist. Wenn
man nach äußeren Anzeichen urteilt, so
wird man eine übermäßige Verschul-
dung der Industrie nicht feststellen
können. Die am 31. Dezember abge-
schlossenen Bilanzen der industriellen
Unternehmungen haben weder beson-
ders hoch angeschwollene Kreditoren
aufgewiesen, noch konnte man aus den
Debitorenposten der Banken zu dem
gleichen Bilanztermin ersehen, daß die
Banken ungewöhnlich hohe Kredite ge-
währt haben. Die Börsenspekulation
vollends ist zur Zeit viel weniger ver-
schuldet, als z. B. vor einem Jahre.

Wird und kann das Wort gesprochen wieder zuführt? — Es ist hohe Zeit
werden, welches das Gold aus seinen und es wird vielleicht bald zu spät
Versteckend hervorlockt und dem Markte sein. Ho ratio.

V«l»u»««d« und lheftedllkl«!»: Vl»<, Dr. Ludwig Lt«!n l» «llll» V 10, L2tM»»l«l z». (l«l«l»u llmt
«ulKlst ül. 83N8>. — ««l»ntn,»r<Nch«l Red»«««: Dr. sylol», »luck In »i«I»>. — Iu ÖIl«l«ich flll dl«
Neda»«»» o«illnl«»rlll<l>: Kl, I. Llnnl«!ch, w!«n IX, Mosligall« 3. — In «uhland für dl« R«d<iitlon
»«l»nt»ortllch: Dr. Ndilan Voll,, Lt. P«t«l»buig, ««I»nplah l. — W«ln>««ll«w»« flll U»«»i»:
«llirsch« l>. ». Holbuchl)lln»wn« (I. B«n«), «ulxiP«!'. V, «»lottvuutcM, 2. — Wll dm Inl«ntt«nt«Il
««axtlooiUlch: «all «raul« ln Temp«lhof-»«!«». — ««rla« und Dl»H dn schleich«» «uchdluck««!
». «. «ch»ttl««»d«l, «.-«., »«»l«» IN.
Unverlangt« Manuskripte senden wir nicht zurück, wenn ihnen nicht
Rückporto beiliegt.

^55^
Inseraten-^nnanme
Verlaß Lreslau III: lsmel äurok äis k'ii'm»: Nuäoll zlo««s uuä «iis
bßkauntsn ^nnoneen-llxps^itiousn.
ln«e«-t>on8psei8: plo 46 mm bi'sit« 2sils <Nu6o!l UoNs'L Normal-

^A^<^^?7^^
dÃ¤nischer MinisterprÃ¤sident.

beMmatWch
»'<t vou Paul i,'inban
: ^?fc^^ D.'. Lu^..ig ^lcin
< . .l,ict^», Kunst« und Vcllaqsanstalt
- - 1 octlsendfr A.-.l- . B.' ..' >ll.
,'>-'siian'.' >>.,dl'', 'r,''-^,'',^ ,.-
« '.»b»«t, ,':.'7 '.^. .' n':, '«l^ll <"", In»' '^ "" . ^.»^,
^, >»0"'
.». Band 145. Heft 464 Mai 1913

5>7
.v Â«,Â» <"^)^ ^?^ > /'-' ^
^ ".!>

OneKulscheMmMUch
Begründet von Paul Lindau
Herausgeber: Professor Dr. Ludwig Stein
Schleiche Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt
v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau.
Leipzig München Berlin W.io Budapest Kopenhagen
«. F. stein»»«!, »eitholl, LuU«. «iw1ch«».».tz»st>ulhh»ndl. «l»ln> H bass«lb«lch,
Stockholm Christiania London Konstantinopel
« <l. Fritz«, I.!br»!>-I« »oM«. I«oi Dybwllt» «uchhol«. William, K 5l»lg»t«. Intlinot, «uchh<mdl. QU» ««U.
f»l dl« Provinzen In Lch»«d«» uno w DInemlli»: ««»», «>,». U»ftn» N«ch!»l««, <l,p«nl>««e».
K«l buchhilndleiilch« »eltlieb slll Nußlanl, bei o« ««l«UIch»ft »». «. »,l»l- tzofbuchh»ndlung«n I» Pe<««b»»,:
O»»«»»^ v»nl 18 ». He»«U ?l<>«pelit 13, »l»»l»u! Lchmieoeblllck« 12 u. Llioidov^» 22.
37. Jahrgang. Band 145. Heft 464 Mai 1913

EMPTY

Klaus Verntsen,
dänischer Ministerpräsident:

Die dänische Volkshochschule.

Die Volkshochschulbewegung in Dänemark nahm um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts ihren Anfang und sie hat sich in dem seither verflossenen Zeitraume als mächtigsten Ausdruck nationalen Kulturlebens erwiesen, der sich jemals im dänischen Volke geäußert hat. Ihr Ziel war und ist auch heute noch eine auf nationalem Boden und in christlichem Geiste fußende historische Allgemeinbildung, und ihre Wirkungen prägen lange schon die Bevölkerung, insbesondere den Bauernstand, der kraft dieser Bewegung die Führerschaft im politischen und ökonomischen Leben des Volkes an sich hat bringen können.

Das dänische Volksschulwesen war am 29. Juli 1814 durch zwei königliche Verordnungen geregelt worden. Nachdem der souveräne König Friedrich VI. am 20. Januar 1788 das „Stavnsbaand" — Heimatband*) aufgehoben und eine Reihe von guten und durchgreifenden ökonomischen und praktischen Reformen auf landwirtschaftlichem Gebiete eingeführt hatte, um dem verkümmerten und unterdrückten Bauernstande aufzuhelfen, erkannten der König und seine Ratgeber, daß die Bauern ohne Kenntnisse und Aufklärung nicht imstande sein würden, die Vorteile, die ihnen die neugewonnene Freiheit gab, in rechter Weise auszunutzen. Es ward deshalb überall in den Städten und auf dem Lande obligatorischer Schulunterricht für Kinder vom 7. bis zum 14. Jahre angeordnet. Wie aber dieser Unterricht zu leiten sei, darüber war man zunächst ziemlich ratlos. Es gab hier zu Lande damals nur ein Schulsystem — das der gelehrten Schule, in der der Lehrer mehr „Überhörer" als Lehrer war, und wo der Unterricht mit trockener Verstandesentwicklung vor Augen erteilt wurde, ohne jegliche Charakterbildung anzustreben und ohne darauf Rücksicht zu nehmen, ob der Unterricht erzieherisch auf die Schüler einwirke oder nicht. Eine ähnliche Methode wurde, wenn auch in begrenztem Maßstabe, die Grundlage des Unterrichtes in den neuen Volksschulen. Man legte besonderen Wert auf den dogmatischen Religionsunterricht, der im Wesentlichen darin be-

*) Eine Art von Leibeigenschaft, die aus militärischen Gründen dem jungen Bauen, untersagte, vor dem 30. Jahre den väterlichen Hof zu »erlassen.

stand, daß die Kinder den Inhalt eines großen Lehrbuches auswendig lernen mußten; die Kinder lernten lesen, etwas rechnen und schreiben, aber irgendwelche eigentlich geistige Beeinflussung in religiöser oder sittlicher Richtung ließ sich in der Generation, die aus diesen Schulen hervorging, nur in außerordentlich seltenen Fällen und in geringem Grade konstatieren. Die Muttersprache kam nicht zu ihrem Rechte; man gewöhnte die Kinder daran, die akademische Ausdrucksweise nachzuahmen, statt ihnen den Gebrauch der eigenen Sprache vertraut zu machen. Mit diesem Schulunterricht mußten Bürger und Bauer in Dänemark sich in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts begnügen, weil es eben keinem Menschen einfiel, daß es anders sein könne.

Dann aber erstand unserem Lande der Dichter, Historiker und Prediger Nikolaj Frederik Severin Grundtvig, der schon in seiner „Mythologie des Nordens", die 1832 erschien, für sein Ideal einer anderen und besseren Bildungsgrundlage als die, die man dem Volke in der alten Schule bot, mächtig in die Schranken trat. Er schreibt darüber u. a. folgendes: „Meine Feder vermag nicht auszudrücken, wie innig ich mir eine Stimme wünsche, die jenseits des Sundes, in den nordischen Felsen, ja über die Nordsee hinaus Widerhall fände, und eine Kraft der Rede, die es vermöchte, alle die zu überzeugen, in denen noch ein Tropfen nordischen Blutes rinnt, nordischer Geist noch lebt, auf daß sie sich vereinigen und den Grund legen zu einer neu-dänischen, lebendigen, volkstümlichen und alles umfassenden Geisteskultur und Gelehrsamkeit, und daß dieser Grund gelegt werde, so lange wir noch imstande sind, die Ruinen der Vergangenheit zu retten und nutzbringend zu machen." Er sagt ferner: „Ia, volkstümliche Wissenschaft oder Volksbildung und Volksaufklärung im rechten, geistigen Sinne, das ist der notwendige Riesenschritt, der augenblicklich getan werden muß, wenn der Auflösung vorgebeugt, das volkstümliche Leben gerettet werden und wahre Wissenschaftlichkeit gedeihen soll."

Die alte Schule gab seiner Meinung nach Steine statt Brot, statt allgemeiner Bildung gab sie Klassenbildung — aber wie Rousseau das Evangelium der Kindheit verkündigte, so predigte Grundtvig das der Jugend. Die Jugendzeit war ihm „die Schaffensstunde des Geistes" und der eigentliche entscheidende Lebensabschnitt, in dem es sich erweisen muß, ob der Same, den Schule und Vaterhaus ausgesäet, dem Frühlingsreif zu widerstehen vermag, oder ob er hoffnungslos zugrunde gehen wird. Die Volksschule, wie Grundtvig sie sich dachte, sollte nicht auf Bücherweisheit und Lektionen aufgebaut werden, und ihr wichtigstes Ziel sollte nicht in der Eintrichterung einer Anzahl von Schulkenntnissen bestehen, sondern sie sollte in allererster Linie das Geistesleben des Volkes wecken, die Menschheit, die in trägen Materialismus versunken war, zu einer idealen Lebensauffassung emporheben, und deshalb sollte der Unterricht durch das „lebendige Wort" gegeben werden, durch den freien Vortrag, so poetisch, so herzenswarm, daß er eine geistige Verbindung zwischen Redner und Hörer

zu schaffen vermöchte, so daß die Jungen die Macht des Geistes in dem lebendigen Werte empfinden lernten, die ihnen Freude, Mut und Lebenslust zu bringen vermöchte.

Grundtvigs Idee einer Volksschule für die Jugend entstand, während noch der Absolutismus im Lande herrschte, und er dachte sich deshalb eine auf Veranstaltung des Staates gegründete, für alle Stände gemeinsame Schule, deren Endziel nicht ein Eramen irgend welcher Art war, sondern wo Aufklärung und Bildung einzig ihrer selbst wegen erstrebt wurden. Die Schüler, erwachsene junge Menschen, im Alter von wenigstens 18—20 Jahren, sollten ihren Beruf nicht verändern, sondern nach beendigtem Studium zurückkehren, jeder zu seiner Beschäftigung und bürgerlichen Wirksamkeit, jedoch durchdrungen von größerer innerer Befriedigung, größerer Vaterlandsliebe, und mit Sinn für eine höhere ideale Auffassung des Menschenlebens im allgemeinen und des bürgerlichen Lebens im besonderen. Die Volkshochschule sollte ferner Kenntnis der Staatsverfassung verbreiten — nicht aber sich mit der Politik der Parteien befassen — sowie über administrative und kommunale Verhältnisse unterrichten und dadurch die Jugend auf die spätere verständnisvolle Teilnahme an der Leitung des Gemeindewesens vorbereiten.

Um diese seine Idee einer Schule für die Jugend zu verwirklichen, wandte Grundtvig sich an König Kristian VIII., der sie mit Begeisterung ergriff und 1847 eine Verordnung erließ, derzufolge die Akademie zu Sorö in eine Volkshochschule nach Grundtvigs Plan umgewandelt werden sollte. Aber wenige Monate später starb Kristian VIII. Im folgenden Jahre begann der Krieg, der bis 1850 dauerte. Am 5. Juni 1849 ward Dänemarks neues Grundgesetz bestätigt, und über all diesen Begebenheiten geriet der Plan einer staatlichen Volkshochschule bei der Regierung in Vergessenheit. Glücklicherweise aber für die Idee, wie für das Volk, war er damit nicht endgültig aufgegeben. — Aus einer Staatsangelegenheit, die er unter dem Absolutismus geworden wäre, ward er nun nach Einführung der freien Verfassung eine Sache des Volkes, und durch die Initiative eines dazu besonders geeigneten Mannes in die Wirklichkeit umgesetzt. Die spätere Entwicklung hat unzweifelhaft dargetan, daß man damit auf dem rechten Weg war, der dahin führte, daß Dänemark heute statt einer einzelnen großen Schule in Sorö gegen 80 Volkshochschulen, über das ganze Land verteilt, besitzt.

Der Mann, der Grundtvigs Hochschulenidee in das praktische Leben führte, war der Pädagoge Kristian Kold. Nicht ohne Grund hat man ihn einen dänischen Sokrates genannt. In seiner einfachen Lebensweise, in der Kunst inhaltreiche Gespräche zu führen, in seiner Methode, sowie in seiner religiösen Wertschätzung des Lebens, erinnert er an den griechischen Weisen. In seine Reden und historischen Vorträge flocht er Züge und Begebenheiten ein, die er dem täglichen Leben oder seiner eigenen reichen Lebenserfahrung entnahm.

„Wenn andre Vorträge halten über die Perserkriege," sagte Kold bei einer Gelegenheit, „dann spreche ich über Frederik Larsens Frau in Ryslinge" (eine begabte und aufgeklärte Bäuerin). Kold war wie so viele bedeutende Männer aus ärmlichen Verhältnissen hervorgegangen. Er war am 16. März 1810 in Thiste geboren. Sein Vater war Schuster und ein strebsamer, fleißiger Mann, die Mutter eine eigenartige Frau, aber eine gute Erzieherin.

Im In- und Auslande begann man sich für Kold und seine bedeutungsvolle Wirksamkeit zu interessieren und man kam, um den eigenartigen Mann und sein Werk kennen zu lernen, und besonders nach seinem Tode nahm die Anzahl der Hochschulen im Lande schnell und stark zu.

Kold gewährte auch den Frauen Zutritt zu seiner Schule, denn er sah vollkommen ein, daß es eine der ersten Bedingungen für die Entwicklung eines gesunden volkstümlichen und religiösen Lebens sein müsse, das gleiche lebendige Interesse bei den Frauen für die Sache zu wecken, wie bei den Männern. Gedeiht doch im Schoße der Familie vor allem das Geistesleben eines Volkes.

Kolds ehren- und bedeutungsvolle Wirksamkeit bestand darin, daß er 1. Grundtvigs Idee einer freien Schule für junge Menschen in das praktische Leben führte, 2. eine freie Kinderschule schuf, 3. sein Volk lehrte, wie eine volkstümliche Erziehung zu leiten sei, und 4. die Augen seines Volkes der Notwendigkeit öffnete, Frauen und Männer in gleichem Maße an den Segnungen der Aufklärung teilnehmen zu lassen. Wenn dänische Frauen heute das Recht zur Gemeindewahl besitzen, und wenn keine der politischen Parteien sich dem politischen Wahlrecht der Frauen mehr widersetzt, dann dürfen Dänemarks Frauen ganz besonders Kolds dankend gedenken, als ihrem Wohltäter, der zuerst dafür Sorge trug, daß ihnen dieselbe Entwicklungsmöglichkeit geboten wurde wie den Männern.

Ein Blick auf das Volksleben in Dänemark lehrt erkennen, welch mächtige kulturelle Entwicklung durch die dänische Volkshochschule sowohl in geistiger, wie in materieller Beziehung dem dänischen Volke zuteil wurde. Auf den Gebieten der Landwirtschaft, der Milchwirtschaft, des Handwerks, überall finden wir Hochschulenbesucher als Führer und Neuerer. Im Amts- und Gemeinderat macht sich ihr Einfluß geltend, der Reichstag zählt alte Hochschüler in großer Anzahl zu seinen tüchtigsten Mitgliedern, ich selbst bin Kolds Schüler gewesen und der Kultusminister ist Vorsteher der größten und bedeutendsten Hochschule Dänemarks. Nie hat eine aus der privaten Initiative des Volkes hervorgegangene und im wesentlichen durch das Volk selbst aufrecht gehaltene Wirksamkeit so reiche Früchte getragen. Unsere Volkshochschule ist es, welche die dänische Nation kulturell so hoch gehoben hat, daß sie heute sowohl geistig wie materiell mit Recht ihren Platz neben Europas kultiviertesten Völkern behaupten kann.

Max Gras Bethusy-Huc:
Die Wehrvorlage und der Reichskanzler.
Die sogenannten großen Tage der Wehrvorlage sind vorüber. Aber ebenso wie erst nach Beendigung des Balkankrieges die größten Schwierigkeiten in der Verteilung der Beute überwunden werden müssen, so geht jetzt der für das große Publikum weniger sensationelle, aber eigentlich bedeutungsvollere Akt der Verteilung all der zu übernehmenden Kosten vor sich. Man kann wohl, ohne anmaßend zu sein, behaupten, daß im Durchschnitt das geistige Niveau des von den Herren Abgeordneten pro und contra vorgebrachten Materials nicht im Verhältnis zu der einzigartigen Bedeutung dieser Vorlage stand. Hingegen ist trotz einer mehr oder weniger von allen Seiten zugegebenen Anerkennung die Bedeutung der Rede unseres Kanzlers nicht genügend anerkannt worden. Die Bedeutung dieser Rede liegt nicht in dem Kunststück, einerseits die guten bzw. gebesserten Beziehungen mit allen Großmächten zu einem Bilde voller Friedenshoffnung zusammenzufassen und andererseits ein ungeheures Opfer für eine sprunghafte Vergrößerung unserer Wehrkraft zu verlangen, als in der schlichten Einfachheit, durch welche jeder objektiv Denkfähige, welcher Nation oder Parteirichtung er auch angehören mag, überzeugt werden muß, daß hier ein Mann an leitender Stelle steht, der offen und ehrlich die Richtlinien seiner Politik bis sehr hart an die Grenze gebotener Vorsicht darlegt und nur einem ungerechten Widerstand oder Angriff gegenüber die Mittel anwenden wird, deren Gewährung er beim Reichstage befürwortet. Dieses Vertrauen und Achtung erheischende Gebaren hat in verständigen Kreisen des Auslandes Anerkennung gefunden, wenn auch durch die maßlose Hetzerei und Preßpolemik, selbst an Stellen, wo man es nicht erwarten sollte, heute noch eine Trübung der Urteilskraft dahingehend besteht, daß, gelinde gesagt, die Besorgnis vor den lieben Nachbarn sich nicht so schnell verlieren wird, denn es ist menschlich, daß, ebenso wie das eingewurzelte Unkraut die neue Saat überwuchert, jetzt erst sehr energisch gejätet werden muß, ehe das gegenseitige Vertrauen, als dessen Wiederverkünder unser Kanzler sich erfreulicherweise in Übereinstimmung mit den englischen leitenden Staatsmännern betätigt hat, wieder gedeihen kann. Außer dem vorerwähnten Kunststück einer verhältnismäßig friedlichen Schilderung der Gesamtlage, im Verein mit einer Wehrforderung, lag die zweite Schwierigkeit der Kundgebung in dem Mißverhältnis, welches zwischen den früheren kriegsministeriellen Erklärungen über die Bereitschaft unserer Armee und den aktuellen Forderungen besteht. Eingangs seiner Ausführungen hat der Herr Reichskanzler auf die durch die Vorgänge auf dem Balkan und die daraus folgende Neugestaltung der Balkanstaaten veränderte militärische Lage Österreichs

hingewiesen, welche, summarisch gesagt, den militärischen Beistand Österreichs in einem Kriege gegen Rußland schwächt, d. h. seinen Wert als Bundesgenossen verringert, ein Gedanke, der an sich nicht neu ist, sondern schon lange vor Beginn der Balkanwirren von dem leider verstorbenen, hochverdienstvollen früheren Generalstabschef eingehend in Erwägung gezogen worden ist. Im späteren Verlaufe der Rede wurde dagegen betont, daß die Heeresvorlage in keinem direkten Zusammenhange mit der derzeitigen Lage stände, sondern nur der an sich notwendige Ausbau unserer allgemeinen Wehrpflicht sei, indem wir die stille Reserve, welche in dem Überschuß an tauglichen, aber bisher nicht ausgehobenen Rekruten liegt, nunmehr auf Grund und zur Durchführung der allgemeinen Wehrpflicht ausnutzen wollen. Es wäre wohl eine wirkungsvollere Verteidigung des allzu passiven Verhaltens unserer Militärverwaltung in den letzten Jahren gewesen, wenn man offen gesagt hätte: Wir haben uns bei den großen Anforderungen, welche an die Steuerzahler in den letzten Jahren gestellt worden sind, gescheut, diese stille Reserve an Menschenmaterial anzugreifen, bevor wir nicht ungefähr übersehen können, wie weit unsere Flottenpolitik uns treiben wird, bzw. bis erfreulichere und vertrauensvollere Beziehungen zu England uns eine Firierung dieser Aufgaben gestatten. Ebensogut wie man von allgemeinen Friedenshoffnungen sprechen konnte, war es wohl möglich, jetzt auch mit einigem Optimismus diese Zeit als gekommen zu betrachten. Diese Ausführungen, welche unsere ganze Wehrvorlage, was die nummerische Verstärkung anlangt, als eine auf dem Volkswachstum beruhende organische Notwendigkeit darstellt, die nur aus gewissen Rücksichten bewußt einige Zeit zurückgestellt war, hätten dann aber an der Spitze der Kundgebung stehen müssen, und wären dem Zweck, der ganzen Vorlage die kriegsdrohende und kriegsfürchtende Geste zu nehmen, dienstbarer gewesen, als die vorerwähnte Gruppierung der Rede, bei der man als Hörer sich des Eindrucks eines gewissen Widerspruchs nicht erwehren konnte.

Was nun die Gegenerklärungen der einzelnen Parteien anlangt, so ist es natürlich, daß die Ausführungen der ganz oder zum Teil gegen die Vorlage gerichteten Erklärungen temperamentvoller und dialektisch wirkungsvoller ausfielen, wie die zustimmenden Reden, abgesehen davon, daß die rednerische Begabung, welche ja durchaus kein besonderes Zeichen der Tüchtigkeit an sich ist, zwischen der linken und rechten Seite des Hauses leider sehr ungleich verteilt ist. Der Redner der konservativen Partei hatte kein sehr glückliches Moment in seine sonst eindrucksvolle Rede gebracht, indem er den Niedergang der französischen Volkszahl eingehend statistisch beleuchtete. Ebenso wie der freikonservative Redner die Frage des Ersatzes der Offiziere aus bisher unerschlossenen Quellen besser unberührt gelassen hätte. Die Antwort auf derartige Vorschläge der Linken hätte man wohl parteitaktisch richtiger dem zuständigen Regierungsvertreter überlassen. Das Zentrum spielte auf zwei Instrumenten,

das eine gab eine für die Regierung liebliche Weise von sich, während das andere recht grelle Kampfestöne ausstieß. Es entzieht sich vorläufig der Beurteilung, inwieweit das eine oder das andere Gefolgschaft in der eigenen Partei finden wird. Immerhin war es bemerkenswert, daß der vorlagefeindliche Jentrumsmann fast ausschließlich zu den Sozialdemokraten herübersprach und auch nur bei diesen Beifall fand. Sogar bei dem nachherigen Zusammenstoß mit dem bayrischen Militärbevollmächtigten, dessen recht begreifliche Erregung ihn selbst leider formell ins Unrecht brachte, waren nur Sozialdemokraten seine Helfer.
Dem Herrn Abgeordneten dürfte wohl trotz allen bewiesenen Draufgängertums, welches ja fraglos einer ehrlichen Absicht entsprang, aber merkwürdigerweise nur scheinbar auf gegenwärtiger Sachkenntnis beruhte, vor den Geistern, die er rief, bange geworden sein. Jedenfalls stand seine Schlußerklärung, daß die bayrische Feldartillerie die beste der Welt wäre, in keinem organischen Zusammenhang mit seinen vorherigen Ausführungen.
Wenn man summarisch den sachlichen Inhalt der oppositionellen Reden prüft, insbesondere die geistreiche Rede des freisinnigen Vertreters, aber den gewohnten Überreichtum an Ideen, dessen praktische Undurchführbarkeit im Augenblick jeweils erweisbar ist, ausscheidet, so bleiben immerhin bemerkenswerte Gedanken, deren Ausführung erwägenswert ist. Dazu gehört in erster Linie die Reform der Ehrengerichte, sowie eine loyale Lösung der Duellfrage, welch letztere allerdings durch ein angestammtes Gewohnheitsrecht und Empfinden weiter Kreise im Gegensatz zu dem bestehenden allgemeinen Recht so verwickelte Verhältnisse bietet, daß man nur durch Kompromisse, aber offene und ehrliche, vermeiden kann, daß sich derselbe Eiertanz bezüglich dieser Frage jedes Jahr wiederholt. Das ist unwürdig.
Des weiteren ist die Ausbildung unseres Offiziersersatzes berührt worden.
Es kann selbstverständlich nicht geleugnet werden, daß wir auch auf den bisherigen Wegen zu einem einwandfrei tüchtigen Offizierkorps gekommen sind.
Es ist aber nicht zu verkennen, daß die Anforderungen an einen Offizier von heut ganz andere sind, wie sie es noch vor Dezennien waren. Es ist daher wohl erwägenswert, ob man die Zeit der Ausbildung bis zur Beförderung zum Offizier nicht zum Vorteil der Truppe erheblich verlängern kann. Abgesehen von der dadurch zu erwartenden Ersparnis und der besseren Ausbildung des einzelnen Offiziersaspiranten kann die Aufsicht über die gesamte Lebensführung der jungen Leute so sehr viel energischer betrieben werden, als wenn sie einer solchen Aufsicht durch vorzeitige Beförderung zum Offizier zum Teil entzogen werden. Gegenüber anderen Berufen kommt fraglos der junge Offizier, wenn er im normalen Alter seine Dienstzeit angetreten hat, sehr zeitig zu einer selbstständigen sozialen Stellung, zu der ganz entschuldbar seine gesamte menschliche Reife oft nicht ganz im Verhältnis steht. Man kann nun selbstverständlich dagegen einwenden, daß schvn heut der Offiziersersatz vielfach schwierig ist und

sich durch derartigt Erschwerungen in der Laufbahn weniger Aspiranten finden würden. Dies durch Avancementsvorteile bzw. dadurch auszugleichen, daß verdiente Tronpiers, die aber zu höheren Stellungen nicht aufrücken können, auch übergangen, eine begrenzte Dauer weiter in den bisherigen Stellungen verbleiben können, ist eine zweite Frage, die einer eingehenden Überlegung wert erscheint.

Zur Frage des besseren Offiziersersatzes in entlegenen Regimentern ist auch die häufige Dislokation solcher Regimenter vorgeschlagen worden. Wenn sich auch die volle Gerechtigkeit eines solchen Vorschlages nicht verkennen läßt, so sind die anderwärts gemachten Erfahrungen betreffend eines konstanten Offizier-ersatzes nicht ermutigend, abgesehen davon, daß die Kosten derartiger Dislo-kationen sehr hohe sein dürften.

Zum Schluß ist es als besonders bemerkenswert und erfreulich zu be-zeichnen, daß regierungsseitig der Gedanke an eine rnß« su nouibre abgelehnt worden ist. Es ist zweifelsohne, daß eine große quantitative Vermehrung die erhöhte Qualität des Ausbildungs- und Führerpersonals bedingt. Denn schon heut ist die Frage der allzu jungen Unteroffiziere akut, die Lücken bei der Vermehrung des Unteroffizierkorps, des Grundpfeilers der Heeresausbildung, werden sich nicht so schnell ausfüllen, wie die Aushebung neuer Rekrutenmassen vor sich geht.

Auch in dem mit viel ungewissen und unausprobierten Faktoren belasteten Zukunftskampf wird ebenso wie in den Kriegen des Begründers preußischer Größe, unseres großen Königs Friedrich, die qualitativ bessere Armeee, welche ein leicht bewegliches Instrument in der Hand genialer Führer ist, gegenüber mäßiger ausgebildeten großen Massen den Sieg erringen. Denn wie überall läßt sich der Erfolg auf dem Schlachtfeld nicht durch Kalkulation errechnen, sondern er will durch die Tat erzwungen sein, dazu gehört eine handliche und gutgearbeitete Waffe in die Faust eines Mannes, der entschlossen ist, seine ge-faßten Pläne bis zur letzten Konsequenz durchzuführen.

Solche Männer mögen dem Vaterland zur Stunde einer Entscheidung er-wachsen, sie sind mehr wert als die letzten Spitzen der Pyramiden des Rüstungs-rekords.

Ludwig Stein

Prof. Dr. Ludwig Stein:

Die Überwindung des Kosmopolitismus durch die Nationalidee.

Die Nationalidee, deren Wesen und Werden wir an der Hand unserer früheren soziologischen Untersuchungen im Aprilheft von „Nord und Süd" gekennzeichnet haben, wächst aus den weltbürgerlichcn Idealen der deutschen Klassik heraus. Der deutsche Nationalgedanke, den die Stein-Hardenberg'sche Gesetzgebung — zunächst für Preußen — vorbereitet, beginnt sich unter den Ideologen deutscher Zunge inmitten des Napoleonischen Kosmopolitismus zu entfalten. Das Weltgeseß der Entwicklung ist eben nicht minder gültig in der Welt der Lebewesen, als im Bereiche der anorganischen Natur. Überall in Natur und Geschichte finden wir, wie Herbert Spencer uns klar gemacht hat, den regelmäßigen Übergang von unbestimmter Gleichartigkeit zu bestimmter Ungleichartigkeit. Das Ziel des ganzen Weltprozesses ist die Erreichung eines Gleichgewichtszustandes.

Auf die menschliche Lebensgemeinschaft angewendet, besagt die soziologische evolutionistische Entwicklungsformel folgendes: Zuerst leben die Menschen in chaotischem Durcheinander, in wilden Horden, Clans, Sippen, Tribus, Phratrien, Gaugenossenschaften, bis hinauf zu den Stadtstaaten. Von unbestimmter Gleichartigkeit schreitet die menschliche Gesellschaft fort zu bestimmter Ungleichartigkeit. Der kriegerische Typus, der im „Kampf ums Dasein", vollends im „Kampf um die Erde" sich herausbilden mußte, schweißt die Stämme und Sippen zu großen Verbänden und Gruppen, kurz zu staatlicher Ordnung zusammen. Die kleinen Stadtstaaten treten durch Bündnisse oder kriegerische Unterjochung zu größeren Staatengebilden zusammen, letzten Endes zu großen Staatenverbänden und ausgeprägten Kultursystemen. Die Linie der Entwicklung führt geradeswegs von Staatenbündnissen zu Bundesstaaten. In demselben Maße aber, wie sich durch solche Machtkonzentration die Anpassung an äußere Daseiusbedingungen vervollkommt hat, verliert der Krieg, der bisher ausschlaggebende Machtfaktor, seinen Sinn. Ist nämlich der Zweck des Krieges, die Herstellung des politischen Gleichgewichts, erreicht, so ist das Mittel überflüssig geworden. An die Stelle des kriegerischen Typus des Menschengeschlechts tritt nunmehr der industrielle, der Weltverkehr: Handel, Gewerbefleiß und Industrie. An die Stelle des Krieges tritt der Kampf durch planmäßigen Wettbewerb; der rote Saft der blutigen Fehde weicht dem schwarzen Saft der staatlichen Verträge.

Das sind die Grundlinien des teleologischen Geschichtsoptimismus. Wir projizieren das Heil des Menschengeschlechts nicht mit Schopenhauers Buddhismus in die Längstvergangenheit, in das verlorene Paradies, in das „goldene Zeit-

alter", das einst war, kurz in das „Nirvana", sondern umgekehrt in die entfernteste Zukunft, wie sie uns die Sibyllinen und die Chiliasten, die Propheten des alten Bundes und die Millenarier des neuen Bundes künden. Eben dorthin weist auch das „Gottesreich in uns" in der dichterischen Apokalypse Tolstois, das „goldene Vließ" bei Grillparzer, das „dritte Reich" in den entscheidenden Stellen der meisten Dramen Ibsens, die „ewige Wiederkunft" im kritisch fundamentierten Prophetentum des Zarathustra-Philosophen Nietzsche. Auf „lachende Löwen" wartet der Nietzsche-Zarathustra fast mit denselben Worten wie der Prophet Iesajas, dessen universalistische Zukunftsprojektion lautet: „Gott richtet zwischen den Völkern, entscheidet unter den Nationen; sie schmieden ihre Schwerter zu Sicheln und ihre Spieße zu Winzermessern. Nicht mehr erhebt Volk gegen Volk das Schwert, und sie lernen nicht mehr den Krieg." Und an anderer Stelle: „es weidet der Wolf mit dem Lamme, der Leopard lagert beim Böcklein sich, Kalb und Löwe und feister Stier, und ein kleiner Knabe leitet sie." Diesem universalistischen Geschichtsoptimismus gibt der Prophet Secharja den gewaltigsten Ausdruck: „Gott verkündet den Frieden den Völkern, und seine Herrschaft reicht von Meer zu Meer, von Strom zu Strom bis ans Ende der Erde", und das neue Testament sekundiert mit den Worten: „Selig sind die Friedfertigen, denn sie werden Gottes Kinder heißen"; endlich „Ehre sei Gott in der Höhe, Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen". Das landläufige Bild dieses kirchlichen Kosmopolitismus ist das von der Stoa stammende Bild des einen Gottes und einer Herde. Diese Metapher ist in das Christentum, insbesondere den Katholizismus übergegangen, der ja seiner inneren Natur nach kirchlicher Kosmopolitismus ist oder doch sein will. Der Papst ist der Seelenhirt für die getaufte Menschheit. —

Religionsstifter, Apostel, Propheten und Dichter antizipieren die Wirklichkeit in der Form von Ahnungen, Deutungen, Visionen und instinktiv richtiger Witterung des Kommenden. Ihre Sicherheit der Voraussage ist, wie die der Nachtwandler und Somnambulen, tief im Unterbewußtsein verankert — es ist dies die Instinktsicherheit, auf welche Rousseau, Schopenhauer, Nietzsche und mit ihnen alle Romantiker und Irrationalsten pochen. Fühlen sich die rationalistischen Philosophen nur wohl und heimisch in der Welt der klaren und deutlichen Begriffe, der mathematischen Beweise, der logischen Schlüsse oder der physikalischen Erperimente, so bevorzugen die religiösen Weltkonzeptionen das Zwielicht und Halbdunkel des Gefühls, und die dichterischen die Traumgebilde des „schönen Scheins", das Lichtreich der Phantasie. Vielfach sind es dieselben Wahrheiten, welche die Religionen in der ihnen angemessenen Ausdrucksweise des Gefühls aussprechen, wie die der großen Dichtungen, deren tiefster seelischer Schacht die Einbildungskraft ist. Jenes tausendjährige Reich, das uns die Sibyllinen und die Religionsurkunden der parsischen Lichtreligion Zarathustras

durch die Nationalidee Ludwig Stein
künden und das uns Nietzsches Übermenschen-Religion wieder nahe bringen möchte, zittert bei den Griechen in Theopomp, Hekatäus von Abdera und Dikäarch von Messana, bei den Römern in der verzückten Schilderung des „goldenen Zeitalters" bei Ovid, Virgil und Tibull nach. Die Dichtergenien aller Zeiten und Völker haben das hohe Lied vom „Völkerfrühling und von der Menschheit letztem Glück" in Tönen ergreifender Schönheit gesungen. Man denke an Dantes „göttliche Komödie", Tassos „Aminta", Miltons „Verlorenes Paradies", Klopstocks „Messias", Goethes „Tasso". Auch in Don Quirotte von Cervantes und in Silva Moral von Lope de Vega finden sich Spuren jener wundersamen Mär, die wie Veilchenduft auf Erden umgeht.

„Von goldner Zeit, die einst hienieden
Der Traum als Wahrheit kehrt zurück."
(Gottfried Keller.)

Was Propheten verkündet und Dichter gesungen haben, das suchten die Begründer des Völkerrechts, Albericus Gentilis und Hugo Grotius, in die Wirklichkeit umzusetzen, während dichtende Politiker wie Erasmus von Rotterdam, Herzog v. Sulln, William Penn und Abb6 de St. Pierre in seinem dreibändigen „Entwurf zur Herstellung des ewigen Friedens" den Fluch der Lächerlichkeit nicht scheuten, dem solche Pioniere der Wahrheiten von übermorgen unfehlbar anheim zu fallen pflegen. Und so spottete denn auch der Philosoph Leibniz, den Edmund Pfleiderer in einer großen Monographie als Mitschöpfer der deutschen Nationalidee pries, der „ewige Friede" passe nur als Aufschrift auf Kirchhofspforten, denn nur die Toten schlagen sich nicht mehr, die Lebenden aber seien in anderer Stimmung.
Trotz alledem haben die religiösen Ahnungen, die uns ein „drittes Reich" kündeten, ebensowenig getäuscht wie die Träume der Poeten, die uns das goldene Zeitalter aus der Vergangenheit in die Zukunft hinüberdichten. Denn die Philosophen sind ihnen gefolgt, und die geschichtliche Wirklichkeit ist im Begriff denjenigen Teil jener Ahnungen und Träume zu verwirklichen, der auf unserer Mutter Erde, wo zwar die Gedanken leicht nebeneinander wohnen, aber hart im Raum die Sachen aufeinander stoßen, realisierbar ist. Gewiß, auch die Philosophen eilen den Tatsachen voran, aber wenigstens in der Form des Begriffs, also weder wie der Poet mit seiner Phantasie, dessen leichtbeschwingte Flügel Räume und Zeiten spielend überwinden, noch wie der Prophet, dessen Weissagungen in einem tropischen Siebenmeilenstiefeltempo bis „ans Ende der Tage" hasten. Die visionären Ahnungen Zarathustras und der mosaischen Propheten, die Legenden und Mythen, die Sagen und Märchen von kommender Beglückung und Vervollkommnung des Menschengeschlechts, endlich die sehnsuchtsvollen Zukunftsträume der großen Dichter, die uns das „goldene Vließ" oder das „dritte Reich" künden, finden ein lebhaftes Echo zunächst in den gewaltigen Begriffsdichtungen der Philosophen, weiterhin aber auch in der geschichtlichen Wirklichkeit

unserer Tage. Denn wir leben offenkundig, wie im Zeichen des Verkehrs, so im Zeichen großer, weltbewegender Umwälzungen. Während im vorstaatlichen Zustande des Menschengeschlechts Fremder und Feind Synonyme waren, der Kannibalismus auf jener Stufe also die natürlichste gesellschaftliche Daseinsform darstellte, sind wir durch die Religion, wie Lessing in der „Erziehung des Menschengeschlechts" hervorhebt, durch die Kunst, wie Schiller betont, durch den „Antagonismus der Kräfte", wie Kant glaubhaft macht, endlich durch den gesamten Prozeß der Geschichte, wie Herder ihn begreift, vom Kannibalismus zur Humanität erzogen, von Wildheit und Barbarei zu Zivilisation und Kultur emporgezüchtet worden. Deshalb sprechen die Philosophen in ihrer teleologischen Geschichtsauffassung von einem verborgenen Erziehungsplan des Menschengeschlechts, wie ihn der Apostel Paulus und der Kirchenvater Augustin schon ahnen. Darum sieht Kant in der Geschichte nur den verborgenen Plan der Natur, zu einer vollkommenen Staatsverfassung zu gelangen. Aus diesem Grunde sieht Schiller ans dem physischen und moralischen Staat den ästhetischen Staat, die „schöne Seele", die „sittliche Grazie" emporwachsen. Fichte kündet das Zeitalter der „vollendeten Vernünftigkeit". Auf französischer Seite formulieren Condorcet, Turgot, die Physiokraten, Rousseau, die Schweizer Iselin und Pestalozzi, völlig übereinstimmend: „Geschichte ist der Fortschritt zum Besseren". Am Ausgange des 18. Jahrhunderts ist jene Stadientheorie, welche Auguste Eomte's populär gewordene Einteilung in ein fetischistisches, metaphysisches und positives Stadium fordert, ganz geläufig. Vico stellt diese Stadientheorie in seiner „8eieu2ll unovll" auf, Condorcet gibt ihr in seiner: „I5?qni»!ze ll'un tnbleau Iii»torique äu pro^rö» cle I'egprit liumllin" ein breiteres Fundament.
Lessings „Erziehung des Menschengeschlechts" baut diese Theorie nach der religiösen, Schillers „Briefe über ästhetische Erziehung" nach der ästhetischen, endlich Fichtes „Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters" nach der geschichtsphilosophischen Seite aus, während Herder und Herbert Spencer in der Geschichte nur eine Fortsetzung der Natur auf höherer Stufe sehen. Immerhin
kehrt der „geschichtsoptimistische Gedanke" der Propheten und Dichter bei den führenden Philosophen des Aufklärungszeitalters und der Romantiker wieder. Wenn uns aber Propheten, Dichter und Philosophen eine und dieselbe Zuknnftsverheißung künden, die einen als Gefühlswahrheit, die anderen als Phantasiewahrheit, die dritten endlich als Begriffswuhrheit, so werden wir mit gespanntem Ohr lauschen müssen, ob und inwieweit die geschichtliche Wirklichkeit die Ahnungen der Propheten, die Träume der Poeten und die Begriffsdichtungen der Philosophen gerechtfertigt hat. Handelt es sich um Phantasmagorien und Halluzinationen? Haben uns unsere größten Genien gegängelt oder genasführt? Oder hatten sie eine inspiratorische Witterung für das Kommende, eine „intellektuelle Anschauung" für das sich Vorbereitende, eine „intuitive Erkenntnis" in ihrer Deutung der Wahrzeichen der Geschichte? —

Die Propheten, Poeten «nd Philosophen, welche uns seit Jahrtausenden das hohe Lied vom „dritten Reich" ins Herz geschmeichelt haben, sind von der geschichtlichen Wirklichkeit nicht Lügen gestraft worden. Das Tempo des Staatsmannes freilich, der Geschichte macht, ist ein anderes, als das des Philosophen, der sie dichtet. Die geschichtliche Wirklichkeit hinkt immer den poetischen Stürmern und philosophischen Drängern, welche mit überfliegender Einbildungskraft der Wirklichkeit um Jahrhunderte vorauseilen, im Schneckenscbritt nach. Poeme und Systeme brauchen Jahre, wo der Prozeß der Geschichte Jahrhunderte fordert, bis die Praris durchsetzt, was die Theorie fordert. Und so hat denn der Prozeß der Geschichte in den letzten 50 Jahren jenen Teil des prophetisch-poetischen Traumes erfüllt, den die Verkünder eines „Reichs Gottes auf Erden", eines „tausendjährigen Reichs", oder eines „dritten Reichs" seit Jahrtausenden in die Menschheit hineinorakelt, hineingedichtet und hineingesungen haben. Nur heißt dieses „dritte Reich" nicht Kosmopolitismus, wie noch Kant und der jüngere Fichte vermeinten, sondern: nationale Willensbildung und internationale Verständigung. Erst der zu Ende gedachte Nationalismus gebiert den Internationalismus aus seinem Schoße. Er ist genau so aus dem Kosmopolitismus herausgewachsen, in welchem er wie in seiner Raupe verpuppt war, wie die Religionen aus ihren Mythen und der Sozialismus aus dem Utopismus. Der Kosmopolitismus ist der Utopismus des Internationalismus.
Was jener gefühlsmäßig angestrebt, vag und verschwommen herbeigesehnt hat, das sucht die nationale Willensbildung auf engerem Gebiete bewußt und zielsicher zu vollführen. Der geschichtliche Übergang vom Kosmopolitismus zum Nationalismus und Internationalismus vollzog sich nach einem triadischen Rhythmus. Die Setzung bei den Aufklärern und Frühromantikern hieß: Kosmopolitismus, die Entgegensetzung, wie sie die geschichtliche Entwicklung Mitteleuropas im 19. Jahrhundert statuiert hat, hieß: Nationalismus, die Zusammensetzung endlich, wie sie die saturirten Nationalstaaten seit fünf Jahrzehnten etwa bewußt zu vollziehen beginnen heißt: Internationalismus. Die Klassiker der Poesie und Philosophie im Übergang vom 18. auf das 19. Jahrhundert haben uns den Kosmopolitismus gepredigt, die Klassiker der Politik, ein Mazzini, Cavour und Bismarck, haben in den mitteleuropäischen Staaten den Nationalismus verwirklicht, die Klassiker der physikalischen Entdeckungen und technischen Erfindungen endlich, wie Stephenson, Bell, Edison, Marconi, Zeppelin, welche den ganzen Weltverkehr umgestalteten, haben uns den Internationalismus beschieden. Der Kosmopolitismus ist das unvollziehbare Ideal einer unklaren, nur gefühlsmäßig ergriffenen Vereinheitlichungstendenz des Menschengeschlechts, Das „seid umschlungen Millionen, diesen Kuß der ganzen Welt" Schillers ist der Ausdruck jener verwaschenen Weltverbrüderung, welche Proudhon, der Begründer des theoretischen Anarchismus, einmal mit dem köstlichen Wort verspottet: Wenn

Ihr mir alle Menschen zu Brüdern gebt, so habt Ihr mir nicht etwa hunderte Millionen von Brüdern gegeben, sondern den einzigen, den ich vielleicht wirklich hatte, genommen. Ein solches Völkerchaos oder ein so gearteter kosmopolitischer Urbrei, wie ihn etwa die ungezügelte Phantasie des Zynikers Antisthenes oder des Stoikers Zeno in seinem „Weltstaat" fordert, oder der Calabresermönch Tommaso Campanella als Caesaropapismus kündet und Auguste Comte unter der Herrschaft eines Vernunftpapstes in der Welthauptstadt Konstantinopel begründen möchte — das alles sind geschichtsphilosophische Phantasmagorien oder vielmehr Träume von politischen Geistersehern. Wenn man das zur Soziologie rechnen will, so möchte ich diese kosmopolitischen Tiraden nur als Soziologie im Zustande des Somnambulismus ansprechen.

Der Kosmopolitismus scheitert als Weltanschauung daran, daß er die differenzierte Individualität mißachtet, daß er weder die Einzelindividualität, noch die Volkheit, noch die Stammeszusammengehörigkeit, noch endlich die nationale Individualität in Anschlag bringt. Der Kosmopolitismus ist gleichbedeutend mit Integration des ganzen Menschengeschlechts, der Nationalismus dagegen fordert Differenzierung nach Klassen und Rassen, nach Stämmen und Sippen, nach Völkern und Nationen. Der Sinn der Geschichte ist das Heraustreiben des Individuums, der Einzelindividuen ebenso, wie der volklichen und nationalen Individualitäten. Ein solcher Völkerwirrwarr, wie ihn die Kosmopoliten träumen, wäre gleichbedeutend mit dem „Krieg Aller gegen Alle", mit politischer Götzendämmerung. Erst muß sich das kosmopolitische Chaos zum nationalen Kosmos abklären, bevor zu einem bewußten Internationalismus übergegangen werden kann. Erst differenziert sich aus dem Nebel des im Dämmer von Ahnungen schwelgenden kosmopolitischen Gefühls, das alle Menschen des gesamten Erdenrundes unterschiedslos mit gleicher Liebe umfassen möchte, zu jenem festen nationalen Willen, der diese Liebe und Solidarität zunächst auf die eigenen Stammes-, Volks-, Schicksals-, Sprach- und Nationalgenossen einschränkt. Was die Solidarität an Ausdehnung verliert, weil sie sich auf einen engeren Kreis beschränkt, gewinnt sie an Intensität und Wärme. Jedermann wird das Hemd näher liegen als der Rock, die engere Familie teurer sein als der alle Eskimos, Nigger-Indianer und Wald-Weddahs einschließende, umfassende Begriff Menschheit. Nur an der Liebe zur Familie kann sich die zur Nation und an dieser wieder die zur Menschheit entzünden. Je allgemeiner ein Begriff ist, desto blasser, lebloser, inhaltsärmer, leerer ist er, desto schwerer wird es uns, ein warmpersönliches Verhältnis zu ihm zu finden. Eine Liebe zum Abstraktum Menschheit, die nicht durch das Stadium des viel anschaulicheren, faßbareren, weil konkreteren der Nationalität hindurchgegangen ist, ist blutlos. Erst die nationale Willensbildung vollführt für jenen Ausschnitt, sei es unserer Volksgenossen, sei es unserer politischen Landesbrüder, jene Solidarität sichtbar, welche der Kosmopolitismus für das ganze

Menschengeschlecht unsichtbar gefordert hat. Jene einheitliche Willensbildung, welche die sozialpädagogische Aufgabe der Nationalidee ist, kann sich nur im engeren Rahmen einer stammverwandten Volksindividualität oder kulturverwandten politisch-nationalen Individualität verwirklichen. Die Menschheitsidee ist ein Netz mit so weiten Maschen, daß Alles durchschlüpfen kann, ohne daß es jemals zu einer einheitlichen Willensbildung des zu einer Einheit künstlich verbundenen Menschentums käme.

Der Nationalismus ist freilich der Gegensat z zum Kosmopolitismus, aber zugleich seine Miniaturausgabe, nämlich die Idee des Kosmopolitismus angewendet auf ein bestimmtes politisches Gebilde. Was der Kosmopolitismus gefühlsmäßig, aber utopisch unausführbar für das ganze Menschengeschlecht gefordert hat, nämlich: einheitliche Willensbildung, das hat der Nationalismus in Deutschland und Italien, welche Jahrhunderte lang innerlich zerrissen waren, im nationalen Staat durchgesetzt. Seither haben Welf und Waiblingen, Städterepubliken und Duodezfürsten vor einander Ruhe. Der nationale Staat ist solchergestalt ein Kosmopolitismus in nuce. Er kommt freilich nur den eigenen Volks- und Nationalgenossen zu Gute, aber er ist wenigstens gründlich und durchgreifend, nicht als sentimentaler Traum, wie beim AUerweltsbürgertum, sondern als greifbare geschichtliche Wirklichkeit. Vom kosmopolitischen Weltgefühl steigt man auf zum nationalen Willen. Diesen nationalen Willen hat vielleicht Herder als Erster begriffen, jedenfalls am tiefsten erfaßt. Und Herder hat mit der umfassenden Weite seines geschichtlichen Blickes diese Wendung der Dinge feinspürig vorausgeahnt und prophetisch verkündet. Diese tiefere Einsicht in das Wesen und die Berechtigung der nationalen Staaten, die als unerläßliche Durchgangsstufe zum Internationalismus begriffen werden, muß Herder um so höher angerechnet werden, als sein geistiges Milieu durchweg von kosmopolitischen Überzeugungen beherrscht und getragen war. Gewiß hat auch Herder in seinen „Ideen" sowohl, als auch in seinen „Humanitätsbriefen" der weltbürgerlichen Richtung seines Zeitalters seinen Tribut gezollt. Auch ihm winkt als letztes, freilich nur in den fernsten Zeiten, wenn überhaupt jemals realisierbares Ideal eine weltumspannende Menschheitsverbrüderung, zu welcher sich die Völker in langsamer, aber stetiger Fortentwicklung emporringen. Aber der Geschichtsphilosoph großen Stiles und intime Kenner vieler Sprachen und Literaturen gar mancher Völker konnte sich der Einsicht nicht verschließen, daß Klima, Bodenbeschaffenheit, terrestrische und somatische Bedingungen, religiöse und geschichtliche Traditionen, sprachliche und kulturliche Eigenheiten den verschiedenen Nationen ein gesondertes Gepräge verleihen und eine bestimmte Funktion im Gesamthaushalte der Kultur anweisen. Alle großen Kulturen sind bisher auf nationalem Boden erwachsen und im unermüdlichen Wettbewerb der einzelnen Klassen innerhalb ihrer Nationen, sowie der einzelnen Nationen untereinander emporgeblüht. Das Kräftespiel eines Volkstums gelangt nur dann zur vollen Ent-

faltung, wenn die in ihm potenziell aufgespeicherten Energien durch beharrlichen Kampf und rastlosen Wettbewerb entfesselt werden. Die hervorragendsten Veranlagungen eines Volkstums können Jahrhunderte lang im Latenzzustande schlummern, wenn sie nicht durch Kampf und Not geweckt und zu energischer Betätigung getrieben werden. Ein unausgesetztes Ringen der Kräfte innerhalb eines Volkstums ist im Kleinen ebenso unerläßlich, wie ein beharrlicher, nie erlahmender Wettbewerb der Nationen untereinander im Großen unentbehrlich ist, soll anders jede Nation an ihrer Stelle und im Rahmen ihrer von der Geschichte vorgezeichneten Mission ihr Bestes und Höchstes leisten. Es hat eben, wie Herder sinnig bemerkt, jedes Volkstum sein eigenes Kriterium des Rechts und seine eigene Formel der Glückseligkeit. Soll dereinst in einer sozialen Weltsymphonie die endlich geglückte Harmonisierung der gesamten Menschheit in mächtigen Akkorden ausklingen, so lautet das erste Erfordernis, daß jeder Mitwirkende an diesem von der Menschheit sehnsüchtig herbeigewünschten Weltkonzert ein Virtuose seines Instrumentes sei. Baß und Flöte, Geige und Cello, Klarinette und Oboß haben als Einzelinstrumente ihre gesonderte Klangfarbe, und es wäre töricht vom Hoboisten etwa zu fordern, daß er seinem Instrumente Cellotöne entlocke. So kann man von einer Nation nur heischen, daß sie zu jenem erträumten Weltkonzert dasjenige Instrument stelle, und diesem wieder nur solche Töne abgewinne, wie sie sich aus den gesamten Kulturbedingungen des betreffenden Volkstums von selbst ergeben.

„Nur muß der Eine nicht den Anderen mäkeln — nur muß der Knorr den Knubben hübsch vertragen — nur muß ein Gipfelchen sich nicht vermessen, daß es allein der Erde nicht entschossen" (Lessing, Nathan). Gabriel Riesser, „Nationalität und Kosmopolitismus" sagt: „Das Nationalgefühl wird tatsächlich weit weniger bedroht durch die Gefahr der Erweiterung zum Gefühl der Menschheit, als durch die des Zusammenschrumpfens zur Hingebung an das enge Ich, oder an solche abgeschlossene, bevorrechtete Kreise, deren Privilegien der Egoismus auf Kosten der Gesamtheit festhält. Was die Nationen verderbt und unterjocht hat, ist nicht der Kosmopolitismus, es ist die Selbstsucht und der Kastengeist gewesen .... Nimmermehr wird der begeistert sein für die Interessen der Menschheit, der es nicht für die des Vaterlandes ist." Riesser wendet sich hier gegen die Karikatur des Nationalismus, nämlich jenen Chauvinismus, der sich mit Vorliebe als Nationalismus drapiert. Der Chauvinismus ist ebenso die Karikatur des Nationalismus, wie der Kosmopolitismus das Ertrem des Internationalismus. Die geschichtliche Wirklichkeit liebt indeß keine Sprünge, weder nach rechts, noch nach links, sondern ihr gerader, unabwendbarer Weg ist die aurea ineäioerita», der königliche Mittelweg, der vielleicht länger, aber dafür um so sicherer zum Ziele führt, als die uns von links und von rechts angepriesenen Abkürzungen. Es ist daher kein Zufall, daß das unhistorisch denkende Aufklärungszeitalter durchweg kosmopo-

litisch dachte, während der Historismus des 19. Jahrhunderts nationalistisch gerichtet ist. Die nationale Idee und ihre Verwirklichung in Mitteleuropa, in Deutschland und Italien zumal, war die geschichtliche Vorbedingung, welche erst die ganz moderne Idee des Internationalismus ermöglicht hat. Die kirchlichen Praerogativen mußten von den Stürmen der Revolutionen weggefegt werden, der dynastische Absolutismus mußte schwinden, lokale Vorrechte und ständische Sonderrechte mußten fallen, bevor der Nationalgedanke, dieses politische Einheitsband, das erst im 19. Jahrhundert seine ganze sozialpädagogische Macht in der Richtung einer einheitlichen Willensbidung entfaltete, zu völliger Reife gedieh. Man versteht sehr wohl, warum sich die Kirchen und Dynastien der Nationalidee anfänglich ebenso trotzig und beharrlich entgegenstemmten wie die bevorrechteten Stände, insbesondere der alte Erbadel. Denn der Nationalismus geht aus dem Schoße des Kosmopolitismus unmittelbar hervor; er ist gleichsam sein erstgeborener Sohn — jedenfalls ein Kind des 19. Jahrhunderts.
Nicht bloß der Begriff, auch das Wort Nationalität ist viel jüngeren Datums, als gemeiniglich angenommen wird. So behauptet z. B. der Franzose Buchez, er habe das Wort „uationnlit^" geprägt und im Jahre 1831 zum ersten Male in Kurs gesetzt. Mag dies für Frankreich zutreffen, so gilt dies für Deutschland natürlich nicht, da Fichte 1807/8 seine „Reden an die deutsche Nation" hielt. Durch den deutschen Humanismus und die Reformation ist die Verehrung für die Antike geweckt worden, aber nicht nur für autike Kunst und Wissensä^aft, sondern auch für den antiken Nationalstaat, insbesondere den hellenischen.
Der Nationalbegriff kann in Europa nicht viel älter sein, als die französische Revolution, unter deren Wehen er geboren wurde, da die nationale Willensbildung die Zertrümmerung von kirchlichen, dynastischen, munizipalen und Standesvorrechten voraussetzt. Der Nationalismus stellt jenes Minimum von Kosmopolitismus dar, das im Rahmen einer politisch-nationalen Einheit realisierbar ist. Die Nationalitätsidee ist, wie ihr begrifflicher Widerpart, die kosmopolitische Idee, von Hause aus demokratisch. Der Einheits- und Gleichheitsgedanke, den der Kosmopolitismus auf alles ausdehnte, was Menschenantlitz trägt — darin dem jesajanischen Universalismus und zynisch-stoischem wie urchristlichem Antinationalismus verwandt — wird durch den Nationalismus in die geschichtliche Wirklichkeit umgesetzt, aber auf Sprach-, Rassen-, Stammes-, Religions-, Volks- oder wenigstens Kulturgenossen eingeschränkt. Zur Definition der hier entwickelten Begriffe bemerke ich zum Schlusse, daß Rasse ein rein ethnischer, Volk ein politischer, Nation hingegen ein reiner Kulturbegriff ist.
Die Nationalität bezeichnet das Besondere, wodurch sich ein Volk von anderen Völkern unterscheidet. In der Nation erscheinen Stämme, Sprachen, Konfessionen, Stände, Rassen, Völker, ja selbst politische Einheitsgebilde, wie Einzelstaaten, zu einem einzigen Sammelbegriff verdichtet, weil die nationale Eigen-

art ein geschlossenes Kultursystem darstellt, das der religiösen, volklichen, sprachlichen Eigenart oder Stammesart übergeordnet wird. Auf der Leiter der soziologischen Begriffsbildung stellt die Nation die oberste Sprosse, den höchsten Einheitspunkt dar, dessen symbolischer Einheitsvertreter der Monarch oder der Präsident einer nationalen Republik ist. Solche oberste Einheitspunkte bilden wir in der Naturforschung vermittelst des Einheitsbegriffs Kosmos oder Natur, in der Religion und Philosophie durch den obersten Einheitsbegriff Gott oder Substanz, im Prozeß der Geschichte und ihrer soziologischen Begriffsbildung durch die vereinheitlichende Funktion des obersten Begriffs Nation, dem Volk und Rasse, Stamm und staatlicher Verband, Sprache und Religion, Recht und Sitte als Unterbegriffe gegenüberstehen.

I. R. de la Espriella:

Zar Ferdinand I. von Bulgarien.

„Er hat gelebt für alle Zeiten" nicht von allen Herrschern kann man dieses sagen, und was dem Spruche doppelte Bedeutung verleiht, er ist nicht Monarch einer europäischen Großmacht, fern, an dem Zipfelchen Europas, „wo der Parteien Gunst und Haß" „manch blutig Treffen ward um Nichts gefochten"; — als Leiter eines kleinen Staates, eines Balkanstaates, welch Wort genügt, um die Bedeutung dieses Mannes in das richtige Licht zu setzen, hat es der jetzige Zar des Königreichs Bulgarien verstanden, die Augen der ganzen Welt, sei's in Bewunderung, sei's in Furcht vor den indirekten Folgen, auf sich zu lenken. —

Den Eingeweihten, denjenigen, die sich mit der Balkanpolitik beschäftigen, war wohl die politische Bedeutung eines Ferdinand von Bulgarien bekannt, aber erst die Tatsache der Vereinigung der Balkanstaaten zum Kriege gegen die mächtige, durch historische Tradition geheiligte Türkei, die siegreiche Unterwerfung derselben, zeigte ihnen und der Welt durch den Erfolg, der im Leben den Beweis liefert, daß dort unten ein Fürst vor 25 Jahren den Thron eines Balkanstaates bestieg und sein Land als Fremder, in zäher Energie, Klugheit und Arbeit regierend, zu einem Reiche machte, vor dem Jeder tief in Bewunderung den Hut ziehen muß.

Einiges über das Leben dieses Mannes, eines deutschen Fürsten, unter Vorausschickung einer kurzen geschichtlichen Erläuterung Bulgariens, plaudernd zu erzählen, dürfte hier berechtigtes Interesse erwecken.

Alt ist die Geschichte Bulgariens, sie setzt im Jahre 679 durch einen Zweig der finnischen Völkerfamilie ein, welcher von der Wolga kommend, sich mit den

Slovenen als Mischvolk vereinend, im heutigen Bulgarien festsetzte und ein Volk unter dem Namen des herrschenden Stammes, der Bulgaren bildete. 864 empfing Chan Boris mit seinem Volke von griechischen Priestern die Taufe. — Sein Sohn, Symeon, unterwarf nach Belagerung Konstantinopel und den größten Teil der Halbinsel, nahm den Titel eines Zaren der Bulgaren an, den die Bulgarenherrscher bis zur Unterwerfung durch die Türkei fortan führten.
In einem 40jährigen Kriege gegen den byzantinischen Kaiser Basilius II. wurde Bulgarien völlig unterworfen und in byzantinische Provinzen geteilt. So blieb es im 11. und 12. Jahrhundert den Griechen Untertan.
Um das Jahr 1186 erhoben sich die Bulgaren zum Befreiungskriege unter den Brüdern Paul und Assn, die den Zarentitel annahmen und in Trnowa residierten. — Wieder folgte unter den nachfolgenden Herrschern eine Glanzzeit für Bulgarien, so daß unter Zar Assn II. das Land fast die Größe der ruhmreichen Zeit des Zaren Symeon wieder einnahm.
Unfähige Herrscher zeitigten alsdann, unter unaufhörlichen Kriegen gegen die Byzantiner, Serben, Ungarn und Tartaren Südrußlands, den Verfall des Reiches. Dann kamen die Türken aus Asien, drangen siegreich vor und zwangen den letzten Zaren Iwan Sisman III., sich dem Sultan Murad 1366 zu unterwerfen, 1396 erfolgte dann die völlige Unterwerfung Bulgariens unter die Türken-Herrschaft.
Bis ins 18. Jahrhundert blieb Bulgarien völlig unter der Herrschaft der Türkei und wurde von dieser verwaltet, die Bulgaren der Gegend von Rhodope, Plewen und Lowetsch gingen zum Islam über.
1762 beginnt alsdann wieder eine neue Zeitepoche für Bulgarien. Es erhielt gewisse selbständige Privilegien von der Türkei, bis dann weiterhin durch den russisch-türkischen Krieg 1876, der indirekt durch die Greuel der türkisch«i, Truppen bei der Niederwerfung eines Aufstandes der Bulgaren hervorgerufen war, im Frieden von Santo-Stefano ein tributpflichtiges Fürstentum Bulgarien geschaffen und der bulgarische Staat nach 485 Jahren erneuert wurde. — Die Grenzen des Landes fanden durch den Berliner Kongreß eine bedeutende Einschränkung, Ost-Rumelien blieb eine türkische Provinz.
Die Nationalversammlung wählte am 29. April 1879 den Prinzen Alerander von Battenberg als Alerander I. zum regierenden Fürsten von Bulgarien, er leistete in der alten Königsstadt Trnowa den Eid auf die Verfassung und wählte Sofia als seine Residenz.
Radikale Agitationen beschränkten die Macht des Fürsten und gefährdeten den Frieden des Landes; durch einen Handstreich, 1881, beseitigte Alerander I. das Ministerium und regierte das Land 7 Jahre ohne verfassungsmäßige Beschränkung.
Den maßgebendsten Einfluß im Fürstentum Bulgarien hatte Rußland gewonnen, russische Offiziere organisierten die Armee, russische Minister waren der Regierung beigeordnet; als Fürst Alerander gegen den Willen der russischen

Minister die Verfassung von Trnowa herstellte, sah Zar Alerander III. von Ruß-
land hierin eine Auflehnung. Als dann Fürst Alerander ziemlich selbständig 1885
die Vereinigung von Bulgarien mit Ost-Rumelien herbeiführte, berief der Zar
alle russischen Offiziere und Beamten ab.
Eifersüchtig durch die gesteigerte Macht Bulgariens, erklärte Serbien
Bulgarien den Krieg, wurde aber von den Bulgaren gänzlich geschlagen und nur
die Intervention Österreichs rettete den Serben ihr Land.
All diese glänzenden Erfolge des Fürsten Alerander waren gegen den Willen
des russischen Zaren zustande gekommen; die russischen Panslavisten zettelten eine
Verschwörung zum Sturze des Fürsten an und zwangen ihn zur Abdankung, dann
wieder zur Regierung gelangt, machte er sein Verbleiben, um den russischen Zaren
auszusöhnen, von dessen Zustimmung abhängig, der diese aber ablehnte, wvrauf die
völlige Thronentsagung des Fürsten erfolgte.
Durch die erzwungene Abdankung des allgemein beliebten Fürsten Alerander
schwand der russische Einfluß immer mehr in Bulgarien; Stambulow trat nun an
die Spitze einer Regentschaft, die von der Sobrani anerkannt wurde und sich auch
gegen den russischen Versuch der Verhetzung durch General von Kaulbars behauptete,
so daß 1886 Rußland jede Verbindung mit Bulgarien abbrach; der russische Zar
bewirkte auch, daß Prinz Waldemar von Dänemark, der von der Sobrani zum
Fürsten gewählt wurde, um eine Aussöhnung mit Rußland wieder herbeizuführen,
die Wahl ablehnte.
Prinz Ferdinand Marimilian Karl Leopold Maria zu Sachsen-Koburg,
jüngster Sohn des Prinzen August von der katholischen, in Ungarn begüterten
Linie Koburg-Ko^ry und der Prinzessin Clementine von Orleans, Tochter des
Königs Ludwig Philipp, stand um das Jahr 188U in Österreich in einem Husaren-
regiment. Um diese Zeit befanden sich die bulgarischen Minister Stambulow,
Grekow, Kaltschow und Stoilow in Wien, es galt einen Landesherrn für ihr
Fürstentum zu suchen.
Durch den Erzherzog Johann Salvador wurden die Minister auf Ferdinand
von Koburg aufmerksam gemacht.
Man sagt, daß die erste äußere Begegnung in der Wiener Oper erfolgte; zu
den Passionen des damaligen jungen Prinzen, denen er auch weiterhin stets sein
privates Interesse geschenkt, gehört in erster Linie die Musik; er soll auch ein aus-
gezeichneter Kenner der Geschichte und Weltliteratur sein, sich besonders mit Bo-
tanik und Ornithologie beschäftigen und die merkwürdige Vorliebe für Lokomotiven
und mit diesen zu fahren, besitzen.
Der erste Antrag der bulgarischen Minister, den Thron eines Landes zu be-
steigen, in der abhängigen Lage der Türkei, unter dem Einflusse von wer
weiß wie vielen anderen Mächten, mag dem Prinzen manches Kopfzerbrechen
verursacht haben. Keine einzige Großmacht billigte eine Thronbesteigung Ferdi-
nands von Koburg, man riet ihm allgemein, den Antrag abzulehnen, prophezeite

ihm im besten Falle eine lächerliche Rolle als Herrscher der Bulgaren zu spielen, ganz abgesehen davon, daß eine Thronbesteigung damals dort unten in den Ländern „der Schafpelze und Pleiten" mit direkten Gefahren verbunden war.
Nur eine einzige Person soll ihm geraten haben, den Antrag anzunehmen, seine Mutter, und dieser Rat galt dem Sohne, der seine Mutter über alles schätzte und ihre Klugheit bewunderte, mehr als die vielen anderen Ratschläge der politischen Größen der Mächte.
Was mögen wohl die Gedanken und Erwägungen von Mutter und Sohn zur Annahme der Thronbesteigung gewesen sein, ob nicht damals schon im tiefsten Herzen vielleicht Gedanken schlummerten, die Ferdinand von Bulgarien in rastloser geheimer Lebensaufgabe zur Tatsache umwandelte? Auf jeden Fall muß ihn mehr als eine Thronbesteigung eines Landes, wie Bulgarien es war, zu einer Annahme bestimmt haben. Er muß schon damals eine bestimmte Lebensaufgabe, zum mindesten, ein in sich lebensfähiges Fürstentum zu schaffen, für sich in Bulgarien gesehen haben.
Der junge Fürst ging nach Bulgarien aus eigenem Entschlusse und auf eigene Gefahr, ohne das Wohlwollen der Großmächte, selbst ohne eine Bestätigung der Türkei.
Von der Sobrani am 7. Juli 1887 gewählt, hielt der Prinz als Fürst Ferdinand I. von Bulgarien am 22. August seinen feierlichen Einzug in Sofia.
Fürst Ferdinand erwies gar bald seine angeborene Herrschernatur; Kühnheit des Entschlusses und diplomatisches Talent, erst Lernen, dann Handeln, und er lernte damals durch den schlauen Stambulow, den Bismarck des Balkans, die dortigen politischen und sonstigen Verhältnisse genau kennen. Stambulow mußte bald erkennen, daß er den richtigen Herrscher für Bulgarien gefunden hatte, „Fürst Alerander", sagte er, „war ein Mann von größtem persönlichen Mute, doch fehlte es ihm am Politischen, das hat sein Ende bedeutet, Fürst Ferdinand vereinigt beides."
Stambulow, der ein Freund von skrupelloser Regierung war, sich überhaupt wegen seiner Mitregentschaft von einst zu viele Rechte anmaßte, erhielt bald seine Entlassung. Vielleicht hätte diese Entlassung weniger schroff, für diesen in seiner Art immerhin sehr verdienten Mann, erfolgen sollen; Ferdinand zeigte aber immerhin seine Entschlossenheit, und der Welt, daß seine Regierungswege andere wie die von Stambulow sein sollten.
Vor allem lag ihm daran, die freundschaftlichen Beziehungen zu Rußland wieder anzuknüpfen, wovon Stambulow ein Gegner war, man sieht, wie weitsehend dieser Schritt des Fürsten gewesen, denn wer weiß, was aus den verbündeten Balkanstaaten geworden wäre, wenn Rußland nicht sozusagen als still beteiligter Bundesgenosse auf ihrer Seite gestanden, resp. eine Kriegsführung wäre überhaupt nicht möglich gewesen.
Der Fürst heiratete 1393 eine Prinzessin von Parma.

Schrittweise erkämpfte er den Mächten gegenüber seine Fürstenwürde. —
Im Jahre 1895 wurde eine bulgarische Deputation in Petersburg vom Zaren empfangen und seiner Protektion versichert. — Die Dnnastie erlangte durch die Ge> burt des Prinzen Boris ihre Befestigung, der Kronprinz ward griechisch-katholisch getauft und nahm der Zar von Rußland die Patenschaft an, anerkannte alsdann den Fürsten, worauf sämtliche Großmächte offiziell das gleiche taten. Späterhin ist dann der Fürst vom Zaren empfangen worden und es entstand das innigste Einvernehmen zwischen den Höfen.
Aber auch mit der Türkei, welche er mit gutem Humor als seine Schwieger- mutter bezeichnete, verstand er es, sich durch seine hervorragende Geschicklichkeit in der Diplomatie auf den richtigen Fuß zu stellen, er wurde Kaiserlicher Gouverneur von Ost-Rumelien und erhielt den Marschallstab der türkischen Armee; vielleicht bleibt es eine einzig in seiner Art in der Weltgeschichte dastehende Ironie, daß durch den jetzigen Krieg der siegreiche General der türkischen Armee der König von Bulgarien ist.
Was aber Ferdinand für das Wohl seines ihm anvertrauten Landes in diesem Vierteljahrhundert seiner Regierung getan, steht einzig in seiner Art da.
Er hat eigentlich sozusagen das ganze Land auf allen Gebieten völlig umgewendet.
Er sorgte vor allem für ein ausgezeichnetes Schulwesen. 188? waren unter den Männern 17 Prozent, unter den Frauen 4 Prozent, die lesen und schreiben konnten, während 1905 das Verhältnis 40,6 bzw. 14,7 Prozent betrug, und heute wird der Prozentsatz, welcher mir allerdings nicht bekannt, ein ganz bedeutend höherer sein.
Das moderne Verkehrswesen nahm von Jahr zu Jahr unter seiner Regierung zu; in Bulgarien blühte eine Industrie auf und der Handel wuchs.
Was Ferdinand I. aber aus der Armee des Landes gemacht, grenzt ans Wunderbare. Der Beweis bierfür, der durch den leider noch tobenden Kampf mit der Türkei erbracht ist, macht es unnötig, hier Worte zu sprechen, wo Taten geredet haben. Die Armee steht nicht allein jeder Großmacht, wenn auch nicht an Zahl, aber an Qualität würdig zur Seite, sondern kann direkt vorbildlich wirken.
Auch in ästhetischer Beziehung hat Ferdinand viel für Bulgarien getan. Ein von ihm in Sofia angelegter Zoologischer Garten g«hört zu den besten Europas, der Fürstliche Palast mit Park, Nationalbibliothek und Museum etc. ist auf seine Veranlassung hin erbaut, neue Straßen entstanden, eine gute Kanalisation und ein ausgezeichnetes elektrisches Bahnnetz, moderne Hotels, Theater, elektrische Be- leuchtung der Stadt usw. reihen Sofia ebenbürtig an die Seite jeder europäischen Großstadt. Sofia zählte 1882 nur ca. 20 000, während es heute auf über 100 000 Einwohner angewachsen ist. Diese Zahlen sprechen am besten für die treibende Kraft, die durch die Ordnung und moderne Entwicklung der Residenzstadt, unter der Leitung Ferdinands von Bulgarien entstand.
Und wenn vielleicht auch nicht von Anfang seiner Regierung an, so aber

doch langsam durch die steten Fortschritte des wachsenden Bulgariens von Jahr zu Jahr, in politischer und innerer Beziehung, mag vor Ferdinand ein Bild emporgestiegen sein, ein Bild aus grauer, fast schon sagenhafter Zeit, des einstmaligen ersten Zaren Bulgariens, Symeon, des glänzenden damaligen bulgarischen Reiches. Damals waren es Byzantiner, heute die Türkei, die seit Jahrhunderten ihre unterjochende Hand auf den Balkanländern hatte, Muhamedaner hatten die Herrschaft über Christen; so wurde aus dem traumhaften Bilde ein gereifter Plan, der Plan eines Mannes, der Schlauheit und Energie sein Eigen nannte.

Es galt in erster Linie, die Türkei und die Mächte in völliger Unklarheit über diesen Plan zu lassen, bei den Höfen Europas vor allem den Glauben zu erwecken, als ob der Fürst und nachherige König keinerlei ehrgeizige Pläne verfolgte, sondern lediglich Bulgarien abendländischer Kultur zuführen wollte.

So verstand er es, die ganze Welt im Unklaren über seine eigentlichen Vorhaben zu lassen. Auf inoffiziellen Reisen, an die Höfe Europas, welche er des öfteren unternahm, gab er den Mächten Rätsel auf; stets war die Lösung, Vorteile für Bulgarien zu erlangen, da es immer den Anschein hatte, als handele es sich nur um wirtschaftliche Vorteile für das so schwer geprüfte Land, und zur Ordnung der Dinge dort unten, an der jeder Großmacht zur Vermeidung internationaler Konflikte liegen mußte, glückte es ihm fast stets, sie zu erlangen. Seine schlaue Liebenswürdigkeit auf diesen Reisen ist zur Genüge bekannt, während er bei offiziellen Empfängen peinlich auf die ihm gebührenden Ehren hielt.

Man sagt auch der Prinzessin Clementine, dieser klugen Frau, die leider verstorben, und den wahrscheinlich teils durch und mit ihr durchdachten Plan ihres Sohnes und dessen Gelingen nicht mehr erleben durfte, nach, daß sie nicht das Wenigste dazu beigetragen hat, die Großmächte nicht argwöhnisch gegen Ferdinand von Bulgarien werden zu lassen. So wurde sein Prestige von Jahr zu Jahr größer.

Im Februar 1908 vermählte sich der seit 1899 verwitwete Fürst mit der Prinzessin Eleonore Reuß-Köstritz. Im Oktober desselben Jahres erfolgte dann die Unabhängigkeitserklärung Bulgariens zum Königreich in der alten Hauptstadt Trnowa. Fürst Ferdinand nahm als Herrscher Bulgariens seit Jahrhunderten wieder den Zarentitel auf.

Obwohl von den Mächten als König nicht offiziell anerkannt, wurde er anläßlich der Beerdigung des Großfürsten Wladimir mit königlichen Ehren in Petersburg aufgenommen, und wieder durch die Kunst seiner Diplomatie verstand es Ferdinand, nach und nach bei den Mächten seine Anerkennung als unabhängiger König Bulgariens durchzusetzen, indem die Türkei mehr oder minder durch den Druck der russischen Regierung im April und Mai des Jahres 1909 zu einer Unabhängigkeitserklärung des neuen Königreiches gezwungen wurde.

Im Januar des Jahres 1912 fand unter größtem Pomp die Großjährigkeits-

erklärnng des Kronprinzen Boris statt, die Kronprinzen der sämtlichen Balkanländer und ein russischer Großfürst fanden sich in Sofia ein; was die Welt noch nicht ahnte, war damals wohl schon eine ausgemachte Sache; obwohl doch sonst die Diplomatie das Gras wachsen hört, resp. hören soll, obwohl es doch überall direkt in Bulgariens Luft gelegen haben muß, der Meister aller Diplomaten verstand es, die Welt ahnungslos eines schönen Tages ein halbes Jahr später vor die Tatsache zu setzen; ein Balkanbund hatte sich gebildet, der Krieg gegen die mächtige Türkei war stündlich zu erwarten. Die kluge, sonst fast allwissende Börse, die bei den geringsten politischen Anzeichen sich nach unten regt, nichts wußte sie vorher; und dann der Welt zum kaum glaubenden Ereignis das siegreiche bulgarische Heer, Schlacht auf Schlacht bis beinahe vor die Tore Konstantinopels. Nicht weiter, wir wissen das Alle, es gibt wohl keinen Menschen, der nicht bewundernd die Siege der Balkanheere verfolgt hat.

Da richteten sich die Angen der ganzen Welt auf den, der die Seele des Ganzen, das war der König von Bulgarien.

Man mag nun über den König denken, wie man will, wenn er vielleicht auch rücksichtslos und oft mit schlauen Mitteln sich langsam die Anerkennung der Mächte als Fürst und König von Bulgarien erkämpfte, um zuletzt den seit Jahren durchdachten Schachzug zu tun, für das Wohl und Wehe seines Landes heiligt der Zweck die Mittel, und das Mittel war bei Ferdinand von Bulgarien die meisterhafte Diplomatie.

Noch ist das Endziel nicht erreicht, doch ist die Türkei wohl mehr oder minder auf Gnade oder Ungnade dem Balkanbunde unterworfen; wer weiß, welch weitere ehrgeizige Pläne noch hinter dem siegreichen König stehen, er ist der Mann, sie durchzuführen, und zu klug, das Gewonnene wieder zu gefährden.

Wie dem auch ist, jeder Bulgare kann stolz auf seinen König blicken; was er für das ihm anvertraute Land getan, steht einzig in seiner Art, nicht allein für Bulgarien, sondern für die ganze Welt da. „Ehre, wem Ehre gebührt." Zar Ferdinand I. von Bulgarien hat, abgesehen von den großen Verdiensten, die er für die allgemeine Hebung seines Landes auf jedem Gebiete sich erworben, wodurch Bulgarien stark in sich und eine Macht wurde, dann eine Tatsache, die Vereinigung der Balkanländer zur Unterwerfung resp. Befreiung von der Türkenherrschaft unternommen, und man kann wohl sagen, schon durchgeführt, die ein Weltereignis ist und bleibt und ihm einen ruhmreichen Platz in der Weltgeschichte für alle Zeiten sichert.

Rudolf Rotheit:
Valkanbroschüren.
Mit den Balkanbroschüren der letzten Monate könnte man eine ganze Bibliothek füllen. Eine summarische Übersicht mit kurzer Inhaltsangabe und Kennzeichnung der Richtung wird für die von Nutzen sein, die sich über die Vorgänge und neu aufgetauchten Probleme genauer zu unterrichten wünschen.
Die erste zusammenfassende Darstellung der militärischen Operationen mit knapper historischer Einleitung bietet der bekannte deutsche Militärschriftsteller Oberstleutnant Immanuel in dem Werke „Der Balkankrieg 1912", wovon bisher ein Heft (bei Ernst Siegfried Mittler u. Sohn) erschienen ist. Der Verfasser dachte offenbar, als er das Werk in Angriff nahm, mit dem Jahre 1912 sein Auskommen zu finden. Das vorliegende Heft schließt mit der Beschreibung der Kriegsschauplätze und der Aufzählung der operativen Möglichkeiten oder Notwendigkeiten.
Unmittelbar aus dem Kriegsleben gegriffen ist das Tagebuch über die Kämpfe von Kirkilisse, Lüleburgas und Tschataldscha, das der kaiserl. ottomanische Major und Kavallerie-Inspektor G. v. Hochwächter unter dem Titel „Mit den Türken in der Front im Stabe Mahmud Muchtars" herausgegeben hat. (Ebenfalls bei Mittler u. Sohn.) Herr v. Hochwächter ist einer der wenigen deutschen Offiziere, die aktiven Anteil an dem Feldzuge genommen haben. Seine Aufzeichnungen beginnen am 12. Oktober mit den Vorbereitungen zur Abfahrt von Konstantinopel, auf den thrazischen Kriegsschauplatz und endigen am 24. November: „Der Waffenstillstand ist so gut wie gesichert; man hat mich auf einige Zeit beurlaubt." Hochwächter hat den traurigen Rückzug von Kirkilisse inmitten der völlig aufgelösten Truppen mitgemacht und war dann Augenzeuge der Niederlage von Lüleburgas und des fortgesetzten Rückzuges nach Tschataldscha. Nach so entsetzlichen Katastrophen in die Zukunft blickend, sagt er: „Nur indem die Türkei die Fehler, die der Krieg ihr deutlich offenbart hat, erkennt, wird sie die großen Aufgaben, die ihrer harren, lösen können. Dann werden die Opfer, die das Land hat bringen müssen, ihre Früchte tragen, und neues Leben wird aus der blutgetränkten Erde erblühen".
Welches diese Fehler in politischer, militärischer, moralischer Hinsicht waren, erläutert Generalfeldmarschall Freiherr v. d. Goltz in der Broschüre: „Der jungen Türkei Niederlage und die Möglichkeit ihrer Wiederherstellung" (Verlag von Gebrüder Paetel, Berlin), über die Aufgaben der Türkei in den ihr verbleibenden asiatischen Gebieten sagt der Freiherr v. d. Goltz: „Gelingt

es der Türkei, die anatolischen Kernlande des Reiches zu entwickeln, so kann sie stärker werden, als zuvor. Eine wohl durchdachte und gut vorbereitete Kolonisation würde dabei unschätzbare Dienste leisten." Goltz setzt aber selbst ein Fragezeichen hinzu. Er ist nichts weniger als sicher, daß die Türkei diese Aufgabe noch zu leisten vermag. Erste Grundbedingung ist Einigkeit im Innern. Hochwächter und Goltz stimmen in dem Mahnruf an die Türkei überein, sich zusammenzuschließen unter llberwindung des Parteihasses zu gemeinsamer fruchtbringender Arbeit: „Der gefährlichste Feind, den die junge Türkei bisher gehabt hat", sagt Goltz, „war sie selbst. Die Auffassung und Beurteilung aller Staatsangelegenheiten von einem rein persönlichen Standpunkte aus muß schwinden und einer objektiven, sachlichen Platz machen." Ein großer Teil der Schrift des Freiherrn v. d. Goltz ist, bei aller Anerkennung des guten Willens der leitenden Persönlichkeiten, dem Nachweis gewidmet, daß der jungtürkische Umschwung durch Politisierung des Offiziertorps die Armee zerrüttet hat.

Von den Zeitungsberichterstattern auf den Kriegsschauplätzen haben bisher, soweit sich übersehen läßt, zwei ihre Berichte in Buchform herausgegeben: der Deutsche Colin Roß, der auf türkischer Seite in Thrazien war („Im Balkankriege", Verlag von Martin Monke in München), und der Österreicher Hermenegild Wagner („Mit den siegreichen Bulgaren", Perlag von Gerhard Stelling in Oldenburg). Roß charakterisiert seine Aufsätze selbst mit der Äußerung, daß er in eine Zeit hineinkam, „wo der Vorhang beiseite gerissen war, wo die wahren Verhältnisse und Zustände im türkischen Reich unerbittlich klar und scharf zutage traten, die bislang ein Schleier von Schein und Lüge Europäeraugen verborgen hielt". Das mit eigenen Aufnahmen des Verfassers illustrierte Buch bietet eine Menge gut beobachteter Szenen, die in ihrer Gesamtheit das schaurige thrazische Drama vor dem Leser aufrollen. Auch Roß stellt die Frage, „ob es der Türkei gelingen wird, sich in Asien zu konsolidieren, oder ob es früher oder später zu einer Liquidation auch ihres asiatischen Besitzes kommen wird." Das Buch ist, obwohl der Verfasser sich nicht scheut, den Finger an die türkischen Wunden zu legen, im allgemeinen türkenfreundlich, und mit Recht weist er u. a. darauf hin, daß die unter eine neue Fremdherrschaft kommenden Griechen und Bulgaren, die nicht genug über die blutige Tyrannei der Türken haben zetern können, wohl noch einmal schmerzlichst das milde türkische Joch herbeisehnen werden, das sie mit der Herrschaft eines christlichen Staates vertauschen.

Hermenegild Wagners Buch leidet darunter, daß es zu viel beweisen will. Mindestens die ersten fünf Kapitel, die sich mit der Geschichte und Charakteristik der Bulgaren befassen, sind schon deshalb überflüssig, weil sie im höchsten Grade konfus sind und von tatsächlichen Unrichtigkeiten wimmeln. Auch die Selbstgefälligkeit des Verfassers sowie seine übertriebenen Reverenzen vor leitenden

Persönlichkeiten gereichen dem Buche nicht znm Vorteil. Immerhin geben die Berichte manchen guten Einblick in die Kriegsvorgänge auf bulgarischer Seite, in die vorwärts drängende Stimmung der Befehlshaber und Truppen. Unzählige Druckfehler beeinträchtigen die Lektüre.

Wertvoll als schlichte Sammlung von äocument» liumaw», unparteiisch und unpolitisch, erschütternd in seiner ungekünstelten Darstellung ist das „Tagebuch eines Mannes vom Roten Kreuze" aus der Feder des ungarischen Schriftstellers Ladislaus v. Fe n y e s, der als Sekretär der von Ungarn ausgerüsteten ärztlichen Erpedition auf den Balkan zog (Verlag von Karl Sigismund in Berlin). Es sind Erlebnisse in den Verwundetenspitälern von Sofia und Beobachtungen von einer Rundfahrt durch die verwüsteten Stätten Thraziens. Der Leser lernt die unsagbaren Leiden der Verwundeten und die aufopferungsvolle Tätigkeit der Ärzte und Pflegerinnen ebenso kennen, wie die Schrecknisse eines nicht bloß gegen die bewaffnete Macht, sondern auch gegen die Zivilbevölkerung des unterlegenen Landes gerichteten Ausrottungskrieges.

Die meisten Orientbroschüren behandeln die Ansprüche der verschiedenen Balkanvölker. Der Tripolis-Feldzug brachte es mit sich, daß die Frage der Aegäis-Inseln aktuell wurde, so daß die Griechen mit Schriften, die die öffentliche Meinung in dieser Frage bearbeiten sollten, schon vor Beginn des Balkankrieges hervortraten. Ein ziemlich dickleibiges Werk stellt alle Verträge, diplomatischen Verhandlungen, gesetzlichen Bestimmungen usw. zusammen, die sich auf die griechische Nation im osmanischen Reiche im allgemeinen und auf die Aegäis-Inseln im besonderen beziehen. Es führt den Titel: „I^e äo8»ier <ie Ia yue»tiou balkÄui<ju«. I/autonoiuie äe !a uäiiou ssreco,ue »ou» le Protektorat turo. ?u,r le Dr. Qeor^e» X. Ollrllvaua^oti» (Athen, gedruckt bei Paraskevas Leonis). Ein anderes Aegäis-Buch, ebenfalls eine Sammlung von Erlässen, Denkschriften, Petitionen, stammt von Stephanop 0 li, dem Chefredakteur des ‚Me8»aßer ä'^.tI,«ue»" (Athen, bei Th. Apostolopoulos). Darin sind namentlich bemerkenswert die Proklamationen des italienischen Flottenbefehlshabers an die Bevölkerung der von den Italienern besetzten Inseln, sowie die verschiedenen Denkschriften und Resolutionen der Inselbewohner an die Adresse Italiens und der anderen Großmächte. Vom griechischen Standpunkte erörtert ferner die neueste Phase der Orientfrage — vom Tripoliskriege ausgehend — Herr Demeter Georgiades in zwei Broschüren: „!.«» äe^eptlou8 äe la äiploinatie ä»n» !e eantlit balkanique" und „Uvuvelle taillite en per»peetive äe Ik öipIolnntiS" (gedruckt bei Chair in Paris). Sachkundige Aufschlüsse über die politischen und wirtschaftlichen Pläne der Griechen hinsichtlich Salonikis gibt G. N. Cofinas, der hierzu die berufene Persönlichkeit ist, da er, als Sektionschef im griechischen Finanzministerium, an die Spitze des griechischen Zoll- und Finanzdienstes in

Saloniki gestellt worden ist. Die Broschüre, die bei Eleftheroudakis und Barth in Athen erschienen ist, heißt: „ßaloniljue et »ou llveuir".
Zahlreich sind die Flugschriften der S e rb e n, die in diesem Falle von den Albanesen nicht zu trennen sind, da sich in den meisten serbischen Veröffentlichungen ein tiefer Grimm gegen die Albanesen austobt. An der Spitze marschiert hier Herr Dr. Wladan Georgewitsch, der bekannte Schriftsteller und ehemalig« Ministerpräsident Serbiens. Mit liebevollstem Fleiß hat er in seinem Buch« „Die Albanesen und die Großmächte" (Verlag von S. Hirzel in Leipzig) alles Schlimme zusammengetragen, was je seit Erschaffung der Welt über die Albanesen geschrieben wurde; er scheut sich nicht einmal, unter Berufung auf zwei Fälle anatomischer Anomalien, deren der österreichische Konsul v. Hahn vor 50—60 Jahren in seinem grundlegenden Buche über Albanien Erwähnung tat, die Bemerkung einzuflechten, daß die Albanesen „an die Urmenschen erinnern, welch« auf den Bäumen schliefen, an denen sie sich mit ihren Schweifen festhielten". Georgewitsch sucht den Nachweis zu führen, daß die Albanesen weder fähig noch würdig sind, einen eigenen Staat zu bilden, weshalb sie sich glücklich schätzen müßten, von den Serben zivilisiert zu werden.
In dieselbe Kerbe, gehässig bis zum Äußersten, zum Teil mit denselben Zitaten wie Georgewitsch, schlägt ein unter dem Pseudonym Balcanicus schreibender Serbe in der Broschüre „I^e problöine alblmiü«, la ßerbie et I'^utriede-lloußrie" (bei Augustin Challamel in Paris). Ein dritter Wortführer der Serben in ihren Ansprüchen auf Altserbien (das ihnen nicht mehr bestritten wird) sowie auf Albanien ist Dr. Niko Zupanitsch, dessen Flugschrift „Altserbien und die albanesische Frage" (Wien, Anzengruber-Verlag) sich mit jenem Teile der europäischen Türkei beschäftigt, „welcber Altserbien genannt wird, und mit den dazu gehörigen Küstengebieten, die zwisch«n San Giovanni di Medua und Durazzo in die Interessensphäre und das Annerionsgebiet des Königreichs Serbien und des serbischen Volkes fallen." Auch dieser serbische Schriftsteller erklärt, die Albanesen seien überhaupt keine Nation, und auch er vertritt die Auffassung: „Die Albanesen kann und darf nnr der Balkanbund oder ein Staat desselben, welcher geschichtlich und georgravhisch am berufensten dazu erscheint (lies: Serbien. Der Referent.) der politischen Reife und eventuellen politischen Selbständigkeit entgegenfahren." Einer Rundfrage, die im Namen der serbisch«n Presse hervorragenden Parlamentariern, Schriftstellern, Wissenschaftlern außerdeutscher Länder vorgelegt wurde, verdankt die Flugschrift „1^l l que»tiou »erbe et I'opinion europeenue" ihre Entstehung (Paris, Rue de Varennnes 90). Sie ist antitürkisch, antiungarisch, antiösterreichisch, antialbanesisch.
Vom österreichischen Gesichtspunkte wird das albanesische Problem in einer kleinen anonymen Schrift behandelt, die zu Anfang des Krieges erschien

und heute schon so gut wie veraltet ist, da sie dem Haupttitel „Ein Beitrag zur albanischen Frage" den Untertitel hinzufügt: „Darf Österreich auf den Eandschak Novibazar verzichten?" (Verlag Karl Harbauer, Wien u. Leipzig.) Die darin an Österreich gerichtete Aufforderung, Aehrenthals Verzicht auf den Sandschak rückgängig zu machen, ist unerfüllt geblieben. Im Übrigen will die Schrift dartun, welch eminentes Interesse Österreich-Ungarn wirtschaftlich und militärpolitisch an Albanien hat.

Skizzen aus Albanien und Novibazar auf Grund eigener Reiseerlebnisse veröffentlicht — mit guten Lichtbildern des österreichischen Majors Spalts — der österreichische Feldmarschall-Leutnant Otto v. Gerstner (Verlag Wilhelm Braumüller, Wien und Leipzig). Der Verfasser hielt es, wie er sagt, als seine Pflicht, „für das Volk einzutreten, welches man erwürgen wollte, nachdem man es geschmäht, und über ein Land Klarheit zu verbreiten, welches für mein Vaterland zu ernster Bedeutung geworden ist."

Über das engere albanesische Problem hinaus beleuchtet Leopold Man dl in seiner Broschüre „Österreich-Ungarn und Serbien nach dem Balkankriege" (Verlag Moritz Perles, Wien) den ganzen Kompler der tiefen Zerwürfnisse, die die Beziehungen zwischen Serbien und der Habsburgischen Monarchie vergiften. Die Arbeit, die sich auf zuverlässigen Materialien aufbaut, ist eine Anklageschrift gegen die Leiter der serbischen Politik, namentlich gegen die radikale Partei, wegen ihrer österreichfeindlichen Umtriebe außerhalb und innerhalb der Monarchie. Sie geht aus von dem großserbischen Nationalprogramm, daß die Befreiung aller außerhalb des Königreichs wohnenden Serben und ihre Vereinigung zu einem großserbischen Staate fordert, und sie zeigt, welch bedenklicher Mittel sich die Serben zur Durchsetzung dieses Programms bedienen.

Die rumänischen Ansprüche auf Silistria und einen bulgarischen Gebietsstreifen bis zum Schwarzen Meere verficht I. G. Ribicescu in der Schrift „I^e» reveiKlicutiou« äe III lioumllnie" (Bukarest, bei Carol Göbel) unter Anführung zweckdienlicher Dokumente. Für die Kutzowalachen Makedoniens tritt der Chefredakteur der Bukarester „Inäsp. Itonni.", Alerandre Rubin, in einer umfangreichen Veröffentlichung ein: „I^e» Itoumaiu» 6e Aacsäoiuß" (Bukarest, bei Dem. C. Ionesco). Die sechs Kapitel behandeln die geographische Zone der Kutzowalachen, ihre Herkunft und Sprach«, ihre soziale und kulturelle Bedeutung, ihre Verfolgungen durch die Griechen, die Gegenaktionen Rumäniens, das Schul- und Kirchenwesen. Dem Zweck der Verteidigung der Kutzowalachen gegen die Griechen dient auch die Neuauflage des sachkundig gearbeiteten Buches „Die Kutzowalachische Frage" aus der Feder des Berliner Journalisten C. A. Bratter (Hamburg, bei Herrmann's Erben).

In dasselbe Gebiet fällt, allerdings unter Mißachtung des praktisch Erreichbaren, eine Veröffentlichung der „Mazedo-rumönischen Gesellschaft für geistige Kultur",

die sich „Mazedonien den Mazedoniern" betitelt (Bukarest, Druckerei des „Bukar. Tagebl."). „Weil wir den Frieden in Mazedonien endgültig sicher-gestellt zu sehen wünschen, darum verkünden wir den Grundsat z eines selbst-ständigen, unter den Schutz der Großmächte gestellten Mazedoniens". Mit diesem Wunsche, der durch die Kriegsereignisse unerfüllbar geworden ist (wenn er überhaupt je erfüllbar gewesen ist), wandten sich bekanntlich die Kutzowalachen, Juden und Türken Mazedoniens in einer Bittschrift auch an die Londoner Bot-schafterkonferenz; es ist der Wunsch der nationalen Minderheiten, in Schutz ge-nommen zu werden gegen die Mehrheiten.

Schon einige Zeit vor dem Balkankriege erklärte in der Schrift „Die Zukunft Mazedoniens" Dr. jui-. H. Fr. B l u n ck (bei Richard Hermes in Hamburg), er sei der Überzeugung, daß die Verleihung der Selbstverwaltung an Mazedonien „bei dem erbitterten Gegensatz aller Völkerschaften die Entwicklung (womit die Ansätze der jungtürkischen Reformversuche gemeint waren. D. Ref.) in ihrem Anfang zurückwerfen würde." Auf den Streit, ob eine Autonomie Mazedoniens möglich oder nützlich gewesen wäre, soll hier nicht eingegangen wer-den, das Buch Bluncks wird hier nur deshalb erwähnt, weil es in übersichtlicher Anordnung über wirtschaftliche Verhältnisse Mazedoniens Auskunft gibt, so daß man es bequem wird heranziehen können zu späterer vergleichsweiser Beurteilung der Leistungen der neuen Herren.

Für die Balkanbundstaaten und gegen die Türkei setzt sich mit stark bulgarenfreundlichem Einschlag Alerander Graf v. Gersdorff in der Flugschrift „Der Balkankrieg" ein. Er gibt den Deutschen und dem Dreibunde den Rat, ihre Sympathien dem Balkanbunde zuzuwenden: „Welche Aussichten eröffnen sich da für den deutschen Handel und die deutsche Industrie — Eisen-bahnbauten, Lieferungen von Kriegsmaterial und besonders auch von Handele- und Kriegsschiffen! Wir müssen eben rasch zur Hand sein, um ... in friedlichem Wettbewerb uns einen Platz am Goldenen Horn an der Seite des Zaren Ferdi-nand zu sichern, der zurzeit der Mann in Europa ist, der mit weitschauendem Blick und kluger Berechnung Wirklichteitspolitik treibt". Der Verfasser glanbte damals noch, daß Tschataldscha den Zaren Ferdinand nicht verhindern werde, in Konstantinopel einzuziehen.

Starke Sympathien mit den Balkanverbündeten verrät auch Pfarrer l>r. Schwarzlose aus Frankfurt a. M. in einem als Broschüre heraus-gegebenen Vortrage „Die Balkanstaaten und der Nalkankrieg" (bei Moritz Diesterweg in Frankfurt). „Was wir gegenwärtig miterleben, ist die Fortsetzung und vielleicht auch der Abschluß des Prozesses, daß der Türke, der einst als un-willkommener Gast von Asien nach Europa herüberkam, aus dem Leibe Europas als Fremdkörper ausgeschieden wird . . . Jeder, der dieses Mal das ersehnte Schlußergebnis aufhält, schürt damit nur einen neuen Krieg ... Es bleibe

aber nicht unausgesprochen, daß die aufstrebenden Balkanstaaten, wenn sie die Kultivierung der so gut wie brachliegenden europäischen Türkei in die Hand nehmen, dabei auch dem westlichen Europa und Deutschland mehr zu verdienen geben werden, als es die Türkei jemals gewollt und gekonnt hat."
Dieselbe Auffassung vertritt Adalbert Nickisch v. Rosenegk, der in der Broschüre „Balkanbund oder Türkei?" (Anthropos-Verlag, Berlin-Steglitz) zu dem Ergebnis kommt: „Wir müssen dem Balkanbund moralisch, geschichtlich und zeitlich das Recht zusprechen, diesen Krieg zu führen, wir müssen vom geschichtlichen, religiösen und moralischen Standpunkt mit ihm sympathisieren, wir dürfen kulturell von ihm etwas erwarten, wirtschaftlich, wenn wir auf seiner Seite stehen, etwas erhoffen".
Der Förderung der Sympathien für Bulgarien dient ein mit dem Bildnis des Königs Ferdinand geschmückter „Auszug aus der bulgarischen Geschichte" von Dr. Wilhelm Ruland, Königl. sächs. Hofrat. (Berlin bei Carl Marschner). Der Verfasser wünscht, durch diese Arbeit „die glorreiche bulgarische Vergangenheit weiteren Kreisen aufzuhellen," nachdem „unter der nunmehr fünfundzwanzigjährigen Regierung des jetzigen Zaren der bulgarische Staat einen politischen und wirtschaftlichen Aufschwung zu verzeichnen hat, der ihm für die Zukunft zweifellos noch bedeutende Aufgaben auf der Balkanhalbinsel zuweisen wird."
Dem türkischen Volke in seiner Not stellt sich der französische Romanschriftsteller Pierre Loti als flammender Verteidiger znr Seite. Die Sammlung seiner Aufrufe und Proteste zugunsten der Türken ist auch in deutscher Übersetzung erschienen. („Die sterbende Türkei", Verlag I. Ladyschnikow in Berlin). Pierre Loti führt in tiefer moralischer Entrüstung Klage gegen die französische Press«, weil sie die Greuel der Balkanverbündeten verschweigt, er setzt, wenn er von den Balkanchristen spricht, das Wort „Christ" am liebsten in. Anführungszeichen, und er schildert in poetischem Schwung die menschlichen Tugenden des türkischen Volkes: „Gnade für die Türken! Verschont die Überlebenden! Bei ihnen ist, mehr als sonst irgendwo, die Redlichkeit und Tapferkeit zu Hause. Bei ihnen hat die Gemütsruhe, der Respekt, die Nüchternheit, das Schweigen und das Gebet noch eine letzte Zufluchtsstätte gefunden. Ich glaube, es gibt nicht einen Franzosen von Herz und Gemüt, der unter diesem Volte gelebt hat und dieser Ehrenerklärung, die ich in einem Augenblick höchster Bedrängnis ihm ausstelle, nicht aufs bereitwilligste zustimmte; einer Ehrenerklärung, die ihm leider, wie ich sehr wohl weiß, nichts mehr nützen wird, der nur noch die Bedeutung eines Trauerkranzes zukommt, den man auf das Grab eines Toten legt."
Ausführliche Berichte über die von den Verbündeten verübten U n - Menschlichkeiten hat das Konstantinopeler Komitee herausgegeben, das sich eigens zum Zwecke dieser Publikation gebildet hat. Die

Broschüren — es sind bisher zwei erschienen — führen den Titel „I^e» Htroeite» äe» cuttli»^» blllklluique»" und sind von der Administration des Konstantinopeler Blattes „Ifham" zu beziehen. Dokumente gleicher Art findet man in der Flugschrift: „1^l l ßuerre ä'Orieut et le» atroeit^» <1e» stllt» baIKani<zue»" von Jean Rudy (Druckerei Klsber, Paris, avenue Kleber 100). Von demselben Schriftsteller stammt die Broschüre „I^e» alliH» bttlkilniyue» il I» barre äe l'di»toire", zu deren Kennzeichnung hier der Ausruf angeführt sei: „I>e «wß äe» viotiiue» moute tonjonr» et, malßrs I» eouspiratiou <le »ileuoe t»ite »utour «le leur» mst»it», I» vsrits, iuirMoable et I<iiu1neu»e, < ommenee il pereer." Die gegen die Albanesen begangenen Greuel werden erzählt in der Flugschrift „Albaniens Golgatha; Anklageakten gegen die Vernichter des Albanervolkes; gesammelt und herausgegeben von Leo Freundlich". (Wien, Verlag von Josef Roller u. Co.)

Ein Kapitel des Buches von Hr. Ernst Iiickh „Deutschland im Orient nach dem Balkankriege" (Martin Mörikes Verlag in München) ist gleichfalls den Balkangreueln gewidmet, sonst ist das Buch im allgemeinen eine Untersuchung der wirtschaftspolitischen Möglichkeiten Deutschlands in den asiatischen Gebieten der Türkei sowie beiläufig auch in den europäischen Provinzen, die jetzt in andere Hände übergehen. Die Erwägungen Iäckhs führen ihn von selbst zu einer Beleuchtung der deutsch-englischen Beziehungen. So schließt sich an eine Bettachtung der deutschen Wirtschaftspolitik von Helgoland bis Bagdad eine Darstellung der englischen Gebietspolitik von Gibraltar bis Kalkutta an und weiterhin ein Abschnitt über den deutsch-englischen Kampf um die Bagdadbahn. Iäckh ist alles in allem trotz seiner starken Sympathie für die Türkei mit dem Gange der europäischen Politik der letzten Zeit vom deutschen Standpunkte aus zufrieden. Er stellt fest, daß der Dreibund, der aus der Orientkrisis des Jahres 1878 herausgewachsen ist, durch die Orientkrisis des Jahres 1912 zur vollen Frucht gereift ist, er bemerkt mit Genugtuung, daß der Wall, der nach König Eduards Willen Deutschland einkreisen sollte, durchbrochen wurde, und er verspricht sich von der Zukunft ein? Besserung der deutsch-englischen Beziehungen auch in der Richtung des Zusammenarbeitens in Türkisch-Asien.

Ganz im Gegensatz zu Iäckhs Ruhe und Hoffnungsfreudigkeit stehen die sehr aufgeregten Auseinandersetzungen von Dr. Albert Ritter in der Flugschrift „Die Kaisermächte und der Balkan. Ein Alarmruf und ein Programm" (Stuttgart bei Arthur Dolge). Dr. Ritter sieht das Deutsche Reich infolge der Siege der Balkanverbündeten schon am Rande des Abgrundes. „Heute befindet sich das Deutsche Reich und mit ihm Österreich in einer politischen Lage, die weniger eine Niederwerfung durch Waffengewalt als die Bezwingung durch Aushungerung befürchten oder vorhersehen läßt . . . Wir sitzen in der Falle!

. . . England, Rußland, der Panslavismus und das Romanentum haben sich gefunden. Alle versprechen sich von der Niederwerfung der unerträglichen Deutschen himmlische Tage . . . Der vielbesungene Entscheidungskampf zwischen Deutschtum und Slaventum ist in der Tat ausgebrochen." Der Verfasser zermartert sich das Hirn, wie dieser „grauenvollen Lage" noch zu entschlüpfen sei, nnd glaubt, als Ausweg, die Schaffung eines Staatenbundes vorschlagen zu sollen, der von der Nordsee bis zum Euphrat reicht.

Stark davon abweichend sind die Anträge eines Weltbeglückers namens Ralf de Nerict, der in dem Büchlein „I/Vurop« 6e äemain. Veule »olutiou po»»ibl<> äe I» yue»tiou ü'Orient" (Paris bei H. Daragon) erstens die freiwillige und schmerzlose Auflösung der Habsburgischen Monarchie in ihre Bestandteile unter freundwilliger Zustimmung des Herrscherhauses, zweitens die Übersiedlung des Papstes nach Konstantinopel und die Errichtung eines neuen Kirchenstaates am Goldenen Hurn auf das dringendste befürwortet. Der Titel, der diese Lösung als „einzig" bezeichnet, stimmt also.

Als Ankläger gegen Europa tritt Dr. Mehemed Emin Efendi (Pseudonym) in der Schrift „Die Balkankrisis in völkerpsychologischer Bedeutung" auf. (Leipzig bei D. Gracklauer.) Das allgemeine Rechtsgefühl habe, so führt er aus, der Türkei gegenüber versagt; ungeschwächt bestehe der alte Gegensatz der Christenheit gegen die nichtchristliche Welt fort, der gegenüber Recht und Billigkeit nicht geübt zu werden brauch«. „Die Weltgeschichte kennt keinen zweiten Fall, in dem so ungeheueres Unrecht jahrhundertelang mit einer derartigen teuflischen Beharrlichkeit gegen einen Staat geübt worden ist . . . Schmählicher ist noch niemals ein unabhängiges Volk von einer übermächtigen Mehrheit anderer Völker mißhandelt worden, als das türkische." Im weiteren erörtert der Verfasser den bevorstehenden gegenseitigen Bevölkerungsaustausch zwischen den Baltansiegern und legt dar, wie er sich diesen Vorgang denkt.

Mit dem Unrecht, das der Türkei geschieht, befaßt sich im Hinblick auf einen Spezialfall die anonyme Flugschrift „Adrianopel und die Zukunft Europas" (Modernes Verlagsbureau Curt Wiegand, Berlin-Leipzig). Es handelt sich hierbei um die bekannte Note der Großmächte, die der Türkei die Abtretung Adrianopels an Bulgarien empfahl. Die Broschüre appelliert im Interesse des europäischen Friedens an die Balkanvölker, daß sie „freiwillig das Opfer ihrer hochgespannten Erwartungen bringen, deren Erfüllung weder Europa, noch ihnen selbst zum Segen gereichen könnte."

Schließlich sei erwähnt, daß auch die Armenier der Türkei ihre Propaganda zur Erlangung besserer politischer Zustände wieder aufgenommen haben und das Zentralkomitee der armenischen Hentschakisten-Partei in Verfolg dieser Agitation eine Broschüre mit den Armenier-Forderungen unter dem Titel

„^.ppel llux ßrlluüe» pui»»auce» et llux peuple« europeeu»" herausgegeben hat.

Alle Richtungen, alle Ansichten, alle Begehrlichkeiten sind, wie man sieht, in diesen Schriften behandelt. Nur glaube man nicht, daß alle oder auch nur alle in deutscher oder französischer Sprache erschienenen Balkanbroschüren hier Erwähnung gefunden haben. Die Orientfrage ist und bleibt — auch nach der Zurückdrängung der Türkei — unerschöpflich und jede ihrer Phasen zeitigt Flugschriften, die so zahlreich sind, wie die Wellen des Bosporus.

Max Roloff:

Die muhammedanische Propaganda der Neuzeit.

i.

Der Islam durchlebt in unseren Tagen eine politische Depression. Seitdem die Ausbreitung der europäischen Mächte außerhalb Europas einen Höhepunkt erreicht hat, wie nie zuvor, wird durch diese Erpansion der Christenmächte auch ein Druck auf die wenigen noch selbständigen muhammedanischen Reiche ausgeübt. In ihrer Isolierung können sie keinen Widerstand bieten, denn diese Isolierung schmilzt wie der Schnee in der Sonne vor den sich immer mehr entwickelnden neuzeitlichen Verkehrsmitteln, den Trägern des europäischen Welthandels. Wohl darf heute noch kein Ungläubiger das heilige Gebiet von Mekka betreten, was übrigens Allah selbst im Koran*) verboten hat, aber Plakate, in welchen europäische Handelsartikel und Dampfergesellschaften angepriesen werden, zieren (oder verunzieren) hier schon lange die öffentlichen Plätze. Es ist möglich, daß schon in wenigen Jahren an der Kabah, „dem Hause Allahs", die bekannten Plakate von Seifen- und Kakaöfabriken angebracht werden, wie dies in vor-islamischer Zeit geschah mit den in goldenen Lettern geschriebenen preisgekrönten Gedichten der alt-arabischen heidnischen Dichter; diese Gedichte hießen deshalb auch Uo'allaqlld'», d. h. „die aufgehangenen Gedichte". Europäische industrielle Unternehmungen werden in allen noch unabhängigen muhammedanischen Ländern gegründet, und, abgesehen von den materiellen Vorteilen, welche die Bevölkerung hierdurch hat, können die Moslim die Wunder der modernen Technik in ihrer un-

*) Koran 9, 28: „O, ihr Gläubigen, die Ungläubigen sind unrein; laßt nicht zu, baß sie sich weiterhin dem Tempel in MeNa nähern."

mittelbaren Umgebung in Augenschein nehmen, was natürlich einen tiefen Eindruck auf dieselben macht. Eine immer mehr zunehmende Sucht, die Europäer nachzuahmen, ist in den höheren Standen bemerkbar, was ihrer sittlichen Entwickelung oft gerade nicht förderlich ist. Ernste Moslim verstehen sehr wohl die Bedeutung dieser „friedlichen Invasion"; sie sehen, daß dieser äußere Firnis einer abendländischen Kultur bei ihren Landsleuten meistens nur «ine Fülle von Sittenlosigkeit bedeckt, und daß die innere Fäulnis ihrer Staaten immer deutlicher zutage tritt, je mehr sie mit den Ungläubigen in Berührung kommen. Die Ursache für die Schwäche der muhammedanischen Staaten suchen die Moslim oft in dem ungenügenden Kriegsmaterial oder in der schlechten militärischen Organisation der Armee; in Wirklichkeit ist es aber der vollständige Mangel an Regierungskunst und an Talenten auf dem Gebiete der Verwaltung, was ja bei muhammedanischen Staatsmännern von jeher der Fall gewesen ist, namentlich aber von dem Zeitpunkte an, als sich der Islam auch außerhalb Arabiens ausbreitete. Wenn man sich z. B. in Europa beklagt über die fortdauernden inneren Unruhen im ottomanischen Reiche und diese Unruhen als ein Zeichen des Verfalls oder einer baldigen Auflösung bezeichnet, so vergißt man, daß es selbst in der Blütezeit des Kalifenreiches in Damaskus und in Bagdad nicht anders gewesen ist. Ein muhammedanisches Land ohne innere Unruhen ist ebenso undenkbar, als ein Land, welches konstitutionell regiert wird, ohne Ministerkrisen. Im Mittelalter wurde Europa wenig oder gar nicht berührt durch die inneren Umwälzungen und Kriege im Kalifenreiche, während in der Neuzeit durch ähnliche Vorfälle in der Türkei oder in Persien stets große finanzielle Interessen für Europa in Frage kommen, und hierdurch die europäische Diplomatie oft zur Intervention gezwungen wird. Wie sich die Zukunft für diese muhammedanischen Reiche auch noch gestalten möge, soviel ist jedenfalls gewiß, daß die Moslim nicht blind sind für die Gefahren, welche die Unabhängigkeit dieser Länder bedrohen; sie sehen sehr wohl ein, daß nur ein engeres Zusammenschließen diese Gefahren vermindern kann.

Zu diesen politischen Annäherungsversuchen tritt ein anderer bedeutungsvoller Faktor, nämlich der Zeitgeist auf religiösem Gebiete. Ebenso wie die Annäherung der verschiedenen muhammedanischen Regierungen zu einander nur bei denjenigen Moslim gefunden wird, welche durch Geburt, intellektuelle Entwicklung oder Reichtum zu den höheren Ständen gehören, so ist es auch der Fall hinsichtlich des Zeitgeistes auf religiösem Gebiet. Es steht fest, daß bei diesen Ständen der Glaubenseifer in den letzten Jahrzehnten bedeutend abgenommen hat; wenn auch hierbei in den meisten Fällen nicht an Freidenkerei, welche einer Negation jeder Religion gleichkommt, gedacht werden darf, so hat doch für viele, welche scheinbar noch den Gottesdienst ihrer Vorväter befolgen, dieser keine andere Bedeutung als eine Sammlung alter Familienporträts. Man denkt

nicht im entferntesten daran, diese Sammlung zu vernachlässigen oder gar zu veräußern, aber man lebt nicht mehr mit den Personen, welche sie vorstellen; iqre Feinde und ihre Freunde sind nicht mehr die Feinde und Freunde des gegenwärtigen Geschlechts. Auf theologischem, oder was bei den Muhammedanern dasselbe ist, auf juridischem Gebiet schleifen sich die scharfen Kanten der verschiedenen Dogmen immer mehr und mehr ab; Meinungsverschiedenheiten, welch« in früheren Jahren Ursache waren, sich bis auf den Tod zu verfolgen, treten jetzt in den Hintergrund, und es entsteht ein Noäu» viveusi, den man früher nicht für möglich gehalten hätte.

Eine andere, mehr intellektuelle Äußerung derselben Geistesrichtung, auch bei einem nichtfachkundigen Publikum, ist das große Interesse, welches in der Neuzeit die Christen der vergleichenden Religionswissenschaft entgegenbringen. Während noch im Jahre 1698 der gelehrte Mönch Maraccius in Padua den Koran in einer Übersetzung veröffentlichte unter dem Titel Itetutlltio H.Ulorllui, und seine Arbeit in der Vorrede damit entschuldigte, daß alle seine Studien über den Islam nur den Zweck verfolgt hätten, die Ketzerei des meNanischen Pseudo-Propheten zu bestreiten, werden jetzt häufig in Europa Schriften über den Islam veröffentlicht, welche ebenso gut aus der Feder eines muhammedanischen Gelehrten als aus der eines christlichen Rationalisten stammen könnten, ja, welche manchmal von mehr Bewunderung für den Islam als für das Christentum zeugen. Ein in der Art der Sache gleiches Interesse f"" das Christentum findet man in der Neuzeit auch bei gelehrten Muhammedanern; es kommt häufig genug vor, daß ein gelehrter Araber einem Christen allerlei Fragen über Glaubenslehre und Kirchengeschichte stellt, ohne daß der Fragesteller daran denkt, Christ zu werden. Es ist nicht immer leicht, diese Fragen zu beantworten, da den meisten, auch den gelehrtesten Arabern, eine elementare Kenntnis der Fundamental-Lehre des Christentums fehlt, sie stehen noch heute auf demselben Standpunkt wie SchahraMni im 12. Jahrhundert, welcher in seinem Werke über das Christentum von „72 Sekten' spricht, welche aus den „drei Hauptsekten" (die Melchiten, die Nestorianer und die Jakobiner) entstanden sein sollen.

Die hier besprochenen Ursachen von Annäherung kommen in größerem oder kleinerem Maße zur Geltung bei den Sunniten einerseits und allen heterodoren Sekten des Islam andererseits; sie treten überall zutage, nur nicht bei den Wahabiten in Arabien, welche ein verkehrter nationaler Hochmut als Angehörige der „edelsten Nation" davon abhält, sich einem nicht-arabischen sunnitischen Fürsten zu unterwerfen und so für die Einheit des Islam mitzuwirken.

Jedenfalls aber kommen die Annäherungsversuche der verschiedenen Parteien im Islam, sowohl auf politischem wie auf intellektuellem Gebiet, am meisten der Hohen Pforte zugute und erhöhen ihren Einfluß unter den gläubigen Moslim, auch bei denjenigen, welche sonst prinzipiell dem Imamat der türkischen Sultane

abgeneigt sind. Ist doch die Türkei der mächtigste der muhammedanischen Staaten; auch die christlichen Großmächte müssen mit ihr rechnen, und in Konstantinopel, dem ökonomischen und politischen Zentrum des Islam, wie in Mekka, dem religiösen Zentrum desselben, weht noch immer die türkische Fahne. Daß die Hohe Pforte diese Stimmung für sich ausnützt und durch ihre Agenten, Gesandten und Konsuln mit anderen muhammedanischen Staaten in engere Beziehungen zu treten sucht, ist ganz natürlich. Freilich besteht, wie schon erwähnt, der Wunsch nach Einheit aller muhammedanischen Sekten nur bei Angehörigen der entwickelten Stände; in der Volksklasse lebt noch immer der alte Haß der Sunniten gegen die Schiiten, Ibadhiten usw., und umgekehrt, es bedarf oft nur wenig Brandstoff, um diesen Haß in hellen Flammen auflodern zu lassen.

II.

Es ist allgemein bekannt, daß sich die Propaganda des Panislamismus namentlich an die Muhammedaner wendet, welche Untertanen oder Schutzbefohlene europäischer Regierungen sind, und daß ihr Ausgangspunkt Mekka ist. Die Muhammedaner in China, auf etwa 20 Millionen geschätzt, scheinen bis jetzt von der Propaganda nicht ins Auge gefaßt zu sein, und, wenn es wahr ist, was man über ihre Geistesrichtung mitteilt, ist es auch nicht wahrscheinlich, daß bei ihnen, obwohl sie Sunniten sind, jemals panislamistische Bestrebungen zugunsten des türkischen Imamats auf fruchtbaren Boden fallen werden. Es scheint nämlich, daß der kosmopolitische Charakter, welcher dem Islam eigen ist, auf das stark entwickelte Nationalitätsgefühl der Chinesen abstoßend wirkt. Sie sind und bleiben Chinesen; wenn die chinesischen Muhammedaner zu wiederholten Malen Aufstände gegen die bestehende Regierung ins Leben riefen, so geschah dieses stets mit der Absicht, die heidnisch« Regierung in eine muhammedanische zu verändern, aber niemals zugunsten eines fremden Fürsten. Ihr Ideal war stets eine chinesisch-muhammedanische Regierung; obwohl die chinesischen Moslim im großen und ganzen die Schariah befolgen, lassen sie sich doch nicht durch die in derselben umschriebenen Vorschriften über die staatliche Einheit des Islam beeinflussen. Die allgemeinen Strömungen im Islam scheinen auf die Chinesen keinen Eindruck zu machen, aus welchem Grunde sie auch die Wallfahrt nach Mekka sehr vernachlässigen, — es kommen durchschnittlich nicht mehr als 25 chinesische Pilger alljährlich in die heilige Stadt. Aus diesem Grunde ist es auch begreiflich, daß man sich in Mekka wenig um diese chinesischen Moslim bekümmert und sie bisher mit der panislamistischen Propaganda verschont hat.

Ebenso wenig hört man etwas von dieser Propaganda unter den Moslim in Beludschistan, Afghanistan, Turkestan und im südöstlichen Teile von europäisch Rußland, obwohl die Bevölkerung dieser Länder dem sunnitischen Islam angehört und die Zahl der Pilger eine nicht unbeträchtliche Höhe erreicht. Dahin-

gegen wird die Propaganda sehr energisch betrieben in Algerien und in Tunis, in Britisch-Indien, im Maleiischen Archipel und, seit der Besetzung von Ägypten im Jahre 1882 durch die Engländer, auch in diesem Lande.

Derjenige, welcher die gesellschaftlichen Zustände in Mekka einigermaßen kennt, wird sich nicht wundern über die Tatsache, daß man dort die panislamistische Propaganda hauptsächlich unter den Bewohnern obengenannter Länder treibt. Der eigene materielle Vorteil spielt hierbei eine Hauptrolle. Es ist eine häufig zutage tretende Erscheinung, daß die Bewohner heiliger Städte die in ihrem Weichbilde gelegenen Heiligtümer als etwas Alltägliches betrachten; sie meinen, daß diese, denen sich die fremden Pilger nur mit großer Ehrfurcht nähern, nur dazu da sind, durch Almosen und Trinkgelder die eigene Börse zu füllen. Dies hat natürlich zur Folge, daß die Bewohner heiliger Städte wenig Lust zur Arbeit zeigen; viele suchen durch die Anfertigung und den Verkauf von wertlosen Reliquien und dergleichen gute Geschäfte zu machen oder durch Führerdienste ihren Lebensunterhalt zu gewinnen. Alles, was man in dieser Hinsicht in europäischen Wallfahrtsorten und in Jerusalem wahrnimmt, ist nichts im Vergleich zu dem, was in Mekka zutage tritt. Es steht unumstößlich fest, daß die Mekkaner, obwohl sie arabisch sprechen und die arabische Kleidertracht tragen, dennoch wenig arabisches Blut in ihren Adern haben, einige Scherifenfamilien ausgenommen, welche die Abstammung rein erhalten haben. Die Bewohner von Mekka leben fast alle ohne Ausnahme, direkt oder indirekt, von der Wallfahrt; Handel und Industrie haben nur lokale Bedeutung. Die Einwohnerzahl von Mekka, etwa 50 000, ist zur Zeit der Wallfahrt verdoppelt, und, wenn der große Opfertag auf einen Freitag fällt, kommen noch 50 Prozent mehr Pilger an. Diese Zeit der Wallfahrt ist für die Mekkaner dasselbe, was die „Saison" für die Bewohner unserer Kurorte ist. Behält man hierbei im Auge, daß selbst in unseren Saisonplätzen dem Fremden oft recht unlautere Vergnügungen geboten werden, lediglich um ihm soviel wie möglich Geld aus der Tasche zu locken, so kann es nicht überraschen, wenn die Mekkaner, die doch sittlich tief unter dem Durchschnittseuropäer stehen, dasselbe tun, und zwar in viel größerem Maße. Die Berichte aller Europäer, welche im Laufe der Jahre, als Moslim verkleidet, Mekka besucht haben, stimmen in dieser Hinsicht vollkommen mit dem überein, was man aus dem Munde von in ihre Heimat zurückgekehrten Pilgern vernimmt.

Die Wallfahrt nach Mekka und der Panislannsmus stehen im engen Zusammenhang miteinander; nicht nur, weil die Wallfahrt nach Mekra die Einheit der muhammedanischen Gemeinde sinnbildlich darstellt, sondern auch, weil der Panislannsmus von seiner Seite die Gläubigen zum Verrichten der Wallfahrt ermuntert. Der abstrakte Rechtsbegriff, daß die muhammedanische Gemeinde nicht nur kirchlich, sondern auch staatlich unteilbar sei, kann auf die große Masse der Gläubigen keinen Eindruck machen, solange ihr dieser Begriff nicht in tast-

barer Form unter die Augen gebracht wird; dies geschieht durch die Tatsache, daß alljährlich an einem gewissen Zeitpunkte Zehntausende gläubiger Moslim aus aller Herren Länder, von vielerlei Hantfarbe, Kleidertracht und Muttersprache, in Mekka zusammenströmen, um gemeinschaftlich einige altheidnische religiöse Zeremonien zu verrichten. Man darf freilich nicht glauben, daß bei dieser Gelegenheit Javanen und Neger, Bengalen und Algerier, Türken und Araber die allgemeinen Angelegenheiten des Islam besprechen und über die Art und Weise beratschlagen, wie am besten den Feinden dieses Gottesdienstes entgegenzutreten sei. Nein, Politik treiben die gewöhnlichen Pilger in Mekka nicht. Sie werden wie die Schafe von einer Festlichkeit zur anderen getrieben, und schließlich, wenn ihnen auch der letzte Pfennig abgenommen ist, nach Beendigung der Wallfahrt in ihre Heimat zurückerpediert, was man in vielen Fällen der öffentlichen Wohltätigkeit, den fremden Konsuln in Djiddah oder den in Betracht kommenden Schifffahrtsgesellschaften überläßt. Übrigens bildet auch die große Verschiedenheit der Muttersprache ein Hindernis, um großartige politische Massenmeetings abzuhalten; die Pilger aus jedem Lande, oft aus jedem Landstrich, sind außerdem streng von einander getrennt und stehen unter der Leitung offiziell anerkannter Führer, welche dafür Sorge tragen, daß sich kein Konkurrent um die ihnen anvertrauten Schafe bekümmert oder dieselben gar für seine Zwecke ausbeutet. Aber schon allein die Tatsache, daß Zehntausende Gläubige aus den verschiedensten Teilen der muhammedanischen Welt auf einem verhältnismäßig kleinen Raume zusammenströmen und ihre religiösen Zeremonien verrichten, ohne hierbei auf Schritt und Tritt mit Ungläubigen in Berührung zu kommen, muß dazu beitragen, ein Gefühl von Einheit, ein Solidaritätsgefühl bei den Pilgern zu erwecken.
Hat dies Gefühl einmal Wurzel gefaßt, so ist der in sein Heimatland zurückgekehrte Pilger natürlich viel empfänglicher für Einflüsterungen, welche den Zweck verfolgen, die Herrschaft der Ungläubigen zu untergraben.
Solche Einflüsterungen bleiben denn auch dem Pilger in Mekka nicht erspart. Man haßt hier die christlichen Regierungen, nicht so sehr aus religiösem Fanatismus, den der Durchschnittsmekkaner von heute nicht kennt, sondern deshalb, weil man fürchtet, daß durch die Bemühungen dieser Regierungen für das Wohl der unter ihrem Schutze lebenden Pilger die materiellen Vorteile, welche die Wallfahrt den Mekkanern abwirft, außerordentlich vermindert werden könnten.
Die Vorschriften über die Behandlung und Verpflegung der Pilger an Bord der Schiffe verschiedenster Nationalität und die internationalen sanitären Maßregeln erschweren die Konkurrenz der muhammedanischen Reedereien mit den europäischen je länger je mehr; die mekkanischen Pilgeragenten standen mit erstgenannten Reedereien stets in reger Geschäftsverbindung, einer hatte vom andern Vorteil, und die Pilgeragenten zahlen auch den europäischen Dampfschiffsgesellschaften eine Prämie für jeden angebrachten Pilger. Der in früheren Jahren

blühende Sklavenhandel in Mekka ist jetzt durch die Bemühungen der europäischen Mächte fast gänzlich ruiniert, wodurch den Mekkanern mancher fette Bissen entgangen ist. Die europäischen Konsuln in Djiddah haben wohl noch nicht das Recht, Mekka selbst zu besuchen, aber indirekt ist ihre Anwesenheit in der nahen Hafenstadt, an der Grenze des heiligen Gebietes, doch ein gewisser Hinweis und eine Drohung, mit der Ausbeutung ihrer Schutzbefohlenen in Mekka nicht allzu weit zu gehen. Die Gesetzlosigkeit, welche früher herrschte, wo man z. B. noch verarmte Pilger wegen Schulden in das Gefängnis werfen konnte, hat heute wohl nicht ganz aufgehört, aber man weiß, daß es ein gefährliches Spiel ist. Dies sind im großen und ganzen die Gründe dafür, daß man in Mekka den christlichen Mächten nicht gerade freundschaftlich gesinnt ist.

Das Zusammenwohnen und die tägliche Berührung von Moslim und Christen in europäischen Kolonien stumpft auf die Dauer den erklusiven Charakter des Islam ab, sodaß die Gläubigen schließlich nicht mehr so fanatisch für Mekka schwärmen und ihre Freigebigkeit für die dortigen Stiftungen nicht mehr so betätigen, als es die Mekkaner wünschen. Im Koran wird schon zu wiederholten Malen auf die Gefahren hingewiesen, welchen ein Moslim ausgesetzt ist, der mitten unter Ungläubigen wohnt, oder gar in ein intimeres Freundschafts- oder Verwandtschaftsverhältnis zu diesen tritt.*) Nun haben aber zahlreich« Muhammedaner unter einer geordneten europäischen Regierung große materielle Vorteile, es sei als gut besoldete Beamte, oder als Kaufleute; in diesen Kreisen sucht man durch allerlei Rechtsfiktionen zu beweisen, daß es sehr wohl möglich sei, zugleich gläubiger Moslim und getreuer Untertan einer christlichen Regierung zu sein; dennoch ist man von der Unrechtmäßigkeit eines solchen Zustandes im Prinzip überzeugt, denn ein Ungläubiger soll nie über die Moslim herrschen. Noch eine andere Gefahr droht Mekka als Wallfahrtsort. Die europäischen Regierungen können unmöglich, schon aus ökonomischen Rücksichten, auch wenn sie dem Islam als dem Gottesdienst, den viele Millionen ihrer Untertanen als den ihren betrachten, die weitgehendsten Konzessionen machen, auf die Dauer eine Religion tatkräftig unterstützen, welche alljährlich nicht unbedeutende Kapitalien dem Lande entzieht, nämlich für Reise- und Zehrungskosten, Schulen und fromme Stiftungen in Mekka usw., für welche Summen nichts anderes in die Kolonien zurückkommt als „heiliges Wasser" aus dem Semsembrunnen, Lappen des Überzuges, welcher die Kaba bedeckt und alle Jahre erneuert wird, und andere Reliquien, welche keinerlei materiellen Wert haben; um von ausgeplünderten und ausgebeuteten Pilgern ganz zu schweigen. Offizielle Unterstützung und Ermutigung zur Wallfahrt nach Mekka ist demnach von einer europäischen Kolonial-

') Kown 3, 27. 114—116; 4, 91; 5, 56, 62. 63. 83; 9, 23. 114; 11, 47. 48; 23, W; 60, l—4. 7—9. 13.

regierung nicht zu erwarten, eher das Gegenteil; aus diesem Grunde muß natürlich die Zahl der Pilger schließlich abnehmen. Der MeNaner haßt deshalb die Franzosen in Algerien und Tunis, die Engländer in Indien und Ägypten, und die Holländer im maleiischen Archipel; deshalb hetzt er die muhammedanischen Bewohner dieser Länder gegen ihre Regierungen, indem er sie erinnert an das Dogma vom Imamat; er erzählt ihnen märchenhafte Geschichten von der Macht des Sultan-Kalifen in Konstantinopel.

Die Pilger aus Britisch- und aus Holländisch-Indien stehen in Mekka in hohem Ansehen, weil sie von allen Pilgern das meiste Geld mitbringen; man sorgt dafür, daß es soviel wie möglich in der heiligen Stadt bleibt. Die aus dem maleiischen Archipel stammenden Moslim zeichnen sich besonders durch ihre Vertrauensseligkeit und die Geduld aus, mit welcher sie sich von den Mekkanern rupfen lassen. Wohl bringen wenige derselben so große Reichtümer mit, wie dies oft bei Pilgern aus Britisch-Indien der Fall ist, aber man trifft auch nie unter ihnen ganz arme. Aus Ägypten kommen ebenfalls sehr viele reiche Pilger nach Mekka, außerdem bringt die offizielle Pilgerkarawane alljährlich bedeutende Summen mit nach Mekka, welche aus frommen Stiftungen stammen. Unter den Pilgern aus Nord-Afrika findet man wohl sehr viele Arme, da die dort herrschende theologische Richtung von Mali! Armut nicht als ein Hindernis für die Wallfahrt betrachtet, aber speziell aus Algerien kommen auch viele Reiche nach Mekka. In Europäisch-Rußland, Turkestan, Afghanistan, Beludschistan findet man selten große Reichtümer bei den Moslim, weshalb sich auch der Mekkaner wenig bekümmert um Pilger aus diesen Ländern. Persien und die anderen, größtenteils von Schiiten bewohnten Länder kommen für die panislamistische Propaganda nicht in Betracht. Die orthodoren Araber sind meistens arm, sie sehen außerdem auf die kosmopolitischen Mettaner mit Geringschätzung herab; man hat in Mekka von diesen Beduinen, wie auch von den wenigen Pilgern ans Marokko und aus dem Sudan, nur Unannehmlichkeiten. Die chinesischen Pilger kommen schon ihrer geringen Zahl wegen nicht in Betracht; die Abneigung, welch« bei vornehmen Muhammedanern aus diesem Reiche gefunden wird, eine Reise in ein in ihren Augen „barbarisches" Land wie Arabien zu unternehmen, macht es unwahrscheinlich, daß in den nächsten Jahrzehnten die Zahl der chinesischen Pilger nach der heiligen Stadt erheblich zunehmen wird. Infolgedessen ist das Interesse für diese Völkerschaften in Mekka sehr gering und man betreibt die panislamistische Propaganda unter ihnen mit wenig Eifer.

III.

Nach diesen Ausführungen über die geographische Verbreitung der panislamistischen Propaganda verdienen die Propaganda-Mittel unsere besondere Beachtung. Was die arabische und türkische Tagespresse betrifft,

so müssen hier zunächst die Länder ausgeschaltet werden, wo nur ein verschwindend kleiner Teil der muhammedanischen Bewohner diese beiden Sprachen beherrscht, wie dies namentlich in Holländisch- und zum großen Teile auch in Britisch-Indien der Fall ist. Maleiische und javanische Zeitungen haben überhaupt keine politische Richtung; anders ist dies freilich mit den Tageszeitungen, welche in einer der vielen vorder-indischen Sprachen erscheinen; dennoch kommen dieselben für die panislamistische Propaganda selten in Betracht, da die meisten nationalistische Tendenzen verfolgen. Die neuere arabische und türkische Presse steht fast ohne Ausnahme unter dem Einfluß des Panislamismus. Nach der Einführung einer Verfassung in Persien und der Türkei wuchsen die Zeitungen und Zeitschriften in beiden Ländern wie Pilze aus dem Boden, und diese Presse beschäftigte sich je länger je mehr mit Gedanken und Plänen über die Ausbreitung des Islam, damit dieser Gottesdienst einmal die ihm gebührende Stelle als Weltgottesdienst einnehme. Diese Presse verzeichnet umständlich jede Vergünstigung, welche die christlichen Regierungen — namentlich in Indien und in Ägypten — dem Islam gewähren, und preist ihr gutes Einvernehmen mit diesen Regierungen, indem sie zugleich die christliche Religion angreift, denn sie weiß sehr wohl, daß die Politik der christlichen Völker, im Gegensatze zum Islam, wo Religion und Politik zusammenfallen, nichts mit Religion zu tun hat. Die muhammedanische Presse läßt keinen Zweifel darüber aufkommen, daß die Moslim keinerlei Verletzung ihrer religiösen Ansichten, Sitten und Gebräuche ertragen würden, und in Europa gilt allgemein der Grundsatz, man dürfe dem Islam nicht zu nahe treten, um seinen Fanatismus nicht zu reizen. Es würde hier zu weit führen, wollte man alle türkischen und arabischen Zeitschriften, welche die Propaganda für den Panislamismus betreiben, nur dem Namen nach erwähnen. In neuester Zeit sucht man namentlich Japan für den Islam zu gewinnen, welches Land sich die Iungtürken vielfach zum Beispiel genommen hatten; Veranlassung dazu gab der Übertritt eines japanischen Offiziers zum Islam.

Die Iungtürken wollten wohl direkt mit dem Panislamismus nichts zu tun haben, um nicht das Mißtrauen der europäischen Mächte zu erregen; sie ließen deshalb in der theologischen Wochenschrift „BHan-ul-Haq" erklären, daß die Liga des Panislamismus keine Gemeinschaft habe mit dem Komitee für Einheit und Fortschritt. Und dennoch waren die Spalten der Komiteeblätter nach wie vor mit panislamistischen Artikeln gefüllt.

Besondere Aufmerksamkeit verdienen die in muhammedanischen Ländern importierten Predigtsammlnngen in arabischer Sprache. Es muß nämlich an jedem Freitag nach dem Mittaggebet in sämtlichen Moscheen der ganzen Welt eine Predigt in arabischer Sprache gehalten werden. Diese Predigt besteht aus zwei Teilen: der erste Teil behandelt irgend ein Thema über Dogmatik, Koraninterpretation, Moral oder dergleichen; den zweiten Teil könnte man das allgemeine

Kirchengebet nennen, man bittet u. a. um Allahs Segen für die Gemeinschaft der Gläubigen und ihr sichtbares Oberhaupt, den Imam. Nun gibt es in der muhammedanischen Welt sehr viel Geistliche, welche die arabisch« Sprache nicht so beherrschen, daß sie selbst eine arabische Predigt, und zwar am liebsten in gereimter Prosa, entwerfen könnten; deshalb hat man in jeder Moschee gedruckte Predigtsammlungen, aus welchen der Geistliche Freitags einfach eine Predigt vorliest.
In früheren Jahren bestanden nur geschriebene Predigtsammlungen, und die waren teuer; so kam es, daß man sich oft jahrzehntelang mit derselben Sammlung begnügen mußte, und die Gläubigen hörten jahraus jahrein dieselben Predigten. Manche Moscheen besaßen nur zwölf Predigten, andere nur eine, die Jahre hindurch an jedem Freitag vorgelesen wurde; doch das hatte weiter keinen Nachteil, denn abgesehen davon, daß der Inhalt einer solchen Predigt, vom muhammedanischen Standpunkte aus betrachtet, den Zuhörern nicht oft genug wiederholt werden kann, gibt es viele Gegenden, wo überhaupt niemand von den Moscheebesuchern arabisch versteht, diese also nicht einmal merkten, daß ihnen immer wieder dieselbe Predigt heruntergeleiert wurde.
Im zweiten Teil der Predigt wird Allahs Segen erbeten für den türkischen Sultan als Oberhaupt aller Moslim. Dies ist wohl an und für sich nicht so schlimm, wie es aussieht, denn in manchen Moscheen, wo sich nur eine veraltete Predigtsammlung befindet, wird nicht selten noch jetzt für einen schon längst verstorbenen Sultan gebetet, was weder dem Geistlichen noch der Gemeinde aus fällt. Anders ist es jedoch mit den aus Mekka importierten Predigten, in welchen ein durchaus panislamistischer Geist vorherrschend ist. Nicht selten wird in denselben alles denkbar Schlechte von den christlichen Regierungen, welche über Muhammedaner herrschen, gesagt, während auf der anderen Seite der türkische Sultan bis in den Himmel erhoben wird. Dies ist bedenklich, namentlich in solchen Kolonien, wo die Mehrzahl der Moslim genügend arabisch versteht; aber auch in solchen Ländern, wo dies nicht der Fall ist, sollten die in Mekka verfertigten Predigtsammlungen einer strengen Zensur unterworfen werden, denn es kann doch nicht zugegeben werden, daß in eine europäische Kolonie Druckwerke straflos importiert werden, deren Inhalt dem Verfasser, wäre er ein Einheimischer, eine empfindliche Gefängnisstrafe wegen Aufwiegelung der Massen einbringen würde.
Noch bedeutsamer ist die Verbreitung des Panislamismus durch Sendboten, zu welchen an erster Stelle die Pilgeragenten gehören. Oben war bereits die Rede von den Führern der fremden Pilger während ihres Aufenthaltes in Mekka; es bestehen nämlich in dieser Stadt Einrichtungen, welche man mit unseren internationalen Reisegesellschaften vergleichen kann, und die den Zweck verfolgen, soviel wie möglich Pilger nach Mekka zu locken. Während jedoch unsere Reisegesellschaften bestrebt sind, den Personen, welche sich ihnen anvertrauen, für wenig Geld soviel wie möglich zu bieten, ist es diesen mekkanischen Gesellschaften darum

zu tun, ihren Schützlingen soviel wie möglich Geld abzunehmen und ihnen so wenig wie möglich dafür zu bieten. Auch ist es bei den europäischen Reisegesellschaften nicht Sitte, ihre Konkurrenz durch Faust- und Stockschläge zu vertreiben, wie es in Djiddah bei Ankunft der Pilgerkarawanen häufig der Fall ist; die jährlichen Berichte der europäischen Konsuln in diesem Hafenplatze liefern dafür sehr interessante Kommentare. Von Mekka aus ziehen alljährlich Hunderte Agenten dieser „Gesellschaften zur Ermutigung der Wallfahrt" in die verschiedenen muhammedanischen Länder, namentlich in solche, wo die wohlhabendsten Opfer zu finden sind. Unter diesen Leuten befinden sich auch viele, von denen man eigentlich nicht weiß, welches der Zweck ihrer Reise ist; häufig tragen sie türkische Orden und Ehrenzeichen, was vermuten läßt, daß es sich um ausgediente Unteroffiziere und Soldaten handelt. Diese Individuen wissen sich, auch ohne jede offizielle Mission, an die kleineren muhammedanischen Fürsten und Großen heranzudrängen; sie sammeln Gelder für wohltätige Zwecke in Mekka und erbieten sich, für Geld die Wallfahrt an Stelle eines durch seinen Beruf verhinderten reichen Moslim zu verrichten. Europäischen Kolonialbeamten gegenüber geben sie sich als Händler aus, jedoch dasjenige, was sie als „Ware" mit sich führen (Rosenkränze, Amulette, Flaschen mit Wasser aus dem Semsembrunnen usw.), steht in keinem Verhältnis zu den Kosten der weiten Reise. Man stellt diese Leute meistens den in der Kolonie ansässigen arabischen Kaufleuten gleich, doch das ist verkehrt, denn diese letzteren wollen nichts zu tun haben mit diesen mekkanischen Glücksuchern. Leider stehen diese arabischen Kaufleute bei vielen Beamten in schlechtem Ruf, und doch sind es im allgemeinen gute Untertanen einer christlichen Kolonialregierung; diese Antipathie findet ihren Grund in der Tatsache, daß man sich bisher nicht die Mühe gegeben hat, sie näher kennen ;u lernen, sodaß man nicht ihre guten Eigenschaften, sondern nur ihre schlechten sieht. Die mekkanischen Glücksucher und Pilgeragenten gehen ihnen soviel als möglich aus dem Wege, sie wohnen auch am liebsten in den Stadtvierteln, wo sich die eingeborene Geistlichkeit niedergelassen hat, unter denen sie manchmal alte Bekannte treffen. Es sind in erster Linie diese Pilgeragenten und die im Trüben fischenden Individuen, welche durch ihre Gespräche mit den Eingeborenen dem Panislamismus dienen und das Band zwischen dem kulturfeindlichen Mekka und den unter christlicher Herrschaft lebenden Moslim immer fester knüpfen. Nur selten lassen sich diese Leute längere Zeit an ein und demselben Orte nieder, sie sind beständig auf der Reise von und nach Mekka, und so verbreiten sie den in Mekka herrschenden Geist in der gesamten muhammedanischen Welt.

Als weiteres Propagandamittel kommen die religiösen Orden in Betracht.

Ursprünglich ruhten diese auf mystischer Grundlage; schon in den frühesten Zeiten des Islam, der anfänglich keine Mystik kannte, entstanden durch christliche, indische und persische Einflüsse die Keime einer mystischen Denkungsart, welche sich später immer mehr entwickelten. Als dann nach zwei Jahrhunderten die religiösen Orden so üppig wucherten, daß dem gesetzesstarren Islam Gefahr drohte, leiteten Gelehrte wie Ghazali (gest. 1111) und andere die mystischen Strömungen in ein anderes Bett. Man war gezwungen, der Mystik einen Platz in der muhammedanischen Wissenschaft einzuräumen und die weitgehendsten Konzessionen zu machen, was bei der allgemeinen Katholizität des Islam nicht schwer fiel. Man lehrte nun: den wahren Glauben und die wahre Erkenntnis kann man nur auf mystischem Wege erlangen, obwohl die Kenntnis und Befolgung des Gesetzes, wie auch die Rechtgläubigkeit unerläßliche Vorbedingungen sind. Das wahre Tasawuf (mystische Leben) führt den durch die Glaubenslehre vorgebildeten Gläubigen auf einer langen Stufenleiter nicht nur zum vollkommenen Gehorsam und zur vollendeten Kenntnis von Allah, sondern zum lebendigen Gott selbst. Hierzu gehört aber eine weitläufige geistige Erziehung, welcher religiöse Übungen, Dikirs genannt, Fasten, Waschungen und stete Konzentrierung des Geistes auf das Wesen Allahs als Mittel dienen. Die relative Unentbehrlichkeit eines Führers (Murschid) ist hierbei von allen Orden hervorgehoben. Die Wichtigkeit einer sorgfältigen Wahl dieses Führers wird wiederholt betont, denn man vertraut ihm ja seine höchsten Güter an. Alle Mittel, deren sich die „Brüder" bedienen, auch die Dikirs mit schamanistischen Zutaten, mit wilden Körperbewegungen, Sang und Tanz, hypnotisierenden und berauschenden Ererzitien, sollen nur zur Erzeugung ethisch-religiöser Empfindungen benützt und nicht etwa als Ziel betrachtet werden.

Dem Ordenswesen Einhalt zu tun, hätten weder Ghazali noch seine Nachfolger vermocht, auch wenn sie es gewollt hätten; dazu wurzelte es schon zu tief im religiösen Volksleben der Moslim. Selbst eine wirksame Kontrolle von seilen der muhammedanischen orthodoren Geistlichkeit wurde unmöglich. Seitdem nun die politische Macht des Islam immer mehr zurückgeht, findet dieselbe einen willkommenen Bundesgenossen in den religiösen Orden, welche schon längst, zum größten Teile wenigstens, geheime politische Brüderschaften geworden sind.

Sofort nach dem Eintritt in einen Orden fangen für den Neuling die Tariqah-Übungen an: aus dem Munde des Lehrers lernt er einige Formeln, welch« er in einer genau vorgeschriebenen Körperhaltung, nach einem oder mehreren der fünf täglichen Gebete herzusagen hat; unter Leitung des Ordensscheiks oder eines seiner Gehilfen muß er sich täglich an den Dikirs mit genau vorgeschriebenen rhythmischen Körperbewegungen im Kreise der Brüder beteiligen; wöchentlich einmal wird der Neuling vom Ordensscheik in dessen Zelle empfangen, wo ihm Unterricht erteilt wird mystisch-ritueller Art.

Für viele Ordensbrüder bleibt es bei diesen Äußerlichkeiten, aber dennoch, wenn sie nach einigen Monaten heimkehren, sind sie fromme und fanatische Moslim geworden, welche den Stellvertretern des Ordensscheiks und diesem selbst aufs Wort gehorchen, und wenn es not tut, einander tatkräftig unterstützen. Auch diese, in den Vorhallen des mystischen Heiligtums Stehenden müssen den Eid des Gehorsams leisten, daß sie sein wollen „in der Hand des Ordensscheiks und dessen Stellvertreter wie die Leiche in der Hand des Leichenwäscher s". Man kann sich denken, daß geheime Brüderschaften, welch« einen solchen passiven Gehorsam von ihren Mitgliedern fordern, in staatlicher wie in politischer Beziehung äußerst bedenklich sind. Die religiösen Orden verfolgen wohl äußerlich keine politischen Ziele, sie können jedoch zu jeder Zeit durch einen einfachen Befehl des Scheiks in revolutionäre und anarchistische Vereine verwandelt werden. Noch bedenklicher wird die Sache, wenn man bedenkt, daß die meisten Orden ihren Hauptsih und ihr Agitationszentrum in dem fremdenfeindlichen, für uns unkontrollierbaren Mekka haben, von wo aus die gesamte muhammedanische Welt bearbeitet und Propaganda für den Panislamismus betrieben wird. Man sucht hier soviel wie möglich Pilger in die Orden aufzunehmen; die meisten bleiben natürlich auf der untersten Stufe eines viele hierarchische Grade umfassenden Ordens stehen; aber dem Einfluß einer mehr besonnenen Geistlichkeit sind sie durch diesen Beitritt vollständig entrückt. Der größte Teil dieser Adepten begreift selbstverständlich nichts von den politischen Zielen des Ordens, dem sie beigetreten sind; später in die Heimat zurückgekehrt, sind sie aber dennoch die gehorsamen Untergebenen ihrer in Mekka wohnenden Chefs, und bereit, alle von dort ausgehenden Befehle zu befolgen; sie sind somit ein gefährliches Element für eine christliche Kolonialregierung. Bei allen Aufständen von Moslim gegen ihre ungläubigen Herrscher haben stets religiöse Orden die Hand im Spiele gehabt, wenn man auch selten genau weiß, welcher Orden in einem bestimmten Falle in Frage kam.

IV.

Das Dogma von der staatlichen Einheit der gesamten muhammedanischen Welt, wie es die Schariah ausführlich behandelt, ist die Triebfeder für die panislamistische Propaganda. Sekundäre Ursachen begünstigen in der Neuzeit diesen Erfolg, sie laufen in den verschiedenen von Muhammedanern bewohnten Ländern sehr auseinander. Die Franzosen z. B. haben sich in Algerien einen großen Teil der Moslim zu Feinden gemacht durch ihre allzu große Freundlichkeit und Nachgiebigkeit; man behandelte dort die eingeborene Bevölkerung auf eine Weise, als hatte sich von Anfang an die Assimilation mit den Eroberern schon vollzogen; man wollte die Araber beglücken mit französischen Gesetzen und Einrichtungen, welche diese garnicht verlangten, für welche sie auch kein Verständnis hatten. Manche

dieser Neuerungen arteten geradezu aus in Karikaturen; es sei nur erinnert an die allgemeinen und direkten Wahlen für die Gemeinderäte. Nach dem Jahre 1871, als Frankreich wieder eine Republik geworden war, ging man auf dem einmal eingeschlagenen Wege mit Riesenschritten weiter und versuchte den Eingeborenen „die allgemeinen Menschenrechte und die Freiheitsbestrebungen von 1789" einzutrichtern, für welche diese natürlich nichts fühlen.

Die Engländer haben in Indien und in Ägypten das Gegenteil getan, sie haben sich in vielen Fällen die Moslim dadurch zu Feinden gemacht, daß sie dieselben von oben herab behandelten, als eine Art minderwertiger Rasse, mit welcher jede Assimilation angeschlossen ist. Sie haben wohl niemals den Versuch gemacht, englisches Recht, englische Sitten und Gebräuche bei den Eingeborenen einzuführen, sie haben auch den Gottesdienst der Moslim nie angetastet; aber sie haben auch umgekehrt nichts getan, die nationale und organische Entwicklung der einheimischen Sitten und des einheimischen Rechts zu heben, um so eine Assimilation vorzubereiten. Die englische Regierung hat auch nie die ökonomischen und materiellen Bedürfnisse der Eingeborenen in Schutz genommen in dem Kampfe mit englischem Kapital, englischem Handel und englischer Industrie. Dennoch kann nicht geleugnet werden, daß die Muhammedaner, wenn sie schon unter einer ungläubigen Regierung leben müssen, die englische bei weitem jeder anderen vorziehen.

Die Holländer wußten in ihren Kolonien viele Klippen zu umsegeln, sie gingen auf der goldenen Mittelstraße, und, wie es scheint, mit Erfolg; denn der Panislamismus faßt im indischen Archipel verhältnismäßig wenig Wurzel, trotz der erbitterten Feindschaft der Mekkaner gegen die holländische Kolonialregierung. Die in Holländisch-Indien periodisch ausbrechenden Unruhen und der seit 1871 in Atjeh geführte Krieg sind selten auf panislamistische Umtriebe zurückzuführen; die Unruhen sind in der Regel die Folge von Steuerreformen und dergleichen, das Portemonnaie in Mitleidenschaft ziehender Neuerungen. Freilich kann sich auch in der Zukunft noch manches ändern, denn eigentümlich ist die große Anziehungskraft, welch« Mekka auf die Volker der maleiischen Rasse von jeher ausgeübt hat; jedenfalls ist die Teilnahme an der Wallfahrt nach Mekka im Vergleich mit früheren Jahren in stetem Zunehmen begriffen.

„XuII muluiuin ikduan" (alle Muhammedaner sind Brüder), dieser Ruf findet seinen Widerhall in der gesamten muhammedanischen Welt. Ein hervorragender Führer der panislamistischen Bewegung veröffentlichte vor einigen Jahren eine Broschüre unter dem Titel „Letztes Wort des Islam an Europa"; eine französische Übersetzung dieses Aufrufs erschien in der „Revue de Paris". Aus dem Inhalt sei hier nur folgendes erwähnt:

„Ich, der niedrige Scheik Abd-ul-Haq aus Bagdad, Mitglied der heiligen panislamistischen Liga, spreche im Namen dieser Liga. — — — Christliche

Völker! Es ist Zeit, daß ihr uns hört. Der Haß des Islam gegen Europa ist unversöhnlich. Nach jahrzehntelangen Anstrengungen, uns freundschaftlich zu stimmen, bleibt nur dies eine Resultat, daß wir euch heute verabscheuen, mehr als zu einer anderen Zeit unserer glorreichen Geschichte. Für uns gibt es nur Moslim und Nicht-Moslim. Liebe, Barmherzigkeit, Brüderlichkeit den Moslim; Verachtung, Ekel, Haß und Feindschaft den Nicht-Moslim. Lernt und begreift es endlich einmal, ihr Europäer, daß ein Christ, mag seine Stellung sein, welche sie wolle, durch die einzige Tatsache, daß er ein Christ ist, unseren Augen wie ein Blinder erscheint, der alle menschliche Würde verloren hat. . . . Ihr habt uns in Indien, in Afrika und anderswo große materielle Vorteile gebracht, daran besteht kein Zweifel, aber, bei der unendlichen Größe Allahs! niemals werden wir die Herrschaft eines gekreuzigten Gottes anerkennen, der die Erniedrigung unseres unendlichen Gottes, des allmächtigen Herrschers der Welt beabsichtigt. Wisset also, ihr christlichen Eroberer, daß nichts uns jemals mit eurer gottlosen Herrschaft versöhnen kann; wißt, daß schon der bloße Anblick eurer Fahnen und des Kreuzes eine Qual für die Seele des Islam ist. Eure größten Wohltaten sind ebenso viele Schandflecken, welche unser Gewissen verunreinigen. Unser brennendster Wunsch ist, zweifelt nicht daran! daß der glückselige Tag bald anbreche, an welchem wir mit Allahs Hilfe auch die letzten Spuren eurer verfluchten Herrschaft in unseren Ländern austilgen können!" —

Auffallend ist es, daß die britische Presse in den letzten Jahren mit zäher Konsequenz den Gedanken vertritt, bei den Arabern herrsch« der Wunsch, sich von der Türkei loszusagen und ein arabisches Kalifat zu errichten, wie es ja die Schariah ohnehin vorschreibt. Da die Interessen Großbritanniens eine zur modernen islamitischen Weltmacht aufstrebende Türkei niemals dulden, andererseits aber seit dem Ausbruch des Krieges um Tripolis die panislamistischen Strömungen eine für alle christlichen Kolonialregierungen, die über Moslim herrschen, gefährliche Form angenommen haben, mußte die englische Politik daran denken, diese ihr verhängnisvolle Bewegung beizeiten zu ersticken. Nichts würde den englischen Einfluß in der muhammedanischen Welt so tief begründen und alle politischen Hoffnungen der Türkei zunichte machen, als die Errichtung eines unter englischem Protektorate stehenden arabischen Kalifats. Daß derartige Erscheinungen und Bestrebungen keine leeren Phantasiegebilde sind, und daß man von mehreren Seiten auf die Erreichung dieses Zieles hinarbeitet, belegen viele englische Preßstimmen der Neuzeit. Praktisch durchführbar sind diese Gedanken, denn arabische Stammeshäuptlinge sind bekanntlich eitel und bestechlich, und die Gegensätze zwischen Arabern und Türken mehren sich mit jedem Tage; der Haß der Araber gegen die Türken ist zudem alt, eine Menge arabischer Sprichwörter beweist dies. Der England-freundliche Kiamil-Pascha hat früher einmal geäußert: „Wenn England sich zum Schutze seiner Interessen im Niltale mit den Ägyptern ver»

ständigt, wie will die Türkei es hindern? Dann wird sich zweifellos auch der Jemen vom osmanischen Reiche loslösen, sodaß auch unsere Herrschaft über den Hedjaz, und somit das auf seinen Besitz begründete türkische Kalifat in Frage kommt." Es könnte doch immerhin der Fall eintreten, daß der alte Traum Mehemed Alis, ein arabisches Kalifat unter gleichzeitiger Einverleibung Syriens und des Hedjaz in Ägypten, welcher Plan seinerzeit am Widerstande Englands scheiterte, in absehbarer Zeit gerade durch britische Hilfe zur Wirklichkeit wird.

Das Wachstum der religiösen Macht des Islam steht in umgekehrtem Verhältnis zur Abnahme seiner politischen Macht. Schulen und Bildungsanstalten, literarische und politische Vereine, Missionsgesellschaften zur Ausbreitung des Islam und andere Einrichtungen dieser Art schießen jetzt in europäischen Kolonien mit muhammedanischer Bevölkerung wie Pilze aus dem Boden. Die christlichen Großmächte wetteifern miteinander, die muhammedanischen Völker zu erziehen, — nicht zum Christentum, sondern — zu einer kulturellen Entwickelung und logischerweise zur Machtenfaltung des Islam. Seit der Blütezeit der muhammedanischen Reiche im Mittelalter hat der Islam noch niemals so günstige Lebensbedingungen zu seiner Entfaltung gehabt, als unter der Herrschaft der christlichen Großmächte.

Sollen wir dies bedauern? An sich keineswegs; denn es ist immer ein Gewinn, wenn der Wettkampf der Religionen von dem politischen auf das geistige Gebiet hinübergeleitet wird. Aber verhängnisvoll müßten die Folgen sein, wenn der geistige Kampf mit dem Islam, dem jetzt in der ganzen Welt weniger Hindernisse im Wege stehen als jemals, durch das christliche Europa nicht aufgenommen würde. Heidnische Völker werden bekanntlich viel schneller islamisiert als christianisiert; der Islam hat von den verschiedenen christlichen Kirchen die Methode einer organisierten Missionstätigkeit gelernt und wendet sie mit großem Eifer und großer Opferwilligkeit auf die Eroberung der heidnischen Welt an. Eigentlich bedarf der Islam gar keiner organisierten Missionstätigkeit, denn jeder Moslim, der unter Nicht-Muhammedanern wohnt, ist ein Missionar seines Gottesdienstes. Das Wachstum der religiösen Macht des Islam steht in umgekehrtem Verhältnis zur Abnahme seiner politischen Macht. Sollen wir dieser These die Antithese gegenüberstellen: die Abnahme der religiösen Macht und Ausbreitungskraft des Christentums steht in umgekehrtem Verhältnis zum Wachstum seiner wirtschaftlichen und politischen Machtentfaltung? — Dann hätten das Christentum und der Islam ihre Rollen vertauscht: das Christentum wäre eine politisch« und der Islam eine geistige Macht geworden.

Einmal wird auch der Panislamismus sein Ende erreichen; die Verwirklichung des Traumes von einer Weltherrschaft des Islam werden die Muhammedaner einer fernen Zukunft, dem Mahdi überlassen müssen. Die Zeit wird kommen, in welcher sich der Islam nur durch seinen Katechismus und seine

rituellen Vorschriften von anderen Religionen unterscheidet. Bevor aber dieser Zeitpunkt eintritt, muß auch das letzte politische und geistige Zentrum des Islam vollständig unter europäischen Einfluß gebracht sein, und alle weniger zivilisierten muhammedanischen Völker müssen gelernt haben, sich unter eine starke europäische Regierung zu beugen. Leicht und beneidenswert ist diese Aufgabe der europäischen Staaten nicht, aber einmal muß sie erfüllt werden.

F. L. Graf von Voltolini:

Der rote Hut. (K»rdm»<- und P»pstwahy.

Es ist doch etwas Merkwürdiges um die ewige Roma: Der Archäolog wie der Historiker, der Kunsthistoriker wie der Künstler finden in ihr stets neue Schätze, stets neue Wunder. Aber auch für die breiteren Schichten des gebildeten Publikums, welches dem Gelehrten nicht auf den Pfad der Spezialforschung folgen kann, gibt es dort unten am Tiberstrand immer noch neue, bisher ungekannte Einzelheiten römischer Tradition und römischen Lebens.

Wenn von Zeit zu Zeit die Nachricht durch die Tagespresse geht, daß die Kurie mit dem gewohnten Pomp ein Konsistorium abgehalten hat und der vatikanische Pontifer marimus seinem Senat eine Reihe neuer „Eminenzen" beigeordnet hat, so weiß man wohl aus den hundertfach beschriebenen Zeremonien den allgemeinen Hergang der Feierlichkeit, aber die eigentliche innere Bedeutung des Vorgangs ist meist unbekannt, garnicht zu sprechen von den mit der Handlung verbundenen Nebenumständen mit all' ihren schreienden Anachronismen. Kommt uns doch die ganze blendende Farbenpracht des römischen Papsthofes in unseren nüchternen, modernen Tagen, in welchen das Alltagsleben in einem nur selten unterbrochenen einförmigen Grau dahinläuft, wie ein ungeheuerer Anachronismus vor. Aber gerade darin liegt ein guter Teil der das Publikum bezaubernden Anziehungskraft der glanzvollen vatikanischen Zeremonien, aus welchen der Geist der farbenprächtigen italienischen Renaissance zu uns spricht. Und in der Tat, es ist ein Stück Renaissance, das uns ein Konsistorium im Vatikan vor Augen führt!

Denn, wie die sogenannten Konstitutionen für Wahl und Zusammensetzung des Kardinalskollegiums heute sind, stammen sie von Sirtus V., also aus dem Ende des 16. Jahrhunderts. Wenn man bedenkt, daß drei und ein Viertel Jahrhunderte verflossen sind, seit jener Felir Peretti von Montalto, der scheinbar lahme Franziskaner, den die Kardinäle nur gewählt hatten, um durch die Wahl eines weltfremden, leidenden Papstes ungestört ihre eigene Hausmacht zu vergrößern, die Krücken beiseite warf und sein kraftvolles Pontifikat als

Sirius V. begann, so wird man sich nicht verwundern, daß diese Konstitutionen manchen für unsere Tage veralteten Brauch enthalten. Aber da nun einmal der Konservativismus der Tradition in Form und Inhalt aller Formeln und Gesetze in der Kirche im festen Glauben an die Kraft dieser Tradition absolut gewahrt wird, so zieht der Vatikan es vor, diese Anachronismen durch die Jahrhunderte zu schleppen, ohne auch nur ein Wort der alten Formen und Satzungen zu ändern, die gerade dadurch immer mehr in einen interessanten reizvollen Gegensatz zur Gegenwart treten!
„Studiere, mein Sohn, daß Du Kardinal wirst" — pflegen die römischen Mütter ihren Söhnen unablässig zuzurufen, und in diesem Wort liegt schon eine der wenig bekannten Eigentümlichkeiten des Kardinalates, welches nach den Konstitutionen Sirtus' V. einfach nur den „Würdigsten" vorbehalten ist: Man braucht nicht Bischof oder Prälat, ja nicht einmal Priester zu sein, um den Purpur zu erhalten, wenn nur der Papst den Betreffenden durch Wissenschaft und Tugend für würdig hielt! So verdankte der berühmte Polyglott Josef Mezzofanti aus Bologna, der 58 Sprachen verstand und sprach, nur seinem ungeheuren linguistischen Wissen seine Erhebung zum Purpur und Kardinal Antonelli, der langjährige Staatssekretär Pius' IX., war ebensowenig Priester, wie der wegen seiner eminenten Rechtskenntnisse von Leo XIII. zum Purpur erhobene, im Jahre 1899 verstorbene Kardinal Mertel. Heute freilich ist kein Nichtpriester mehr im Kardinalskollegium! Überhaupt ist die Wahl von solchen Männern, die ohne andere Würden nur durch Wissen und Tugend hervorragen, zum Kardinalat zu gelangen, ganz wesentlich beschränkt durch die vielen Erzstühle, welche durch ihre Größe und Bedeutung fast traditionell den Purpur für ihre Inhaber beanspruchen, und ferner durch jene Stellungen, deren Titulare einer festen Tradition gemäß den Purpur erhalten müssen, wie der Majordomus des Papstes, der Assessor der Inquisition, gewisse Kongregationssekretäre sowie die Nuntien erster Klasse in Wien, Madrid, Lissabon und früher auch in Paris!
Noch ehe der rote Hut dem Neuerwählten zu Teil wird, erfolgt seine Eidesleistung in die Hand des Dekans des Kardinalskollegiums. Diese Eidesleistung ist eine der interessantesten Anachronismen, wird aber beibehalten, weil man im Vatikan der Ansicht ist, daß jede Änderung von der sensationssüchtigen Welt als ein Wechsel der politischen Anschauung der Kurie angesehen werden könnte. Abgesehen von dem Schwur, im allgemeinen die weltliche Herrschaft der Kirche und ihre Rechte mit Gut und Blut zu verteidigen, werden im besonderen noch angeführt, daß der neue Kardinal sich verpflichtet, auch die „Rechte des heiligen Stuhles auf einen Teil des Herzogtums Pgrma, das Fürstentum Nrbino Ferrara, Sinigaglia und andere Lehensherrschaften" ungeschmälert aufrecht zu erhalten! Bis vor etwa dreißig Jahren enthielt die Formel auch den Schwur, den von

Sirtus V. in der Engelsburg deponierten Kriegsschatz von fünf Millionen Skudi unangetastet zu bewahren, trotzdem dieser Schatz seit Jahrhunderten nicht mehr eristierte und die Engelsburg in den Besitz des italienischen Staates über-gegangen war! Es bedurfte des ganzen Einflusses des Kardinals Prinz Hohen-lohe, daß der letztere mit den Tatsachen in direktem Widerspruch stehende Passus aus der Schwurformel entfernt wurde.

Enthält der Schwur mit seinen gewaltigen Formeln eine Menge ideeller Pflichten für den mit dem Purpur Ausgezeichneten, so treten schon am Vorabend der Verleihung des roten Hutes nicht minder sehr bedeutende materielle Anforderungen an denselben heran! Auch in dieser Hinsicht gilt noch in unveränderter Weise das Gesetz Sirtus' V. und eifrig wachen die interessierten Kreise darüber, daß kein Titelchen desselben unausgeführt bleibe. Für manchen Neo-Kardinal ist dieser Punkt der materiellen Pflichten sogar ein Schatten, der die Freude der Ernennung ganz wesentlich beeinträchtigt: in wenigen Tagen belaufen sich die von dem Erwählten zu zahlenden Beträge auf eine Summe von etwa fünfzigtausend Franken. In dieser hohen Summe befindet sich an erster Stelle ein Bettag von dreizehn-tausend Franken für „Mancie", d. h. Trinkgelder an nicht weniger als vierund-vierzig Kategorien von Beamten und Bediensteten der Kurie. Die Höhe der-selben ist keineswegs dem freien Ermessen des Gebers anheimgestellt, sondern genau je nach dem Rang der Empfänger festgesetzt, unter welchen die Wirk-lichen Geheimkämmerer und die Zeremonienmeister an der Spitze stehen und deren Reihe bis zu den untersten Stellen der Palastdienerschaft herabgeht. Diese „Mancie" bilden für viele Beamte der Kurie einen bedeutenden Teil ihrer Einkünfte, für andere wie beispielsweise für das „Kollegium der apostolischen Boten und Läufer" bilden sie sogar die einzige Einnahmequelle.

Es folgt dann eine zehntausend Franken bettagende Tare, welche an die Kongregation der Propaganda zu zahlen ist, die ihrerseits dafür dem Neu-erwählten einen Ring schenkt, und für den Fall, daß er in Rom stirbt, die Kosten seines Begräbnisses zu übernehmen sich verpflichtet, eine eigenartige Mahnung an die Vergänglichkeit aller irdischer Pracht für den soeben mit dem Purpur geschmückten Kirchenfürsten! Ebenso hoch belaufen sich die Taren für die Bullen und die mannigfachen Akten, welche die apostolische Kanzlei über jede Erhebung zum Kardinalat ausstellt. Nicht unbedeutend sind weiterhin die Kosten für die von dem Neuerwählten aus Anlaß seiner Erhebung zu gebenden Feste, darunter die drei ebenfalls vom Zeremonialgesetz vorgeschriebenen Fest-diners, die zahlreiche für diese Tage aufzunehmende Dienerschaft, viele besondere Trinkgelder und die Kosten für die Besitzergreifung der dem Kardinal zuge-wiesenen römischen Titelkirche! Mit dem roten Hut erhält der Kardinal nämlich seinen „Titel", d. h. er wird Inhaber einer der 70 römischen Titelkirchen. Ist

5ies eine Pfarr- oder Kollegiatkirche, so besteht das Verhältnis dem Worte entsprechend nur in einer ehrenden Titulatur. Ist die Kirche aber eine solche ohne jede Dotation oder ein Besitz armer Mönche, so wird der Zuschuß für die Titelkirche eine permanente Belastung des Budgets des Kardinals. Obgleich die Gumme der bisher genannten Ausgaben für den Neuerwählten schon eine Hanz bedeutende ist, so treten nunmehr zu den vorgenannten Ausgaben noch die eigentlichen Almosen dazu, deren Notwendigkeit in hunderterlei verschiedenen, teilweise raffiniert erdachten Formen dem neuen Kardinal aufgedrungen wird. Wenn man bedenkt, daß neben zahllosen privaten Gesuchen auch die Sekretäre aller Wohltätigkeitsanstalten und -Vereine Roms mit der Bitte um einen Beitrag sich einstellen, so kann man sich von der Höhe, die auch dieser Punkt einnimmt, einen Begriff machen. Manche Abgaben werden ferner erhoben, welche längst anderen Zwecken zugewiesen sind, so eine Gabe für den „Brückenwächter der Engelsbrücke", eine Stellung, die schon seit einem Jahrhundert nicht mehr besteht, oder jene für den Aufseher der gleichfalls längst verschwundenen Straßenketten am Eingang des Leoninischen Stadtteils, des sog. Borgo!

Endlich kann man die Reihe der Ausgaben nicht schließen, ohne der Garderobe zu gedenken, sowohl für die mannigfachen Kostüme des Kardinals, wie für die seiner Umgebung, was gleichfalls einen Posten von zehntausend Kronen ausmacht; unter den letzteren heben wir besonders hervor die im Geschmack des 16. Jahrhunderts gehaltene Tracht des dem Laienstand ungehörigen „Ehrenkavaliers", der schwarze Seidenmantel des Sekretärs, die violette Seidensutane des Schleppträgers, der ebenso wie der Sekretär ein Priester ist, dann die eigenartige Tracht des Kammerdieners, abgesehen von der in den Wappenfarben des Kardinals gekleideten Livreedienerschaft.

Der Haushalt eines Kardinals ist zwar auch von den Konstitutionen der Zeremonialkongregativn vorgeschrieben, aber die Nüchternheit unserer Zeit, die Kargheit der heutigen Einkünfte der Kardinäle*) hat hier eine gewisse Larheit in der Ausführung der Bestimmungen Platz greifen lassen, und als Entschuldigungsgrund gibt das sonst niemals eine Abweichung von dem Buchstaben des Gesetzes duldende Prälaten-Kollegium der Zeremonienmeister die „sehr traurigen Zeiten »nb do»tili öoiniulltione" (unter feindlicher Herrschaft) an! Im Opportunismus war man im Vatikan stets Meister, und daher darf es uns auch nicht überraschen, wenn der Zustand „»üb no»tili äomwation«" den Vorwand für gar Manches im schwarzen Rom geben muß!

Nur hinsichtlich der Reihe der Empfangssäle wird noch die alte Zeremonial-Vorschrift beobachtet und in jedem Kardinals-Appartement findet man nach <iner oder mehreren Antikammern den Saal des Baretts, wo das Purpnrbarett

*) Die geringsten Dotation«« belaufen sich auf 25 000 Franken jährlich.

des Kardinals auf einem mächtigen Wandtisch aufbewahrt wird, dann der Thronsaal, wo unter dem Baldachin der mit dem Sitz der Wand zugekehrte, nur für den eventuellen Besuch des Papstes reservierte Thron steht, dann der Zeremonialaudienzsaal, in welchem der Kardinal hervorragenden Persönlichkeiten Audienz erteilt. Dagegen findet man heute nicht mehr die Schar der Lakaien, wie einstens in der ersten Antikammer, wo von der Wand unter dem Purpurbaldachin des Hausherrn Wappen in Gobelinstickerei herabglänzt und in mächtigen Schreinen die Wachsfackeln bereitgehalten werden, im Falle zur abendlichen Stunde hohe Besucher kommen, für w«lche das Zeremoniell die Begleitung fackeltragender Lakeien vorschreibt. Einst belief sich das Gesinde der Kardinäle auf viel hundert Köpfe, und die Chronik des 17. Jahrhunderts erzählt von Kardinälen, deren Hofstaat fast jenen des Papstes in den Schatten stellte. In der letzten Zeit war es nur noch der 1906 verstorbene Kardinal Graf Macchi, welcher noch einen Hofstaat und ein zahlreiches Gesinde nach der alten Art mit reicher Livreedienerschaft ständig hielt, während die heutigen Eminenzen eine solche nur für besondere festliche Gelegenheiten auf Stunden in ihren Dienst aufnehmen. An gewöhnlichen Tagen finden wir in der ersten Antikammer nur einen oder zwei ältliche schwarz livrierte Diener und in den folgenden Sälen, wo einst der Majordomus und der Kämmerer, der Geheimsekretär und die Ehrenkavaliere die Honneurs erwiesen, begrüßen nur zwei Priester, der Sekretär und der Schleppträger die Besucher.

Dagegen verbietet das Zeremoniell auch heute noch den in Rom residierenden Eminenzen, zu Fuß sich auf der Straße zu zeigen, und die umfangreichen ganz schwarz lackierten Karossen mit den schwarzen durch die langen fast auf das Straßenpflaster reichenden Schweife auffallenden Pferden und der schwarzgekleideten Dienerschaft sind eine stereotype Erscheinung im römischen Straßenbild. Nur ganz wenige Kardinäle haben diese Karossen gegen das Automobil vertauscht. Wenig bekannt ist, daß in dem Wagen, in dem der Kardinal und seine Begleiter Platz genommen haben, ein rotseidener Schirm und ein ebensolches Kissen mitgeführt wird, und zwar für den Fall, daß der Kardinal einem die Sterbesakramente zu einem Kranken tragenden Priester begegnet. In diesem Fall hält der Wagen, der Kardinal steigt aus und kniet auf dem Kissen nieder, während der Diener den Schirm über die knieende Eminenz hält, und zwar in jedem Fall, gleichgültig ob es regnet oder nicht. Da aber Bewegung auch den Mitgliedern des hohen Senates der Kirche unerläßlich ist, so fahren die Wagen derselben weit hinaus vor die Tore der Stadt in abgelegenere Gegenden, und in der Einsamkeit der Via Appia oder des Ianiculus kann man häufig am Spätnachmittag manchen Kardinal mit dem Diener in respektvoller Entfernung hinter sich seinen einsamen Spaziergang machen sehen. Denn Einsamkeit, grenzenlose Vereinsamung drängt das grausame Zeremoniell dem mit

dem Purpur Geschmückten auf. Nur selten wagt es der Kardinal, seine Intimen außer den Audienzstunden zu empfangen, denn die Wände einer Kardinalswohnung haben Ohren.
Der rote Hut wird bekanntlich den auswärtigen Kardinälen erst in dem auf das Konsistorium ihrer Ernennung folgenden nächsten Konsistorium erteilt. Da, wie im Falle des jüngsten Konsistoriums, oft eine sehr geraume Zeit zwischen beiden liegt, so kann es vorkommen, daß mancher Kardinal in der Zwischenzeit zwar als Kardinal stirbt, aber den roten Hut nicht erhalten hat. In alten Zeiten, als Briefsendungen und Reisen weit längere Zeitdauer beanspruchten als heute, kam es sogar vor, daß Leute zu Kardinälen ernannt wurden, welche bereits gestorben waren: Der berühmte Orsorder Theologe Wilhelm Maklesfield wurde im Dezember 1303 zum Kardinal ernannt, trotzdem er im November schon gestorben war! Andere starben nach ihrer Erhebung zum Purpur, ehe sie die Nachricht von der ihnen zu Teil gewordenen Ehrung erhielten. Heute im Zeitalter des Dampfes und der Elektrizität kommen derartige Dinge nicht mehr vor; andere Bräuche sind dagegen verschwunden, wie die Verleihung des roten Hutes an fürstliche Kinder. In unseren Tagen, wo der Purpur nur an ergraute Männer verliehen wird, gilt die Erhebung eines 37jährigen Prälaten zum Kardinal, wie es bei dem derzeitigen Prager Fürsterzbischof, Kardinal Skrbnsky im Jahre 1901 der Fall war, für eine vielbesprochene Abnormität. Sie verliert aber das Außerordentliche, wenn man bedenkt, daß Giovanni von Medici, der spätere Papst Leo X., mit 15 Jahren, Julius Feltre della Rovere, der Bruder des Herzogs von Urbino, mit 12, der Kardinalinfant Ferdinand von Spanien im Jahre 1607 mit 8 Jahren den roten Hut erhielt l Später wurde es üblich, Prinzen aus königlichem Geblüt, die den geistlichen Stand erwählt hatten, gelegentlich ihrer ersten Romfahrt den Purpur zu verleihen, aber auch von diesem Grundsatz wurde Abstand genommen und der einzige Prinz aus regierendem Hause, der heute die priesterliche Sutane trägt, Prinz Mar von Sachsen, hat trotz jahrelanger wissenschaftlich tüchtiger Lehrtätigkeit an theologischen Hochschulen nicht einmal den violetten Schultermantel des Prälaten, geschweige denn den roten Hut erhalten!
Nach der Erteilung des Letzteren wird der Neokardinal auch als Mitglied der einen oder anderen der Kardinalskongregationen zugeteilt. Man hat diese Kongregationen der Kurie häufig mit den Ministerien eines Staates verglichen, aber wenn wir uns vor Augen halten, daß an der Spitze jeder Kongregation nicht ein, sondern fünf bis acht Kardinäle stehen, darunter auch solche, deren Residenz außerhalb Roms ist und deren Votum nur brieflich eingeholt wird, so erkennen wir, daß der Vergleich hinkt und die Kongregationen der Kurie ein weit komplizierterer Apparat sind als die Ministerien eines modernen Staates.

I. v. Pflugk-Harttung:
Friedrich der Große als Baumeister.
Friedrich der Zweite verband in ganz eigenartiger Weise die Fähigkeiten eines großen Regenten und Heerführers mit denen eines Literaten, Gelehrten und ausübenden Künstlers. Er trieb die damals übliche schöngeistige Philosophie, schrieb unzählige Briefe, philosophisch«, geschichtliche, staatsmännisch«, wirtschaftliche und a.ndere Abhandlungen, verfaßte Gedichte, Musik- und Theaterstücke, spielte die Flöte und war zugleich ein Gartenkunstler und Baumeister. Den Trieb zum Bauen hatte er mit vielen bedeutenden Männern gemein; eigen aber blieb seine große Selbständigkeit im Handwerke. Darüber sagt einer seiner Baumeister, Manger: „Der König war von Natur ein Verehrer der schönen Künste und Wissenschaften, also auch aus Selbstgefühl und Überzeugung ein Liebhaber von prächtigen und nützlichen Bauten. Die ersten 40 Jahre seiner Regierung war er Selbsterfinder und Vorzeichner der Außenseiten zu den zu erbauenden Schlössern, publiken, privat- und ökonomischen Gebäuden von einiger Wichtigkeit, ebenso als zur Verzierung und Meublierung der inneren Gemächer in den ihm besonders eigenen Gebäuden; in den letzten Jahren nahm er es hierinnen nicht so genau".
Des Königs Sachkenntnis vom Größten bis zum Kleinsten war erstaunlich, weshalb er auch stets seine Baumeister mit Kennerauge überwachte und mit schöpferischem Geiste beeinflußte; selbst Grundrisse von Schlössern und Gärten hat er gezeichnet. Nach seinen „Angaben" mußten die Architekten die Einzelheiten herstellen und die Kostenanschläge machen. Und wehe ihnen, wenn sie sich stärker verrechneten. Ohne Kostenanschläge begann der sparsame König nie einen Bau. So war er: „der auf eigenen Füßen seine eigenen Wege wandelnde Bauherr".
Bereits als Kronprinz bewies der junge Hohenzoller tüchtiges Architekturverständnis beim Ausbau des Rheinsberger Schlosses und feinen Kunstsinn bei dessen Innenausstattung, wofür er u. a. den französischen Maler Pesne heranzog. Aber dies blieben doch bloße Vorstudien, denn die klassischen Stätten der Bautätigkeit des Königs wurden Berlin und namentlich Potsdam. In Berlin hing sie teilweis mit der Entfestigung der Stadt zusammen, wodurch man ausgedehntes Bauland gewann. Und wie überall, zeigte sich der Herrscher hier ungemein vielseitig, tatkräftig und großzügig. Am Beginne der Prachtstraße „Unter den Linden" wollte er ein „Forum Friderici" errichten, das er mit dem Opernhause, der Hedwigskirche, der Kgl. Bibliothek und dem Palais des Prinzen Heinrich (der nunmehrigen Universität) umsäumte. Als weitere

Bauwerke, die unter ihm oder durch ihn entstanden, sind zu nennen: das Invalidenhaus, die Kolonnaden in der Leipziger und Königsstraße (jetzt im alten botanischen Garten), das Kadettenhaus, das Schloß Bellevue, die Münze, die Erweiterung der Charit^ und als besonders bezeichnend: die beiden Kuppeltürme auf dem Gendarmen-Markt. Ferner errichtete man damals 8 Kasernen für Infanterie, 3 für Artillerie, Ererzierhäuser, Montierungsgebäude, Magazine für Proviant und Fourage. Vor dem Rosentalertor begründete der König eine Niederlassung zur Aufnahme von Arbeitern und ihren Familien, das sogenannte „Neue Voigtland". Aber auch hiermit nicht genug: Friedrich ließ eine Menge Fabriken erbauen für die verschiedensten Industriegegenstände und an mehr als 200 Privathäusern die Fassaden auf seine Kosten herstellen, um seiner Residenz ein möglichst gutes Äußeres zu verleihen. Er verwöhnte die Bürger dadurch so sehr, daß massenhaft Gesuche bei ihm eingingen, er möge seinerseits Privathäuser neu erbauen, baufällige und schlecht aussehende herstellen oder Gelder für Bauzwecke geben usw. Selbst die Kolonisten zu Neu-Schöneberg baten um solche Bauunterstützungen, worauf der König erwiderte: „Das müssen sie sich selbst machen, und ihre Häuser hübsch in Stand unterhalten." Die Nachkommen dieser Bittsteller wurden zu Millionenbauern.
Noch weit wichtiger erwies sich Friedrichs Bautätigkeit in seiner zweiten, seiner Lieblingsresidenz Potsdam, worüber in der neuen Geschichte der Stadt Potsdam von I. Haekel ansprechend gehandelt ist. Dort an der Havel erscheint Friedrich als Fortsetzer von seines Vaters Werk, aber in der ihm eigenen großzügigen Weise, gepaart mit Kunstsinn und Pracht. Nicht weniger als zehn--einhalb Millionen Taler hat der sonst so knauserige Mann für Potsdam und seine Umgebung verausgabt, dessen Stadtschloß er im Winter bewohnte, während er für den Sommer das herrlich gelegene Sanssouci bezog. Friedrich ist es gewesen, der Potsdam eine besondere Eigenart verlieh, denn zwei Drittel sämtlicher Häuser entstanden unter seiner Leitung, ferner Tore, Kasernen, Dienstgebäude, Plätze und Parks. Neben Wohnungen der Gewerbetreibenden errichtete er Häuser für Seidenfärbereien, Nähnadel-, Hut-, Gewehr-, Uhren-, Bleistift- u. a. Fabrikation. Der König hatte eine ganze Reihe Baumeister zur Seite, aber überall machte sich ihnen gegenüber dessen Eigenart, Wille, Kunstgeschmack und auch seine oft zu weit gehende Sparsamkeit geltend. Die Lebhaftigkeit und Vielseitigkeit des Herrschers sorgte dafür, daß er nicht in einer bestimmten Richtung erstarrte, sondern vielmehr nach Neuem und Wirkungsvollem drängte. So hat man 3 Bauabschnitte unterschieden: den französisch-akademischen Klassizismus Knobelsdorffs, den des großen Italieners Palladio, welchen der König hauptsächlich selber handhabte, und das klassizistische Barock des Bayreuthers Gontard, der sich freier zu bewegen vermochte und mit seiner Richtung das Bauwesen der Stadt beherrschte.
Die bekanntesten Leistungen des Herrschers sind: das Stadtschloß, Sans-

souci und das Neue Palais. Von diesen fallen das Stadtschloß und Sanssouci noch in die Knobelsdorffsche Zeit. Das Stadtschloß hat Friedrich in 7 Jahren von 1744—51 umgebaut, gewissermaßen als Siegesdenkmal der beiden Schlesischen Kriege, weshalb er auch das Wappen der neu erworbenen Provinz neben den Brandenburgischen und Preußischen Adler setzte. Außer der weitgehenden Verschönerung ist der erste Versuch einer Art Fernheizung beachtenswert, die der Hohenzoller für ein Eckzimmer anbringen ließ, welches er als Arbeitsraum benutzte. Das Stadtschloß hat 705 000 Taler gekostet, die man der Baukasse entnahm, wozu dann noch das Mobiliar aus der Kgl. Schatulle kam.

Später begonnen, aber früher vollendet, wurde das Juwel Potsdams, wurde Sanssouci (1745—47), bei dem König und Architekt in bewunderungswürdiger Weise zusammenarbeiteten. Das Schlößchen erwuchs gleichsam naturgemäß aus der schönen Umgebung: ein Schmuckstück des Barock, sowohl außen, als in der zierlich reichen Innenausgestaltung. Der Bau kostete 300 000 Taler, während die Gärten 353 000 Taler und die Wasserwerke nebst den dazugehörigen Reservoiren und Ruinen fast 170 000 Taler verschlangen.

An Sanssouci knüpft sich auch einer der interessantesten technischen Versuche. Nach dem Muster von Versailles wollte Friedrich den Garten mit großartigen Wasserkünsten, zumal mit einem hohen Springbrunnen ausstatten. Aber eine solche Anlage bot große Schwierigkeiten, für deren Überwindung die verschiedensten Pläne entworfen wurden. Zunächst wollte ein Baumeister das Wasser durch Dampf heben, ohne aber genügende Kenntnis vom Wesen der Dampfspannung zu haben. Dann dachte man an einen großen Kanal vom Iungfernsee bis Werder, welcher Räder treiben sollte, die das nötige Wasser auf den Höneberg (den jetzigen Ruinenberg) treiben mußten. Hierfür aber erwies sich das Gefäll zu gering. Nun schlug ein Holländer vor, am Abhange des Ruinenberges vier Windmühlen übereinander zu errichten, um in vier Absätzen das Wasser zu heben. Doch auch dieser Plan mißlang, obwohl er einen sehr bedeutenden Kostenaufwand nötig machte. Deshalb griff man schließlich zu einer einzigen Hebemühle. Oben auf dem Berge wurde ein Bassin von 150 Fuß Durchmesser gebaut, und nach Überwindung verschiedenster Hemmnisse hatte Friedrich am Karfreitage 1754 die Genugtuung, die kleine Fontäne neben der Bildergalerie eine Stunde lang ungefähr 40 Fuß hoch springen zu sehen. Als es auch jetzt noch haperte, gab der König 1780 die großen Pläne der Wasserkünste auf.

Er hatte seine Gedanken inzwischen einem anderen bedeutenden Unternehmen zugewandt: der Errichtung des Neuen Palais, die von 1763—1770 dauerte, und nebst Hintergebäuden, Tempeln und Inneneinrichtung über drei Millionen Taler erforderte. Der Bau war schon 1756 geplant, um sich dann zum Wahrzeichen der Siege des Siebenjährigen Krieges auszugestalten. Wie dieser Krieg bildete auch das Schloß ein Meisterwerk des

Königs, vollführt in der palladianisch-britischen Formensprache. Nachdem auch die Communs fertig standen, bot der c!our ä'douueur eine durchaus eigenartige Schöpfung von mächtiger Wirkung: einen Siegesund Ruhmeshof preußischer Größe. Oben auf der Höhe des Turmes prangten die Grazien als Vertreterinnen der Kunst, welche die preußische Königskrone himmelwärts erheben. Eine ganze Bildhauerschule mußte für den überreichen Statuenschmuck des großen Königs sorgen.

Betrachtet man die Summen genauer, die Friedrich aufgewandt hat, so erkennt man, daß sie, mit der Leistung verglichen, gering sind. Der Grund hierfür beruht auf der weitgehenden und sich im Alter steigernden Sparsamkeit, verbunden mit seiner gründlichen Nachprüfung und erstaunlichen Sachkenntnis. Namentlich Geitel zeigt in der „Welt der Technik", wie das Eingreifen des Königs sich während der früheren Regierungsjahre meistens auf Bemängelungen von Rechenfehlern und derartigen Vorkommnissen zu beschränken pflegte, wie es nach dem Siebenjährigen Kriege aber immer häufiger, strenger und drohender lautete. Die Folge war, daß die Baumeister bisweilen wegen zu geringer Mittel minderwertig arbeiten mußten, was bald Reparaturen nötig machte und hierdurch nicht selten größere Kosten verursachte, als wenn man von vornherein Gediegenes geleistet hätte. Je mehr das Alter des unermüdlichen Herrschers zunahm, desto augenscheinlicher steigerte sich sein Mißtrauen und damit verbunden seine Gewalttätigkeit. Er drohte mit Amtsentsetzung und anderen Strafen, weswegen die Baumeister schon bei den Anschlägen in „Angst und Furcht" schwebten.

Daß sie mit Arrest bestraft wurden, gehörte keineswegs zu den Seltenheiten; so mußte der tüchtige Gontard 43 Tage auf seinem Landsitze und der Baumeister Manger gar 50 Tage auf der Hauptwache „absitzen". Als die Marmorvasen und Figuren für Sanssouci auf 20 520 Taler berechnet wurden, schrieb der König an den Rand: „9000 Taler, mehr nicht". Der Baumeister Büring hatte 1763 die Reparaturkosten der Teltower Brücke von 3500 Talern nachzuprüfen. Er tat es nach besten Kräften, bekam aber vom Könige den Bescheid, daß er die „dazu erforderlichen Kosten so impertinent als gottlos finde, denn die Sache ließe sich mit 400 bis 500 Talern herstellen." Die Anschläge für das Neue Palais dünkten ihm auch zu hoch, weshalb er darauf Galgen mit Gehenkten zeichnete, und beifügte: „der ist für ... , der ist für . . ." Im Jahre 1784 berechnete der Kastellan Reichenbach Reparaturen am Neuen Palais mit 2316 Talern 9 Groschen und 4 Pfennigen. Darauf erhielt das Baukontor die Antwort, es bestände aus Ertz-Canaillen, er werde sie alle zum Teufel jagen. Das Haus sei gut gebaut, das Schadhafte betrage nur eine Lumperei und bedürfe keines so unvernünftigen Anschlags.

Als er bemerkte, daß ein Wagen voll Steine zum Berliner Tor hinausgefahren wurde, verfügte der Gestrenge: „Es können Unvorsichtigkeiten passieren, wenn Kalk nnd Steine, die an Particuliers gehören, mit den Materialien, die

vor Meine Bauten sind, zusammen auf einen Drth gebracht werden, denn d»
kann so gut von den einen wie von den anderen Haufen genommen werden»
Das soll also nicht mehr seyn, sondern die Particuliers müssen ihre Steine und
Kalk an einen ganz antern und aparten Orth hinbringen."

Natürlich verlangte Friedrich auch von den Handwerkern und Arbeitern
strengen Gehorsam. So erließ er 1780 an den Magistrat von Potsdam eine
Kabinettsorder, worin es hieß: „Da S. K. M. und Dero Baukontor angezeiget
worden, daß einige der hiesigen Baugewerker seit kurzem außerordentlich un-
ruhig, widerspenstig und ungehorsam geworden, auf die Erhöhung des Arbeits-
lohns dringen und nicht zugeben wollen, daß altes noch brauchbares Eisen^
Blech, Kacheln und andere Sachen wiederum genutzet, sondern alles von ihnen
neu angefertigt werden soll, woben sich denn die Maurers besonders noch aus-
zeichnen, als welche die zur Aufsicht, zur Messung und Bewachung der Materie
alien angestellten Officianten mit todtschlagen und ersäufen drohen; so befehlen
Höchstdieselben dem Magistrat hierdurch allen Ernstes, darnach mehr zu sehen,
und die Leute mehr in Schranken und in gehöriger Ordnung zu halten, und wenn
einer oder der andere von seiner Widerspenstigkeit nicht im guten abstehen will,
selbigen ohne Umstände zu arretieren." Sie müssen sich ruhig und vernünftig be>
tragen. Die aber, welche in ihrer Widerspenstigkeit beharren, sollen von aller
Königlichen Bauarbeit auf immer ausgeschlossen werden. Der Magistrat hat
darnach sofort und mit allem Nachdruck zu handeln.

Manches von dem Mitgeteilten mag dem jetzt Lebenden kleinlich und un-
gerecht erscheinen, aber es bleibt stets zu bedenken, daß Friedrich nur durch
äußerste Sparsamkeit, Redlichkeit und Anspannung aller Kräfte zu erreichen
vermochte, was er tatsächlich geschaffen hat. Er wie sein Vater mußte mit
Strenge, ja mit Gewalt erzieherisch wirken, um die Leute zu fruchtbringender
Tätigkeit anzuhalten, wenn nötig, zu zwingen. Friedrich atmete hier, wie in
allem, noch den Geist des aufgeklärten Despotismus, den einer persönlich landest
väterlichen Regierung. Freilich änderten sich die Verhältnisse schon bei seinen
Lebzeiten. Und kaum war er gestorben — nur drei Jahre nach seinem Tode,
da ertönte aus rauhen Kehlen: Freiheit und Gleichheit. Die politischen und
sozialen Massenkämpfe setzten ein, die französische Revolution begann.

Dr. Siegsried Marck:

Die Philosophie Henri Bergsons.

i.

Wollte man Bergsons Philosophie mit einem Schlagworte charakterisieren, um sie in die Zeitströmung einzuordnen, so müßte man unbedingt sagen, sie ist eine neuromantische Philosophie. Das ist zunächst wörtlich dahin zu verstehen, daß sein Philosophieren mit den Philosophen der Romantik, mit Fichte, Schilling und Hegel frappante Ähnlichkeit aufweist. Dann aber ist diese Philosophie auch ihrem Begriffe nach romantisch. Denn wie mannigfaltig und schwierig die Definitionen von Romantik sein mögen, eines wird man vielleicht als ihren Grundzug allgemein zugeben: Romantik ist überall eine Richtung, die die Schranken des bloßen Verstandes sprengen will, die über den reinen Intellekt hinausverlangt. Romantik ist Sehnsucht nach der Unmittelbarkeit des Erlebens, nach der ungebrochenen Einheit des Absoluten, die sie über die festen präzisen Formen stellt, die Wissenschaft und Kunst in gleicher Weise über dem bewegten Untergrunde aufrichten. Den Rhythmus des Chaos, das um die gekühlte und geklärte Form des Kunstwerkes noch wogt, wollen die romantischen Künstler im Kunstwerke selbst noch fühlbar machen, die Bewegung des Lebens selber die romantischen Philosophen im Begriffe erkennen lassen. Wenn die alte, die vorkantische Metaphysik das Absolute der rationellen Verstandeserkenntnis zugänglich dachten, so schöpfen Fichte, Schilling und Hegel andersartige Begriffe für das spekulative Erkennen. Sie stellen Philosophie als Vernunfterkenntnis dem Verstande der Wissenschaft gegenüber. Die Vernunftideen aber sind Begriffe, in denen sich die Fülle und der Reichtum des ursprünglichen Lebens kristallisiert und bewahrt hat. In derselben Tendenz scheidet Bergson seine spekulative Erkenntnis schroff von der Wissenschaft. Aber doch mit einer anderen Wendung, die aufs deutlichste die neue von der früheren Romantik abhebt. Die Vernunfterkenntnis der Romantiker hatte ihre Entstehung aus dem ursprünglichen Erlebnis vergessen und war zu einer neuen Art des Verstandes erstarrt; so verfiel ihr grandioser Systembau dem Zusammenbruch. Die neue Romantik ist illusionsloser geworden: sie will nicht in einem neuen Vernunftbegriff Denken und Erleben zur Aussöhnung bringen, sie will bei der Sphäre, aus der die Vernunftbegriffe entsprangen, stehen bleiben, sich mit dem Erlebnis selbst begnügen. Alte und neue Romantik also stehen zu einander wie Vernunft und Intuition. Bergson gibt spekulative Philosophie, aber kein geschlossenes System. Die Einheit seines Werkes ist in der Persönlichkeit seines Schöpfers gegeben; es ist ein stetes Hervorsprudeln einer einheitlichen Grundstimmung in immer neuen Wendungen, immer reicheren Formulierungen. Die Einheit seiner Philosophie ist die eines unerschöpflichen Stromes,

nicht die eines Gebäudes im Raume. Gerade durch diese Systemlosigkeit kommt die künstlerische und geniale philosophische Persönlichkeit stark zum Ausdruck, die diese schriftstellerischen Meisterwerke trägt. Der Mann, der hier zu uns spricht, ist kein Mann der Analyse, sondern durchaus eine synthetische Natur. Damit aber antwortet Bergson auf eine Sehnsucht der Zeit. Denn diese verlangt nach einer Epoche der Philosophie der Schulen wieder nach aufbauenden, produktiven Philosophen. Nach einer Befriedigung der produktiven Bedürfnisse innerhalb der Philosophie. Denn an Denkern, bei denen diese Schöpferkraft den Rahmen der Philosophie sprengt und zu einer neuen Religion, einem neuen Prophetentum treibt, hat es dieser Zeit — man denke an Nietzsche — nicht gefehlt. In Bergson aber fassen sich die mächtig gärenden Motive dieser Epoche des Philosophierens, die Strömung, in die so verschiedene Denker wie William James und Eucken in gleicher Weise hineingehören, mit imponierender Wucht zusammen. Darauf hauptsächlich beruht die große Wirkung, die er heute überall auszuüben beginnt.

II.

Das Verhältnis von Metaphysik und Wissenschaft beschäftigt Bergson bei der Grundlegung der Methode seiner spekulativen Philosophie. Trotz seines durch und durch synthetischen Denkens kann er sich dieser Frage als einer Konsequenz der kantischen Kritik nicht entziehen. Zwei fundamental verschiedene Erkenntnisarten verlangen Metaphysik und positive Wissenschaft; in zwei von einander unabhängigen Prozessen des Denkens wurzeln sie. Diese beiden Haltungen des Geistes sind die Analyse und die Intuition. Wir analysieren einen Gegenstand, indem wir alles Unbekannte in ihm zurückführen auf Bekanntes. Wir finden in einem t bestimmte Erkenntnisbeziehungen vor, die es uns in unanalysiertem Zustande durch seine Komplerität verhüllt. So lange wird diese Arbeit fortgesetzt, bis dieser Gegenstand uns nichts Neues mehr bieten kann, bis seine anfängliche Denkfremdheit sich reduziert hat auf die Konstanten des Denkens. Wissenschaft heißt ja, von den Begriffen zu den Dingen gehen und nicht eher ruhen, bis alles Gegebene zurückgeführt ist auf das Denken selbst.

Die Analyse führt das Neue und Einzigartige des Gegenstandes auf Bekanntes zurück. Die Intuition will gerade die absolut neue Eigenart jedes Dinges erfassen, mit dem Gegenstande eins werden, in ihn selbst eindringen. Das, was nie dagewesen ist und nie mehr wiederkehren kann, das Unübersetzbare der Dinge will sie erkennen. Von außen gesehen ist der Gegenstand eine unendliche Mannigfaltigkeit und demgemäß für die Wissenschaft eine unendliche Aufgabe, weil die ihm fremden Denkelemente, aus denen er zusammengesetzt wird, in allmählicher Anhäufung ihn zu rekonstruieren suchen, ohne ihn zu erschöpfen. Die konzentrischen Kreise, die die Wissenschaft um den Gegenstand zieht, da sie nicht unmittelbar bei ihm eintreten kann, müssen enger und enger werden, ohne jemals

das eine Zentrum zu erreichen. Dagegen ist der Gegenstand in sich selbst ohne Symbole und immer kunstvollere Systeme von Relationen betrachtet einfach, und die Intuition ergreift ihn mit einem Schlage. Der Gegenstand der Intuition ist das Absolute, die Intuition ist die Methode der Metaphysik.

Die Intuition, die das Einzigartige der Gegenstände erfaßt, erfaßt damit auch das Absolute in ihnen. Absolut ist nach Bergson dasjenige, welches „das, was es ist, vollkommen ist". Nicht Vollkommenheit schlechthin ist also das Prädikat des Absoluten, sondern Vollkommenheit in sich selbst. Mit einem Worte: dies Absolute ist nicht Allgemeinheit oder Unendlichkeit, sondern Individualität. Damit kennzeichnet sich Bergsons Position als irrationalistische Metaphysik. In der rationalistischen Metaphysik ist das Absolute ein umfassend allgemeiner oder allgemeingültiger Gegenstand, die Synthesis alles Relativen, hier in der irrationalistischen der noch nicht relativ gewordene, unmittelbar gegebene anschauliche und individuelle Gegenstand. Dort Unendlichkeit, Ewigkeit, hier Besonderheit und erlebte Dauer. Die alte Metaphysik setzt die Arbeit der Wissenschaft nach dem Unendlichen zu, aber auf demselben Wege fort. Auch sie arbeitet mit relativen Symbolen, um das Absolute zu erkennen. So steht und fällt sie mit der Möglichkeit der Metaphysik als Wissenschaft. Bergsons intuitive Spekulation will sich als irrationalistische Metaphysik toto coelo von der Wissenschaft unterscheiden.

Durch einen pragmatistisch gefärbten Begriff der Wissenschaft stützt Bergson diese Trennung des spekulativen Denkens vom rationellen. Das wissenschaftliche Denken ist unfähig zur Spekulation, weil Wissenschaft aus den Bedürfnissen des Handelns entstanden ist. Die festen unbeweglichen Begriffe, mit denen sie arbeitet, sind Stützpunkte des Verstandes für seine Einwirkung auf die Außenwelt, deren solider materieller Seite allein sie angepaßt sind. Wissenschaft ist eine Erkenntnis, relativ zum Handeln, infolgedessen kann sie das Absolute nicht erfassen. Es ist der Fehler der gesamten bisherigen Metaphysik, mit einer auf dem Felde der positiven Wissenschaft und des Handelns nützlichen Erkenntnisweise das Absolute in uninteressierter Erkenntnis ergreifen zu wollen. So kennzeichnet sich Bergsons erkenntnistheoretischer Standpunkt als eine merkwürdige Art von spekulativem Pragmatismus: er ist pragmatistisch der positiven Wissenschaft gegenüber, spekulativ in der Stellung zur Metaphysik. Der Begriff der theoretischen Wissenschaft aber findet in ihm zwischen Aktion und Spekulation keine rechte Stelle.

Losgelöst von diesem doch sehr anfechtbaren Pragmatismus, liegen die Schwächen der Bergsonschen Position klar zutage. Die Einwände, di^ man stets gegen die Intuition vorgebracht hat, treffen auch ihn. Wie unterschejbet sich Intuition von beliebiger Ahnung, vom Pochen auf Genie, vom subjektiven Glauben des gesunden Menschenverstandes, durch welche Kriterien differenziert sie sich? Bergsons Spekulation will nicht Wissenschaft sein, kann sie sich aber ganz aus dem Bereiche der Wissenschaft ablösen, ohne reine Mystik zu werden? Läßt sich speku-

lative Erkenntnis loslösen von den Bedingungen aller Erkenntnis, von den Bedingungen der Aussage? Die großen Meister der Metaphysik werden nach Bergsons Meinung sich selbst gegenüber Schüler, wenn sie für ihr großes Erlebnis die Sprache der Symbole brauchen. Es mag dies die Tragik der Metaphysik sein, aber sie ist unausweichlich. Eine rein subjektive Attitüde zum Universum hat keine Metaphysik gewollt, kann sie nicht wollen, eben dadurch unterscheidet sie sich von Mystik. — Vielleicht aber ist Bergsons ausgeführte philosophische Erkenntnis weniger Intuition in jenem rein subjektiven Sinne, wie es seine Methode zu verlangen scheint, weniger Metaphysik als ein ganz bestimmtes philosophisches Verstehen und Begreifen, das tatsächlich von der positiven Wissenschaft geschieden werden kann. Ohne ein Begreifen geht Philosophie tatsächlich auch bei ihm nicht vor: nicht Ahnungen setzt sie an die Stelle der Begriffe der Wissenschaft, nicht blinde Anschauungen; sie sucht nur der Realität durch flüssigere und schmiegsamere Kategorien näher zu kommen, als es die Wissenschaft kayn. Bergsons Idee der Dauer, die das Rückgrat seiner Philosophie bildet, ist in diesem Sinne eine Intuition, d. h. ein mit lebendigem Inhalte durchtränkter Begriff.

III.

Versetzen wir uns in Bergsons Hauptwerk, in die Grundstimmung seiner Philosophie der Evolution ersatriee. Dies Werk stellt eine großzügige Philosophie der Lebensprozesse, eine einheitliche Naturphilosophie dar. Das Leben, das in seiner Ursprünglichkeit verstanden werden soll, wäre als Gegenstand der Intuition ein unendlich schillernder und unbestimmter Begriff, hätte nicht Bergson das fruchtbare Feld seines Philosophierens in der Wissenschaft der modernen Biologie. An den vitalen Prozessen bewährt sich seine Forderung eines symbolfreien Erkennens, denn die Lebensvorgänge sind mit jenem Charakter des Neuen und Geheimnisvollen umkleidet, der sich nicht auf bekannte Konstanten reduzieren läßt. Aber die Biologie als Wissenschaft kann das absolut Neue und Individuelle des Lebens nicht erschließen, sofern auch sie mit der Analyse arbeiten muß. Sie kann das Leben nicht als die Realität erkennen, als die es sich Bergsons Intuition erschließt: als schöpferische Entwickelnna. Zu dieser Grundkonzeption seines Philosophierens gelangt Bergson, indem er sich mitten hinein in das individuelle Erleben versetzt. Vom individuellen Bewußtsein nimmt er seinen Ausgangspunkt, vom Erleben aus bestimmt er den Begriff des Lebens. Was erleben wir in unserer persönlichen Eristenz? Eristieren heißt ständiger Wechsel, lautet da die erste Antwort. Mit heraklitischem Jubel spüren wir die ganze Mannigfaltigkeit und Bewegtheit unseres Innenlebens. In stetem Flusse lösen sich die Zustände ab, alle Intensität, allen Reichtum der seelischen Eristenz fühlen wir in diesem steten Vorwärtstreiben, in dem Strome der Bilder, dessen rapidem Laufe wir uns anvertrauen. Eristenz ist für Bergson eine impressionistische Freude an dem Nüancenreichtum, an der wechselnden Farbe, den dauernden Überraschungen

des niemals gleichen seelischen Lebens. Es ist ein moderner Heraklitismus, der hier spricht und das „alles fließt" für das Bewußtsein verkündet. Niemals weist das Bewußtsein zwei gleiche beharrliche Zustände auf, auch der einzelne Zustand selbst ist nur eine kontinuierliche Bewegung, ein stetes Übergehen einer Mannigfaltigkeit von Färbungen in einander. Aber mit dem bloßen Wechsel ist das Bewußtsein, von dem wir ausgehen, nicht erschöpft. Nur die eine Seite des Wechsels wird durch den Satz: Alles fließt, charakterisiert. In diesem Wechsel gibt es nichts Beharrliches, aber eine Kontinuität, eine Stetigkeit. Ja, der Wechsel selbst wäre garnicht denkbar, ohne eine solche Kontinuität mit ihm zu setzen. Das Bewußtsein . ist ein ewiger Fluß von wechselnden Zuständen, der Strom aber setzt sich nicht zusammen aus vereinzelten Wassern, die diskontinuierlich, sprunghaft, ohne Verbindung einander ablösen. Mag es in diesem Strom manchen Strudel geben, es bleibt doch immer der Eine selbige Strom, der seine Gewässer untereinander verbindet und vorwärts treibt. Ohne diese kontinuierliche Verbindung gäbe es ja keinen absoluten Wechsel, keine Garantie für ihn: von einander getrennte, isolierte Zustände könnten wohl im Moment vergehen, aber auf einer anderen Zeitstelle in gleicher Form wiederkehren, erst der verbindende Strom verbindet sie kontinuierlich und läßt ihnen keine Ruhe. Wie zu jedem Wasser immer neue hinzugetrieben werden, und diese neuen Gewässer sind die alten auf einer anderen Stelle des Stromes, so werden die früheren Zustände des Bewußtseins unablässig mit neuen verschmolzen. Die bewegende Kraft aber, die unserem Bewußtsein diese Kontinuität sichert, die es zum Strome macht, die den Wechsel dieser Zustände garantiert, ist unser Gedächtnis. Es ist nichts Totes, Unbewegliches, keine Aufspeicherung von Erinnerungen, sondern greift in jeden Moment unseres psychischen Lebens hinein und organisiert die gegenwärtigen Bewußtseinszustände mit den vergangenen. Nur durch das Gedächtnis lebt die Vergangenheit in der Gegenwart fort. Sie verharrt nicht in starrer Unbewegtheit, sondern verkörpert sich jeden Augenblick in der Gegenwart und assoziiert sich mit ihr. Durch die Gewalt der Vergangenheit, die sich jeden Augenblick in die Gegenwart vorschiebt, wird unser inneres Leben zum vorwärtstreibenden Strome. Denn jeder folgende Zustand muß von jedem früheren unterschieden sein, durch das Plus von Erinnerungen an den vergangenen Zustand, das er in sich trägt. Jeder vorhergehende Zustand verkettet sich mit dem folgenden und schafft ihn dadurch zu etwas Neuem um, daß er ihm ein Stück seines eigenen Lebens einfügt. Ohne Verbindung kein Wechsel, ohne Wechsel und Fortschritt aber auch keine kontinuierliche Verbindung, das ist das Grundphänomen der Kontinuität des inneren Lebens. Leben heißt wechseln, so hieß es zunächst; nun kann es weiter heißen: Wechseln aber heißt reifen. Dem Fortschritte als der Grundtendenz des Seelenlebens entspricht der kontinuierliche Ablauf von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Dieser fortschreitende Ablauf ist die eigentliche konkrete Zeit, die Dauer, in der die Gegenwart nur als ein Einschnitt zwischen Vergangenheit und Zukunft zu denken ist.

Der Bewußtseinsstrom ist ein Symbol der konkreten Zeit, ja mehr noch, die Dauer ist der eigentliche Stoff unseres inneren Lebens. Leben kennzeichnet sich so als ein Prozeß der konkreten Dauer des Zeitstromes. Die lebendige Vergangenheit aber macht die Einmaligkeit der Gegenwart aus, garantiert die Einmaligkeit des Bewußtseins in der Zukunft. Den Prozeß aber des Werdens, der durch die unlösliche Verbindung von Einmaligkeit und Fortschritt gekennzeichnet wird, nennen wir Geschichte. Geschichte ist der Prozeß, in dem die Vergangenheit lebendig bleibt, um in die Gegenwart fortzuwirken. Dauer und Geschichte gehören zusammen, weil sie beide kontinuierlichen Fortschritt von Einzigartigem bedeuten. Bewußtsein ist so zuletzt ein historischer Fortgang in der Dauer. Nur ein Lebendiges kann Geschichte besitzen. Geschichte aber ist eine kontinuierliche Reihe einzigartiger schöpferischer Handlungen. Leben heißt wechseln, wechseln heißt reifen, reifen aber heißt sich schöpferisch entwickeln. So offenbart sich uns das Leben des Bewußtseins als schöpferische Entwicklung.

IV.

In der konkreten Zeit fließt der Strom des Bewußtseins. Die Natur der konkreten Zeit, der äur6e, hat Bergson in eingehender Untersuchung geklärt und mit aller Schärfe vom Raume und der homogenen Zeit der Wissenschaft unterschieden. Ein ganz und gär anderes Medium ist diese konkrete Zeit für das Bewußtsein, als es der Raum für die Außenwelt bedeutet. Im Raume wird alles gleichzeitig gedacht und nebeneinander geordnet, der Raum gehört nicht zu den Dingen, ist keine Qualität, sondern eine reine Form. Er entfaltet die Dinge in einem Medium, reiht sie nebeneinander auf, bestimmt ihnen die Ordnung der Stellen. Der Raum ist somit ein durchaus homogenes, leeres, teilbares und simultanes Medium. Eine andere Art Form ist die Dauer als der Raum: sie ist nicht leer, sondern erfüllt, nicht von der Mannigfaltigkeit in ihr zu trennen, sondern in dieser und mit ihr variierend, daher aber auch kein feststehendes und homogenes, sondern ein heterogenes Kontinuum. Eine andere Art Mannigfaltigkeit wird aber auch in den Bewußtseinszuständen in ihr geordnet: gegen die Mannigfaltigkeit des Nebeneinander im Raume, eine Mannigfaltigkeit des Ineinander, nicht die Mannigfaltigkeit der Linie, sondern des Stromes. Keine undurchdringliche Materie, sondern eine ständige Durchdringung und Verschmelzung. Nicht dem Nebeneinander der Zahlenreihe ist der Bewußtseinsablauf vergleichbar, sondern dem Zusammenhange der Töne in einem Musikstück. Das innere Leben vollzieht sich als ständig neue Komposition. Nichts anderes aber ist dann die Dauer als der dieser Komposition immanente Rhythmus, der ihr den Schwung verleiht, das Maß und die Form, in die sich der Stoff durch seine eigene Natur entfaltet. Der Raum ist ein Netz, welches über die Dinge gespannt wird, und in dessen Maschen wir sie teilen, die Dauer ist der innere Rhythmus des Bewußtseinsstromes. Der ästhetische Formbegriff kommt ihrer formalen Funktion am nächsten.

Jedes andere Maß als dieses qualitative, gleichsam ästhetische der Dauer muß nach Bergson die unmittelbare Begebenheit des Bewußtseins, und damit die wahre Realität, das Absolute und Individuelle verfälschen. Denn jeder quantitative Maßstab schließt eben bereits das Messen im Sinne räumlicher Ausdehnung in sich. Zwischen der reinen Qualität und der Ausdehnung gibt es nichts Drittes. Von Intensität oder Größe psychischer Zustände reden, heißt bereits Qualität durch Ausdehnung betrachten. Die Intensität eines Bewußtseinszustandes mißt sich lediglich an dem qualitativen Prozesse der Beziehungen, der einen Zustand mit dem Ganzen des Bewußtseins verbindet. Intensive Gefühle, Vorstellungen, Empfindungen sind Stromschnellen, mehr läßt sich von ihnen nicht sagen.

Im Begriff der Größe von Empfindungen betrachtet man einzelne Qualitäten durch die Aus d e h n u n g. Im Begriffe der homogenen mathematischen Zeit wird der ganze qualitative Ablauf des Bewußtseins in den Raum verlegt und durch dieses Medium gebrochen. Denn auf diesem Punkte ruht das Hauptgewicht von Bergsons philosophischer Arbeit: Die Zeit des praktischen Lebens, welche unsere Uhren messen, die mathematische Zeit der Astronomie, dies homogene Medium zwischen Raum und Dauer, teinpu», quocl aequabiliter tluir, ist lediglich eine Projektion der Dauer in den Raum. Diese „Zeit" ist eine Pseudozeit, sie ist zur Raum zeit, zu Meßbarkeit und Berechenbarkeit erstarrt, zum Schatten der Dauer im Raum geworden. Denn all das, worin sie sich von der konkreten und erlebten Zeit unterscheidet, ihre Homogenität und Meßbarkeit verdankt sie räumlichen Elementen. Durch die B e w e g un g als dem Schnittpunkt« von Raum und Dauer wird sie meßbar. Von der Bewegung aber kommt wiederum nicht ihr Ablauf in der Dauer, die Beweglichkeit, in Betracht, sondern lediglich die Bewegungsbahn, die zurückgelegte Raumstrecke. Auf dieser wird nun nicht eine konkrete Dauer, sondern das Intervall und die Relation zweier Dauern, ein zahlenmäßiges Verhältnis gemessen, dessen Bruchteile den auf der Raumstrecke firierten Abständen entnommen sind. Der zurückgelegte Weg kann nur die abgelaufene Zeit, nicht den Ablauf bestimmen, nur zu einem isolierten, durch einen räumlichen Punkt symbolisierbaren Momente führen. Nur die beiden Momente der Zeit, die den Anfang und den Endpunkt der Bewegung ausdrücken, gehen in die Bewegungsgleichung der Pysik ein. Alle Bewegungen im Weltall könnten sich plötzlich mit vielfacher Schnelligkeit vollziehen, das ganze Weltall könnte vom Momente A bis zum Augenblick T verschwunden sein, ohne daß sich an den Gleichungen der Physik etwas zu ändern brauchte. Denn mit der abgelaufenen Zeit und nicht mit dem dazwischen liegenden Prozesse hat sie es zu tun. Diese abgelaufene Zeit aber ist im Gegensatz zur werdenden Raum.

Bergson kann die homogene mathematische Zeit nur im Hinblick auf die erlebte Dauer des Bewußtseinsstromes als Verfälschung bezeichuen und mit dem Raume auf eine Stufe stellen. Daß sie für ihn unter allen Umständen zu einem

Bastardbegriffe wird, beweist seine metaphysische Orientierung des Zeitproblems. Die Dauer ist die wahre Wirklichkeit, Dauer ist absolute Realität, das Absolute dauert. Der Ewigkeitsvorstellung der früheren Metaphysik gegenüber glaubt Berson in der Dauer die Substanz des Geschehens entdeckt zu haben. Daher ist ihm der homogene Zeitbegriff eine Verfälschung der Wirklichkeit schlechthin. Da er Sukzession lediglich als Verschmelzung kennt, muß ihm die objektive Sukzession in der homogenen " Zeit restlos gleichbedeutend mit räumlicher Gleichzeitigkeit erscheinen. Unter wissenschaftlichen und erkenntniskritischen Gesichtspunkten, die Bergson übrigens in der Annahme des Raumbegriffs von Kants transzendentaler Ästhetik anerkennt, bleiben Raum und Zeit nebeneinander geordnete Funktionen im Aufbau der Erfahrung. In diesem Zusammenhange ist die Zeit nicht nur eine durch das Raummedium verfälschte Dauer. Aber ebensowenig ist allerdings die Dauer des Bewußtseinsstromes in homogene Zeit aufzulösen: in der konkreten uns zugehörigen Dauer entziehen wir uns der Notwendigkeit und erfassen unsere Freiheit. Homogene Zeit ist mathematische Notwendigkeit, Dauer ist Freiheit.
Denn das Problem der Willensfreiheit wird für Bergson allein durch die Scheidung von äurs« und «Space in positivem Sinne lösbar. Nur die Oberfläche des Bewußtseins ragt in die homogene Zeit hinein, nur ein auf nützliches Handeln allein gerichtetes gleichsam soziales Ich, in dem sich die dinghaft gewordenen erstarrten Vorstellungen nach dem Mechanismus der Assoziationen verknüpfen. Dieses Ich ist nur das in den Raum projizierte tiefere Ich, welches dauert. Der Determinismus aber überträgt die Verhältnisse dieser Oberfläche auch auf die Tiefe. Er kann Handlungen nur deshalb im voraus zu berechnen glauben, weil er sie sich wiederum als bereits abgelaufenen Prozeß nach einem gegegebenen Ziele hin durch die Raumstrecke symbolisierbar denkt. Das wahrhafte Ich aber und seine Tiefen leben in der Dauer und sind deshalb räumlich unsymbolisierbar und nicht zu berechnen. In diesen Tiefen des Bewußtseins also sind wir frei. Immer dann handeln wir als freie Wesen, wenn sich das Ganze unserer Persönlichkeit in dem Willensakte zum Ausdrucke bringt. Für einen ethischen Freiheitsbegriff würde auch Bergson nicht ohne einen absoluten Wert auskommen, an dem wir erst die Tiefen unserer Persönlichkeit messen können. Überall sieht er jedoch mehr die Lebenswerte als die objektiven Werte der Kultur. So hat er auch hier in packenden Linien die Spontaneität der frei wählenden Gesamtpersönlichkeit gezeichnet und dieses Ich unterschieden von den Vorstellungen, die nur auf seiner Oberfläche treiben, wie „welke Blätter auf dem Wasser eines Sees."

V.

Die Kluft, die diese Gedankengänge zwischen Freiheit und Notwendigkeit, Geist und Materie aufreißen, kann für eine Philosophie, die die Gesamtheit der Lebensvorgänge verstehen will, nicht endgültig sein. Die Organismen sind

lebende Materie, Bewußtsein und Körperlichkeit zugleich. In außerordentlich scharfsinnigen psychologischen Untersuchungen über das Problem des psychophysischen Parallelismus, die wir im Rahmen der Bergsonschen Philosophie nicht eingehender zur Darstellung bringen, hat Bergson sich hier den Weg frei gemacht. Die Verkettung von Geist und Materie, die gegenseitige Organisation von Gehirn und Seele, von Freiheit und Notwendigkeit, lehrt das Buch Materie und Gedächtnis. Nur das Resultat dieser Untersuchung sei hier mitgeteilt: Erinnerungsbilder als rein geistiger Vorgang, wiederholendes Gedächtnis als Vorbereitung sensomotorischer Mechanismen, reine Wahrnehmung und Gehirn als virtuelle und aktuelle Fortsetzung dieser vorbereitenden Gedächtnistätigkeit, als virtuelle und aktuelle Einwirkung auf die Außenwelt durch Ausführung von Bewegungen, bilden die Phasen eines einheitlichen Prozesses, der insgesamt dem aktiven Handeln des Organismus dienstbar ist. „Der Körper", so faßt Bergson diese Untersuchung zusammen, „ist das Werkzeug des freien Geistes, mit dem dieser in die dichten Gewebe der Notwendigkeit eindringt. Nunmehr können die biologischen Prozesse, kann das Leben insgesamt als ein Strom des Bewußtseins betrachtet werden, der in die Materie eingedrungen ist." Unter diesem Grundgedanken führt Bergson sein naturphilosophisches Weltbild der schöpferischen Entwickelung durch.

Diese Anschauung von den vitalen Prozessen hat sich gegen zwei biologische Theorien durchzusetzen, die beide die natürliche Unzulänglichkeit des reinen Intellekts dem Leben gegenüber repräsentieren: gegen Mechanismus und Finalismus. Der Mechanismus erklärt das Lebewesen als Schnittpunkt physikochemischer Gesetzlichkeiten. Nun unterliegt der Organismus als lebende Materie diesen zweifellos. Aber die aktive Zusammenarbeit der Teile des Organismus für die Erhaltung des Ganzen, seine Synergie kann der Mechanismus nicht begreiflich machen. Ebensowenig wird er wiederum der Rolle der konkreten Zeit für das Lebewesen gerecht. Sein theoretisches Ideal wäre auch hier der Laplacesche Geist, der in einer Formel alle Veränderungen der Vergangenheit und Zukunft umspannen würde: Hier wird besonders klar, wie die konkrete Dauer zur reinen Gegenwart erstarrt wäre. Für das Lebewesen, welches allein Geschichte besitzt, gibt es im Gegensatz zur Materie überall ein Register, in welches sich die Dauer einträgt. Im Mechanismus erstarrt der kontinuierliche Ablauf der Zeit zur reinen Gegenwart; im Finalismus verflüchtigt er sich in die allein reale Zukunft. Indem der Finalismus die Entwickelung des Lebewesens allein von einem in der Zukunft gelegenen Endziele abhängig sein läßt, stellt er sich als ein umgekehrter Mechanismus dar. Auch hier spielt die konkrete Zeit nicht ihre zentrale Rolle. Gleichsam mechanisch wird Vergangenheit und Gegenwart allein durch die Zukunft angezogen.

Die Entwickelung des Lebens vollzieht sich für den Finalismus nach einem einheitlichen fertigen Plane, nach einem Modell, wie eine Fabrikation. Die in

allen Teilen übersehbare Maschine und das Modell der Fabrikation sind Instrumente der Intelligenz für das Handeln, sie versagen in der zwecklosen Betrachtung des Lebens selbst. So kann Bergson von wissenschaftlichen Hypothesen über das Leben nur die moderne Entwickelungstheorie des Transformismus akzeptieren. Aber für eine einheitliche Naturphilosophie muß dieser vertieft werden. Besonders der Begriff der Anpassung, der im doppelten Sinne, einmal als mechanisches Abbilden, das andere Mal im Sinne der spontanen Lösung eines Problems durch den Organismus gebraucht werden kann, ist der Klärung bedürftig. Die Verwandtschaft der Lebewesen untereinander, besonders aber die Entstehung der identischen Apparate auf divergenten Linien der Entwickelung, können nicht durch bloße Anpassung erklärt werden. In einer sehr subtilen Auseinandersetzung prüft Bergson hier die verschiedenen Hypothesen auf dem Boden des Darwinismus, die die Gleichheit des Auges der Kammuschel und der höheren Wirbeltiere zu erklären suchen. Keine dieser Hypothesen erscheint befriedigend. Am nächsten kommt Bergson die des Neolamarckismus, der eine individuelle Anstrengung des Lebewesens in beiden Fällen hierfür verantwortlich machen will; doch scheitert er an der Unvererbbarkeit erworbener Eigenschaften. Die individuelle Anstrengung muß übergeführt werden zu einer universellen Aktivität des Lebens. Hier setzt Bergsons Konzeption eines slau vital ein. Ein einheitlicher Lebensschwung, eine schöpferische Kraft rollt durch die gesamte Entwickelung. Wir finden diesen sIau vital in seinem Auseinandersprudeln auf allen Linien der Entwickelung. Alle Lebewesen hängen zusammen, weil sie Entfaltungen des einheitlichen Lebensschwunges sind, der slau vital erklärt die Verwandtschaft der Lebewesen, er allein kann auch die Identität der Apparate auf divergenten Linien der Entwickelung erklären. Die Harmonie, die der Finalismus vor uns setzt, liegt also vielmehr hinter uns, aus seiner ursprünglichen Einheit hat sich der slau vital dissoziieren müssen, um sich gegen die Materie durchzusetzen. So gleicht das Leben einer Granate, die in unzählige Fragmente erplodiert durch den Widerstand des Metalls, der Materie gegen die eingeschlossene erplosive Kraft. Der 6Iau vital ist eine Art llberbewußtsein, das in die Materie Freiheit hineinträgt; er ist die große Woge des Bewußtseins, die gegen die Materie anrollt.

VI.

Von den beiden Linien, in die sich der sinn vital gespalten hat, führt die eine zur Pflanze, die andere zum Tier. Wichtiger ist eine Gabelung innerhalb des Tierreiches selbst. Am Ziele des einen Weges, den wir hier treffen, steht der Instinkt, mit ihm die Arthropoden, besonders die Hymenopteren. Als Endpunkt des anderen hat die Entwickelung die I n t e l li g e n z, mit ihr die höheren Wirbeltiere, in erster Reihe den Menschen hervorgebracht. In der Lehre von Instinkt und Intelligenz stehen wir an dem Kulminationspunkte der Bergson-

schen Philosophie, in dem alle Fäden seiner Erkenntnistheorie, Metaphysik und Psychologie zusammenlaufen.

Instinkt und Intelligenz sind beide Wirkungsweisen, Haltungen, der Materie gegenüber, um sie zu beherrschen. Welches ist nun die charakteristische Stellung des Menschen der Materie gegenüber und somit die Eigentümlichkeit der Intelligenz? Doch wohl die, sich Werkzeuge, Instrumente aus der Materie zu ihrer Beherrschung zu schaffen. Noinu tabei-, nicht Iiomo »apien», müßte der Mensch nach Bergson genannt sein; nach den Waffen und Instrumenten beurteilt man die vergangenen Epochen, die Dampfmaschine und nicht unsere Geschichte und unsere Revolutionen wird vielleicht in Tausenden von Jahren dem jetzigen Zeitalter den Namen geben. Die Intelligenz also ist das Vermögen der Fabrikation unorganischer Instrumente. — Instinkt dagegen heißt Ausnützung organisierter Instrumente; nicht aus der Materie schafft er sich neue Organe, er entwickelt die im Organismus selbst liegenden Möglichkeiten. Die Intelligenz verlängert den Organismus des Menschen in der Industrie durch ein neues Organ, der Instinkt setzt die schon begonnene Arbeit des Organismus fort. Die Grenzen zwischen Instinkt und Organismus verschwimmen.

Instinkt ist keine verkümmerte Intelligenz; ihr Unterschied ist wesenhaft, beide Fähigkeiten ergänzen sich in ihren Mängeln und Vorzügen. Der Instinkt ist durch Leichtigkeit, Unmittelbarkeit und absolute Sicherheit der Reaktion vor der Intelligenz ausgezeichnet; er ist gleichsam sympathetisch mit einem Objekte verbunden, aber infolgedessen auch auf dieses eine Objekt beschränkt. Die Instrumente der Intelligenz sind künstlich und nicht spezialisiert, aber gerade daher beweglich, allen Situationen anzupassen und ins Unendliche zu verfeinern.

Eine andere Rolle spielt bei Intelligenz und Instinkt das Bewußtsein als die Fähigkeit unter verschiedenen möglichen Handlungen zu wählen. Im Instinkt ist keine Wahl möglich, weil seine Instrumente lediglich auf einen Gegenstand anwendbar sind, also ist er unbewußt. Die Intelligenz kann ihr Handeln wie ihre Instrumente wählen; sie ist bei der Wahl schwankend, wo der Instinkt unmittelbar und präzis funktioniert, aber sie kann hemmen, korrigieren und über sich selbst reflektieren. Diese beiden Formen des Handelns, die sich hier offenbaren, schließen zwei Formen des Wissens ein. Wenn eine Sandwespe ihr Opfer betäuben will, ohne es zu töten, so führt sie ihren Stachel so genau in bestimmte Zentren ein, wie ein ausgebildeter Chirurg, der eine Operation ausführt; sie antizipiert das Wissen, sie handelt, als ob sie im voraus die Bedingungen des Erfolges kennen würde. Die kompliziertesten Inhalte des Wissens scheinen dem Instinkte angeboren. Instinkt ist eine unmittelbare Kenntnis, die sich auf den Inhalt, auf die Materie des Wissens, auf die Dinge selbst bezieht. Nur kommt dieses Wissen nicht zum Bewußtsein, sondern setzt sich unmittelbar in Handlung um. — Die Intelligenz ist mit keinem Gegenstande sozusagen sympathetisch verbunden. In-

haltlich also kennt sie kein einziges Ding. Neben den Inhalten des Erkennens gibt es ihre Formen, neben den Einzelobjekten die Beziehungen unter ihnen, außer der Materie der Erkenntnis, die Methoden. Die Intelligenz also ist ein ursprüngliches Wissen, um die Beziehungen, um die an sich leeren Formen, um die allgemeinen Kategorien, in die die Erkenntnis gebracht wird.

Auch das Wissen, das Instinkt und Intelligenz vermitteln, verhalt sich komplementär. Die leeren Formen der Erkenntnis gleichen den unorganischen Instrumenten, die die beschränkte Vollkommenheit der natürlichen Organe durch unendliche Vervollkommenbarkeit, durch Beweglichkeit ersetzen. Durch ihren formalen Charakter können sie allen Inhalten Platz bieten, ja auch den für das Handeln zwecklosen Inhalt in sich aufnehmen. Aber die Überwindung des pragmatistischen Begriffs des Wissens vollzieht sich an dieser Stelle nur scheinbar: die Intelligenz ist durch ihre Entstehung einmal allein an die Materie gebunden und die ihr adäquate Erkenntnisart. Dem Leben gegenüber ist sie von natürlicher Unbeholfenheit.

Das Leben in seiner Unmittelbarkeit könnte der Instinkt erfassen, er ist seiner Entstehung nach dem Organischen zugehörig, er könnte den Schlüssel zu ihm finden, aber er sucht ihn nicht. Seine Erkenntnis geht restlos auf in der Einwirkung auf ein spezielles Objekt. Er reflektiert und spekuliert nicht. Er kann sich nicht auf die Gesamtheit der Objekte uninteressiert ausdehnen. „So gibt es Dinge, die die Intelligenz allein fähig ist zu suchen, aber sie findet sie nicht. Der Instinkt würde diese Dinge finden, aber er kann sie nicht suchen."

Hier nun setzt die Rolle der Intuition wiederum ein. Der uninteressiert gewordene, auf alle Gegenstände ausgedehnte, geläuterte Instinkt würde uns die intimsten Geheimnisse des Lebens offenbaren. Die Intuition ist geläuterter Instinkt, sie befreit das im reinen Instinkte in die Handlung eingeschlossene Erkennen. Mit Recht hat Kroner an dieser Stelle bei Bergson auf Fichtes Vernunftkunst als geläuterten Vernunftsinstinkt hingewiesen.*)

Die Möglichkeit, den Instinkt zur Intuition zu läutern, aber verdanken wir der Intelligenz, die zuerst das Bewußtsein und die Reflerion aus den Banden des Handelns befreit hat. Nachdem einmal diese Befreiung geschehen ist, heißt es in der Intuition mit spekulativer Kühnheit, in einem entschlossenen Willensakte auch die Intelligenz selbst überschreiten und den Instinkt nachträglich aus seinen Fesseln lösen. Der Erkenntniskritik, die ein solches Überschreiten der Intelligenz für unmöglich erklärt, weil es nur mit Intelligenz geschehen könnte, ruft Bergson das frische Wort zu, daß es nötig sei, ins Wasser zu springen, um schwimmen zu lernen. Vom Gehen auf dem Festlande aus betrachtet, erscheint das Schwimmen unmöglich, so urteilt die Erkenntniskritik. Aber für das ganz

') Richard Kroner, H. Bergsons Philosophie. Logos, Zeitschrift für Philosophie der Kultur. Bd. I. Heft 1.

neue Element ist eine andere Bewegung not, die im Kampfe mit ihm sich naturnotwendig entwickelt. Intuition ist die Erkenntnis dieses neuen Elements, welches Leben und Bewußtsein bedeutet, sowie die Intelligenz der Materie zugeordnet ist. Denn Instinkt und Intelligenz sind nur die entsprechenden Erkenntnisarten von zwei Formen des Reellen. Die Intelligenz und die Materie sind der hart gewordene Kern des Fluidums, das sich als Instinkt und Leben um diesen Kern herum bewegt, und aus dem sich dieser selbst gebildet hat. Die Rolle des Menschen in der Reihe der anderen Wesen war, durch die Intelligenz das Bewußtsein zur Befreiung zu bringen. Die Rolle der Spekulation ist, das Ganze der schöpferischen Entwickelung erkennend nachzuformen.

VII.

Ein letzter merkwürdiger Gedankengang aus Bergsons Weltbilde bleibt übrig. Nicht nur die schöpferische Entwickelung des Lebens in der Materie soll begriffen werden, durch eine ideale Genese der Materie und mit ihr der Intelligenz wird auch diese in den Prozeß der svolntiou ersatriee hineinbezogen. Materie ist die Abspannung des schöpferischen Lebensschwunges, die absteigende Linie der Entwickelung, deren Aufstieg Schöpfung und Bewußtsein ist. Sowie sich mir ein Gedicht, das mir bei konzentrierter Einfühlung in einem einheitlichen Intuitionsakte als lebendige Einheit erscheint, bei Abspannung des Interesses in Silben und Buchstaben auflösen würde, zwischen denen sich eine Reihe komplizierter Relationen entfalten, so stellen die physikalischen Relationen, die die Materie aufbauen, eine Entspannung des ^lau vital dar. Noch einmal zeigt sich hier so recht der Gegensatz der Bergsonschen Metaphysik gegen die positive Wissenschaft: Nur vom Standpunkte der Intelligenz betrachtet, sind die Systeme der Wissenschaft eine wertvolle Anspannung. Vom Standpunkte des Absoluten betrachtet, sind sie als Nachlassen, als ein Rückgang zu bezeichnen. Noch einmal aber wird der Charakter dieses Absoluten klar. Es ist nicht von logischer und mathematischer, sondern von psychologischer Essenz. Es ist in uns, lebt mit uns und dauert. Dauer, Freiheit und Schöpfung, sie gehören aufs innigste zusammen und machen die Prädikate des Absoluten aus. Die Idee der Schöpfung erscheint uns mit Recht als leere dunkle Vorstellung, wenn wir an eine fertige Welt von Dingen denken, die in einem einmaligen Akte geschaffen, von Ewigkeit dauert. Gott aber hat nichts von allem ausgeführt, Vollendung und Schöpfung schließen sich aus. Dies Zentrum, aus dem dies Leben hervorsprudelt, ist kein Ding: Gott ist unaufhörliches Leben, Handlung, Freiheit. Daß eine Welt von Dingen geschaffen wurde, begreifen wir nicht. Daß aber unser Handeln wächst und sich im Maße seines Fortschrittes entfaltet, das kann jeder in sich selbst beobachten. Die Freiheit unserer Person allein ist der Schlüssel zum Verständnis des Universums.

Prof. Dr. Heinrich Kraft,
leitender Arzt in I)r. Lahmann's Sanatorium „Weißer Hirsch":

Gesunde Ernährung.

Deutschland rüstet sich zum größten Opfer, das es seiner Zukunft je gebracht, will die Blüte seiner männlichen Jugend restlos unter die Waffen stellen, will seine Grenzen doppelt sichern, gemahnt von den Weltereignissen des Jahres 1913, gemahnt von den Jahrhundert-Erinnerungen des Jahres 1813. Da gilt es, sich nicht nur besinnen auf die quantitative Mehrung der Wehr, es gilt einmal Umschau halten nach den Umständen, die ihren qualitativen Wert maßgebend beeinflussen, bedrohen oder sichern.

Den günstigen Einfluß der sozialen Fürsorge auf die Volksgesundheit erkennen wir an mächtigen Zahlen; der Bedeutung der Wohnungsfrage sucht unter dem steigenden Interesse immer weiterer Volkskreise das Eingreifen der Gesetzgebung gerecht zu werden; wie aber steht es mit der nicht minder wichtigen Ernährungsfrage? Da bringen vorübergehende oder dauernde Preissteigerungen die Massen des Volkes in Erregung, werden von Reichs wegen als Beschwichtigungsmittel umstrittene Maßnahmen getroffen, in deren Wahl der Parteien Gunst und Haß eine größere Rolle spielt, als die einzig richtige Grundlage, die dafür maßgebend sein dürfte, eine auf erakter Beobachtung und Forschung beruhende Ernährungswissenschaft, die für die ganze Frage eindeutige Ergebnisse und Forderungen aufzuweisen hat.

Es muß einmal deutlich und offen ausgesprochen werden, — so deutlich, daß ein Mißverstehen gar nicht möglich ist: wir tasten in der Ernährungsfrage noch bedenklich im Dunklen; es fehlt uns das zuverlässige, wissenschaftliche, allseitige Rüstzeug, das entscheidende Schlüsse, treffsichere Forderungen und damit eine zielbewußte Führung unserer Volkswirtschaft erlaubte. Wir stehen bei der unverkennbaren technischen Möglichkeit, uns genaue Analysen der Nahrungsmittel zu schaffen, vor der betrüblichen Tatsache, daß jüngst noch ein Forscher auf diesem Gebiet, Ragnar Berg, unwiderlegt den Satz aussprechen konnte: „Wir besitzen von keinem Nahrungsmittel eine vollständige, fehlerfreie Analyse." Die Arbeit des Einzelnen, die Kräfte privater Institute müssen gegenüber der Größe der Aufgabe für die Gegenwart und nächste Zukunft versagen, nur eine mit großen Mitteln schaffende, über zahlreiche zuverlässige Mitarbeiter verfügende Institution, wie die Kaiser-Wilhelms-Gesellschaft, könnte in raschem, einheitlichem Zuge das jetzt Mögliche, jetzt Nötige nachholen, das uns bisher fehlt, weil im großen Ganzen die Forschung auf dem Gebiet der Ernährung auf ein totes Geleise geraten ist.

Auf dieses wurde sie geschoben durch keinen Geringeren als den

Physiologen Voit, der vor dreißig Jahren seinen berühmten Kostsatz aufstellte, wonach für einen mittleren Arbeiter täglich erforderlich seien: 118 8r Eiweiß, 56 31- Fett, 500 31- Kohlenhydrate. Gewonnen waren diese Zahlen einerseits wesentlich aus drei eintägigen Hungerversuchen und aus wiederholten ganz unzureichenden, ein- bis zweitägigen Stoffwechselbestimmungen an seinem Laboratoriumsdiener, andererseits aus dem Durchschnitt des täglichen Nahrungsverbrauches anderer Individuen nach verschiedenen sonstigen Forschern. Damit hatte die deutsche Wissenschaft ihr „Ern äh run g s do g m a", in dessen Bann nun bis heute im allgemeinen das deutsche Volk seine Ernährungsfragen betrachtet, wenn es einmal, in Fleischnotzeiten, überhaupt zum Nachdenken über dieselben kommt. Sonst hat es als Führer darin ohne viel Nachdenken seinen Gaumen, seine Eßlust, seine Gewohnheit, seinen Geldbeutel. Und das Ergebnis? Ein Heer von vermeidbaren „Nährschäden", beim Säugling beginnend, später in schweren, unausgleichbaren Stoffwechselstörungen endend, eine unendliche Summe von Leid und Kummer, Krankheit und Siechtum, die vermeidbar wären zum großen Teil, wüßte man zu lernen, wie man sich gesund ernährt.
Der Landwirt weiß, wie er seine Kulturpflanzen zu nähren, zu düngen hat — er läßt die Bodenanalyse machen, wählt darnach seine Düngermischung; seine Klugheit setzt sich um in gute Ernte, in bares Geld. Er kennt jenes von Lieb ig aufgestellte Gesetz des Minimums, nach welchem der völlige Mangel eines der zur Entwicklung bzw. Erhaltung erforderlichen Nährstoffe oder das Sinken desselben unter eine bestimmte Grenze eine allgemeine Schädigung der Pflanze oder deren Absterben nach sich zieht, auch wenn alle übrigen Nährstoffe im Überfluß vorhanden sind.
Sollte der Satz nicht genau so Gültigkeit haben für die Entwickelung und Erhaltung des menschlichen Körpers? Gewiß, dann aber muß die menschliche Ernährungslehre ihre Grenzen in analoger Weise ausdehnen, darf sie nicht bloß mit jenen Stoffen sich befassen, die zahlenmäßig im Körperhaushalt im Vordergrund stehen, mit Eiweiß, Fett und Kohlenhydraten, ihren gegenseitigen Vertretungsmöglichkeiten in Heizwert und Aufbauwert, dann hat sie mit jenen fälschlich so genannten Aschenresten, richtiger mit den Mineralbestandteilen des Körpers und der Nahrungsmittel genau so zu rechnen, die allzulange als „yuautits ii^^li^ellble" eine Aschenbrödelrolle spielten. „Bei gemischter Kost erhält der gesunde Mensch in derselben durchaus die quantitativ und qualitativ genügende und angemessene Salzzufuhr," so sagt das verdienstliche Buch, das dem Mineralstoffwechsel am ausführlichsten nachforschte. Eine tröstliche Behauptung, leider unbewiesen, leider unrichtig. Der Physiologe Forst er hatte einst für die organisch gebundenen Mineralsalze der Nahrungsmittel den Ausdruck Nährsalze geprägt; wäre diesem vierten Bestandteil neben den an Menge imponierenden Eiweiß, Fett und Kohlenhydraten von Anfang an gleiche Beachtung seitens der Wissenschaft zuteil geworden, die Erkenntnis ihrer Bedeutung für

die richtige Ernährung wäre nicht bekämpften Outsidern, wie Lahmann, vorbehalten gewesen, sie wäre nicht heute noch ein Reservatrecht weniger Eingeweihter, die diese Erkenntnis nur allmählich zum Durchbruch kommen, in ftückweiser Neu- oder Nachentdeckung da und dort als neue Weisheit sich auftun sehen, statt daß sie, in ihrer Bedeutung für unsere Volksgesundheit ehrlich bekannt, längst Allgemeingut geworden wäre.

Wenn Rose und andere Zahnärzte nachweisen konnten, wie die Zahnkaries da verhängnisvolle Zunahme erfährt, wo bei kalkarmem Trinkwasser zugleich das altbewährte Vollkornbrot durch das nährsalzarme Weizenbrot ersetzt ist, wie damit in gleichem Maße Gewicht, Brustumfang, Militärtauglichkeit abnehmen, so ist dieses eine Beispiel nur der augenfälligste Ausdruck des Einflusses der Ernährung auf die Körperentwickelung.

Von der Wirkung übermäßigen Fleischgenusses wissen die Spezialisten für Stoffwechselkrankheiten in unseren Städten genug zu sagen und zu klagen — die vegetarische Kost, vor wenig Jahrzehnten noch „die Marotte von Sonderlingen", wird heute in zunehmendem Maße zum gewichtigen Faktor in der ärztlichen Behandlung vieler solcher Leiden nur gegen ein schwer überwindbares Vorurteil der Massen. Der Vorzug der gemischten Kost, in der Gemüse, Obst, Salate neben den Mehlspeisen eine überwiegende Rolle gegenüber der Fleischkost spielen, klingt wie ein halb vergessenes Märchen aus der Urgroßeltern Zeiten zu uns herüber; sich kräftig nähren, heißt ja heute im Volke „Bouillon und Fleisch nach Herzenslust genießen"; die Güte der Ernährung bemißt sich für allzuviele, die es haben, für noch mehr, die es haben möchten, nach der Höhe der Fleischerrechnung. Die Deckung des Eiweißbedarfes, zu der Milch- und Pflanzeneiweiß in ausgedehntem Maß ohne Schaden dienen kann, gerade aus dem Fleisch mit seinem mannigfaltigen Gaumenreiz erscheint der Tafelwonnen höchste. Wie sang doch dagegen der dänische Grönlandsforscher Erichsen:
„Hätte man jetzt ein Stück Brot! Aber Fleisch nur tagaus, nur tagein!"

„Fleisch macht stark" ist heute noch ein Glaubenssatz — und was lehrt ein großes Erperiment der Weltgeschichte? In Japan treffen auf je 1000 Einwohner 30,7 Pferde, 27,2 Stück Rindvieh, 5,5 Schweine, 1,87 Schafe und Ziegen, in Rußland 177,1 Pferde, 266,7 Stück Rindvieh, 88,8 Schweine, 328,57 Schafe und Ziegen — wo steht die größere Fleischversorgung, wo stand der Sieg im Ringen beider Völker? Die beispiellose Zähigkeit des fleischarm ernährten Japaners überwand den tapferen russischen Gegner mit seiner eiweißreichen Soldatenkost. In England hat das „Rennbeefsteak" längst seinen Wert auf Sieg eingebüßt, der Wettkämpfer hütet sich schwer, mit Fleisch sich stärken zu wollen; Milch und Honigwasser tun bessere Dienste, bergen keine Ermüdnngsstoffe in sich.

Die sorgfältigen, über Monate fortgesetzten Untersuchungen des ameri-

kanischen Forschers Chittenden ergaben die besten Leistungen seiner Professoren, Studenten und Sanitätssoldaten, als sie freiwillig ihre Eiweißzufuhr auf ein Maß beschränkt hatten, das der Hälfte bis ein Drittel des Voit'schen Satzes entspricht. Der dänische Arzt Hindhede, dessen Verdienste um die Erforschung wichtigster Ernährungsprobleme sein Heimatland mit der Stiftung eines eigenen Instituts für "seine Studien zu lohnen wußte, tritt mit gewichtigen Waffen für die gesundheitliche Bedeutung einer fleischarmen Kost ein, stützt den Satz, daß es für die Gesunderhaltung nicht darauf ankommt, wieviel man an Nahrung bewältigen kann, sondern mit wie wenig man gut auskommt, und er geißelt mit Recht das Dogma, das in der „ständigen Ausstellung für Arbeiterwohlfahrt zu Charlottenburg" gepredigt wird: „Das Eiweiß ist das beste Nahrungsmittel," und den von der Kaiserlichen Verwaltung den Besuchern mitgegebenen Tert: „Das Eiweiß ist von den drei Hauptelementen für die Ernährung das wertvollste und zugleich das teuerste. Der Gehalt eines Nahrungsmittels an verdaulichem Eiweiß liefert daher in erster Linie einen Anhalt für seine Preiswürdigkeit." Er sagt dazu: „Daß eine derartige, meiner Ansicht nach grundfalsche Lehre, die mit so übermächtiger Autorität vorgebracht wird, zu Fleischessen und Fleischnot führen muß, ist selbstverständlich."
Der Fleischverkauf auf den Kopf in Deutschland hat sich im Laufe von einem Jahrhundert vervierfacht, ist von 13,6 KF auf 54,25 KF gestiegen — und wie war doch die Leistung des deutschen Volkes vor einem Jahrhundert? Rechnet man heute, was nach unseren Untersuchungen eben rationell wäre, auf den Erwachsenen für den Tag 100 Fr Fleisch, für Kinder von 5—15 Jahren und Greise über 80 Jahre je 66,6 Fr, so wäre der Gesamtverbrauch 1 847 475 Tonnen, statt der 3,55 Millionen Tonnen von 1911 — das Fleischangebot in Deutschland wäre bei dieser vernünftigen Selbstbescheidung so reichlich über dem wahren Bedarf, daß von Fleischnot kein Einsichtiger reden könnte. Die Speisekarten unserer Gasthäuser zeigen die falsche Fahrt auf, in der unsere Ernährung steuert; der Luruskonsum an Fleisch seitens der Einen, die davon krank werden, hemmt den rationellen Konsum der Anderen, die eine Überschätzung des ihnen so vorenthaltenen, amtlich als bestes abgestempelten Nahrungsmittels in eine Erregung hineinpeitscht, welche geradezu verhängnisvoll ist.
Die Not liegt, wenn wir die Frage richtig auffassen, auf einem ganz anderen Gebiet — sie liegt in dem Mangel an frischem Gemüse und Obst, wofür wir zu unserer Schande (die Südfrüchte ungerechnet) 110 Millionen Mark jährlich ins Ausland senden. Eine Arbeiterfamilie mit einem Jahreseinkommen von 1350 Mark gibt bei 4 Köpfen rund 50 Prozent für die Ernährung aus. Davon entfallen auf Gemüse und Obst durchschnittlich nur 30—35 Mark, während etwa 135 Mark auf Fleischwaren kommen. Das Gesundheitsbüchlein des Kaiserlichen Gesundheitsamtes schätzt freilich all diese Erzeugnisse des Pflanzenreichs in ihrem Nährwert nicht sehr hoch ein — teils ihre Schmackhaftigkeit,

teils der angenehme Geruch, die Appetitanregung und Verdauungsbeförderung lassen dieselben immerhin nicht unterschätzen; es fehlt leider an dieser Stelle die Einsicht in die wichtigste Funktion von Obst und Gemüsen für die Bilanz des Körperhaushaltes.

Rechnet man, wie das Ragnar Berg nach mühevoller Vervollständigung zahlreicher Analysen der gebräuchlichsten Nahrungsmittel in unserem Laboratorium tat, in nicht minder mühevoller Weise die Verbindungswerte der einzelnen gefundenen Mineralbestandteile aus, so ergibt sich folgende, von Lahmann mit seltenem Scharfblick voraus erkannte Tatsache: Fleisch (Fisch und Geflügel), Cerealien, Hülsenfrüchte, Eigelb besitzen einen Überschuß an sauren Mineralbestandteilen, dagegen Milch, Blut, Eiweiß, Blattgemüse, Wurzelgemüse und Obst einen Überschuß an basischen Mineralbestandteilen. Eine einseitige Ernährung mit Fleisch, Brot, Mehlspeisen muß also, da der Organismus in seinem Auslesevermögen, wie unsere Stoffwechselversuche zeigen, eine bestimmte Grenze nicht überschreiten kann, zu einer Unterbilanz an basischen Mineralbestandteilen führen. Da aber allein schon die wichtigsten Gewebssäfte, vor allem das Blut, letztere zu ihrer normalen Funktion nicht entbehren können, muß eine solche Defizitwirtschaft zu dem von Liebig für die Pflanzen geschilderten Verhängnis führen: der Organismus muß notleidend, siech, stoffwechselkrank werden.

Als Gegengewicht gegen die „Übersäuerung" durch Fleisch und Cerealien bleibt nun der Genuß von Obst und Gemüse mit ihrem Reichtum an basischen Bestandteilen. Hier haben wir einen Mangel an Produktion, hier muß und kann unsere Volkswirtschaft leicht abhelfen, kann die innere Kolonisation, der Kleingartenbau reichen Segen bringen. Aus 200 lim Gartenland ist der Bedarf einer ganzen Familie zu decken.

Doch mit diesem Wissen, dieser ersehnten Hilfe allein ist es noch nicht getan. Wir haben eine wichtige Tatsache zu beherzigen, welche die Zubereitung der Gemüse betrifft. Ragnar Berg wies nach, daß bei der üblichen Art und Weise, das Gemüse durch Brühen mundgerecht zu machen, vom Spinat 19, vom Rosenkohl 24, vom Grünkohl 34, vom Weißkraut 48 Prozent der Trockensubstanz im Brühwasser verloren gehen, daß dabei der Verlust an den wichtigen basischen Salzen für Kalk 12—77 Prozent, Bittererde 30—77 Prozent, Kali 54—93,7, Natron 80—93,6 Prozent beträgt, daß beim Brühen die verbleibenden Restwerte wiederum einen Überschuß an Säuren aufweisen, sodaß eine derart zubereitete Gemüsekost als Gegenwert gegen Fleisch und Cerealien nicht in Bettacht käme, vielmehr den Säureüberschuß noch mehrte. Werden dagegen die Gemüse gedämpft, so bleibt der ganze Basenwert erhalten, sie können ihre wichtige Aufgabe, die weit über die bisher ihnen von der Wissenschaft zugewiesene Rolle der Verdauungsanregung hinausreicht, in vollem Maße erfüllen.

Da sich fernerhin erweist, daß der Säureüberschuß des Fleisches ein recht beträchtlicher ist, so ist die Beschränkung seines Gebrauchs auch darum wünschenswert, daß nicht zu große Mengen der neutralisierenden Gemüse konsumiert werden müssen, die dann als lästiger Ballast zur Geltung kämen. So mahnt auch diese Erkenntnis zur Mäßigkeit.
Der Begriff der gemischten Kost ersteht so vor uns in neuer, geläuterter Form. Die Aufstellung eines rationellen Speisezettels gewinnt neue Anhaltspunkte von wesentlicher Bedeutung, die genaue Kenntnis der feineren Zusammensetzung der einzelnen Nahrungsmittel erlaubt uns ihre Verwendung in zielbewußter Weise, wir lernen auf diätetischem Weg in beharrlichem Weitersuchen, an der Hand von Stoffwechselbefunden, Heilerfolge zeitigen, die das geheimnisvolle Vorrecht einzelner, besondere gearteter und begabter Ärzte zu sein schienen, wie Lahmann als überzeugter Vorkämpfer dieser Sache einer war. Die Frage der Heranziehung einer gesunden, wehrhaften Jugend, die Sicherung der Gesundheit weitester Volkskreise durch gründliche Aufklärung über rationelle Ernährung gewinnt so bedeutsame Aussichten.
Es ist kein Zweifel, daß an den Kostsätzen vieler Krankenhäuser, Erziehungsinstitute, Strafanstalten, daß auch an der Verpflegung von Heer und Marine manch wichtige Korrekturen zu vollziehen sind, die dann außerhalb dieser Kreise ihre heilsame Wirkung nicht verfehlen werden. Die Feststellung gewisser Schutzstoffe in unseren Nahrungsmitteln, auf deren Rolle die jüngsten Forschungen Schaum ann's über Beriberi und die Bedeutung einer im Silberhäutchen des Reises enthaltenen, eigenartig wirkenden Stickstoffverbindung so bezeichnende Streiflichter werfen, die Erhaltung derselben bei der Zubereitung der Speisen stellen eine Kette neuer Aufgaben zu all den offenen Fragen hinzu, die das ganze, unendlich weite Forschungsgebiet des gesamten Stoffwechsels in täglich wachsendem Maße vor uns auftut.
Eine Milliarde und darüber will das deutsche Volk opfern für seine Rüstung — sollten nicht für ein deutsches Institut zum Studium rationeller Volksernährung die Hunderttausende an Geld zu finden sein, die erforderlich sind, um in absehbarer Zeit die festen Grundlagen für all diese wichtigen Probleme zu schaffen, in deren zweifelsfreier Lösung wir die sicheren Mittel gewännen, das Volk, das diese kostbare Rüstung tragen soll, durch rationelle Ernährung innerlich so gesund heranzuziehen und zu erhalten, daß wirklich an deutscher Art und Wesen die Welt genesen kann?!

Ernst Lissauer „1813"

Ernst Lissauer:
„1813"

Ernst Lissauer, einer der Wenigen, der — mit Schmidtbonn, Dehmel, Paquet vielleicht — den Geist unserer Zeit verspürt, und sich mitmüht, ihr den Rhythmus zu schaffen, der ihr not ist, hat zu seinen beiden Gedichtbiinden „Acker" und „Strom" zum Jubiläumsjahr 1913 einen Zyklus veröffentlicht, aus dem wir mit der freundlichen Erlaubnis von Lissauers Verleger, Eugen Diederichs in Jena, einige Gedichte bringen.

Es gehört Mut dazu, jetzt diesen Band erscheinen zu lassen. Und wenn die gewaltige Erhebung durch Lissauer auch noch nicht endgültig ausgeschöpft und einheitlich durchgeglüht ist (bei der gewählten lyrischen Form ist es auch bis ins Letzte nicht möglich: der Dichter war durch sie gezwungen, zu sehr ins Einzelne zu gehen), so scheint doch dies ein schönes und unserer Zeit würdiges Zeichen: daß ein junger Dichter, vollgesogen mit der Bewunderung einer großen Erhebung, es wagt, der Flut kläglicher Hudeleien gegenüber, ein aufrechtes Buch zu schreiben und gegen den Strom zu werfen. Kr.

Kleist

Fluchjauchzende Szenen und Strophen, —
von Not
wie von Flamme umloht,
lobpreisend Haß ein Mann singt aus glühendem Ofen.

Stein

Macht war in ihm, die Fürsten niederschrak. —
Nacht war die Zeit. Um ihn allein,
von seines Wesens weißem Wetterschein,
war Licht, als sei schon Tag.

Einsegnung

Mit Fahnen überspreitet, schwarz und weiß,
gebaut aus Trommeln über Trommeln ragt der Feldaltar;
Wehrmänner stehn im Kreis,
Wein und Brot reicht der Prediger dar:
„Geerntete Kraft, gekelterte Glut, —
dies ist des Landes Leib und Blut."
Nachspricht das Wort mit starkem Schall die Schar;
mitspricht ein Trommelrühren dunkel im Altar.

Lützower Handstreich

Nebel dünstet aus Wegen und Ann,
eine Lützower Reiterschar
trabt auf Roda im Morgengraun.
Das Korps hält an, vier reiten vor,
der Major,
Leutnant, Trompeter, Husar.
Am Tor die Wache wird niedergehaun,
über das hallende Pflaster rasaunen
die Braunen.
Breit auf dem Marktplatz, in Zügen formiert,
Rheinbundtruppen stehn aufmarschiert.
Steil pariert
Lützow den Gaul und kommandiert:
„stillgestanden!" Rascheln weht
durch die Kolonne: sie steht.
Nochmals Kommando: „Gewehr — ab!"
Prompt zuckt und prallt Ruck, Griff, Klapp.
Und wieder, harsch und barsch:
„Ihr seid gefangen!! Abteilung — Marsch!"
Der Trompeter bläst; vierhundert marschiern
hinter den viern.

Die Schlacht bei Leipzig

(Der Anmarsch der Völker)

Mit bunten Nadeln um und um besteckt,
glänzt eine Karte übern Tisch gespannt.
Das Fernrohr dicht vors Haupt gereckt,
Napoleon blickt vom Galgenberg ins Land.
Die Lippen streng verbissen, ohne Mund,
breitbeinig eingebohrt dem sand'gen Grund,
scharf lugt er aus, als ob er zielt.
Bisweilen äugt er seitwärts auf die Karte:
Der Kolmberg — Wachau — Connewitz — die Parthe,
unumgewandt sein Haupt befiehlt.
Fern hinten wandert Staubgewölk den Himmel entlang.
Wenn Windstöße drin Löcher aufreißen,
gleißen
Helme, Gewehre, Rohre rund um den Himmel blank.
Preußen, Briten, Kosaken, Slawonen,
die von den Hebriden zum Kaukasus wohnen, —
von West über Mittag gen Ost eine verdämmernde Front,
auf ihn, gewaffnet, rückt der Horizont.

Agathe Herrmann:
Ich stand wieder im Lichthofe des Hlu^« äe Clnn? vor der kindlichen, unendlich lieblichen Vierte se OIuu^ — wie oft hatte sie mich schon während meines jetzt halbjährigen Studien-Aufenthaltes in Paris angezogen und festgehalten. Die Materialien, die ich über sie und ähnliche Holzkunstwerke ihrer Zeit gesammelt hatte, waren so angewachsen, daß sie mir für eine längere Arbeit genügend schienen. Ich stand jetzt zeichnend vor ihr, als sich mir ein Gezwitscher von Stimmen näherte. Es kam von drei jungen Mädchen, die sich, leicht wie Vögel> auf die alte kleine Bank hinter mir niederließen und die Köpfe zusammensteckten und eifrig miteinander schwatzten, fern genug, mich durch ihre Gespräch« nicht zu stören, nur die immer wiederkehrenden Worte: 6«,re äe I^ou, VartnLon klangen lustig lieblich, wie der Refrain des Buchfinken-Verses zu mir herüber. Nach einiger Zeit war ich wieder allein, die drei Vogelstimmchen-Mädels entfernten sich und ich zeichnete die lesende kleine Vierge weiter, bis es ein Uhr läutete — die gewohnte Stunde, um zu dem nächsten Duval zu eilen. Hut und Stock nahm ich mechanisch— ein mir neuer Ton in dem „boujonr HIon»ienr le Noeteur" der Garderobiere ließ mich aber aufsehen — in ihren Alltagsaugen frappierte mich ein Meerleuchten — das ich ihnen nie zugetraut hätte — ich hatte nie bemerkt, und ich hatte nie gewußt, daß da seit Monaten in der Maschine, die Marken und Garderobe nahm und gab, ein Seelchen lebte — „ich gratuliere, — wohl Ihr Geburtstag?" fuhr es mir unwillkürlich heraus — „oh nein," antwortete die stattliche Verkäuferin der Photos für die Errötende, „wir fahren Sonntag nach Barbizon, daher, daher —". „So, so — also viel Vergnügen, adieu."
Sonntag — heut ist Dienstag — solange vorher das süße Meerleuchten der Vorfreude. — Wunderbar, dachte ich, und Varbi-on, ttare äe I^ou, summte auch ich den Refrain, bis mein kurzer Weg durch das klingende, fröhliche Frühlings-Paris beendet und ich vor Duval stand. „LarbiLou, Oure äe I^ou", sang es auch in mir. Germaine hatte für mich den gewohnten Play tapfer verteidigt, stand nun in ihrer ganzen Breite mit strahlend weißer Schürze, Manschetten und Häubchen, das Menu in der Hand, vor mir, empfahl mir voI an vent und die ersten trai»e» ^ Ill crkme mit ihrer so angenehm protegierenden Sicherheit, die mich stets entschloß. Sie eilte weiter, sich gewandt durch die vielen kleinen Tische schiebend, um all die Wartenden zu befriedigen. Die nette zusammengewürfelte Gesellschaft, deren Geschichte zu erraten mich oft amüsierte! — Da war wieder das schwedische Ehepaar — er klein, zusammengedrückt von

ihrer imposanten, graublonden Größe verschüchtert, ihren Wünschen nach Salz und Mostrich galant zuvorkommend — sie schrieb gewiß für ein schwedisches Modeblatt und er erhielt Taschengeld von ihr. Da waren die drei jungen Juristen, die beiden ältlichen Engländerinnen, die beiden Geistlichen mit dem sprituellen und materiellen Ausdruck — Germaine verdeckte mir den Tisch daneben — da sitzen ja meine Cluny-Vögel und zwitschern wahrhaftig immer noch ,.(3are äe I'e»t, Qare äe I^vou, VartÜLou" — eine vierte ist dabei, mit wundervollen schwarzen Augen, die Llirbi^ou die zweite Silbe lang und lispelnd ausspricht und die heftig mit den drei jungen Herren streitet. Nou»ieur Ie Ours, mit dem liebenswürdigsten Luchslächeln, wendet sich von seinem Tisch hinüber zu ihr: „Sie sprechen von Barbizon, erlauben Sie, daß ich den Streit schlichte; Barbizon, mein liebes Barbizon! Wer kennt es besser als ich — ich war in <übllill^ SU Visre 10 Jahre <üur6, ging jeden gesegneten Morgen durch die Felder nach dem nahen Barbizon, trank meinen äemi pielist äe Ven,ujollli» — der nirgends reiner und bekömmlicher ist, zu meiner omelette aux kine» derbe» im c?Iet ä'or, oder in „I^e» OKarmstte»" — ach die schöne Zeit — die Jugend, die die herrliche Gotteswelt genoß, der Duft der Rosen und dksvreteuille», die die freundlichen Villen und Häuschen so mütterlich zärtlich umarmen — ach, und der Wald äe I'ontniueblellu, der sich dorthin erstreckt, mit seinen herrlichen Alleen, seinen lieben, kleinen Waldwegen, den Felssteinen, den schönen alten Bäumen dazwischen. — Die Vöglein, ja, und was ich sagen wollte, — — verzeihen Sie, daß ich mich in Erinnerungen so verliere" — er schnupfte, lächelte, legte väterlich seine Hand auf die der reizenden Streitenden und fuhr fort — „also, mein Fräulein, ich bedaure gegen Sie zeugen zu müssen, nicht Corot — der lebte in Ville ä'^vra?, sondern der wunderbare Millet, der mein, nein, unsere einfachen Häuschen, unsere Heumieten und Felder nicht zu gering für seinen Pinsel fand, sondern ihnen Ewigkeitswert gab, indem er sie als Hintergrund für sein unsterbliches Werk „^,e» <3Illueu»s»" nahm, und unsere Felder sind es, unsere Bauern, die ihm das Angelus inspirierten, ihn, durch Gottes Güte und Barmherzigkeit, so wahr und ergreifend malen ließen, daß er zur Flaire äe la belle Grauee nicht weniger beitrug, als ein Marschal durch gewonnene Schlachten. Monsieur Diaz, der Landschafter, Sie kennen ihn doch — oh pardon, wenn ich gewußt hätte, daß Ihr Herr Nachbar Maler ist, hätte ich nicht gefragt, — auch ihn kannte ich, ich sah ihn zwischen seinen Rosenstöcken wandeln, im stillen schattigen Garten seiner Villa, wenn ich als Knabe am Fenster meiner Tante stand, die bei ihm Wirtschafterin war. Die Familie Millet hat tapfer kämpfen müssen ums Nötigste — ums Brot — und, was ihm ebenso nötig war, um die Leinwand, für den Ausdruck seiner Kunst — ja," fuhr er leicht lächelnd fort, „und wir, in unserer Befangenheit und irdischen Kurzsichtigkeit, sehen darin eine göttliche Ungerechtigkeit — vielleicht war aber der harte Kampf, das verzweifelte Ringen notwendig für ihn, wie der Pflug,

der die arme Erde zerreißt, verwundet, damit die gesegnete Frucht auf ihr gedeihe, und wer will sagen, ob der seelische, der intellektuelle und künstlerische Hunger, das Sehnen nach versagtem Talent oder Geisteskraft nicht ebenso weh tut, trotz des Besitzes aller materiellen Güter, wie der leibliche Hunger." Der junge blonde Riese — ein norwegischer Maler —, der neben der kleinen Spanierin mit den tiefen Feueraugen saß, entgegnete etwas gereizt, daß er nicht an das Heilsame des Kampfes ums Brot glaube, wohl aber an den Jammer der vergeudeten Kraft, der Bitterkeit, die den erfüllt, der täglich erleben muß, daß der Weg zum Ideal nur mit Hilfe des Riesen Protektion zum Ziel führe, und dann wurde der Arme vielleicht ein „gemachter Mann" — aber auch weiter nichts — unterwegs schon starb seine Kunst, wenn's die Banausen auch nicht merkten. — Ein bischen Brot und Ruhe zur rechten Zeit hätte ihn vielleicht errettet — ein Talent ohne festen Charakter verbraucht eben sein bischen Energie für seine Kunst, die saugt ihm alle Kraft aus — zum Kampf mit der Materie bleibt nichts übrig — für die sollte gesorgt sein, daß sie einen armen Kerl nicht zu Tode hetzt, und er das Leben verflucht, das ihm nichts bietet und das nur zu fristen ihm die größte Anstrengung kostet, und „Niel», inou eder a,mi," aeeeut auf <: d e r, — wurde zur Ruhe gelispelt, er nahm aus ihrer kleinen Hand die frische grüne Mandel mit dankbar liebendem Blick. Monsieur le (üurs hatte seinen petit 8ui»»e mit gleichem Behagen wie die vorhergehenden Gerichte verspeist, das fröhliche Zwitschern begann von neuem, verstärkt durch die beiden geistlichen Herren, die Dompfaffen, und die drei Freunde — und als ich meinen Kaffee beendet, Germaine adieu gewinkt, erklang'S im Hinausgehen noch lebhaft, Oure äe I^.von, Larbiaon, Varbixon — Larbi^ou 2on 2uu 6ui6 <ie I^vou Iou Ion, sang es weiter in mir, im Rhythmus der elektrischen Bahn war's, im hellen Schellengeläute der Wagenpferde, die Glocken der nahen Kirch« von 8t. <3ermiiiue en ?rö» läuteten es, jetzt war ich an der Seine, da stampfte es der abgehende Dampfer, laut, laut, dann immer ferner, Larbixon, Varbi^au 2ou! Ich sah ihm von der Brücke aus nach, bis er verschwand im blendenden Gewirr der unzähligen Sonnenbrillanten, mit denen der breite, herrliche Fluß bis zur weichen, grauen Ferne bestreut war; welch ein Frühlingstag — ein weißes Glückspanier über den blauen Aether gebreitet, leichte Federwölkchen, leichte Freudenfähnchen, flattern ihm voraus, zerflattern zu Schleiern, hoch in den selig hellen Himmel hinein. Flügel haben!! Zu den Wolken hinauf!!! Paris zu Füßen sehen? — nein, hier stehen, das interessante, fesselnde, entzückende, stets wechselnde, stets malerische Nebendir genießen! Halo, der Karren mit Pfirsichen und silbrig grünen Mandeln, mit jungem Grün und Veilchenstrauß, zum Überfluß, geschmückt und all die jungen Frühlingsmenschen und all die Alten mit Frühlingsrefleren — und der Duft, der Duft von Veilchen, Flieder, Früchten und erfrischt aufatmender Erde — den will ich nicht missen, flattert Wolken-Fahnen,

Schöneres erlebte ich doch nicht in eurer Höhe! Ich wendete mich nach links '— welch anderer Blick als rechts, unter dem aufgeregten tanzenden Brillant-feuer der Sonne! Das ferne Charenton an den stillbewegt fließenden Wellen, das junge Grün der Bäume als belebte, grau violette Masse, auf der sich am <^iilli su uillreds se» tleur» die entzückende Pracht der Rosen in allen Farben und Größen, des Flieders, der vielfarbigen Iris, der leuchtenden Schneebälle abhob — welch ein Fest für Augen und Gemüt! — Die liebenswürdigen ovalen Körbchen, mit Erde gefüllt, in denen die Kleinsten mit ihren Wurzeln auf einen Käufer, eine neue Heimat warteten, winzige Beete duftenden Heliotrops, be-häbige, ausdrucksvoll lächelnde Stiefmütterchen, Marguerites, Schlüsselblumen und Veilchen, die älteren Schwestern in Töpfen, artig — hinter ihnen, beobachtet von den Großen, den Bäumchen, den hochstämmigen Rosen, den Lauben, die über den Quai hinüber, herunter zur Seine und weit hinauf in die Luft langten. Auf einer Matte davor lagen die Samen in Tüten und Säckchen und die Besitzer standen dahinter. Welch ein Kontrast zu ihrer lieblichen Ware. Ein Mann, wie ein normannischer Stier, der sich augenscheinlich erzürnt hatte mit seiner besseren Hälfte, die, ihm abgewandt, die Hand über der großen Zahltasche in der Hüfte, den trotzigen, einstmals schönen Kopf zurückgeworfen, laut und zornig ihrer Entrüstung über ihn Worte lieh — die nur durch Talent und häufige Übung so fließend sein konnten. Mir gelang es nur kurze Pausen in diese Zornessymphonie zu setzen, durch Wählen und Kaufen einiger schöner Körbe und Töpfe — es ging im tempo imMno»u durch alle Tonarten weiter — der Kopf des Stieres senkte sich drohender, ihre Stirnrunzeln vertieften sich, Blitze zuckten in ihren bösen Augen. Da stand eine mittelalterliche kleine Dame plötzlich neben mir und verlangte Samen für Salat und fragte, ob Madame Durat denselben per Eisenbahn verschicken würde — sie lehnte kurz ab, mit tiefer, noch vor Erregung zitternder Stimme. — Aber es wäre ganz einfach und leicht und nicht weit, nur nach Barbizon zur Schwester von Hlou»ieur le cur6 vuvouel, entgegnete die unbefangene kleine Dame, und wer malt mein Erstaunen: der gefährliche Stier lächelt, die Stirnen glätten sich, die Zornige hat jetzt etwas Weiches, Rührendes im Blick, fast schüchterne Anmut, mit der sie sich zu ihrem Mann, ohne weiteres Versöhnungszeremoniell, wendet: „Barbizon, Barbizon ist nicht weit, meinst Du nicht, — da können wir leicht alles hinschicken, was Madame wünscht." „Und Mademoiselle Duvouel, kennst Du sie nicht, wohnte sie nicht vi»-K-vi» von „1^8 Oliarmette»", die grüne Tür mit den 2>lllr6<:Iin.1 ^iel, weißt Du noch?" Und er wußte noch, er strich mit seiner harten Hand weich über ihre Schulter — „Ia, mein Kind, ich entsinne mich." Barbizon-Elirir hat's wohl auch ihnen angetan, von dem die harten Gesichter weich werden, die Augen leuchten — ist nicht Erde und Himmel von ihm erfüllt: im Duft der Blumen, im Pochen des Herzens, im seligen fröhlichen Lachen der Natur — überall, überall!! — Ich gab die Adresse meiner Tante für die Blumen, bezahlte

und blieb wie im Traum stehen — zehn Schritt von mir, das Büchlein in der Hand, im braunen Gewand, in der leicht erhobenen Linken ein weißes Röslein, stand, stand — wie immer, mit gesenkten Lidern, — meine vieree ä« OIuu?!! Was war das, hatte auch mir das Nliiir öe Larbi^ou den Kopf verdreht — lag ein Zauber auch über mir? Ehe ich mich fassen konnte, war sie fort — aber nein, nur entfernt, da ging sie, ihre liebe, mir so wohl bekannte Schulterlinie, das leichte, kindlich zarte Körperchen entdeckte ich schnell, in der Menge der Vorübereilenden, wieder und folgte ihr, wie an einem Zauberfädchen, bis sie in einem kleinen Laden, dessen ich mich von früher nicht entsann, trotzdem ich täglich seit einem halben Jahr diesen Weg gegangen — verschwand. Ich wartete, ich glaubte, sie müsse gleich wiederkommen, öffnete dann aber voller Erwartung die Tür — da stand sie, mir gegenüber, getrennt durch den schattigen Raum des kleinen Ladens, im ungewissen Licht einer grünen Gardine, die hinter ihr die hereinströmende Sonne milderte. Sie näherte sich mir. „Der Herr wünscht?" Wie ein fernes, frommes Glöcklein klang ihre liebliche Stimme. Schlüge sie doch ihre Lider auf, daß ich endlich ihre Augen sähe, wünschte ich — „Llixir üe Varbi^ou", entgegneten meine Lippen. Über ihr, so vollendet fein geschnitztes Gesichtchen flog ein Lächeln. „Wir haben nur Handschuhe, Monsieur Bourdon, nebenan verkauft Liqueur." Ich sah mich um, ich war in einem Handschuhgeschiift, raffte mich zusammen und bat sie um rehfarbene Handschuhe, mit dem vagen Bewußtsein, daß ihr braunes Gewand gut dazu passen würde und daß ich jedenfalls diesen rätselhaften Traum nicht so schnell entschlüpfen lassen wolle. Sie stand hinter dem Ladentisch, ihr schmales Händchen nahm das Maß meiner großen Hände, sie breitete verschiedene Handschuhe vor mir aus, ich wählte, wählte, nur um zu bleiben; sachgemäß, wie eine richtige Verkäuferin, stützte sie meinen Arm auf ein gelbes Sammetkissen und streifte mit ihren kleinen zarten Fingern die Handschuhe über meine Hände, deren ungeschicktes Riesenformat mir erst jetzt auffiel. Mit einem vornehmen Kopfneigen entließ sie mich — die Lider hatte sie nicht gehoben — mein Sehnen, ihre Seele durch ihre Augen offenbart zu sehen, blieb ungestillt — blieb ungestillt, zur Qual meiner Phantasie — ihre Züge schwanden meiner Vorstellung, nur ihre Augen, bald grau und träumerisch, bald blau, treu und herzlich, voller Geist, bald etwas schelmisch mit goldenem Refler im tiefen Braun, dann wieder schwarz und traurig, blickten mich an.
Zwei Tage überwand ich mein Verlangen, sie wieder aufzusuchen, der dritte zog mich, mit unwiderstehlicher Gewalt und Hast, fast mit der Angst, daß wirklich alles ein Traum sei, in die altbekannte Straße — doch fand ich zu meiner Beruhigung den kleinen Laden, „6llut» ^auvin" auf grauem Schild, fand die vierte äe OIun? — oder ihr Ebenbild. Zweiunddreißig Tage folgten, an denen ich an dem bekannten Zauberfädchen, nur zu verschiedenen Stunden, zu ihr gezogen wurde — zweiunddreißig Paar Handschuhe lagen, als Beweis der Wirklichkeit meines Erlebnisses, vor mir — sie hatte sie berührt, sie hatte sie mir an-

probiert, und ich hatte oft, in erfinderischer Liebesnot, um zu längerem Aufenthalte berechtigt zu sein, geheuchelt, daß sie mir nicht passen, der kleine Finger zu eng oder zu weit sei, und sie ein zweites und drittes Paar versuchen lassen; sie durch Erzählen und Fragen zum Sprechen gebracht, was mir nicht nur durch den lieben Ton ihrer Stimme, sondern auch durch die vornehme, spirituelle Ausdrucksweise in ihrer so melodischen, schönen Muttersprache ein wahrer Genuß war. Am dreiunddreißigsten Tage traf ich, zu meinem nicht geringen Erstaunen, einen Freund meiner, in Paris lebenden Tante im Laden, den ich dort abends getroffen hatte — es war ein geistvoller Schriftsteller, dessen umfassende Bildung und Reinheit des Charakters meine Tante mir öfters gerühmt hatte. Wir begrüßten uns kurz, er schien ein ironisches Lächeln zu unterdrücken, als ich die liebliche kleine Verkäuferin um Handschuhe bat — mein dreiunddreißigstes Paar — und er ging, wie mir schien, triumphierend, ohne Handschuhe hinaus. Unruhige Tage, gequälte Nächte folgten, als ich einmal wieder den intelligenten, feinen, und mir deshalb doppelt verdächtigen, verhaßten Kopf des Schriftstellers dicht neben ihrem geliebten, reinen Köpfchen sich von dem grünen Fenstervorhang des Hinterzimmers abheben sah. Ich hatte ihr von meinem Beruf, meinen Bestrebungen, meinen Interessen gesprochen, sie war nach und nach sanft darauf eingegangen mit feinfühligen Fragen und klugen Ansichten, mit gesteigertem warmen Anteil an der Kunst und — ich Tor — manchmal schien mir's auch für mein armes Ich — nie war sie aber so lebhaft, so ungeniert mit mir gewesen, wie mit diesem Eindringling, der sich schnell das Feld erobert hatte, der mit ihr vor dem grünen Vorhang im Privat-Zimmer sitzen durfte, während ich mit einem höflichen Kopfneigen und freilich auch lieben Blick — entlassen wurde; oh, wie ich kochte vor Eifersucht, mißgönnte ihm ihre liebe Nähe, aber es sollte noch schlimmer kommen! — Um ihr eine Ahnung meines gekränkten Herzens zu geben, hatte ich mich überwunden und war, um mir die Pein zu erleichtern und mich zu zwingen, auf eine Woche zu meiner Tante nach Etretat gefahren, ihrem Sommeraufenthalt, einer rosenumsponnenen Villa an der See. Tante Luise empfing mich mit beschämender Freude und den Worten: „Mein lieber Junge, Deine gute Tat, nach Deiner einsamen Tante zu sehen, wird Dir gewiß belohnt werden. — Du siehst überarbeitet aus, die Vierte äe OIuu? scheint strengen Dienst zu verlangen und Du vergissest die Welt über sie, die doch auch ihr Recht will in Deinem Alter — der Seewind und unsere gute Küche wird Dich hoffentlich bald wieder frisch und fröhlich machen — denn diese bewölkte Stirn ist wie ein Vorwurf für mich, daß ich mich zu lange Zeit garnicht um Dich kümmerte. Was würde Deine Mutter sagen!" — Meine Tante war die reizendste Tante der Welt, voller Humor und Esprit, belesen wie ein gescheidter Mann, warmherzig wie eine rechte Mutter, sie spielte herrlich Klavier und nur die beste Musik, fanatische Klassikerin, nirgends aß man besseren 8ol6» en uioul«» et Orevette», als bei ihr, trank man besseren Wein, saß man in behaglicheren

I^oui» »eixe-Stühlen mit seiner Zigarette und, trotzdem sie ganz und decidiert ihrer Meinung war, hörte niemand anregender und höflicher Anderer Meinung; — das Haus war aus altnormannischem Besitz in den ihren übergegangen und hatte nur dadurch gewonnen, da sie das äußere, ehrwürdig schöne Alte bestehen ließ, es nur zu erhalten suchte und ihrem Bedürfnis nach heiterer, reizvoller Umgebung in den Innenräumen ihrem Geschmack anpaßte. Der alte Park mit den Wiesen, dem freien Gebiet ihrer prachtvollen, vorweltlich großen, normannischen Kühe, und die beiden weißen Pfauen hatten, seit den fünfzehn Jahren ihrer Regierung, ungestört ihr altgewohntes, beschauliches Dasein weiterführen dürfen. Alles Äußere war wohltuend, das Meer mit seiner wechselnden Herrlichkeit, die lieblichen Hügel, Wiesen und Felder, die Abende und Nächte, ein Sternen-Fest, mit Milliarden zuckender, funkelnder und still leuchtender Welten, über der weiten rauschenden See — wie wunderbar war das alles, wie glücklich hätte ich sein müssen, wäre mein Herz nicht mit Zweifeln der Eifersucht, mit Selbstvorwürfen erfüllt gewesen, daß ich die vielen Stunden bei ihr wohl innig genossen, aber mir nie ihr Ende vorgestellt und sie nie zu meinen Gunsten ausgenutzt hatte! Dabei wuchs mit der Qual die Sehnsucht, — alle Schönheit der Welt, alle Güte und heitere Liebenswürdigkeit der testen aller Tanten konnten mich nicht entschädigen für das Entbehren ihrer geliebten Nähe. — Fünf Tage hatte ich es ertragen — unmöglich länger! Jetzt, beim töte ö, tßt? des Abendessens, mußte ich dem enttäuschten Gesicht meiner Tante standhalten und ihr meinen Entschluß mitteilen. Der tiefe Ton des Gong rief mich zu Tisch, ich öffnete die Tür des hellen, halbrunden Eßzimmers und sah mick vißil vi» — nicht nur meiner Tante, nein, — auch meines Nebenbuhlers! „Du Mörder ihrer Liebe für mich, Dieb meiner Ruhe und stillen Seligkeit, Totschläger meiner innigsten Hoffnung", so schrie es in mir — wäbrend ich die liebenswürdigen Vorstellungsworte mit einer formellen Verbeugung beantwortete. So macht Erziehung „Heuchler aus uns Allen", — sogar etwas wie Bedauern vermochte ich zu murmeln, auf die Klagen meiner Tante, daß Doktor Iovard seit zwei und einer halben Stunde mit ihr musiziert habe und ich d^n Genuß seines „heut ganz besonders schönen Spieles" versäumt habe. — Oh, meine ahnungslose Tante — mein schönstes Spiel hat der Mensch verdorben, der jetzt in Seelenruhe Hummer bei Dir verspeist — mit welchem Recht stört er uns hier, langweilt er uns mit seiner Vererbungstheorie und seinem Stammbaum, den er bis zum fünfzehnten Jahrhundert hinaufklettert, was zum Teufel geht's uns an, daß sein Urgroßvater Holzschnitzer und seine Urgroßmutter den reinen Typus der heiligen Barbara von Poitiers bewahrt — bis auf die Gegenwart wiederholt bewahrt — ich wollte, er schnitzte in Poitiers den reinen Typus der St. Barbara mit dem „etwas langen Hals und dem etwas schmalen Kinn" und langweilte andere zu Tode. Ich sah wiederholt nach der Uhr und meine arme Tante, um meine Unhöflichkeit zu cachieren

und mir eine Lektion gebend, sagte: „Du erwartest Deinen Freund?" „Nein,
liebe Tante, aber ich sehe nach der Uhr, um den Erpreß nach Paris heut Abend
zn erreichen. Gsrard sagte Dir doch wohl, daß ich ein Telegramm erhalten und
daher heut Abend abreisen müsse". Und mich und den, mit den Tellern eben
hinausgehenden, G6rard nicht bloszustellen, stellte sich meine Tante informiert.
Sie hob bald die Tafel auf, bat Doktor Iovard, die Beethoven-Violin-Sonaten
herauszunehmen und zu rauchen, bis sie wiederkäme, und entfernte sich, um „mir
beim Einpacken" behilflich zu sein, und eilte mir in mein Zimmer voraus. „Ver-
zeih mir, Tante". „Doktor Iovard ist Dir unsympathisch, — daher?" „Un-
erträglich". „Aber er bleibt nur bis morgen, Du kannst —" „Nein, es ist
nicht das allein, ich muß nach Paris". „Du leidest und ich will nicht in Dich
dringen, ist es Deine Arbeit, die Vierte — Vierte äe Oluu? — oder" —
„Ja, oder, es ist beides, „oder" und die Vierte äe OIuu? — ich muß, muß fort."
„Das sollst Du auch, mein guter Felir, mein Feuerkopf, wenn ich Dich nur erst
wieder entwölkt sähe — was es auch ist, glaube mir, es wird alles gut. Denk,
was Euer Goethe sagt: Mut verloren — Alles verloren — und wenn Du mich
brauchen kannst, — Du weißt, ich bin stets für Dich bereit — nun adieu, ich
werde den Wagen bestellen und Dich um neun Uhr dreißig zur Bahn begleiten,
mein lieber, lieber Junge." Wie angenehm läßt sich's von einer fünfzehn Jahre
älteren Tante verwöhnen! Wie tut's wohl, in ihre sanften fragen-
den Augen zu sehen! Die fragenden Augen, die sich so liebevoll in die
meinen senkten, der kluge Mund, den die Jahre nur feiner gezeichnet hatten,
mit Linien der Güte und glücklichsten Humors, — er raunte mir beim Ab-
schiedskuß schnell noch zu: „empfiehl mich der heiligen Fürbitte der 8t. Vierte
se <ÜInn?, möge sie Dich in ihren heiligen Schutz nehmen und gesund lassen
an Körper und Seele — und uns bald wieder zusammenführen, mein lieber,
lieber Junge —" Fort rollte ich durch die weiten, saftigen Ebenen der Nor-
mandie. Die schwerfälligen Rinder lagen wie Felsmassen, oder wandelten schlaf-
trunken, warfen lange phantastische Schatten auf die monderhellten Weiden.
Ronen erhob sich mit seinen alten Türmen, wie eine Fata Morgana aus dem
Nebelmeer, in dem das breite Silberband der Seine plötzlich zwischen dunklen
Büschen aufleuchtete — und bald strahlte das Lichtmeer von Paris durch die
Nacht! Aber wie lange noch bis zum Morgen! Die Stunden dehnten sich
träge und folgten sich hinkend — den ganzen Vorrat meiner Geduld erschöpfend,
bis es zehn Uhr war und ich wieder in dem ersehnten Halbdunkel des Ladens
stand. Es blieb alles still — bis auf mein klopfendes Herz — sie mußte im
Nebenzimmer sein — „Mademoiselle Marie", sagte ich laut — „Ah pardon —"
antwortete eine ältere Dame, die statt der Geliebten vor mir stand. „Made-
moiselle Marie ist seit fünf Tagen krank, sie vertrat mich, — Sie wünschen?"
„Ich wünsche, daß Sie mir alles sagen, klar und schonungslos, was Mademoiselle
Maries Krankheit betrifft — ist es Typhus, hat sie starkes Fieber, leidet sie

sehr, hat der Arzt noch Hoffnung, wer behandelt sie, in welchem Krankenhaus?" Alle meine Nerven angespannt, erwartete ich das Schlimmste gefaßt. „Nein, es ist nicht Typhus, sie ist bei ihrer Mutter und der Arzt verlangt nur Ruhe — aber hier kommt ihr kleiner Bruder, der Ihnen gern Bescheid sagen wird." Der vielleicht fünfzehnjährige Junge — er kam mir bekannt vor, trotzdem er nicht an seine Schwester erinnerte, — erzählte mir, daß Marie über Kopf-schmerzen klage, etwas fiebere und daher seit fünf Tagen zu Bett liege. Auf meine Bitte nahm er einige Zeilen von mir, die ich nun, vor dem grünen Vor-hang sitzend, schrieb, und eine Hand voll Rosen, die wir unterwegs kauften, und er versprach mir fest, um zwölf einhalb wieder zu kommen und mir Nachricht zu bringen. Er kam, brachte mir ein Zettelchen, einige warme Dankesworte und die Versicherung, daß es ihr schon besser gehe; der liebe Junge kam nun täglich zweimal, wenn er in das Gymnasium ging, das einige Häuser von meiner Wohnung entfernt lag. Er brachte mir ein Briefchen von ihr, ließ sich von mir über ihr Befinden ausfragen und nahm meine oft voluminösen Briefe, Blumen und Früchte für sie mit. In diesen vierzehn Tagen der Krankheit kamen wir uns durch den steten schriftlichen Verkehr näher, als in den verflossenen vier Wochen — aus meiner Sorge um sie entsprang ihr Wunsch, mich zu beruhigen, zu trösten, und stillschweigend gestand sie mir das Recht zu, alles zu wissen, was sie betraf, erst in der Gegenwart, dann aber öffnete sie mir ihr Herz auch über ihre Vergangenheit, ihre Kämpfe und Leiden. Sie hatte, nach gut bestandenem Eramen im Klavierspiel, ihre geliebte Musik aufgeben müssen, wegen einer nervösen Schwäche in der linken Hand; — ihr Vater starb, sie stand vor der Notwendigkeit Geld zu verdienen und wollte das Lehrerinnen-Eramen machen, in der Hoffnung einer sicheren Staatsanstellung. Sie war froh, ihrer Mutter Geld zu ersparen, da sie noch keins verdienen konnte, die, von einer Freundin gedrängt, sich schnell zur Übernahme des Handschuhgeschäftes entschlossen hatte und nun in Verlegenheit durch die Krankheit der erfahrenen Verkäuferin war, die Marie vertrat und im Nebenzimmer ihre freie Zeit zu Vorarbeiten für das Eramen benutzte. Hatte mich der Reiz ihres schönen Köpfchens, ihrer zarten, vollendet melodisch gezeichneten, geschmeidigen Gestalt angezogen, so wurde ich immer mehr und mehr gefesselt durch ihr warmes, offenes Gemüt und den klaren, feinen Sinn, und die geliebten Fesseln hielten mein ganzes Sein umschlungen und ich bemühte mich nicht mehr, mein Inneres zu verbergen, gehörte ich ihr ja mit jedem Herzschlag, warum sollte ich es ihr verhehlen! Ihr kleines vergriffenes Gedichtbüchlein von A. de Musset hatte sie mir geschickt, und tausendmal las ich die angestrichenen Stellen, durchrieselt von einer unnennbaren Seligkeit, denn ihre liebe Stimme, das süße Geständnis ihrer heißen Liebe hallte mit warmem Ton hindurch. Einer ihrer Briefe lautete: „Mein lieber Freund, meine armen, armen Worte sind schwach und kraftlos, unfähig Ihnen meine Empfindungen auszudrücken — und mein Herz

ist erfüllt von Dank für die Freude, die Rührung über Ihre innigen und so wundervollen Verse — und Ihre Blumen. — Sie haben mich in einen duftenden Zaubergarten gebettet und ich genieße nun mein Kranksein, den letzten kleinen Rest von Schwäche mehr, als alle Zeit meiner gesunden Jahre. Ich segne meine Krankheit, denn sie ließ mich wissen und fühlen, welches Glück die treue Neigung eines lieben Freundes bedeutet. „Mein Freund, mein Freund" — ich wußte nicht, wie viel tiefe, transcendentale Musik in einem Wort wohnen kann mit allen Variationen, in allen Tonarten klingt es in mir. Der Doktor verbot mir, Musik zu machen; wenn er wüßte, daß es in mir beethovent von schmerzlich leidenschaftlichem Grübeln, zerrissenen Wünschen, Zweifeln, Klagen, zu mutiger Hoffnung, seliger Ruhe, fliegenden, strahlenden, namenlosen Glückes — und ich Tag und Nacht nichts Lieberes tue als still zu lauschen." — „27. Mai. Ja, ja, lieber Freund, ich tue ja alles, um bald ganz gesund zu sein, seien Sie nicht böse auf das kleine Fieberchen, das mich gestern Abend wieder besuchte, es war nur ein Baby von einem Fieber und wurde von einer einzigen Chinin-Pille verscheucht, es tat nicht weh und amüsierte mich noch obendrein. Ich sah uns bei unserem ersten Begegnen, wissen Sie noch, wie Sie sich im Laden geirrt hatten und plötzlich vor mir standen und „Vlixir lle Vllrbison" stammelten — ich dachte „und jetzt geht er hinüber in den Liqueur-Laden und fordert Handschuhe — ein zerstreuter Gelehrter" — und was hatte ich für Mühe, nicht laut zu lachen! Aber wie gut, Sie gingen nicht, und der Zerstreutheit danke ich doch nun eigentlich unsere Freundschaft — Gott erhalte die Fehler — die zu solchem Glück führen, und belohne sie statt der Tugenden, die uns oft schaden und auf steinige Wege führen — Amen! „Amen — gut Nacht" — wie die kleinen Kinder sagen, denn ich muß nun schlafen und will einen schönen Traum haben, und wenn er ganz wunderschön ist, bitte ich den Traumgott, ihn zu Ihnen z« bringen! Glückliche Nacht und frohe Tage, mein lieber Guter, mein guter Lieber — weiter wage ich mich nicht allein — aber Ihr „Marie" ist mir allein lieber als mit der steifen Ehrendame „Mademoiselle". Alle meine Gedanken grüßen Sie, mein Freund — es sind freilich nicht viele — aber in guter Luft würden sie gedeihen, sich vermehren, und will's Gott —groß und schön werden — beten Sie für ihr Wohl, so tun Sie ein gutes Werk — an Ihrer Marie."

„28. Mai. Also so hat sich alles zugetragen! Oh, ich Ahnungslose glaubte an Ihre Zerstreutheit, an den Zufall und Ihre klaren, ehrlichen, braunen Augen — hatte Sie am quai äu luareds äe» tleur» leider nicht gesehen, nicht bemerkt, daß Sie mir gefolgt waren! Die Vierte äe (?Iuu.y sehen Sie in mir — glaubten sich unter dem Zauber des Nlixir äe Larbisou; wie wunderbar alles klingt und das Wunderbarste scheint mir, daß das Märchen und die Wirklichkeit sich so innig die Hand reichen, daß eins ins andere übergeht — denn das Urbild der 8t. Vierte war eine Ahne von mir, deren Miniatur-Porträt, in Emaille gemalt, meiner Mutter von ihrem Großvater oft gezeigt wurde, mit

dem Bemerken, daß, wenn die Zeit dieselbe Kleidung wieder vorschriebe, es als das ähnlichste Porträt seiner Frau gelten könne. Wer weiß, wie es in dem Herzen des Bildhauers aussah, der mit so vieler Treue und gewissenhafter Liebe sein Modell nachbildete, das nun als Vierie 6e dünn? verewigt, so viele Bewunderer aller Länder und Nationen fand — ist es nicht wie ein Wunder, daß nun meine Jahrhunderte lang schlafende Ahne mir den Freund zuführt? Wäre es nicht ein dankbares Motiv für einen Dichter?" etc.
Nach einigen Tagen schrieb sie mir, daß der Arzt sie ihrer Haft entlassen, sie aber einige Zeit gute Landluft atmen solle, „bestimmen Sie, wohin wir gehen, nur soll es in der Nähe von Paris sein; lassen Sie uns morgen Nachmittag fünf Uhr, wenn ich meine erste Ausfahrt mach«, in der grünen Grotte, wie Sie das Hinterzimmer mit den grünen Vorhängen nannten, alles mündlich besprechen — wie ich mich darauf freue — mein Freund — muß ich es sagen? — Nein, Sie wissen es — also auf morgen, auf morgen. — Mit tausend Grüßen bis dahin und stets Ihre Marie."
Um halb fünf trat ich mit den schönsten Rosen in den Laden — mir vi» K-vi» — im Spiegel der halbgeöffneten Tür — deutlich vor mir, sah ich — Marie — im Arm von Doktor Iovard, die Arme um seinen Hals! Er saß, und sie stand vor ihm — der Höllenspuk mußte ein Ende haben, entsetzt rief ich ihren Namen — sie hob den Kopf, sah mich erstaunt, erschreckt, mit Tränen in den Augen an, trat zu mir und legte nun ihre Hände bittend auf meine Brust und hauchte mir leise zu: „Felir, lieber Geliebter, Ihr müßt Euch lieben, er ist der beste der Brüder, sieh ihn nicht so hart an". „Doktor Iovard, darf ich Sie einen Augenblick sprechen", und leise schob ich Marie zurück — „wollen Sie mir erklären, wie Sie zu den „brüderlichen Rechten" zu Mademoiselle Iouvin kommen?" „Mademoiselle Iouvin habe ich nicht die Ehre zu kennen — Madame Iouvin, eine Freundin Ihrer Tante, übergab meiner Mutter die Filiale ihres Geschäftes, und ich, mein lieber Herr Doktor Felir, übergebe Ihnen Mademoiselle Marie Iovard, meine kleine Schwester, als Hausheilige — das heißt, wenn Sie mich schleunigst und aufrichtigst darum bitten und schwören, mein Liebstes auf der Welt zum glücklichsten Weibe zu machen." „Marie, — nun meine Marie!" wie schnell schnellt das Herz vom tiefsten Jammer zur höchsten Seligkeit! „Geben Sie mir meine Hausheilige," stammelte ich selig gerührt. Soll ich noch erzählen, was dann kam? nein — das ruht zu tief in mir und will nicht in Worten an die Oberfläche. — Erlasse mir das, freundlicher Leser, und denke an Deine glücklichsten Momente im Leben. In drei Tagen waren wir in Barbizon — I'NIixir ä« LarbiLnu suchte ich vergebens, an allen Fenstern, in allen Läden — käuflich ist es nicht, nur die Erinnerung hat es auf grüne Flaschen gezogen und bewahrt den köstlichen Inhalt, bestehend aus Jugend und Liebe, in Sonnenwärme destilliert, lange, lange frisch. Im starren, kalten Winter, bei tiefhängenden grauen Kummerwolken, im Miß-

mut des täglichen Einerlei, ist es das beste Elirir, ein Tropfen nur macht schon die Augen leuchten und die Herzen weich, und mutig, die Last der kommenden Stunden frisch über die Schulter zu werjen. Hier, dieses Glas auf Dein Wohl, lieber Leser, auf daß Dir der Vorrat des köstlichsten Trunkes nie ausgehe — Dir die frohen Stunden erhöhe, die trüben verscheuche — oder sie doch kraftvoll und ruhig zu ertragen helfe, bis sie von ihren liebenswürdigen, sonnigen Schwestern wieder abgelöst werden — wie es eben Schicksal's Brauch ist!
Dein Wohl!

Hans Land.
Alfred von Ingelheims Lebensdrama. Roman.
(Fortsetzung.)
17.
Wie ein überreich beschenktes Kind erwachte Ingelheim aus der Betäubung, in die ihn die Fülle des Unerwarteten, Neuen gestürzt hatte. Er empfing diese Gaben des Glücks in einer lächelnden Beseligung, die schier übermannt, kaum an die Wirklichkeit des Erreichten glauben kann und nur immer ein enttäuschtes Erwachen aus einem trügerischen Glückstraum hinter all' diesen Märchenwundern argwöhnt. Gisela pflegte ihn gesund in dem neuen, sonnigen und vornehmen Heim, das ihre Sorgsamkeit mit erlesenem Geschmack in aller Stille und Unbemerktheit aufgebaut hatte. Sie überwachte mit hingebender Treue seine Wiedergenesung, fuhr an seiner Seite alltäglich ins Freie, ordnete seine Pflege und sorgte für die genaue Ausführung und Einhaltung der ärztlichen Vorschriften. Jedes geringe oder bedeutende Anzeichen der Wiederkehr seiner Kraft begrüßte sie mit gerührter Freude und goß ein Maß von Güte und Freundlichkeit über Ingelheim aus, für das er hingegebene überströmende Dankbarkeit äußerte. Er sah zu dieser blonden Schönheit, die so gnädig sich ihm neigte, wie zu einer Gnadenbringerin auf, deren Walten um ihn her er mit ratlosem Kopfschllttteln sah, ohnmächtig, zu begreifen, was diese Prangende zu solchem Opferdienst bewegen konnte. Sie selbst erstrahlte in der ganzen Beseligung des Gebens, des Verschenkens, des Sichverschwendens. Sie hatte selten glücklichere Tage gelebt als diese, im Dienste eines von Krankheit Geschwächten, dem sie mit weichen und hilfreichen Händen wieder aufhalf, und den sie unter ihrem Beistande jetzt langsam wieder zu Kraft und Leben kommen sah. Es war herrlich, so stets mit vollen Händen geben zu können und den stummen Dank in gerührten Augen zu lesen, die mit einer wahren Vergötterung an ihr hingen und aufleuchteten, wann sie erschien, und matt erloschen, wann sie ging. Gisela wohnte nach wie vor in ihrem Hotel. Es kostete sie keinen großen Kampf, in diesem Genuß der Aufopferung und Selbstverleugnung den letzten bedeutendsten Schritt zu tun und an einem Märzmorgen das Aufgebot zu bestellen. Erst als sie die notwendigen Dokumente von Ingelheim einfordern mußte, gestand sie ihm, daß sie entschlossen sei, in aller Stille seine Frau zu werden. Am liebsten hätte sie ihn auch hierbei ganz unvermittelt vor die Tatsache der Eheschließung gestellt, wenn seine Mitwirkung nicht unumgänglich gewesen wäre. Dieses letzte und größte Geschenk nahm Alfred

zuerst seltsam ruhig entgegen. Seine Freude überstrahlte sein Stolz. Er hatte in all' den Wochen seiner Genesung eine solche Wendung wohl vorausgeahnt, und wenn auch er sich vorerst nicht getraute, an sie zu glauben, so spukte sie dennoch durch seine Träume und Gedanken. Eine Eheschließung zwischen ihnen beiden war der natürliche Abschluß dieser pfleglichen Aufopferung, die kaum möglich gewesen wäre, wenn ihr nicht eine mehr als freundschaftliche Hinneigung der Pflegerin zum Patienten zugrunde gelegen hätte. So geschah es, daß Ingelheim diese Eröffnung Giselas, sie denke an eine Eheschließung, mit Freude zwar aufnahm, aber daß hierbei, ihm selbst vielleicht unbewußt, ein triumphierender Ausdruck in seine Züge kam. Gisela sah ihn. Sie sah noch etwas mehr. Das Begehren war in Ingelheims Augen aufgeflammt. Mit durstigen Blicken sah er sie an. Sie stutzte. Es bäumte sich etwas in ihr auf. Sie hatte sich so vollkommen in die Rolle der beglückenden Fee hineingelebt, daß sie von dieser letzten größten Schenkung, mit der sie sich selbst dem Freunde darbrachte, eine geradezu überwältigende Wirkung bei ihm erwartet hatte. Sie hatte sich bereitet, ihn ganz in demütiger übermanntheit zu sehen, einen Bettler der Liebe, dem mit eins das launische Glück einen goldenen Schatz in den Schoß wirft, und der, ob dieses Wunders fassungslos, sich an die Stirn greift. Nein — er reckte den Kopf und warf ihn in den Nacken. Er sah ihr fest ins Auge mit dem Ausdruck der Beglücktheit zwar, aber auch des Triumphes. Und jetzt des Begehrens. Es war der Blick eines Siegers. Und nun sprang dieser Genesende, von keiner Schwäche mehr beengt, auf, breitete die Arme aus, hinkte auf die Braut zu und riß sie an seine Brust, an der er sie in eiserner Umklammerung festhielt. Gisela wollte aufschreien, diese unverhoffte Umschnllrung empörte sie. Die Zornesröte schoß ihr in die Schläfen. Mit Riesenkraft bog sie den Kopf zurück und entzog ihren Mund den Lippen Alfreds, die ihn suchten. Es war ein Ringen, das wenige Augenblicke dauerte, und während dessen beide, der Mann und das Weib, ächzten. Er vor Begehren wild, sie vor Empörung. Da plötzlich, da er sah, daß sie ihren Mund mit solcher Hartnäckigkeit ihm vorenthielt — da plötzlich erwachte sein Stolz. Er ließ sie frei. Sie stürzte ans Fenster, stampfte mit dem Fuße auf und wandte ihm den Rücken. Er — totenbleich geworden, sank in einen Sessel — die Lippen halb geöffnet, was ihm einen Zug von schrecklicher Ratlosigkeit gab. Mit großen fragenden Augen, in denen das Grauen des Nichtverstehens lag, starrte er auf sie hin. Sie stampfte noch einmal wütend mit dem Fuß, dann schluchzte sie plötzlich schmerzhaft auf und jagte zur Tür hinaus und davon . . Sie rannte durch die Straßen, als wäre der Tod hinter ihr. Das Grauen peitschte sie. Ihr war, als sei sie plötzlich hart an den Rand eines Abgrundes geraten. Wie aus allen Himmeln gefallen fühlte sie sich. Der Schrecken packte sie, die Erkenntnis, daß sie mit ihrer Phantasie sich in eine Trugrolle hineingedacht hatte,

und daß diesem Traume nun ein schreckliches Erwachen folgte. Die Hilflosigkeit des Kranken hatte sie gerührt, das Kindliche, das jedem Bettlägerigen anhaftet, sie weich gemacht. Sie wollte gegen diesen Leidenden gut sein, ihn trösten, ihm aufhelfen, und wie jede hilfreiche Tat den Täter, so hatte auch sie dieses ihr Verhalten beglückt und froh gemacht. Wie ein Taumel war das über sie gekommen, daß sie sich restlos, ganz restlos ausgeben mußte — nur — nur um diesem Wesen ein Lächeln abzustehlen. Ganz — ganz ausgeben mußte sie sich — geben — geben — alles, was nur in ihr war von Selbstverleugnungskraft, Hingebungsfähigkeit und Menschenliebe. Sie machte ihn gesund mit diesen Fluten von Fürsorge und liebreichem Sichannehmen. Sie hüllte ihn wie in weiche Decken mit ihrer aufmerkenden, nichts versäumenden Umsicht und ließ ihn kosten, was er im Leben nie genossen hatte, die beseligende Betreuung durch eine Frau, deren ganzes Mühen um den Mann Liebe kündet. Das hatte sie getan. Sie sah es. Sie hatte mehr getan. Sie hatte dem Genesenden, immer von dem Drange zu schenken und zu beglücken gepeitscht, sich — sich selbst — sich selbst — ihre Person — ihr ganzes Sein — ihr Leben — ihre Seele, ihr Denken, ihr Fühlen — ihren Leib — ja — ja — ja — auch ihren Leib angetragen — sie hatte ihm gesagt, sie wolle seine Gattin werden. Das hatte sie getan. Sie tat es, um ihn aufjauchzen zu sehen. Sie tat es, um einen Zustand höchster Beseligung bei ihm hervorzurufen. Sie hatte darauf gebrannt, ihn von diesem unerhofften, unerhörten, unfaßbaren Glück überwältigt, geblendet — übermocht — ganz zermalmt zusammensinken zu sehen — wie er damals zusammenbrach, unter der Überlast der Glücksempfindung, als sie ihn in sein neues von ihr heimlich bereitetes Heim führte. Liebte sie nun den Mann, daß es sie so peitschte, ihn zu beglücken? Liebte sie ihn? Sie fand die Antwort nicht auf diese Frage. Solange er leidend, hilflos, ihrer sehr bedürftig, in körperlicher Schwäche dalag, ja — da hatte es sie froh und glücklich gemacht, ihn zu erfreuen, so froh, daß sie in ein reines Fieber der Hingebung geraten war. Die Großfürstin hatte ihr diese Hingebung zur Pflicht gemacht, und sie, Gisela, hatte sie ausgeübt — diese Pflicht und dabei Glück empfunden — Befriedigung — bis — bis hier — hier öffnete sich der Abgrund vor ihr. Hier riß die Kluft sich auf. Hier gähnte die tiefe Schwärze sie rätselvoll und unergründlich an. Sie war — sie — Gisela, war gern und friedvoll bei Alfred geblieben, bis er sie den Mann spüren ließ. Bis das körperliche Begehren von ihm zu ihr wie mit schwefelgelben Flammen herüberzüngelte. Bis er sie an sich riß in brutaler — schnürender — erstickender Umarmung — in der wie vor Schlangenbiß vor seinen Küssen sich zu schützen, ein innerer Zwang sie riß, aus der sie flüchtete wie aus einer Mißhandlung — empört, zornbebend — vor Pein und Wut fast rasend. Was war das? Was war das? ! Hatte er sie wirklich beleidigt, als er sie in seine Arme zog? War das nicht sein Recht, da sie

doch selbst erklärt hatte, ihn heiraten zu wollen, und da sie somit jetzt im Augenblick schon seine Braut war. Er hatte, er hatte ein Recht auf sie — und es peitschte ihn, dieses Recht auszuüben, nach dem er so lange 'und fieberhaft gedurftet. Das Verschmachten nach ihr hatte ihn ja krank gemacht. Sie, sie selbst brachte ihn zur Genesung und das nur dadurch, daß sie ihm die Hoffnung schenkte, die Hoffnung auf ihren Besitz. Nun war er gesund, und jetzt griff er nach ihr, nach seinem Recht auf sie — und sie — sie flüchtete vor ihm, gepeitscht und gejagt von allen Dämonen des Abscheus und des Widerwillens. Ja — des Abscheus und Widerwillens. Das — das war es — nichts — nichts anderes. Schon als der Kranke, noch liegend, ihre Hände faßte und nicht freigeben wollte, als er ihren Arm streichelte und sehnsüchtig ihre Augen suchte — schon damals — damals schon kostete es sie Zwang und Aufwendung von Willenskraft, ihm still zu halten und seine Liebkosungen zu dulden. Jetzt, jetzt, da er in wiedergewonnener Kraft, ein Mann, dem das Mitleid des Kranken nicht mehr zur Seite stand, jetzt da er aufrecht und begehrend vor sie trat, bäumte sie sich auf. Es war etwas in ihr, was sie von ihm forttrieb. Es war etwas in ihr, was eine Scheidewand gegen ihn aufrichtete. Woher kam dieser Abscheu? Sie suchte — suchte . . . Abscheu — war es wirklich — wirklich Abscheu? Nein — sie verehrte ihn als einen Menschen, der mit Einsetzung aller Kraft etwas geworden war und mehr werden würde und heute schon mit seinem Namen unter den Großen des Geistes in der Welt seinen Platz hatte. Sie schätzte ihn hoch. Sein Wesen war ihr nicht unsympathisch. Seine Art zu sprechen liebte sie sogar. Es war Vornehmheit in ihm, Weltkenntnis und Weltmanntum. Er war nicht umsonst so lange in Hofesnähe gewesen und nannte nicht vergeblich eine lange Reihe von Staatsmännern und Militärs die Ahnen seines alten Geschlechts. In seiner Art, in seinem Wesen, in Charakter und Sinn — da war nichts in dem Manne, was ihr entgegen war. Sein Kopf, dieses hagere, rotblonde, fahle, bartlose Haupt mit dem kurzgeschorenen Haar, mit den Asketenlippen und den flammenden blauen Augen — es war — es war nicht schön — aber bedeutend. Es sprach an, konnte in Momenten der Erregtheit und Bewegtheit sehr einnehmen. Was — was — was in aller Welt war es aber sonst, was sie abstieß? War es seine Krüppelschaft, die dieses körperliche Grauen in ihr wachrief? Nein. Das stieß sie nicht ab. Sie sah es kaum mehr, in solchem Grade hatte sie sich an sein Hinken gewöhnt. Im Gegenteil, dieser Leibesschaden war eine der Ursachen mehr gewesen, die ihren Trieb, ihn froh und glücklich zu machen, noch angespornt hatte. Was also war es, was war es, das sie bei der leisesten körperlichen Annäherung Ingelheims so entsetzte, so peinigte — so mit Grauen erfüllte. Sie sah es jetzt plötzlich klar und grell — das — was die Wahrheit war . . .

Es war das Drängen nach dem einen, dem einzig einen, den sie in

jungen Miidchenjahren geliebt, das noch in ihr lebte und stark war und so lebendig warm noch, so triebhaft mächtig, daß die Berührung jedes, jedes anderen sie wie ein Faustschlag traf. Das war es, das war es, das war es....
Mitten auf der Straße, im drängenden Strom des Weltstadttreibens war sie plötzlich wie angewurzelt stehen geblieben, entgeistert ins Leere starrend, so daß die Blicke der Vorüberhastenden sich auf sie richteten. Sie raffte sich auf und ging gebeugt weiter, wie niedergedrückt von einer Last. Da plötzlich schwang sich ein Signal hell und glockig wie Trompetenstoß über das Tongewirr der rasselnden Straßensymphonie. Die Wagen, Autos und Tramgefährte hielten an, es ging wie ein Ruck durch diese sich schiebenden und drängenden Mauern der Passanten, die eilig die Köpfe reckten — ein Hofauto raste heran, in dessen Fond in Dragoneruniform der Kronprinz saß, an seiner Seite ein junger Adjutant. Das geliebte Haupt, das sie in Jahren nicht gesehen, flog an Gisela wie eine Traumerscheinung flüchtig vorüber, und eine namenlose Traurigkeit ergriff ihr Herz. Wie weit, wie weit hatte der Schicksalsstrom sie fortgerissen von diesem geliebten Menschen, an dessen Brust sie einst eine selige Stunde lang geruht. Wie fern war er ihr heute, wie unerreichbar fern. Das war es, was wie mit Krallen in ihr schmerzendes Herz sich grub. Vor einem Photographenfenster blieb sie stehen. Da hing sein Kabinettbild in der gleichen Uniform aufgenommen, in der er soeben an ihr vorbeigeflogen war. Ihre Augen sogen sich fest an dem lieben vertrauten Gesicht, aus dem die gereifte« Männlichkeit mit einem Ausdruck von Trauer sprach. Sein dunkles schönes Augenpaar war wie suchend ins Leere gerichtet und zeigte etwas wie ein Sehnen nach Fernem, Unerreichbarem. . . . Lange, lange stand Gisela vor dem Bilde, bis ihr das Herz schwer wurde, eisenschwer und bis sie vor Tränen nichts mehr von ihm sah. Dann rief sie einen Wagen an und fuhr müde — müde — sterbensmllde in ihr Hotel. Auf dem Tisch ihres Wohnzimmers lag ein Telegramm. Sie riß es hastig auf. Es enthielt nur die Worte: „Du bist frei.
Ingelheim."
Giselas Ratlosigkeit wurde durch diese telegraphische Erklärung nicht behoben. Seine Depesche stürzte sie nur in tiefere Wirrnis. Frei war sie nach Alfreds Wort, frei — wovon? Frei, wozu? Hatte Gisela unter dem ersten Eindruck von Ingelheims erster Liebkosung gemeint, die Gewißheit erhalten zu haben, daß sie mit ihm nicht leben könne, so fragte sie sich jetzt, da er sie freigegeben, was sie ohne ihn beginnen solle. Das wußte sie nicht. Das konnte sie nicht finden. Ihre Zukunft, ihr ganzes ferneres Leben lag leer und inhaltlos vor ihr. Die kommenden Tage rückten ihr drohend heran, und sie wußte nicht, was mit ihnen zu beginnen war. Die Zeit rückte ihr wie ein strenger Gläubiger auf den Leib, wie ein Gläubiger, dem sie mit

leeren Händen gegenübertreten sollte. Aber das — das war nicht das Schlimmste. Ein Leben, das durch Zwecklosigkeit unerträglich geworden, konnte man fortwerfen. Dieser Ausweg blieb. Gisela scheute gewiß vor der Sünde der Selbstvernichtung heftig zurück, aber am Ende aller Verzweiflungen, wann alle sonstigen Auswege sich verschlossen, blieb doch dieser letzte.
So mußte die Sünde eben geschehen. Ein Teil von ihr fiel auf das Schicksal selbst, das alle diese unsäglichen Verkettungen geschmiedet hatte, in denen Gisela sich gefangen sah. Sie konnte sich's denken, am nächsten Tage schon aus dem Leben zu scheiden, konnte sich's aber nicht denken, daß das geschehen könnte, ehe die letzte Rechnung beglichen war. Diese schwebte zwischen ihr und Ingelheim. Ihm mußte sie sich erklären, das war sie ihm schuldig. So wenig sie sich selbst begriff, sich und ihr Tun in all' diesen letzten Wochen, so dünkte es sie doch notwendig, wenigstens den Versuch zu machen, ihm über ihr schwankendes widerspruchsvolles Betragen Aufschluß zu geben. Sie fuhr zu Ingelheim. Er war nicht daheim, war auf der Universität, an der er seinen Dienst wieder aufgenommen hatte. Der Diener wußte nicht, wann der Herr Professor heimkommen würde, und fragte, ob er ihn deshalb telephonisch um Auskunft bitten solle. Gisela verneinte. Sie wolle ruhig solange warten, bis der Herr käme. Es war sieben Uhr abends. Der helle Tag war in Regen übergegangen, das Licht schwand, und die Dämmerung setzte ein. . . Gisela stand vor Ingelheims Riesenarbeitstisch, auf dem die Spuren der wiederaufgenommenen Arbeit des Gelehrten in hohen Bücherstapeln, gehäuften Handschriften, zahllosen Notizen und Zetteln umherlagen. Ein Neid stieg ihr auf, eine Mißgunst gegen dieses Glück, das der Mann in seiner Arbeit besaß, in der großen Zuflucht, die sein Lebenswerk ihm gegen alle Stürme des Herzens bot. Sie hatten ihn freilich einmal schon so gepackt, daß sie ihn niederwarfen. Aber jetzt — das sah sie — jetzt riß er sich los aus dieser lebenuntergrabenden Hörigkeit. Er hatte den Weg zu seinem Schaffen zurückgefunden und flüchtete sich zu ihm wie in den rettenden Hafen. Ihm war die Kraft wiedergekehrt, über die Trümmer seiner Liebe hinweg zum Werke zurückzufinden. Er wird arbeiten, schaffen, leben und überwinden. Aber sie? Wohin sollte sie sich flüchten? Sie fand auf diese Frage nur immer die gleiche Antwort: ins Nichts. — Sie war eben nichts, wenn ihr eigenes persönliches Frauenschicksal zu Ende und ausgelebt war. Wie glücklich jene Frauen, die in der Arbeit der Welt eine Betätigungsstelle gefunden, einen Beruf, eine Berufung. So etwas war nicht in ihr. Sie fühlte keinen Drang hierzu, wußte nicht ihre Kraft nützlich zu betätigen, ahnte nicht entfernt, wie sie das hätte anstellen sollen. Der Gedanke, den Schleier zu nehmen, war ja doch auch nichts anderes als eben die blanke Bestätigung des niederdrückenden Bewußtseins, daß sie zu nichts Rechtem taugte in der Welt. Ins Kloster zu gehen, das war auch nur Selbstmord, ein Auslöschen

der letzten persönlichen Betätigung im Leben, der lebendigen, schaffenden arbeitenden Welt. Mitten unter den Büchern und Papieren auf Alfreds Arbeitstisch sah sie jetzt den kostbaren Dolch liegen, das Geschenk der Großfürstin an Ingelheim, das sie, Gisela selbst, ihm damals — vor Monaten — überbracht, damals als Alfreds Leidenschaft zu ihr erstand. Sie nahm die Waffe, sie sah die reich mit Perlen und bunten Steinen besetzte Scheide, zog die blitzende spitze Klinge aus ihrem Gehäuse und hielt sie mit seltsamem Interesse längere Zeit prüfend und nachdenklich in der Hand. Sie wußte selbst nicht, was an der schönen Waffe sie so anzog, daß sie sie gar nicht wieder aus den Augen ließ. Mehrmals steckte sie den Dolch in die Scheide, zog ihn heraus und barg die Klinge wieder in der Scheide. Die Waffe in der Hand, sank sie erschöpft auf das Sofa nieder, dessen weiches Leder ihr Kühlung in die heißen Hände strömte, und neigte das schwere müde Haupt gegen die Lehne, seufzte tief und schmerzlich auf, und nachdem sie mit traurigen Augen lange — lange in die tiefen Schatten des schweigenden Raumes gestarrt, fielen die Lider ihr zu. . . .

Als sie sie wieder öffnete — es mochten inzwischen Stunden vergangen sein, brannten die elektrischen Flammen im Zimmer, und ihr gegenüber saß Ingelheim und starrte sie verwundert und ratlos an. Er trug Spuren der Verstörtheit im Gesicht. Seine Züge waren wie zerwühlt von Seelenschmerzen. Die Augen lagen tief, der Blick war gequält, und dennoch lag es wie Spannung, wie willensstarke Spannung auf diesem Gesicht, heute endlich, endlich stärker zu sein als der Schmerz, heute das fressende Leid zu überwinden. Jetzt hob er den Dolch auf, der am Boden lag, und legte ihn auf den Schreibtisch. Gisela lächelte Alfred schmerzlich zu, und mit matter Stimme, aus der ihre ganze Hilflosigkeit Nagte, sagte sie zu ihm: „Ich mußte — ich mußte noch einmal mit dir reden."

„Ich höre," sagte er tiefernst. Sein Gesicht war sehr bleich, aber in voller Ruhe. Seine Hände lagen zu Fäusten geballt auf der Lehne des Sessels. Er bot das Bild eines Mannes, der all' seinen Willen zusammenrafft, eine namenlos drückende Last standhaft zu schleppen. Aber Gisela suchte vergebens nach Worten. Sie öffnete die Lippen, ihre Züge zeigten den ganzen gespannten Kampf, der diese Seele bewegte, den Kampf sich mitzuteilen, sich zu erklären, die Beichte abzulegen, die Deutung all' der unverständlichen widerspruchsvollen Handlungen in Worte zu fassen. Aber die Worte stellten sich nicht ein. In tragischer Stummheit blieb ihr weher Mund. Diese Hände irrten hilflos mit gespreizten Fingern über Stirn und Schläfen, hinter denen das Fieber der Unentschlossenheit raste, das Unvermögen, Licht in das Dunkel eines Empfindungschaos zu bringen, das die letzten Energien dieser zuckenden Seele zerschlagen und zermalmt zu haben schien. . . . Nur ein schrilles und gepreßtes Schluchzen kam aus der gequälten Brust. Mit einem

wilden Aufschrei riß Gisela sich plötzlich in die Höhe, und ehe noch Alfred hatte «ufspringen können, lag die blonde Frau lang ausgestreckt auf dem Teppich zu seinen Füßen. Ein Weinkrampf löste die Spannung ihrer Seele. Alfred nahm die Weinende in die Arme, hob sie auf und legte sie aufs Sofa. Er rückte einen Sessel heran und verharrte, ohne sie weiter auch nur mit einem Finger zu berühren, stumm, bis sie sich beruhigt hatte. Als das Schluchzen vorüber war und der Quell der Tränen versiegt, da endlich brach Alfred das Schweigen und sagte ohne jeden Ton des Vorwurfs oder der Gekränktheit: „Klarheit, Gisela, Klarheit. Die muß zwischen uns sein. Ich will sie jetzt schaffen. Du hast zu mir gewollt. Du hast den Entschluß gefaßt, mit mir zu gehen, aber du kannst es nicht. Es steht etwas zwischen uns. Du hast gemeint, dies Trennende sei tot. Aber es lebt noch. Als du darüber hinweg zu mir kommen wolltest, da hat es sich plötzlich aufgerichtet und lebendig gezeigt — dieses — das du tot geglaubt. Jetzt steht es zwischen dir und mir und läßt dich nicht zu mir. Ich sehe es deutlich. Du bist also frei. Du hast zu mir gewollt, und ich danke dir innig dafür. Es war ein Traum, — er ist vorüber. ..."

Er brach ab und lauschte gespannt, ob sie etwas entgegnen würde.

Aber sie tat es nicht. Sie lag zusammengekrümmt auf dem Sofa, das Taschentuch vor den Augen, mit geschlossenen Lippen stürmisch atmend.

Sie blieb schweigend, und seine letzte Hoffnung brach. Er hatte sich, daran geklammert, sie würde ihm unrecht geben, würde bestreiten, was er behauptete, würde mit hundert Eiden bekräftigen, daß nichts — nichts zwischen ihnen stände — aber sie schwieg — sie schwieg und so war alles — alles aus. . . .

Langsam stand er auf, er wankte, aber er riß sich zusammen, straffte sich hoch, und tonlos sagte er: „So geht es also ans Scheiden." Da fuhr sie auf, packte seine beiden Hände und klammerte sich an ihnen fest. Ihre Lippen bewegten sich, aber kein Ton kam über sie. Es war schauerlich zu sehen, war, als sei die Stimme in ihr erstorben. Dann ließ sie seine Hände frei, aber im nächsten Augenblick packte sie seine Schultern mit einem Griff wie ein Ertrinkender. Jetzt war es, wie wenn die Stimme ihr wiederkehrte, denn ein Ächzen drang aus ihrem Munde, danach ein Schrei: „Jag mich nicht fort! Jag mich nicht fort!! . . ."

„Gisela," sagte er erschüttert, „wer wäre seliger als ich, wenn du bei mir bliebest. Aber du fürchtest dich ja vor meiner Berührung. ..."

Da fuhr sie wie rasend auf, riß seinen Kopf zu sich herab und küßte ihn zum ersten Male auf den Mund. . . . unter Lachen und Weinen «mpfing er die unerhoffte Huld.

18.

Von dieser Schicksalsstunde an blieb zwischen den beiden Menschen etwas Unausgesprochenes, das sie nicht hinderte, einander eilig und in aller Stille zu heiraten, die herzlichen Glückwünsche des Königs, der Großfürstin und der gesamten Gesellschaft zu empfangen, vor der Welt das korrekte Ehepaar zu sein. Oft schien es verschwunden, jenes Stumme, das wie eine schwarze drohende Wolke zwischen ihnen beiden lagerte. Dann war der Himmel ihres Zusammenlebens rein, und es gab Zeiten ungetrübter Harmonie. Das war, wann die beiden als Gefährten neben einander ihre Tage lebten, eins dem anderen hilfteich zugetan, Gedanken tauschend über Leben, Welt, Bücher und Menschen — auf einsamen Wanderfahrten die Herrlichkeiten der Gotteswelt genießend. Da gab es reine klare prachtvolle Zusammenklänge ihrer Seelen. Aber dann geschah es mitten in solchen erhobenen und guten Stunden, daß Alfred, von dem Anblick ihrer blühenden Schönheit gepackt, ihre Hand ergriff, sie am Arm packte, und im Nu flohen alle Genien des Glücks aus seiner Seele. Denn ihn dünkte, er fühle den Schauer, den das junge schöne Weib, sein Weib ergriff, im Augenblick, da er ihre Hand berührte. Dann wachten alle Dämonen auf, alle Quäl- und Rachegeister des Mißtrauens, der Zweifelsucht, der lauernden Feindseligkeit. Sie hatte ihn geheiratet, seinen Kuß und seine Umarmung geduldet, ja sie konnte es fertig bringen, ihn von selbst zu küssen, — so viel Überwindungskraft war in ihr. Näherte er sich ihr aber einmal plötzlich und unvermittelt zu körperlichen Berührungen selbst von so nichtiger Art wie das Auflegen seiner Hand auf ihre Wange, ihre Stirn, so zuckte sie zusammen, machte eine Bewegung, als wolle sie ihm ausweichen, und unterließ das nur, weil ihr Wille dazwischen fuhr und ihr die Forderung auferlegte, ihm ihr Haupt nicht zu entziehen. Alfred fühlte dann, es war und blieb etwas in dieser Frau, was sie physisch von ihm fortdrängte. Die Verletzbarkeit des Krüppels, die in ihm war, empfand das deutlich und demütigend. Er, der körperlich Mißgestaltete, hatte diese Schönheit ja doch auch nur wie eine Zufallsbeute gewonnen, die ihm das Schicksal ausgeliefert. Wenn in solchen Stunden seine Zweifel erwachten, so erinnerte er sich des Augenblicks, da sie ihn zum ersten Male geküßt hatte. Damals hatte er ihr vorgehalten, es stände etwas zwischen ihnen, das sie dauernd trennte. Und sie hatte hierzu geschwiegen. Sie war stumm geblieben, als er ihr gesagt hatte, sie habe etwas für tot gehalten, was noch lebendig in ihr war. Dies hatte sie durch ihr Schweigen bekräftigt. Und wäre durch Gewöhnung und guten Willen es ihr möglich geworden, ihm Liebe und Zärtlichkeit zu schenken, hätte sie ihr ästhetisches Empfinden durch seelische Annäherung langsam dahin bringen können, seine Häßlichkeit nicht mehr so zu fühlen, daß sie sie von ihm fortpeitschte, so wurden alle diese Regungen im Keim erstickt, sobald sich das Totgeglaubte in Gisela wieder rührte, die Liebe zu dem anderen, das Sehnen nach ihm, dem Uner-

reichbaren. Dies erhob sich stets und von neuem als der schwarze Feind Alfreds in Giselas Seele. Dies riß ihre Gedanken fort von ihm. Wann er mit ihr sprach, wann sie mit gespanntem Interesse zuzuhören und zu lauschen schien — er sah es wohl, er sah es wohl — sah es an einem Abirren ihres Blickes, an einem seufzenden Sichheben ihrer vollen Brust, an einem Sich-verlieren ihres Auges in ungewissen Fernen — Er sah es — er sah es — dann schweiften ihre Gedanken hin zu jenem Lockenden, übermächtigen, das wie an eisernen Ketten an ihr riß und sie ihm rauben wollte. Da knirschte die Wut in ihm auf, ihm war, als äffe ihn das Glück, das ihm diese Frau in die Arme gelegt, und da er sie an die Brust drücken wollte, war sie ohne Seele — leer und tot — tot für ihn, mit ihren Wünschen, Begehrungen, mit ibrem Sehnen und Verlangen — eines anderen Eigentum und Ding, eines anderen, den ihre Wünsche heiß und verschmachtend suchten . . . Das war die Hölle. Er litt abgründig.
Was war mit ihm geschehen? Ein Hohn — eine Verspottung — eine Nasführung. Sie war sein, sein Weib, ihm angetraut, sein Eigen — und er fühlte sie sich dennoch weltenfern entrückt. Wenn es eine Qual gab, so litt er sie — er — der andere Tantalus, dem die kristallklare Flut bis an die Brust reichte, und der doch im Durste lag. Dem die prangenden Früchte ihren Duft zuhauchten, und der doch nagenden Hunger litt. . . . Ein Los, ein Los der Verfluchten. . . Nie sprach er hierüber. Sein Stolz wäre lieber verblutet, als daß er einer solchen Klage Worte hätte leihen mögen. Aber ihm selber unbewußt geschah es, daß seine Zärtlichkeit für Gisela — zurück-gescheucht in der Furcht lästig zu fallen, eingeschüchtert und abgedrängt, flehend und bittend aus seinen Augen sprach, und daß diese dann ein besonders harter und kalter Blick aus den ihren traf, unter dem er erbebte. Wie ein ertappter Bettler stellte er sein Werben ein und hielt sich fern und verschlossen, bis der Durst, der bohrende Durst, ihm schmerzende bittere, demütigende, brand-markende Zurückweisungen von ihr eintrug. Dann geschah es, daß sie plötzlich sein Leiden sah, daß ihr Gewissen sich regte, ein Drang von Mitleid in ihr stark ward, dann näherte sie sich ihm, streifte seine Stirn, strich über sein Haar — und er — er nahm diese Almosen wie ein Verhungerter an, obschon er vor Qual, da er sie empfing, hätte aufschreien mögen. Solcher Art waren die Liebesbegegnungen in dieser Ehe. Schwiegen diese Triebe, so gab es keine Mißklänge, keine Risse, kein Mißverstehen. Gisela liebte ihren Mann, wann sie ihn beim Arbeiten und Denken sah. Bei seinem Werke wurde er ihr heilig. Wenn sie in mitternächtiger Stunde sein Arbeitszimmer bettat und er den mächtigen Kopf von den Büchern zu ihr erhob, das Gesicht vom Geistesringen in fieberndem Glanz, den Abstrahl der aufgewendeten Willenskräfte in den Flammenaugen, so schlich sie auf Zehen in eine dunkle Ecke und sah ehrfürchtig auf sein nächtliches Schaffen. Sie sprach ihm einmal eine Regung aus, eine

Regung von Neid gegen die jungen Assistenten, die so innigen Anteil an seiner Arbeit haben durften. Das rührte ihn sehr, und er übertrug ihr leichtere Korrekturen, die sie mit Stolz übernahm und mit liebevoller Gewissenhaftigkeit ausführte. Aber sie wollte nicht im Vorhof seiner Heiligtümer bleiben. Es drängte sie zu größerem Anteil an seiner Arbeit, und sie brachte öfter und öfter das Gespräch auf das Problem der Strafrechtsform, das den Kern seines Wirkens, Forschen« und Lehrens bildete. Jetzt erschien die blonde, aristokratische Schönheit, Professor von Ingelheims Gattin, in dem großen Vudlicum, das der berühmte Strafrechtsforscher im geräumigsten Auditorium der Universität vor Damen und Herren las, als ein regelmäßiger Gast, der wie ein gewissenhafter Student sich eifrig Notizen machte. Mit Inbrunst mühte Gisela sich, in den großen Gedankenkreis dieses sozialen Erneuerungswerkes einzudringen, das zu ihres Mannes hoher Lebensaufgabe geworden war. Unter seiner Anleitung studierte sie die großen Vorgänger Ingelheims, die Schriften seiner Lehrer und Mitstreiter und gewann den Überblick über den Stand der Sache, die unter Ingelheims zäher und mutiger Vorkämpferschaft besonders in seinem Vaterlande neuerdings große und hoffnungsreiche Fortschritte gemacht hatte.
Ingelheim war tief dankbar dafür, daß seine Gattin gerade diesen besten Weg gefunden und gewählt hatte, ihm nahe zu kommen und ihrer Ehe diese höchste Weihe einer geistigen Gemeinschaft zu schenken. Damit überbrückten sich die Abgründe, die in Liebesdingen drohend zwischen ihnen gähnten, und es gab ein Miteinandergehen und Miteinanderwirken, das diese zwei Menschen sehr nahe einte.
Ingelheim war jetzt in eine sehr glückliche Periode seines Wirkens gelangt. Aus seinem seelischen Niederbruch hatte er sich mit erstarkten Kräften erhoben, und ein wahrer Rausch der Betätigung und des Arbeitsdranges war über ihn gekommen. Er fühlte, wie die Dämonen der Zerstörung, die das Grübeln über getäuschte Liebeshoffnungen in ihm großgezogen und die die Quellen seiner Kraft zu untergraben gedroht hatten, er fühlte, wie diese schwarze Schar im Arbeitssturm, in den er sich stürzte, ohnmächtig zerstob. Er fühlte, wie das Stahlbad der Betätigung der höchsten Kraftanstrengung ihn siegreich machte über alles das, was in ihm bohrte und nagte, und an ihm riß — und all' sein Fühlen und Denken zu vergiften, seine Kraft zu brechen gedroht hatte. Die Arbeit, die Arbeit rettete ihn, und jetzt hatte sie sogar das Wunder vollbracht, ihm die Seele der Frau zu erschließen, um die er so lange und so vergeblich hatte ringen müssen. Es kam heiß und berauschend — es kam wie Siegerfreude über ihn. Sein Gedanke rückte vor, gewann Gebiet, brach Widerstände, packte die Seelen, drang siegreich durch und sprang wie ein unwiderstehlicher gewaltiger elektrischer Strom hinüber — hinüber über den tiefen, so selten überbrückbaren Abgrund, der die Wissenschaft vom Leben trennt, die Theorie abscheidet von den lebendigen Entwicklungen. Die Schule

der Kriminalreformer war in allen Kulturländern siegreich vorgedrungen. Auf ihren internationalen Kongressen drängte sich die Elite der schöpferischen Strafrechtsforscher, und die Zukunftsprogramme, die dort in lebendiger, fruchtbarer Diskussion sich entrollten, waren schön, betörend hoffnungsvoll mit ihren menschenrettenden Ausblicken in eine bessere Epoche, in der der strafende Staat nicht mehr seine verirrten und gestrauchelten Kinder durch ein rückständiges und zweckwidriges Strafsystem zu rettungslos Verlorenen machte. Was die Schule Lombroso, Garofalo, Liszt zur Rettung des Bestraften tun wollte, wie sie das Strafrecht umzugestalten strebte, daß eine Besserung des Verurteilten erreicht und möglich wurde, das war wie eine erlösende Botschaft des Heils in die Seelen aller Zukunftsgläubigen gedrungen und erfüllte sie mit den Glücksschauern der Hoffnung an eine Besserung der Zustände in der gesamten Menschenwelt. Endlich sollte diese ihr finsteres mittelalterliches System des Verzweifelns am Menschen zum alten Eisen werfen und ein Strafrecht aufrichten, dessen innerste Gerechtigkeitskraft die Schuld zu einem großen Teile der Gesellschaft mit anrechnete, den Verbrecher also minder schuldig werden ließ und in ihm selbst den Menschen durchaus nicht vergaß, den Menschen, in dem immer, immer, immer ein unsterblich Teil zu retten blieb. — Nur weil man an den Menschen verzweifelt hatte, wagte man den Frevel des Staatsmordes und schlug den Mördern die Köpfe ab. Nur weil man an den Menschen verzweifelte, strafte man sie, statt sie zu bessern, strafte sie so, daß alles Bestialische in ihnen aufblühte und wuchs und alles Menschliche in ihnen mit ehernen Sohlen zertreten ward. Hier sprangen Tore einer großen und schönen Entwickelung auf. Die Gesellschaft erkannte sich, wie sie es war, als mitverantwortlich für die Verbrechen, die die Fehler ihrer Struktur in ihrem Schoße geboren. Sie entlastete die Schuldrechnung des Verbrechers um diesen ihr, der Gesellschaft, zufallenden Teil seiner Tat und sah in dem Verurteilten einen sozial Erkrankten, dessen Heilung ein ungleich besseres, dankenswerteres, froheres, beglückenderes Tun bedeutete, als jenes System, das den Verbrecher wie ein wildes Tier hinter Gitterstäbe schloß und ihn nach Abbüßung der Haft, viel tiefer verroht, von Rachedurst erfüllt, für die an ihm begangene Untat, von neuem auf die Gesellschaft losließ, bis das Kapitalverbrechen das rettungslos zugrunde gerichtete Haupt zum Schluß dem Henkerbeil überlieferte. Alle diese neuen zukunftsfreudigen, großen Gedanken wurden jetzt in den Gehirnen der Wissenschaftler siegreich. Sie setzten sich dort fest, beherrschten die Diskussionen der Kongresse, die Spalten der Zeitschriften und nahmen die Formen von Ariomen an in all den Forscherseelen, die der Entwickelung zugeneigt, einen Stillstand im Werden des Strafrechts nicht dulden wollten. Solcher Geister freilich, die die Dinge aufzuhalten oder sogar rückwärts zu lenken entschlossen waren, gab es in Hülle und Fülle auf den Lehrstühlen, in der Presse, in den Parlamenten. Gegen sie ging der Kampf. Und so hartnäckig sie auch unter

Zitierung Kants das Gesetz der Willensunfreiheit bekämpften und Gott und die Bibel dafür ins Treffen führten, daß der menschliche Wille frei sei, — die Erkenntnis des Gegenteils ließ sich doch nicht mehr aufhalten und zog ihre Folgen nach sich und begann die gesamte öffentliche Meinung zu beherrschen. Langsam, langsam, Schritt für Schritt nahm sie die Seelen der Richter, der neuen Generation und das gesamte Rechtsgefühl ein. Kants Wort: „Wäre keine Freiheit, so würde das moralische Gesetz nicht in uns anzutreffen sein" war nicht mehr als ein Wort und würde vielleicht überhaupt nicht gesprochen worden sein, hätte der Schöpfer der Kritik der reinen Vernunft die Höhe mitersteigen können, die seit seinem Tode der psychologischen wie der sozialen Forschung zu erreichen vergönnt gewesen. An den neuen Erkenntnissen dieser Disziplinen kann heute kein Strafrechtsforscher mehr blind vorübergehen — und der Anerkenntnis von der tatsächlichen Unfreiheit des menschlichen Willens galt es nun in der Reform des Strafrechts die ersten Konsequenzen zu schaffen. Die Reform der bedingten Verurteilung war solch ein erstes Bollwerk, eine erste kleine Station auf dem Siegeszuge zur Schaffung des neuen Strafrechts, die jetzt — immer im Kampfe gegen die Rückständigen, genommen werden sollte. Danach kamen die Iugendgerichtshöfe, die angestrebte Rettung jugendlicher Verbrecher vor der großen, schrecklichen Vernichtungsmaschine des alten Strafrechts, das graue Gewohnheitsverbrecher und Kinder über den gleichen Kamm zu scheren die Barbarei besaß, Kinder, deren unüberlegtes Tun den ersten Schritt zur Gesetzesverletzung nach sich zog. Jetzt galt es, die Jugendlichen unter das ihnen gebührende Ausnahmestrafrecht zu stellen, sie vor allem vor den Strafanstalten des alten Schlages solange als irgend möglich zu retten und zu schützen vor jenen widerlichen, ja teuflischen Hochschulen des Verbrechens, die die Jugend jahrhundertelang unschuldig im tieferen Sinne als dem des Staatsanwalts aufgenommen und sie dann an Leib und Seele verdorben und vergiftet wieder entließ. Jedem Verbrecher gegenüber befällt den Menschenfreund der Angstgedanke, ob die Willenskraft, die zur Untat führte, nicht nur ein mißleiteter Trieb gewesen, der besser gelenkt, vernünftiger geleitet, zu einer schönen und guten Tat, zu Segen und Freude, statt in das Verbrechen geführt hätte. Die bedingte Verurteilung, für den Gelegenheitsverbrecher, der vielleicht nur das Opfer einer schlimmen und schicksalvollen Verkettung gewesen, sollte ihm den Rückweg zu Anständigkeit und Unbescholtenheit offen halten. Den Jugendlichen Schutz durch Iugendgerichtshöfe, den Gewohnheitsverbrechern Erportation in Strafkolonien, in denen sie unschädlich gemacht, dennoch nicht das Leben wilder Tiere in Käfigen zu führen gezwungen wurden. Nein, auch ihnen, so verroht und moralisch hoffnungslos sie immer sein mochten, wurde in strenger Arbeitszucht, in der freien tropischen Natur der Weg zur Besserung nicht vermauert. Die Kolonien des Landes sollten Ingelheims Plänen gemäß dem Gedanken dieser Strafkolonien dienstbar gemacht werden,

und die Zwangskulturarbeiten der Verbrecherschaft boten die Möglichkeit, die Ertragsfähigkeit der Kolonien rasch zu heben, während obendrein noch die schwere Belastung des Staatshaushalts durch Gefängnisse und Zuchthäuser in Wegfall kam. Das waren die Reformpläne, an deren praktische Durchführung Alfred von Ingelheim jetzt ging, ein Unternehmen von Riesenmaßen, bei dessen Vollendung Ingelheim aus dem Rechtslehrer der Hochschule sich in den Staatsmann und Politiker umzuwandeln die Berufung fühlte.

Gisela sah ihren Gatten diese Siegerwege mit stolzer Genugtuung gehen und nahm jede Nachricht eines weiteren Vordringens seiner Erfolge mit freudiger Teilnahme entgegen. Dann legte sie wohl in der Erregtheit des Moments ihm den Arm um die Schulter, und wenn er sie dann an sich riß, sie zu küssen, dann bezwang sie sich zu stillem Dulden seiner Zärtlichkeiten. Aber ihr Kuß blieb kalt, Alfred fühlte es und entließ sie hastig aus seiner Umarmung. Er spürte den Stachel der körperlichen Abneigung, die er immer, immer wieder von ihrer Seite empfand. Sie konnte den Denker in ihm lieben, sich ihm geistig ganz und gar hingeben, sobald er aber ihrem Körper nahte, dann klafften die Abgründe zwischen ihnen auseinander. Er sah es mit Verzweiflung und fragte sich bang, wie dieses Verhältnis zwischen Mann und Ehegattin wohl einmal enden könnte, während sie wortlos und bleich, für Wochen von ihm zurückgescheucht, in dumpfem Hinbrüten ihren Sehnsüchten nachging . . .

(Fortsetzung folgt.)

Politische Rundschau.

Von Prof. vr. Ludwig Stein.

Das in der Londoner Konferenz geeinigte Europa hat sich endlich zu einer entscheidenden Tat aufgerafft und seinen gemeinsamen Willen in einer Flottendemonstration zum Ausdruck gebracht. Rußland hat sich formell zwar nicht angeschlossen, aber das verbündete Frankreich ermächtigt, an der Blockade teilzunehmen, zudem durch das bekannte Communiqu^ Sazonows kundgetan, daß es sich der großen Aktion Europas anschließt. Die heroisch sein sollende Geste Nikitas wird von ganz Europa nach dem Fall Skutaris roll gewürdigt. Die Gestalten der „lustigen Witwe", deren Schauplatz Montenegro ist, wollen indeß nicht weichen, wenn man die ruhmredige und großspurige Theatralik dieses „traurigen Schwiegervaters" von Europa nach Gebühr belächelt. Was dieser Fürst der schwarzen Berge tut und treibt, entbehrt schon deshalb der inneren Tragik, weil die äußere Aufmachung nicht an ein ernstes Drama gemahnt, sondern unwiderstehlich die Assoziation einer politischen Operette wachruft.

Man denke sich die Donquirotterie eines Gernegroß, der den Mut der Verzweiflung aufbringt, die geeinigten sechs Großstaaten Europas, die mehr Macht repräsentieren, als je einem „Welteroberer" von Cyrus, Aleran-der, Caesar an bis Napoleon zur Verfügung stand, nach seiner Pfeife tanzen zu lassen. Wenn dieses übermütige Herausfordern und höhnische Zungenherausstrecken nicht bloß Österreich, sondern ganz Europa gegenüber eine Gebärde des Mutes sein und einen Rechtstitel auf Ruhm gewähren soll, so ist es im günstigsten Falle ein Herostraten-Ruhm. Die Gedichte dieses aus eigener Machtvollkommenheit Gekrönten mögen vielleicht der Vergessenheit anheimfallen, aber die Geschichte wird das Gedächtnis dieses

politischen llber-Herostraten bewahren, der sich nicht bloß, wie sein römisches Vorbild, herausnahm, ganz Rom durch seine Brandfackel anzuzünden, sondern die ganze zivilisierte Welt in Brand zu setzen, damit die Aufmerksamkeit von ganz Europa auf die „schwarzen Berge" gelenkt würde. Zum Glück ist Europa entschlossen, diesen Ruhestörer und Ränkeschmied so zu behandeln, wie er es verdient. Da alles Zureden, auch seitens seines hohen russischen Gönners, vergeblich war, ja sogar die angebotene Entschädigungssumme, die doch sonst im Staatshaushalt dieses Liliputanerreiches zum traditionellen Gewohnheitsrecht geworden war, sich diesmal offenbar als zu Nein erwies, zumal die Geste des zähen Widerstandes und der Eroberung Skutaris größere Zuwendungen versprach, so wird an die Stelle des Zuckerbrotes die Peitsche zu treten haben. Wo die Macht der Gründe versagt, können nur noch die Gründe der Macht zur Geltung kommen. Das mühsam hergestellte Gleichgewicht Europas in der Botschafterkonferenz von London werden wir uns weder von politischen Hetzern und Schwätzern, noch von den Desperados aus allen Lagern, die in einem Weltkrieg im Trüben zu fischen hoffen, stören lassen. Freilich ist das europäische Gleichgewicht, dessen Träger die Londoner Konferenz ist, vorerst noch ein recht labiles und augenblicklich noch recht weit davon entfernt, sich zu stabilisieren. Es ist so viel Mißtrauen, Unmut, Eifersucht, Neid und Scheelsucht zwischen den zivilisierten Völkern angehäuft, daß jeder kleine Zunder das politische Pulverfaß zur Erplosion bringen kann. Ob deutsche Flieger unfreiwillig in Lun^ville landen oder deutsche Ausflügler freiwillig in Nancy zechen und dort nicht als Fremde, höflich und ritterlich, wie es dem gastfreien Franzosen mit seiner stolzen alten Kultur zusteht, behandelt werden, sondern giftig und gallig, das ist ein trauriges Symptom abwärts gehenden Lebens. Zum Glück hat die französische Regierung wettgemacht, was der Mob verschuldet hat. In Lunsville wie in Nancy hat sich gezeigt, daß in Frankeich letzten Endes immer noch der kühle Kopf und nicht das weiche Herz die Oberhand behält. Wilde Leidenschaften waren

von jeher der schlechteste Rat-
geber. Wenn die Panslawisten
gegen Österreich in so unverblümter
Form schüren und wühlen, daß das
offizielle Rußland dem inoffiziellen
einen Dämpfer hat aufsetzen müssen, so
ist dies nicht minder verfänglich, als
die traurigen Vorgänge in Nancy. Es
kocht und brodelt unheimlich in der
unterirdischen Schicht der politischen
Gefühlswelt. Die Regierungen
kämpfen mit aller Macht und Gewalt
gegen dieses aufdringliche Hervor-
wagen des Irrationalen solcher Volks-
leidenschaften an. Die Regierungen
aller sechs Mächte vertreten die Logik,
die Hetzer und politischen Apachen
hüben und drüben repräsentieren die
Mystik. Die Regierungen streben ein
stabiles Gleichgewicht zwischen Entente
und Alliance an, die Chauvinisten bei-
der Lager dulden nicht einmal ein la-
biles Gleichgewicht. Die Wehrvorlage
in Deutschland und die Einführung der
dreijährigen Dienstzeit in Frankreich
sollen ein stabiles Gleichgewicht ge-
währleisten. Wenn nämlich der be-
fürchtete Weltkrieg in diesem Frühjahr
nicht ausbricht, d. h., wenn Europa
nicht über die Apfelsinenschale Nikita
stolpert, dann bekommen wir mindestens
für ein volles Jahrzehnt unbedingten
Frieden in Europa. Das stabile
Gleichgewicht zwischen Entente und
Alliance wird sich alsdann um so eher
befestigen, als England und Deutsch-
land auf der einen, Deutschland und
Rußland auf der anderen Seite neben
ihrer festen Bündnispolitik wärmere

Beziehungen unterhalten können, wie dies Grey und Asquith in London, Sazonow und Kokowzow in Petersburg, endlich Bethmann und von Jagow im deutschen Reichstag wirksam genug zum Ausdruck gebracht haben.
Wir gehen in Deutschland einem großen und denkwürdigen Feste entgegen. Hohenzollern und Welsen haben sich gefunden. Die Streitart zwischen dem Cumberlcinder und dem Kaiserhaus wird begraben. An dem bevorstehenden Versöhnungsschmaus werden das englische und italienische Herrscherpaar, vielleicht auch der russische Kaiser, teilnehmen. In diesem Rat der Fürsten wird das Schicksal Europas, eben damit aber auch das Schicksal der Welt, zu persönlicher Aussprache gelangen. Die Monarchen werden anläßlich der völkerverbindenden Familienfeier, an welcher die Häupter des Weltreichs zu Lande und des Weltreichs zu Wasser als leibliche Vettern unseres Herrscherhauses sich einfinden werden, die gebotene glückliche Gelegenheit sicherlich nicht verpassen, mit vereinten Kräften dahin zu wirken, daß wir endlich jene Beruhigung eines stabilen Gleichgewichts Europas finden, nach welcher alle Stände und Klassen sehnsuchtsvoll lechzen. Dem glücklichen jungen Paare werden Hochzeitsgeschenke aus allen Kreisen freudigen Herzens entgegengebracht. Das schönste Hochzeitsgeschenk der Fürsten an die Völker würde anläßlich dieses interdynastischen Familienfestes sowie der darauf folgenden Jubiläumsfeier unseres Kaisers darin bestehen, wenn uns die Fürsten im Einklang mit den redlichsten und besonnensten Elementen unter ihren Völkern das stabile Gleichgewicht Europas als Gegengeschenk bescheiden und verbürgen wollten.
Infolge der Balkanwirren leben wir allesamt wie in einer politischen Influenza-Epidemie. Wir sind allzumal vom Fieber ergriffen. Alle Welt hat die politische Grippe. Niemand weiß, was der kommende Tag bringen wird. Jedermann ist auf den großen Kladderadatsch gefaßt. Daher die Beunruhigung von Handel und Wandel, die Beängstigung des Geldmarktes, die Ratlosigkeit der ländlichen und städtischen Grundbesitzer, vor allem

aber die nervöse Unrast der Chauvinisten aller Länder. Ihr Weizen blüht. Die Unsicherheit der europäischen Lage ist der günstigste Nährboden für Hetzer und Wühler, die im Frieden nichts zu verlieren und im Kriege alles zu gewinnen haben. Gegen diese Massen-Influenza wäre eine kalte Douche dringend von Nöten. Möchten die vereinigten Monarchen Europas, die sich zur Hochzeit der einzigen Kaisertochter zusammenfinden, das erlösende Wort zugunsten des stabilen europäischen Gleichgewichts sprechen, welches jenen Bann löst, der auf uns allen lastet.

Kirchliche Rundschau.

<

Von Theodor Kappsteiu.

Im Gebiet der evangelischen Kirche Deutschlands hat sich seit unserer letzten Rundschau manches ereignet, was das Bild der Gegenwart vervollständigt. Der Evangelische Oberkirchenrat Preußens hat nach langem Schweigen sich doch entschließen müssen, den reichlich 150 Pfarrern seiner Disziplinargewalt, welche sich gegen das Urteil des Kirchenregiments über den Dortmunder Pfarrer Traub tapfer gewendet hatten, einen „oberhirtlichen" Bescheid (in einer orthodoren Zeitung) zukommen zu lassen. Die Ohnmacht unserer Kirchbehörden gegenüber liberalen Pfarrern und

liberalen Gemeinden, deren Zahl unaufhaltsam wächst, konnte nicht klarer ins Bewußtsein der Öffentlichkeit treten, als durch dies redselige, kraftlose Schriftstück. 150 preußische Pfarrer erklären ihrer obersten Behörde: Du warst Kläger und Richter in einer Person; dein Urteil lehnen wir sittlich ab, zumal du dem Angeschuldigten nicht einmal Gelegenheit gabst, sich im mündlichen Verfahren zu rechtfertigen! Du versuchst zwar, uns auf den Standpunkt römischer Priester herunterzudrücken; doch wir als protestantische Pfarrer üben auch an Zuständen und Einrichtungen unserer Landeskirch« Kritik, selbst an Erlassen der Kirchbehörden; die Sprache der religiösen Leidenschaft ist berechtigt. Der Oberkirchenrat hat gcwagt, die eidlichen Zeugnisse von Traubs Amtsgenossen anzuzweifeln und Traub selber ohne Beweis einen sittlichen Makel anzuhängen — die Pfarrer verbitten sich das und erklären ihrer Behörde, die der Landeskirche und dem Pfarramt schweren Schaden zufügte, daß sie es mit Traub halten, den der Oberkirchenrat zu Unrecht mit Dienstentlassung bestraft hat. Der Oberkirchenrat hätte diese rebellischen Pfarrer selbstverständlich einen nach dem andern zur disziplinaren Verantwortung ziehen müssen, wenn ihm an seiner Würde etwas gelegen war. Diese Kraftprobe wagt er nicht, sie wäre für ihn ruinös . . . Aber der Gewaltakt gegen Traub hat besonders durch Adolf Harnack und Otto Baumgarten seine Richter gefunden! Schwächlich und hochfahrend, auch neu beleidigend stellt der Oberkirchenrat Betrachtungen an in seiner Antwort darüber, daß das Vorgehen der 150 gegen „die gute Sitte" verstoße: denn die gute Sitte eines Pastors ist, daß er das Maul halte und sich über empfangene Hiebe nicht beklage, so sehr sie auch brennen. Du lieber Gott, der Oberkirchenrat als Pfleger der guten Sitte! Diese Pose steht Herrn Voigts und Genossen glänzend zu Gesichte .... Weiter wird in dem Schreibebrief des Oberkirchenrats die Gewissenhaftigkeit der Protestler in Zweifel gezogen, nur durch Massenbetrieb seien ihre Unterschriften zustandegekommen — als ob die Ver-

einigung von Berufskollegen zu einem einheitlichen Vorgehen in einer Sache, die ihre Berufsehre angreift und ihnen allen die gleiche innere Not schafft, das Gewissen jedes einzelnen außer Kraft setzen tönnte! Die Schlußfolgerung des Oberkirchenrats ist logisch dürftig und ethisch empörend. Denn liberale Pfarrer sind keine urteilslose Herde, die ein Leithammel blindlings vorwärts reißt! In dem kirchlichen Betrieb der Massenversammlungen (z. B. gegen den bösen Liberalismus) gibt es wohl durch Suggestion zuweilen einen Resolutionsrummel; aber gebildete, ernste Männer beanspruchen persönlicher eingeschätzt zu werden l Der Oberkirchenrat hat nichts zur Sache zu sagen, deshalb greift er die Ehre und den lauteren Charakter der seinem Schutz befohlenen Pfarrer an! Und damit der Humor nicht fehle, erzählt er ihnen zum Schluß, wenn sie es noch einmal wieder tun und der Zwiespalt zwischen Kirchenregiment und Pfarrer nicht — auf Kommando — verschwindet, so werde der Oberkirchenrat „un» nachsichtlich einschreiten". Wie nett; was soll sich eigentlich bei den liberalen Pfarrern ändern? Die Vergewaltigung des Pfarrers Traub lag urkundlich vor, die liberalen Pfarrer Preußens haben daraufhin dem Oberkirchenrat urkundlich ihr schärfstes Mißtrauen ausgesprochen. Der Oberkirchenrat stellt weinerliche Betrachtungen an und droht in die Zukunft hinein. Damit hat diese oberste Kirch-

behörde ihre schwere Niederlage bei den Fällen Jatho und Traub endgültig besiegelt.

Und die liberalen Pfarrer stimmen folgender neuen Erklärung ihres Organisationskomitees zu:

„Den Erlaß des E. O. K. an die Konsistorien betreffend unsere Trauberklärung werden Sie gelesen haben. Dabei ist Ihnen wohl die Frage aufgestiegen, ob etwas und was etwa in dieser Angelegenheit noch zu tun sei, vielleicht auch erwarten Sie darüber eine Äußerung von der Stelle, von der die Sache ausgegangen ist. Unsere Ansicht ist nun, daß eine erneute Erklärung vollständig nutzlos wäre. Gegenüber der vom E. O. K. kund gegebenen Auffassung erscheint uns jeder Versuch einer Verständigung nicht nur aussichtslos, sondern einfach ausgeschlossen. Alles Vertrauen muß schwinden, wenn die oberste Kirchbehörde in einem Erlaß an die uns unmittelbar vorgesetzten Konsistorien so ausdrücklich unsere Ehrlichkeit in Zweifel zieht, wo wir erklärten aus Gewissenspflichtzu handeln. Sei es denn so! Unsern Freimut lassen wir uns auch durch Drohung nicht rauben und unseres Gewissens sind wir selbst gewiß. Ebenso bleibt uns die Freudigkeit zur Arbeit in dem uns anvertrauten Amte, und dies ist der Weg, auf dem endlich doch die protestantische Freiheit auö evangelischem Glauben für die Gemeinde und das Amt errungen werden wird. Das ist eine stille, aber die wirksamste Antwort auf die Mißachtung, die uns von der Behörde zuteil wird. Nicht ihr haben wir zu dienen, sondern dem Gottesreich in der Gemeinde." O, duarmer Oberkirchenrat! —

Die wortreich« offiziöse Broschüre des v. Mo eller, Mitglied des Oberkirchenrats, gegen Harnacks Schutzschrift für Traub hat die Lage des von der Öffentlichkeit abgelehnten Oberkirchenrats unter Voigts gleichfalls nicht verbessern können. Der schwärzeste Schein des Rechtsbruches gegenüber Traujb und das hochmütige Hinweggleiten über die Anklage Baumgartens auf fünffache Unwahrheil bleiben nach wie vor als Makel an der obersten preußischen Kirchbehörde

hängen und helfen die evangelische Kirche in allen Lagern verächtlich machen. Der juristische Scharfsinn von Moeller, bei dem sich die Worte gefällig einstellen, weil die sachlichen Begriffe fehlen, hat dem Urteil seiner Behörde, an dem er mitschuldig ist, die Rechtsgrundlage erst völlig entzogen. Einen der wildesten Hetzer, den Herausgeber einer in ihrer Tonart vor Rechtgläubigkeit und Ungezogenheit sich gleichmäßig überschlagenden Berliner Kirchenzeitung, haben wir inzwischen zur gerichtlichen Aburteilung gebracht; dem hochwürdigen Herrn wurde wegen der Schwere seiner fortgesetzten Beschimpfungen Baumgartens — Traubs Prozeß gegen ihn folgt in Dortmund nach — vom Gericht sogar die Wahrnehmung berechtigter Interessen abgesprochen. (Er hat klägliche Abbitte geleistet.) Aber der Oberkirchenrat klagt nicht, um nicht . . genötigt zu werden, die rechtlichen Voraussetzungen seines unerhörten Urteils gegen Traub vor einem weltlichen Gerichtshofe nachprüfen zu lassen! Er müßte dann ja die Akten aufdecken und aus der Dunkelkammer ins helle Licht der Sonne treten. Das könnte ihm seine Platten verderben. Solche „Negativs" entwickeln sich am schönsten im Dunkeln. Mit Pfarrer Traub erblicke ich in de? Art des Regiments der preußischen Landeskirche eine gewaltsame Zerstörung des Vertrauens in die evangelische Kirche und eine Herabmin-

derung des Ansehens und der Achtung, der Anziehungskraft, welche die Kirche bei den geistigenundführenden Kreisen unseres Volkes überaus nötig hätte. Das empfindet man heute auch an Stellen, wo es dem Oberkirchenrat nicht einerlei sein kann, wie man über ihn denkt.

Auch der jüngste kirchenpolitische Fall in Charlottenburg greift in seiner Bedeutung in die große Bewegung ein, welche Kirche und Staat in der Auseinandersetzung begriffen zeigen. Erst wird der freisinnige Pfarrer I^i«. Kraatz im Gemeindegottesdienst durch das (gastweise) anwesende Militär dadurch beleidigt, daß die Offiziere während der ihnen unangenehmen Predigt mit ihren 200 Soldaten lärmend und mit den Schleppsäbeln aufstoßend die Kirche verlassen; die Offiziere werden gerechtfertigt und der brüskierte Pfarrer wird von seiner eigenen Kirchbehörde nicht etwa in Schutz genommen, sondern preisgegeben und obenein unter Formen, die der parlamentarischen Würdigung spotten, gemaßregelt! Und nun geht sein orthodorer Amtsbruder i m Bunde mit der Polizei hinten herum gegen den unbequemen Mann los: man treibt ihm zu einer gottesdienstlichen Feier an Kaisers Geburtstag die Beamtenschaft ab, nachdem alles vorbereitet war, so daß Kraatz ahnungslos in die leere Kirche kommt, der „Bruder" Oberpfarrer hat die Be, amten in seinen Festgottesdienst, unter dem freundlichen Nachdruck der Behörde, hinübergeholt! Denn es ist klar: wer liberal ist, wird auch nicht königstreu sein können . . .

Ein theologischer Privatdozent in Berlin, Eugen Fischer, hat sich zu so radikalen Anschauungen entwickelt, daß er nach zwei geräuschvollen Veröffentlichungen — deren letzte auch seinen Lehrer Harnack angriff — seiner Fakultät freiwillig die Niederlegung seiner Dozentur angezeigt hat. Dieser Vorgang bleibt dadurch rein, daß von außen keine Maßregelung erfolgt ist. Der junge Gelehrte fühlte sich nicht mehr als Theologen überhaupt, er hält jede religiöse Aussage (mit Feuerbach) für eine mythische Bewegung, folglich verabschiedet er von sich aus das theologische Lehramt. Die Gleich-

berechtigung der verschiedenen wissenschaftlichen und kirchlichen Richtungen wird durch diesen Fall Fischer in keiner Weise in Frage gestellt — wie die Orthodorie glauben machen möchte, welche die liberalen Professoren an die Aufsicht des Kirchenregiments binden will. Schwerer wiegt, was der verdiente Professor Jülich er in seiner mit amtlichem Material arbeitenden Broschüre über die Entmündigung seiner theologischen Fakultät Marburg der Öffentlichkeit vorgetragen hat. Diese Entrechtung einer Fakultät durch ihre systematische Vergewaltigung trifft den Kultusminister Preußens und (am schonungslosesten) den geheimen Berater dieser Stelle: den in seinem eigenen theologischen Standpunkt seltsam schillernden Professor Reinhold Seeberg in Berlin, der bereits in seinem Verhalten gegen die Berufung des Pfarrers Heyn keine gute Figur machte. Die Universität hat ihm die von seiner Umgebung sicher erhoffte Rektorwahl versagt, weil man seine zwiespältige Haltung in der Wissenschaft einerseits, in der Kirchenpolitik andererseits unangenehm empfand. Seeberg schreibt kluge Artikel zum kirchlichen Frieden; nun polemisiert er gegen seinen Kollegen Iülicher unmittelbar danach im Ton eines ungeleckten Volksredners. Man muß an den Jakobusbrief denken, der von der Zunge sagt: „Quillet auch ein Brunnen aus einem Loch süß und bitter?" In die liberalen Fakul-

täten schickt man positive Strafprofessorer. — die orthodoren Richtungsfakultäten aber läßt man ungestört. Jülich« hat seine Fakultätsgeschichte der letzten zwanzig Jahre endlich vorgelegt. Und kein Seeberg wird an den Tatsachen etwas zu verschieben vermögen!

Die freie Stadt Hamburg, die ohne Konsistorium lebt, hat für ihre kirchliche Entwickelung vor kurzem die elastische Friedensformel (unter dem Zähneknirschen ihrer Orthodorie) für stlle verbindlich gefunden; das übrige Preußen aber ist weiter denn je vom Frieden entfernt.

Philosophische Rundschau.

<

Von Dr. Friedrich Raab, Frankfurt am Main.

Nicht nur darüber, welche Philosophie denn eigentlich die richtige sei, gehen heute mehr noch als früher die Ansichten auseinander, sondern ob sie überhaupt möglich, wird von vielen bestritten oder angezweifelt. Eine ernsthafte Bearbeitung dieser beiden Fragen verdient also gewiß Beachtung, umsomehr, wenn sie in so klarer und eingehender Weise versucht wird, wie es in dem „Wissenschaft und Philosophie" betitelten Werke des Baseler Privatdozenten Vr. P. Häberlin geschieht. Philosophie ist für ihn die Einheit aller wahren theoretischen Erkenntnis im Zusammenhange mit der Gesamtheit aller praktischen Normen, beide verbunden durch eine „Synthese", die die Verwirklichungsmöglichkeit der Normen in der Wirklichkeit einsichtig macht. Das Ergebnis derartigen universal gerichteten Philosophierens heißt ihm „Weltanschauung". Wenn heute eine solche überhaupt philosophisch, also ohne inneren Widerspruch, für möglich gehalten wird, dann nur auf wissenschaftlichem Wege. Die Irrtümlichkeit dieser Meinung zu beweisen, ist Häberlins Ziel. Mittels einer breiten und in vielen Einzelheiten und Voraussetzungen angreifbaren erkenntnispsychologischen Untersuchung bestimmt Häberlin als wissenschaftlich jede auf Feststellung und denkende Verarbeitung der erlebten Tatsachen gegründete Erkenntnis, die nicht nur individuell wahr und widerspruchslos ist, sondern generell, also allgemeingültig und auf alle dazu Befähigten übertragbar. Der er-

wähnte theoretische Teil der Philosophie muß nach Häberlin unbedingt wissenschaftlich sein, und er vermag dies auch in zureichendem Grade. Anders aber schon der praktische. Da es unmöglich sei, durch irgend einen Hinweis auf erlebte Tatsachen oder sonstigen Beweis mit Sicherheit einen andern von der Richtigkeit individuell als unbedingt wahr erkannter Normen zu überzeugen, kann der praktische Teil der Philosophie nicht wissenschaftlich und also nicht allgemeingültig sein. Erst recht vermag dies jene Synthese nicht zu sein, die ja nur eine von praktischen Motiven geleitete, aber immer durchführbare Ergänzung der theoretischen Erkenntnis ist, damit die Durchführbarkeit des praktischen Ideals in der Wirklichkeit gesichert erscheint. Eine individuell gültige, befriedigende und auch praktisch verwertbare Weltanschauung universaler Art zu gewinnen, ist also möglich, aber nicht auf rein wissenschaftlichem Weae. Infolgedessen kann es mehrere Weltanschauungen geben, und es gibt sie auch, die sich zwar nicht wissenschaftlich beweisen lassen, die aber auch einander nicht widerlegen können.

Häberlin irrt aber nun sicher, wenn er meint, alle wirklichen Philosophen stimmten darin mit ihm überein. Mit Recht kann man ihm nämlich neben

sehr vielen Einzelheiten entgegenhalten, daß er gar nicht widerlegt hat, daß individuell wahre praktische Normen einen Anspruch auf allgemeine Wahrheit erheben, und daß sich generell und allgemeingültig über die Erfüllung dieser Ansprüche nichts entscheiden ließe. An der entscheidenden Stelle wird nämlich unter wissenschaftlich nur die Erkenntnis verstanden, die sich auf allgemeingültige Feststellung und Verarbeitung von Tatsachen bezieht. Daraus folgt freilich, daß der praktisch« Teil der Philosophie nicht Tatsachenwissenschaft ist, aber nicht, daß er nicht wissenschaftliche, nämlich allgemeingültige und beweisbare Erkenntnis von Normen sei. Da dies somit nicht bewiesen ist, fallen auch die Folgerungen über die notwendige Unwissenschaftlichkeit und Subjektivität der Philosophie dahin. Trotzdem kann das frisch und lebendig geschriebene und viele törichte, aber weit verbreitete Meinungen geschickt widerlegende Buch allen denen angelegentlich empfohlen werden, denen die rechte Philosophie zu finden inneres Bedürfnis ist.

Auf eines noch sei zum Schlusse hingewiesen: Häberlin kann sich garnicht vorstellen, daß man noch in anderer Weise eine philosophische Synthese zwischen praktischen Normen und theoretischer Wirklichkeit einsehen kann, als immer nur dadurch, daß irgendwie das Gute doch immer zum Siege gelange. Diese der spezifisch christlichen Metaphysik entspringende Sehnsucht nach einer Theodicee ist nicht notwendig, damit das Leben einen unbedingten Sinn gewinne. Dieser Sinn des Lebens kann gerade darin bestehen, zwar stets eine dem Leben innewohnende allgemeingültige Norm erfüllen zu sollen, aber in buntem, nur historisch und nicht auch philosophisch verstehbarem Rhythmus diesen Anspruch nur teils zu erfüllen, teils jedoch nicht zu erfüllen, so daß der Wert des Wirklichen ein wechselnder ist. Gerade wenn der Ausgang jedes Kampfes um Verwirklichung der Idee ein ungewisser bleibt, dann hat dieser Streit einen wahren Sinn, den er verliert, wenn ein letztlich doch nur aus Angst geborener Glaube an den sicheren Sieg des Guten das sonst erst zu erringende Ergebnis vorwegnimmt.

Die Notwendigkeit der Theodicee ist also für alle philosophische Weltanschauung ebenso wenig bewiesen wie die Unmöglichkeit wissenschaftlicher, das ist allgemeingültiger Philosophie, wenn es auch immer Menschen geben wird, die die Allgemeingültigkeit nicht einsehen oder die Theodicee nicht missen können.

Militärische Rundschau.

Von Oberstleutnant a. D. le Iuge.

Bald nach der Vollendung unserer letzten Rundschau wurde endlich der Schleier gelüftet, der — ein wenig lange — die Einzelheiten der neuen Wehrvorlage und ihre Deckungsfrage verhüllt hatte. Da die letztere nicht in den Rahmen dieser Betrachtung fallen kann, so sollen hier nur einige Bemerkungen über den Inhalt der Wehrvorlage im allgemeinen Platz finden.

Jeder deutsche Patriot, der zugleich auch nur einigermaßen sachverständig auf diesem Gebiete ist, muß ein Gefühl der Befriedigung darüber empfinden, daß endlich einmal statt des bisherigen, von Zeit zu Zeit erfolgten Flick- und Stückwerkes jetzt hinsichtlich einer zeitgemäßen Ausgestaltung und gleichzeitigen Verstärkung unseres nationalen Wehrkleides ganze Arbeit getan und ein in allen Teilen sorgsam bedachter und gründlich durchgearbeiteter Plan

dazu vorgelegt worden ist, der so ziemlich allen berechtigten und seit lange lautgewordenen Wünschen weiter Kreise unsres Volkes Rechnung trägt. Die neue Wehrvorlage, nach deren Durchführung man dann jedenfalls auch für eine längere Reihe von Jahren mit einem Stillstand in der bisherigen, andauernden Vermehrung und Weiterentwicklung unsres Heerwesens rechnen darf, wird nicht nur zur Folge haben, daß die allgemeine Wehrpflicht in Deutschland nicht mehr wie bisher zum leeren Buchstaben herabgedrückt wird, sondern daß bei ihrer praktischen Durchführung — ohne zu einer Herabsetzung der physischen oder psychischen Tüchtigkeit des Rekrutenmaterials und ohne bei der Aushebung zu einer Verschärfung in der bisherigen billigen Beurteilung wirtschaftlicher Notlagen zu nötigen — für den Kriegsfall zugleich eine seit lange betonte Forderung der Gerechtigkeit erfüllt wird, nämlich die Zurückstellung der älteren Männer hinter die Jugend bezüglich der Verwendung in der ersten Linie des Feldheeres. Sie wird ferner Deutschland wieder unbestritten an die Spitze aller Wehrmächte der Welt stellen, wenn uns auch das Zarenreich an Zahl der möglichen Streiter immer überlegen bleiben wird. Diese Tatsache aber muß zur weiteren Sicherung des Friedens unbedingt beitragen, denn je stärker und gerüsteter der deutsche Michel in der Welt dasteht, umso weniger wird man sich an ihn heranwagen — das kann man wohl getrost als ein Ariom hinstellen.

Und umso weniger wird alsdann in beiden Nachbarreichen eine unverantwortliche kriegstreiberische Minderheit einen Sieg über die ruhiger alle Chancen eines furchtbaren Zusammenstoßes abwägende, dem Lande wie der Geschichte verantwortliche Regierung mit den hinter ihr stehenden einflußreichen Spitzen oder Parteien davontragen, als gerade jetzt das dritte Mitglied der bisherigen deutschfeindlichen Koalition sich wieder mehr und mehr praktischer Realpolitik zuwendet und aus diesem Gedanken heraus einer fortschreitenden Verständigung mit dem friedliebenden Vetter jenseits des Kanals zuzustreben scheint.

Schon von diesem Gesichtspunkte

aus ist daher die Ausdehnung der neuen Wehrvorlage, deren Einzelheiten ja allgemein bekannt sind und hier nicht einzeln beleuchtet zu werden brauchen, hinsichtlich der Ziffern und ihrer organisatorischen Festsetzungen, trotz der sehr großen, unserem Lande dadurch auferlegten Opfer, nur mit großer Genugtuung zu begrüßen und ihre Annahme durch eine bedeutende Mehrheit im Reichstage dringend zu wünschen. Dennoch kann man die Absicht der mittleren und linksstehenden Parteien des letztern, in eine eingehende Prüfung der einzelnen Teile der Vorlage einzutreten und zu untersuchen, ob und inwieweit Verbesserungen oder sonst wünschenswert erscheinende Änderungen, möglicherweise auch einzelne, den Wert des ganzen Werkes nicht herabmindernde Abstriche vorgenommen werden könnten, nur für berechtigt ansehen. Denn so praktisch und sv sachgemäß auch vom militärischen Standpunkt die Vorlage durchgearbeitet erscheint und so vernünftig es ist, daß sie noch weitergehenden, in den Organen des Wehrvereins und der diesem nahestehenden Presse vielfach lautgewordenen Wünschen nicht gefolgt ist, — z. B. bezüglich noch weiterer Erhöhung der Friedensstärke, der Aufstellung neuer Armeekorps und zahlreicher Kavalleriedivisionen, der Ausbildung der Ersatzreserve in eigenen Kaders usw. — sondern sich begnügt hat, nur das zu fordern, was zur Ausfüllung der wirklich vorhandenen Lücken hinsichtlich der Zahl oder Gefechtskraft oder

als eine Folge der fortschreitenden Technik aller Kampfmittel zu Lande und in der Luft dringend notwendig erschien —, so ist doch auch sicher, daß diese Vorlage nicht von vornherein als ein vollkommenes, unübertreffliches Meisterwerk angesehen werden kann. Das llnllllS in verbll maßi»tri, eine Annahme ohne Prüfung mit Hurra, wäre hier, auch vom nicht radikalen Standpunkt aus beurteilt, keineswegs angebracht, denn wie sehr die Ansichten schließlich über die einzelnen, in der Vorlage gemachten Vorschläge voneinander abweichen, zeigt ein Blick in die Tagespresse und die hier fortgesetzt geübte Kritik, die, obwohl doch meist aus fachmännischen Federn stammend, selbst innerhalb der gleichen Parteischattierung noch vielfach voneinander abweicht. Nicht zu billigen jedoch, weil dies aus dem Rahmen einer rein sachlichen Kritik der Wrhrvorlage heraustritt und letztere einfach zum Mittel parteipolitischer Agitation und innerpolitischen Programmkampfes machen will, erscheint es, wenn verschiedene Parteien diese Gelegenheit dazu benutzen wollen, um als Preis für ihre Zustimmung bestimmte, weitgehende Zugeständnisse hinsichtlich der seit lange ihrem Parteiprogramm angehörenden Forderungen von der Heeresverwaltung und der Reichsregierung zu erlangen! Das ist nicht mehr patriotisch zu nennen und heißt, den Kernpunkt der Sache und die besondere Bedeutung dieser in ihrem Umfange bisher beispiellosen Wehrreform mit ihrer grundsätzlichen Berechtigung zum Schutze und Wohle des Vaterlandes, im Hinblick auf die zweifellos bedenkliche politische Lage, völlig verkennen.

Ein solches Verhalten muß dem objektiv urteilenden Beobachter ebenso unlogisch dünken wie manche andere damit verbundene Erscheinung, die bei der Behandlung dieser Vorlage im Parlament und in der Presse bisher zutage getreten ist, unter anderem jene doch die ganze Sachlage auf den Kopf stellende Behauptung aus den Reihen der oppositionellen Minderheit, daß es diese Vorlage gewesen sei, die bei unseren Nachbaren im Westen und im Osten den lärmenden Chauvinismus erzeugt und daher erst die Kriegsgefahr heraufbeschworen hätte; oder

jene andere Behauptung, daß man sehr gut die Dienstzeit jetzt verkürzen, zum mindesten aber für die Kavallerie die zweijährige Dienstzeit einführen könne, da ja Frankreich auch damit auskomme, obwohl gerade letzteres nicht bloß zur vollständigen dreijährigen Dienstpflicht überzugehen im Begriff steht, sondern auch speziell hinsichtlich der Kavallerie offen zugestanden hat, daß die Fortsetzung der zweijährigen Dienstzeit diese Waffe, wie es mehr und mehr hervortrete, völlig ruinieren müsse; hierzu gehört u. a. weiter jene eigenartige Behauptung, daß das Kriegsgeschrei der „I'rllucß Hlilitnire" garnichts zu bedeuten habe, weil dieses täglich erscheinende Militärblatt, das bei seiner sehr großen Auflage im ganzen Lande und nicht bloß in der Armee viel gelesen wird, an dem die ersten Federn Frankreichs, Generale wie Politiker, fortgesetzt offen unter ihrem Namen oder unter erkennbaren Anfangsbuchstaben mitarbeiten, nur ein bedeutungsloses Reklameblatt für die bekannte Verlagsfirma Charles Lavauzelle in Paris-Nancy darstelle, während im Gegenteil diesem ganz übeln, maßlos hetzenden und das deutsche Heer, vom Kaiser bis zum jüngsten Soldaten herab fortgesetzt schmähenden und herabsetzenden Blatt, neben einigen bekannten großen politischen Tageblättern, ein ganz wesentlicher Anteil an dem neuerwachten Chauvinismus, der schon von großen militärischen Erfolgen und einem baldigen Zerreißen des Frankfurter Friedens

träumt, und an der leider andauernd zutage tretenden Verschlechterung der französisch-deutschen Beziehungen zuzuschreiben ist.

Wie sehr sich die Stimmung des ganzen Volkes und leider auch der „ritterlichen Armee" jenseits der Vogesen bedauerlicherweise gegen den friedliebenden deutschen Nachbarn verschlechtert hat, trotz des „korrekten Verhaltens" noch bisher jeder Regierung am Quai d'Orsay dem deutschen Reich gegenüber, das ist ja längst auch in unsern militärischen Kreisen kein Geheimnis. Es drückt sich dies nicht bloß in mehr oder minder deutlicher Form bei den Veröffentlichungen in den militärischen Organen aus, von der „I'raiK.'e Uilitaire" anfangend bis zur vornehmen, vom General Langlois begründeten „Levue Hlilitaire <3snsiale" und der „Itevue militllire se» llrin6ft8 stran^re»", die vom Generalstabe herausgegeben wird, sondern das wird auch von fast allen unsern Offizieren bezeugt, die mit oder ohne Urlaub, sei es zu Sprachstudien, oder um Land und Leute sowie die lebensfrohe „Hauptstadt der Welt" kennen zu lernen, die deutsche Westgrenze überschreiten. Freilich werden die großen Scharen der Vergnügungsreisenden in Paris und anderen vielbesuchten Fremdenzentren nur selten so brüskiert werden wie kürzlich jene deutsche Reisegesellschaft, die in Biskra gezwungen wurde, unter dem höhnischen Lachen des französischen Publikums in ganz Algerien die schwarz-weiß-roten Schleifen mit dem Halbmond abzulegen, weil dies das französische Nationalgefühl beleidigte (!), während die trikoloren Schleifen der neuerdings häufiger in Verlin anzutreffenden Reisegesellschaften überall bei uns, wie man oft bemerken kann, auf der Straße, in den Museen, Lokalen etc. eher ein freundliches Interesse hervorrufen, das sich im allgemeinen Entgegenkommen des Publikums den französischen Gästen gegenüber äußert.

Ganz besonders und in höchst charakteristischer Weise ließ unseres Erachtens den gegenwärtig im Nachbarlande sehr gesteigerten Deutschenhaß der jüngste, auf alle Fälle sehr bedauerliche Zwischenfall in Lunsville erkennen*). Ungeachtet der höchst aner-

kennenden Dankesworte der deutschen Regierung an das französische Kabinett bezüglich der raschen Erledigung der Angelegenheit des „Z. 4" und der Ritterlichkeit, die man französischerseits der Besatzung des Schiffes gegenüber an den Tag gelegt habe, ist doch inzwischen genügendes Material bekannt geworden, um daraufhin mit Bestimmtheit die Behauptung aussprechen zu können, daß französische Luftschiffer, die in ähnlicher Weise in Deutschland eine „Notlandung" — dazu noch freiwillig und lediglich aus Rücksichtnahme gegen das fremde Land, über das sie verschlagen waren — vorgenommen hätten, bei uns eine wesentlich freundlichere und taktvollere Behandlung erfahren haben würden, als unsere Herren sie, besonders von der dortigen Zivilbevölkerung und der anscheinend wenig disziplinierten Soldateska, auf dem Übungsplatz bei Lun^ville sich gefallen lassen mußten. Auch früher schon haben gelandete deutsche Luftschiffer, wie diese berichtet haben, sich wörtlichen und tätlichen Beleidigungen und Bedrohungen seitens der Bevölkerung ausgesetzt gesehen: hier aber, wo der „Z. 4" inmitten der französischen Truppen offen landete und sich somit gewissermaßen letzteren anvertraute, hätte doch wohl in ganz anderer Weise für die Sicherung des Materials und

') Dieser Artikel befand sich bereits im Druck/ als die weiteren, charakteristischen Vorfälle in Nancy und Grenoble sich ereiffneten. D. Verf.

des Personals gesorgt werden sowie die Aufnahme des Personals eine ganz andere Form annehmen müssen, als dies tatsächlich der Fall gewesen ist. Freilich können wir auch die Führung des Luftschiffes nicht von jeder Schuld freisprechen: wenn man bei einem nach Westen, also nach der nahen französischen Grenze hin gerichteten, sehr starken Winde die Orientierung im Nebel ganz verloren hatte, so mußte man im Hinblick auf die Gefahr, mit der zukunftsreichsten Kriegswaffe unsres Landes, deren Geheimnis für uns einen enormen Wert darstellt, nach Frankreich hin verschlagen zu werden, unbedingt alles daran setzen, die Orientierung so schnell als möglich wieder zu gewinnen, auch unter Aufgabe jeden Höhenrekords und jeder Rücksicht auf die gegenwärtige besondere Aufgabe des Luftschiffes sowie dieser Fahrt. Wenn ersteres aber so spät geschah, daß man sich schon über französischem Boden erkannte, dabei aber alle Schrauben des Schiffes in Ordnung und den Benzin- und Gasvorrat noch ausreichend wußte, wie dies hier der Fall war, dann hätte unseres Erachtens (und wir wissen uns mit weiten Kreisen der Armee darin eins) wohl die Führung ohne Rücksicht auf alle möglichen politischen und selbst äußersten Konsequenzen eines immer aufgeregten, mißtrauischen und von Spionage und Verrat träumenden Volkes sofort wenden und die gefährdete vaterländische Kriegswaffe wieder zur Heimat zurückführen müssen: das Schlimmste wäre alsdann doch nur eventuell die Opferung der eigenen Eristenz gewesen, aber man hätte so jedenfalls das Geheimnis der Zeppelinkonstruktion gerettet, das jetzt teilweise vor unseren „ritterlichen Nachbarn", die sich — begreiflicherweise — diese Gelegenheit nicht entgehen ließen, enthüllt daliegt. Wenn übrigens die Führung des Luftschiffes oder die anderen für die freiwillige „Notlandung" verantwortlichen Persönlichkeiten im Falle des sofortigen Rückfluges nach Osten schwere politische oder selbst kriegerische Komplikationen daraus für möglich erachteten, so muß man doch fragen: warum denn solche Möglichkeiten nicht in vielleicht noch höherem Grade bei der Landung zu fürchten waren, inmitten einer

feindseligen Bevölkerung und einer auf das Zeppelingeheimnis seit lange erpichten Armee, wo doch die böswillige Zerstörung oder vielleicht zeitweise Besitzergreifung des Luftschiffes unter irgendwelchen Vorwänden auch kein ganz unmögliches Ereignis sein konnte, dessen Konsequenzen aber für uns mindestens ebenso schwerwiegend geworden wären, wie jene, die den Entschluß einer sofortigen Rückkehr hervorrufen konnten. Jedenfalls ist in der Armee und wohl auch sonst in unserm Volke diese Erwägung vielfach verbreitet — ungeachtet des von der offiziösen Presse belobten „korrekten Verhaltens" der Luftschiffführung und des „ritterlichen Benehmens" der Franzosen gegenüber unseren fortgesetzt von einem seltenen Mißgeschick betroffenen und doch so großartigen „Zeppelinen".

WissenschaftlicheRundschau.

Von Arno Nadel.

Ernst Altkirch. Spinoza im Porträt. (Mit 28 Tafeln. Verlegt bei Eugen Diederichs in Jena 1913.)

Ein tief in unserer nach Anschauung ringenden Natur begründetes Bedürfnis führt uns gern vor die Bildnisse derjenigen, die uns durch ihre Werke belehren und begeistern. Wir wollen das Auge sehen, das den Dingen bis in den Grund hinein sah, die Haltung des Mutigen, die Hand des Güti-

gen, Tätigen. Und merkwürdig genug
haben wir zu künstlerischen Darstellun-
gen mehr Vertrauen als zu denen der
doch äußerlich weit genaueren Photo-
graphie. Das liegt daran, daß wir
dem lebendigen, allseitigen Leben mehr
glauben als selbst dem eraktesten Na-
turmechanismus. Lieben wir am
Schriftsteller, am Künstler vor allem
das Herz, so wollen wir, daß auch sein
Bild Herz sei. — Ernst Altkirch und
dem unvergleichlichen Diederichschen
Verlage verdanken wir es nun, daß die
wenigen echten oder besser echtesten
Bildnisse Spinozas, die zweifelhaften
und die besten Stiche aus Büchern und
Porträtwerken, schön geordnet und bis
ins Einzelnste sachgemäß erläutert, bei-
sammen sind. Einige Kunstbildnisse,
sowie viele mit intimer Feinheit ge-
zeichnete Abbildungen der bekannten
Spinozahäuser von Ren^e Sintenis
vervollständigen und zieren das Mate-
rial des von Prof. E. R. Weiß präch-
tig ausgestatteten, in der berühmten
Offizin von W. Drugulin in Leipzig
gedruckten Werkes. Den Bildnissen ist
„Das literarische Porträt Spinozas"
vorangestellt, das sogar die wohl
älteste Lebensbeschreibung des Denkers,
vom Arzte Lucas, einem Freunde Spi-<
nozas, in einer neuen Übersetzung von
E. E. Werthenau, bringt. Das Werk
ist dem Philosophen Constantin
Brunner, dem Förderer der Arbeit und
dem größten Verherrlicher Spinozas in
neuerer Zeit, zugeeignet.

Fünf echte Spinoza-Bildnisse kennt
man. Sie haben eine innigere Be-
ziehung zueinander, als man auf den
ersten Blick anzunehmen geneigt ist.
An das vom Verfasser entdeckte Iu-
gendbildnis muß man sich am meisten
gewöhnen, doch wird es uns immer
lieber und vertrauter; der sehr inter-
essierte, große Blick, der fein-skeptische
Mund und die frische, natürliche Vor-
nehmheit machen es zu einem der be-
stechendsten Zeugnisse. Repräsentativ
ist das Wolfenbüttler Porträt durch die
breite, weite Behandlung des Ober-
körpers, durch den Lockenschmuck und
durch die beiden weißen Flächen von
Gesicht und Kragen, die mit den ge-
nannten Teilen im schönen dunklen
Rundstück die beste Komposition er-
geben. „Ich habe nichts dagegen, daß
die Idee, als hätte ich so ausgesehen,
in der Welt bleibt", wird wohl auch

Spinoza sich gesagt haben, wie Goethe vor seiner „idealisierten", aber eben darum getreuen Trippelschen Büste.
Es folgt das Bildnis der Opera Posthuma. Man sieht sofort, es ist nach dem Wolfenbüttler gemacht. Es ist meiner Meinung nach das dem Denker Spinoza entsprechendste; die düstere Schönheit des Forschens ist in ihm wie in keinem anderen. Denn wir können dem Verfasser nicht beistimmen, wenn er, um seine persönliche Meinung zu dokumentieren, die gewiß wundervolle Stelle aus der Ethik, die zur Erquickung an allem Einfach-gesund-Irdischen ermuntert, und ein Briefzitat Spinozas, in dem von Ruhe, Freude und Heiterkeit die Rede ist, der Biographie voranschickt. Das hieße doch zu sehr, Spinoza zum gemütlichen, gemütvollen „Weltweisen" machen. Vielmehr, denke ich, könnte ein anderer Briefausschnitt unvergleichlich besser die Seele des komplizierten Mannes erhellen; sie ist in einem Briefe an Oldenburg enthalten.
„Mich aber reizt dieser Tumult —
(es ist von den großen englischen Unruhen um 1665 die Rede) — nicht zum Lachen, noch zum Weinen, sondern vielmehr zum Philosophieren und die menschliche Natur genauer zu studieren. Denn nach meiner Meinung ist es das Richtige, über die Natur nicht zu lachen und noch viel weniger zu weinen. Ich bedenke, daß die Menschen, wie alles übrige, nur ein Teil der Natur sind und ich nicht weiß, wie jeder Teil der Natur mit der ganzen Natur zusammenstimmt und wie er mit

den übrigen zusammenhängt. Diesem Mangel der Erkenntnis allein schreibe ich es zu, daß manche Naturen, die ich bloß teilweise und nur verstümmelt begreife, und die unserem philosophischen Geist nicht zusagen, mir früher als ungereimt, ordnungswidrig, absurd erschienen sind. Jetzt aber lasse ich jeden nach seinem Sinne leben, oder wenn er will, für sein vermeintliches Heil sterben, wenn er nur mich für die Wahrheit leben läßt". So sah Spinoza aus, wenn er im Tiefsten war, wenn er wahrhaft Er war. Er wurde selbst zu einem Stück Natur, das hell-blind beobachtete, erperimentierte, sich freute und litt. Und nur so ist es zu begreifen, daß er nach Aussage seiner Hausleute am Kampfe zwischen Spinnen oder zwischen Spinnen und Fliegen sozusagen sein Vergnügen fand. Er war hart wie die Natur angesichts der Wahrheit, die er mit seiner letzten, echtesten Leidenschaft suchte, und weich wie ein Mensch unter Menschen. „Und noch viel weniger zu weinen", wieviel gewollte, zusammengeraffte Härte liegt in dieser Wendung! Wie er als liebenswürdiger, höflicher Hausgenosse und Bürger ausgesehen haben mag, das zeigt uns das van der Spycksche Bildnis, welches wohl als das im gemeineren Sinne ähnlichste zu betrachten ist, und so mag man es hinnehmen, daß es die erste Seite des Buches schmückt, und freudig läßt man gelten, daß es nach einer alten sonderbaren Photographie wiedergegeben ist, die Const. Brunner besitzt. Ich kenne diese Photographie, die weit eigenartiger ist als die Wiedergabe. Dieser fehlt die bleiche Heiligkeit, die gerade das Wunderbare, Unvergleichliche des Originals ausmacht. Und zwar kommt das daher, weil auf mir unverständliche Weise Schatten unter dem rechten Auge und am Nasenrücken hinzugekommen sind, die das Gesicht schmaler machen. Übrigens: interessant genug, daß gerade ein Bildnis desjenigen Mannes eine Vergeistigung durch die tote Zeit erfuhr, der wie kein anderer die Identität der physikalischen Veränderungen im Anorganischen mit denen im Organischen kannte und vertrat. — Das Bild endlich von Vaillant ist das weichlichste und, was die Ähnlichkeit angeht, vielleicht das belangloseste. Nur die Haltung des Müden, der sich für ein neues

Bild aufrafft, ist bemerkenswert; wir sehen den Tod im Hintergrunde dieses wahrscheinlich letzten Porträts. —

Bei den Stichen nach den genannten Bildern können wir gut beobachten, wie ein Porträt sich verwandelt, wenn es durch verschiedene Temperamente hindurchgeht, oder wenn man es, wie hier, gewünschten, oft zur Genüge häß-lichen Zwecken dienstbar macht. Welch ein lasterhaftes Ungeheuer ist der „^u-<1aeu» et ^.tdeigt«," in der „Für-stellung vier neuer Weltweisen" oder gar die „wahre Abbildung" im „Ver-besserten Welt- und Staatstheatrum", welche noch dazu durch eine Schlange, die sich in den Schwanz beißt, bedeu-tungsvoll illustriert wird. Eine plumpe Mischung aller guten Bildnisse ist der Stich von H. Lips 1777 für Lavaters „Phnsiognomische Fragmente"; die La-vatersche Charakteristik würde gewiß anders lauten, wenn nicht die Sug-gestion des Namens und des Schick-sals des Dargestellten eingeblasen hätte. Nun ist das Merkwürdigste, daß Lavater eine bessere, wenn auch nicht gerade einwandfreie Zeichnung nach dem Kupferstiche von Francis verworfen haben muß, um die von uns getadelte zu benutzen. Vor einiger Zeit nämlich wurden die den Fragmenten unterlegten Originalzeichnungen im Antiquariat von Baer u. Co. in Fr. a. Main versteigert. Ein Freund des Brunnerschen Werkes kaufte die Spi-nozazeichnung und schenkte sie Brunner. Dieses Blatt aber ist sonderbarerweise eine etwas elegant zugestutzte, dem nöti-

gen Format angepaßte Reproduktion des Stiches von Francis 1761 und 1762. Ich kann mir dies nur so erklären, daß dem ernsten Lavater dieser Spinoza zu jung war. Zwei Blätter, die in das „Verzeichnis der in Büchern und Porträtwerken befindlichen Bildnisse" gehören, vielleicht die einzigen, die dem Verfasser entgangen sind, habe ich inzwischen in der Bibliothek des Herrn Leo Winz entdeckt. Das eine Blatt nach dem Spyck'schen Bild ist in der hebräischen Übersetzung der Ethik von Salomon Rubin „OKeKer elaubn, imtaura» tiooäom; Die Ergründung Gottes und die Lehre vom Menschen", Wien 1883, enthalten, das andere, eine verweiblichte Wiedergabe nach dem Wolfenbüttler Original, in der „Galerie der ausgezeichnetsten Israeliten aller Jahrhunderte, ihre Porträts und Biographien, herausgegeben von Eugen Grafen Breza, redigiert von Dr. Rich. Otto Spazier, Stuttgart 1834". — Von den zweifelhaften Bildnissen wäre das von Franz Wulfhagen erwähnenswert, das wegen seiner Verwandtschaft mit dem Iugendbild auffällt. Der leichenhafte Gesichtsausdruck ist wohl nur auf schlechte Zeichnung zurückzuführen, ein Umstand, der uns dieses auch sonst in mancher Beziehung sich einprägende Bild nicht unterschätzen heißt. Der Kollektion „Spinoza in anderen Werken der Bildenden Kunst" fehlt merkwürdiger Weise eine schöne Abbildung des einzigen öffentlichen Spinozadenkmals, des Bronzestandbildes von F. Heramer im Haag, das weit bedeutender und stärker ist als die sentimentale, an den träumerischen Kainz erinnernde Marmorstatue von Antokolski und gewiß wichtiger als die mißlungene Arbeit von Karl Bauer. Hingegen ist die Bronzestatuette von I. Mendes da Costa ein energisches, zusammengefaßtes Werkchen, das hiermit allen Kunstkennern empfohlen sei. Und Georg Wienbrack müssen wir aufs neue mahnen, die Locke zu tilgen, an der das Werk leidet, da sie sich auf dem großartigen Haupt wie ein Wetterhahn auf einer Pyramide ausnimmt. — Die wenigen Ausstellungen jedoch bedeuten nichts gegen die verdienstvolle, ungemein fleißige Arbeit des Verfassers, dem somit zum Schluß noch einmal der Dank aller Freund« der

Wahrheit und der Kunst ausgesprochen sei.

Literarische Rundschau.

Von Friedrich Stein-Berlin.

Der Kopenhagener Dichter, Professor Karl Larsen, ist in Deutschland seit einem Jahrzehnt etwa kein unbekannter Mann. Mit zwei großen Romanen hat er sich bald in die Reihe derer gestellt, die nicht nur in distinguiertem Vortrag erzählen, sondern auch immer Gutgedachtes klug zu sagen wissen. Vornehmlich seine zweite Dichtung „Eine alltägliche Ehegeschichte" ist hier erfolgreich geworden/) Die Geschichte einer Ehe zwischen zwei ungleich gearteten Persönlichkeiten, die sich innerlich auseinanderleben, still, fast unmerklich, bis das lait aecomM nicht mehr zu übersehen ist. Eine dichterische Arbeit von psychologischer Ziselierkunst. Nicht weniger gefallen hat, aber weniger bekannt geworden ist seine geschehnisreiche feinsinnige Geschichte „Wassiehstduaberden Splitter . . . .'") in ihrer vertieft psychologischen Ergründlichkeit und warmpulsigen Lebendigkeit von überzeugender Kraft.

Und nun liegt ein ungemein interessanter Novellenband^) des Dichters

l) Axel Juncker, Verlm-Verlag.

') Verlag v. Erich Reis, Berlin.

vor: zwei sich ergänzende Erzählungen, verbunden in dem Kollektivtitel „Der springende Punkt". Der Dichter geht hier von der bedachten Erwägung aus, daß in jedem irgendwie bedeutsamen Leben die Stunde kommt und der Punkt sich rundet, von denen aus der Charakter sein Geschick formt — zum Guten oder Bösen.

Die erste dieser Novellen: „C h. F. H o l m", haben die Leser von „Nord und Süd" aus diesen Blättern kennen gelernt. Aber die Dichtung ist stark und eigenlebig genug, um als Buch doch wieder ganz ihren eigenen, und einen mehr konzentrierten Eindruck zu machen, als in der Zerrissenheit der Fortsetzungsabschnitte. Und in dieser strengeren Zusammenfassung tritt auch das logisch Begründete, ja Zwingende der Charakterstrandung Holms eindringlicher zutage. Den Inhalt der Novelle werden unsere Leser noch im Gedächtnis haben — diese Geschichte eines anscheinend überkorrekten Bankbeamten, der im Geheimen seit vielen Jahren weitgehende Unterschleife macht, entdeckt und von dem eigenen Vorgesetzten aus taktischen Gründen schließlich zu Ehren gebracht wird, nachdem er in den Tod gegangen war. Das Wichtige an diesen Hergängen ist die Schilderung der alles überwindenden Selbstbemeisterung Holms, von der ersten Stunde seiner Geld-Verfehlungen an, bis zu jener wohlerwogenen und als „Unfall" drapierten Selbstvernichtung in besonnener Kraft und Ruhe. Die Behandlung der hier aufgestellten Probleme legt in geistreicher Analyse alle Fäden bloß, die das Verhängnis dieses Lebens gebunden haben: das Zerschellen an der eigenen, ungeheuer potenzierten Persönlichkeit, das Lebenzerreiben an einer knöchernen Pedanterie der Noblesse, die zuletzt der einzige seelische Motor seiner Handlungsweise bleibt: der springende Punkt, von dem aus Holms Wesen sein Schicksal — von dem aus die Ursache seines Verbrechens deutlich erkennbar wird. Von dem aus natürlich sich weiterspinnen die seelischen Erlebnisse seiner letzten Tage, der Stoizismus seiner Weltentsagung, seine briefliche Beichte an den Vorgesetzten. Letztere übrigens ein Kabinettstück spürender Seelenkunde.

Die zweite Novelle „Knud Holt er" zeigt in dem Aufbau der Erzählung nicht immer das einheitlich durchgedachte und durchgefühlte Kunstleben wie „Eh. F. Holm". Auch der Stoff selbst vermag nicht so sicher das Interesse des Lesers festzuhalten. Es fehlen vor allem dem Hauptcharakter die Konsequenzen seiner natürlichen Voraussetzung. Überdies haben die ziemlich krassen Effekte ein wenig Kolportagemäßiges, das verstimmend auf die Nerven fällt. Vorhanden in voller Schönheit aber ist auch hier die gepflegte Sprachkunst Larsens, die sich wie eine vornehme Gewandung um einen brüchigen Körper schmiegt.

Im Wesentlichen der Fabel handelt sich's um einen jungen Burschen, den Sohn kleiner Bürger, die gern auf der Straße gut gekleidet gehen, um sich's im Hause so schlampig bequem wie möglich zu machen. Eine Eigenheit, die für den Charakter, nicht bloß der Hausführung, sondern auch der Menschen und der Kindererziehung, das Hauptkriterium abgibt. Außen hui und innen pfui! In Allem!

Der Junge, Knud Holter, wird mit 22 Jahren eines kriminellen Streiches wegen — oder war er nicht kriminell? — nach Amerika geschickt. Hier erlebt er Abenteuer und Schicksale, wie das fremde Land sie dem haltlos und mittellos vagierenden Tunichtgut wohl allzu bereitwillig zuwendet. Knud findet Helfer und Freunde, deren Verwendung er mit plump inszeniertem Diebstahl beantwortet. Mit Einbruch

und sonstigen Redlichkeiten. Im Gefängnis kommt endlich seine Stunde, sein „springender Punkt". Von einem alten klugen Mann ihm gütig zubereitet. Und wie Holm zum Bösen und zur Selbstvernichtung getrieben, so wird Knud, von Grund aus erschüttert und aufgerüttelt, zum Guten gelenkt. Aus der tiefsten Drangsal wendet er sich dem Ernst der Arbeit zu, der ihn aufwärts trägt, zu redlichem Erwerb und Gewinn, zu ruhiger Entwickelung, schließlich zu einer Liebe, die mit ihren Konsequenzen eben die ersterwähnten Unwahrscheinlichkeiten ergibt.

Vielleicht aber hat Larsen dennoch recht: denn wie das Gewissen das furchtbarste, so ist die Liebe das erhabenste Wunder der Menschenseele, jeder Wandlung fruchtreifender Boden. Und wer von der Liebe getragen und gehalten wird, kann wohl garnicht mehr zugrunde gehen. Nur eben, daß es eine rechte Liebe sein muß! Sehen wir von den Gewagtheiten seiner Seelenmalerei ab, so bleibt im Einzelnen manches Feine und Schöne: so die Liebe des unbändigen Jungen zu seiner naschhaften, eitlen und putzsüchtigen Mutter; so die Charakterzeichnung des alten Arztes, dem Knud seine innere Lebenswendung dankt; so die Schilderung des Plantagenlebens und jener jungen Mädchenhummel Grete, deren Liebe Knud erlösen soll.

Hinsichtlich des Formenwesens ist wohl nur wenigen unter den modernen Dichtern die Kunstbedeutung der Novelle so intim aufgegangen, wie dem Dänen Karl Larsen. Im Sinne Goethes aufgegangen, der in der Novelle eine poetisch erzählte, d. h. „entwickelte" Anekdote sah, von der nackten Tatsächlichkeit ausgehend, über die sinnverbundene Reflerion, zur angewandten Ethik der Gesellschaftsfolgerung. In dem weitgespannten Rahmen einer künstlerisch durchdachten und gedanklich ausgereiften Form gibt Larsen seiner Novelle jenen Kreislauf des Stoffes, den wir bei den vorbildlichen Meisternovellen der italienischen Renaissance finden. Den der Altmeister deutscher Novellenkunst, C. F. Meyer und — !n»t uc>t lea»t — Paul Heyse gepflegt. So ziemlich das Höchste, das der Novellenkünstler erstreben und erreichen kann!

Von einem jungen, englischen Dichter, H. H. Richardson, der in seiner Heimat schon zu den Berühmtheiten gehört, ist eine gut übertragene Dichtung soeben in Deutschland erschienen, die sein Ansehen auch bei uns begründen dürfte: ein Künstler-Lebens-Roman der Gegenwart „Maurice Guest"[1]). Das bewegende Problem darin läßt eine ganze Seelensymphonie erklingen und weitertönen, deren führende Melodien schmerzlichste Vernichtungskraft auslösen. Erzählt wird die Geschichte einer Liebe der Selbstzerstörung in Selbsterniedrigung!

Der Held, ein junger Engländer, in jedem Verstehen bürgerlich achtbar und engbegrenzt, kommt mit starken Vorsätzen und mäßigen Aussichten, Musikstudien halber, nach Leipzig. Trotz eifriger, auf sein Ziel gerichteter Arbeit wird er bald genug in ein furchtbares Liebesgeschick verflochten. Maurice, der weltfremde Jüngling ohne Frauenerfahrung, gerät in die Kreise einer sinnbestrickend schönen Frau, der Australierin Luisa Dufrayer. Und auf den ersten Blick wird er ihr hörig — bis zum Aufgeben seiner Persönlichkeit — ungeachtet der flehentlichen Warnungen treugesinnter Freunde. Luisa, schon von Hause aus skrupel- und rücksichtslos, schmachtet ihrerseits in den Ketten einer wahn-

[1]) Verlag v. S. Fischer, Berlin.

sinnig rasenden Leidenschaft für das verlottert zynische Geigengenie Schilsky, dessen Treulosigkeit sie bis an die Grenze unbedenklicher Verkommenheit führt. Maurice aber, wie gerade unverdorbenen Männern oft geschieht, verliert sich, ganz hingegeben, haltlos, mit aller aufgeschichteten Empfindungskraft seiner Seele an diese, vielleicht naiv-jedenfalls brutal-verrottete Circe.

Mit jener sich selbst unverständlichen Anbetung, die den unbeglückt Liebenden unter Umständen zum Helden oder Märtyrer machen kann, dient, wirbt und bettelt er um ihre Liebe, obschon er allmählich von ihrer bodenlosen Verworfenheit erfahren. Und in ihrer eigensinnigen Vereinsamung, nachdem der Geigerlump Schilsky sie verlassen, wird sie Mauricens Geliebte, um in seiner treuen, beharrlich ehrlichen Werbung ihm nicht Gattin werden zu müssen! Nur eben aus Bequemlichkeit — mit ihrem unvergessenen Geiger im Herzen, der sie und ihre Liebesraserei jetzt aufs Schamloseste bloßstellt. Maurice, der auch davon erfährt und zu besinnungsloser Wildheit, bis zur Mißhandlung Luisas verzerrt wird, kann gleichwohl nicht von ihr lassen. Es ist, als ob seine Seele der Ehrbarkeit, des Strebens nach Kunst und Erfolg aufgezehrt würde von der Sehnsucht nach ihrem Besitz. Und über zahllose Erniedrigungen hinweg, die jedes Atom seiner Selbstachtung und Ehrenhaftigkeit vernichten, endet er vor der Pistole, während Geiger und Circe schließlich noch in legitimer Ehe sich finden . . . Die Tugend siegt!

Der Vorwurf ist kühn, kraftvoll, großgedacht. Die Komposition unbeirrbar klar bis zur Durchsichtigkeit. Die künstlerische Anordnung des reichen Stoffes läßt weder Geschicklichkeit, noch Klugheit vermissen. Die psychologische Behandlung der gegensätzlichen Empfindungswelten belebt, in ihrer Eindringlichkeit, alles Innengeschehen zur Bildhaftigkeit poetischer Gesichte. Ganz nach englischer Art, nach der gangbaren englischen Art, geht Richardson mit seinem gehäuften, oft zu sehr gehäuften Detail um. Seine Beobachtungen, vornehmlich der internationalen Kreise der Musikstudierenden Leipzigs, innerhalb deren die ganze Handlung verläuft; seine Charakter-

zeichnungen; seine lebenhaft starken Situationsbilder und Gesellschaftseindrücke geben dem Buch einen Inhalt von schwer übersehbarer Geschehnisfülle. Die Diktion ist nicht immer fließend und quellfrisch — es finden sich ausgedehnte Partien von unbeschwingtem ermüdendem Fortgange. Im Ganzen aber will das, bei zwei starken Bänden Umfang, nicht viel sagen.

Wer von unsern Lesern erinnert sich noch des Dichternamens: Louise von Frantzois? Jener Dichterin aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts, die nach mehreren, ziemlich unbeachtet gebliebenen, kleineren Dichtungen mit ihrem großen Roman: „Die letzte Reckenburgerin") ganz plötzlich, uneingeschränkt und einhellig nicht nur die Beachtung der Kritik, sondern weithin hallenden und nachdauernden Ruhm gewann. Fast bis auf den heutigen Tag wußte man von den andern Arbeiten der Dichterin so gut wie nichts: „Das Stillschweigen hatte das Wort", wie Mirabeau sagt. Trotzdem eine namhafte Anzahl dieser Dichtungen in gedrängter Folge kurz nach der „letzten Reckenburgerin" erschienen sind, von 78—82 drei große Romane, acht Bände Novellen, ein Geschichtswerk und ein Lustspiel.

*) Aus dem Verlag von Otto Ianke, Berli« in den Insel-Verlag, Leipzig übergegangen.

Und jetzt nach diesem langen Schweigen, nicht weit vor dem hundertsten Geburtstage der Dichterin (geb. am 24. Juni 1817) wird einer ihrer größten, d. h. bedeutsamsten Romane: „Frau Erdmuthens Zwillinge" (2 Bände. Inselverlag, Leipzig) neu aufgelegt. Eine Dichtung, deren Stoffkreise jenen Vorgängen in unserer vaterländischen Geschichte entnommen sind, deren Jahrhundertgedächtnis wir jetzt aufrichten: den Elendjahren unter Napoleons eiserner Zuchtrute, bis in die Befreiungskriege hinein. Vielleicht, daß diese Sätular-Erwägungen die Wiederbelebung der Fran9ois'schen Erzählung gerade zur Stunde beeinflußt haben. Jedenfalls ist anzunehmen, daß in dieser Säkular-Stimmung die wundervolle Dichtung ein gesteigertes Interesse wecken wird.

Der spezifisch künstlerische Eindruck, den sie zunächst vermittelt, ist einigermaßen befremdlich und von etwas schleppendem Tempo. Hat man sich aber erst in diese bedachtsam schreitende, altväterische Form der Erzählung im Ichton mit gutem Willen eingelebt, so findet man, sie sei unserem gewohnt modernen Denken und Betrachten in keinem Sinne hinderlich. Ja, der stille Reiz dieser weltabwendigen Anmut wird auf den, der solchen Eindrücken zugänglich ist, seinen Zauber nicht verfehlen.

Die Fabel der Dichtung ist — mit ihren Menschenschicksalen auf den Hintergrund jener großbewegten Zeit gezeichnet — vielgestaltig, von herrlichen Menschen belebt, reich verflochten mit ungewöhnlichen Geschehnissen. Ihre dichterische Behandlung ist eindrucksam, zuweilen von wuchtender Schwere, nicht selten von dramatisÄM Kraft und Bildgewalt: der Magister Bleibtreu schildert in behaglichem Erlebniston, wie Frau Erdmuthe, die Gattin des Majors de Roc, Mutter zweier Zwillinge wird: Hermann und Raul, zwei wundervolle Knaben, die nicht verschiedener geartet sein können. Nur in ihrer innig beseelten Liebe zu der von aller Welt angebeteten Mutter finden sich die Söhne und in dem lauteren Adel ihrer Naturen. Als Jünglinge von etwa zwanzig Jahren erhalten die Zwillinge die Richtung ihrer Geschicke

aus der Divergenz ihrer Anlagen: Raul, begeisterter Franzosenfreund; Hermann, in jeder Faser seines Wesens Deutscher. Daraus erwächst so der Konflikt, wie dessen Entfaltung und Lösung, die tiefe, erschütternde Tragik der Dichtung. Nach glückzertrümmernden Verwickelungen in der Familie stehen die Brüder auf dem Schlachtfelde einander gegenüber, in der Stunde des Unheils, da Hermann den sterbenden Raul gerade nur noch in seinen Armen betten kann. Erdmuthe, die schon den Gatten dem Vaterlande opfern mußte, sieht, eine Niobe des Befreiungsrausches, dem Aussterben ihres Geschlechtes entgegen.

Es ist kaum verständlich, wie der psychologische Reiz und der ungewöhnliche poetische Charm dieser Dichtung so viele Jahrzehnte (im Jahre 1872 in Berlin erschienen) hat verkannt, ja ganz übersehen werden können; wie die werbende Kraft der Gestaltung, der klare, ruhig sichere Aufbau der Fabel, die scharf umrissene Charakteristik der Menschen und die Geschehnismalerei der Situationen so lange hat ohne Anerkennung bleiben können.

Noch weniger zu verstehen aber ist, daß das chronologisch nachfolgende Werk „Stufenjahre eines Glücklichen" (2 Bände, Leipzig 187?)') bis auf den heutigen Tag hat fast verschollen sein können! Diese, im Kern durchaus moderne Dichtung,

<j Gleichfalls m den Insel-Verlag übergegangen.

überstrahlt von so köstlich feinem, lebengestillten Humor; zudem von so viel innerer Wärme und Lebenstreue durchsonnt, von so tiefer Lebenskunde getragen. Nun aber, da sie wieder in der Erinnerung neubelebt wird, ist mit Sicherheit anzunehmen, daß ihr ein später Erfolg umso reichlicher blüht.
Die Geschichte von den „Stufenjahren eines Glücklichen" schildert die Kindheit, Jugend, Mannesjahre, Erlebnisse und Erfolge des blutarmen Pastoren-Pfleglings Decimus: der zehnte Sohn des Dorfhirten, der einst ein lernfreudig-begabter und wohlhabender Bauenierve war, durch fortgesetzte Mißwende zum unrettbaren Trunkenbold und Dorfhirten gesunken. Seinen zehnten Jungen gibt er, aus Trotz und Hohn, dem Dorfpastor, der seines ganzen Lebens tiefste Sehnsucht auf einen Sohn gerichtet hat, der in siebenfacher Enttäuschung seine Vaterliebe auf sieben Töchter zerstrahlen muß. Auf den geschenkten Sohn, den Hirtenjungen, unsern Decimus, den Glücklichen, ein Prachtkerlchen in jedem Sinne, konzentriert sich nun die Liebe des ganzen Pfarrhauses, besonders aber der gütigen, klugen Pfarrmutter. Und aus diesen Prävenienzen resultieren die „Stufenjahre", die Lebensphasen des Glücklichen, der inmitten einer ungemein gestaltenreichen Umgebung von garnicht alltäglichen Menschen seine Lebensbahn wandelt und sein heißersehntes Ziel erreicht: Astronom zu werden .... In ihrem still behaglichen Erzählertempo läßt die Dichterin viel verschlungene Schicksale kaleidoskopisch an dem Leser vorüberziehen. Und es werden starke, lebendige, oft ganz balladeske Einzel-Eindrücke, die sich so schnell nicht wieder verwischen.
Es ist ein sehr dankenswertes Unternehmen des Leipziger Insel--Verlages, diese Neuausgaben zu vermitteln. Und der Verlag hat es dabei nicht bewenden lassen. In seiner „Bibliothek der Romane" hat er eine große Zahl interessanter weiterer Neuausgaben herausgebracht, von denen ich noch einige nennen möchte. Da ist vor allem der berühmte Märchenroman „Das Papageienbuch". So genannt nach dem „Helden" der Reigen-Erzählung, einem alten Papageien, dessen Weis-

heit alle handelnden Personen aus
Fährnis und Seelenpein rettet, zu
Glück, Erfolg und Ehren führt. Ur-
sprünglich eine indische Dichtung
„Tuti N a m e h" von unbestimm-
barem, wahrscheinlich mehrtausend^-
jährigem Alter. Im 14. Jahrhundert,
nach vielfachen, mißlungenen Ver-
suchen, durch den Dichter Nach-
schebi mit glänzendem Erfolge unter
dem Titel „Die sieben weisen Meister"
ins Persische übertragen, kam die merk-
würdige Dichtung sodann erst in ara-
bischer, von dort durch Muhamed
Kadiri in türkischer und aus der
türkischen Übersetzung, zu Anfang des
vorigen Jahrhunderts, in der deutschen
schnell bekannt gewordenen Nach-
dichtung von Georg Rosen auf
unseren Literaturbesitz. Diese Rosen-
sche Übersetzung nun, in den aka-
demischen Bibliotheken und Gelehrten-
archiven jahrzehntelang ruhend, ist in
der Neuausgabe des Inselverlages ein
Volks besitz geworden — das Beste,
was der Bemühung des Verlages nach-
gesagt werden kann.

Von dem indischen Märchen zu
einer französischen Burleske von
klassischer Anmut und Grandezza:
Claude Tilliers „Mein
Onkel Benjami n", übersetzt
von R. H. Bind ig. Diese Ge-
schichte in Geschichten, die das
Leben, die ärztlichen Taten und Un-
taten, lustigen Sünden und fidelen
Streiche des Nr. Benjamin und seiner
Freunde in glücklichster Laune erzählt
und jene Zeit ihres Geschehens in ihrer

sagenhaften Gemütlichkeit schildert, wird immer ein Publikum entzücken, das herzfroh genug ist, seine Sehnsüchte und Erwartungen an der Sonnenseite des Lebens weingesegnet ausruhen zu lassen. Auch Jene begeistern, die gern dort eine Heimstatt finden, wo nachdenkliche Menschen hinter der Maske toller Lust den Ernst aufrechter Lebensklugheit und gelebt« Philosophie dankbar erspüren. Die ewig Mißmutigen aber, die Vergrämten und Verbitterten — sie sollten sich gesund und fröhlich lachen an diesem unversieglichen Frohsinn des „Onkel Benjamin".

Als zwei der hervorragendsten Erscheinungen der „Bibliothek der Romane" seien auch die beiden Russen erwähnt, Fedor Dostojewsky mit seinem unvergänglichen „R a s - kolnikow" oder „Schuld und Sühne", diese einzigartige Kriminal-Psychologie; und Iwan Turgsn- je ff „Väter und Sohne", der bedeutsamste und berühmteste Roman des größten russischen Romantikers, der ganz tendenzlos, nur um der schönen Schilderung willen, schön geschildert hat.

Bei dieser Gelegenheit möchte ich auch drei Neuerscheinungen der Tempel-Klassiker erwähnen: der 13. und letzte Band der Sch iller - ausgabe, mit einer Schillerbiographie von Fritz Strich, dessen eingehende Würdigung ich mir vorbehalte. Ferner zwei Bände Shakespeare: „Romeo und Julia" und „Hamlet", die zu der begonnenen Reihe doppelsp rachiger Klassiker-Ausgaben gehören. Dem englischen Tert beider Bände ist der Clark-Wright'sche der Clarendon-Presse zu Grunde gelegt, während der deutsche Tert (Schlegel) der wiederhergestellten Fassung Michael Bernaus folgt. Für beide Bände verantwortlich zeichnet Dr. L. L. Schücking, der in einem Notizen-Anhang von peinlicher Sorgfalt Aufschlüsse gibt über fragliche oder strittige Stellen im englischen Tert und der deutschen Übersetzung, die manches Interessante bringen.

Kunst-Rundschau.

Von Arthur Mahler (Wien).

Einwirkung der Wissenschaftaufdie Kunst.

Wissenschaft und Kunst — man geht an dieser Zusammenstellung vorüber wie an jeder anderen, gebraucht sie ohne Hinsehen. Zwei einander ergänzende Faktoren in der Rechnung unserer modernen Kultur. Und doch — es sind keine einfachen Posten, die untereinander gestellt und summiert werden können, nicht bloß Teile, du nur zusammengeleimt zu werden brauchen, um das Gebilde „Geistesleben" zu ergeben. Sie sind vielmehr wie Schwingungen verschiedener Art, die sich bald verstärken, dann aber auch, zur Interferenz gebracht, auslöschen können.

Die Kunst einer jeden Zeit ist höchst abhängig von der Summe der bestehenden Erkenntnisse. Was von diesen entwurzelt worden ist, ist damit auch kunstunfähig geworden. Beispiel: Die Pest als Folge tückischer Brunnenvergiftung ist als Motiv wie Episode heute völlig undenkbar. Wir wissen zu viel von Bakterien und dem Wesen der Infektion. Ebenso wird der Künstler das Wunder der blutenden Hostie nm mit höchster Vorsicht verwenden dürfen. Der VaeMu» proälßio»u» ist zu künstlerischen Wirkungen sehr ungeeignet. So ergibt sich eine weitgehende Einschränkung des künstlerischen

Stoffgebietes durch die fortschreitende wissenschaftliche Erkenntnis. Bei Homer mischen sich Götter erkannt und unerkannt unter die Menschen, Euripides läßt sie leibhaftig auf der Bühne erscheinen, unerbittlich waltet Ate ihres Amtes bei Sophokles. Dürfte heute der größte Genius es wagen, den Olymp in seinem Werke so zu nützen? Die Götterwelt ist tot und kein Dichter vermag sie zu beleben.
Man wende nicht ein: Die Götter Griechenlands sind nicht von der Wissenschaft, sondern vom Christentum getötet worden. Denn tatsächlich hatten sie ihre Eristenz schon eingebüßt, bevor die Riesenerscheinung des Paulus der kleinen palästinensischen Sekte die Kraft verlieh, sich zur Weltreligion umzubilden. Doch sei es darum. Aber wie ist es mit dem Geisterglauben, den Dämonen lind Zauberwesen? Hat nicht das Fortschreiten philosophischen Denkens, die Entwickelung der Naturwissenschaften auch ihrer Eristenz in der Kunst endgültig ein Ende bereitet? Wohlgemerkt: nur insoweit, als sie als Wirklichkeiten gemeint waren. Das Gespenst, der Kobold, der Zauberer bleiben dort möglich, wo sie sich entweder zum Symbol oder zur Halluzination umwandeln oder sich in solche wenigstens umbilden lassen. So haben Faust und Hamlet etwa ihre Lebenskraft bewahrt. Aber ich gestehe offen: in der Unterredung mit dem Sohne wird mir der Geist des alten Hamlet direkt unerträglich. Wenn ich an seine reale Eristenz glauben soll, bäumt sich in mir alles gegen eine solche Zumutung auf. Man denke an Lessing und die Hamburgische Dramaturgie. Wie einwandfrei ist hingegen das mystische Element im Macbeth!
All das Gesagte gilt auch für den bildenden Künstler. Nur vielleicht in noch stärkerem Maße. Natürlich wird man mir sofort mit einem höchst naheliegenden Einwand kommen: Böcklin. Ich könnte einfach darauf antworten: Kaulbach, die Hunnenschlacht. Was den Alten von Fiesole anlangt: er hat nie den griechischen Kentaur, den hellenischen Meergreis gemalt — nein, Geschöpfe seiner Phantasie. Er hat sie so logisch und überzeugend dargestellt, daß man bei einer genauen Analyse — sie fällt einem vor seinen Werken

nicht ein — sich sagen muß: Es ist denkbar, daß die Natur in einer übersprudelnden Laune all diese Wesen schafft, ohne mit ihren eigenen Gesetzen in Konflikt zu geraten. Man braucht nicht gegen sein besseres Wissen zu glauben.

Inwieweit das tatsächliche Aufhören einer religiösen Malerei mit diesen Dingen zusammenhängt — das will ich nicht untersuchen, nur auf das Problem hinweisen.

Wer will, mag das alles beklagen — anklagen darf er nicht. Denn die Wissenschaft muß wirken, ohne jedwede Rücksicht auf die Konsequenzen, die das Fortschreiten der Erkenntnis zeitigt. Wer die Erkenntnis will, muß ibre Folgen wollen. Dann aber: ich meine, sie hat uns mehr zurückgegeben, als sie uns genommen hat. Die Masse des für die Kunst eroberten ist unendlich viel größer als das für sie Verlorene. Unwillkürlich denkt man zuerst an die technischen Wissenschaften mit ihrer Umsetzung. Das Gebiet ist schier endlos. Zolas Rougon-Macquarts treten von selbst über die Bewußtseinsschwelle. Wer aber übergewissenhaft Technik und Wissenschaft trennen will — was ja doch nicht durchzuführen ist — dem gebe ich ein zweites Beispiel: Die Medizin. Die Erkenntnis vom Wesen der physischen und psychischen Leiden hat dem Künstler erst die volle Herrschaft über dies Gebiet gesichert. Früher konnte nur der genialste Beobachter sich in dies Reich wagen. Wiederum Shakespeare oder der Ajas

des Sophokles, die Rubens'schen Besessenen. Wichtiger aber ist es, daß diese Erkenntnisse erst die Psychologie des Nichtkranken gesichert haben, sie haben die Grenzdistrikte behandelbar gemacht, die im Leben so häufig nun erst der Kunst erreichbar sind. Die verschiedenen Grade der Suggestion und Alienation etwa würden hierher gehören. Und nun gar erst die Vererbung! Ist es nicht, als ob die Wissenschaft damit der Kunst in voller Identität ein Stück des früher entrissenen Reiches zurückgeben wollte? Sie nahm ihr den Glauben an Ate, die Unerbittliche, und gab ihr die Erkenntnis von der unentrinnbaren Kraft der Vererbung.

Für die bildenden Künste wäre noch zu erwähnen: Die Bedeutung der Momentphotographie für das Erfassen der Bewegung. Doch ich will auch nicht einmal versuchen, vollständig zu sein.

Ist auch die Wissenschaft von der Kunst abhängig? Es dürfte sich schwerer nachweisen lassen und doch — wer wollte es von vornherein leugnen, da sie eine große Voraussetzung gemeinsam haben: Die schöpferische Phantasie.

Wirtschaftliche Rundschau.

Wenn man die gewaltigen Erpansionsprojekte unserer großen gemischten Montankonzerne betrachtet, wenn man sieht, wie Hochöfen, Stahlwerke und Walzwerke und wieder Hochöfen etc. in immer neuer Folge von ihnen gebaut werden, wie die rheinisch-westfälischen Werke, voran Gelsenkirchen, Krupp und Thyssen, sich nicht mit der gewaltigen Zusammenhäufung von Zechen und Hütten in Westfalen begnügen, sondern noch einmal ihr ganzes Bauprogramm in Lothringen und Luremburg wiederholen, so faßt den Normalmeuschen Staunen und Ehrfurcht vor solchen Kolossalschöpfungen und Kolossalkapitalien. Mancher mag vielleicht den Sinn einer derartigen Erpansionspolitik, die den lothringischen Ossa auf den rheinisch-westfälischen Pelion zu türmen versuch«, nicht immer verstehen, aber er sagt sich bescheiden, daß er in seinem beschränkten Kleinaktionärstande die Tiefgründigkeit der Absichten unserer Montantrustbeherrscher nicht verstehen kann. Er bewundert, was er nicht begreift, und ge-

rade weil er es nicht begreift. Manchmal aber enthüllt ein hübscher Zufall oder eine kleine Offenherzigkeit der sonst so olympisch zugeknöpften Herren, daß auch die Halbgötter von der schweren Industrie irren können, und daß man auch zwischen Ruhr und Saar mit Wasser kocht.

Solch eine unvorsichtige Offenherzigkeit entschlüpfte vor einigen Tagen in der Generalversammlung der großen Gelsenkirchener Bergwerksgesellschaft Herrn Geheimrat Emil Kirdorf, den man in der Montanindustrie als den Zielbewußtesten der Zielbewußten zu kennen und zu nennen pflegt. Auf die Vorwürfe eines Oppositionsredners, daß die neuerbauten Gießereibetriebe Gelsenkirchens ihren Absatz nur mit starken Preisschleudereien unter Ruinierung des ganzen Marktes erzwingen könnten, während das in diesen Werken verarbeitete Roheisen, wenn man es als Roheisen verkaufen wollte, der Gelsenkirchener Gesellschaft zu hohen Preisen aus der Hand gerissen werden würde, brauste Herr Kirdorf nicht etwa auf, er wies die Angriffe des Aktionärs auch nicht mit überlegener Ironie zurück. Er erklärte vielmehr ganz ernsthaft: „Wenn wir damals, als

wir die neuen Verfeinerungsanlagen in Bau nahmen, gewußt hätten, wie sich die Situation auf dem Roheisenmarkte gestalten würde, so hätten wir diese Anlagen nicht gebaut. Damals mußten wir aber damit rechnen, daß die Tendenz zur Verfeinerung in der deutschen Industrie anhalten würde, und mußten uns deshalb für unser Roheisen festen Absatz sichern. Jetzt — wo wir diese Anlagen nun einmal haben — tonnen wir sie nicht leerstehen lassen, wir müssen sie beschäftigen, um sie verzinsen zu können.

Dieses offenherzige Geständnis ehrt den Charakter des Herrn Kirdorf, es läßt aber doch die Frage auftauchen, ob es mit der großartigen Voraussicht und dem überlegenen Weitblick der berühmten Montanmänner wirklich so weit her ist, wie man namentlich an der Börse denkt, wo man bei Nennung der Namen Kirdorf und Thyssen vor Ehrfurcht fast erschauert. Emil Kirdorf ist nun zweifellos ein sehr bedeutender Mann. Namentlich als Organisator sucht er seinesgleichen, wie seine bedeutendste Schöpfung, das Rheinisch-Westfälische Kohlensyndikat, beweist. Aber sein Rechentalent ist keineswegs unfehlbar, er hat sich bei der Kalkulation der riesenhaften Neuanlc.gen, die er nun schon ununterbrochen seit 8 Jahren (seit der Fusion mit dem Aachener Hüttenverein) baut, fast immer um einige Millionen verrechnet, und die Kosten sind in Wirklichkeit noch wesentlich riesenhafter geworden, als sie auf dem Papier veranschlagt waren. Emil Kirdorf hat in der letzten Generalversammlung durchblicken lassen, daß der führende Mann in eiliem Betriebe wie Gelsenkirchen nicht alles selbst übersehen, prüfen und entscheiden könne, und daß er sich in Detailfragen auf andere verlassen müsse. Das ist richtig. Aber es hat vorläufig den Anschein, als ob Emil Kirdorf sich in der fundamentalsten Frage, die sein Gelsenkirchen in dem letzten Dezennium zu lösen hatte, wenn nicht in der Sache selbst, so doch in der Zeitdistanz, die sie zu ihrer Reife braucht, geirrt hat. Es handelt sich um die Umwandlung Gelsenkirchens von einem reinen Kohlenwerk zu einem gemischten Unternehmen. Kirdorf ging an diese Frage von einem ganz anderen Standpunkte heran, als alle übrigen Werke,

die diese Bahn beschritten. Bei allen anderen handelte es sich darum, Eisenwerke durch Angliederung von Kohlenzechen auf der einen, von Verfeinerungsanlagen auf der anderen Seite zu einem gemischten Betriebe auszubauen. Bei den Werken, die als Eisenwerke an den Ausbau zu gemischten Betrieben übergingen, ist das Erperimeut fast überall gelungen. Phönir, Deutsch-Luremburg, Hoesch etc. konnten auf diese Weise ihre frühere Rentabilität steigern und festigen. Gelsenkirchen allein, das in früheren Konjunlturen auf 13 Prozent Dividende kam, vermochte in der letzten Hochkonjunktur über 10 Prozent nicht hinauszugehen, die finanziellen Aufgaben und Erfordernisse der Gesellschaft verschlangen Unsummen, und vor allem, die Methode, Eisenwerke sich anzugliedern, hat das ursprüngliche Kohlenwerk Gclseulirchen nicht in seiner Rente verbessert, sondern verschlechtert. Die reinen Kohlenwerke, voran die Harpener Gesellschaft, haben von der letzten Konjunktur durch Dividendensteigerunqen profitieren können, und zweifellos hätte auch Gelsenkirchen seinen Aktionären ein paar Prozent Dividende mehr zahlen können, wenn es sich „rein" erhalten hätte.

Herr Kirdorf wird sich vielleicht damit trösten, daß seine Erpansionspolitik langfristig angelegt ist, und daß ihre Früchte erst in späteren Jahren reifen werden, wenn die Gesellschaft Zeit gehabt hat, sich nach ihrer stürmischen Entwicklung zu konsolidieren. Die

Aktionäre aber sind Gegenwarts-
menschen und finden es nicht schön,
wenn sie in den fetten Jahren, die
ringsumher angebrochen sind, mit Zu-
kunftsmusik gesättigt werden sollen.
Horatio.
h«l»u»a«b«l und IH«f«d»»t«ul: Pr»<. Dr. Ludwig Lt«ln ln »nlln V 1N, Lntzonml« 5». H«l«l»» »ml
«Ulflllsl 111. «3»«). — »«l»ntwoillllch«l «edakteul: Dr. Lylvlu» «lull! w »«»!üu. — In ült«lielch flll dl«
»l«dolnl«! »«ianwmltNch: Dr. I. Llnnl«!ch, Wien IX, M»I«laasI« 3.— In Rußlllnd flll dl« «ledoklion
o»illntn»rll!ch: Dr. «dilan Polly, Lt. P«t«l»bulll, K»Illnplatz 1. — lll«in-»«lti«lun« flll U»«<lcn:
«llllllch« ». l>. tzofbuchhllndwng l2. »«nn»), «udaplft V, D»l»tty<>-»t«P> l. — Flll d» Inf«l»t«»l«U
»«lllntwmUlch: ßllnilch MÜtmann !n »l»l»u M. — »«log und Dl»«! d» Lchltfifch«» »uchdl»ck«»!
». L. Lch,tlI<l«nd«r, ll.-<8., »«»lll» m.
Unverlangte Manuskripte senden wir nicht zurllck, wenn ihnen nicht
Rückporto beiliegt.
VH5 j^UWQV^äH^I^

^55^,^
Ingeraten ^nnakme
Vsrl»8 Vl8»Illu III; lsrnsr äurok 6is ?ini»»: NuÄoll IHo»8s un<I äiß
lnzel-tlonzprei«: pro 46 mm breits 2sils I^u^oll zlo38s's Normal-
2silsume»»sr I'io. 5) 70 I>l.

^.
-?
^Â»Â»W
^W s^M
^^^^15^
^/i^,?/?
Mit allechÃ¶chster Genehmigung an dieser Stelle reproduziert.

chcMmmWllft
«- ,'?i ?on Par,Z Li«')'«
.,^"^ÄU»
Prcstssor Dr. Ludwig Stein
lern, Kuuü« ulld VerlazsanstaU
. '< Itla ender, U.-G., Breslau.
'-,' ^,', '!'. Bub!''? Foplnl, -n
.. ' Konstlin',''r^l
z?. Jahrgang. Band 145. Heft 465 Juni 1913

'
/"
^ "
^^7Z^
-
Mit Â«NerhÃ¶chster Genehmigung an dieser Stelle reproduziert.

Begründet von Paul Lindau
Herausgeber: Professor Dr. Ludwig Stein
Schleiche Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt
v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau.
Leipzig München Berlin W.io Budapest Kopenhagen
». ?. etelnack«. ««lthÄd «utt«. «lNIch«». », b»lbuchh»»dl. <h»l«» H e«n«lb««ch.
Stockholm Christiania London Konstantinopel
« E. Flttz«, UbiAlrl» »o^»I«. I»l»b D^>»lld »uchhdl«. MtMam» H N»ig»t«. Intern»t, «uchhondl. 0lt» «««.
ssl «« PlovInM» in Lchweden und w Dänemark: »«o»« «»». U^»»» »«chftl««. «o>«««>««««.
«er bnchhandlerllch« »ertlteb für Rußlllnd bel der «eftll,ch«ft «. «. »,lN, bost>uchh<mdl»n,«» ln P«<«»»«,:
6o»tl!M7l v»°r 18 ». !?«»«« ?ro8p«« 13, «o»««»: ßchmledeblüH« 12 n. L^oebov^» «2.
37. Jahrgang. Band 145. Heft 465 Juni 1913

EMPTY

Prof. Dr. Ludwig Stein:

Die Kaiserjubilaumsnummer von „Nord und Süd"

Geleitwort des Herausgebers.

Als ich im Januar vorigen Jahres die Leitung der von Paul Lindau vor 37 Jahren begründeten Monatsschrift „Nord und Süd" übernahm, faßte ich mein Redaktionsprogramm in einem einführenden Aufsatz zusammen, dem ich die Überschrift gab: Kulturpolitik. „Nord und Süd", hieß es da, soll fortan ein Sammelpunkt für alle diejenigen werden, welche in der freudigen Mitarbeit an den weltgeschichtlichen Aufgaben unseres Kultursystems den Sinn ihres Lebens erblicken. In einem Augenblick, da die ältesten Träger Jahrtausende überdauernder Kultur, wie die Persiens, Chinas und des osmanischen Reiches zermürben und zerbröckeln, während unser Kultursystem sich anschickt, die Weltherrschaft anzutreten, scheint es doppelt geboten, daß alle diejenigen sich zu einer Art von „Kultur-Block" zusammenfinden, welche von der weltgeschichtlichen Mission unseres Kultursystems durchdrungen sind. Wo das Leben aufwärts geht, da heißt Leben: kämpfen, ringen, freudig sein Bestes und Höchstes für ein großes Ziel einsetzen.

Die Weltherrschaft unseres Kultursystems ist der offenkundige Sinn der Geschichte. Einst kam das Licht von Osten nach Westen, jetzt strahlt es vom Westen nach Osten zurück. Die orientalischen Völker, die das passive Kultursystem darstellen, zerfallen, während unser aktives, schöpferisches, willenskräftiges Kultursystem das ganze zivilisierte Erdenrund erobert und die halbzivilisierten Völker, vollends „Wilde" und „Barbaren", in seinen Bannkreis zwingt. Augenblicklich durchleben wir die Phase des nationalen Imperialismus, der die unumgängliche Durchgangsstufe zum Kulturimperialismus bildet. „Nord und Süd" sollte das Organ jenes Kulturimperialismus werden, den ich seit einem Menschenalter in meinen Vorlesungen am eidgenössischen Polytechnikum in Zürich und an den Universitäten Zürich und Bern (1887—1910), sowie in einer Reihe von Schriften, vertreten habe. Die Formel dieses Kulturimperialismus

lautet: endgültige Herrschaft der weißen Rasse auf unserem Planeten. Das ist wohl auch der tiefere Sinn des geflügelt gewordenen Kaiserwortes: Völker Europas, wahret Eure heiligsten Güter. Ohne den Glauben aber an den Sinn unseres persönlichen Daseins, an den Fortschritt des ganzen Menschengeschlechts, wie an einen Gott der Geschichte wäre unser Leben lichtlos und trügerisch.

Wir haben uns, so führte ich in meinem Programm aus, seit Humanismus, Renaissance und Reformation beinahe zu Tode gezweifelt. Es gilt wieder aufzubauen. Der herrschende Individualismus, dessen Verkörperung die Philosophie Nietzsches darstellt, hat die trennenden Momente unter den Menschen bis zur Atomisierung allzu sichtbar herausgestellt. Wir wollen deshalb an dieser Stelle positive Arbeit leisten, Kulturpolitik treiben. Das bedeutet aber, daß wir zielbewußt und unbeirrbar das Zusammenhaltende unter den Menschen, Ständen, Klassen, Berufen, Parteien, Rassen, Konfessionen, Völkern und Nationen herausheben und die ewigen Gemeinschaftsinteressen der menschlichen Gattung unverlierbar im Auge behalten. Wir kämpfen darum wie eine geschlossene Phalanr gegen alle anarchische Selbstheit und gegen jede wildegoistische Eigenbrödelei. Diesem Programm sind wir treu geblieben. Als Sprachrohr der Kulturpolitik und des Kulturimperialismus dienen wir allen denjenigen, welche Eigenes, Persönliches, Bedeutsames ohne Verstiegenheit in der Gedankenführung und ohne Gequältheit im Ausdruck ihren Mitmenschen zu sagen haben. Verschlossen aber bleiben unsere Spalten allem grundsätzlich Zerstörerischen, Auflösenden, Zersetzenden, mag es von der äußersten Rechten oder von der äußersten Linken herrühren. Alles Ertreme schädigt das Gleichgewicht unserer Kultur und führt letzten Endes zur Unkultur. Goethe sagt einmal: «Paradoe sein, heißt ungerecht sein".

Nicht das Zwiespältige in Natur und Geschichte soll nörglerisch herausgehoben, sondern nur das Einigende soll mit dem ganzen Können ehrlicher Begeisterung für unser Kultursystem in künstlerische Form gebracht werden. Wir treiben keine Parteipolitik, sondern eine über den Parteien stehende Kulturpolitik. Was wir von den Vertretern der verschiedenen Richtungen, die hier zu Worte kommen, erwarten, ist: Wille zur Kultur.

Einen solchen „Willen zur Kultur" hat Kaiser Wilhelm II. während seiner fünfundzwanzigjährigen segensreichen Regierungszeit in Wort und Tat, in Gesinnung und Handlung unausgesetzt bekundet. Wir feiern ihn daher in unserer Iubiläumsnummer, unserem Programm getreu, als Kultur-Kaiser. In die wichtigsten Kulturfragen der deutschen Nation, deren Vertreter an dieser Stelle ihren Huldigungsgruß entbieten, hat der vielseitig orientierte Kaiser persönlich eingegriffen. Im Sinne der in „Nord und Süd" vertretenen Kulturpolitik dürfen wir daher den Herrscher mit vollem Fug als „Kultur-Kaiser" ansprechen. Als ich nun daran ging, die Juni-Nummer von „Nord und Süd", welche in das Re-

gierungsjubiläum Sr. Majestät fällt, zu einer Sondernummer auszugestalten, wie ich dies in den Juni- und Juli-Nummern des vorigen Jahres für die deutsch-englische Verständigung und im Dezember 1912 für die wirtschaftliche Entwicklung Rußlands getan habe, da stand mir bei der Auswahl der einzuladenden Persönlichkeiten von vorne herein fest, daß die wichtigsten Kulturgebiete des Deutschen Reiches durch anerkannte Führer bei diesem Anlaß zu Worte kommen müssen. Was das Deutsche Reich in diesen 25 glücklichen Regierungsjahren auf allen Lebensgebieten Kulturschöpferisches geleistet hat, das sollte dem Monarchen als Huldigung zu seinem Regierungsjubiläum von maßgebenden Vertretern dieser Lebensgebiete in knappster Zusammenfassung dargeboten werden. Nicht Worte der Ehrfurcht allein, sondern die Taten der Nation sollen hier sprechen. Diese Sprache der Tatsachen, der inatter» ut tu,«t, scheint mir so beredt und eindringlich wie keine andere. Diese Iubiläumsnummer möchte rückschauend zusammenfassen, was deutscher Geist, deutsche Tatkraft, deutsche Phantasie und deutsche Arbeit während der Regierungszeit des Kaisers geschaffen haben. Die beherrschende Idee, die mich bei der Zusammenstellung dieser Iubiläumsnummer, insbesondere bei der Auswahl der einzuladenden Persönlichkeiten geleitet hat, war die Herausdestillierung eines Ertraktes deutscher Kultur, wie sie sich während der Regierungszeit Kaiser Wilhelms H. herausgestaltet hat. Führende Männer in Wissenschaft und Kunst, in Kirche, Schule und Staat, in Philosophie und Literatur, in Technik und Gewerbe, in Handel und Industrie, insbesondere auch in Armee, Flotte und Luftfahrt sollten sich zusammentun, um bei diesem denkwürdigen Anlaß dem deutschen Volke knapp und übersichtlich zu berichten, was die deutsche Kultur in allen ihren Ausgestaltungen Schöpferisches und Bleibendes während dieses Vierteljahrhunderts hervorgebracht hat.

Erschöpfende Vollständigkeit war weder in Aussicht genommen, noch auch im Rahmen dieser Iubiläumsnummer durchführbar. Das deutsche Kulturschaffen ist so unübersehbar reich, daß nur die Haupttypen herausgegriffen werden konnten. So empfinde ich z. B. das Fehlen der deutschen Leistungen in der Medizin — Koch, Behring, Ehrlich — oder in der Chemie als Lücke.

Wenn es mir auch nicht gelungen ist, alle Kulturgebiete in diesem Iubiläumshefte gleichmäßig zu Worte kommen zu lassen, so möchte ich das w ma^ui» volui»»e «at e»t für mich in Anspruch nehmen. Auch in der vorliegenden Zusammenstellung dürfte das Iubiläumsheft ein geschichtliches Dokument für die Mitlebenden und die Nachwelt dafür sein und bleiben, wie unabhängige Männer der verschiedensten Lebensgebiete getreulich darstellen, was die deutsche Nation unter Führung ihres Kultur-Kaisers Ersprießliches und Gedeihliches geschaffen hat. Bei der Auswahl der aufzufordernden Persönlichkeiten wurde nicht auf Parteizugehörigkeit, sondern vornehmlich auf Kompetenz der Nachdruck gelegt. Wer die Fachgebiete, die hier zu Worte kommen, kennt, wird mir das Zeugnis

nicht versagen, daß es nur Sach- und Fachkundige sind, die hier das Wort er-
greifen. Es ist mir Herzensbedürfnis, allen meinen Mitarbeitern an dieser Iubi-
liiumsnummer, die vielfach ihre Ferien für diese Arbeit opfern mußten, wärmsten
Dank dafür zu sagen, daß sie, dem Programm von „Nord und Süd" getreu, zu-
sammengewirkt haben, um ein Stück deutscher Kulturpolitik dem Kaiser an-
läßlich seines Regierungsjubiläums vor Augen zu führen. Was hier geboten
wird, ist ein Querschnitt durch die wesentlichsten Hervorbringungen deutschen
Geistes- und Tatlebens.

Se. Majestät haben geruht zu genehmigen, das dem Herausgeber von „Nord
und Süd" am 29. April 1913 huldvoll gewährte Bildnis mit höchsteigenhändiger
Unterschrift an die Spitze dieser Iubiläumsnummer setzen zu dürfen. Der
Herausgeber von „Nord und Süd" darf die zuversichtliche Hoffnung aussprechen,
daß das nächste Vierteljahrhundert der Regierungszeit Sr. Majestät zu krönen-
dem Abschluß bringen möchte, was der Kultur-Kaiser im abgelaufenen Viertel-
jahrhundert unter so glücklichen Auspizien angeregt, aufgemuntert und wirksam
gefördert hat.

Berlin, den 15. Mai 1913.

Ludwig Stein.

Max Graf Bethusy-Huc:

Die letzten 25 Jahre deutschen Staatslebens.

Die moderne Entwickelung von Staat und Gesellschaft hat vor den Auf-
gaben und der Stellung der Monarchen nicht Halt gemacht. Die patriarchalisch -
einfachen Formen früherer Regierungsweise, die bei uns weit über die Anfänge
des Parlamentarismus hinaus bis in die zweite Hälfte des vorigen Jahrhunderts
. hineinreicht, gehören der Vergangenheit an. Die Mündigkeitserklärung der bis>
herigen Untertanen des absoluten Herrschers, die in der französischen Revolution
ihren offiziellen Ausdruck fand, gibt in allen Ländern früher oder später dauern-
den Anstoß zur Entwickelung neuer Regierungsform, mit der die Aufgabe eines
Monarchen, der in getreuer Wahrung seiner Tradition versucht, auf allen Gebieten
des so unendlich kompliziert gewordenen Staatsorganismus in enger persönlicher
Fühlung zu bleiben, sich zu einer fast übermenschlichen steigert. Eine bedeutende
und vielseitig begabte Persönlichfeit wird vor einer so gewaltigen Aufgabe nicht
zurückschrecken, sich nicht freiwillig beschränken wollen, besonders wenn ein
energischer Wille ihre Begabung beseelt. Aber die Grenzen, die einer selbst

genialen Arbeitskraft gesetzt sind, lassen sich nicht ungestraft überschreiten, gefährlich wird dieser Wagemut, wenn die Wesensart der Mitarbeiter den Anregungen von höchster Stelle den für die gedeihliche praktische Ausführung notwendigen Gedankenaustausch nicht zu bieten vermag. Es ist ein Zeichen unserer auf ihre technische Errungenschaft und Erwerbsmöglichkeiten Uberstolzen Zeit, daß sich trotz offensichtlicher Hebung des gesamten Bildungsstandes verhältnismäßig wenig überragende Persönlichkeiten im politischen Leben der letzten 23 Jahre gezeigt haben, welche dem Herrscher zur Verfügung standen.

Auch die äußere Politik und deren Aufgaben haben sich zu einer im Vergleich zur alten Kabinettspolitik unerhört vielfältigen Materie gewandelt. Es gibt keine Einzelinteressen mehr, die Errungenschaften der Technik und des modernen Wirtschaftslebens umspannen heut den gesamten Erdball, jede kleine Erschütterung macht sich seismographisch in allen Zentren des weltpolitischen Lebens fühlbar. Diese Zentren wiederum sind mit einer sehr viel größeren Verantwortung belastet, weil alle äußeren Vertretungen eines Staates dauernd in schnellem Gedankenaustausch mit der Zentrale ihrer Heimat stehen. So fällt ebenso wie in der inneren Politik der monarchischen Spitze als der letzten Instanz auch hier eine ungeheure Verantwortung mit der Entscheidung zu, die noch erschwert und beeinflußt wird, indem die öffentliche Meinung, vertreten durch «ine vielgestaltige Presse, eine stete Beeinflussung der Regierung anstrebt.

Um dies weite Gebiet der inneren und äußeren Politik zu übersehen, kann der Herrscher nur die großen Richtlinien bezeichnen; die Ausführung im einzelnen muß geeigneten Persönlichkeiten voll verantwortlich übertragen werden, deren vorurteilslose Berichterstattung des allerhöchsten Vertrauens würdig ist.

Wie schon oben angedeutet, ist diese Aufgabe doppelt schwer für einen von traditionellem Pflichtbewußtsein erfüllten Monarchen, da es seinem Temperament, zumal wenn er in jugendlichem Kraftbewußtsein zur Regierung gelangt, besonders schwer fallen wird, sich zurückzuhalten, wenn er bemerkt, oder zu bemerken glaubt, daß die getroffenen Maßnahmen den von ihm angestrebten letzten Zielen nicht entsprechen. Daß dieser Zwiespalt während der von ganz außergewöhnlichen Schwierigkeiten der inneren und äußeren Politik erfüllten 25jährigen Regierungszeit unseres Kaisers in Erscheinung treten mußte und vielfach zu ungerechter Beurteilung geführt hat, bedarf für einen Vorurteilslosen keiner Erklärung.

Die Regierungszeit Kaiser Wilhelms II. begann unter den tiefen Schatten der Leidenstage Kaiser Friedrichs, mit dessen von der Glorie der Reichsgründung verklärten Persönlichkeit das junge Deutsche Reich viele Hoffnungen zu Grabe zu tragen glaubte. Neben dem 29jährigen Kaiser, welcher so unerwartet schnell zum Throne emporstieg, stand der gewaltige Mitarbeiter Wilhelms I., des ersten Kaisers neuer deutscher Einheit, jener Einheit, hinter der trotz aller ehrlichen Begeisterung noch immer als Folge jahrhundertelanger Zerrissenheit der Einzelstämme

manch einseitiger Partikularismus und als letzte individuelle Folge die Krittel- und Nörgellust aller Deutschen stand und noch heute steht.

Im Innern eine mächtig aufstrebende Industrie, ein sich immer mehr verzweigendes, fast allzu spekulatives Unternehmertum mit dem Beginn großer Kapitalanhäufungen, auf der anderen Seite die breite Masse der ländlichen Bevölkerung, die nur langsam ihre Wirtschaft an das moderne Leben anzupass-n vermag und des Schutzes im Interesse der Allgemeinheit bedarf! Von außen her ringsum ein mehr oder weniger offenes Mißtrauen gegen die seit dem glorreichen Kriege in schnellster Entwickelung aufstrebende neue Großmacht, an deren Spitze das Schicksal plötzlich eine jugendlich tatkräftige bedeutende Persönlichkeit berufen hatte.

In solch neuen Verhältnissen standen sich der junge Kaiser, der nach Betätigung auf allen Gebieten drängte, und unseres Heldenkaisers in einsamer Größe ragender Kanzler gegenüber, dessen genial-herrische Vollnatur sich bis zu dem Grade bewahrt und gesteigert hatte, daß die überragende Bedeutung seiner Persönlichkeit Untergebene wie Mitarbeiter niederdrückte und der Entwickelung würdiger Nachfolger hinderlich war. Das Verhältnis Bismarcks zu seinem alten König, unter dessen weiser und gütiger Regierung er sich bis zu den höchsten Erfolgen durchgekämpft hatte, beruhte auf der durch gemeinsames Erlebnis festgegründeten mannesechten Ehrfurcht des wahren Monarchisten, der Bismarck stets gewesen, und der edlen Dankbarkeit des Herrschers, der in schlichter Größe die Hoheit seiner Stellung stets fern vom Kampffeld der öffentlichen Meinung bewahrte, ein Verhältnis zweier Menschen, die mit einander durch gemeinsame Tat fest verbunden, jeder für sich das Höchste geleistet haben. Das gegenseitige Verhältnis war durch lange Erfahrung und rückhaltloses Vertrauen in persönlichster Weise zu genau abgestimmt, als daß sich solch Zusammenarbeiten nach dem Tode des alten Kaisers auf die Dauer hätte bewahren lassen.

Die innige Verehrung des jungen Kaisers für seinen Großvater ergab vorerst das beinahe stürmische Vertrauen zu Bismarck, wie es sich in der ersten Regierungszeit überall zeigte. Wer aber, wie eben gesagt, das Verhältnis zwischen dem alten Kaiser und seinem Kanzler psychologisch richtig wertet und all die Härten der Persönlichkeit Bismarcks fühlt, mit denen sie belastet war, dem erscheint der Rückschlag nur natürlich. Der ewige Wechsel zwischen Vergehen und neuem Werden mußte sich auch hier tragisch offenbaren.

Zwei gewaltige Probleme stehen seit Ende der achtziger Jahre im Vordergrunde des öffentlichen Interesses und haben die Regierungszeit Kaiser Wilhelms II. so beherrscht, daß, wenn eine kurze Charakteristik der politischen Ent« wickelung unter dem Einflusse unseres Kaisers versucht wird, die Geschehnisse der letzten 23 Jahre unter diesen beiden Gesichtspunkten betrachtet werden können: Im Inneren entwickelt sich die Industrie zu internationaler Bedeutung mit einer immer steigenden Flut von demokratisch-sozialistischen Arbeitermassen, nach

außen hin muß das geeinigte Deutschland als Welthandelsstaat Weltpolitik treiben, muß daher die starke Flotte bauen, um seiner Freundschaft und Feindschaft Geltung verschaffen zu können. Beide Probleme hat der junge Kaiser in ihrem ganzen Umfange klar erfaßt.

Am 17. November 1881 hatte Bismarck die bedeutungsvolle Botschaft seines kaiserlichen Herrn verlesen, mit der die Ära der sozialen Reform Deutschlands eingeleitet wurde. Diese Zusagen wurden durch die Gesetze über Kranken- und Unfallversicherungen, Schutz für Invalidität und Alter zur Tat, wenn auch noch manches in der Ausführung nach eigenem Wort des Kanzlers den guten Absichten der Gesetzgeber nicht entsprach. Damit war aber die Heilung der sozialen Krankheitserscheinungen nur begonnen. Die schnell fortschreitende Industrialisierung Deutschlands, die Gefahr der nicht mehr bodenständigen, immer selbstbewußter auftretenden Arbeitermassen, denen — bildungshungrig wie sie waren — von rechts und von links nur Schlagworte und Phrasen statt ehrlich sachliche Beratung geboten wurden, drängte zu neuen Entschlüssen gegenüber der antimonarchischen Bewegung der Sozialdemokratie. Denn bei den stetig gebesserten Arbeitsgelegenheiten in Handel und Wandel wuchs die Abwanderung vom platten Lande derart, daß dem Volkskörper der wertvolle Rückhalt an seßhaften Elementen von Jahr zu Jahr mehr geschmälert wurde. Die Ansammlung großer Arbeitermassen, die nicht mehr in patriarchalischem Verhältnis znm Arbeitgeber standen, sondern meist für anonyme Gesellschaften ihre in Massenbetrieben gleichförmige Arbeit verrichteten, mußte der günstigste Nährboden für die sozialen Ideen werden.

Diesen inneren sozialen Verhältnissen stand in natürlicher Wechselwirkung die für die äußere Politik veränderte Lage gegenüber. Ein Deutsches Reich, das große Überschüsse an Industriewaren hervorbrachte, und dessen geeinte Größe die gefährliche Mitte Europas hielt, konnte in einer Zeit der weltwirtschaftlichen Zusammenhänge niemals auf Welt- und Kolonialpolitik verzichten. Einer wirtschaftlichen Großmacht von diesem Range erwuchsen neue Aufgaben, deren Vertretung nur eine starke Flotte übernehmen konnte. Unbeirrt hat unser Kaiser dieses Ziel trotz manchem gewichtigen Zweifel der Tageszeitungen weitsichtig verfolgt.

Andere Völker, die, glücklicher als wir, die wir in jahrhundertelanger Zerrissenheit der Erde zwar mit unserem Ideenreichtum befruchtet, aber überall als kleinbürgerliche Michel angesehen wurden, waren uns auf dem durch die moderne Verkehrstechnik erschlossenen Welttheater weit voraus. Hier hieß es neu beginnen, „rarveuu" ist ein Wort von häßlichem Klang, trotzdem es eine Leistung des Individuums zur Voraussetzung hat. Wir waren seit den siebziger Jahren dank der Energie und Umsicht unserer im Wirtschaftsleben führenden Männer so schnell zu Bedeutung auch jenseits unserer Grenzen emporgestiegen, daß, man soll es offen gestehen, unserem Gebaren wohl des

öfteren etwas von jenem französischen Begriff anhaftete. Doch haben wir uns in den letzten 25 Jahren schneller, als zu erwarten, den neuen Verhältnissen angepaßt, womit keineswegs gesagt sein soll, daß unsere Erziehung etwa schon abgeschlossen ist! Beliebter sind wir aber durch unsere Erfolge nicht geworden. Umsomehr ist es notwendig, daß mit der weiteren Entwickelung unserer Stellung in der Welt eine starke Waffe über die Meere hinaus den Koloß unseres Wirtschaftsgebäudes, der sonst auf tönernen Füßen stünde, stützt und schützt. Wer da, wie selbst mancher Ernsthafte, glaubte, nur die Kehrseite in den finanziellen neuen Lasten sehen zu müssen und nach altem Rezept einzig und allein das Heil in der Stärke der Landarmee suchte, der hätte nur dann Recht behalten, wenn er die Entwickelung unserer Industrie mit allen Mitteln hätte hemmen und auf die rücksichtslose Erhaltung eines reinen Agrarstaates hätte hinarbeiten wollen und können. Ein solcher Gedanke mag als frommer Wunsch rückwärts gewandter Gemüter achtenswert sein, eine Bedeutung konnte er für den Steuermann des Staatsschiffes nur insoweit haben, als gerechterweise der Teil der Volkswirtschaft, der eine Erhöhung der Ausgaben für unsere Wehrkraft nötig machte, auch die entstehenden Lasten vorzugsweise übernehmen sollte. Es entspricht diesen Verhältnissen, wenn der Landwirtschaft besondere Fürsorge und Erleichterung ihrer Leistungen für die Allgemeinheit gewährt wird, zumal nur auf dem festen, gesunden Nachwuchs vom Lande unsere Wehrkraft beruht, und schon darin eine angemessene Gegenleistung liegt.

Vorsichtige Leute verlangten oft nach vorzeitiger vertrauensvoller Verständigung mit dem seegewaltigen Blutsverwandten. Man befreundet sich aber leider prosaischer Weise erheblich leichter mit starken Weggenossen, deren Waffen man achtet, als mit Konkurrenten, deren Geschäfte man nur fürchtet. Nur die Achtung der gegenseitigen Stärke bietet die gesunde Basis für die vertrauensvolle Verständigung. Dieses letzte Ziel tritt heut in den Erklärungen der leitenden Männer jenseits und diesseits des Kanals deutlicher hervor und erfreut sich der besonderen Beachtung des Kaisers.

Von höchster Stelle ist immer wieder, trotz manchen Mißverständnisses, versucht worden, unsere rein defensiven Absichten zu erweisen. Unwürdig wäre es gewesen, in gewissen Zeiten um Billigung unserer Entschlüsse seitens Fremder zu buhlen, wo die vitalen Interessen des Reiches energisches und rasches Handeln verlangten.

Die Gerechtigkeit erfordert es festzustellen, daß unser Kaiser, dem das Ausland einst ehrgeizige kriegerische Absichten zutraute, sich in voller Erkenntnis dessen, daß unsere wirtschaftliche Lage nur dann zu einem wirklich konsolidierten Volksreichtum führen kann, wenn eine lange Friedenszeit ein weiteres Thesaurieren gestattet, hier alles bis an die Grenzen des Möglichen getan hat, um den Frieden der Welt zu erhalten. Diese Beschränkung ist einem Temperament umso höher anzurechnen, das mit manch allzu schnellem Wort und spontaner Hand-

lung die Öffentlichkeit überraschte! Vielfach dürften solche Geschehnisse auf ungenügende Information seitens der Umgebung zurückzuführen sein. Ebenso, wie die Atmosphäre um Bismarck die Qualität seiner Mitarbeiter herabdrückte, so haben dem Kaiser gegenüber die zur Berichterstattung berufenen Stellen manchmal versagt. Die Schuldigen festzustellen, ist ohne Kenntnis der intimen Vorgänge für die Öffentlichkeit unmöglich. Andererseits hat sich der Kaiser nicht gescheut, selbst in sehr kritischen Augenblicken unserer inneren und äußeren Politik Personen mit seinem kaiserlichen Ansehen noch zu decken, welche in Wahrheit die Urheber der Vorgänge waren. Wenn dann entgegen dem Grundsatz, daß der moderne Monarch hoch und weit über dem Ganzen stehen soll, der Herrscher verleitet wird, selbst hervorzutreten und sehr persönlich zu handeln, so ist dies menschlich verständlich. Aber ein solches Beginnen weckt leicht neue Mißverständnisse zwischen der höchsten Stelle und der öffentlichen Meinung, deren Bedeutung in der heutigen Zeit für die Kraft des monarchischen Gefühls im Volke nicht unterschätzt werden darf.

Es ist das Verhängnis der auf der Höhe des Lebens an sichtbarer Stelle Stehenden, daß von ihrem Tun und Handeln der breiten Mitwelt oft die Geste maßgeblicher ist als Sinn und Wille ihrer Taten. So sind gar zu oft einzelne Vorgänge und Worte aus dem kaiserlichen Alltagsleben zusammenhangslos in die Öffentlichkeit gedrungen und dementsprechend falsch bewertet worden.

Aus der äußeren Politik mag folgendes im Einzelnen berührt werden:

Leute, die die Größe Bismarcks dadurch verkleinern, daß sie ihn ständig im Munde führen und seine Meinungen, die sich auf frühere Verhältnisse bezogen, wahllos auf die Gegenwart anwenden, aber vergessen, daß ein Bismarck sich nie gescheut hat, einer veränderten Lage mit gänzlich veränderten Mitteln zu begegnen, tadeln vor allem, daß wir die traditionelle Freundschaft mit Rußland nicht besser gepflegt haben. Sie betrachten als Hauptfehler das Aufgeben unseres Rückversicherungsvertrages mit Rußland und übersehen, daß es unserer Regierung, ganz besonders der allseitig Vertrauen werbenden schlichten politischen Gebarung unseres jetzigen Kanzlers gelungen ist, erfreulich gute Beziehungen zum Zarenreich trotz der Tripleentente und trotz der vergangenen österreichisch-russischen Krisis zu bewahren. Wenn auch nicht geleugnet werden soll, daß die Preisgabe der Rückversicherung entfremdet hatte, so liegen die wahren Gründe des Anschlusses von Rußland an Frankreich einmal in den nationalen Sympathien, deren Frankreich sich vill Paris in der ganzen slavischen Welt erfreut, dann aber — und dies ist der Hauptgrund — in den engen wirtschaftlichen Beziehungen, die Frankreich als großer Geldgeber seit langem in Rußland unterhält. Die Geldfrage hat vor allen anderen Nebenursachen den absoluten Zar und die demokratische Republik zu einem der merkwürdigsten Bündnisse zusammengeschweißt, welche die Weltgeschichte kennt. Wären wir schon reich genug, unsere Kapitalien dem Auslande in großem Ausmaß zur Verfügung zu stellen, unsere Politik wäre

eine erheblich leichtere. So war es durchaus richtig, die engsten Beziehungen zu Österreich-Ungarn zu pflegen und den weiteren Rückhalt an Italien zu nehmen, als den natürlichen Alliierten, zu denen ergänzend Rumänien und die Türkei, in Zukunft hoffentlich noch das preußenartverwandte Bulgarien treten sollten, — der gegebene Zentralbund Europas.

Der letzte Tadel, den die öffentliche Kritik gegen die Politik der Regierung ausgesprochen hat, wandte sich gegen unsere mangelnde Erkenntnis von dem Unwert der Türkei, welcher sich im Balkankriege entgegen der allgemeinen Erwartung dargetan hat. Die Gründe Für und Wider sind zu bekannt, als daß sie hier noch näher erörtert zu werden brauchen. Der allgemein gemachte größere Fehler lag in der Unterschätzung Serbiens und Bulgariens Der größte Fehler aber wäre, die geschlagene Türkei als für die Zukunft bedeutungslos zu vernachlässigen. Wenn die Türkei die Krisis, in welche sie durch die maßlos überstürzten Reformen und die schnöde politische Betätigung ihrer Armee gekommen ist, überwunden haben wird und als rein asiatischer Staat wieder neu gesundet, so bleibt sie durch eigene Stärke und als Trägerin des Kalifats ein Faktor in der Weltpolitik. Die jahrelang vom Kaiser gepflegte türkische Freundschaft bleibt deshalb auch in der Zukunft wertvoll. Wenn wir heut, wie vielfach beklagt wird, den Balkanwirren gegenüber eine zu abwartende Stellung einnehmen, so ist dies auf den Einfluß von höchster Stelle zurückzuführen. Es stände um das Ansehen Europas sehr viel besser, wenn die anderen Großmächte ebenfalls die Entwickelung der Ereignisse geduldiger abgewartet hätten. Die häufige Änderung sogenannter endgültiger Kundgebungen wirkte keineswegs erbaulich. „M an soll alles erst auslaufen lassen, ehe man sich mit festen Vorschlägen und Entscheidungen hineinmischt", so soll die kaiserliche Direktive seit Beginn der Wirren gelautet haben. Eine solche entspricht den Zielen, die sich ein weitsichtiger Politiker unbeirrt von dem Gewirr des Nebensächlichen stellen soll.

Die Kolonialentwickelung wird hier nicht berührt, aber der Tausch Sansibar-Helgoland ist ein zu bedeutsamer Vorgang, um ihn zu übergehen. Die Kenner kolonialer Verhältnisse beklagten allgemein die Aufgabe des wertvollen Objektes gegen die Erwerbung, die mit ihrem fortifikatorischen Ausbau dem Steuersäckel erhebliche Lasten auferlegte. Gewiß sind der Verlust Sansibars und neue Steuerausgaben an sich unerfreulich, aber jede Kolonie braucht, um wirklich wertvoll zu bleiben, gesicherte rückwärtige Verbindungen mit dem Mutterland. Diese Sicherung kann nur eine starke Flotte gewähren, für diese Flotte und ihre Verwendung ist aber dies kleine Helgoland, mag es auch noch so viel kosten, ein unbezahlbarer Stützpunkt. Die Rechnung stellt sich also sehr einfach. Die schönste Kolonialentwickelung nützt nichts, wenn wir versäumt hätten, unsere Flottenbasis so stark zu machen, daß unser überseeischer Besitz nicht vom Wohlwollen anderer abhängt.

Die Erwerbung Helgolands ist eine Etappe auf dem von unserem Kaiser
beschrittenen Wege der notwendigen Entwickelung unserer Seemacht und ist als
solche nicht zu hoch bezahlt.

Unser versöhnliches, oft sehr zuvorkommendes Verhalten gegen die fran»
zösische Republik entspricht an leitender Stelle einer ehrlichen Sympathie für
das Volk des traditionellen Heldentums. Allzu glücklich haben wir uns in der
schwierigen Behandlung der französischen Volksseele nie gezeigt. Aber die
spätere auffällige Zurückhaltung, welche, soweit öffentlich bekannt, seitens des
Kaisers bei der Lösung der viel verwirrten marokkanischen Frage bis zu den
Höhepunkten von Tanger und Agadir bestand, läßt mit Sicherheit darauf schließen,
daß man an höchster Stelle nur sehr zögernd die von den zuständigen Ressorts
dringlich befürworteten Mittel und Wege billigte. Der Tag von Tanger war
nicht bloß für den Zeitungsleser ein peinlicher. Wie dem aber auch sei, wir
haben trotzdem schwierige Situationen mit Ehren durchgehalten. Über den Wert
oder Unwert der von unserer Diplomatie erzielten Ergebnisse wird erst die Zu-
kunft urteilen. Unser Verhältnis zu Frankreich ist trotz aller Aufregung der
öffentlichen Meinung ein korrektes geblieben, ein HIoäu» viveuäi, über den
hinaus man grundsätzlich nichts von der eifersüchtigen alten Kulturnation ver-
langen sollte.

Lange bevor 1900 die Fanfare des gemeinschaftlichen Eingreifens der
Mächte in China erklang, hat unser Herrscher die Bedeutung Ostasiens erkannt
und dieser seiner Ansicht beredten Ausdruck verliehen. Auch hier ist die Erwer-
bung von Kioutschau nur als eine Etappe ähnlich wie Helgoland auf dem Wege
unserer maritimen Entwickelung und nicht, wie geschehen, als ein müßiger und
gefährlicher Kolonialspielplatz anzusehen.

In der inneren Politik ist der kaiserliche Einfluß nicht ebenso klar auf be-
stimmte Richtlinien hin festzulegen, wie dies in der äußeren Politik mit dem
Ziel der Weltmachtstellung erkennbar. Zwei Enttäuschungen in der sozialen und
in der polnischen Frage konnten nicht spurlos an einer Persönlichkeit vorüber-
gehen, welche trotz aller modernen Anpassung mit ihren starken Wurzeln bis in
die romantisch-mystische Vergangenheit hinunterreicht und den Mißerfolg edel
gemeinter landesväterlicher Absichten schwerer und tiefer empfindet, als der Geist
der heutigen Zeit begreift.

Was war wohl natürlicher, als daß der junge Kaiser, der im Sinne der
Botschaft seines verewigten Großvaters ehrlich entschlossen war, die sozialen
Schäden zu heilen, überzeugt war, selbst in Güte der sozialen Gefahr Herr werden
zu können. Die Aussicht, ohne die vom eisernen Kanzler befürworteten Aus-
nahmebestimmungen und weiteren Kampfesmaßnahmen nur durch soziale Reform
die Arbeiterschaft wieder zu gewinnen, war zu verlockend.

Irrig war leider der Glaube, daß es der Sozialistenpartei nur um die Hei-
lung und Beseitigung materiell-sozialer Mißstände zu tun sei. Denn ob die

Verbesserungen in Lohn- und Wohnungsbedingungen oder in Arbeiterschutz bestehen, alle diese materiellen Zugeständnisse werden niemals den begonnenen Klassenkampf beseitigen.
Das im Interesse des sozialen Friedens und unter gerechter Wahrung der Vertragsverhältnisse zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer rückhaltlose Entgegenkommen des Kaisers, der sich sogar unmittelbar mit Arbeitervertretungen in Verbindung setzte, fand kein Verständnis, sondern wurde nur in unerhörter Weise agitatorisch ausgebeutet. Die Erfolge der Sozialdemokratie stiegen von Jahr zu Jahr, bis die Roten, nach dem weit überschätzten Mißerfolge der Reichstagswahl 1907, zu der Machtstellung im heutigen Reichstag gelangten.
Aus der gerechten Erbitterung über dies geringe Verständnis und den Mangel an tair pla^ folgten die kaiserlichen Kundgebungen, welche sich in schärfster Form gegen den sozialistischen Gedanken wandten. Nichtsdestoweniger ist die kaiserliche Regierung den Weg der sozialen Reform stetig weiter gegangen und die Kraft der Befruchtung, welche in dem bloßen Vorhandensein einer sozialistischen Partei liegt, hat so reichliche Früchte getragen, daß ernsthafte Politiker, die keineswegs Reaktionäre sind, nicht die Sozialreform, wohl aber das eingeschlagene Tempo als zu schnell verurteilen.
Jedenfalls blieb der Kaiser trotz des nunmehrigen schroffen Gegensatzes zur Arbeiterbewegung des Ehrennamens des Arbeiterkaisers ebenso eingedenk, wie er in der äußeren Politik Friedenskaiser blieb. Die Entwickelung unserer sozialen Gesetzgebung, welche durchweg den arbeitenden Klassen zugute kommt, ist auch vom gesamten Ausland als mustergültig anerkannt.
Die einheitliche Festlegung unseres Rechtswesens für das ganze Deutsche Reich und die dauernde Arbeit am Reichsfinanzgebaude werden Merkzeichen der letztvergangenen 25 Jahre sein, ebenso hat die nachcaprivische Zeit bei Abschluß der gegenwärtigen Handelsverträge der Landwirtschaft und den vielen mit ihr im Zusammenhang stehenden Gruppen zufriedenstellende Erwerbsmöglichteiten geschaffen. Wenn dann von ländlichen Interessenverbänden agitatorisch noch weitergehende Forderungen gestellt wurden, so ist mit vollem Recht von höchster Stelle auch an diese Adresse eine schärfere Abweisung erfolgt, denn die Staatsleitung darf nur solange Einzelinteressen fördern, als diese mit den Interessen der anderen Gruppen noch nicht zum Wohle des Ganzen ausbalanciert sind. Es wäre zwecklos, über dieses Maß hinauszugehen, weil schwache und untüchtige wirtschaftliche Faktoren auf die Dauer nicht durch besondere Fürsorge zu erhalten sind, sondern, so bedauerlich und so hart es auch im Einzelnen sein mag, besser ein schnelles Ende finden, aus dessen Liquidation sich noch etwas retten läßt, als eine an sich widersinnige Scheineristenz zum Nachteile des Ganzen weiterführen.
Ähnlich wie der sozialen Frage wandte sich das kaiserliche Interesse unserer Ostmarkenpolitik zu. Die Angehörigen der alten slavischen Kulturnation, welche preußische Untertanen geworden waren, nachdem durch die Regierungsunfähigkeit

ihrer damaligen Machthaber der einstige Glanz Großpolens verwüstet worden war, flößten der ritterlichen Natur unseres Kaisers Sympathie ein, die ihren Ausdruck in einer wohlwollenden Behandlung der Polen, besonders ihrer Aristokratie fand. Auch hier blieb die Enttäuschung nicht aus, die großpolnische Bewegung wuchs offensiv und breitete sich über Landesteile wie Oberschlesien, in der eine solche früher unbekannt war, aus, nicht durch die dem Monarchen bekannten feudal-klerikalen Elemente, denn in der ganzen Bewegung wurde die nationalistisch-demokratische Richtung die treibende Kraft, die sich auch wirtschaftlich so stark organisierte, daß sich der Kampf um die Erhaltung des Deutschtums von Jahr zu Jahr verschärft. Dabei muß gesagt werden, daß die mit der Abwehr betrauten Stellen eine wenig glückliche Hand in der Behandlung des slavischen Volksempfindens zeigen und durch Maßnahmen wie die Zurückdrängung der polnischen Sprache und die Enteignung so tiefgehende Erbitterung erzeugen, daß ein wirklicher Erfolg zweifelhaft erscheint. Kein gerecht Empfindender wird verlangen, daß ein Pole die Traditionen einstmaliger Größe vollkommen aufgibt, ebensowenig wie den heut noch sichtbaren Ausdruck seines Volkstums, die Muttersprache. Verlangt kann und muß werden, daß jeder einzige ein preußischer Pole im besten Sinne des Wortes sei, daß er ebenso, wie es in unseren Kriegsjahren schon geschehen ist, stets treu zu unserer Fahne steht, unter der er sich nicht als vorübergehender Gast, sondern als gleichberechtigter und verpflichteter Staatsbürger fühlen muß. Vergeht er sich gegen diese selbstverständliche Forderung, so kann keine Strafe streng genug sein, ihn zur Pflicht zurückzuführen oder ihn zu vernichten. Aus den früheren Handlungen und Worten unseres Monarchen spricht eine ähnliche Auffassung zu deutlich, als daß sie durch vorübergehende Mißerfolge endgültig verändert sein sollte. An den Polen ist es, sich neuen kaiserlichen Vertrauens würdig zu erweisen und ihre Propaganda, die oft nur die Geschäfte wüsten Demagogentums besorgt, auf das richtige Maß berechtigter völkischer Eigenart zu beschränken.

Wo auch immer der Blick rückwärtsschauender Betrachtung über die letzten 25 Jahre hinschweift, nirgends sehen wir einen bedeutsamen Vorgang im äußeren wie im inneren Leben unseres Staates, der nicht das Interesse unseres kaiserlichen Herrn gefunden hat. Meist sind die Ereignisse noch zu nah, noch zu wenig vom Ballast des Nebensächlichen befreit, als daß ein endgültiges Urteil gefällt werden kann. Ganz besonders hinderlich ist die überreiche Legendenbildung, die sich in unserer schnellebigen hypergeschäftigen Zeit, in der allzuviele das Bestreben haben, nicht nur tüchtig, sondern auch möglichst universell geistreich zu sein, aufgespeichert hat. So kann das Bild einer so bedeutenden Persönlichkeit an leitender Stelle noch kein festes Gepräge haben. Aber der vorurteilslose Beobachter des politischen Lebens wird, — ohne in den Verdacht zu kommen, seinen „Männerstolz vor Fürstenthronen" zu verlieren — einen Verdacht, den hauptsächlich immer die gehabt haben, so nie in die Lage kamen, eine

Probe aufs Erempel zu machen — im Sinne obiger Ausführungen anerkennen, daß unser Kaiser ein starker Bejaher modernen Lebens sein will und sein ihm von den Vorfahren überkommenes Amt als erster Diener des Staates nach dem Worte des großen Ahnherrn treu verwaltet. Seine modernen Auffassungen sind umso höher einzuschätzen, als seine innerste Wesensart sich oft voll Sehnsucht abseits einer prosaischen Gegenwart Bildern ferner heldischer Vergangenheit in Wort und Tat zuzuwenden scheint.

Möge es unserem Kaiser beschieden sein, vor der Nachwelt, die allein gerecht urteilen wird, die Anerkennung zu finden, die seine aufopfernde Arbeit für Deutschlands Größe verdient, — zu dieser Arbeit mögen ihm noch lange reiche Jahre vergönnt sein. — In diesem Wunsche mögen sich Nord und Süd, Rechts und Links unseres Volkes zur Jubiläumsfeier begegnen.

Ottomar Frhr. von der Osten-Sacken-Rhein,
Oberstleutnant a. D.:

25 Jahre Kriegsherr.

Es ist etwas gewaltiges darum, Kriegsherr eines ganzen Volkes zu sein, zumal wenn dessen Kriegsmacht die erste der Welt ist. Welch' eine Fülle der Macht, aber auch welch' eine Verantwortung liegt darin!

Unsere Hohenzollern sind sich dessen stets bewußt gewesen. Seit der Große Kurfürst den Grundstock zu unserem Heerwesen legte, sind sie den altgermanischen Heerkönigen gleich Kriegsherren in des Wortes ureigenster Bedeutung gewesen. Wie diese haben sie die Wehrkraft ihrer Völker organisiert und sind selbst mit dem so gebildeten Heere, anders wie die meisten Fürsten der übrigen Länder, ins Feld gezogen, wo es immerdar die Ehre und der Vorteil des Vaterlandes erforderten. So hat sich um sie und ihr Heer ein gleichsam persönliches Band geschlungen. Und dieses wurde um so fester, als des Kurfürsten Enkel, der Soldatenkönig, der dessen Werk weiter ausbaute, durch sein Kantongesetz dem Heere eine nationale Grundlage gab und in seinem Offizierkorps unbewußt den Gedanken der altgermanischen Gefolgschaften zu neuem Leben erweckte. Seine Offiziere aus den Edelsten des Volkes erwählend, drückte er ihnen seinen Stempel auf, den des auf dem hingebenden Pflicht- und Ehrgefühl und der unerschütterlichen Treue und Liebe zu dem angestammten Kriegsherrn beruhenden wahren Offiziertums, den sich unser Offizierkorps bis auf den heutigen Tag bewahrt hat. So schuf der König das Heer, mit dem sein großer Sohn eine Welt in Waffen bestehen konnte. Und nicht nur das. Er gab so seiner Schöpfung auch das nötige feste Rückgrat, um den Stürmen der Zeit trotzen zu können.

Wohl ließen die Hintenansetzung des nationalen Gedankens im Heerwesen und dessen Vernachlässigung im Verein mit den zersetzenden Einflüssen des Zeitgeistes selbst das Heer des Großen Friedrich wenige Jahre nach seinem Tode zusammenbrechen. Doch die Belebung der früher nur zu sehr vernachlässigten moralischen und geistigen Faktoren durch die Scharnhorstsche Reform und die jetzt gerade 100 Jahre zurückliegende, als Einführung der allgemeinen Wehrpflicht bezeichnete Herstellung der Verpflichtung zur Verteidigung des Vaterlandes ließen Preußen und sein Heer wie den Phönir aus der Asche herrlicher denn zuvor erstehen.

Und nun wurde die allgemeine Wehrpflicht durch das Boyensche Wehrgesetz vom 3. September 1814 zum bleibenden Gut unseres Volkes. Freilich, in der jetzt anhebenden langen Friedenszeit büßte sie mehr und mehr von ihrer ursprünglichen Reinheit ein. Da das Heer nicht vermehrt wurde, war es schließlich nur noch ein Bruchteil der waffenfähigen Jugend, der zum Heeresdienst herangezogen wurde. Wie herrlich sich auch die Armee dank der unausgesetzten Pflege der moralischen Faktoren in den Sturmiahren der Revolution bewährte, so reichte sie doch nicht mehr aus, um Preußens Großmachtstellung aufrecht zu erhalten.

Doch in König Wilhelm I. erstand unserem Volke der Retter. Von Bismarck und Roon trefflich unterstützt, stellte er unter schweren inneren Kämpfen die allgemeine Wehrpflicht in ihrer ursprünglichen Reinheit her. Das dadurch verwendbar werdende Mehr an junger Mannschaft diente ihm dazu, das Feldheer zu verjüngen und einheitlich zu gestalten. Mit der so neugestalteten Armee erkämpften dann er und sein dritter Paladin Moltke auf den böhmischen und fränkischen Schlachtfeldern Deutschlands Einigung. Aus Preußens Kriegsherrn wurde der Bundesfeldherr, aus diesem der Kaiser. Wenn auch die Reservatrechte der größeren unter den deutschen Fürsten seiner Kommandogewalt im Frieden manche Schranken zogen, im Kriege war er doch fortan der Kriegsherr des gesamten deutschen Volkes.

Fürwahr ein glänzender, ja nur einmal durch einen unglücklichen Krieg auf wenige Jahre unterbrochener Anstieg. Eine stolze Hinterlassenschaft für den jungen Erben an der Kaiserkrone, der vor nunmehr 25 Jahren nach der kurzen Zwischenherrschaft seines herrlichen Vaters den Thron bestieg. Aber auch eine hoch verantwortungsvolle Erbschaft. Jena und Olmütz waren ernste Mahnungen. Und wie einst beim Tode des Großen Königs, so pochte auch jetzt wieder eine neue Zeit stürmisch an das Tor, und wie damals drohte der Zeitgeist den stolzen Bau zu untergraben, den des jungen Herrschers Ahnherren aufgerichtet hatten. Doch er selbst war in einer guten Schule aufgewachsen. Dazu hatte ihn die Vorsehung mit reichen Gaben ausgestattet. Bei aller Vielseitigkeit doch wie die meisten seiner Vorfahren ein geborener Soldat und von der Bedeutung des Heeres für Preußen-Deutschland durchdrungen, wandte er ihm vom ersten Augenblick an seine vornehmste Sorge zu. Und das mit der vollen Begeisterungs-

fähigkeit der Jugend. Aber auch mit Ausdauer und im Vollgefühl seiner Verantwortlichkeit selbst dann noch, als mit den Jahren die jugendliche Begeisterung dahinschwand. Dabei zeigte ihm seine unstreitig hohe militärische Beanlagung den Weg, den er gehen mußte. Und das um so mehr, als er eifrigst bestrebt war, sich selbst immer mehr zu vervollkommnen. So ist unser Kaiser heute, wie wohl ohne Überhebung behauptet werden kann, im Besitz aller der Gaben, die der Soldat im Frieden betätigen kann, und deren er im Kriege zur Erringung des Erfolges nicht entraten darf.

Wie der junge Herrscher seine Stellung zur Armee und seine Aufgabe auffaßte, das zeigt sein erster Befehl, mit dem er jene begrüßte. In ihm hieß es: „So gehören wir zusammen, Ich und die Armee, so sind wir für einander geboren, und so wollen wir unaufhörlich fest zusammenhalten, möge nach Gottes Willen Frieden oder Sturm sein . . . und Ich gelobe, stets dessen eingedenk zu sein, daß die Augen Meiner Vorfahren aus jener Welt auf Mich herniedersehen, und daß Ich ihnen dermaleinst Rechenschaft über den Ruhm und die Ehre der Armee ablegen werde."

Voll bringt dieser Befehl das Gefühl der engen Zusammengehörigkeit zum Ausdruck, und mit dem ganzen ihm eigenen gewinnenden Zauber seines Wesens ist der Kaiser bis auf den heutigen Tag bei aller Strenge im Dienst bestrebt gewesen, dieses Gefühl weiter zu pflegen.

Der Befehl enthielt aber noch mehr. Aus ihm sprachen auch die hohe Auffassung des Kaisers von seiner Stellung und das Bewußtsein, dem Heere das sein zu können, was er ihm verhieß. Und sein Gelöbnis hat er gehalten. Ist es ihm auch bisher versagt geblieben, Iung-Deutschlands Heere zu neuen Siegen zu führen, hat er doch nichts verabsäumt, was nötig ist, um den Sieg wieder an unsere Fahnen zu fesseln, wenn dereinst die Stunde des schließlich doch unvermeidlichen Kampfes um unser Dasein schlagen wird. So hat er das Schwert scharf und von allen Rostflecken einer langen Friedensperiode rein gehalten.

Dazu gehörte vor allem die volle Durchführung der allgemeinen Wehrpflicht. Sie war jetzt um so gebotener, als die Kraft und die Erfolge, die wir unserer Wehrverfassung verdankten, alle großen Militärmächte zu ihrer Annahme genötigt hatten. Und dazu kam nun noch die enge Verbindung Frankreichs mit Rußland.

Durch die der Boulanger-Krisis entstammende Heeresverstärkung von 1887 war der Friedensstand unserer Armee auf 534 Bat. Inf., 465 Esk., 364 Batt., 31 Fußart.-, 19 Pion.-, 5 Eisenbahn-, 18'/, Train-Bat. — 468 409 Mann (ohne Off., Einj.-Freiw. usw.) angewachsen. Die Kriegsstärke betrug bei einem Bevölkerungsstande von 49,4 Mill. Seelen (1. Dez. 1890) rund 2 400 000 Mann. Das jährliche Rekrutenkontingent belief sich auf etwa 154 000 Mann, d. h. 77 Prozent der nach Abzug der Reklamanten usw. verbleibenden Mannschaften, deren Zahl sich durch eine wohl mögliche geringe Herabsetzung der An-

forderungen erheblich hätte steigern lassen. Auch die Heereskosten (1887/88 493,5 Mill. Mark) blieben beträchtlich hinter denen Frankreichs zurück. Trotzdem beschränkte sich der Kaiser zunächst auf geringe Organisationsänderungen innerhalb des vorhandenen Rahmens. So entstanden namentlich am 1. April 1890 ohne Truppenvermehrung das XVI. und XVII. Korps. Aber um so größer wurden die so schon im Heeresorganismus vorhandenen Lücken. So mußte bereits am 1. Oktober 1890 eine Verstärkung der Armee um 18 574 Mann eintreten. Den Löwenanteil trug die Feldartillerie davon, die um 70 Batterien vermehrt wurde.

Doch bald machten die Fortdauer der politischen Spannung und die Rüstungen Frankreichs und Rußlands eine weitere Heeresvermehrung nötig. Unbedingt mußte der bei der raschen Zunahme der Bevölkerung stetig wachsende Überschuß an wehrfähiger Mannschaft ausgebildet werden. Aber unter Beibehalt der dreijährigen Dienstzeit war dies nicht möglich, die Kosten wären nur schwer zu decken gewesen. So entschloß sich der Kaiser zur Einführung der zweijährigen Dienstzeit, nur bei der Kavallerie und reitenden Artillerie sollte die dreijährige beibehalten werden. Die Friedensstärke sollte künftig 492 068 Gemeine betragen, die Zahl der Unteroffiziere wie schon bisher die der Offiziere alljährlich durch den Etat festgesetzt werden.

Aber der Reichstag lehnte die Vorlage ab. So wurde er aufgelöst. Mit knapper Mehrheit nahm sie dann der neue Reichstag an, nicht ohne indessen erhebliche Abstriche zu machen. Die Kopfstärke wurde auf 479 229 Gemeine festgesetzt. Am 1. Oktober 1893 erhielt jedes der 173 Infanterie-Regimenter ein neues schwaches Halbbataillon. Außerdem wurden vornehmlich noch abermals 60 Batterien gebildet. Zugleich wurde vorläufig — endgültig erst 1905 — die zweijährige Dienstzeit in dem angegebenen Umfange eingeführt. Es sei gleich hier erwähnt, daß die halben vierten Bataillone sich nicht bewährten, daher aus ihnen am 1. April 1897 86 Voll-Bataillone und aus diesen 42 neue Infanterie-Regimenter formiert wurden.

Durch die Einführung der zweijährigen Dienstzeit stieg das jährliche Rekrutenkontingent einschließlich der überetatsmäßigen Quote von 9 Prozent zur Deckung des Ausfalls auf 251 555 Mann (1897) an. Aus Sorge, das nötige Mehr nicht voll aufbringen zu können, hatte man die Anforderungen um ein Geringes herabgesetzt. So blieb immer noch ein namhafter Überschuß. Und wenn auch die Heereskosten nach dem Etat von 1894/95 auf 611 Mill. Mark anwuchsen, zu denen dann noch 74 Mill. Mark für die Flotte kamen, so blieben beide Posten zusammen mit 13,8 Mark auf den Kopf der Bevölkerung verhältnismäßig doch noch immer erheblich hinter denen in Frankreich zurück, wo bereits 18,8 Mark auf den Kopf kamen.

Inzwischen hatte seit der Einführung des ersten Magazingewehrs Hl/71. 84.

auch die Feldartillerie unaufhörlich auf Schnellfeuergeschütze hingearbeitet. Das kleinkalibrige Gewehr 88 hatte dann die Feuerkraft der Infanterie noch weiter gesteigert. Dazu hatte die immer ausgedehntere Anwendung von Feldbefestigungen die Artillerie vor neue Aufgaben gestellt. Den sich hieraus ergebenden Anforderungen hatte sie bisher vornehmlich durch die Fortschritte bei der Geschoß- und Zünderkonstruktion gerecht zu werden versucht. Deren Verbesserung genügte aber nicht mehr. Doch die Schnellfeuer- d. h. Rohrrücklaufgeschütze waren noch sehr unvollkommen. Da griff der Kaiser selbst ein. 1897 wurde zwar kein Schnellfeuer-, aber ein Schnelladegeschütz, die Feldkanone tü/96 eingeführt, zu der dann 1899 noch die Feldhaubitze 98 kam. So stand die Bewaffnung der Feldartillerie wieder auf der vollen Höhe.

Die zum 1. April 1899 nötig werdende neue Festsetzung des Friedensstandes hatte eine abermalige — dieses Mal, wie in der Folge stets, allmähliche — Verstärkung des Friedensstandes auf 495 500 Gemeine zur Folge. Wiederum trug die Feldartillerie den Löwenanteil an derselben davon. In der endlich durchgedrungenen Erkenntnis von der Notwendigkeit ihres engen Zusammenwirkens mit der Infanterie wurde sie am 1. Oktober 1899 den Divisionen unterstellt und unter Vermehrung um im ganzen 80 Batterien jedes Regiment in eine Brigade zu 2 kleinen Regimentern umgewandelt. Weiter wuchsen sich die Eisenbahntruppen durch den Hinzutritt von Telegraphen- und Luftschifferformationen zu Verkehrstruppen aus, für die eine eigene Inspektion (heute General-Inspektion) geschaffen wurde. Bei den übrigen Waffen war abgesehen davon, daß demnächst der Anfang mit der Errichtung von Maschinengewehrabteilungen gemacht wurde, die Vermehrung nur gering. Dagegen wurden noch aus einem Teil der inzwischen errichteten überschießenden Divisionen und Brigaden das XVIII., XIX. (2. sächsische) und III. bayerische Korps gebildet.

Unterdessen hatte sich Deutschland mehr und mehr auch zu einer Kolonialmacht herausgebildet. Ein Eingehen auf die kriegerischen Verwickelungen, die hieraus entsprangen, würde zu weit führen. Doch muß hervorgehoben werden, daß Deutschlands kraftvolles Auftreten anläßlich des Boreraufstandes sein Ansehen im fernen Osten außerordentlich hob, trotzdem unseren Truppen hier kaum die Möglichkeit geboten wurde, ihren hohen Wert zu betätigen. Um so reichere Gelegenheit hierzu boten ihnen die Kämpfe in Südwestafrika in den Jahren 1904/08. Was sie hier geleistet haben, reiht sich würdig an die größten Ruhmestaten in der an solchen reichen Geschichte unseres Heeres.

Durch die Erwerbung seiner Kolonien und den hohen Aufschwung seiner Industrie und seines Handels, die des Schutzes seiner Flagge bedurften, war Deutschland inzwischen mehr und mehr zu einer Verstärkung seiner Seemacht gedrängt worden. Noch 1894/95 hatte deren Stand bei einer Gesamthöhe des Budgets von 74 Mill. Mark nur 20 Panzerschiffe, 13 Panzerkanonenboote, 1? Kreuzer usw. mit einem Personal von 21 270 Mann betragen. Für die er-

weiterten Aufgaben der Flotte reichte dieser Stand aber in keiner Weise aus. Das hatte niemand besser erkannt als der Kaiser, der ja selbst ein begeisterter Seemann ist. Sein Ausspruch „Deutschlands Zukunft liegt auf dem Wasser' kennzeichnet seinen Standpunkt. Unter geschickter Benutzung der sich im Volke regenden Strömung ging er zielbewußt und zäh daran, Deutschland auch zur See mächtig zu machen. So wurde er der eigentliche Schöpfer unserer Flotte. Aber eine Flotte läßt sich nicht von einem Tage zum anderen schaffen. Dazu bedarf es jahrelanger Vorbereitungen. Mit dem zum Reorganisator der Flotte berufenen Admiral Tirpitz setzte der Kaiser das 1898 zum Gesetz erhobene Flottenprogramm fest. Anstelle des bisherigen Tastens trat ein System. Als Flottenkern sollte eine Schlachtflotte geschaffen werden, stark genug, um die heimischen Gewässer zu behaupten; diesem Zweck sollten alle anderen Rücksichten untergeordnet werden. Durch das zweite Flottengesetz vom 14. Juni 1900 wurde die Stärke der heimischen Flotte auf 4 Geschwader zu 8 Linienschiffen mit Flagg-schiff, Materialreserve, 11 große und 28 kleine Kreuzer usw. festgesetzt, während die Auslandsflotte zunächst 3 große und 10 kleine Kreuzer zählen sollte. Trotzdem der Flottenbau auf eine lange Reihe von Jahren verteilt wurde, schwoll der Marineetat, zumal bei den rapiden Fortschritten der Technik, doch gewaltig an. Es kam hinzu, daß England, durch das Anwachsen unserer Flotte beun-ruhigt, sich mehr und mehr auf die Seite unserer Gegner neigte, so daß 1906 und dann auch wieder 1908 Novellen zum Flottengeseß ergehen mußten. So stiegen die jährlichen Ausgaben für die Flotte bis zum Jahre 1911 auf 442 Mill. Mark.

Inzwischen war 1905 die im Laufe des nächsten Quinquennats zu erreichende Friedensstärke des Heeres auf 504 665 Gemeine erhöht worden. Die Ver-mehrung, an der diesmal auch die Kavallerie Teil hatte, diente lediglich zur Füllung einiger der vorhandenen Lücken.

Von größter Bedeutung war die durch die gewaltigen Fortschritte der Technik gebotene weitere Verbesserung der Bewaffnung, der der Kaiser ununter-brochen die größte Aufmerksamkeit widmete. Bei der Infanterie war bereits das Gewehr 98 zur Einführung gelangt, das, auch ohne Selbstlader zu sein, durch die Annahme der 8-Munition die zur Zeit denkbar höchste Leistungsfähigkeit erlangte. Und nicht minder bedeutungsvoll war die Umwandelung der Geschütze in Rohrrücklaufgeschütze, die die zur Notwendigkeit gewordene Anbringung von Schutzschilden gestattete. Dazu kamen auch hier außerordentliche Fortschritte bei der Munition.

Die Vervollkommnung der Waffen machte es nun aber auch nötig, die Uni-form so abzuändern, daß der Soldat im Gelände weniger auffiel. Das Ergebnis der angestellten Versuche war die Annahme der feldgrauen Uniform.

Die immer weitere Verschärfung der politischen Gegensätze, die bereits die Möglick)keit hatte in die Erscheinung treten lassen, daß wir Qesterreich die ver-

tragsmäßige Bundeshilfe würden leisten müssen, ließ beim Ablauf des Quinquennats am 31. März 1911 eine namhafte Heeresverstärkung dringend geboten erscheinen. An Menschen fehlte es nicht, denn die Zählung vom 1. Dezember 1910 ergab eine Bevölkerung von 64,9 Mill. Seelen. Aber bereits erforderte das Heer alljährlich 807, die Flotte 442 Mill. Mark. So gab sich der Kaiser mit einer bis 1915 durchzuführenden Verstärkung des Heeres um 9482 Gemeine zufrieden. Vornehmlich war die Errichtung von Maschinengewehrkompagnien und eine namhafte Verstärkung der jetzt in höherem Maße zur Feldarmee gehörenden und daher auch schon im Frieden mit Bespannungsabteilungen versehenen Fußartillerie geplant. Weiter waren auch noch bei dem militärischen Verkehrswesen völlig neue Zweige — Funker, Flieger, Kraftfahrer — hinzugekommen.

Doch noch ehe die Verstärkung am 1. Oktober 1911 zur Ausführung gelangte, brach die schwere Krisis des Sommers 1911 herein. Nur die Mäßigung unseres Kaisers, der entgegen einer starken Strömung den Krieg so lange zu vermeiden wünschte, als es die Ehre zuließ, verhinderte den Ausbruch. Deutschland hätte den Kampf nicht scheuen brauchen, denn es verfügte z. Zt. über ein trefflich ausgerüstetes und ausgebildetes Heer von rund 4 350 000 Mann ohne den ausgebildeten Landsturm.

Aber die Krisis hatte ihr Gutes. Die Erkenntnis, für einen Krieg nie stark genug sein zu können, brach durch. So brachte die Regierung im Frühjahr 1912 gleichzeitig eine neue Heeres- und Flottenvorlage ein. Und in dem frischen Andenken an die eben durchlebte Kriegsgefahr wagte der Reichstag nicht, sie abzulehnen.

Nach der ersten der beiden Vorlagen sollte die Heeresstärke bis zum 31. März 1916 auf 544 211 Gemeine gebracht werden. An der abermaligen Vermehrung waren alle Waffen außer der Fußartillerie beteiligt. Der größte Teil der noch rückständigen und der frisch bewilligten Neubildungen wurde zum 1. Oktober 1912 ausgeführt. Zugleich wurden das XX. und XXI. Korps errichtet. Der durch diese Vermehrungen erreichte gegenwärtige Friedensstand unserer Armee beträgt 647 (4) Bat. Inf., 510 (6) Esk., 616 (17) Batt., 47 (1) Fußart.-, 32 (1) Pion.-, 17 (1) Verkehrs-, 25 Train-Bat. - 27 267 (660) Off., 92 347 (2000) Unteroff., 531004 (13 207) Gem. (ohne Einj.-Freiw.), 126 480 (?) Dienstpf. Die eingeklammerten Zahlen geben die noch ausstehenden Neubildungen an, die zum größten Teil am 1. Oktober d. I. vorgenommen werden sollen. Die Kriegsstärke beträgt zunächst 4 500 000, später 5 000 000 Mann. Bereits heute sind die Friedens- und Kriegsstärke des Heeres um 154 942 bzw. 2 112 000 M. höher, als sie bei der Thronbesteigung des Kaisers waren. Freilich, auch die Heereslasten sind auf fast 900 Mill. Mark jährlich angewachsen.

Die zweite Vorlage betraf die Flotte, bei der vornehmlich die Erhöhung der

Kriegsbereitschaft geplant war. Die künftige Stärke der Schlachtflotte wurde auf 1 Flaggschiff, 5 Geschwader zu 8 Linienschiffen, 12 große, 30 kleine Kreuzer usw., die der Auslandsflotte auf 8 große, 10 kleine Kreuzer festgesetzt. Die aktive Schlachtflotte — 1 Flaggschiff, 3 Geschwader, 8 große, 18 kleine Kreuzer usw. und ein Viertel der Reserve-Schlachtflotte sollen ständig im Dienst sein. Der z. Zt. verwendbare Stand unserer Flotte betragt 32 (7) Linienschiffe, 12 Panzerkreuzer, 36 (3) geschützte Kreuzer usw. Die eingeklammerten Zahlen geben die im Bau befindlichen Ersatz- und Neubauten. Das Personal beträgt gegenwärtig 64 292 Köpfe. Das Jahresbudget beläuft sich jetzt durchschnittlich auf 460 Mill. Mark.

So ist es jetzt bereits eine gewaltige Rüstung, die das deutsche Volk zu tragen hat. Bleiben die Ausgaben relativ auch noch immer erheblich hinter denen Frankreichs zurück, entfallen doch jetzt schon bei uns auf den Kopf der Bevölkernng jährlich 13,3 Mark für das Heer und 7,1 für die Flotte.

Und doch genügt diese Rüstung noch nicht. Die schwere, kaum schon ganz überwundene Krisis des letzten Winters, deren Ausbruch wiederum nur der besänftigende Einfluß unseres Kaisers und die Furcht vor seiner Macht verhinderten, zeigte nur zu deutlich, daß der große Entscheidungskampf um unser Dasein schließlich doch nicht zu vermeiden sein wird. Die durch den Balkankrieg bewirkte Verschiebung des politischen Gleichgewichts kam hinzu, um die Zweifel an der Zulänglichkeit unserer Rüstung zu vermehren. Und in der Tat konnten diese wohl begründet erscheinen, gehen doch z. Zeit noch immer alljährlich 20 Prozent der wehrfähigen Jugend für die Verteidigung des Vaterlandes verloren.

So wurde denn jetzt selbst aus dem Volke heraus vielfach der Ruf nach Verstärkung des Heeres laut.

Schon war aber auch der Kaiser an der Arbeit, eine solche vorzubereiten. Längst hatte er ja die Notwendigkeit erkannt, und nur die mit ihr verbundenen Lasten hatten ihn bisher von der Durchführung absehen lassen. Jetzt mußte jedes Bedenken schwinden. So wurde denn dem Reichstage am 28. März d. I. eine Vorlage von einem bisher nicht dagewesenen Umfange gemacht. Nach ihr soll das Heer um 4000 Off., 15 000 Unteroff., 117 000 Gem., 27 000 Pf. vermehrt werden, der Friedensstand einschließlich der Offiziere und Einjährig-Freiwilligen künftig 817 000 M. betragen. Die geplanten Neuformationen sind verhältnismäßig gering, in der Hauptsache sollen die Etats erhöht w«rden, um die Kriegsbereitschaft der Armee zu erhöhen. So werden wir fortan im Kriegsfalle noch mehr Truppen als bisher improvisieren müssen, und das ist nicht unbedenklich. Aber die Hauptsache ist doch, daß die gesamte wehrfähige Jugend ausgebildet wird. Freilich, die Opfer sind groß, die gefordert werden, rund eine Milliarde an einmaligen und 200 Mill. Mark an fortlaufenden Ausgaben.

Aber Deutschland kann und muß sie bringen. Wir leben in der Zeit der großen Erinnerungen, und da zeigt ein Vergleich, daß die jetzt geforderten Lasten ver-

schwindend sind gegen die Opfer, die unser Volk vor 100 Jahren gebracht hat. Und ein unglücklicher Krieg würde uns zugrunde richten. Vor einem solchen kann uns aber, zumal bei den fortgesetzten Rüstungen unserer Gegner, von denen sich Rußland in der Lage der unbegrenzten Möglichkeiten befindet, nur die Herstellung der allgemeinen Wehrpflicht in ihrer ursprünglichen Reinheit bewahren. Durch sie allein wird auch die gesunde Grundlage geschaffen, auf der unsere Nachkommen weiter bauen können. Darum müssen und dürfen wir auch wohl darauf hoffen, daß die Vorlage möglichst unverändert zur Annahme gelangt. Gerade jetzt vor 100 Jahren wurde die allgemeine Wehrpflicht bei uns eingeführt. Die jetzige Vorlage ist bestimmt, die ganze seitherige Entwickelung unseres Heerwesens zu krönen. Ihre möglichst einmütige Annahme, die dem Auslande die Entschlossenheit unseres Volkes zur Behauptung seiner gegenwärtigen Machtstellung zeigen würde, würde auch das schönste Iubiläumsgeschenk ganz Deutschlands für seinen Kriegsherrn sein. 81 vi» Mc«ui, para bellum.

Die vorstehenden Ausführungen zeigen uns aber nur die eine Seite der Tätigkeit des Kaisers als Kriegsherr. Nicht minder bedeutungsvoll als der weitere Ausbau des Heerwesens und die Verbesserung der Ausrüstung und Bewaffnung ist die Entwickelung der moralischen und geistigen Faktoren. Und gerade auf diesem Gebiet konnte die Individualität des Kaisers sich voll geltend machen, da ihm hier der Reichstag keine Schranken auferlegen konnte. Besonders beim Offizierkorps. Voll spricht sich seine Auffassung von dem Offiziertum in der nachstehenden Order aus:

„Der gesteigerte Bildungsgrad unseres Volkes bietet die Möglichkeit, die Kreise zu erweitern, welche für die Ergänzung unseres Offizierkorps in Betracht kommen. Nicht der Adel der Geburt allein kann heutzutage, wie vordem, das Vorrecht für sich in Anspruch nehmen, der Armee ihre Offiziere zu stellen. Aber der Adel der Gesinnung, der das Offizierkorpe zu allen Zeiten belebt hat, soll und muß demselben bleiben .... Ich schätze diejenigen Regimenter besonders hoch, deren Offiziere sich mit geringen Mitteln einzurichten und doch ihre Pflicht mit der Befriedigung und Freudigkeit zu erfüllen wissen, die den preußischen Offizier von altersher ausgezeichnet hat ... . Unausgesetzt haben die Kommandeure sich klar zu machen, daß es heutzutage mehr wie je darauf ankommt, Charaktere zu erwecken und großzuziehen, und daß hierfür das eigene Beispiel in erster Linie mitwirken muß .... Dem Überhandnehmen des Lurus in der Armee muß mit allem Ernst und Nachdruck entgegengearbeitet werden."

Das waren köstliche Worte, die den ganzen idealen Standpunkt des Kaisers erkennen lassen.

In der Tat war es dringend geboten, dem Offizierkorps neue Kräfte zuzu-

führen. Der Nachwuchs deckte den Bedarf nicht mehr; im Anfang des neuen Jahrhunderts sank er trotz aller Neuformationen zahlenmäßig sogar unter den Abgang herab. Aber die Kreise noch mehr zu erweitern, aus denen sich das Offizierkorps ergänzte, war unmöglich. Längst waren die Zeiten vorüber, wo Geburts- und Schwertadel ausschließlich den Ersat z geliefert hatten, und nimmer durften Einheitlichkeit und Eigenart des Offizierkorps, auf denen zu allen Zeiten ein gut Teil unserer Erfolge beruht hatte, preisgegeben werden.
Schwer erschüttert war die Homogenität des Offizierkorps bereits durch manche der Neulinge, die Kreisen entstammten, in denen dem Zeitgeist gehuldigt wurde. In diesem war aber dem vom Kaiser geforderten Gesinnungsadel, ohne den auch die höhere Bildung nicht zum Offizier befähigt, ein böser Feind erwachsen.
Und in dem Zeitgeist wurzelte auch der von dem Kaiser mit so vollem Recht bekämpfte, seine Opfer entnervende und darum für die Armee so gefährliche Lurus. Wo ihm die höheren Stände alle verfallen, war es für den Offizier sehr schwer, sich von ihm freizuhalten, zumal sich unter den Neulingen viele sehr wohlhabende Elemente befanden. Die von dem Kaiser so dringend betonte Notwendigkeit der Erziehung von Charakteren war das einzige Mittel hiergegen. Sie war und ist um so wichtiger, als es für den Offizier, für den Feldherrn wie für den jüngsten Leutnant, mehr auf Charakter als auf Talent ankommt.
Der Kaiser suchte zu helfen, so gut er konnte. Wohl wurde der Dienst immer schwerer. Aber er tat das Möglichste, um die Aussichten der Offiziere zu bessern und ihnen hierdurch neue, geeignete Elemente zuzuführen. Und in der Tat besteht hierin die einzige, zumal bei der jetzt geplanten Vermehrung doppelt ins Gewicht fallende Möglichkeit, die dem Offizierkorps durch den Aufschwung des Handels und der Industrie zum großen Teil verloren gegangenen Kreise, die früher seinen Ersatz geliefert hatten, zurückzuerobern. Fast gewaltsam erfolgte in der ersten Zeit nach der Thronbesteigung des Kaisers die dringend gebotene Verjüngung in den höheren Kommandostellen. Soweit es die Mittel nur zuließen, wurden — auch schon aus Rücksicht auf eine Mobilmachung — neue Stellen geschaffen. Weiter wurden durch das Reichsbesoldungsgesetz vom 15. Juli 1909, das sich bei den Hauptleuten und Leutnants auf das Prinzip der Alterszulagen stützt, namentlich die jüngeren Offiziere erheblich aufgebessert. Aber auch für die verabschiedeten Offiziere und die Hinterbliebenen wurde durch das Gesetz über die Pensionierung der Offiziere vom 31. Mai 1906 und durch das Militärhinterbliebenengesetz vom 17. Mai 1907 besser gesorgt.
Durch all diese Maßregeln gelang es denn auch wirklich, den angestrebten Zweck zu erreichen. So steht heute unser Offizierkorps, wenn es sich auch, wie die anderen Stände, von den zersetzenden Einflüssen des Zeitgeistes nicht ganz hat freihalten können, auf der gleichen hohen Stufe, die es zur Zeit unserer glänzendsten Erfolge einnahm, und wird an Ehr- und Pflichtgefühl von keinem an-

deren übertroffen. Dazu besitzt es einen Beurlaubtenstand wie keine andere Armee der Welt. Das alles aber ist in allererster Linie das unantastbare Verdienst unseres Kaisers.
Und nicht minder groß ist sein Verdienst um die Erhaltung des altpreußischen Geistes in den Unteroffizieren und Mannschaften.
Durch die materielle Aufbesserung der Unteroffiziere, durch weitgehendste Fürsorgemaßregeln, durch Erweckung besserer Aussichten für die Zukunft, teils durch Einführung der Dienstprämien und durch Regelung der Zivilversorgung, teils durch Erhöhung der Pensionssätze durch das Gesetz über die Versorgung der Unterklassen vom 31. Mai 1906 und durch das schon erwähnte Militärhinterbliebenengesetz vom 17. Mai 1907, gelang es, nicht nur dem anfänglichen Rückgange in der Zahl der Unteroffiziere Einhalt zu tun, sondern auch ein namhaftes Anwachsen derselben zu erzielen. Auch wurden vielfach bessere Elemente dem Unteroffizierstande gewonnen. So besitzen wir heute im allgemeinen ein ganz vortreffliches und auch zahlenmäßig ausreichendes Unteroffizierkorps.
Aber auch die Mannschaften sind trotz der Verrohung der Jugend in den aroßen Städten und trotz der Einwirkungen der Sozialdemokratie auf die heranwachsende Jugend im allgemeinen nicht schlechter geworden. Auch bei ihnen machen sich die materielle Aufbesserung und die sonstigen Fürsorgemaßregeln bemerkbar. Vor allem aber das herrschende System in der Behandlung des Mannes, den man so lange wie möglich nicht durch Strafen, sondern durch Belehrung zu erziehen sucht. Und der Kaiser selbst wirkt in diesem Sinne; man denke nur an seine zündenden Ansprachen bei Rekrutenvereidigungen, Fahnenverleihungen usw. Der wohltätige Einfluß der mit Beginn des neuen Jahrhunderts eingeführten neuen Militär-Strafgerichtsordnung, die das Heer der eigensten Initiative seines obersten Kriegsherrn verdankt, kommt hinzu. Daß die Zucht trotz der Einflüsse des Zeitgeistes nicht nachgelassen hat, das haben unsere Soldaten unter den schwersten Anstrengungen und Entbehrungen in Afrika bewiesen. Und nicht minder dürfen wir darauf hoffen, daß sich unser Beurlaubtenstand ebenso wie früher bewähren wird. Wo dessen Mannschaften noch immer zu Übungen eingezogen wurden, haben sie sich in ihrer großen Masse als stramme und tüchtige Soldaten erwiesen, mochten sie aus dem Norden oder dem Süden, vom platten Lande oder aus den großen Städten stammen. Ruft das Vaterland, dann können wir auf sie alle zählen. Sie werden nicht weniger leisten als ihre Vorgänger.
Im Gegenteil. Dank unserem Kaiser hat ja unser Heer kaum je schon auf einer so hohen Stufe der Ausbildung gestanden wie in der Gegenwart.
Schon vor seiner Thronbesteigung mit seinem klaren Soldatenauge die dem Heere damals anhaftenden kleinen Schwächen erkennend, säumte er nachher nicht, sie zu beseitigen. Nicht noch einmal sollte das Heer wie vor 100 Jahren auf

seinen Lorbeeren einschlafen. So brachte er Leben in die Armee, in der es in den letzten Jahren vielleicht an Rührigkeit gefehlt hatte.

Vor allem aber war er darauf bedacht, die in mancher Beziehung etwas rückständige Ausbildung den neuesten Anforderungen anzupassen. Bereits am 1. September 1388, kaum 2V- Monate nach seiner Thronbesteigung, erhielt die Infanterie das ersehnte neue Reglement. Die Begleitworte des Kaisers enthielten sein Programm für die Ausbildung der Armee:

„In dankbarem Gedenken an Meines in Gott ruhenden Vaters Majestät übergebe ich hiermit der Armee das aus seiner Anregung hervorgegangene neue Ererzier-Reglement für die Infanterie. Dasselbe soll neben der vollen Aufrechterhaltung der althergebrachten Zucht und Ordnung der Ausbildung für die Bedürfnisse des Krieges neuen Raum schaffen."

Kriegsmäßige Ausbildung, daneben aber Aufrechterhaltung der altpreußischen Zucht, das war jetzt die Parole.

Und dabei blieb es. Von allem Überflüssigen befreit, ist die Ausbildung jetzt ganz auf den Kriegsfall zugeschnitten. An Stelle des ehemaligen Massendrills ist der Drill des Einzelnen unter vollster Berücksichtigung seiner Individualität getreten. Jeder Mann muß das Höchste leisten, was in seinen Kräften steht. Überall muß der Offizier mit dem Beispiel vorangehen, und seine vollendete dienstliche Ausbildung befähigt ihn hierzu.

Dabei stehen die Reglements und Dienstvorschriften auf der vollsten Höhe aller berechtigten Anforderungen. Die reglementarischen Grundsätze und Formen sind die denkbar einfachsten, denn „im Kriege ist alles einfach, das Einfachste aber am schwersten", wie Clausewitz gesagt hat. Den Feuerwaffen ist die größtmögliche Rechnung getragen, dabei aber doch der frische Geist der allein zum Ziel führenden Offensive überall dringend betont.

Auf einer wie hohen Stufe der Ausbildung unsere Armee steht, davon geben Jahr für Jahr die Herbstübungen den Beweis. In keinem anderen Lande der Welt werden sie so kriegsgemäß angelegt und durchgeführt wie bei uns. So werden nicht nur die Truppen auf den Krieg vorbereitet, sondern auch die Führer hinauf bis zu den höchsten. Diese aber sind in dem Geiste Moltkes und des Grafen Schlieffen erzogen, die ihnen den Vernichtungsgedanken eingeimpft und sie in das Geheimnis der Führung der Massen eingeweiht haben. Wo sie ee aber doch an Geschick und Tatkraft fehlen lassen, da zögert der Kaiser nicht, sie durch geeignetere Kräfte zu ersetzen, denn das Wohl des Ganzen geht ihm über jede andere Rücksicht. Und seinem scharfen Auge entgeht nichts. Ist er doch selbst als Kaiser noch bemüht gewesen, sich die nötige Routine anzueignen. „Probieren geht über Studieren."

Um das gegebene Bild abzuschließen, sei nur noch erwähnt, daß auch die Verwaltung mit ihren vielen Zweigen nicht hinter dem übrigen Heere zurücksteht. Was hier von diesem gesagt wurde, gilt natürlich auch m. m. von der Flotte.
Ziehen wir das Fazit aus der nunmehr 25jährigen Tätigkeit unseres Kaisers als Kriegsherr, so wird dasselbe für die Armee — und mit den entsprechenden Abänderungen auch für die Marine — so lauten, wie es Verfasser am Schlusse seines Buches „Kaiser Nilhelm II. und sein Heer" ausgeführt hat:
„Wenn wir auf die Entwickelung unseres Heerwesens in den letzten 25 Jahren zurückblicken, so zeigt sie uns bei stetem Anwachsen der Armee und ständiger Verbesserung der Ausrüstung und Bewaffnung ein so kräftiges inneres Leben wie kaum je zuvor in einer der früheren langen Friedensperioden. Die Trefflichkeit unseres Offizierkorps, die hohe Bewertung der moralischen Faktoren und die hohe Stufe der allen Erfahrungen und Verbesserungen des Waffen- und Verkehrswesens gerecht werdenden Ausbildung lassen unsere Armee, wie ohne Überhebung behauptet werden kann, ebenso den ersten Platz unter allen einnehmen, wie einst die Heere des Großen Königs und unseres alten Heldenkaisers. Daß dem so ist, ist aber das unantastbare Verdienst unseres Kaisers, der in den 25 Jahren, die er nun an der Spitze unserer Armee steht, unablässig und mit hohem Verständnis bemüht gewesen ist, ihre Überlegenheit zu wahren. Und diesen Wert kennen und fürchten unsere voraussichtlichen dereinstigen Gegner. Daher hat unser Heer sich bisher als der zuverlässigste Friedenshort erweisen können.
„Liegt nun aber in diesem Wert auch die unbedingte Gewähr des Erfolges? Gewiß nicht. Eine große Chance aber doch. Viel, unendlich viel hängt im Kriege von der Führung ab, die vor allem Charaktere erfordert, auf deren Heranbildung unser Kaiser mit Recht so hohen Wert legt. Erprobte Führer haben wir infolge der langen Friedensperiode nicht. Darin liegt zweifellos eine Schwäche. Es kommt hinzu, daß der nächste Krieg mit seinen Millionenheeren und dem durch ihr Anwachsen erschwerten Nachschub, wozu sich auch noch die gewaltigen Fortschritte auf den Gebieten des Waffen- und Nachrichtenwesens gesellen, die Führung vor noch nie dagewesene Aufgaben stellen wird. Wie sich all diese Verhältnisse anlassen werden, das zu beurteilen, dafür fehlt es an jeder realen Unterlage. An der Schwierigkeit der Führung der Massenheere ist seinerzeit ihr Erfinder, einer der größten Feldherren aller Zeiten, gescheitert, und noch ungleich größer ist der Unterschied zwischen den damaligen Massen- und heutigen Millirnenheeren und das trotz der Vervollkommnung des Verkehrswesens.
„Doch unter den gleichen Schwierigkeiten leiden auch unsere dereinstigen Gegner, die ebenfalls keine im Kriege bereits erprobten Führer besitzen. Dazu ist es eine alte Erfahrung, daß gute Armeen, und eine solche ist die unsere zweifellos in hervorragender Weise, meist auch gute Führer haben. Einer unserer

größten Feinde hat den Ausspruch getan, daß die Mark Brandenburg fast immer die Heimat großer Generale gewesen ist.

„Und diesem Boden entstammt auch unser oberster Heerführer, unser Kaiser, und nicht nur ihm, sondern einem Geschlecht geborener Feldherren. Auch ist die Mischung von Monarch und Feldherrn noch immer die beste gewesen. Fraglos besitzt auch er hohe militärische Gaben. Dazu ist er bemüht gewesen, soweit dies im Frieden überhaupt möglich ist, sich die nötige Erfahrung und Übung zu erwerben. Hoffen wir, daß ihm auch die richtigen Männer zur Seite stehen werden. Unser Heer wird, wenn es zum Kriege kommt — das Vertrauen können und müssen wir zu ihm haben — das teure Vermächtnis seiner Altvorderen, die unbefleckte Ehre seiner Fahne, hochzuhalten wissen."

Admiral Büchsel:

Der Kaiser und die Flotte.

Sehr geehrter Herr Professor!

Der freundlichen Aufforderung, in der Iubiläumsnummer Ihrer geschätzten Zeitschrift meine Ansicht zu sagen über den Einfluß S. Majestät des Kaisers auf die Entwickelung der deutschen Flotte in den letzten 25 Jahren, komme ich gerne nach. Wenn auch schriftstellerische Betätigung nicht in der Richtung liegt, in der ich, auch im sogenannten Ruhestande, meinem Vaterlande zu nützen bemüht bin, so ist doch Ihre Anfrage eine willkommene Gelegenheit, einen kleinen Teil der Dankesschuld, die ich wie jeder andere Angehörige der Marine unserem Kaiser gegenüber fühle, mir vom Herzen zu schreiben.

Ich will nicht damit anfangen aufzuzählen, wie schwach die deutsche Flotte war am Ende der achtziger Jahre und wie stark sie jetzt ist; beides ist dank der Aufklärungstätigkeit offizieller und privater Kreise überall bekannt; zudem ist die Größe des Zuwachses in der Zwischenzeit nur eine Folge des besseren Verständnisses unseres Volkes für die Erfordernisse unserer wirtschaftlichen und politischen Lage. Daß aber diese bessere Einsicht geweckt und entwickelt wurde soweit, daß unsere Nation jetzt zur See so stark sein will, daß der seemächtigste Gegner durch einen Angriff auf uns die eigene Machtstellung ernstlich gefährdet, das haben wir in erster Linie unserm Kaiser zu danken, das ist das Resultat seiner langjährigen, zähen, oft verkannten Arbeit, das ist sein ganz persönliches Verdienst. Ein Weiteres, in meinen Augen noch Größeres, erblicke ich darin, daß es unter seiner Leitung gelungen ist, die innere Kraft der Marine so zu

entwickeln, daß diese imstande war, den rapiden Aufschwung der letzten 14 Jahre, technisch und militärisch auf der Höhe, innerlich gesund und kräftig bis in die äußersten Verzweigungen, zu überstehen. —

Nicht Liebhaberei war es bei unserm Kaiser, daß er, vom Tage des Regierungsantritts an, bei jeder Gelegenheit für den Ausbau der Flotte eintrat, nicht das Bestreben auf bisher scheinbar unbeackertem Feld Lorbeeren zu ernten, sondern die klare und feste Überzeugung von der Notwendigkeit einer starken Flotte für Deutschlands Zukunft war es, die ihm die Kraft und die Ausdauer gab, viele Jahre vergebens, aber immer unermüdlich, für die Stärkung der Wehrkraft Deutschlands zur See zu wirken. Wie es eine seiner ersten Regierungshandlungen war, den fremden Wächter vor Deutschlands Auslandspforte — Helgoland — in unseren Besitz zu bringen, so bemühte er sich von Anfang an, den Nebel zu zerstreuen, der unser Volk nicht erkennen ließ, daß es eine starke Flotte braucht, wenn es seine Weltwirtschafts-Interessen wahren, die gesicherte Verbindung mit dem Auslande, die Grundlage unserer Industrie, die Nahrungsquelle für Millionen von Deutschen behalten und, seinen wachsenden Bedürfnissen entsprechend, ausbauen will.

Die Größe der Aufgabe, die Schwierigkeiten, die ein schneller Ausbau der Flotte mit sich bringen mußte, waren dem Kaiser bekannt. Wenn auch durch General v. Stosch der heimischen Kriegsschiffstechnik und den mit ihr zusammenhängenden Industrien eine gesunde Grundlage gegeben war, auf der die Nachfolger weiterbauen konnten, wenn diese auch der inneren Organisation der Marine Festigkeit gegeben und vor allem ein vorzüglich ausgebildetes, mit gutem Geist erfülltes Personal erzogen hatten, so fehlte doch noch unendlich viel, unsere Technik auf die notwendige Höhe zu bringen, den inneren Ausbau der Marine vorzubereiten auf die Leistungen, die von ihr verlangt werden mußten.

Den entscheidenden und stärksten Anstoß hierfür hat der Kaiser gegeben, überall griff er belebend ein; im Verkehr mit den Vertretern der Industrie, bei Besuchen der Werften und Werke, durch Gründung und Teilnahme an wissenschaftlichen Organisationen zur Hebung des Schiff- und Maschinenbaus, überall, wo sich ihm eine Gelegenheit bot oder er sie schaffen konnte, förderte er die Entwickelung der Technik und der Techniker. Und wie er sich bemühte, sein Volk die See kennen und lieben zu lehren, das Binnenland in Verbindung zu bringen mit dem Wasser und mit der Flotte, das Verständnis für den Einfluß der Seemacht auf die Geschicke der Völker in allen Kreisen zu heben, das ist in Aller Gedächtnis.

Gleich nach dem Regierungsantritt begann die Steigerung der Marineforderungen in Bundesrat und Reichstag. Das Ziel war gegeben, die Einschätzung der eigenen Leistungsfähigkeit und des Verständnisses des Volkes mußte ausschlaggebend sein für das Tempo und den einzuschlagenden Weg.

Nachdem der zuerst unternommene Versuch, nach der bisherigen Methode, auf dem Wege der jährlichen Forderung, in langsamer Steigerung, die Ent-N'ickelung der Flotte „stückweise" zu fördern, bei jährlichen Kämpfen um Zweck und Ziele unserer Seerüstung, wechselnde Erfolge gebracht hatte, führten die Erfahrungen des Jahres 1897 zu der Überzeugung, daß diese Lebensfrage für Deutschlands Zukunft losgelöst werden müsse von den Parteikämpfen des Reichstags. Da entschied sich unser Kaiser im Vertrauen auf den gesunden Sinn der Nation für „ganze" Arbeit, für die Forderung der gesetzlichen Festlegung der Fundamente unserer Marine und wählte den Mann aus, der dies Riesenwerk vollbringen sollte und, wiederum dank der verständnisvollen Mitarbeit des Kaisers, bis heute mit beispiellosem Erfolg vollbracht hat.
Zuerst galt es eine systematische Aufklärungstätigkeit zu entfalten, und ihr großer Erfolg in der kurzen Zeit, bis unser Volk vor die entscheidende Frage gestellt werden mußte, war nur möglich, weil der Kaiser schon vorgearbeitet hatte, weil er nun diese bisher von ihm allein ausgeübte, jetzt aber großzügig einsetzende Tätigkeit auf jede mögliche Weise unterstützte. Durch öffentliche Hinweise auf die Bedürfnisse des Reiches, persönliche Aufklärung durch Wort und Schrift, durch selbstentworfene Flottentabellen, die von den Hallen des Reichstags an bis in die fernsten Winkel des Landes verbreitet, belehrend wirkten, stellte er sich an die Spitze der Bewegung. Das Reichsmarineamt arbeitete mit Hochdruck, hervorragende Männer der Wissenschaft und Praris traten auf und wirkten auf Alt und Jung, die Volksbewegung des Flottenvereins bereitete sich vor, und mit der wachsenden Erkenntnis, mit dem allmählichen Schwinden der bisherigen Unklarheit wuchs die Zahl der überzeugten Anhänger einer gesunden Flottenpolitik. So konnte der Boden bereitet werden für die Flottenvorlage 1898, deren einfache und klare Begründung dem Volke Zweck und Ziele unserer Wehrkraft zur See offen darlegte und deren Inhalt die gesetzliche Festlegung der Lebensbedingungen der Flotte — Zahl, Art, Beschaffungs- und Ersatzfrist der Schiffe, Bemannung und Indiensthaltung — forderte. Ein Schritt von so überwältigender Bedeutung, daß der grundlegende Gedanke, den der Kaiser gleich nach dem Mißerfolg 1897 aussprach, damals, selbst innerhalb der Marine, für zunächst unerreichbar gehalten wurde. Aber der Kaiser blieb fest und der Erfolg — die Annahme des Flottengesetzes am 28. März 1898 — zeigte, daß er sein Volk richtig eingeschätzt hatte. Die Notwendigkeit des Vorhandenseins zunächst einer Defensivflotte von bestimmter Stärke wurde anerkannt, und die Basis der Neuorganisation, das dauernd aktive Geschwader, an das sich die Reservegeschwader angliederten, geschaffen. Jetzt war eine unumstößliche Grundlage für den Bestand der Flotte gegeben, jetzt war den bisherigen fruchtlosen, aufreibenden Kämpfen der Boden entzogen, jetzt konnte nützliche Arbeit geleistet werden!
Selbst der Laie kann sich «ine Vorstellung davon machen, was nun von allen Stellen in der Marine verlangt werden, welche Riesenarbeit aber vor

Allem die leitende Stelle, das Reichsmarineamt, leisten mußte, was es hieß Schiffs-, Maschinenbau-, Panzer- und Waffenindustrie so zu heben, daß sie den Anforderungen gerecht werden, der gerade in dieser Zeit so schnellen Entwickelung der Technik folgen konnten, was es bedeutete, die Werften zu entwickeln, das Personal auszubilden, die Organisation den veränderten Verhältnissen anzupassen und durch sie ein Hand-in-Hand-Arbeiten aller Stellen zu sichern. Beim besten Willen auf allen Seiten konnten Meinungsverschiedenheiten nicht ausbleiben, und da war es wieder der Kaiser, der anerkannte, daß die Stelle, die die Arbeit leisten sollte, auch den Einfluß, die Hilfskräfte, Ellbogenraum und Leistungsmöglichkeit haben müsse, die ihr gestattete, unbehindert den als richtig anerkannten Weg zu gehen. Aber nicht nur hierdurch stellte der Kaiser sich und seine Kraft in den Dienst der großen Aufgabe. Jede Art der Technik fand ihn, wie schon früher, zunächst als Studierenden, dann als anregenden Förderer; oft unbequem empfunden im Drange der Arbeit, stellte er Aufgaben auf allen Gebieten, unbehindert durch irgend welchen Zopf verbreitete er neue Gedanken über die Entwickelung des Kriegsschiffbaues, und lange ehe an eine Ausführung gedacht werden konnte, hatte der Kaiser schon die heimisch«n Werften, hervorragende Offiziere und Techniker zu Konkurrenzentwürfen für die spätere Entwickelung der für uns in Betracht kommenden Typen aufgefordert. Die Besuche der Flotte vertieften sich zu ernsthaften Inspizierungen und die angeborene seemännisch-militärische Befähigung des Kaisers, entwickelt durch eifriges Studium, häufigen Flottenbesuch und rückhaltlos offene Aussprache mit tüchtigen Männern jedes Ranges und Standes, ließ ihn immer die für beste Entwickelung des Ganzen günstigsten Entscheidungen treffen.

So gewann auch der Kaiser immer tieferes Verständnis für die Bedürfnisse der Flotte in allen ihren Teilen, und die weise Mäßigung, die oft Verwunderung erweckende Zurückhaltung bei Einbringung von Novellen zum Flottengesetz, wie sie durch die Entwickelung der politischen Lage Deutschlands, das Anwachsen der fremden Flotten nötig wurden, finden ihre Erklärung in dem auf genaue Kenntnis der Verhältnisse gegründeten Willen, mit unserer Flotte ein kräftiges gesundes Gewächs zu schaffen, keine Treibhauspflanze.

So baute sich im Laufe der Jahre eine Verstärkung auf die andere, immer nur dann, wenn die Marine sie verdauen konnte; jedes neue Schiff war eine Verbesserung des vorhergehenden, jedes Übungsjahr zeigte eine Steigerung der Kriegsfertigkeit, jede Reichstagssession eine immer wachsende Übereinstimmung in den grundlegenden Fragen der Flottenpolitik. Ohne Rückschläge kamen wir vorwärts, glänzend lohnte sich die dauernde Arbeit der immer zahlreicher im Deutschen Flottenverein gesammelten, das gesamte Vaterland umfassenden Flottenfreunde. Nord und Süd umschloß ein neues Band, die gemeinsame Arbeit zur Aufklärung unseres Volkes über die Bedeutung der Flotte für Deutschlands Zukunft.

 Büchse!
Mit den Novellen zum Flottengesetz wuchs die Arbeit, stiegen die Anfo» derungen an die Leitung, erhöhten sich die Schwierigkeiten auch der inneren Entwickelung. Auch hier verlor der Kaiser nie das Ganze aus dem Auge, und seine Entscheidungen vertraten stets den Grundsatz, daß alle Glieder des großen Organismus gleichmäßig erstarkten; ungestümen Drang auf Entwickelung da, wo er für das Ganze verfrüht, hemmend, scharf lenkend da, wo die Richtung auf das Ziel verloren ging.

So sehen wir dankerfüllten Herzens den Zeitpunkt nahen, wo unser Kaiser sein Ziel erreicht haben wird. Auf breiter Basis, gleichmäßig kräftig von der Wurzel bis in die einzelnen Verzweigungen steht unsere Marine vor uns, soweit Menschen sehen, gibt es keine ungesunde Stelle, und das will etwas sagen bei einem Organismus, der mit solcher Schnelligkeit sich entwickeln mußte.

Das Ganze aber konnte nur geleistet werden, weil das Werk getragen und beschattet wurde von nicht nur dem pflichtmäßigen Interesse, von der felsenfesten Überzeugung seiner dringenden Notwendigkeit, sondern auch von der warmen Liebe des Kaisers, die jeder Stelle in dem großen Betriebe erkennbar wird; nicht nur den oberen Chargen, sondern jedem Angehörigen der Marine, in der es wohl kaum einen Mann gibt, der dem Kaiser nicht wenigstens einmal gegenübergestanden hat, dessen Marineteil nicht wenigstens einmal von ihm inspiziert worden ist. Nur dadurch konnte die erforderliche Leistung herausgeholt, der persönliche Einfluß, den der Kaiser heute auf jeden Einzelnen ausübt, gewonnen werden, nur dadurch konnte das Gefühl erweckt und dauernd wachgehalten werden, das unser Kaiser heute in jedem Auge leuchten sieht, wenn er in seiner Marine an Bord oder an Land die Front abschreitet: „wir wollen Dir zeigen, daß wir Deines hohen Vertrauens nicht unwert sind."

So ist tatsächlich die heutige deutsch« Flotte, innen wie außen, unseres Kaisers ureigenstes Werk, und.mit dem Regierungsjubiläum Kaiser Wilhelms II. feiert die Marine gleichzeitig das Jubiläum des Auflebens eines, von der Notwendigkeit ihrer Verstärkung überzeugten, einflußreichen und zähen Willens, der in klarer Erkenntnis der Erfordernisse der Zukunft, in nüchterner, ernster Arbeit die einzig sichere Grundlage schuf für Deutschlands Weltmachtstellung.

Rittmeister von Frankenberg:

Die Entwicklung unserer nationalen Luftfahrt.

Unaufhaltsam schreitet die Entwicklung der Luftfahrt vorwärts und bringt uns dem heißerftrebten Ziele näher, durch menschliche Tat- und Schaffenskraft Beherrscher des Luftmeeres zu werden.

Ein kurzer Überblick über das bisher Geschaffene und Erreichte auf allen einschlägigen Gebieten möge den heutigen Stand kennzeichnen. Unter der Regierung Kaiser Wilhelms II. wurde aus der bisherigen Luftschifferabteilung im Jahre 1901 ein Luftschifferbataillon zu 2 Kompagnien und einer Bespannungsabteilung gebildet. Den wissenschaftlichen Fahrten im Freiballon, wobei die Professoren Dr. Berson und Dr. Süring den ungeschlagenen Höhenrekord von 10800 Meter schufen, und den so erfolgreichen Versuchen und Maßnahmen des Professor Dl Aßmann brachte Se. Majestät das größte Interesse entgegen. Die Kenntnisse über Meteorologie und Wetterkunde wurden hierdurch in hervorragender Weise gefördert.

Auf Anregung Sr. Majestät wurde im Jahre 1906 die Motorluftschiffstudiengesellschaft gegründet. Die Gesellschaft hatte es sich zur Aufgabe gemacht, die Bedingungen für eine erfolgversprechende Entwicklung der Luftfahrt zu untersuchen, und hatte dazu einen technischen Ausschuß eingesetzt, der aus den ersten Fachleuten auf allen Gebieten der Luftfahrt und ihrer Hilfswissenschaften bestand. Nach mehrjährigem segensreichen Wirken und nach Erreichung des gesteckten Zieles ist die Gesellschaft nunmehr in der Auflösung begriffen. Im Jahre 1907 konnte das Militiirversuchsschiff und das erste Parsevalluftschiff durch Se. Majestät besichtigt werden, und am 29. August 1909 landete „Z. III" in Gegenwart Sr. Majestät auf dem Tegeler Schießplatz von Friedrichshafen kommend. Die Stiftung des Kaiserpreises von M. 50000 für einen Flugmotorenwettbewerb hat vorzügliche Resultate gezeitigt.

Fast alle Luftfahrervereine haben sich dem Deutschen Luftfahrerverband angeschlossen. Die Anzahl der Verbandsvereine beträgt 89 mit 80000 Mitgliedern. Der Vorstand besteht aus Priiidium, Vorstand und Vorstandsrat, ferner wirken je eine Luftschiff-, Freiballon- und Flugzeugkommission. Der diesjährige Luftfahrertag findet in Leipzig statt.

Wichtige Änderungen sind nicht zu erwarten, da auf dem vorjährigen Luftfahrertag das Grundgesetz eine bedeutende Umänderung erfahren hat, deren wichtigste die Schaffung von Heimatsbezirken gewesen ist. Die vor etwa einem Jahre begründete Reichsfliegerstiftung hatte den Zweck, verunglückte deutsche Flieger oder deren Hinterbliebene mit Geld zu unterstützen. Trotz der Opferwilligkeit einzelner Behörden, Vereine und Privaten würden aber die verfügbaren Mittel nicht

mehr ausreichen, zumal die Bedürfnisse für die Fliegerfürsorge durch die weitgesteckten Ziele der Nationalflugspende bedeutende Steigerung erfahren werden. Da aber auch die Mittel der Nationalflugspende in absehbarer Zeit aufgebraucht sein werden, galt eS rechtzeitig Vorkehrung zu treffen, um auch in der Zukunft tatkräftig eingreifen zu können. Aus diesem Grunde ist der Deutsche Luftfahrer-Verband unter Mitwirkung der hohen Reichs- und Staatsbehörden im Begriff, diese Einrichtung weiter auszudehnen und eine Organisation zu schaffen, die aus laufenden Beiträgen aller Art von Reichs- und Staatsbehörden, Kommunen, Korporationen, industriellen und kommerziellen Unternehmungen sowie Einzelpersonen, Stiftungen, Veranstaltungen der gesamten nationalen Luftfahrt dauernde Hilfsquellen solange erschließen soll, bis die wirtschaftliche Grundlage, sich selbst zu erhalten und fortzubringen, gegeben ist.

Da die Errichtung von Flugstützpunkten, iiber ganz Deutschland verteilt, geplant ist, um den Flugzeugen bei Überlandflügen Unterkunft zu gewähren, hat der Deutsche Luftfahrer-Verband eine Bauberatungsstelle geschaffen. Es werden einige Normaltypen von solchen Bauten aufgestellt werden, um eine Übersicht über die möglichen Konstruktionen und Kosten ihrer Ausführung zu erhalten, sowie noch unbeteiligte Firmen zur Konkurrenz heranzuziehen und eventuelle Verbesserungsvorschläge einzureichen. Neben den technischen Anforderungen wird bei der Ausführung auch die architektonische und ästhetische Wirkung berücksichtigt werden.

Im Frühjahr 1912 wurde die deutsche Versuchsanstalt für Luftfahrt ins Leben gerufen mit Unterstützung der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft, des Vereins deutscher Ingenieure und zahlreicher anderer Vereine, Firmen und privaten Gönner. Da das Deutsche Reich die Hälfte der erforderlichen Mittel bewilligt hat, haben die Reichsbehörden einen maßgebenden Einfluß auf die Führung der Geschäfte.

Die erste große Aufgabe sollte die Durchführung des Wettbewerbs um den Kaiserpreis für den besten deutschen Flugmotor bilden, welcher der Allerhöchsten Bestimmung gemäß bis zum 27. Januar 1913 abgeschlossen sein mußte und wegen der starken Beteiligung dazu zwang, vorerst alle verfügbaren Kräfte zur Lösung dieser Aufgabe heranzuziehen.

Dieser Umstand bedingte auch den ersten Ausbau der Anstalt, und es wurde zunächst nur das für die Motorenabteilung vorgesehene Laboratorium errichtet. Preisträger wurde der Daimler-Motor. Nunmehr ist die Anstalt im weiteren Ausbau begriffen und wird bald in der Lage sein, alle für die Luftfahrt in Betracht kommenden technischen Prüfungen übernehmen zu können.

Nicht weit entfernt davon liegt das Gebäude der Deutschen Luftfahrerschule. Sie bezweckt durch eingehende wissenschaftliche und praktische Unterweisung junge Leute als technisches Bedienungs- bezw. Fllhrerpersonal für Flugzeuge oder Luftschiffe, als technische Bureau- oder Betriebsbeamte für die Luftfahrtindustrie usw. vorzubilden. Es ist eine Flugzeug- und eine Luftschiff-Klasse mit je einjährigem Kursus eingerichtet. Ferner finden dreimonatliche

von Frankenberg Die Entwicklung unserer
Sonderkurse zur wissenschaftlichen und praktischen Sonderausbildung für Flieger statt.

Neben einer eigenen Lehrwerkstätte für Flugzeugbau und Motorenbetrieb werden für die praktische Ausbildung erstklassige Fabrik- und Betriebsunternehmen der Luftfahrzeug- und Motoren-Industrie mit herangezogen. Den in die Luftschiffertruppe eintretenden jungen Leuten steht nach Erledigung ihrer Dienstpflicht und bei sonstiger Eignung eine günstige Laufbahn als „Technisches Bedienungspersonal für die Heeresluftschiffe" offen.

Um einen Zusammenschluß der Fachmänner der Luftfahrttechnik und Luftfahrtwissenschaft zu fördern, theoretische sowie praktische Fragen des Luftfahrzeugbaus und Betriebes auszuwerfen und zu behandeln, ist die wissenschaftliche Gesellschaft für Flugtechnik am 3. April 1912 unter dem Ehrenvorsitz Seiner König!. Hoheit des Prinzen Heinrich gegründet worden, höchstwelcher sich vorbildlich im Flugwesen betätigt und rege Anteilnahme für die Entwicklung unserer nationalen Luftfahrt bekundet hat.

Es werden alljährlich gelegentlich einer Hauptversammlung in einer Reihe Fachvorträge die aktuellen wissenschaftlichen Themata behandelt; besonderer Wert wird aber darauf gelegt, in einzelnen aus Spezialfachleuten gebildeten Unterausschüssen ständig an der Förderung der Luftfahrt zu arbeiten Sämtliche bei den Reichs- und Landesbehörden sowie bei der Nationalflugspende eingehenden Erfindungsgesuche werden der Gesellschaft zur Prüfung und Begutachtung überwiesen.

Durch diese Einrichtung sind bereits außerordentliche Vorteile erwachsen, da es einen Überblick über das gesamte vorliegende Material ermöglicht und für die wirklich brauchbaren Erfindungen beträchtliche Mittel bereit gestellt werden können, weil bei dem heutigen Stand der Technik mit kleinen Mitteln überhaupt nichts zu erreichen ist.

Bezüglich der vom Kaiserl. Aero-Club angeregten Gründung eines deutschen Freiwilligen Fliegerkorps sind die diesbezüglichen Verhandlungen mit dem Kgl. Kriegsministerium in gutem Fortgang begriffen. Die bereits veröffentlichten Eintrittsbedingungen sollen eine Erweiterung erfahren und den Mitgliedern soll eine Uniform verliehen werden.

Nach dem Beschluß des Kuratoriums der Nationalflugspende ist cs deren wichtigste Aufgabe, eine möglichst große Zahl von Flugzeugführern auszubilden. Sie unterscheidet hierbei drei Gruppen: 1. Personen, die militärtauglich sind, noch nicht gedient haben, aber bereit sind, sich zum nächsten Einstellungstermin der Fliegertruppe zur Verfügung zu stellen; 2. Personen des Beurlaubtenstandes im Alter bis zu 35 Jahren mit der Bedingung, in, Beurlaubtenverhältnis zur Fliegertruppe überzutreten und dort im Laufe der nächsten 2 Jahre jährlich 2 dreiwöchige Übungen abzuleisten; 3. durch technische Vorbildung besonders geeignete Personen ohne Rücksicht auf ihr militärisches Verhältnis.

nationalen Luftfahrt von Frankenberg
Als Arbeitsplan für das Jahr 1913 ist in Aussicht genommen die Ausbildung von Feldpiloten, die Prämienaussetzung für Flugleistungen, der Abschluß einer Versicherung, die Unterstützung von Erfindungen, Wettbewerben und Förderung des Wasserflugwesens, Beisteuerung zur Anlage von Flugstützpunkten und die Aussetzung von Zuverlässigkeitspreisen außerhalb sonstiger Konkurrenzen.

Nicht nur auf dem Gebiete der Technik hat die Luftfahrt einschneidende Umwälzungen hervorgerufen, sondern die Eigenschaft der Luftfahrzeuge, als Verkehrs- und Kriegsmittel zu dienen, konnte, wie dies nicht anders zu erwarten war, auch das Gebiet des Rechts nicht unberührt lassen.

Insbesondere werden dem Völkerrecht, wie dies die letzten Vorgänge anläßlich der Landung des „Z. II" und der deutschen Flieger auf französischem Boden zur Genüge erwiesen haben, neue Probleme gestellt, welche in der Hauptfrage gipfeln, ob der Luftverkehr wie der Verkehr auf dem Lande unabhängig von den Staatsgrenzen frei gegeben werden soll. Auf der anderen Seite ist auf dem Gebiete des Privatrechts die Frage der Haftpflicht der Luftfahrer bereits Gegenstand lebhafter Diskussionen gewesen und auch in Deutschland von der Regierung eingehend beraten worden. Es steht zu erwarten, daß wir in absehbarer Zeit ein Reichsluftgesetz erhalten werden. Wertvolle Vorarbeit auf diesen Gebieten hat bereits das Comits inter-
N2tiun2l iuriäi^ne geleistet.

Die militärische Organisation und Verteilung der Luftschifferbataillone und Fliegerbataillone, welche der Inspektion des Militär-Luft- und Kraftfahrwesens unterstehen, wird sich wie folgt gestalten:
Luftschifferbataillon I Berlin, II Berlin, Hannover, Dresden,
III Cöln, Düsseldorf, Darmstadt, IVMannheim, Metz, Lahr, Friedrichshafen; Fliegerbataillon I Döberitz, Zeithain, Jüterbog (Art.-Flieger-Station),
II Posen, Graudenz, Königsberg, III Cöln, Hannover, Darmstadt, IV
Straßburg, Metz, Freiburg.

Die bisherigen Festungsluftschiffertrupps werden von den Bataillonen übernommen.

Mit den verschiedenen Militärluftschiffen sind eine große Anzahl Fahrten unternommen worden zur Schulung des Personals und zur Ausbildung der Beobachtungsoffiziere. Das Gleiche ist mit dem Marine-2-Schiff geschehen.! Die Vorteile aus dem Betriebe der Privatluftschiffe besonders der Delag für die Heeresverwaltung müssen hoch bewertet werden. Durch ihre fast dauernde Indienststellung gestatteten sie auch die technische Bedienungs- und Führerausbildung von Militärpersonen und können im Kriegsfall mit dem vollständig ausgebildeten Personal dem Heere sofort zur Verfügung gestellt werden. Die ausgezeichneten Erfolge der „2-Luftschiffe" auf ihren Fahrten zeigen den hohen Grad der Vervollkommnung, den sie heute erreicht haben. Die Reichweite der drahtlosen Telegraphie ist auf den ,^"-Schiffen auf 500 Kin gesteigert worden. Als Abwehr und Angriffs-

waffe ist ein Maschinengewehr auf der Plattform eingebaut. Die Maschinengondeln haben zum Schutz gegen die Witterung Cellonscheiben erhalten.
Das Siemens-Schuckert-Luftschiff ist nach vielen erfolgreichen Fahrten unter Führung des Hauptmann von Krogh in den Besitz der Heeresverwaltung übergegangen. Eine Neukonstruktion ist zur Zeit nicht beabsichtigt. Das Schütte-Lanz-Luftschiff hat die Heeresverwaltung ebenfalls angekauft, nachdem es sich in jeder Beziehung ausgezeichnet bewährt hat. Das Schiff hat eine Eigengeschwindigkeit von 19,4 M5 entwickelt mit 2 Daimlermotoren 5 250 ?3. Die Funkenstation hat bis 400 Km gut funktioniert. Alle Metallmassen am Schiff sind wegen Funkengefahr einheitlich elektrisch verbunden. Der engste Drehkreis des Schiffes beträgt 400 in. Bei voller Fahrt kann es für 18 Stunden Betriebsstoff mitführen. Ein zweites Schiff mit bedeutenden Verbesserungen ist im Bau. Die Luftfahrzeug-Gesellschaft steht im Begriff, die Gesamtleistung ihrer Parsevalluftschiffe in kürzester Frist derart zu erhöhen, daß alle bisherigen Erfolge in den Schatten gestellt werden. Bei dem größten Typ werden 23 in p. Z. garantiert. Die Steighöhe ist auf 3000 in erhöht. Neben der Valonethöhensteuerung wird eine zweite durch Gondelverschiebung eingerichtet. Die völlig gegen den Fahrwind abgeschlossene Gondel wird als schwimmfiihiges Boot ausgebaut und geräumiger gestaltet. Die Hüllen bieten infolge Anbringung von Querbändern (Trajektorien) zehnfache Sicherheit gegen Platzgefahr, und sämtliche Luft- und Gasventile arbeiten automatisch. Aus Vorstehendem erhellt zur Genüge, daß gerade in neuester Zeit auch das Parseval-Luftschiff ein denkbar hohes Maß von Vollkommenheit erreicht hat. Auf die Erfolge eines propellerlosen Luftschiffes mit 30 inz Geschwindigkeit der Luftschiffantriebsgesellschaft werden große Hoffnungen gesetzt. Hinter der Gondel ist ein Rahmengestell, in dem sich schmale parallelariig angebrachte Leisten befinden. Das Ganze wirkt wie eine Jalousie. Die Länge des Schiffs beträgt 70 in, der Rauminhalt 7000 Kdin.
Angeregt durch die Vorführungen der Gebrüder Wright und Latham sowie durch die ersten glänzenden Erfolge der französischen Flugzeugindustrie hatte man etwas verspätet auch bei uns der Entwicklung des Flugwesens vermehrte Beachtung zugewandt. Eine Anzahl mehr oder minder leistungsfähiger Flugzeugfabriken entstand, und an mehreren Stellen des Reiches wurden Flugplätze angelegt, deren bedeutendster der Flugplatz Berlin-Iohannisthal ist. Die Hoffnung der Industrie aber, daß das Flugzeug binnen kurzem ein Sport- und Verkehrsmittel in großem Stile werden würde, erwies sich als trügerisch. Die aussichtsvolle Möglichkeit, das Flugzeug im Kriegsfalle als Kampf- und Aufklärungswaffe auszunutzen, hat die bestehenden leistungsfähigen und größeren Firmen vor dem Zusammenbruch bewahrt. Die Heeresverwaltung ist ein guter, aber auch fast einziger Abnehmer geworden. Deshalb erscheint es auch der Heeresverwaltung mit Recht als im Interesse der heimischen Industrie liegend, wenn eine Vermehrung der Flugzeugfabriken nur da eintritt, wo es sich um hervorragend leistungsfähige und großangelegte Unternehmen handelt

und nur durchaus erfolgsichere Typen gebaut werden. Auch würde der Gebrauch zahlreicher verschiedener Typen beträchtliche Schwierigkeiten in« Ernstfalle im Gefolge haben. Es sind daher für die Abnahme von Flugzeugen ganz bestimmte Vorschriften und Anforderungen seitens der Heeresverwaltung erlassen worden. Die zum Teil mit großem Erfolge durchgeführten Flugveranstaltungen und andere Wettbewerbe haben den Preisträgern, und das waren in erster Linie die Firmen, nicht allzu großen Gewinn eingebracht, denn die Unkosten namentlich bei Überlandflügen für Bruchschaden, Notlandung, Eisenbahntransporte, Versicherung usw., sind sehr beträchtlich. Hier wird nun ohne Zweifel die großartige Stiftung des deutschen Volkes in Gestalt der Nationalflugspende ihre segensreiche Unterstützung leihen.
Die Industrie bedarf der Wettbewerbe zum Ausprobieren der neuen Typen und zum Zeigen ihres Könnens. Hierbei wurde die Vermehrung der Eigengeschwindigkeit durch Motorenverstärkung und durch Verminderung des Luftwiderstandes infolge günstigen Formenbaus erstrebt. An Stelle der vielen Spanndrähte treten wenige Kabel. Der Kampf hie Ein- hie Zweidecker ist unentschieden geblieben. Beide Arten werden nebeneinander bestehen bleiben. Auf dem Gebiete des Schwimm- und Schraubenfluges hat man zur Zeit noch keine erfolgversprechenden Verbesserungen zustande gebracht, doch wird auch hier eifrig weiter gestrebt und kann zu angenehmen Überraschungen führen. Die Anforderungen zum Erwerb des FührerzeugnisseS sind in der gesamten Luftfahrt gesteigert worden. Möchte dadurch die Zahl der Unfälle immer geringer werden.
Trotz der rapiden Entwicklung der lenkbaren Luftfahrzeuge hat der Freiballonsport seine alte Anziehungskraft behalten. Die diesbezüglichen Veröffentlichungen des Deutschen Luftfahrer-Verbandes lassen die große Anzahl von Einzelaufstiegen und sportlichen Veranstaltungen erkennen. Die Freiballonfahrten werden stets eine ausgezeichnete Vorschulung für die späteren Führer von lenkbaren Luftfahrzeugen bleiben und ihren eigenen poesievollen Reiz behalten.
Mit den technischen Fortschritten und dem sich immer mehr ausdehnenden Luftverkehr müssen auch alle Hilfsmittel zur glatten Durchführung der Fahrt und Landung vervollständigt werden. Wir unterscheiden eine astronomische, magnetische, terrestrische Aero-Navigation. Die astronomische Ortsbestimmung wird bei nach unten versagender Orientierung, aber bei sichtbaren Gestirnen angewandt, indem der kürzeste Winkelabstand des Beobachtungsortes vom Äquator (Breite) und sein Zeitunterschied gegen den Greenwicher Nullmeridian (Länge) ermittelt wird. Die magnetische Aero-Navigation behandelt einmal die Verwendung von Kompassen zur Steuerung im Luftfahrzeug und zweitens ganz besonders die Ausnutzung der magnetischen Richtkraft unserer Erde zur Orientierung im Nebel.
Hierbei sei der neuesten Verbesserung des Fluidkompasses gedacht mit einer gegen Motorerschütterung möglichst stabilen Rose, der sich im Luftschiff durchaus bewährt hat. Bei Überlandflügen hat sich im Flugzeug ein Fluid-

kompaß zur automatischen Berücksichtigung der jeweiligen Windversetzung als brauchbar erwiesen.
Die terrestrische Navigation erfolgt nach Karten, Kompaß, natürlichen und künstlichen Erdmarken. Wir haben uns international geeinigt, besondere Luftfahrerkarten im Maßstab 1 : 200 lXX) herzustellen, in welchen die für den Luftfahrer wichtigen Erkennungsmöglichkeiten besonders hervorgehoben werden. Die Höhenschichtdarstellung erfolgt nach der Di Peucker'schen Farbenmanier. Durch festangebrachte Zeichen, nach einem System des Verfassers, auf Dächern, Gasometern, Stationsgebäuden, Hallen, Schuppen, Kirchen u. s. w. mit welchem man zur Zeit in der Durchführung für das Deutsche Reich begriffen ist, wird dem Luftfahrzeug bei Sicht auf die Erde eine dauernde Orientierung gesichert, eine Grenzüberschreitung oder Küstenüberfliegung verhindert. Um für die Fahrten bei Nacht und im Nebel eine Orientierung zu schaffen, ist der Kaiser!. Aero-Club im Einverständnis mit dem Verband zur Zeit mit der Durchführung der Anlage von Blinkfeuerstationen im Deutschen Reich beschäftigt. Jede Station erhält eine besondere Zahlenkennung. Wir unterscheiden stärkerwirkende Stationen auf besonderen Bodenerhebungen, Stationen längs der Reichsgrenze und in einer Entfernung von 30 Km landeinwärts längs der Küste, Stationen auf Luftschiffhallen pp., Stationen längs der Hauptluftverkehrsstraßen.
Die Verwertung der drahtlosen Telegraphie in der Luftfahrt macht gute Fortschritte. Entsprechend den Luftschiffen und Flugzeugen kommen Stationstypen mit größerer Reichweite und Maschinenantrieb oder solche mit kleinerer Reichweite und Batterie als Stromquelle zur Anwendung. Die Luftschiffhallen Friedrichshafen, Mannheim, Frankfurt a. M., Iohannisthal (provis.) sind mit einer Landstation ausgerüstet.
Eine volkswirtschaftliche und daher aussichtsreiche Zukunft eröffnet sich dem Luftschiffe durch die Verwendung zur Landkartenherstellung. Liegt es doch nahe, die getreu zeichnende Moment-Photographie vom Luftschiffe aus zu Aufnahmezwecken zu verwenden, welche der heutigen Messungsmethode gegenüber den Vorteil hat, daß sie die persönlichen Fehler des Aufnehmenden ausschaltet und ein naturwahres Bild in einer hundertstel Sekunde liefert.
Bei dem Aufnahmeverfahren durch Anwendung der Stereophotogrammetrie und Ausmessung der Platten mittels der parallaktischen Differenz erhält man bei parallel gestellten optischen Aren ein genaues stereoskopisches Relief der Landschaften, das eine innere geodätische Grundlage, nämlich das durch die Basis und die beiden anliegenden Winkel charakteristische Dreieck enthält.
Wir verdanken es namentlich den Vorarbeiten des Herrn vi Gasser, Darmstadt, jetzt über die Bedingungen einer stereophotogrammetrischen Ver-

Messungsanlage orientiert zu sein, sodaß das Vermessungsluftschiff bald in die Praris treten und die zahllosen Probleme, welche die Topographie, Kartographie, Hydrographie, Meteorologie und die geographische Forschung ihm stellen, einer Lösung zuführen kann.

Neben der schon erwähnten Anlage von Flugstützpunkten ist die Vermehrung von Luftschiffhallen eine unbedingte Notwendigkeit und wird durch die Errichtung drehbarer Hallen durchgeführt werden. Die hierbei entstehenden Mehrkosten werden sich durch die großen Vorteile bezahlt machen. Dem Staat wird es obliegen, die leistungsfähigen und in Betracht kommenden Luftfahrzeugbaufirmen solange durch Aufträge zu unterstützen, bis die fortschreitende Technik eine lohnende Verwertung namentlich des Flugzeuges als Sport und Gebrauchsmittel erreicht hat.

Die im April 1912 stattgefundene Allgemeine Luftfahrt-Ausstellung hatte ein in jeder Hinsicht befriedigendes Ergebnis erzielt. Wir wollen hoffen, daß in absehbarer Zeit Erfindungsgabe und Energie einer neuen Ausstellung zu noch größeren Lorbeeren verhelfen werden.

Pros. vi-. Wilhelm Ostwald:

Entwicklungslinien der Gesamtwissenschast im letzten Vierteljahrhundert.

Bei dem Rückblick auf die 25 ersten Regierungsjahre Kaiser Wilhelms II. wird die künftige Geschichtsschreibung der Wissenschaft das Aufstreben einer grundlegenden und weitreichenden Wendung in der Gesamtbewegung des menschlichen Geistes zu verzeichnen haben. Denn zu Anfang dieser Zeit herrschte noch fast ausschließlich der Charakter des Wissenschaftebetriebes, welcher durchaus und in allererster Linie auf die exakte Ermittelung einzelner Tatbestände gerichtet war. Konnte doch Ranke, der unbestrittene Führer der Historie, unter allgemeiner Zustimmung seiner Fachgenossen als die eigentliche Aufgabe seiner Wissenschaft die erklären, festzustellen, wie es eigentlich gewesen war. Und ebenso wie auf dem Gebiete der Geisteswissenschaft verhielt es sich auf dem der Naturwissenschaften. Noch immer wirkte auf das allerstärkste und abschreckendste die vor einem Menschenalter überwundene Epoche der deutschen Naturphilosophie nach, welche durch uferlose Spekulation die deutsche Wissenschaft auf einen Tiefstand nach innen wie nach außen gebracht

hatte, dessen Überwindung die ganze und ungeteilte Anstrengung der Nation beanspruchen mußte. Gleichsam um Buße zu tun gegenüber den begangenen Sünden, versagten sich die Forscher bewußt und mit der Überzeugung, so das einzig Richtige zu tun, jeden weiteren und umfassenderen Ausblick und beschränkten ihre Schlußfolgerungen streng auf das, was sich mit Maß und Zahl, mit Dokument und Monument belegen ließ.

Aber ein derartiger Zustand der Wissenschaft bringt schon aus sich selbst und mit natürlicher Notwendigkeit den entgegengesetzten hervor. Je mehr die Masse wshluntersuchter und erakt konstatierter Tatsachen anwächst, umso schwieriger wird ihre Handhabung, ja ihre bloße Übersicht, und die praktische Notwendigkeit allein, dieses ungeheure Material für den Gebrauch der Gegenwart und Zukunft bereit zu halten, erzwingt gerade das, was man vermeiden wollte, nämlich die Anstellung allgemeiner und zusammenfassender Betrachtungen. So muß eine Wendung vom Spezialistentum zum synthetischen Denken aus rein praktischen Ursachen schon mit Notwendigkeit eintreten, ganz abgesehen von dem allgemeinen Schwingungsgesetz alles organischen und insbesondere geschichtlichen Geschehens, von dem diese Wendung nur einen Sonderfall darstellt.

Mit dieser in der inneren Natur der Wissenschaft begründeten Wendung ist dann noch eine äußere zusammengetroffen. Der Milliardenreichtum, mit welchem der deutsch-französische Krieg für uns abgeschlossen hatte, brachte Verhältnisse hervor, denen sich das deutsche Volk nicht gewachsen zeigte. Durch das ganze vergangene Jahrhundert hatte ein Zustand zuerst erträglicher, dann drückendster Armut bestanden, die sich dann wieder langsam zu einem beschränkten Wohlstande umgestaltet hatte. Nun traf eine sehr plötzlich einsetzende wirtschaftlich-technische Entwicklung zusammen mit jenen, für die damaligen deutschen Verhältnisse ungeheuren großen Summen, die durch tausend Kanäle sich in das Volk ergossen. Man verstand einfach nicht, sich alsbald mit diesen neuen Verhältnissen abzufinden, und so sehen wir einerseits eine unsinnige Verschwendung, andererseits aber eine innere Haltlosigkeit gegenüber dem neuen Faktor des materiellen Reichtums Platz greifen, welche unsere innere Geschichte der nächsten anderthalb oder zwei Jahrzehnte nach dem Kriege zu einer höchst unerfreulichen machon. Erst langsam und durch mancherlei Schwankungen unterbrochen, ja gegenwärtig noch bei weitem nicht erreicht, sehen wir die andere ernstere und tiefere Auffassung des Lebens sich wieder zur Herrschaft emporringen, welche im früheren Jahrhundert den Deutschen den Ehrentitel eines Volkes der Denker erworben und den deutschen Idealismus als den wertvollsten und reinsten aller völkischen Idealismen zu allgemeiner Anerkennung gebracht hatte.

Diese beiden Umstände nun, das Erwachen des synthetischen oder Einheitsbedürfnisses durch die innere Entwicklung der Wissenschaft als solche, und das Neuerwachen des deutschen Idealismus durch die innere Regeneration

unseres Volkes, sind nun vermöge einer besonders glücklichen Linienführung der Geschichte im letzten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts zeitlich zusammengefallen, und das Ergebnis ist die um die Wende des Jahrhunderts bereits auf das deutlichste sichtbar gewordene große neue Erhebung der deutschen Wissenschaft.

Diese Erhebung zeigt sich zunächst in rein quantitativem Sinne. Obwohl die Zahl der Hörer an unseren Universitäten sich während dieses Vierteljahrhunderts mehr als verdoppelt hat, obwohl während dieser Zeit zum Teil aus sehr kleinen Anfängen sich technische Hochschulen, landwirtschaftliche, kaufmännische, sozialwissenschaftliche Anstalten von Hochschulcharakter nebeneinander entwickelt haben, genügen doch alle diese Anstalten noch nicht, um dem Bedürfnis nach wissenschaftlicher Ausbildung in unserem Volke Befriedigung zu schaffen. Und so sehen wir in unseren Tagen eine überaus hoffnungsvolle und wichtige neue Phase für die Ausbildung wissenschaftlich geschulter Kräfte auftreten, nämlich die spontane Gestaltung der kommunalen Universitäten, die als höchst beachtenswertes Novum neben den bisherigen Landesuniversitäten erscheinen. Gleichzeitig macht sich der synthetische Zug unserer Zeit dahin geltend, daß zwischen den verschiedenen Formen der Hochschulen die allerengsten Berührungen entstehen. Die Lehrer dieser Anstalten wechseln von einer Stelle zur anderen hinüber, und die Form des Unterrichtes ist überall die auf der Universität ausgebildete, in welcher die traditionelle Vorlesung zunehmend durch den Werkstattunterricht in Klinik, Laboratorium, Seminar, und wie sonst die Einrichtungen heißen mögen, ersetzt wird. Diese Ungleichung der verschiedenen Arten der Hochschulen ist nicht ohne Schwierigkeiten und Widerstände seitens der ältesten Formen derselben erfolgt. Und gerade auf diesem Punkte dürfen wir Kaiser Wilhelm II. zu besonderem Dank dafür verpflichtet sein, daß er den Forderungen der Entwicklung des gesamten wissenschaftlichen Wesens durch die Gleichstellung der Anstalten für die neueren technischen Berufe mit den für die älteren einen höchst segensreichen Vorschub geleistet hat. Wie die alten Universitäten von den praktischen Berufen die des Seelsorgers, des Arztes, des Richters, des Verwaltungsbeamten und des Lehrers zu pflegen übernommen hatten, sind den neueren Hochschulen das Maschinen- und Bauwesen, ein wesentlicher Teil des Verwaltung«- und Verkehrswesens, sowie der wissenschaftlichen Vertiefung wirtschaftlicher Beziehungen zugefallen.

Daß alle diese wichtigen Angelegenheiten einer aufstrebenden und tätigen Nation alsbald eine wissenschaftliche Pflege und Förderung an entsprechenden Lehranstalten erfahren haben, ist ein typischer Zug deutschen Wesens, auf welchem nicht zum kleinsten Teil die erstaunlichen Fortschritte beruhen, welche unser Volk in dem friedlichen Wettkampf der Nationen den anderen gegenüber gewonnen hat. Eine gleich weitschauende Regelung der Bedürfnisse, welche die neue

Zeit mit ihren neuen Verhältnissen hervorgebracht hat, läßt sich in der wiederum entscheidend auf die Initiative Kaiser Wilhelms II. zurückzuführenden Gleichstellung der verschiedenartigen Bildungswege erkennen, welche heute den jungen Deutschen zum Studium an der Hochschule führen. Die gewaltigen Verschiebungen, welche sich in deren relativer Wertschätzung gegenwärtig erkennen lassen, beweisen, mit welch' sicherer Hand hier ein vitales Bedürfnis des deutschen Volkes gefunden und befriedigt worden ist. Und noch ein weiterer grundlegender Schritt, von dem eine neue Epoche der Kulturarbeit in unserem Vaterlande, wie in der gesamten Kulturwelt zu rechnen sein wird, ist in jüngster Zeit geschehen. Nämlich die Schaffung von Anstalten, an denen die Tätigkeit des wissenschaftlichen Entdeckens berufsmäßig getrieben wird. Zum größten Segen für beide Teile ist nämlich bisher in Deutschland, wie in anderen Ländern, die wissenschaftliche Forschungsarbeit mit der wissenschaftlichen Unterrichtsarbeit durch Personalunion vereinigt gewesen, indem zwar die amtliche Tätigkeit des Professors an der Hochschule im Unterricht bestand, während doch für die Berufung an solch' eine Unterrichtsstelle als in erster Linie maßgebend die wissenschaftliche Forscherleistung des Betreffenden gilt. Aber die ungeheuere Entwicklung, welche die Wissenschaft nach Breite und Tiefe genommen hat, die enorme Vermehrung der Unterrichtsbedürftigen und damit der Unterrichtsarbeit hat auch hier endlich zu einer Trennung der Funktionen geführt, deren erste und grundlegende Ausgestaltung wir in den Forschungsinstituten der großartigen Kaiser-Wilhelm-Iubiläumsstiftung erkennen. Was noch wenige Jahre vorher von solchen, die die Schwierigkeit der bisherigen Kombination beider Ämter am eigenen Leibe empfunden hatten, zwar als notwendig bezeichnet worden war, aber doch mit der Empfindung, daß es sich bei dieser Forderung mehr um einen Ausdruck der eigenen Gewissensnöte als um eine Hoffnung auf baldige Erfüllung handelte, ist durch einige energische organisatorische Maßnahmen zur Wirklichkeit gediehen. Bereits erheben sich mehrere solche Anstalten, an welchen das wissenschaftliche Entdecken berufsmäßig getrieben wird, ohne durch irgend welche andere Beanspruchungen gehemmt und behindert zu werden. Und gerade die Eristenz dieser Forschungsinstitute weist darauf hin, daß der deutsche Idealismus über die vorübergehende materielle und kurzsichtige Gesinnung und Lebensgestaltung zu siegen begonnen hat. Denn nicht aus den regelmäßigen Mitteln des Reiches oder der einzelnen Länder desselben sind die Forschungsinstitute entstanden, sondern aus freiwilligen Beiträgen solcher, welche durch die erstaunliche Gesamtentwicklung der deutschen Wirtschaft, der deutschen Industrie und des deutschen Handels zu persönlichen Reichtümern gelangt waren, und nun für diese keine edlere und gleichzeitig zweckmäßigere Verwendung erkennen können, als einen angemessenen Teil wieder zur Speisung der Urquelle dieser Fortschritte, zur Förderung der Wissenschaft, anzuwenden.

Aber auch innerhalb der Wissenschaft selbst macht sich der gleiche idealistische Zug geltend. Seine ersten Spuren ließen sich bereits bei der oben erwähnten synthetischen Wendung erkennen, welche ungleich den früheren derartigen Geschehnissen

verliefen und eine, um es so zu nennen, mehr philosophische Auffassung der Wissenschaft zur Geltung brachten. Während früher die Erweiterung der Wissenschaft so stattfand, daß sich Sonderzweige abteilten, die alsbald sich ihre eigene Eristenz dadurch sicherten, daß sie durch mehr oder weniger feste Schranken sich von den benachbarten Wissenschaften abzusondern suchten, erkennen wir bei den in diesem Zeitraum entstehenden neuen Wendungen in der Wissenschaft den entgegengesetzten Vorgang. In der Mathematik machen sich an der Stelle der spezialisierten Einzelforschungen tiefgrabende Untersuchungen nach den allerersten Prinzipien der Wissenschaft geltend, welche zu einer engen Beziehung zwischen ihr und der Logik geführt haben. Physik und Chemie haben in dem Energie-Prinzip ein großes verbindendes Gedankenelement gefunden, welches alle einzelnen Erscheinungen zu einer großen Einheit verbindet, und der scheinbare Gegensatz zwischen Energetik und Atomismus löst sich allen unerwartet dahin, daß die Energie sich selbst als atomistisch konstituiert erweist. Die neue Disziplin der physikalischen Chemie, obwohl von einem Schweden und einem Holländer mit ihren wichtigsten Grundgedanken fundamentiert, hat in Deutschland ihre wirksamste Pflege und kräftigste Entwicklung gefunden. Sie erweist sich aber nicht als ein abgeschlossenes neues Gebiet zwischen der Physik und der Chemie, sondern vielmehr als ein Verbindungsglied, welches diese beiden bis dahin so gut wie vollkommen getrennten Wissenschaften zu einer homogenen Einheit verbindet. In gleicher Weise vereinigen sich die physischen Wissenschaften mit der Physiologie und diese mit der Psychologie. Und nicht zuletzt machen sich ähnliche verbindende Tendenzen bei den Geisteswissenschaften selbst geltend. An die Stelle der früheren historischen Einzelforschung treten große zusammenfassende Gedanken, welche die Ergebnisse der Psychologie und der Entwicklungsgeschichte auf die Volkergeschehnisse anzuwenden sich bemühen. Die gesamten Geisteswissenschaften finden ihren inneren Zusammenhang in dem allgemeinen Begriff der Soziologie, als deren Sondergebiete sie sich alle erweisen. Und alles verbindend erblüht eine neue Philosophie, der sich Vertreter aller Einzelwissenschaften mit leidenschaftlichem Interesse zuwenden.

Die Wissenschaft ist von allen Gütern, welche die Menschheit erarbeitet hat, die internationalste, und der Gedanke, irgend ein Gebiet derselben einem besonderen Volke als persönliches Eigentum zu reservieren, findet heute nicht mehr die geringste Resonanz. Das verhindert aber nicht, daß doch die verschiedenen Völker sich in verschiedenem Maße an der Entwicklung der Wissenschaft beteiligen. Es ist nicht leicht für einen, der mitten in dieser Entwicklung steht und mit Notwendigkeit als Angehöriger eines bestimmten Volkes in seinem Urteil beeinflußt ist, über die Ergebnisse dieses internationalen Wettbewerbes und die Höchstleistungen der Wissenschaft ein sicheres Urteil zu fällen. Aber seit einem Dezennium haben wir eine Instanz, auf die wir uns einigermaßen verlassen können, nämlich die Nobel-Stiftung in Stockholm, welche in jedem Jahr drei Vertreter der Naturwissenschaften mit dem höchsten Preise auszeichnet, den die Kulturwelt bisher zu vergeben hat. Macht man eine Statistik

der bisher verteilten Preise, so ergibt sich alsbald, daß bei diesem friedlichen Wettbewerb die Deutschen relativ wie absolut eine größere Anzahl von Auszeichnungen davongetragen haben als die anderen mitbewerbenden Nationen. Ebenso lehrt die Statistik der wissenschaftlichen Produktion, welche allerdings nur auf die Quantität, nicht auf die Qualität der Leistungen Rücksicht nehmen kann, daß die deutsche Wissenschaft in solcher Beziehung als die erste in der Welt angesehen werden darf. Und was das Entscheidende bei diesen Dingen ist, wir haben alle das Bewußtsein, daß wir uns hiermit nur erst am Anfange einer tiefgreifenden und weitreichenden Bewegung befinden, daß wir also hoffen dürfen, auch in dem zweiten Vierteljahr-Hundert der Regierung KaiserWilhelms II. nicht nur die erreichte Höhe zu behaupten, sondern die Bewegung des beschleunigten Fortschrittes, die unsere Entwicklung bisher gekennzeichnet hat, auch noch durch ein weiteres Menschenalter fortsetzen zu können.

Pros. Dr. Ernst Troeltsch:

Die wissenschaftliche Theologie im letzten Vierteljahrhundert.

Am schwersten zu beurteilen und zu erfassen ist naturgemäß das geistige Leben des letzten Vierteljahrhunderts und innerhalb seiner wiederum der eigentliche Kern, die Bewegung des ethisch-religiösen Überzeugungs-Untergrundes innerhalb des deutschen Geisteslebens. Hier läßt sich nur die immer zunehmende Uneinheitlichkeit und die Fülle der Gegensätze feststellen. Im Ganzen hat gegenüber der zuversichtlichen Fortschrittsstimmung der siebziger Jahre eine starke Neigung zur Selbstkritik und zur Vertiefung eingesetzt. Aber die positiven Ergebnisse sind sehr schwer zu bestimmen. Die große Krisis des Christentums, die der eigentliche Inhalt dieser Kämpfe und Auseinandersetzungen ist, hat sich gerade bei diesem Streben nach Vertiefung verschärft, ist aber bei den schroffen Trennungen der Geister von einer Lösung ferner als je. Natürlich spielt in diesen Kämpfen die wissenschaftlicheTheologie des Protestantismus eine erhebliche Rolle, da es ihre Voraussetzung ist, von dem Boden des Protestantismus aus den modernen Lebensmächten und den: wissenschaftlichen Geiste der modernen Welt gerecht werden zu können und dabei doch die unveräußerlichen Lebensgehalte des Christentums, den kategorischen Imperativ und die Selbstbehauptung der sittlichen Persönlichkeit in dem Glauben an die sie tragende und erfüllende Gnade festzuhalten. Sie bildet insofern auf dem Schlachtfeld der Gedanken die vermittelnde Richtung, die den neuen Geist und die alten Lebensgehalte zusammenfassen will und

hierzu der freien wissenschaftlichen Erforschung der Geschichte und der religions-
philosophischen Konstruktion der religiösen Ideenwelt als des Hauptmittels
sich bedient. Diese wesentlich wissenschaftliche Richtung und Begründung
macht sie dem wissenschaftlichen Geiste der Zeit verwandt, bedeutet aber
natürlich gegenüber den religiösen Leidenschaften und praktischen Bedürfnissen
eine gewisse Schwäche. Überdies bringt es diese Mittelstellung mit sich,
daß sie überall zwischen zwei Feuer geraten ist und sowohl von den Anhängern
des alten bekenntnismäßigen Kirchentums als von den über das Christentum
selbst hinausdrängenden Radikalen aufs heftigste bekämpft wird. Andererseits
aber erfüllt sie doch wieder in der schweren Krisis eine sehr nötige und natur-
gemäße Funktion des Ausgleiches und des Fortschrittes, was ihr immer von
neuem wieder einen erheblichen Kreis von Anhängern zuführt.
Unter diesem mannigfachen Druck ist ihre Entwickelung im letzten Viertel-
jahrhundert von allen Seiten her sehr erschwert worden. Die größte Er-
schwerung war die von Seite der kirchlichen Gewalten und der ihnen nachgebenden
Staatsgewalt her. Bei unseren deutschen Verhältnissen ist die Entwickelung
der wissenschaftlichen Theologie eng an die theologischen Fakultäten als Bestand-
teile der staatlichen Hochschulen gebunden. Da nun dieses Hochschulwesen
wiederum durchaus durch die staatliche Unterrichtspolitik und diese durch die
allgemeine politische Richtung bestimmt ist, so hat die seit den achtziger Jahren
vollzogene Abwendung vom Liberalismus und die insbesondere in Preußen
wieder alles beherrschende konservative Politik die theologischen Fakultäten
aufs stärkste beeinflußt. Hatte ihnen der relative Liberalismus der siebziger
Jahre freien Spielraum gestattet und die doch meist nach wissenschaftlichen
Gründen erfolgende Selbstergänzung nicht gestört, so hat im letzten Viertel-
jahrhundert eine allmähliche und immer zunehmende Reinigung oder Neu-
besetzung der theologischen Fakultäten im kirchlich-dogmatischen Sinne eingesetzt.
Es ist die ganz naturgemäße Rückwirkung der allgemeinen Politik auf die
Religionspolitik. Gegenüber Sozialdemokraten und Liberalismus schien die
Aufrechterhaltung der kirchlichen Autoritäten auch durch den Staat eines der
Mittel einer staatserhaltenden Regierungskunst. Andererseits ist es unmöglich,
die Regierung auf die Konservativen zu stützen, ohne deren kirchliche For-
derungen zu erfüllen, die vor allem auf Unschädlichmachung der theologischen
Fakultäten gehen. So ist heute die Gewinnung eines Nachwuchses für die
wissenschaftliche Theologie sehr schwierig, da die Aussichten junger, ihr sich
widmender Gelehrten sehr bedenklich sind. Andererseits steht ihnen eine fast
gewaltsame Aufzucht bekenntnismäßiger oder sich dafür ausgebender Theologen
gegenüber, die der Staatsregierung reichliches Material für die Besetzungen
zur Verfügung stellen, worunter natürlich auch kenntnisreiche und geistreiche
Arbeiter sind, die aber sämtlich den eigentlichen und wesentlichen Geist der
modernen Wissenschaft verneinen. Gegenüber den Zeiten Hengstenbergs
ist diese moderne Bekenntnismäßigkeit freilich sehr aufgeweicht und abgeblaßt,

auch ist der geistige und publizistische Einflußkreis sehr viel geringer. Aber der kirchliche Journalismus, die Herrschtalente und die Verbindungen in den oberen Staatsregionen sind ähnlich wie damals.
Nun wäre es aber sehr unrichtig, die schwierige Lage der wissenschaftlichen Theologie lediglich auf diese Zurückdrängung durch eine konservative Staatskunsi zurückzuführen. Die Schwierigkeiten bestehen kaum weniger von links her. Der großen religiösen und konservativen Reaktion nach den Befreiungskriegen zur Seite hat sich ein Liberalismus ausgebildet, der seit den achtundvierziger Jahren die politische und kirchliche Reaktion mit gleicher Abneigung betrachtet und beide für eng zusammengehörig hält. Das Ergebnis davon ist, daß diese politischen Kreise schließlich jede ernste Vertretung christlicher Gedanken für reaktionär, fortschrittsfeindlich und wissenschaftsfeindlich zu halten sich gewöhnten. Dazu kam, daß die Entwicklung des philosophischen Denkens seit dem Sturz der Hegeischen Philosophie ermattet war und nur ganz langsam den Weg zur Weltanschauungsbildung zurückfand, wobei dann jederzeit die Rücksicht auf die kausalmechanische Weltbetrachtung in erster Linie stand und für das ideale Bedürfnis nur in Betracht kam, was unter dieser Voraussetzung etwa übrig bleiben konnte. Als dann gerade im letzten Vierteljahrhundert die ästhetisch-philosophische Bewegung sich seit den neunziger Jahren zu verjüngen begann, da standen diese Bewegungen, teils vom Sozialismus, teils von Schopenhauer und Nietzsche her, unter einem derartig prinzipiellen Bedürfnis radikaler Kulturkritik, daß sie an der wissenschaftlichen Theologie vor allem den Vermittelungscharakter und die damit verbundenen Schwächen empfanden. Auch standen und stehen diese Kreise den Gefühlen und Bedürfnissen einer organisierten religiösen Gemeinschaft so ferne, daß sie für die praktischen Nötigungen zu solcher Vermittelung und Ausgleichung kein Gefühl und keine Achtung haben. Damit war nun der Halt der wissenschaftlichen Theologie auch in den Kreisen der Bildung erschüttert; sie galt als das Hindernis, das beseitigt werden müsse, um eine reinliche Scheidung der Geister herbeizuführen. Auf diesem Wege sind heute die Forderungen der Trennung von Staat und Kirche und der Beseitigung der theologischen Fakultäten verbreitete Wünsche geworden, die durch den Kampf der bekennmismäßigen Kirchlichkeit gegen die Herrschaft der allgemein-wissenschaftlichen Methoden in den theologischen Fakultäten nur verstärkt und gerechtfertigt werden.
Trotzdem gibt es aber natürlich breite Bevölkerungsschichten, die das Bedürfnis nach einer relativ erhaltenden, ausgleichenden Gestaltung der religiösen Ideenwelt haben, und hat es nie an Gelehrten gefehlt, die der innere Drang in die theologische Arbeit dieser Richtung geführt hat. Auch ist bei der tatsächlichen Erschütterung der Bekenntnismäßigkeit eine bekenntnisfreie Theologie unmöglich völlig zu beseitigen gewesen. Schließlich war einevölligeBeseitigungauchniedie Absicht der Staatskunst, sondern nur eine möglichste Beschränkung. So hat die wissenschaftliche Theologie des Protestantismus auch in diesem Zeitraum energisch und erfolgreich gearbeitet. Aber diese Arbeit trägt mehr und mehr gegenüber der älteren wissenschaftlichen Theologie charakteristische und neue Züge, durch welche die Lösung der

Aufgabe nicht erleichtert worden ist. Der neue Zug besteht in einer radikalen Trennung der historischen Arbeit von der eigentlich systematischen Gestaltung der christlich-religiösen Idee. Die historische Erforschung der Bibel und der dogmatisch-kirchlichen Entwicklung des Christentums ist im Prinzip völlig auf den Boden der allgemeinen historisch-kritischen Methoden übergetreten. Das Ergebnis ist eine rel'gionsgeschichtliche Behandlung dieser Dinge, die über die erste große Durchführung einer rein wissenschaftlich-historischen Theologie in der Tübinger Schule noch weit hinausgeht. In der Zusammenarbeit mit Philologen und Historikern ist hier eine ungemein verzwe'gte und höchst ertragreiche, noch gänzlich unabgeschlossene Forschung eingetreten, die von den alten spezifisch theologischen Voraussetzungen nichts mehr erkennen läßt. Die einzelnen Ergebnisse und die Namen der führenden Gelehrten hier zu nennen ist überflüssig. Dieser Fortschritt hatte nun aber das Resultat, daß damit die historische Erkenntnis zwar enorm gefördert und vertieft, aber auch religiös immer gleichgültiger und beziehungsloser wurde. Religiös bedeutsam ist schließlich hierbei nur noch der Gang der Dinge im Ganzen und der Eindruck einzelner hervorragender historischer Persönlichkeiten. Damit war dann aber der Glaubenslehre oder der Darlegung der christlichen Idee als geltender und führender Lebenswahrheit die Lage überaus erschwert. Unter diesen Einwirkungen brach die letzte große dogmatische Schule der wissenschaftlichen Theologie, die Schule Albrecht Ritschl's, zusammen; die Situation ist durch nichts mehr charakterisiert als durch den Umstand, daß die Lehren dieses einst viel befehdeten großen Gelehrten heute der Rettungsanker für die bekenntnistreuen Kirchlichen geworden sind. Allerdings behaupten sich noch starke Nachwirkungen dieser Schule in einer vereinfachten und spiritualisierten Gestalt als Neukantische Theologie und steckt in diesen Leistungen der Marburger Schule und Adolf Harnacks vielleicht das Beste und Lebendigste, was die heutige wissenschaftliche Theologie leistet. Aber für den hellhörigen Beobachter ist unverkennbar, daß das religiöse Bedürfnis einer bekenntnisfteien Christlichkeit nach freierer und zugleich umfassenderer Stellung gegenüber der Geschichte und nach einer volleren Ergreifung der metaphysischen Tiefen des Religiösen strebt und eben damit sich im Einklang mit den Wandelungen des allgemeinen wissenschaftlichen Geistes fühlt. Auch die großen ethischen Fragen nach dem prinzipiellen Verhältnis des christlichen Theismus zu den Schöpfungen und Strebungen unserer weltlichen Kultur verlangen neue Antworten. Der Sozialismus und andrerseits die großen Individualisten Kierkegaard, Nietzsche, Tolstoi haben hier unumgängliche Probleme aufgeworfen, denen die bisherige Gedankenbildung nicht gewachsen ist.

Alles ist innerlich in neuer Bewegung. Das letzte Vierteljahrhundert hat die schwierigsten Fragen aufgeworfen. Aber die innerlichen Verschiebungen sind noch nicht recht zum Ausdruck gekommen.

Prof. Dr. A. Amersdorsser,
Erster Ständiger Sekretär und Senator der Kgl. Akademie der Künste:

Die Kunst der letzten fünfundzwanzig Jahre.

Sehr geehrter Herr Professor!

Rückblicke jeder Art, auf allen Gebieten sind sehr en vo^ue in diesem Jubiläumsjahr. Was das Gebiet der Kunst, also das der persönlichsten und subjektivsten Betätigung des Kulturmenschen anlangt, so wollen mir solche auf die jüngst vergangene Zeit gerichtete retrospektive Betrachtungen im allgemeinen als recht gewagte Unternehmungen erscheinen, zumal dann, wenn die Absicht damit verbunden ist, kritisch zu werten, das scheinbare Chaos der Einzelerscheinungen zu ordnen und allgemeine Richtungslinien der Entwicklung festzustellen. Solches ist zum mindesten sehr verfrüht und mag der Kunstgeschichtsschreibung späterer Tage vorbehalten bleiben. Für ernsthaft möglich halte ich eine retrospektive Betrachtung der Kunst unserer eigenen Zeit nur dann, wenn man auf eine subjektive kritische Würdigung der Einzelerscheinungen verzichtet und den Gesamtkompler aller künstlerischen Momente vom zeitpsychologischen Standpunkt aus behandelt. In meiner Akademierede „Vom Wesen der Kunst unserer Zeit" (1913, Verlag E. S. Mittler u. Sohn, Berlin) habe ich einen Versuch gemacht, in diesem Sinne die Kunst von heute zu betrachten, zunächst freilich in mehr andeutenden als ausführenden Gedanken. Ihrem Wunsche entsprechend stelle ich Ihnen gern einen Teil dieser Rede zum Abdruck im Iubiliiumsheft von „Nord und Süd" zur Verfügung, nachdem der Verlag in entgegenkommender Weise seine Zustimmung dazu erteilt hat.

In vorzüglicher Hochachtung Ihr ergebener

A. Amersdorffer.

* . *

Die letzten fünfundzwanzig Jahre sind auch für die deutsche Kunst ereignisvoll und bedeutungsvoll gewesen, jedoch nicht etwa in dem Sinne, daß diese Zeit einen besonderen, in sich geschlossenen Abschnitt in der gesamten Entwicklung unserer Kunst bedeutet. Unsere Kunst hat vielmehr in dieser Zeit von innen und von außen zahlreiche kräftige Impulse zu neuer lebendigster Regung empfangen.

Ich möchte mir nicht die Aufgabe stellen, die künstlerische Entwicklung dieser fünfundzwanzig Jahre in ihrer Entstehung und in ihrem Hergang systematisch zu untersuchen. In dieser Zeit hat eine mächtige Bewegung begonnen, die heute noch nicht abgeschlossen ist. Ich möchte lediglich das betrachten, was unseren Tagen aus dieser Bewegung erwachsen ist, das Gesamtbild unserer Kunst und unseres Kunstlebens. Ich möchte dabei weder die verschiedenen Kunstrichtungen erläutern, noch einzelne Künstler, die in unserem modernen Kunstleben eine Rolle spielen, nennen; vor allem möchte ich nicht

kritisieren, sondern das Gesamtbild der Kunst unserer Zeit objektiv hinnehmen, wie es ist, und nur festzustellen versuchen, wodurch sein Wesen und seine Eigenart sich charakterisiert. Kritische Betrachtung möchte ich schon deshalb ausschließen, weil es überhaupt gewagt ist, über seine eigene Zeit kritisch zu urteilen. Wir stehen unserer Zeit zu nahe, wir können die Einzelheiten wie die Zusammenhänge nicht überblicken, und schließlich stecken wir selbst mit unserem eigenen Empfinden und mit unseren persönlichen Anschauungen zu sehr in unserer Zeit. Mit einem Wort: Wir haben unserer Zeit gegenüber noch nicht den Abstand, um sie so betrachten zu können, wie die Zeiten der Vergangenheit, ebenso wie wir etwa die Höhe eines Berges nicht ermessen können, solange wir uns dicht an seinem Fuße befinden.

Die Kunst gibt uns ein treues Abbild des ganzen inneren Gehaltes ihrer Zeit, den Ausdruck alles dessen, was man unter dem treffenden Ausdruck „Zeitstimmung" zusammenzufassen pflegt.

Die Signatur unseres ganzen modernen Lebens ist die Eile, die Rastlosigkeit. Die Zeit ist wertvoller denn je geworden und will im Fluge ausgenützt sein. Beschaulichkeit und Ruhe sind aus dem Leben des modernen Berufsmenschen entschwunden, und Unrast bedeutet unser ganzer Tageslauf. Auch unserem Innenleben mangelt die Ausgeglichenheit und Vollkommenheit. Es fehlt uns das richtige Sicheinsfühlen mit der gesamten Kultur unserer Zeit, es fehlt damit für den Kulturmenschen — ich meine natürlich den Kulturmenschen im höchsten Sinne des Wortes — sicher eine Vorbedingung des Glückes. Man hat gesagt, daß es in früheren Zeiten kaum so wenig glückliche Menschen gegeben hat, wie heutzutage. Vielleicht ist das richtig, vielleicht aber hat sich mit dem Wandel der Zeit auch der Begriff des Glücks gewandelt.

Das rein Gefühlsmäßige und die Welt der Empfindungen finden in unserem ganz auf das Verstandesmäßige gestellten Zeitalter wenig Nahrung. Deshalb ist unsere Zeit auch der hauptsächlich auf Gefühlswerten basierenden Kunst im Grunde genommen wenig günstig. Die Kunst spiegelt denn auch die innere Kompliziertheit, das Widerspruchsvolle unseres Lebens durchaus wider. Ihr Gesamtbild ist nichts weniger als einheitlich.

Die Richtung der älteren Kunsttradition und des Impressionismus, der auch bei uns schon beinahe klassisch geworden und dessen Neuheit längst schon Sage ist, seitdem man seine Anfänge bis in die alte Kunst zurück verfolgt hat, sie beide sind die Ausgangspunkte der neuen Bewegung in unserer Kunst geworden.

Sehen wir von den Auswüchsen, die bei allen großen, neue Wege suchenden Bewegungen naturgemäß mit unterlaufen, von dem Sensationellen und von allen Berechnungen auf äußerliche Wirkung und Reklame ab, so bleibt uns jedenfalls die Erkenntnis, daß alle diese neueren Bestrebungen

m der Kunst halb bewußt, halb unbewußt eben doch nur ein Ausdruck unseres Zeitgeistes und Zeitwillens sind, daß sie im Grunde genommen die verhaltene Sehnsucht unserer Zeit verkörpern, für unser modernes Leben eine neue künstlerische Ausdrucksform zu finden. In dem ganzen Ringen unserer Kunst spricht es sich aus, daß unsere Zeit mächtig auf eine neue Ausdruckskultur hindrängt. Was heute noch ein Stammeln ist, das will eine neue beredte Sprache werden, in der unser modernes Leben sich restlos ausdrückt.

Die Entwicklung der Künste vollzieht sich fast stets in sich ablösenden Gegensätzen. So folgte auf das Geschlossene, Massige des Romanischen die zierliche luftige Gotik, auf die Straffheit und die gesetzmäßige Strenge der Renaissance die malerisch freie willkürliche Art des Barock. Dieser Grundsatz gilt auch für die Entwicklung der neueren Kunst. Sobald eine Darsiellungsart, ein besonderes künstlerisches Prinzip zu einer gewissen Vollendung gediehen, auf einem Gipfel angelangt ist, dann setzt ein anderes, meist entgegengesetztes Prinzip ein. Bevor die impressionistische Anschauungsweise sich durchsetzte, war der Inhalt des Kunstwerks, das Stoffliche der Darstellung, der ethische Wert des Kunstwerks die Hauptsache. Der Impressionismus setzte den Inhalt des Kunstwerks, als für die Wirkung und für die Beurteilung gleichgültig, beiseite und betonte allein den rein künstlerischen Gehalt. So plausibel als dieses gewiß eminent künstlerische Programm auch scheinen mag, das eben den reinen Kunstwert als ausschließlich interessierend hinstellt, seit einigen Jahren finden wir doch auch auf Ausstellungen, die in erster Linie von impressionistisch arbeitenden Künstlern beschickt werden, wieder genug Werke, die um des inhaltlichen Interesses willen gemalt sind.

Der Impressionismus konnte sich nicht genug tun in liebevoller Wiedergabe feinster Licht- und Luftwirkungen, in intimsten, zartesten Farbenstimmungen. Von dieser Feinheit übersättigt, griff man wieder zu kräftigen, ja bunten, ungebrochenen Farben in dem Gefühl, daß unsere doch eigentlich recht energische Zeit einen kraftvolleren Ausdruck verlange.

Die moderne Entwicklung der Malerei begann mit leidenschaftlichen Hinweisen auf die Natur, und man versenkte sich in der Tat in die intimste Naturbeobachtung und Naturwiedergabe. Auch hiergegen sollte uns in der letzten Zeit ein seltsamer Rückschlag nicht erspart bleiben. Die über alles vergötterte Natur mußte sich plötzlich in grotesker Weise Gewalt antun lassen, indem eine Gruppe moderner Maler die ganze Welt der Erscheinungen höchst seltsam und willkürlich in lauter Vierkante und Kubus zerlegt darstellte.

Charakteristisch für unser modernes Kunstleben ist ferner: Die Künstler der jüngsten Generation treiben wieder Ästhetik, sie schreiben wieder. Das war in Übergangszeiten der Kunst eine häufige Erscheinung, ich erwähne

nur das klassische Beispiel William Hogarth. Lehrreich sind uns diese Bücher, mit denen die Modernsten der Modernen noch mehr als durch ihre künstlerischen Erzeugnisse Propaganda für ihre Ästhetik machen, besonders deshalb, weil sie uns erkennen lassen, wie papieren-literarisch, wie künstlich-konstruiert diese neuen Kunstevangelien sind. Aus rein geistiger Spekulation heraus, nicht aus unmittelbarem künstlerischem Empfinden sind sie entstanden. Zudem beschränken sich diese neuen Ästheten nicht allein auf die bildende Kunst, sie modeln auch die Dichtkunst um und stellen das musikalische Schaffen auf eine neue Grundlage, von der sich die Musiker bisher nichts haben träumen lassen, und schaffen so in ihrer Art einen ganzen Kompler neuer Kulturwerte.
Man hat sich über solche neue und neueste Bestrebungen mit Lachen oder mit Spott kurzerhand hinwegzusetzen gesucht. Man darf aber schließlich nicht vergessen: Für die Erkenntnis der auf höchst verschlungenen Wegen gehenden Entwicklung unserer Kunst und Kultur sind auch solche Auswüchse und Seltsamkeiten lehrreich. Sie sind aus der Neigung zum Universellen, aus dem übermäßig Geistigen unserer Zeit erwachsen, aus einer Art von geistigem Orgasmus heraus geboren. So souverän und sicher sich diese Neuerer auf dem Kunstgebiet zuweilen auch gebärden, die Kunst wird doch den Entwicklungsgang nehmen, den sie naturnotwendig nehmen muß. Für das Studium unseres Zeitgeistes ist aber schließlich jede Bestrebung von Interesse, und wir erkennen in den Symptomen der von Jahr zu Jahr auftauchenden neuen Richtungen schließlich doch nur immer wieder die tiefgehende Sehnsucht nach einem vollgültigen künstlerischen Ausdruck für das Wesen unserer Zeit.
Seitdem das Interesse am Inhaltlichen der Kunst beiseite geschoben oder ganz geschwunden war, konzentnerte sich das Hauptinteresse auf die Technik, und eine spätere Zeit, die die einzelnen Phasen unserer gegenwärtigen und jüngst vergangenen Kunst im Zusammenhange und historisch überblicken kann, wird die Kunstbewegung unserer Zeit vielleicht einen „Kampf um die künstlerische Technik" nennen. Dies gilt natürlich in erster Linie für die Malerei, und die moderne Entwicklung unserer Kunst hat sich auch hauptsächlich auf diesem Gebiete vollzogen. Die Plastik ist dem eine so große Rolle spielenden Erperimentieren nicht so leicht zugänglich, da sie im Vergleich zur Malerei wesentlich gebundener ist. Am günstigsten hatte es die Architektur in der modernen Entwicklung. Mehr als die anderen Künstler steht der Architekt unter dem Zwange der praktischen Bedürfnisse seiner Zeit. Die Willkür, die auf anderen Gebieten herrschte, konnte sich in der Baukunst nicht in dem Maße breit machen, wie bei den anderen Künsten. Dafür konnte die Baukunst reichen Nutzen aus den hochentwickelten technischen Errungenschaften der Neuzeit schöpfen.

Man hat oft die Frage erörtert, ob wir eine „nationale Kunst" besitzen. Beantworten läßt sie sich freilich so ohne weiteres nicht. Wir haben gewiß in unserem auf der älteren Tradition beruhenden Kunstschaffen genug echt deutsch Nationales. Sicher aber ist auch, daß wir gegenwärtig keine große geschlossene nationale Kunst haben. In der modernen Kunstentwicklung spielen fremde Einflüsse eine ziemlich wesentliche Rolle. Man behauptete sogar, wir hätten „eine eigene Entwicklung der deutschen Kunst der letzten Jahrzehnte der französischen Ästhetik zum Opfer gebracht", das sollte also heißen, daß uns Frankreich gewissermaßen seiner Kultur unterworfen hat, nachdem wir es im großen Kriege besiegt haben. Ganz so schlimm ist es aber, glaube ich, doch nicht. Man könnte die Frage, ob wir eine nationale Kunst haben, zunächst mit der Gegenfrage beantworten: „Was ist national?" Wir haben mit dem Begriff „nationale Kunst" schon die seltsamsten Irrtümer erlebt. Die Kunstgeschichte lehrt uns, daß kaum eine Zeit unserer deutschen Kunst sich gänzlich frei von fremden Einflüssen gehalten hat. (Im gleichen Sinne hat sich W. von Oettingen in seiner Akademierede „National" ^1898, Verlag Mittler u. Sohlig ausgesprochen, auf deren eingehende Darlegungen ich Bezug nehmen möchte.) So sind z.B. in der romanischen Kunst, der wir so viele herrliche Werke auf deutschem Boden verdanken, ganze Teile unserer schönsten Dome einfach Kopien nach solchen französischer Bauten. Dann die Gotik, die man für den echt deutschen Stil gehalten hat und die man noch zu Goethes Zeiten in romantischen Schwärmereien aus den natürlichen Domen der deutschen Eichenwälder abzuleiten sich bemühte! Wir wissen schon lange, daß die Gotik ein in Frankreich entstandener und ausgebildeter Stil ist. Oder die deutsche Renaissance, die man mit Betonung gern den „altdeutschen" Stil nannte. Jeder Anfänger in der Kunstgeschichte weiß, wie falsch diese Bezeichnung ist; die sogenannte deutsche Renaissanee ist nichts weiter als die abgewandelte italienische Renaissance, die man eine Zeitlang in Deutschland mit gotischen Elementen zu verquicken liebte. Und der deutscheste aller unserer Maler, Albrecht Dürer, was hat er nicht alles an der Kunst Italiens gelernt! Genug der Beispiele, ich möchte aber doch noch nachdrücklich hervorheben, daß alle fremden Elemente, die in diesen Stilarten übernommen wurden, in Deutschland in ganz bestimmter Weise verarbeitet und abgewandelt worden sind. Wir empfinden bei näherer Überlegung, daß gerade der Faktor, der bei dieser Umwandlung und Umwertung fremder Werte maßgebend und bei der Anpassung dieser fremden Elemente an unsere Verhältnisse und Bedürfnisse allein bestimmend ist, das darstellt, was wir unter „national" und „echt deutsch" verstehen. Es läßt sich dies wohl fühlen, aber schwer in Worte fassen. Dieses nationale Moment ist eben nichts anderes, als die besondere eigenartige Organisation unserer Seele, der Grundunterschied, der zwischen der Seele eines Deutschen und Franzosen ebenso besteht, wie zwischen der eines Franzosen und Engländers. Jedenfalls ist dieser nationale Faktor etwas absolut Natürliches und daher von uns Unlösbares. Die nationale Eigenart der Kunst kann wohl zeitweise zurücktreten, aber sie kann niemals ganz unterdrückt oder gar vernichtet werden. Ich glaube sogar, daß die nationale Eigenart, wenn sie längere Zeit zurückgedrängt worden ist, dann

wieder desto entschiedener und reiner zutage tritt. Schon nach dem Gesetz der Reaktion und den Naturgesetzen folgt ja schließlich auch die natürliche Entwicklung der Künste. Unser ganzes Leben ist eben internationaler geworden, schon infolge des gewaltig gesteigerten Weltverkehrs. Es gibt vielleicht kein besseres Mittel, uns immer mehr auf unsere nationale Eigenart hinzuweisen, als gerade die Berührung mit anderen Nationen. Sie ist zudem etwas so Mächtiges, daß es mir unmöglich scheint, daß sie jemals fremden Einflüssen zum Opfer fallen könnte. Dies müßte den allzu ängstlichen Gemütern gesagt werden, die von unserer Kunst jeden fremden Einfluß fernhalten und ihr damit zugleich eine für die Entwicklung gewiß segensreiche, ja notwendige Bereicherung und Auffrischung rauben wollen.

Das Verhältnis der Kunst zum Publikum ist in unserer Zeit ein anderes geworden. Während früher an dem Schaffen der Kunst fast ausschließlich eine Oberschicht unserer Gesellschaft interessiert war und während früher die Kunst im allgemeinen für einen Lurus galt, sucht man sie jetzt möglichst zum Gemeingut aller Menschen zu machen. Es ist noch nicht allzu lange her, da pochten die mißverstandenen Künstler der Übergangszeit stolz auf ihren „1'art pc>ur I'3,rt"-Standpunkt und gebürdeten sich, als sei die Kunst nur für die Künstler und höchstens noch für einen kleinen Kreis ihrer Anhänger da. Die Interessen und den Geschmack aller übrigen Menschen ignorierten sie und das beliebte Schlagwort „6p3,ter 1e doul^eoiz" führten sie gerne im Munde. Unsere Zeit brachte, wie gesagt, einen gründlichen Rückschlag, und in den letzten zehn Jahren spielte die Popularisierung der Kunst eine ungemein große Rolle. Alle Welt wollte man nun zur Kunst erziehen. Man hielt zahllose Vorträge für das Publikum aller Gesellschaftsklassen und führte es durch Ausstellungen und Museen. Man hielt Kunsterziehungstage ab, ja, man begann mit dieser Kunsterziehung schon bei den Kindern, die man in dieMuseen führte, um ihnen dort belehrende Vorträge zu halten. Wie weit diese Bewegung Früchte getragen hat oder noch tragen wird, das müssen wir noch abwarten; bis jetzt aber glaube ich, ohne pessimistisch zu sein, sagen zu können, daß der Erfolg hinter den Erwartungen zurückgeblieben ist. Ich glaube, daß eine tatsächlich wirksame Kunsterziehung nur darin bestehen kann, daß man alles Schlechte möglichst fernhält und dem Publikum nur Gutes zeigt. Das würde mehr wirken als alle Theorie, mehr als alle Vorträge und Belehrungen. Wenn das Publikum sich allmählich daran gewöhnt hat, immer das Gute zu sehen und zu schätzen, dann wird es schließlich instinktiv das Schlechte von sich weisen.

Während Frankreich seine Malkultur eifrig weiter pflegte, wurden anderswo neue Kräfte lebendig, die eine höchst bedeutsame Rolle in unserer künstlerischen Kultur spielen sollten: Die moderne Entwicklung des Kunstgewerbes und des Kunsthandwerks. Wir können uns nicht rühmen, daß diese kräftige Blüte der Kultur auf unserm deutschen Boden erwachsen ist. England, das durch seine politische Entwicklung und durch die Zusammensetzung

seiner Gesellschaft die günstigsten Bedingungen für eine ruhige und natürliche Entwicklung der künstlerischen Kultur bot, war es, von dem die Bewegung ausging. Dort legten vielseitig begabte Künstler, vor allen William Morris, in feinem Verständnis für modernes Leben den Grund zu einer neuen, unser ganzes Leben umfassenden Geschmackskultur. Daß sich bei uns verständnisvolle Künstler fanden, die die von England gegebenen Anregungen auf unser deutsches Kunstgewerbe und Kunsthandwerk sinngemäß übertrugen und damit für uns eine ganz neue Welt künstlerischer Möglichkeiten entdeckten, das ist unzweifelhaft eine der größten Errungenschaften unserer kulturellen Entwicklung in den letzten 25 Jahren. Neben England herrscht heute Deutschland auf diesen Gebieten unbedingt vor. Das haben die großen Ausstellungen der letzten Jahre zur Evidenz bewiesen. Der deutsche Ernst und die deutsche Gründlichkeit haben sich in dieser Bewegung wieder einmal glänzend bewährt. Geschmack und Verständnis für die Sachlichkeit des Objekts sind die allein maßgebenden Gesichtspunkte unserer auf diesen Gebieten führenden Künstler, während in England schon manches, vielleicht unter dem Einfluß der dort auch heute noch lebendigen ausgesprochenen Vorliebe für das reiche gotisierende Ornament, in das mehr Äußerliche, Spielerische hinübergeglitten ist. Frankreich aber ist auf dem kunstgewerblichen Gebiet völlig ins Hintertreffen geraten. Schneller als die sonst so beweglichen Franzosen, die in einseitiger Vorliebe für ihre alten Stilarten, diese imitierend bis in die jetzige Zeit hinein anwenden, hat der schwerblütigere Deutsche, der sonst aus faustischen Zweifeln sich nur langsam zu neuer Klarheit durchringt, sich dem Neuen zugewandt. Kunst und Gewerbe, Kunst und Handwerk haben sich wieder die Hand gereicht, und unter dem Zeichen dieses Bundes wird die Entwicklung unserer Kunst in den nächsten Jahrzehnten stehen. Von hier aus, von dieser Durchdringung von Kunst und Kunstgewerbe, die sich fast unmerklich und besonders auf dem Gebiete des kunstgewerblichen Unterrichts vollzogen hat, winkt uns, wenn nicht alles trügt, die langersehnte Gesundung unserer Kunstzustände.

Wie sich die Erlösung der Kunst aus allen Wirrnissen und Gegensätzen unserer Zeit vollziehen wird, darüber können wir Mitlebenden allerdings weitere Vermutungen kaum anstellen. Daß unsere Kunst das Alt-Überlieferte, die Tradition, die unsere jungen Stürmer und Driinger am liebsten über Bord werfen möchten, ganz verlassen wird, ist nach allen geschichtlichen Erfahrungen kaum anzunehmen. Einer Versöhnung der Meinungen aber steht leider vorläufig noch viel im Wege. Die Verschiedenheit der künstlerischen Auffassungen hat unsere Künsilerschaft seit etwa zwei Jahrzehnten in einen ernsten Kampf geführt, der heute noch andauert, obwohl viele Einsichtige sich bemühen, den Streit beizulegen. Der Kampf wird heute noch mit Leidenschaft geführt und das „Raum für alle hat die Erde" scheint im Parteileben der Kunst keine Geltung zu haben. Der Intoleranz in der Künstlerschaft möchte ich einen Satz entgegenhalten, den Felicien Rops 1879 in einem Briefe niedergeschrieben hat. Er lautet:

„In der Kunst füllt jeder seinen Platz, ersetzt keiner den andern, wie immer auch der Grad seines Wertes sei."

Alfred Klaar
Für das Gedeihen der Kultur ist die erste Voraussetzung der Frieden.
Daß sich in den letzten fünfundzwanzig Jahren Wissenschaft und Technik in so enormer Weise entfalten, daß sich die Kunst so reich und vielseitig, so ungestört entwickeln und ausleben konnte, das verdanken wir in erster Linie der langen Friedenszeit. Was stellte man in jenen Iunitagen von 1888, in denen unser Kaiser den Thron bestieg, im In- und Auslande nicht alles für Vermutungen auf! Der ehrgeizige, temperamentvolle junge Fürst werde bald Ruhm in kriegerischen Taten suchen, so meinte man damals. Die fünfundzwanzig Friedensjahre seiner Regierung haben gezeigt, wie falsch diese Vermutungen und Prophezeiungen gewesen sind, und wir alle wissen heute, mit welch' heiligem Ernst unser Kaiser allzeit bemüht war, seinem Volke den Frieden zu erhalten. Dabei sind oftmals die Zeiten sehr bedrohlich gewesen. Heute sind sie ernster denn je, und wir wissen nicht, was uns das Morgen vielleicht bringen wird. Der deutsche Michel steht gewappnet in schimmernder Wehr, die Hand am Schwert, so recht der Repräsentant unseres Volkes in Waffen, das treu neben seinem Kaiser steht in dem tiefen, unauslöschlichen Vertrauen, das Ihm diese für Deutschlands Kulturgeschichte für immer denkwürdigen fünfundzwanzig Jahre in allen Herzen gewonnen haben. Des Kaisers Friedensliebe wurzelt tief in Seiner Religiosität, in Seiner Liebe für alles Hohe und Schöne und in Seinem Verständnis für die idealen Güter unserer Kultur. Die Kunst ist Ihm nicht etwa nur ein Mittel zur Erhöhung des Glanzes Seiner Herrschaft; alle, die je das Glück gehabt haben, in Ausstellungen oder Museen mit Seiner Majestät vor Werken der Kunst zu stehen und Ihn darüber sprechen zu hören, können bezeugen, welch' innerliches Verhältnis den Kaiser mit der Kunst verbindet, und wie aufrichtig und warm Seine Begeisterung für die Kunst ist.
Zwei große Einheiten beherrschen heute unsere gesamte Kultur: die Einheit des Staatslebens und die Einheit der Geisteswissenschaften. Unsere Kunst ist noch in voller Bewegung und Entwicklung. Wenn wir einen Wunsch für die kommende Zeit aussprechen dürfen, so ist es der, daß sich unsere Kunst aus allen Kämpfen zur dritten großen geschlossenen Einheit unseres Kulturlebens durchringen möge.

Prof. Dr. Alfred Klaar:

Die deutsche Literatur des letzten Vierteljahrhunderts.

Die großartige Entwicklung unseres Zeitschriften- und Zeitungswesens, die ungeheure Produktion unseres Büchermarktes, die der Bibliographie die größten Aufgaben stellt und die Anlage einer vollständigen Reichsbibliothek zu einem der schwierigsten Probleme macht, läßt jeden Versuch, in einer Skizze einen auch

nur annähernd vollständigen Überblick über die Literatur der letzten Jahrzehnte zu gewähren, als einen hoffnungslosen erscheinen.

Wenn trotzdem eine Vorstellung und ein Gefühl davon gewonnen werden soll, was in der Literatur des letzten Vierteljahrhunderts zu bleibendem oder flüchtigem Ausdruck gelangt ist, so kann es sich an dieser Stelle nur darum handeln, in großen Zügen die Richtungen und Strömungen anzudeuten, die zum Durchbruch gelangten, auf ihre Höhepunkte hinzuweisen und ein Wort über die geistigen und gemütlichen Bedürfnisse zu sagen, aus denen die Literatur dieses Zeitraumes hervorgewachsen zu sein scheint.

Der äußere, durch einen festlichen Anlaß gegebene kalendarische Abschnitt bietet glücklicherweise auch innere Einteilungsgründe. Der Ausgangspunkt unserer Betrachtung fällt mit dem einer literarischen Bewegung, die auf Meister früherer Perioden zurückwirkte und den größten Teil einer jungen Generation in ihre Kreise zog, zusammen. Am Ende der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts werden in lauter, ja stürmischer Weise neue Forderungen für unsere Literatur aufgestellt, Kämpfe um die Grundprinzipien der Poesie entfacht. Neuartige literarische Versuche, die den Stempel des „Modernen" an der Stirne tragen, werden bestritten und in den Himmel gehoben. Der theoretische Kampf jener Tage hat nicht in die Tiefe gegriffen und sein durchsichtiges Formelwesen darf heute für überwunden gelten. Die sogenannte naturalistische Lehre, die allen überkommenen schönen Formen den Krieg erklärte und die Wahrheit, d. h.: die getreue Abbildung der äußeren Natur als Alleinherrscherin in der Kunst gelten lassen wollte, war weder neu, noch überzeugend im Kerne. Es handelte sich da nur um die einseitige Hervorhebung eines Kunstelements, das freilich unentbehrlich ist, immer da war und niemals die ganze Kunst sein konnte, um die verschärfte Nachahmung des äußeren Lebens, und die echten Dichter, die dem Kriegsrufe dieser Richtung folgten, widerlegten in ihren Darbietungen selbst diesen Parteifanatismus; denn in jedem Kunstwerk wirkt mit dem Auge, das die äußere Erscheinung festhält, mit der Beobachtung auch schon die subjektive Auffassung, das Gefühl zusammen, mit der Natur von außen, die in die Sinne strömt, die Natur von innen, die die Sinne selbst beherrscht, mit den Vorschriften der Beobachtung die Forderungen der Empfindung und der Phantasie. Auch beruhte jene nicht tiefgreifende Revolution auf einem Wechsel, der notwendig in allen Literaturen wiederkehrt, und der in den beiden Urtrieben wurzelt, die aller Kunst zugrunde liegen, in der Freude an der Nachahmung und in der an der harmonischen Gestaltung (in der „Freude am Gleichen", wie es der hellenische Kunstweise ausdrückt); auf Perioden der Stilbildung folgen immer solche des Motivhungers, der sich mit neuer heißer Begierde an die Quellen des Lebens wendet. War aber auch jene Theorie, für die namentlich in Berlin begabte Schriftsteller wie Arno Holz, Johannes Schlaf und die Brüder Julius und Heinrich Hart mit Feuereifer eintraten und die sie durch beachtenswerte Werke zu belegen suchten, keineswegs eine erlösende und bahnbrechende, so lag

doch der Bewegung, die sie zeitigte und zu kurzer Bedeutung brachte, vielleicht unbewußt ein starkes, wesentliches Bedürfnis zugrunde. Über das „Wie" wurden keine Offenbarungen gegeben, aber das „Was" der dichterischen Produktion wuchs unter dem Einfluß der Parole, genau zu beobachten und alles Zuständliche in den Kreis der dichterischen Darstellung zu ziehen. In der Bereicherung der Motive und der an sie geknüpften Probleme lag ein Element jenes Literaturstreites, das die Geltung der Schlagworte überdauert.

Während man den Bruch mit aller geschichtlichen Überlieferung verkündete, handelte es sich in Wahrheit um die Anknüpfung an geschichtliche Tatsachen, die jetzt erst voll ins Bewußtsein traten und sich da geistig vertieften. Und hier begegnen einander auch Gegensätze, die man für unvereinbar hielt, und schließen sich zur Kette der Entwicklung zusammen.

Bald zwei Jahrzehnte waren am Ende der achtziger Jahre seit den großen deutschen Kriegen und der Aufrichtung des Deutschen Reiches verflossen. Ehe solche gewaltige Tatsachen in der Literatur ihre gedankliche und gefühlsmäßige Ausprägung empfangen, muß sich das Bewußtsein ihrer Bedeutung, die Vorstellung von ihren Früchten, die Empfindung der Bedürfnisse, die sie wecken, tiefer in die Volksseele gesenkt haben, als es im ersten Momente des Jubels geschieht, in dem die befriedigte Sehnsucht und die Freude über die Entscheidung zwar mächtig anklingen, in dem aber die Grundzüge des neuen Weltbildes noch nicht deutlich hervortreten und das Gewordene und Werdende die Phantasie noch nicht dauernd bereichert hat. So haben die großen Ereignisse von 1870/71 zwar unmittelbar einen starken lyrischen Widerhall in überkommenen Formen gefunden, aber einen neuen Literaturgehalt erst gezeitigt, als das Bewußtsein der großen Errungenschaft und die Forderungen an ein neues einheitliches Nationalleben sich eingewurzelt hatten und zu keimen und zu treiben begannen.

Eine große einheitliche Nation bilden heißt nicht nur sich in einer neuen Staatsform entwickeln, sondern von innen heraus durch die Vereinigung zersplitterter Kräfte wachsen und sich zu neuen Tendenzen und in neuen Formen des Lebens entfalten; heißt: alle Kräfte einer großen natürlichen und geistigen Gemeinschaft im Ganzen lebendig machen, dadurch das Volk in sich festigen und zum höchsten Menschheitsberufe erheben. Heißt: die Zentralkraft steigern und alle Teile zum erhöhten Bewußtsein ihrer Bedeutung emportragen. Heißt: eine starke Wehr für Alle errichten und zugleich die Individuen stolzer und unternehmungsfreudiger, freier und mutiger in ihren Selbstbekenntnissen machen. Heißt: nicht nur den äußeren Reichtum durch das Znsammen- und Ineinanderwirken aller gütererzeugender Mächte vermehren, sondern auch den innern an Geisteskultur und befreiender Gedankenarbeit verstärken und gleichmäßiger verteilen. Heißt endlich: nicht nur das Bewußtsein der schützenden und fördernden Gemeinsamkeit in die ganze Weite eines ausgedehnten Nationalgebietes hineintragen, sondern auch durch Besserung der Lebens- und Bildungsverhältnisse in alle Tiefen des Volkes bringen, alle Schichten des Volksorganismus damit durch-

dringen, also große soziale Arbeit verrichten und dadurch erst die innere Einigung herbeiführen.
Dieser große Prozeß kann sich erst allgemach vollziehen, wenn die Bedingungen politischer Einigung errungen sind. Und die Literatur, in der das Gewonnene sich spiegelt, in der das Werdende in leiser Sehnsucht oder in stürmischen Forderungen sich ankündigt, hat ihren mächtigen Anteil daran. In der Erfüllung dieser Aufgabe fließen unzählige literarische Strömungen des letzten Vierteljahrhunderts zu einer gewaltigen Flut zusammen, lassen sich die verschiedenartigsten Richtungen als Ausstrahlungen des Volksgeistes begreifen, die einander im Brennpunkt der nationalen Einigung und Erhebung begegnen.
Die Meister der Literatur, die die große Zeit vorhergesehen und mitvorbereitet haben und die nichtsdestoweniger von der Verwirklichung lang gehegter Träume überrascht werden, verjüngen sich an den neuen Errungenschaften und erfüllen ihre Lebensbilder mit neuem Gehalt. Gustav Freytag, der zu Beginn der Periode, die wir vor Augen haben, aus dem Leben scheidet, ein Poet und Publizist, der schon wirksam darauf hingearbeitet hatte, durch die Bilder der bindenden Überlieferung und durch die bürgerstolze Darstellung des arbeitenden Volkes das nationale Gemeingefühl zu stärken, hinterläßt als Testament eine Reihe von Schriften, in denen er sich als poetischer Geschichtsschreiber der großen Einigungstage beglaubigt. Friedrich Spielhagen, der fruchtbarste Nachfolger Gutzkow's im Roman des vielfädigen Nebeneinander, folgt der neuen Entwicklung mit Temperament und Fabelfreudigkeit und verknüpft in seinen späteren Romanen die Tendenzen des Sturmjahres 1848, in denen er aufgewachsen, mit jenen, die aus der Entwicklung des neuen Reiches hervorwachsen. Adolf Wilbrandt, für den die Taten Bismarcks das größte Lebensereignis bedeuten, setzt in den großen Romanwerken seiner letzten Jahrzehnte den philosophischen und kulturellen Gehalt in lebhafte Beziehungen zum neuerwachten Nationalbewußtsein. Paul Heyse, dessen Weltruf durch Meisternovellen begründet wurde, in denen sich die alte deutsche Sehnsucht nach der naiven Herrlichkeit des Südens ausprägt, überrascht durch Weltbilder, die in der Schilderung deutschen Lebens, zumal der neu erblühenden Reichsmetropole, die edelsten Linien und die zartesten Farben zeigen. Ernst v. Wildeubruch durchtränkt sein ganzes reiches Schaffen, ob es in die Vergangenheit zurück- oder in die Weite der Gegenwart hinausgreift, mit dem Gefühl für geeinte deutsche Kraft, der er immer neue Ziele weist.
Während die Meister, die in die neue Zeit hinüberleben und die am Kampfe um das Errungene mit beteiligt waren, naturgemäß alte und neue Überlieferungen verknüpfen, Vergangenheit und Gegenwart unter einem einheitlichen Gesichtspunkte betrachten, wie Sehnsucht und Erfüllung, steht ein jüngeres Geschlecht, dem die neue Entwicklung als Geschenk in die Wiege gelegt worden, den Ereignissen und Zuständen, die ein grundlegender Wandel geschaffen, mit andern Augen und Wünschen, mit andern Erwartungen und Forderungen gegenüber.
Die Befriedigung über das Erreichte ist ihm zur Selbstverständlichkeit geworden.

Das stürmische Begehren nach neuen Früchten des neuen Bodens, die Kritik des Unvollendeten, die Mission der nach innen gekehrten Einigung, die das Volkstum in und für sich erlösen soll, werden zu treibenden Pulsen der jüngeren Literatur. Die erwähnte naturalistische Theorie, die so anspruchsvoll ihr Haupt erhebt, ist nur eine falsche Ausdeutung des Bestrebens, neue Kreise und Interessen des Volkes, deren Naturlaute nicht der herkömmlichen Bildungssprache der Literatur angehören, in den Bereich der dichterischen Darstellung zu ziehen; die kurzlebige Opposition gegen die Herrschaft der Klassiker nur ein Ausdruck der Ungeduld, den neuen Forderungen und Motiven Raum und Gehör zu schaffen. Die schaffungskräftigen Dichter, die nach 1870 heranwuchsen, überwinden rasch die beiden Durchgangsstadien, den Naturalismus wie den sogenannten Tempelsturm. Aber ein Zweifaches bleibt ihnen als Erwerb einer neuen Zeit gemeinsam : der Sinn für die großen sozialen Aufgaben des neuen Reiches und das Bestreben, für das kühnere, freiere und intimere Einbekenntnis der Individualität neue poetische Töne zu gewinnen.
In der dramatischen Literatur hat dieses neue Geschlecht sicherlich nicht am intensivsten, wohl aber am lautesten und unmittelbarsten gewirkt. Hier ging Gerhart Hauptmann als stimmender Geist und originellstes Naturell voran. Mitangeregt durch die großen nordischen Meister, namentlich Henrik Ibsen und doch von diesem in Vorzügen und Schwächen grundverschieden, viel stärker als der norwegische Menschenergründer mit dem Herzen an seinen Schöpfungen beteiligt, hinter ihm zurückbleibend in der Kraft bewußter Komposition, hat er in einer Reihe von Dramen, zumal in der dramatischen Epopöe des sozialen Martyriums „Die Weber", in der scharf satirischen Komödie „Der Biberpelz", im Trauerspiel naiver Kindlichkeit „Hanneles Himmelfahrt", in den Tragödien der Verwirrung, in die gradherzige Einfalt hineingelockt wird, „Fuhrmann Henschel" und „Rose Berndt" volkstümliche Probleme behandelt, die an das Gewissen der Gesellschaft rühren. Im Streben nach neuen Naturlauten seiner Art verwandt, haben Mar Halbe, der in einem Werke, in der „Iugend" an die Volksseele griff, Mar Dreyer und Georg Hirschfeld starke Bühnenerfolge davongetragen. Eine andere Gruppe von Dramatikern stellte sich auf den Boden der Tradition und vertrat neue Postulate in den schon durchgebildeten Formen der dramatischen Kunst. In ihrem Kreise war Hermann Sudermann, der namentlich in den Dramen „Ehre" und „Sodoms Ende" der Gesellschaft auffordernde Spiegelbilder entgegenhielt, der Erfolgreichste. Liegt seine Stärke im energischen Farbenstrich, so eroberte sich der deutsch-österreichische Dramatiker Arthur Schnitzler durch die Feinheit der Linie und die Zartheit des Kolorits sein Publikum. Seine „Liebelei" ist eine der stärksten sozialen Tragödien des Kleinbürgertums, die jenseits aller Rhetorik — durch die Echtheit des Tones — die tiefsten Wirkungen erzielt. Formbeherrschung und sinnreiche Erfindung machten Ludwig Fulda zum berufenen dramatischen Sprecher neuer Probleme; sein „Talisman" ist nächst Wilbrandts hochgestimmtem „Meister vom Palmyra" das

sinnschwerste Märch«nstück des letzten Vierteljahrhunderts. Als ein Berufener, der in der Tonart Anzengrubers die Glaubens- und Besitzprobleme des bürgerlichen Lebens dramatisch behandeln, trat Karl Schönherr in die erste Linie.
Während die gekennzeichneten Gruppen den stärksten Akzent darauf legen, in verschiedenartigen Formen die brennenden Fragen der Gegenwart, namentlich die sozialen, dramatisch zu behandeln und so der inneren Mission einer neueren Zeit gerecht zu werden, erhebt in starker Reaktion gegen das Aktuelle in einer Reihe phantastischer Dichtungen die Romantik aufs neue ihr Haupt. Da klingen ältere Töne wieder, namentlich die Tonart Hebbels und Kleist's wirbt viele Jünger; aber das junge Geschlecht, das verklungenem Saitenspiel und alter Sage lauscht, geht doch seine besonderen Wege, es trägt in die alten Motive eine überfeinerte Psychologie, die freilich mitunter an die Grenze der auflösenden Skepsis gelangt, und Regungen des Nietzeschen Übermenschen hinein, die das Recht der Individualität überspitzen. Hofmannsthal und Beer-Hoffmann, zwei Deutsch-Österreicher, sind die stärksten Vertreter dieser charakteristischen Grundstimmung, die sich mit ihren modernen Zweifeln und Forderungen in alte Fabeln einbohrt. Eine andere Art von Paramythien zu alten Sagen, Dichtungen, die die überlieferten Motive nicht umbiegen, aber neu zu deuten versuchen, ist vor allem zwei norddeutschen Dichtern, dem Formkünstler Eduard Stucken, dem Autor der Gralsdramen, und dem spröden Tristan- und Gudrunpoeten, Ernst Hardt, zu danken. Im Stil ist ihnen der Achillesdichter Wilhelm Schmidtbonn verwandt, im Wesen aber naiver, kräftiger, gesünder. Eine eigentümliche Ausprägung findet der individuelle Befreiungsdrang, der zu den Kennzeichen erhöhter Kultur gehört, in kecken Satiren der letzten Jahrzehnte, die ans Groteske streifen und kühn mit Paradoren spielen. In der Künstlerstadt München, die seit jeher die Karikatur gepflegt hat, ist diese Richtung am stärksten gediehen. Ihr erfolgreichster Vertreter ist der witzige Ludwig Thoma, ihr meistgenannter und am heftigsten umstrittener Repräsentant Frank Wedekind, der zwischen Gaminlaune und Reformationseifer schwankt, seine Paradore mitunter pedantisch vertritt, kein Seelenkünder und kein dramatischer Gestalter, aber ein satirischer Epigrammatiker, dessen Marionetten man sich gefallen läßt, weil die wunderlichsten Aphorismen, die ihnen wie Spruchbänder angeheftet sind, das Interesse reizen. Ein vielfältiges, noch nicht ausgegorenes Talent, Herbert Eulenburg, wetteifert mit Wedekind, den er an dramatischer Gelenkigkeit übertrifft, in den grotesken Zügen seiner Komödien, fesselt aber in seinen Versdramen, namentlich in „Belinde", durch tiefere dramatische Psychologie, die die Kühnheit in glaubwürdige Gestalten zu legen weiß. Einer besonderen Aufgabe bemächtigte sich eine Reihe von Talenten, die in der feineren und gröberen Komödie, im Lustspiel und in der Lustspielposse die überlieferten Formen mit deutschem Leben erfüllte und so der Vorherrschaft fremdländischer Literatur im Alltagsspielplan unserer Bühnen ein Ende machte. Paul Lindau, L'Arronge, Oskar Blumenthal, Franz v. Schönthan, Gustav Kadelberg, Richard Skowronek, Felir Philippi, nicht zu

vergessen den Schwankkrösus Gustav v. Moser, der für die neuartige Militärkomödie den Ton angegeben, sorgten für die deutsche Förderung gangbarer Gesellschaftskomödien und Volksstücke; eine Legion von Nachfolgern, darunter am glücklichsten Wilhelm Meyer-Förster und Karl Rößler, teilt sich mit den Altbewährten, zum Teil noch Schaffenden in das Verdienst, in fesselnden, wenn auch zumeist nur dem Tage dienenden Produktionen den bunten Bühnenbildern die Prägung unseres nationalen Eigenlebens zu geben.

Wie sehr die Erstarkung eines Volkes mit dem wachsenden Mute der Subjektivität zusammenhängt, zeigt ein unverkennbarer Aufschwung der Lyrik im letzten Vierteljahrhundert. Nach zwei Seiten hin namentlich offenbart sich da die neugestachelte Kraft: man sucht jenseits der konventionellen Formen und Motive neue Lebenseindrücke und Stimmungen in das poetische Momentbild zu fassen und im Zusammenhang damit dem sprachlichen Instrumente neue Töne und Akkorde abzugewinnen; daß sich zu glücklichen Griffen auch wildes Tasten und zu neuartigen Harmonien auch Dissonanzen gesellen, ist in dieser Bewegung der „Neutöner" unvermeidlich, aber starke Eigentöne, die nicht nur in der Literatur, sondern auch im Volksgemüte nachklingen werden, drangen und dringen aus dem Stimmgewirre hervor. Den kräftigsten und originellsten hat Detlev von Liliencron angegeben, der bezeichnender Weise mit seiner ganzen Persönlichkeit in der Periode der nationalen Wiedergeburt wurzelt, das Tempo und den Geist kühner Reiterattacken in die Poesie hineingetragen und mit genialer Formkunst die Eingebungen eines kecken, vom Puls der Zeit bewegten Temperaments in seinen Liedern und Skizzen festgehalten hat. Mehr auf die Zartheit differenzierter Stimmungen gerichtet ist Rudolf Dehmels feintönige Lyrik, eine neue Art der Volkstümlichkeit hat der früh dahingegangene Bierbaum gepflegt, unerhörte Wendungen suchen Stephan George, in dem Sprachkunst sich mit Sprachwillkür mengt, und seine Schule dem Worte abzugewinnen. Aus alten Quellen strömt eine neue Balladenflut in den Gesängen Spittelers, Münchhausens und Sternbergs, und ein Heer von Lyrikern, von denen manche wirklich vernommen und nicht wie ehedem bloß als Chorverstärker geduldet werden, wie die Lissauer, Salus, F. Adler, Rilke usw., zeugt für den neuen Mut, sich poetisch einzubekennen, und für die wachsende Neigung, selbst in unserer hastigen Zeit solchen Bekenntnissen Gehör zu schenken.

Die ganze Breite neuerwachten Lebens rollt sich im Roman der letzten Jahrzehnte auf. Sucht man auch hier aus der Fülle die markanten Züge der Entwicklung herauszugreifen, so begegnet man vor allem zwei neuartigen Erscheinungen: einer zum Gemeingut gewordenen Genauigkeit und Verfeinerung des Milieus, die die Gestalten und Vorgänge aus einer charakteristischen Umwelt von Land und Leuten hervorwachsen läßt, und neuen Heldentypen, die alles überkommen Heroische abgestreift haben und, mit allen Merkzeichen moderner Menschen versehen, an unsere Teilnahme appellieren. Das lokale Sitten-,

Volks- und Landschaftsgemälde war ehedem eine Ausnahme in unserer erzählenden Literatur. Meisterstücke dieser Art, wie Immermanns „Oberhof" und Otto Ludwigs „Heiterethei", wie eine Reihe Novellen von Keller, Heyse, Storm, Wilbrandt, Raabe und Franzos wiesen erst den Weg in dieser Richtung. Heute gibt es kaum eine nennenswerte Erzählung, die nicht versuchte, uns die Umwelt ihrer Helden anschaulich zu machen. Eine größere Liebe zum Boden ist ebenso unverkennbar, wie die Wechselwirkung aller deutschen Gaue, durch die die Vielfarbigkeit und Vieltönigkeit des Vaterlandes zum Gemeingut gemacht wird, und der Wetteifer scharfer Beobachter, der neuen großen Entwicklung der Städte, namentlich dem imponierenden Wachstum Berlins ein Spiegelbild entgegenzuhalten. In beiden Richtungen, in der Kunst, uns mit einem eigentümlichen Boden vertraut zu machen, und in der Meisterschaft, unser Interesse an das Gemütsleben pathosfreier, scheinbar nüchterner Menschen zu fesseln, hat Theodor Fontane, der Schilderer der Mark, dem jüngeren Geschlechte den Weg gewiesen. In seinen sparsamen Romanskizzen, die mehr in die Tiefe als in die Breite gehen, wurde er der Schöpfer des Berliner Romans, der Epiker der in der Entwicklung begriffenen deutschen Weltstadt. Eine lange Reihe von Nachfolgern, darunter Fritz Mauthner, der noch w«it Größeres als philosophischer Kritiker der Sprache geleistet hat, Mar Kretzer, der zuerst die Arbeiterkreise in den epischen Vordergrud rückte, Heinrich Seidel, der im Gewühle Berlins die Idylle aufsucht, in neuester Zeit Georg Herrmann, der aus dem Gesichtswinkel des Altberliner Judentums die Biedermeierzeit der preußischen Hauptstadt beleuchtet und aus der Perspektive der dienenden Kreise ein Bild des modernen Berlin entwirft, Felir Holländer, der in seinem besten Roman die Tage der verworrenen Schwärmerei schildert, in der sich auf dem Berliner Boden eine neue intellektuelle Welt emporringt, und Adele Gerhard, die in der Geschichte einer Kaufmannsfamilie das neue Getriebe der Metropole aus patriarchalischen Anfängen hervorwachsen läßt, sucht literarisch dem Problem des großen Werdeprozesses beizukommen, in dem das neue Zentrum Deutschlands eine vorher kaum geahnte Fülle von Kräften zu imponierender Betätigung zusammenschließt. Nie vorher aber hat sich auch der Drang, die verschiedenen Kultur- und Stammesarten deutschen Wesens in der Literatur zu vollem eigentümlichen Glanze, und so die Macht der Teile im ganzen zur Geltung zu bringen, stärker kundgegeben, als in den letzten Jahrzehnten. Thomas Mann gibt in einer vortrefflichen Familiengeschichte zugleich ein Bild vom Wesen der Hansastädte, Gustav Frenssen erfüllt die Welt seiner sanft belehrenden Romane mit dem Hauch seiner holsteinischen Heimat, das starke Erzählertalent der Klara Viebig beginnt mit der Darstellung von Land und Leuten an der Eifel, Rudolf Herzog tränkt seine optimistischen Lebensbilder mit der sonnigen Heiterkeit der Rheinlande, Georg Engel gibt seinen Seelengemälden das echte Kolorit seiner niederdeutschen Heimat, Artur Schnitzler und Jacob Wassermann zeichnen in weichen Linien die Wiener Groß-

stadtwelt, Ludwig Ganghofer versetzt uns in die Atmosphäre bajuwarischen Wesens und um den vielbewährten, noch immer jugendlich schaffenden Rosegger, der die seelischen Geheimnisse der Alpenwelt aufschließt, schart sich ein jüngeres Poetengeschlecht. In keiner früheren Zeit haben die Stämme und Landschaften von Alldeutschland sich literarisch so reich gespiegelt, wie es zu unserer Zeit in einer hier nur angedeuteten Fülle von Erzählungen geschieht, und nie vorher wurden die Offenbarungen verschiedener Stammesart so lebhaft ausgetauscht und in den Zentren des deutschen Geisteslebens mit so freudiger Gegenseitigkeit aufgenommen, wie in der letzten Entwicklungsperiode der Literatur. Übrigens ist in diesen manigfaltigen Darstellungen deutschen Lebens ein liebevolles Eingehen auf den Einzelmenschen, auf die Individualität unvergleichlich stärker ausgeprägt, als die ehemalige Vorliebe für vielfältige Handlung und Umdichtung politischer Geschichte, der Heldenton tritt gegen die naive Selbstbetätigung, die Historie gegen das soziale Leben mit seinen Errungenschaften, Bedrängnissen und Fragen zurück. Das psychologische Stimmungsbild der Novelle, wie sie von Hermann Hesse, Ernst Zahn und vielen anderen gepflegt wird, geht wie die Lyrik auf die feinste seelische Eigenart, auf die Belauschung der geheimsten Regungen. Und auch da, wo das neue Leben in seinen großen Zügen, in seinem technischen und wirtschaftlichen Aufschwung oder in seiner sozialen Gliederung dargestellt wird, oder wo man den Versucht wagt, die große Zeit von 1870/71 für die nun die entsprechende Distanz der Betrachtung gewonnen ist, vor den Lesern aufzurollen, geht das Ganze nicht so sehr auf die Massenwirkung, auf die man ehemals so viel Gewicht legte, als auf individuelle Erlebnisse, in denen die Zeit sich charakterisiert. Das gilt von den neuartigen Dichtungen, in denen die technischen Errungenschaften der Zeit sich abspiegeln, namentlich von den Werken von Mar Eyth, von den Gesellschaftsromanen von Elisabeth Heyking, F. v. Zobeltitz und Georg v. Ompteda, wie von den Versuchen, die letzten großen Ereignisse der Geschichte lebendig zu machen, besonders von den beiden großen Romanen, in denen Walter Bloem uns mit sicherer Hand durch die Ereignisse des deutsch-französischen Krieges hindurchführt.

An zwei für die Gegenwart überaus bezeichnenden Erscheinungen kann man schließlich nicht vorbeigehen, wenn man sich die Entfaltung der deutschen Literatur in den letzten Jahrzehnten ins Bewußtsein ruft. Die Einigung Deutschlands hat auch jenen deutschen Stämmen, die außerhalb des Deutschen Reiches leben, ein erhöhtes Gefühl nationaler Art eingeflößt, und die geistige Einheit in einem vorher nicht gekannten Maße gefördert. Weit größer als in den Tagen, in denen Österreich dem Namen nach zu Deutschland gehörte, ist heute die Wechselwirkung reichsdeutscher und deutsch-österreichischer Poesie. Und wenn in diesem Überblicke die Literaturvertreter von hüben und drüben nebeneinander genannt wurden, so geschah das zu vollem Rechte, da sie im Zusammenhange der Richtungen gar nicht von einander zu lösen sind. Nicht minder bezeichnend ist der

Aufschwung der Frauenliteratur, der mit einer der größten Bewegungen unserer Zeit zusammenhängt und es mitbezeugt, daß Deutschland auch in der Weltfrage des Frauenrechtes eine führende Stellung einnimmt. Neben der gemütlichen Familienerzählung, die man ehedem als Frauenliteratur Mr exeelleue« ansprach und die durch viel gelesene Schriftstellerinnen, wie die Marlitt und die Werner vertreten war, entwickelt sich schon seit einem halben Jahrhundert eine bedeutende schriftstellerische Frauentätigkeit, die durch dichterische Individualitäten von hohem Rang, wie Marie von Ebner-Eschenbach, Bertha von Suttner, Qssig Schubin, Luise v. Fran^ois, Helene Böhlau, Ilse Frapan vertreten ist und den dauernden Reichtum unserer Geistesschätze vermehrt. Ein jüngeres Geschlecht zeigt uns die Frauen mit den schwierigsten Lebensproblemen des Romans beschäftigt, die von ihnen mit großer, vielleicht durch die neue Freiheit gesteigerter Kühnheit behandelt werden, Klara Viebig mit ihrer robusten Kraft in Darstellung des Volkstümlichen, Gabriele Reuter mit ihrem Mute in der Auffassung erotischer Probleme, Auguste Hauschner mit ihrer feinen sozialen Satire, Emil Marriot (Emilie Mataja) mit ihrer herben Wahrhaftigkeit, die in die Seelenkämpfe katholischer Pfarrhäuser hineinleuchtet, die Handel-Mazetti mit ihrer ungewöhnlichen Kraft für das historische Genrebild, die feingestimmte Novellistin Anselma Heine, die eigenartige Ricarda Huch, die geistig kühn« Lilly Braun und manche andere stellen sich gleichberechtigt neben unsere männlichen Epiker, gleichberechtigt, wenn auch nicht gleichartig, und befestigen uns in der Überzeugung, daß ein volles literarisches Weltbild nur gewonnen werden kann, wenn es mit beiden Augen der Menschheit gesehen und festgehalten wird.

Das Emporreifen neuer Genies, die die höchsten Bestrebungen und die tiefsten Empfindungen von der Volksseele lösen, entzieht sich jeder menschlichen Berechnung. Ebensowenig haben wir Gewalt, darüber zu bestimmen, ob die Literatur in einer Zeit zu Throne sitzen soll, wie in den Tagen der Klassiker, da sie als einziger Ausdruck der inneren Einheit das ganze höhere Leben beherrschte, oder ob sie berufen ist, sich spiegelnd und fördernd dem Gesamtorganismus der nationalen Arbeit anzuschmiegen. Aber so viel sagt uns ein Überblick über literarische Richtungen und Strömungen der letzten Jahrzehnte: mit der nationalen Einigung hat die Wechselwirkung der geistigen Kräfte in allen deutschen Landen gleichen Schritt gehalten, das Bewußtsein unserer geistigen Entwicklung bat weitere Kreise gezogen und sich tiefer eingesenkt — neben den Klassikern sind erst in unseren Tagen Grillparzer, Kleist und Hebbel zu Nationalpoeten geworden — und die schaffenden Kräfte der letzten Jahrzehnte haben, tief angeregt durch den nationalen Aufschwung, begünstigt durch eine lange Friedenszeit, ermutigt durch eine freiere und stolzere Entwicklung, das nationale Leben von allen Seiten zu erfassen und bedeutend zu gestalten versucht. Die Überlieferung ist nicht zerrissen, sondern verjüngt, und eine Fülle von Kräften bürgt dafür, daß sie uns geistig emporführen wird.

Margarete Herrmann:
Ein musikalischer Rückblick.
25 Jahre deutscher Musik! 25 Jahre bewußten Genusses gesammelter Schätze! Denn diese Zeit war nicht eine Epoche der Produktivität, in der große Geister entstanden, die auf eignen Bahnen zu neuen Zielen führten — sondern eine Zeit der reproduktiven Kunst, in der alles, was die Meister der vergangenen Epoche geschaffen, interpretiert und dem Volke zu eigen gemacht wurde, so daß die Werke der Klassiker Nationalgut, ein Teil unseres deutschen Lebens, ein dauerndes Glück werden konnten. Die Entstehungszeit einer genialen Kunstschöpfung ist für den Kenner von großem Wert und hohem Interesse. Das Volk, die breite Masse bedarf eines gewissen Abstandes zur richtigen Beurteilung. Die Zeit muß dazwischen treten und tausend feine Unterströmungen müssen den Boden bereiten, auf dem die ausgestreute Saat keimen soll. Das Ungewohnte darf nicht mehr erschrecken, neue, befremdende, zuerst fast schmerzlich wirkende Harmonien werden zum Genuß, man hört den Herzschlag des Künstlers und versteht sein Empfinden. Dann erst beginnt seine Unsterblichkeit. Dieser Widerhall in Millionen, diese Popularisierung der Werke unsrer großen Meister ist wohl in keiner Zeit mehr gepflegt worden, als in den letzten 25 Jahren.

Allen voran ging der große Joachim, der mit seiner für alle Zeit vorbildlichen Wiedergabe der klassischen Violinliteratur, mit seinem unvergleichlichen Quartett, dem süßen, seelenvollen, großen und leidenschaftlichen Ton seiner Geige, der intensiven Innerlichkeit, dem ganzen Zauber seiner warmen künstlerischen Persönlichkeit bleibende Werte schuf und dem deutschen Volk einen Schatz von Kenntnissen der klassischen Kammermusik hinterließ, der sich auf Generationen vererben wird. Seine Schüler und Schülerinnen haben eigene Quartettvereinigungen gegründet, die in unserer musikhungrigen Hauptstadt ohne Rivalität nebeneinander bestehen und gedeihen. — Der letzte Unsterbliche der klassischen Periode, Johannes Brahms, streute noch goldene Körner aus seinem reichen Füllhorn: neben seinen Vokalquartetten, den ernsten Gesängen und Liedern die Fest- und Gedenksprüche, die herrliche Kammermusik — und Joachim trat für sie ein mit der ganzen Hingabe seiner Natur, ja selbst mit Zurückstellung seiner eigenen Produktionen. Seine feinsinnigen, warm empfundenen Ouvertüren sind heut mit Unrecht vergessen und verdienen zum Heil des Publikums eine baldige Auferstehung.

Mahler und Strauß haben dem Orchester einen anderen Charakter verliehen. Krassere Farben, stärkere Kontraste, äußerliche Effekte, Massenwirkungen, glänzende Klangerperimente treten mit raffinierter Sachkenntnis an die Stelle der inneren Empfindung und allzu große Virtuosität erschwert den Eintritt zur Unsterblichkeit, der nur dem fühlenden Künstler gewährt wird.

Die Oper steht noch unter dem Einfluß Richard Wagners. Der Genius von Bayreuth leiht den kleineren Talenten von seinem Licht und hilft ihnen zum

Leben. Auch auf dem Gebiebte der Oper, die von Mascagni, Leoncavallo, Puccini nicht gerade veredelnd beeinflußt wurde, ist es mehr das Können, die Mache, die uns Anerkennung abzwingt, als die Tiefe der Empfindung, die uns rührt und erhebt; wenngleich Strauß, d'Albert und Humperdinck die Oper um interessante Werke bereichert haben. Die Musik ist nicht mehr wie früher die Hauptsache in der Oper, sondern sie ist nur einer von vielen Faktoren, um die Wirkung zu erreichen. Neben dem Komponisten steht heut fast gleichberechtigt der Dichter, der Regisseur, der Dekorationsmaler, ja sogar der Feuerwerker; sie alle vereinigen sich, um Effekte zu erreichen, die früher unmöglich waren. Die Arie ist vollkommen verbannt, die Melodie zu kurzen Themen zusammengeschrumpft, alles ist mehr polyphon. Die Handlung schreitet rasch und zielbewußt vorwärts. Die Schnelligkeit des modernen Lebens ist auch auf die Oper nicht ohne Einfluß geblieben.

Hugo Wolff schuf poesievolle, schwärmerisch-eigenartige Lieder, Mar Reger bedeutende Orgelkompositionen, manch schönes Instrumentalwerk, manch interessantes Kammermusikstück entstand — lauter Zeugnisse großer Fertigkeit, enormen Könnens, vollendeter Technik — nicht immer der spontane Ausfluß der innersten Empfindung. Es ließen sich noch viele Namen nennen. Und doch liegt die Größe der Zeit nicht in dem, was geschaffen wurde, sondern in der Wiedergabe der Schöpfungen, in der Verbreitung derselben in die weitesten Volksschichten. Nie gab es eine solche Fülle wundervoller ausübender Künstler. Ich nenne neben dem Ehepaar Joachim Hans v. Bülow, Eugen d'Albert, Artur Schnabel, den einzig dastehenden Albert Niemann, von dem Richard Wagner sagte: er ist „durchweg erhaben, einer der größesten Künstler" — die Reicher-Kindermann, Lilli Lehmann, — nie eine solche Fülle hervorragender Dirigenten — Herrmann Levi, Steinbach, Weingartner, Schuch, Mottl, Muck, Nikisch, Fiedler, Schumann, Schrickerath, und la»t not Iea»t, Siegfried Ochs, diesen virtuosen Chormeister, der mit der Riesenmasse seiner Sänger und Sängerinnen Wirkungen hervorbringt, wie sie bisher noch nicht da waren — sie alle haben durch ihre Aufführungen Kulturwerte geschaffen, die dem deutschen Volke ein bleibendes Glück sichern. Der Kaiser bringt den Darbietungen von Siegfried Ochs bekanntlich das wärmste Interesse entgegen.

Die besten Kräfte vereinigen sich, um in Volkskonzerten zu wirken. Musikfeste und Sängerstreite heben den Chorgesang auf eine bisher noch nicht erreichte Höhe. Das Volkslied, die Grundlage aller Kunstmusik, kommt wieder zu Ehren, neue Sammlungen werden herausgegeben, und die Wandervögel durchziehen singend das deutsche Land. Die Neubelebung des Volksliedes verdanken wir der Anregung des Kaisers, der soeben die Freude erleben durfte, daß seine Berliner Sänger als Sieger aus Frankfurt heimgekehrt sind.

Die gesteigerte Technik hat die Ausdrucksmöglichkeiten erweitert und sie vieler konventioneller Fesseln entledigt. Mögen die kommenden Komponisten sich

diese Errungenschaften zunutze machen, indem sie sie nur als Mittel zum Zweck, als Gefäß betrachten, das sie mit dem Inhalt ihrer tiefsten heiligsten Empfindung anfüllen.

Das letzte Bach-Beethoven-Brahms-Fest hat aufs neue gezeigt, wie das wahrhaft Schöne im deutschen Volk ein Echo findet, und bewiesen, daß der Kulturstand desselben hoch genug ist, um die großen Unsterblichen zu verstehen. Dieses Niveau verdanken wir der künstlerischen Volkserziehung der letzten 25 Jahre, den Bemühungen der einzelnen Künstler, den rationelleren Lehrmethoden und den Bildungsmöglichkeiten, die der Staat dem deutschen Volke geschaffen.

Prof. A. Riedler:

Wissenschaftliche Technik.

(Technische Hochschulen)

Das Regierungsjubiläum des Kaisers könnte den naheliegenden Anlaß bieten, die beispiellosen, gewaltigen Fortschritte der technischen Wissenschaften und der ausführenden, wirtschaftlichen Technik während des letzten Vierteljahrhunderts in zusammenfassender Übersicht darzustellen. Ein glänzendes Bild könnte enttollt werden. Ist doch vieles erst während dieses Zeitabschnittes geschaffen worden, gewaltige neue Gebiete mit wissenschaftlichen Mitteln erst entstanden, während sich andere, früher unbedeutende hoch entwickelt haben. Auf der Oberfläche ist nichts mehr zu holen, die ist abgebaut; nur in der Tiefe, nur wissenschaftlicher Arbeit zugänglich liegen die fruchtbringenden, dem Allgemeinwohl dienenden Schätze. Seit dem gewaltigen Anstieg der wissenschaftlichen Technik sind auch die Daseins- und Schaffensverhältnisse für Menschen und ihre Organisationen völlig andere geworden. Solche Darstellung, selbst auf das Allerwesentlichste beschränkt, würde aber Bände füllen und müßte sich auf das ganze Wirtschaftsleben erstrecken.

Allgemein gewürdigt und selbst im Volksbewußtsein lebendig ist das hohe Interesse, das der Kaiser der Technik von Anfang an entgegengebracht hat. Aber auch eine sich hierauf beschränkende Darstellung würde breiten Raum erfordern und würde außerdem die Bedeutung der kaiserlichen Betätigung nicht heben, sondern eher verkleinern. Denn auf die leitenden Ideen kommt es an, die den Bestrebungen zugrunde liegen, und auf die Bedeutung dieser Ideen für das Gemeinwohl. Und darauf kommt es an, wie die Mitarbeiter diese Ideen und die Ziele erfaßt und gefördert haben, was von den leitenden Absichten verwirklicht worden ist, was nicht. Diesen Fragen näher zu treten, ist des Anlasses würdiger als rückschauende Betrachtung der Herrlichkeit, zu der wir es gebracht haben.

Diese leitenden Ideen lassen sich knapp ausdrücken, obwohl sie die größten Herrscheraufgaben umfassen: durch wissenschaftliche Technik alle latenten Kräfte zu entwickeln, neue Kraftquellen zu erschließen und dem Allgemeinwohl dienstbar zu machen, damit die nationale Kraft zu stärken, in Wirtschaft und Wohlstand, wie in Wehr und Macht.

Diese leitenden Ideen sind die Fortsetzung und Erweiterung der hohen Bestrebungen, die schon den Großen Kurfürsten beseelten, der wahrhaft regierend, d. h. vorausschauend, weltumfassende Pläne verfolgte, die inzwischen weltbewegende geworden sind. Er hat die Bedeutung der See, der Marine für die Nation erkannt, hat seinem Volke nicht bloß im eigenen Lande, sondern auf der Welt neue Bahnen öffnen wollen, er hat, obwohl ihm nur kleinste Mittel zu Gebote standen, den kühnen Schritt zur Schaffung der kurbrandenburgischen Flotte unternommen. Die Mitwelt hat diese Ideen nicht begriffen. Sie fielen in eine Zeit, als England noch keine überragende Seemacht war, als Holländer und Dänen seine Schiffsbaumeister waren! Jetzt, nach mehr als zwei Jahrhunderten, läßt sich die Entwicklung und die Umgestaltung im Weltbesitz ausdenken, die eingetreten wäre, wenn diese weitausschauenden Gedanken auf ein reifes Geschlecht fruchtbringend gewirkt hätten. Jetzt ist jedem klar, daß der Staat zum Verdorren verurteilt ist oder zur Beute anderer werden muß, der sein Arbeitsfeld auf die Landesgrenzen einschränkt, statt es auf der ganzen Welt zu suchen, und der nicht zugleich die Macht aufrichtet, solche weltumfassende Arbeit zu schützen. Jeder kann sich das Bild ausdenken, wie es mit unserem Ansehen und unserer Zukunft bestellt wäre und was sich auf unsere Kosten in der Welt abspielen würde ohne ausreichende Kraft zur See. Hier wird auch die Aufgabe der Technik jedem überzeugend klar und die Richtigkeit des Ausspruchs: „Ohne deutschen Schiffbau keine deutsche Marine".

Genau so liegt es aber auf allen Gebieten der schaffenden Tätigkeit. Kampf und Sieg, Aufblühen und Siechtum sind nur nicht überall so auffällig sichtbar und weiten Kreisen so leicht verständlich zu machen. Eine hochentwickelte, wissenschaftlich arbeitende Technik ist unerläßlich und zu großen Aufgaben berufen. Förderung der wissenschaftlichen Technik und technischer Bildung auf allen Gebieten, die das Gemeinwohl betreffen, ist längst ein Gebot der Selbsterhaltung geworden, das nur von Phantasten verkannt wird, die in den Wolken träumen. Mit Waffe und Werkzeug hat alle Kultur begonnen, und so hoch sie sich inzwischen auch entwickelt hat, diese ihre Stützpunkte haben an Bedeutung nur zugenommen. Scharfe, vollkommene Wehr zum Schutz, hochentwickelte Werkzeuge zur Erhöhung der Leistung und des Fortschrittes sind zwingende Lebensnotwendigkeiten geworden und nur mit wissenschaftlichen Mitteln erreichbar.

Wichtige, weitausgreifende Aufgaben, die das Allgemeinwohl angehen,

müssen immer bei der Schule beginnen, in ihr ruht die Zukunft; ohne richtige, vielseitige Schulung keine große Leistung. Auch darf das Bestreben, dem Volke und Staate zu dienen, nicht mit den Werken der ungewöhnlich Begabten allein rechnen, sondern muß darauf gerichtet sein, den großen Durchschnitt zu hoher Leistung zu befähigen.

Der Große Kurfürst war auch der erste, der umfassende technische Bildung würdigte. In Tangermünde wollte er eine technische Lehranstalt ins Leben rufen zur Pflege der Naturwissenschaften und ihrer Anwendung durch Unterweisung in Laboratorien, ein Plan, der, selbst mit den Augen der Gegenwart betrachtet, Bewunderung verdient und das erstrebt, was die wissenschaftliche Technik kennzeichnet. Nichts wurde verwirklicht, nichts verstanden.

Auch der große König, der seinem Staate den gebührenden Platz erkämpfte, der inmitten der Feldlager immer bemüht war, Gewerbefleiß, „Manufaktur" und Schulung zu heben, hat, gleichfalls weit ausschauend, technische Wissenschaft fördern wollen, aber seine „scole äe ßsnie" ist gleichfalls unverstanden geblieben. Erst ein halbes Jahrhundert später sind für die Bedürfnisse der staatlichen Bauten und für das Gewerbewesen Pflegstätten geschaffen worden, und erst in unserer Zeit haben diese nahen Verwandten ihre Vereinigung und wissenschaftliche Erweiterung gefunden.

Die technischen Hochschulen verdanken dem Kaiser und seinem persönlichen Eintreten ihre heutige Stellung, ihre äußerliche Gleichstellung mit den Universitäten. Seitdem erst werden ihnen reichlichere Mittel zugewendet, wenigstens für ihre wissenschaftlichen Lehraufgaben; zugleich sind sie von dem engbegrenzten Interesse des Staatsbaudienstes unabhängig geworden, der hierdurch nur gewonnen hat.

Das hohe Interesse des Kaisers für technische Wissenschaften und Verständnis der ausführenden, wirtschaftlichen Technik und ihrer Leistungen ist daher die Fortsetzung einer ruhmreichen Überlieferung, die nunmehr dem Reiche im Wertstreit der Völker die gebührende Stellung schaffen und erhalten soll.

Die vom Kaiser gewollte Schulreform entsprang dem Bestreben, die immer schwieriger gewordenen Bildungs- und Erziehungsaufgaben unter ganz veränderten Lebens- und Schaffensoerhiiltnissen nicht einer Studienrichtung allein zu überlassen, die aus anderen Bedürfnissen hervorgegangen ist und anderen hohen Zielen zu dienen hat, sondern alle geistigen Kräfte zu leistungsfähiger Mitarbeit aufzurufen, alle wissenschaftliche und schaffende Intelligenz heranzuziehen zu dem schwierigen, großen Werke, das Lebensfragen der Nation berührt, also auch reale Bildung zur Geltung zu bringen, welche die Zeit und die gegebenen Verhältnisse und Kräfte, die hemmenden wie die fördernden, richtig erfaßt, wie sie wirklich sind.

Die „Schulreform" hat, erst im zweiten Anlauf, außer der Würdigung der modernen Sprachen nur die „Gleichwertigkeit" der vorhandenen Schulen gebracht. Damit ist das schwere Unrecht beseitigt, daß eine in frühester Jugend getroffene Wahl unwiderruflich war, während jetzt gegen eine Nachtragsleistung zugunsten der alten Richtung Umkehr möglich ist. Die Gleichberechtigung ist nicht erreicht. Berechtigungs- und Monopolstudien sind geblieben, ebenso die Qual der „Reifeprüfung", die über die Zukunft vieler entscheidet und doch nichts beweist. Wirkliche reale Bildung kommt noch nicht zur Geltung, schon deshalb nicht, weil auch die minderberechtigten Schulen nur Abkömmlinge der alten Richtung und nur von ihrem Geiste erfüllt sind.

Auch die technischen Hochschulen sind noch nicht das geworden, was sie sein müßten: wissenschaftliche und wirtschaftliche Hochschulen für das moderne schaffende Leben. Sie leiden unter den „allgemeinen" Fächern, die nur die großen Lücken der ungeeigneten Vorbildung auszufüllen haben, unter der von Staat und Industrie gewollten Vermengung der leitenden mit den Hilfskräften und an zersplittertem, einseitigem Fachstudium, wie dies neuestens auf dem Gebiete der Flugtechnik auch weithin erkennbar geworden ist und sogar zur Abbröcklung von Hochschulgebieten an die Universität geführt hat.

Trotzdem muß der schließliche Erfolg der Bestrebungen der Herrscher erwartet werden, da es sich um Forderungen des Lebens, um Fragen der Energieausnutzung handelt, die durch herrschende Doktrinen und Überlieferungen dauernd nicht aufgehalten werden können. Es ist ohne schwere Selbstschädigung unmöglich, dauernd eine unzureichend gewordene Lehr- und Weltauffassung der Mehrheit der nichtbevorrechtigten Intelligenz aufzuzwingen; ebenso unmöglich, dauernd die Betätigung der vielgestaltigen eigenen Begabung und der Arbeitsfreudigkeit von Lehrern und Schülern durch enge pädagogische Doktrinen einzudämmen, dauernd der Mehrheit, die fruchtbringend schaffen soll, eine ungeeignete Vorbildung vorzuschreiben und die Kluft immer grüßer werden zu lassen zwischen den einseitig Geschulten und der völlig geänderten Welt. Die Ausbildung der ethischen und Charakterwerte, die zusammen mit dem Wohlstand und einer leistungsfähigen Technik die nationale Kraft bestimmen, kann nicht dauernd nur von einem analytisch-sprachlichen Lehrverfahren erwartet werden, ebensowenig können die abweisenden Redensarten von „Banausentum", „Materialismus", „Militarismus" usw. dauernd ihren Kurswert und eine weltfremde Bildung dauernd ihre Vorrechte behalten. Die überalten weltfremden Studierten, die nach Versorgung streben, aber nicht nach harten Kämpfen, und die Forderungen unserer Zeit sind unhaltbare Gegensätze geworden.

Die immer schwieriger werdenden Aufgaben der Verwaltung können auch nicht ohne Heranziehung technischer Bildung gelöst werden, in unserer Zeit, wo unmittelbare, persönliche Kenntnis der Menschen, ihrer Arbeit und ihrer Hilfsmittel und einheitliches Zusammenfassen von Teilarbeit Lebensforderungen geworden

sind. Gerade der modernen Technik ist der Zwang zu strenger Organisation eigen, der hohe erzieherische Wirkung ausübt und tatkräftige Persönlichkeiten schafft, die nicht auf jedem Boden gedeihen, willens- und schaffenskräftige Menschen, die Großes leisten können, aber gegenwärtig keinen Einfluß haben und meist nur der Privatwirtschaft dienen, wo ihre Leistungen weithin sichtbar sind.

Alles das kann gebessert werden, und die unerläßlichen ethischen und Charakterwerte und wahrhaft humane Bildung werden nur gewinnen, wenn die überlebte Lehrmethode geändert wird. Es fehlt nur der nachhaltige Wille, den Widerstand einer überzeugten, aber unhaltbar gewordenen Überlieferung zu brechen. Die kurfürstlichen und kaiserlichen Ideen sind im jetzigen eng reglementierten Rahmen nicht erfüllbar, es ist freie Bahn für die Betätigung schaffender Energie, insbesondere in der Schule, erforderlich, um dem ausgesprochenen Herrscherwillen und den zwingenden Forderungen der geänderten Zeit zu genügen.

Die Not unserer Zeit zwingt neuestens dazu, alle Kräfte zur nationalen Wehr, heranzuziehen. Gesundes Volkstum, Kraft und Intelligenz, Volkswohlstand und erlesene, gleichgesinnte Führer sind die Grundlagen, und Schule und Erziehung müssen diese Grundlagen verstärken. Die weltbürgerlichen blassen Friedensreden werden allerorten durch die Menschen, wie sie sind, und durch ihre Geschichte Lügen gestraft. Kampf und volle Bereitschaft für jeden Kampf ist unser Los. Ohne Kampf kein Sieg, konnte man früher sagen, ohne Kampf kein nationales Dasein, muß es jetzt heißen. Im wirtschaftlichen Wettstreit ist es ebenso bestellt. DerKampf, ob siegreich oder verheerend, ist nur weniger sichtbar. Alle Intelligenz zu höchster Leistung zu befähigen ist Lebensnotwendigkeit geworden. Es ist Selbsttäuschung, sich damit zu trösten, daß wir, dank gründlichem Wissen und dank der Freude an der Arbeit um ihrer selbst willen auf keinem wichtigen Gebiete zurückstehen, auf vielen vorangehen. Andere haben aber nicht unter so schwierigen, kargen Verhältnissen zu kämpfen und können noch aus dem Vollen schöpfen, andere leiden weniger unter herrschenden Vorurteilen nnd beschränkenden Vorrechten und unter weltabgewandter Bildung.

Vor einem Vierteljahrhundert konnten viele Staaten bestehen, ohne dem drängenden Fortschrittsdämon die Tore zu öffnen. Gegenwärtig ist Macht und Gedeihen nur dort zu finden, wo die Technik hochentwickelt ausgenutzt wird. Die Verschiebung politischer und wirtschaftlicher Macht während dieser Zeit zeigt dies eindringlich. In dieser kurzen Spanne Zeit haben sich gewaltige Dramen abgespielt, die jedem Auge das Schicksal von Staaten zeigen, die der Entwicklung der Technik fremd bleiben. In wenigen Tagen ist die alte spanische Kolonialmacht durch überlegene Waffen in Trümmer geschossen worden. Vor der erstaunten Mitwelt haben die Japaner, vor kurzem noch interessante Halbwilde, gezeigt, wie mit einigen militärischen Tugenden der ganze moderne Apparat selbst gegen überlegene Kräfte gehandhabt wird. In wenigen Wochen ist die alte Osmanenmacht trotz Soldatentugenden vor einer kleinen, aber überlegenen modernen Organisation zusammen-

gebrochen und dadurch das Weltbild umgestaltet worden. Vor unseren Augen wird Volkskraft, die bisher geschlummert hat oder unbemerkt geblieben ist, im Bunde mit der Technik erweckt und tritt als neuer Kampffaktor ein. Die wissenschaftliche Technik ist Ausnutzung und Leitung der Energie in jeder Form; sie ist, wie die Energie selbst, eine unaufhaltsame Macht, die mit elementarer Kraft wirkt, zermalmend oder segenbringend, je nachdem sie geleitet wird.

Pros. Dr. Paul Schwartz:

Der Kaiser und die Schulreform.

Als Kaiser Wilhelm II. zur Regierung kam, ging eben das erste Jahrhundert der preußischen Schulgeschichte zu Ende. Was in diesem langen Zeitraum auf dem Gebiet des Schulwesens aufgeblüht und wieder vergangen war, was sich da befehdet und versöhnt und immer wieder befehdet hatte, das alles war nur die Einleitung zu der durchgreifenden Schulreform gewesen, die sich unter persönlicher Einwirkung Kaiser Wilhelms II. in einem Jahrzehnt seiner Regierung vollzog. Wer die Bedeutung dieser Reform verstehen und würdigen will, muß einen kurzen Rückblick auf die preußische Schulgeschichte der vorangehenden hundert Jahre werfen.

Die preußische Schulgeschichte beginnt mit der Einrichtung des Oberschulkollegiums im Jahre 1787, einer Behörde, aus der sich allmählich das Kultusministerium entwickelt hat. Bis dahin kann man wohl von Schulengeschichten, aber noch nicht von einer preußischen Schul geschichte sprechen. Das Oberschulkollegium ließ sich die gründliche Besserung der völlig versagenden, überlebten Gelehrtenschulen angelegen sein, die weit hinter dem Geist der Zeit zurückgeblieben waren und wie finstere Trümmer einer untergegangenen Kultur in das Jahrhundert der Aufklärung hineinragten. Befreiung der zahlreichen kleinen Stadtschulen vom lateinischen Unterricht und deren Umwandlung in Bürgerschulen; Änderung des Lehrplans der wirklichen Gelehrtenschulen nach den Bedürfnissen der Zeit, besonders durch Betonung des Unterrichts im Französischen, in der Mathematik und den Naturwissenschaften; bessere Vorbildung der Lehrer für ihren Beruf, Hebung ihrer sozialen Stellung und Berücksichtigung ihrer besonderen Fähigkeiten und Neigungen bei der Verteilung des Unterrichts: das war der wichtigste Teil der Arbeit für die neue Behörde. Sie hat dazu verhältnismäßig wenig Zeit gehabt — denn das Unglücksjahr 1806 bereitete auch ihrer Tätigkeit ein jähes Ende — und hat doch viel Segensreiches gestiftet.

Auf der vom Oberschulkollegium geschaffenen Grundlage wurde bei der Neuordnung des Staates, die auch das Schulwesen einschloß, weitergebaut. Aus der Masse der Schulen wurden einige alsG n mnasien herausgehoben und mit dem Vorrecht der Abiturientenprüfung ausgestattet. Damit erhielten sie eine für das Staatsleben hervorragende Bedeutung: sie hatten die jungen Leute für die höheren Berufe und Ämter des Staates und der Gemeinden vorzubilden. Zwar nur vorzubilden und nicht auszubilden; aber doch war die Verantwortung, die sie den kommenden Geschlechtern gegenüber trugen, schwer. Kaum eine andere öffentliche Einrichtung hat so wie die höhere Schule die Pflicht, Fühlung mit dem Zeitgeist zu behalten und die ihr anvertraute Jugend, aus der einst die geistigen Führer des Volkes hervorgehen sollen, so vorzubilden, daß sie aus der Schule nicht in das Leben wie in eine fremde Welt hinaustritt. Hierin hat schließlich im 19. Jahrhundert das Gymnasium versagt und damit die starke Strömung gegen sich hervorgerufen, die es wegzuschwemmen drohte.
Schon die alte Gelehrtenschule des 18. Jahrhunderts hatte sich gegen die Rufe nach Aufnahme der Realien in den Lehrplan nicht mehr völlig taub gezeigt, und das Oberschulkollegium hatte sich redlich bemüht, die Gelehrtenschulen durch stärkere Betonung der Realien zu modernisieren. Das Gymnasium am Anfang des 19. Jahrhunderts geriet unter die Herrschaft der Neuhumanisten. Damit war dieser Schule ihr Charakter gegeben. Ursprünglich bestand auch hier die ehrliche Absicht, neben den humanistischen Fächern die Realien nach Möglichkeit zu berücksichtigen. Allein die Unmöglichkeit, allen Fächern gleichmäßig gerecht zu werden und alle mit wissenschaftlicher Gründlichkeit zu behandeln, führte dahin, daß das Gymnasium die Realien als für die höhere Bildung minderwertig abstieß oder in den Hintergrund drängte.
Allein die Überzeugung von dem Wert der Realien für das Leben und auch für eine höhere Bildung war doch schon zu tief in weite Volkskreise gedrungen, als daß sie durch einen gymnasialen Machtspruch hätte unterdrückt werden können. Es traten als Vorkämpfer für das Realschulwesen Männer auf den Plan, die an geistiger Bedeutung den Verteidigern des Gymnasialmonopols durchaus ebenbürtig waren. Die erstaunlichen Fortschritte des 19. Jahrhunderts auf den Gebieten der Naturwissenschaften, der Technik und der Industrie ließen das Gymnasium unberührt, erhöhten aber die Bedeutung der Realschulen. Diese waren jetzt nicht mehr mit der bloßen Duldung zufrieden, sondern schritten zum Angriff auf das Monopol des Gymnasiums und forderten gleiche Rechte mit diesem. Dazu kam noch die nationale Erhebung im Gefolge des Krieges von 1870, die im deutschen Volk einen neuen Geist weckte. Es schickte sich mit Macht an, unter die Weltvölker zu treten. Die weltfremde Absperrung der Gebildeten von dem, was nicht gerade zu ihrem Beruf gehörte, konnte nicht weiter bestehen. Gerade von ihnen mußte gefordert werden, daß sie ihre Intelligenz in den Dienst dessen stellten, was ihrem Volk in der Gegenwart not tat. Laut wurde die Anklage

gegen das Gymnasium erhoben, es vernachlässige über der unbegrenzten Hochschätzung des Altertums die nationalen Pflichten; und gerade auf diese wurde nach dem Jahre 1870 vom Volk ganz besonderer Wert gelegt.

In den Streit der Meinungen griff jetzt der Staat ein. Der Minister Falk berief im Oktober 1873 eine Schulkonferenz, die jedoch im Grunde ergebnislos blieb. Der Kampf wurde weitergeführt, und zwar besonders heftig, seitdem sich der Realschulmännerverein gebildet hatte. Eine Neuordnung des höheren Schulwesens im Jahre 1882 suchte die Gegensätze auszugleichen. Drei Arten von Vollanstalten sollten nunmehr für Verbreitung der höheren Bildung sorgen: das Gymnasium, das Realgymnasium und die Oberrealschule. Das Gymnasium brachte dem Zeitgeist ein Opfer und erhöhte die Leistungen in der Mathematik, in den Naturwissenschaften und im Französischen; das Realgymnasium kam dem humanistischen entgegen, indem es den lateinischen Lehrplan erweiterte. Es war das also ein Kompromiß, das jedoch die Vertreter unversöhnlicher Richtung auf beiden Seiten nicht befriedigte. Bald stellte sich auch heraus, daß die Folge der Neuordnung eine Überbürdung der Schüler war. Die Ärzte fingen wieder an, sich eifrig mit der Überbürdungsfrage zu beschäftigen und schwere Anklagen gegen die Schule zu erheben. Die Oberrealschule bedeutete ein Nachgeben gegen die öffentliche Meinung, die nun einmal von der Begeisterung für das Altertum und der humanistischen Bildung sich entschieden abgewandt hatte. Wie die Oberrealschule sich entwickeln würde, mußte abgewartet werden. Bitter enttäuscht waren die Realschulmänner, denn ihr Ziel war nicht die Erweiterung des Lehrstoffs für ihre Schulen gewesen, sondern die Erweiterung der Berechtigungen. Und keine hatten sie erlangt, trotz der Annäherung an das Gymnasium und trotz der erhöhten Leistungen. Als nun noch im Jahre 1886 den Abiturienten der Oberrealschule der Zutritt zu den Staatsprüfungen verschlossen wurde, da entbrannte ein Schulkrieg von einer unerhörten Heftigkeit. Neben den Männern der Schule fochten Ärzte, Juristen, Künstler, Techniker, Ingenieure. Im Landtage stießen bei jeder Beratung des Schuletats die Gegner heftig aufeinander. Die bedauernswerten Eltern mußten dabei an dem Wert aller Schulen irre werden, denen sie ihre Kinder anvertraut hatten oder anvertrauen wollten. Es war Zeit, daß diese Verwirrung, die zu einem Schaden des Gemeinwohls auszuarten drohte, gelöst wurde; daß den vorgefaßten Meinungen, die sich durch keine Gründe widerlegen lassen wollten, ein fester Wille entgegentrat; daß die Rufer im Streit durch ein vernehmliches Hoc volo, »ie iubeo! zur Ruhe gewiesen wurden.

Kaiser Wilhelm II. sprach das erlösende Wort. Auf sein Geheiß berief der Kultusminister von Goßler eine Schulkonferenz zum 4. Dezember 1890. Dreiundvierzig angesehene Männer der verschiedensten Berufe traten an diesem Tage in Gegenwart des Kaisers zusammen, um ihre Beratungen über die Sckulfrage zu beginnen. Der Kaiser ergriff selbst das Wort. Seine Anrede erhielt

dadurch einen ganz eigenen Reiz, daß er als Herrscher und als ehemaliger Schüler eines Gymnasiums sprach. „Ich kann zu Ihnen als Eingeweihter sprechen," so sagte er, „denn Ich habe auf dem Gymnasium gesessen und weiß, wie es da zugeht." Mit Fug und Recht durfte sich der Kaisir als „Eingeweihten" bezeichnen. Denn wie er sich auf der Universität nicht, wie so mancher, bloß „Studierens halber" aufgehalten, sondern sich mit Ernst den Studien hingegeben hat, so ist er auch ein pflichttreuer Gymnasiast gewesen, der es mit seinen kleinen und großen Pflichten gewissenhaft gehalten hat, vom Anfeuchten des Tafelschwammes bis zur Anfertigung des lateinischen Aufsatzes.

Die heranwachsende deutsche Jugend den jetzigen Anforderungen, der Weltstellung des deutschen Vaterlandes und auch unseres Lebens entsprechend heranzubilden: das bezeichnete der Kaiser als die erste Aufgabe der Schule, und das hatte sie bisher nicht geleistet. Sie hatte, wie er ihr vorwarf, auf das Lernen und Wissen den Nachdruck gelegt, aber nicht auf die Bildung des Charakters und auf die Bedürfnisse des Lebens; sie hatte mehr das Können als das Kennen betont und irrigerweise die Hauptaufgabe in der Gymnastik des Geistes gesehen, mit der ausgerüstet ein junger Mann imstande sein sollte, alles für das Leben Notwendige zu leisten. Vor allem aber vermißte der Kaiser die nationale Basis. Nicht junge Griechen und Römer sollen erzogen werden, sondern junge Deutsche. Deshalb muß das Deutsche der Mittelpunkt des Unterrichts werden. Mit dem Mangel an nationalem Sinn hingen nach des Kaisers Meinung auch die dürftigen Leistungen des Geschichtsunterrichts zusammen. Gerade den Abschnitt der Geschichte wünschte er besonders eingehend behandelt zu sehen, der für das Verständnis der Fragen der Gegenwart unumgänglich nötig ist: den Übergang von der französischen Revolution in das 19. Jahrhundert. Aus Rücksicht auf die Gesundheit der heranwachsenden Jugend forderte er eine Einschränkung der Stundenzahl und der häuslichen Arbeiten; hatte doch er selbst als Primaner täglich 5V2 bis 7 Stunden den häuslichen Aufgaben widmen müssen. Eine Änderung war nur durch Kürzung des Lehrstoffs und durch Umgestaltung der Eraminll zu erreichen. Damit streifte der Kaiser auch die Mängel des Berechtigungswesens und die Klage der Schulen über den Ballast von unfähigen Schülern, die sie wegen des Zeugnisses zum einjährigen Dienst mitschleppen müssen. Die höheren Schulen sollten dem Kaiser ein kräftiges Geschlecht von Männern erziehen, die auch dem Vaterlande als geistige Führer und Beamte dienten. Als Landesvater fühlte sich der Kaiser zu der Erklärung verpflichtet: es geht so nicht weiter. „Die Männer sollen nicht durch Brillen die Welt ansehen," so lauteten seine Schlußworte, „sondern mit eigenen Augen und Gefallen finden an dem, was sie vor sich haben, ihrem Vaterlande und seinen Einrichtungen."

So war vom Kaiser der Konferenz die Bahn gewiesen worden, auf der sich ihre Verhandlungen zu bewegen hatten. In elf Sitzungen erledigte sie ihre Aufgabe. Der letzten Sitzung wohnte wieder der Kaiser bei. In einem Schluß-

wort sprach er seine vollste Zufriedenheit mit der geleisteten Arbeit aus. Einige von der Konferenz gefaßten Beschlüsse werden zeigen, wie seine Wünsche erfüllt worden waren. Es war beschlossen worden: die Gesamtzahl der Unterrichtsstunden zu vermindern, auf das Deutsche unter allen Umständen den größten Nachdruck zu legen, die vaterländische Geschichte eingehender zu behandeln, die häuslichen Arbeiten nicht zu vermehren und die Hauptarbeit in die Schule zu verlegen, Spiele und körperliche Übungen zu pflegen. Sollte die Ausführung dieser und anderer Beschlüsse den Schulen zum Segen gereichen, so mußte auf eine freudige Mitarbeit der Lehrerschaft zu rechnen sein. Auch ihr galt des Kaisers Sorge. „Noch liegt Mir am Herzen, einen Punkt zu berühren", so schloß eine Kabinettsorder an den Minister von Goßler, die nach dem Schlußwort des Kaisers verlesen wurde. „Ich verkenne nicht, daß bei Durchführung der neuen Reformpläne erhebliche Mehrforderungen an die Leistungen der gesamten Lehrerschaft gestellt werden müssen. Ich vertraue aber ebenso ihrem Pflichtgefühle wie ihrem Patriotismus, daß sie sich den neuen Aufgaben mit Treue und Hingebung widmen werde. Demgegenüber erachte ich es aber auch für unerläßlich, daß die äußeren Verhältnisse des Lehrerstandes, wie dessen Rang- und Gehaltsverhältnissc, eine entsprechende Regelung erfahren, und Ich wünsche, daß Sie diesen Punkt besonders im Auge behalten und darüber an Mich berichten." Von der Lehrerschaft wurden diese Kaiserworte mit Dank und Freude begrüßt. Den Worten folgte bald die Tat. Wonach die Lehrer mit heißem Bemühen seit langen Jahrzehnten vergeblich gestrebt hatten, das gab ihnen in kurzer Zeit die kaiserliche Gnade in Fülle. Die lange Geschichte des Lehrerstandes ist an Enttäuschungen und Mißerfolgen überreich. Mit der Regierung Kaiser Wilhelms II. beginnt für ihn die Zeit des Aufstieges und der Blüte.

Den Beschlüssen der Konferenz gemäß wurde in den folgenden Jahren viel in den Schulen gebessert und umgestaltet, und nachdem man ein Jahrzehnt lang Erfahrungen gesammelt hatte, trat am 6. Juni 1300 eine zweite Schulkonferenz zusammen. In der Eröffnungsrede konnte der Minister Studt darauf hinweisen, wieviel in den zehn Jahren erreicht worden war. „Ich erinnere zunächst an die größere Pflege der Muttersprache und der vaterländischen Geschichte", sagte er. „Der Unterrichtsbetrieb in den fremden Sprachen und Naturwissenschaften hat zweifellos Fortschritte gemacht, die körperlichen Übungen haben eine weit größere Beachtung und Pflege gefunden, als in früherer Zeit." Der Kaiser hatte die Absicht gehabt, der ersten Sitzung beizuwohnen, war aber daran verhindert worden. Da ergriff vor dem Eintritt in die Tagesordnung der Geheimrat Hinzpeter, der den Kaiser durch seine Jugend geleitet hatte, das Wort. Was er ausführte, waren wohl die Gedanken des Kaisers. Wenn auch in den letzten Jahren an allen Schulen jeder Art mit löblichem Eifer und in einem andern Geist als früher gearbeitet worden war, so war doch der alte Gegensatz zwischen Gymnasium und Realschule nicht ausgeglichen. Ein Friede scheiterte daran, daß das Gymnasium

nicht gewillt war, von seiner alten Vorrechtstellung auch nur einen Schritt zurückzuweichen, geschweige denn dem Gegner eine gleiche Stellung neben sich einzuräumen. Da verkündete Hinzpeter, daß der Zweck der Konferenzbeschlüsse von 1K90 nicht erreicht worden sei, und zwar deshalb nicht, weil das humanistische Gymnasium nicht nur an seiner traditionellen Organisation, sondern zugleich an seiner traditionellen privilegierten Stellung festgehalten habe. Wohin der klare Wille des Kaisers ging, zeigte der Satz: „Eines von beiden wird das Gymnasium wohl aufgeben müssen: entweder seine traditionelle Organisation oder seine traditionelle privilegierte Stellung."

Die Beschlüsse der Konferenz brachten die Gleichstellung der drei höheren Schulen (Gymnasium, Realgymnasium und Oberrealschule) und die neuen Lehrpliine und Lehraufgaben von 1901. Der Allerhöchste Erlaß vom 26. November 1900 führte an erster Stelle aus, daß die drei Schulen „in der Erziehung zur allgemeinen Geistesbildung als gleichwertig anzusehen sind". Damit ist wenigstens ein äußerer Friede hergestellt, der selbst dadurch nicht wesentlich gestört wird, daß einmal einige Rufer im Streit in hitzigem Wortgefecht aneinandergerieten.

Eine zweite Stelle des Erlasses verdient noch hervorgehoben zu werden. „Besonderen Wert aber lege ich darauf," so läßt sich der Kaiser vernehmen, „daß bei der großen Bedeutung, welche die Kenntnis des Englischen gewonnen hat, diese Sprache auf den Gymnasien eingehender berücksichtigt wird." Dem Kaiser hat offenbar bei der Schulreform manche der Einrichtungen des englischen Schulwesens als Vorbild vorgeschwebt, soweit sie eben für deutsche Verhältnisse vorbildlich sein können. Das sichere Auftreten des Engländers, seine Fähigkeit, sich schnell in eine Lage zu finden, der Scharfblick für das Richtige, seine Selbstbeherrschung und Selbstzucht, alles das sind Vorzüge, die er wohl nicht zum geringen Teil der Schule verdankt. In den Verhandlungen der Konferenz hatte der Fabrikdirektor Böttinger darauf hingewiesen, wie die Bedeutung des Englischen in dem großen Weltverkehr sich alljährlich steigert. „Ich hatte vor einigen Jahren eine Reise um die Welt zu machen", erzählte er, „und auf der ganzen Fahrt habe ich nicht einmal ein Gespräch anders zu führen gehabt, als in englischer Sprache. Englisch ist heutzutage zweifellos die Weltsprache." Der Wortführer für die Marine aber klagte über die mangelhafte Ausbildung der jungen Leute im Englischen, und dabei habe gerade für die Friedenstätigkeit der Marine die englische Sprache eine besondere Bedeutung. „Im Frieden", beteuerte er, „ist die englische Sprache, ich kann sagen, unser täglich Brot." In den neuen Lehrplan des Gymnasiums ist das Englische aufgenommen worden. Am gedeihlichsten wird der Unterricht in einer lebenden Sprache sich gestalten, wenn der Lehrer sie aus dem Urquell schöpft, wenn er sie in dem Lande hört, wo sie gesprochen wird, und wenn er — was nicht gering anzuschlagen ist — auch Land und Leute kennen und achten lernt. Lehrer gehen jetzt, vom Staat und von Gemeinden

unterstützt, ins Ausland, um ihre Sprachkenntnisse zu erweitern; umgekehrt kommen ausländische Lehrer nach Deutschland. Auch Privatleute suchen diesen wechselseitigen Verkehr zu fördern, wie Sir Ernest Cassel, der ein bedeutendes Kapital zu diesem Zweck gestiftet hat. Es ist hier nicht möglich, auf alle die wohltätigen Neuerungen der Lehrpläne einzugehen. Nur kurz soll auf die Hebung des Zeichenunterrichts und des Gesangunterrichts hingewiesen werden, wodurch der in der Jugend schlummernde Kunstsinn merklich geweckt worden ist. Mehr Worte sollen dem Turnen und den Turnspielen gewidmet sein, deren Pflege ja sich des besonderen Wohlwollens des Kaisers erfreut. In die Jugend ist entschieden ein frischerer Geist gekommen. Man muß die Knaben und Jünglinge auf den Turn- und Spielplätzen oder auf den Wasserflächen beobachten, mit welchem Feuereifer sie ihre Kräfte anstrengen, um in harmlosem Wettbewerb das Beste zu leisten. Daß darunter die Zucht oder der Fleiß oder die Gesundheit oder gar der Geist Schaden nehmen, das können nur griesgrämigste Pessimisten argwöhnen.

Wenn wir diesem kurzen Bild von der Reform der höheren Schule noch den Hinweis darauf beifügen, wie das Mädchenschulwesen von Grund aus gebessert und die Fortbildungeschulen im ganzen Lande geschaffen oder umgeschaffen worden sind, so können wir, ohne Widerspruch zu befahren, behaupten: kein Zeitraum ist für die preußische Schulgeschichte von solcher Bedeutung gewesen, wie die Regierungszeit Kaiser Wilhelms II.

Geh. Ober-Regierungsrat Dr. Wuermeling:
Der Kaiser und die Sozial-Reform.
Wenn etwas kennzeichnend ist für den hochherzigen Sinn, in welchem Kaiser Wilhelm II. die Regierung übernahm, und für den klaren und weiten Blick, mit welchem er die Bedürfnisse einer neuen Zeit erkannte, so ist das die offene, treffsichere Entschiedenheit, mit der er sich von vornherein zu einer tatkräftigen Arbeit auf dem Felde der Sozialpolitik bekannte. Es ist auch psychologisch von Interesse, zu sehen, wie der noch jugendliche Monarch gerade hierin von vornherein an das anknüpfte, was der erste Kaiser Wilhelm, von der Warte eines gottbegnadeten Alters auf ein langes, an Erfahrungen reiches Leben zurückschallend, in seiner denkwürdigen Novemberbotschaft vom Jahre 1881 niedergelegt hatte. Diese Novemberbotschaft stellte bekanntlich in großen Zügen die Grundlinien für eine umfassende staatliche Fürsorge auf dem Gebiete der Arbeiterversicherung fest, die den arbeitenden Klassen bei Krankheit, Unfall, Invalidität und Alter Hilfe und gesicherten Schutz bringen sollte. In abgeklärter Erkenntnis hatte der alte Kaiser die Wichtigkeit, aber auch die Schwierigkeit dieser sich aufdrängenden Fragen und den Geist, in welchem ihre Lösung in Angriff zu nehmen war, mit schönen, unvergeßlichen Worten gekennzeichnet:
„Für diese Fürsorge die rechten Mittel und Wege zu finden, ist eine schwierige, aber auch eine der höchsten Aufgaben jedes Gemeinwesens, welches auf den sittlichen Fundamenten des christlichen Volkslebens steht. Der engere Anschluß an die realen Kräfte dieses Volkslebens und das Zusammenfassen der letzteren in der Form korporativer Genossenschaften unter staatlichem Schutz und staatlicher Förderung werden, wie wir hoffen, die Lösung auch von Aufgaben möglich machen, denen die Staatsgewalt allein in gleichem Umfang nicht gewachsen sein würde."
Und es war dem ersten Kaiser noch beschieden gewesen, diese Fürsorge im Jahre 1883 in der Krankenversicherung und in den Jahren 1884 bis 1887 durch fünf weitere Gesetze in der gewerblichen, der land- und forstwirtschaftlichen, der Bau- und der See-Unfallversicherung verwirklicht zu sehen. Die Invaliden- und Altersversicherung der Arbeiter war in der Vorbereitung, — da schloß im März 1888 der Tod die Augen des ersten deutschen Kaisers; wenige Monate darauf folgte ihm im Tode Kaiser Friedrich, der Held im Leiden.
Hatte Kaiser Wilhelm II. schon in der Ansprache an sein Volk, alsbald nach Anfall der Regierung, gelobt, den „Armen und Bedrängten ein Helfer zu sein", so stellte er sich gleich in der ersten Thronrede, mit der er am 25. Juni 1888, umgeben von den deutschen Bundesfürsten, in feierlicher Weise den

deutschen Reichstag eröffnete, unumwunden und voll auf den Boden der Novemberbotschaft seines verewigten Großvaters. Er fügte hinzu: Er iverde im Sinne dieser Botschaft

„fortfahren, dahin zu wirken, daß die Reichsgesetzgebung für die arbeitende Bevölkerung auch ferner den Schutz erstrebe, den sie im Anschluß an die Grundsätze der christlichen Sittenlehre den Schwachen und Bedrängten im Kampfe ums Dasein gewähren kann. Ich hoffe, daß es gelingen werde, auf diesem Wege der Alisgleichung ungesunder gesellschaftlicher Gegensätze näher zu kommen, und hege die Zuversicht, daß ich zur Pflege unserer inneren Wohlfahrt die einhellige Unterstützung aller treuen Anhänger des Reiches und der verbündeten Regierungen finden werde, ohne Trennung nach gesonderter Parteistellung".

Noch im Herbste des Jahres 1888 trat der Kaiser auch persönlich den Arbeitern näher, indem ee den ihm huldigenden Breslauer Arbeitern in einer herzlichen Ansprache dankte und sie versicherte, wie „das Wohl der Arbeiter ihm am Herzen liege".

Die Thronrede an den deutschen Reichstag vom November eben dieses Jahres gab ihn, dann erneut Anlaß, die Fortführung der sozialpolitischen Gesetzgebung als ein teures Vermächtnis seines Großvaters zu betonen. Im Anschluß daran kündigte er die Vorlegung eines Gesetzes zur Versicherung aller Arbeiter gegen die Gefahren des Alters und der Invalidität an.

So geschah es alsbald, und im Juni 1889 konnte das Invaliditiits- und Altersversicherungsgesetz verabschiedet werden. Damit war dem großen, völlig neuen Werke der deutschen Arbeiterversicherung zunächst der Schlußstein aufgesetzt.

Auch sonst nahm der Kaiser jede sich bietende Gelegenheit wahr, um sein warmes und vorurteilsfreies, persönliches Interesse an der Sozialreform und an der Förderung eines gedeihlichen Verhältnisses zwischen Arbeitgebern und Arbeitern offen zu bekunden, so bei Eröffnung der Ausstellung für Unfallverhütung in Berlin im April 1889, und kurz darauf, im Mai 1889, aus Anlaß des großen Bergarbeiterausstandes durch den Empfang von Vertretern sowohl der ausständigen Bergleute als auch ihrer Arbeitgeber und durch die ernsten mahnenden Worte, die er an beide Teile richtete.

Nachdem mit dem Invaliden- und Altersversicherungsgesetz der gewaltige Bau der Arbeiterversicherung vorläufig zum Abschluß gebracht war, ließ der Kaiser es sich alsbald angelegen sein, auch dem Arbeiterschutz weiteren Antrieb zu geben und neue Ziele zu setzen. Dies wurde eingeleitet durch die beiden bekannten Kaiserlichen Erlasse vom 4. Februar 1890. In dem einen, an den Reichskanzler Fürsten Bismarck gerichteten Erlasse erklärte der Kaiser:

„Ich bin entschlossen, zur Verbesserung der Lage der deutschen Arbeiter die Hand zu bieten, soweit die Grenzen es gestatten, welche Meiner Fürsorge

durch die Notwendigkeit gezogen werden, die deutsche Industrie auf dem Weltmarkts konkurrenzfähig zu erhalten und dadurch ihre und der Arbeiter Eristenz zu sichern. Der Rückgang der heimischen Betriebe durch Verlust ihres Absatzes im Auslande würde nicht nur die Unternehmer, sondern auch ihre Arbeiter brotlos machen. Die in der internationalen Konkurrenz begründeten Schwierigkeiten zur Verbesserung der Lage unserer Arbeiter lassen sich nur durch internationale Verständigung der an der Beherrschung des Weltmarktes beteiligten Länder, wenn nicht überwinden, so doch abschwächen."

Dieser Erlaß ist die Grundlage für die erste internationale Arbeiterschutzkonferenz, die im März 1890 in Berlin zusammentrat.

Der zweite Kaiserliche Erlaß vom 4. Februar 1890 war gerichtet an den eben neu ernannten Preußischen Handelsminister, Frei Herrn von Be rl e psch, der, heute siebzigjährig, nunmehr auch auf ein langes Leben verdienstvoller und erfolgreicher, zunächst amtlicher und dann freier Arbeit im Dienste einer gesunden Sozialreform zurückblicken darf. Dieser Erlaß gab das nähere Programm des Kaisers für den nationalen Arbeiterschutz. Es heißt da:

„So wertvoll und erfolgreich die durch die Gesetzgebung und Verwaltung zur Verbesserung der Lage des Arbeiterstandes bisher getroffenen Maßnahmen sind, so erfüllen dieselben doch nicht die ganze Mir gestellte Aufgabe. Neben dem weiteren Ausbau der Arbeiterversicherungsgesetzgebung sind die bestehenden Vorschriften der Gewerbeordnung über die Verhältnisse der Fabrikarbeiter einer Prüfung zu unterziehen, um den auf diesem Gebiet laut gewordenen Klagen und Wünschen, soweit sie begründet sind, gerecht zu werden. Diese Prüfung hat davon auszugehen, daß es eine der Aufgaben der Staatsgewalt ist, die Zeit, die Dauer, die Art der Arbeit so zu regeln, daß die Erhaltung der Gesundheit, die Gebote der Sittlichkeit, die wirtschaftlichen Bedürfnisse der Arbeiter und ihr Anspruch auf gesetzliche Gleichberechtigung gewahrt bleiben. Für die Pflege des Friedens zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern sind gesetzliche Bestimmungen über die Formen in Aussicht zu nehmen, in denen die Arbeiter durch Vertreter, welche ihr Vertrauen besitzen, an der Regelung gemeinsamer Angelegenheiten beteiligt und zur Wahrnehmung ihrer Interessen bei Verhandlungen mit den Arbeitgebern und mit den Organen Meiner Regierung befähigt werden. Durch eine solche Einrichtung ist den Arbeitern der freie und friedliche Ausdruck ihrer Wünsche und Beschwerden zu ermöglichen und den Staatsbehörden Gelegenheit zu geben, sich über die Verhältnisse der Arbeiter fortlaufend zu unterrichten und mit den letzteren Fühlung zu behalten. Die staatlichen Bergwerke wünsche ich zu Musteranstalten entwickelt zu sehen, und für den Privat-Bergbau erstrebe ich die Herstellung einer der Stellung der Fabrik-Inspektionen entsprechenden Aufsicht, wie sie bis zum Jahre 1869 bestanden hat."

Zur Vorberatung dieser Fragen berief der Kaiser den Staatsrat zusammen, ergänzte ihn für diese Aufgaben besonders und eröffnete ihn am 14. Fe-

bruar 1890 mit einer längeren Ansprache, die von dem tiefen Ernst seiner Bestrebungen und von seinem festen Willen, sie zu verwirklichen, beredtes Zeugnis ablegte.

Die erste Internationale Arbeiterschutz-Konferenz tagte unter dem Vorsitze des Ministers von Berlepsch. Sie stellte eine Reihe von Wünschen für den Ausbau des Arbeiterschutzes, namentlich zur Regelung der Arbeit in Bergwerken, der Sonntagsarbeit, der Arbeit von Kindern, jungen Leuten und weiblichen Personen und zur Ausführung dieser Grundsätze auf.

In der Thronrede, mit welcher der Kaiser im Mai 1890 den neugewählten Reichstag eröffnete, gab er seiner besonderen Befriedigung über den Verlauf der internationalen Konferenz Ausdruck. Er sagte dabei:

„Die Beschlüsse der Konferenz bilden den Ausdruck gemeinsamer Anschauungen über das wichtigste Gebiet der Kulturarbeit unserer Zeit. Die darin niedergelegten Grundsätze werden, wie Ich nicht zweifle, fortwirken als eine Aussaat, die mit Gottes Hilfe zum Segen der Arbeiter aller Länder aufgehen und auch für die Beziehungen aller Völker untereinander nicht ohne einigende Frucht bleiben wird."

In derselben Thronrede kündigte er gleichzeitig eine umfassende Vorlage zum Ausbau des Arbeiterschutzes auf dem Boden der Gewerbeordnung an. Damit begann eine fruchtbare Ära gesetzgeberischer Maßnahmen auf dem Felde des ArbeiterschutzeS, eingeleitet durch die große Arbeiterschutznovelle vom Juni 1891 und fortgesetzt bis in die neueste Zeit durch eine große Zahl weiterer Gesetze und anderer Bestimmungen in den verschiedensten Zweigen des Arbeiterschutzes. Wir müssen es uns bei dem beschränkten Raum, der uns hier zur Verfügung steht, versagen, auch nur einigermaßen erschöpfend auf das Einzelne einzugehen, und wollen nur, gleichsam in Stichworten, hinweisen auf die wiederholt herabgesetzte Arbeitszeit für weibliche Personen, auf den Schutz der Wöchnerinnen, auf die Einschränkung der Arbeitszeit für Kinder und Jugendliche, auf das Verbot der Nachtarbeit für diese besonders schutzbedürftigen Klassen, auf das weitgehende Kinderschutzgesetz vom Jahre 1903, auf die Regelung der Arbeitszeit für erwachsene männliche Arbeiter in einer Reihe von Induftrieen, auf die große Zahl von Vorschriften zum Schutze von Gesundheit und Sittlichkeit bei Einrichtung von Fabriken und Werkstätten, auf die Einschränkung der Sonntagsarbeit, auf die Regelung der Arbeitsverhältnisse von Gehilfen in offenen Verkaufsstellen, auf das Hausarbeitsgesetz von Ende 1911, welches das besonders schwierige Gebiet der Hausarbeit in den Kreis der gesetzlichen Regelung einbezog, auf die Vorschriften über Arbeitsordnungen, Lohnbücher, Arbeitszettel und Lohnzahlungsbücher, auf die bedeutsame Entwickelung der Gewerbeaussicht, endlich auf die preußischen Gesetze zur Ausgestaltung des Rechts der Bergarbeiter unter Einführung von obligatorischen Arbeiterausschüssen und Sicherheitsmännern. Daneben seien nur noch erwähnt die Gesetze über die Gewerbe- und die Kaufmannsgerichte, ferner die Novelle vom Jahre 1897 zur Organisation des Handwerks.

Und wenn der Kaiser im Jahre 1890 die Ergebnisse der ersten internationalen Arbeiterschutzkonferenz als eine Aussaat bezeichnet hatte, die zum Segen der Arbeiter aller Länder aufgehen sollte, so dürfen auch die internationalen Abkommen vom Jahre 1906 über das Verbot weiblicher Nachtarbeit und über das Weißphosphorverbot in der Zündholzindustrie als Früchte auf dem Felde internationaler Verständigung bezeichnet werden, das der Kaiser damals erschlossen hatte. Neben all' diesen Maßnahmen auf dem Gebiete des Arbeiterschutzes läuft dann noch die umfassende Arbeit zum weiteren Ausbau der Arbeiterversicherung. In verschiedenen Novellen wurde die Krankenversicherung ausgestaltet, in den Jahren 1899 und 1900 die Invaliden-und die Unfallversicherung neu geregelt,und neuestens ist in dem bedeutsamen Werke der Neichsversicherungsordnung die Krankenversicherung in weitem Umfange, so namentlich auf die Landwirtschaft, ausgedehnt, die Witwen- und Waisenversicherung im Anschluß an die Invalidenversicherung neu eingeführt und die ganze Arbeiterversicherung in einem großen Gesetze zusammengefaßt und ausgebaut.
Daran schließt sich endlich die neue Versicherung der Angestellten vom Dezember 1911, welche dieser mächtig heranwachsenden Erwerbsschicht für den Fall der Berufsunfähigkeit und des Todes, sowie zugunsten ihrer Hinterbliebenen die ihren besonderen Verhältnissen entsprechende Fürsorge gewähren soll.
Wahrlich, es ist Vieles und Großes in diesen 25 Jahren der Regierung unseres Kaisers an sozialer Fürsorge geleistet worden, und das ist namentlich auch der Volksgesundheit, und nicht zum mindesten der Hebung der Leistungsfähigkeit der beteiligten Volksklassen und damit auch — trotz der Lasten, welche diese Fürsorge den deutschen Unternehmern auferlegt — der deutschen Volkswirtschaft im ganzen zugute gekommen. Auch im Wettbewerbe mit anderen Kulturvölkern sind wir darum nicht zurückgeblieben. Im Gegenteil, gerade diese Zeit reger Arbeiterfürsorge ist auch eine Zeit beispiellosen Aufschwunges der deutschen Volkswirtschaft, eine Zeit mächtigen Reckens und gewaltigen Erstarkens deutscher Gütererzeugung und deutschen Handels, auch auf dem Weltmarkte, geworden. Gewiß bleibt wahr, daß bei dem Fortschreiten auf dem Wege der Sozialreform auf die Leistungsfähigkeit unserer Volkswirtschaft überhaupt und namentlich auch im Wettbewerbe mit dem Auslande gebührend Rücksicht zu nehmen ist. Wenn hieraus nun gefolgert wurde und gefolgert wird, daß wir in Deutschland auch vom wirtschaftlichen Standpunkt Wert darauf legen müßten, daß auch andere mit uns im wirtschaftlichen Wettbewerb stehende Kulturstaaten eine entsprechende Arbeiterfürsorge einführen und damit deren Lasten auf sich nehmen, so ist demgegenüber doch bezeichnend, wie neuerdings angesichts des großartigen Aufschwungs unserer Volkswirtschaft auch in Kreisen der Unternehmer selbst die Auffassung vertreten wird, wir hätten wirtschaftlich eigentlich gar kein Interesse daran, daß die andern Länder uns unsere Arbeiterfürsorge nachmachen und damit die Leistungsfähigkeit ihrer Arbeiterschaft auf die Stufe heben, die wir gerade wesentlich mit durch unsere Arbeiterfürsorge erreicht haben. Gewiß eine interessante Wendung in der Auffassung!

Wenn wir oben aus der ersten Regierungszeit unseres Kaisers die verständnisvolle Mitarbeit des Freiherrn von Berlepsch hervorheben durften, so ziemt es sich, für die spätere Zeit der zielbewußten, unermüdlichen Tätigkeit des Staatssekretärs Grafen von Posadowsky zu gedenken, der zehn Jahre lang, von 1897 bis 1907, in immer mehr vertiefter, vorurteilsloser Erkenntnis der Bedürfnisse der Zeit und unseres Volksganzen seine Kraft der Sache der sozialen Reform gewidmet und sich damit den Ehrentitel des Ministers für Sozialpolitik gesichert hat.
Durch die Kundgebungen des Kaisers selbst aber zieht sich auch weiter bis heute der Grundton, den er gleich beim Antritt der Regierung angeschlagen hat. Zahlreich sind die Beweise dafür. In besonders feierlicher Weise gab der Kaiser dem in seinem Erlasse vom 17. November 1906, dem 25 jährigen Gedenktage der Novemberbotschaft des ersten Kaisers Wilhelm, erneuten Ausdruck. In diesem Erlasse weist unser Kaiser auf die seither erzielten Erfolge hin und fährt dann fort:
„Leider wird die Erreichung des höchsten Zieles der Kaiserlichen Botschaft gehemmt und verzögert durch den andauernden Widerstand gerade von der Seite, welche glaubt, die Vertretung der Arbeiterinteressen vorzugsweise für sich in Anspruch nehmen zu können. Gleichwohl vertraue Ich auf den endlichen Sieg gerechter Erkenntnis des Geleisteten und auf wachsendes Verständnis für die Grenzen des wirtschaftlich Möglichen in allen Kreisen des deutschen Volkes. Dann wird sich auch die Hoffnung Kaiser Wilhelms erfüllen, daß sich die Arbeiterversicherung als dauernde Bürgschaft inneren Friedens für das Vaterland erweisen möge. In dieser Zuversicht ist es Mein fester Wille, daß die Gesetzgebung auf dem Gebiete der sozialpolitischen Fürsorge nicht ruhe und in Erfüllung der vornehmsten Christenpflicht auf den Schutz und das Wohl der Schwachen und Bedürftigen fortgesetzt bedacht sei."
Diese unbeirrte Hoffnungsfreudigkeit, dieser edle Optimismus, dieses ernste Pflichtgefühl, dieser feste Wille, auf den beschrittenen Wegen auch dann fortzuschreiten, wenn dabei die Anerkennung der zunächst beteiligten Klassen noch versagt bleibt, dieses „Ringen um die Seele des Arbeiters" erinnern an das, was der Kaiser schon in den ersten Jahren seiner Regierung dahin erklärte:
„Ob wir nun Dank oder Undank für unsere Bestrebungen zur Aufbesserung des Wohles der arbeitenden Klassen ernten, in diesen Bestrebungen werde Ich nicht erlahmen. Ich habe die Überzeugung, daß diese staatliche Fürsorge uns zu dem Ziele führen wird, die arbeitenden Klassen mit ihrer Stellung innerhalb der gesellschaftlichen Ordnung zu versöhnen. Jedenfalls geben diese Bestrebungen Mir für Alles, was wir tun, ein ruhiges Gewissen."

Inzwischen geht die soziale Entwicklung unseres Volkes ihren Gang. Es gilt jetzt das Erreichte zu sichern und weiter auszugestalten, sowie hervortretende Mängel auf Grund der Erfahrungen zu bessern. Neue Aufgaben drängen sich mit der fortschreitenden Entwicklung unaufhaltsam auf; insbesondere tritt das Bedürfnis einer großzügigen Fürsorge für den Mittelstand in den Vordergrund.

Noch in der Thronrede von Anfang 1912, mit welcher der Kaiser den neugewählten Reichstag begrüßte, sprach er sich dahin aus:

„Seit einem Menschenalter nimmt die soziale Fürsorge in der Reichsgesetzgebung einen hervorragenden Platz ein. Noch in der letzten Tagung des vorigen Reichstags sind die Wohltaten der Versicherung auf weite Kreise der Bevölkerung ausgedehnt worden. Derselbe soziale Geist, aus dem diesWerk hervorgegangen ist, muß auch fernerhin walten. Denn die Entwicklung steht nicht still."

Wenn der verewigte Kaiser Wilhelm in seinen letzten Stunden sagte: „Ich habe keine Zeit, müde zu sein", so klingt uns in den angeführten Worten der jüngsten Thronrede aus dem Munde des regierenden Kaisers entgegen:

„Wir haben keine Zeit und es ist nicht an der Zeit, sozial müde zu sein."

Geheimer Iustizrat Prof. Dr. Rießer:

Der deutsche Handel im letzten Vierteljahrhundert (1888—191z).

Das zunächst ins Auge fallende Kennzeichen der Wirtschafts-Epoche, in der wir uns befinden, ist eine weitere Verschärfung der sogenannten „Industrialisierung", die bereits gegen Ende der sechziger Jahre begonnen hat und wohl die größte wirtschaftliche Revolution darstellt, welche Deutschland durchgemacht hat. Eine vollständige Verschiebung des Aufbaus unserer Gesamtwirtschaft ist eingetreten. Die früher an der Spitze marschierende Landwirtschaft hat ihre Vorherrschaft an Industrie und Handel abgeben müssen, und Deutschland ist, wenn auch glücklicherweise kein einseitiger Industriestaat, doch ein Industrie- und Agrarstaat mit starkem Vorwiegen der Industrie und des Handels geworden.

In der Wissenschaft herrscht darüber Streit, ob der fieberhafte Bevölkerungszuwachs in Höhe von jährlich etwa 850 000 Köpfen, den wir seit einer

langen Reihe von Jahren in Deutschland feststellen können, Ursache od«
lediglich Folge jener Industrialisierung gewesen ist.

Man wird der letzteren Ansicht schon deshalb mit einigem Mißtrauen gegenüberstehen müffen, weil, während die industrielle Produktivität ständig zunahm, die Geburten im Verhältnis zur Bevölkerung zurückgegangen sind und der große Bevölkerungszuwachs nicht durch eine absolute Zunahme der Geburten, sondern lediglich dadurch entstand, daß die Sterblichkeit in stärkerem Verhältnisse zurückgegangen ist, als die Geburtenziffer. Da diese Tatsache aber auch gegen die absolute Richtigkeit der ersteren Ansicht spricht, so glaube ich, daß der starke Volkszuwachs von etwa 850 000 Köpfen im Jahr sowohl Ursache wieFolgeder sogenannten Industrialisierung ist. Wir tun aber gut, mit der Möglichkeit eines Rückganges des bisherigen Bevölkerungszuwachses zu rechnen, da die hygienischen und sozialen Verbesserungen und die Fortschritte der Medizin und Chirurgie, welche vor allem die starke Abnahme der Sterblichkeit bewirkt haben, naturgemäß nach und nach nicht mehr in dem gleichen Umfange wirksam sein werden, wie bisher, und da ferner ein noch stärkerer Rückgang der Geburtenziffern und überdies eine Umwandlung des jetzigen Einwanderungsüberschusses in einen Auswanderungsüberschuß durchaus nicht ausgeschlossen ist. Damit würde ohne Zweifel die Landwirtschaft, weil sie alsdann zur Ernährung und Beschäftigung der Bevölkerung in größerem Umfange wie heute imstande sein würde, wieder mehr in den Vordergrund der Gesamtwirtschaft einrücken, während sich ein klares Bild von der alsdann eintretenden Entwicklung der Industrie und des Handels in Deutschland schwer im voraus gewinnen läßt. Heute jedenfalls stehen die Dinge so, daß fast zwei Drittel unserer Bevölkerung nicht mehr landwirtschaftlich tätig sind, da Gewerbe, Hantel und Industrie etwa 56 Prozent der Gesamtbevölkerung und etwa 49 Prozent der erwerbstätigen Bevölkerung darstellen, die Landwirtschaft 28,6 Prozent der ersteren und 32,17 Prozent der letzteren; der Rest fällt auf die freien Berufe usw.

Bei objektiver Betrachtung unserer heutigen wirtschaftlichen Zustände drängt sich die Frage auf, ob nicht gerade die heutige Zusammensetzung unserer Gesamtwirtschaft eine für die Nation wohltätige und vorteilhafte ist. Gewiß wäre sie es nicht, wenn der gewaltige Fortschritt von Handel und Industrie in der jetzigen Epoche mit einem Rückgang der Landwirtschaft erkauft wäre. Dies ist aber glücklicherweise nicht der Fall; es steht fest, daß unter der Herrschaft der viel angefeindeten Industrialisierung die Landwirtschaft nicht zurückgegangen, sondern sehr erheblich vorwärts gekommen ist. Überdies hat sich, in erster Linie infolge der Fortschritte von Industrie und Handel, der Wohlstand Deutschlands in einer auch in den kühnsten Träumen der früheren Generationen nicht geahnten Weise vermehrt, ein Wohlstand, der auch den Staat und die Gemeinden zur Verfolgung immer höherer Ziele, insbesondere anf sozialem Gebiete, befähigt hat. Obwohl man wissenschaftlich unanfechtbare Ergebnisse

im letzten Vierteljahrhundert Rießer
über unser Volksvermögen und über unser Volkseinkommen weder nach der sogenannten objektiven noch nach der subjektiven Methode gewinnen kann*), weshalb denn auch die Schätzungen ungemein weit voneinander abweichen, so läßt sich doch unser Volksvermögen auf zwischen 200 — 360Milliarden Mark, unser jährliches Volkseinkommen auf zwischen 25 — 30 Milliarden Mark und der jährliche Betrag unserer Ersparnisse, als« derjenigen Summen, um die das Nationalvermögen durch Erübrigungen aus dem Volkseinkommen jährlich vermehrt wird, auf etwa 3,7 Milliarden Mark schätzen. Dabei wird auch in amtlichen Veröffentlichungen**) anerkannt, daß an der starken Aufwärtsbewegung der Einkommen nicht nur die reichen Klassen, sondern auch die geringeren Einkommen teilgenommen haben, und daß „die Zunahme des Volkseinkommens ... bei weitem das Anwachsen der Bevölkerung" überstiegen hat. Letzteres läßt sich auch an der starken Aufwärtsbewegung der Sparkasseneinlagen nachweisen, an welchen gerade die mittleren und speziell auch die arbeitenden Klassen vorwiegend beteiligt sind. Der Bestand derSparkassenguthab en hat sich im Deutschen Reiche von etwa 3187 Millionen Mark im Jahre 1883 auf etwa 17VüMilliardenMarkEnde 1912 erhöht. Während in den achtziger Jahren in Preußen etwa ein Sparkassenbuch auf jeden achten Einwohner kam, fiel bereits Ende 1909 ein solches fast auf jeden dritten Einwohner.

Der in solcher Weise gestiegene Volks-Wohlstand hat in erster Linie die Konsumtionskraft der produzierenden, wie die Kaufkraft der gesamten Bevölkerung vermehrt und in weiten Industrie- und Handelszweigen auch die Löhne und die Lebenshaltung der Arbeiter erheblich gesteigert, so daß in dieser Epoche auch für die heftigsten Gegner des heutigen Wirtschaftssystems der Gegenbeweis gegen das sozialdemokratische Dogma von der fortschreitenden Verelendung der Massen erbracht worden ist.

Die Vermehrung der Zahl der in Industrie und Handel erwerbstätigen Personen war aber seit etwa den Jahren 1885—1888 fast durchweg stärker als die Vermehrung der Gesamtbevölkerung, und unsere Ausfuhr an Fabrikaten stellte von etwa 1882—1888 ab im großen und ganzen nicht einen zunehmenden, sondern einen abnehmenden Teil der deutschen industriellen Produktion — diese als Ganzes betrachtet — dar. Im Gegensatz zu den landläufigen Klagen über den durch die „Industrialisierung" angeblich ins ungemessene beförderten Kapitalerport kann deshalb gesagt werden, daß etwa seit Beginn oder Mitte der achtziger Jahre sich die Aufnahmefähigkeit der deutschen Bevölkerung, also der innere

') Darüber Näheres in der binnen kurzem erscheinenden zweiten Auftage meiner Schrift: „Finanzielle Kriegsbereitschaft und Kriegführung" (Jena, Gustav Fischer, 1913).

") Denkschrift des Reichsmarineamts vom Dezember 1905 über: „Die Entwicklung der deutschen Seeinteressen im letzten Jahrzehnt".

Markt, rascher und kräftiger entwickelt hat, als der
äußere Markt. Dies wird auch von amtlicher Seite*) ausdrücklich anerkannt.
Damit scheint mir erwiesen, daß in dieser Epoche die berechtigte Forderung völlig oder doch in weitem Umfange erfüllt worden ist, daß die verfügbaren Kapitalien der Nation in erster Linie ;ur Kräftigung des inneren Marktes, also zur Steigerung der heimischen Produktions- und Kaufkraft, zur Vermehrung der landwirtschaftlichen Produktion in Lebens- und Nahrungsmitteln sowie unserer kolonialen Erzeugung industrieller Rohstoffe, und nur in zweiter Linie zu den Zwecken des Kapitaler p o r t s verwandt worden sind. Es ist also in dieser Epoche von keiner Seite der Gesichtspunkt außer Acht gelassen worden, daß auch die Stärkung der Landwirtschaft und ihre Aufnahmefähigkeit ein unerläßliches Mittel zur Kräftigung des gesamten inneren Marktes bilden. Ebensowenig dürfen aber die landwirtschaftlichen Kreise vergessen, daß auch die Pflege der Erportindustrie und des Erporthandels, bei Einhaltung der nach obigem gezogenen Grenzen, zu den großen nationalen Aufgaben gehört, welche im Interesse der Gesamtwirtschaft zu erfüllen sind. Solange wir ein landwirtschaftliches Produktionsdefizit von etwa 1'/- Milliarden Mark haben und solange auch die Industrie einen großen Teil ihres Bedarfs an Rohstoffen durch ausländische Einfuhr decken muß, so daß auch ein industrielles Produktionsdefizit, und zwar in Höhe von mehreren Milliarden Mark, vorhanden ist, so lange sind die Erportindustrie und derErp 0 rt - handel ein Bedürfnis nicht der Industrie und des Handels, sondern der Nation. Wir können unseren Alislandsbedarf an Produktionsmitteln naturgemäß nicht aus unseren verfügbaren Barmitteln decken, die dazu bei weitem nicht ausreichen würden, sondern nur dadurch, daß wir dem uns Nodenerzeugnisse (Lebensmittel und Rohstoffe) liefernden Ausland Fabrikate, also Ergebnisse unserer Arbeit, im Wege des Erports liefern.
Nach Lage der heutigen Verhältnisse leisten also der Erporthandel, die Erportindustrie und das diesen beiden zur Seite stehende Bankwesen durch internationale Beziehungen im eminenten Sinne nationale Arbeit; auch sie haben somit in dieser Epoche in harter Arbeit und mit glänzendem Erfolg Heimatspolitik im besten Sinne des Wortes getrieben.
Die Schwierigkeit aber der Aufgabe, welche hier zu lösen war, geht auch daraus hervor, daß wir, ungeachtet der größten Anstrengungen, die aus - l ä n d i s ch e E i n f u h r, die im Jahre 1911 etwa 9V4 Milliarden betrug, durch unsere Ausfuhr von Fabrikaten, welche im gleichen Jahre nur etwa

*) In den „Materialien zu« Beurteilung der Wohlstandsennvicklung Deutschlands in, letzten Menschenalter" (Anlageband III zu den Reichsfinanzreformvorlagen von 1908) S. 37, 38 u. 53.

8 Milliarden erreichte, nicht decken konnten, daß somit ein ungedeckter
Überschuß der ausländischen Einfuhr über unsere Ausfuhr von 1V< Milliarden
Mark übrig blieb. Diesen Passiv-Saldo unserer Handels-
bilanz von etwa 1V< Milliarden Mark (im Jahre 1911) galt es gleick/falls
noch zu decken. Hierfür gab es kein besseres Mittel, als das in dieser Epoche
von Industrie, Handel und Bankwesen verfolgte, die ausländischen Einfuhr-
staaten mindestens in gleicher Höhe zu unseren Schuldnern zu
machen, also zunächst den Passiv-Saldo unserer Handelsbilanz durch
Verbesserung unserer Zahlungsbilanz zu beseitigen. Dies konnte nicht
anders geschehen, als durch Geschäfte, die wir mit dem Auslande abschlossen,
durch Dienste, die wir ihm leisteten, ferner durch kaufmännische, industrielle
oder Transport-Unternehmungen, die wir im Auslande begründeten
oder an denen wir uns beteiligten, und endlich durch Erwerb von aus-
ländisch enPavieren, deren Zinsen oder Dividenden das Ausland zu be-
zahlen hat und deren Kapitalien wir vom Auslande bei Fälligkeit oder bei Ver-
kauf im Auslande zu erhalten haben. Diese Geschäfts-Politik, die zugleich eine
nationale Politik war, weil sie allein unsere Gesamtwirtschaft erhalten und
fördern konnte, kann Angriffspunkte nur dann bieten, wenn einerseits der
Kapitalexport, wie dies tatsächlich der Fall war, über den jeweiligen Passivsaldo
der Handelsbilanz erheblich hinausgeht, oder, wenn andererseits die-
jenigen Vorsichtsmaßregeln nicht oder nicht ausreichend beachtet
werden, welche bezüglich der Art und Weise des Kapitalexports befolgt
werden müssen; hierauf soll unten näher eingegangen werden.

Von den obigen Grundgedanken ausgehend, haben die deutschen Kreditbanken
es seit ihrer Gründung als ihre Aufgabe betrachtet, der Industrie und dem Handel
zur Seite zu stehen. Sie sind dabei, was den Handel angeht, mit Recht von
dem Gedanken ausgegangen, daß auch er, im Gegensatz zu gegnerischen Behaup-
tungen, zu den produktiven Ständen gehört, da er zwischen Pro-
duzenten und Konsumenten vermittelnd auftritt und durch Überführung von
Gütern aus Gegenden größeren Angebots nach Orten größerer Nachfrage sowie
dadurch werterhöhend wirkt, daß er den Produzenten auf die besondere Art,
die Menge und den Ort des Bedarfs rechtzeitig aufmerksam macht.

Aber erst etwa seit Beginn der siebziger Jahre hat bei den deutschen Banken,
zunächst bei den Großbanken, und zwar hier unter Führung der Deutschen Bank,
eine systematische Industrie-Politik eingesetzt, speziell eine Förde-
rung der Exportpolitik, wie sie nach Vorstehendem im Interesse der Gesamtwirt-
schaft unerläßlich war. Bis zu dem Eintreten der Deutschen Bank und der ihr
nach und nach folgenden anderen Banken und Bankinstitute war unsere Erport-
industrie und unser Erporthandel auf dem überseeischen Markte fast ganz von
englischer und französischer Vermittlung abhängig, und noch zu Anfang der siebziger
Jahre waren deutsche Wechsel im internationalen Verkehr, der sich hauptsächlich

im Wege des Wechselverkehrs vollzieht, so gut wie unbekannt, jedenfalls aber überaus unbeliebt, und mußten sich, im Falle der Diskontierung, einen bedeutend höheren Diskontabzug als die englischen und französischen Wechsel gefallen lassen. In harter Arbeit, Schritt für Schritt, mußte somit zunächst auf den überseeischen Plätzen für die deutsche Valuta ein Markt geschaffen werden, was umso schwieriger war, als die ersten Versuche zu Anfang der siebziger Jahre, also zu einer Zeit unternommen wurden, wo wir in Deutschland nicht weniger als sieben Münzsysteme hatten, da die Durchführung der Reichsgoldwahrung erst am 1. Januar 1876 erfolgt ist. Die Deutsche Bank hat jenes Ziel dadurch zu erreichen versucht, daß sie schon 1872 in Mokohama und Schanghai Filialen errichtete, welche zunächst, um einen Markt für deutsche Wechsel in deutscher Valuta zu schaffen, als Käufer für derartige auf deutsche Wechselplätze gezogene Tratten aufzutreten hatten. Als aber diese ostasiatischen Filialen schon nach zwei Jahren eingehen mußten, begründete die Deutsche Bank zunächst an den deutschen Zentralplätzen für den überseeischen Handel Zweigstellen, und zwar 1871 inBremen, 1872, wo sie gleichzeitig eine Kommandite inNew-Mork errichtete, in Hamburg und 1873 (eine Agentur) in London, während sie später teils im Inlande, teils im überseeischen Auslande besondere Tochterbanken für den ausländischen und überseeischen Handel errichtete. Andere Großbanken folgten ihr nach und nach auf diesem Wege. Jetzt erst konnten diejenigen Kunden der Deutschen Bank, welche überseeische Erport- und Importgeschäfte betrieben, ihre Wechsel, je nachdem das eine oder andere nach Lage der Diskontsätze und des Wechselmarktes vorteilhaft war, entweder in Mark auf Deutschland (insbesondere Berlin, Bremen, Hamburg) oder in Pfund Sterling auf die Londoner Zweigstelle der Deutschen Bank ausstellen, waren also von der Notwendigkeit ausländischer Vermittlung grundsätzlich befreit, und so war die erste und schwerste Etappe auf diesem Gebiete glücklich erreicht. Nunmehr konnte auch der deutsche Exporteur, der seine Waren mit meist längerem Ziel nach überseeischen Plätzen verkauft hatte, alsbald die Konossemente über die noch schwimmende Ware seiner inländischen Bankverbindung übergeben, die sie dann durch ihre überseeische Tochterbank oder ihre sonstige überseeische Bankverbindung dem Käufer entweder gegen Zahlung oder (bei längerem Ziel) gegen Akzept aushändigte, bei Nichtzahlung aber versichert am überseeischen Bestimmungsorte hinterlegte. Dabei erfolgte vielfach eine kräftige Unterstützung der inländischen Erporteure auch dadurch, daß die Banken ihnen gegen die auszuliefernden Dokumente (Konossemente, Policen, Fakturen usw.) einen sogenannten Rembours-Kredit gewährten, und zwar in der Weise, daß sie Tratten der inländischen Erporteure akzeptierten, die diese dann zum Privatdiskont verkaufen konnten. Ebenso ist seitens der deutschen Banken den deutschen Importeuren, die im großen Umfange überseeische Rohprodukte beziehen (so Baumwolle, Schafwolle, Getreide, Reis, Kupfer usw.), eine große Erleichterung dadurch geschaffen worden, daß sie in ungefährer

Höhe des Fakturenbetrages den überseeischen Verkäufern jener Rohprodukte einen Rembourskredit in der Weise einräumten oder einräumen ließen, daß sie berechtigt sein sollten, auf die Bankverbindungen der heimischen Importeure in Höhe des Kaufpreises zu trassieren. Das so geleistete Akzept der Bank, welches gewöhnlich auf 30 oder 180 Tage nach Sicht lautete, konnten nun die überseeischen Verkäufer alsbald diskontieren, während die Bank ihr Akzept bei Fälligkeit einzulösen hatte.

Von den oben angedeuteten möglichen Bedenken gegen die gesamte Erportpolitik kann das erste, daß sie nämlich über den zu deckenden Passivsaldo der Handelsbilanz weit hinausgegangen sei, hier wohl aus der Erörterung ausscheiden, wenn es richtig ist, daß dies, wie oben zu erweisen versucht wurde, nicht auf Kosten der Bedürfnisse des heimischen Marktes geschehen ist, daß es sich dabei also um darüber hinaus verfügbare Mittel handelte. Dagegen muß etwas näher auf die Frage, welche vielfach im Vordergrunde der Erörterung der letzten Zeit gestanden hat, eingegangen werden, ob nicht in Bezug auf die Art und Weise des Kapitalerports, also der Investition verfügbarer Kapitalien in ausländischen Geschäften, Unternehmungen und Wertpapieren Fehler gemacht worden sind. Daß dies geschehen, kann keinem Zweifel unterliegen, ist aber auch deshalb selbstverständlich, weil auf diesem schwierigen und komplizierten Gebiete erst die nötigen Erfahrungen gesammelt werden mußten. Was insbesondere die Emission ausländischer Wertpapiere betrifft, welche zur Verbesserung der Liquidität der Bilanzen und zur Erhöhung unserer finanziellen Kriegsbereitschaft unentbehrlich sind*), so ist zunächst festzustellen, daß diese, im Gegensatz zur Emission von Staats- und Kommunalwerten, in Deutschland von einem Kurswerte von
2322 Millionen Mark in der Zeit von 1886—1890 auf
1497 Millionen Mark in den Jahren 1906—1910 zurückgegangen ist. Immerhin sind aber zweifellos, ebenso wie in einer Reihe anderer Staaten, auch in Deutschland — ich erinnere an die trüben Erfahrungen der achtziger Jahre hinsichtlich der argentinischen, griechischen, portugiesischen, serbischen Papiere — Fehler bei der Auswahl der emittierten Papiere nicht überall vermieden worden. Dabei kommt freilich in Betracht, daß wir den Wettbewerb auch hier etwas spät aufgenommen haben, also zunächst im wesentlichen nur diejenigen ausländischen Anleihen erhielten, welche die anderen Staaten mit älteren internationalen Beziehungen uns übrig ließen oder nicht sehr ernstlich streitig machten, so daß der sorgfältigen Auswahl zunächst jedenfalls einigermaßen enge Grenzen gezogen waren. In der Folge wird aber umsomehr darauf zu achten sein, daß in der Regel nur solche Werte ausländischer Staaten

*) Vgl. Rießer: Di« deutschen Großbanken und ihre Konzentration, 4. Auflage, (Jena, Gustau Fischer, 1913) S. 433/434.

emittiert werden dürfen, welche durch gute Kolonien oder große wirtschaftlich oder kommerziell oder industriell ausnutzbare Provinzen starke Reserven besitzen. Besonders muß aber, soweit es irgend angängig ist und soweit nicht frühere dem Auslande gegenüber eingegangene Verpflichtungen uns die Hände binden, sowohl die Emissionszeit wie der Em i ssi o ns b e trag und der Zinsfuß unter Berücksichtigung auch der jeweiligen heimischen wirtschaftlichen und finanziellen Lage bestimmt werden. Überdies ist mit diesem Vorbehalte darauf zu sehen, daß namentlich in Zeiten einer bei uns bestehenden Hochkonjunktur und Geldknappheit mit der Emission ausländischer Werte und mit der Gewährung langfristiger Kredite an das Ausland tunlichst Maß gehalten werde. Außerdem muß, soweit dies nach den bestehenden Machtverhältnissen durchführbar und nach dem Zweck der betreffenden Emission möglich ist, auch in Zukunft, wie dies in der Vergangenheit bereits in großem Umfange geschehen ist, bei Auslandsemissionen bedungen werden, daß dieheimischeIndustriezu den für den Emissionszweck etwa erforderlichen Arbeiten und Lieferungen herangezogen werde. Die Kritik darf aber nicht vergessen, daß es unmöglich ist, die V orte i l e, die durch ausländische Emissionen im Weltverkehr an politischem und wirtschaftlichem Einfluß und Ansehen entstehen, uns zu sichern, ohne daß wir auch die damit verbundenen Nachteile übernehmen. Eine bestehende geschäftliche Verbindung wird im internationalen ebenso wie im heimischen Verkehr ohne weiteres gefährdet oder ohne weiteres aufgehoben werden, wenn etwa unsere Banken denen, die wegen Beschaffung von Geldmitteln an sie herantreten, erwidern wollten, daß eben uns der Moment nicht passe, daß man also zu anderer Zeit wiederkommen möge.

Die Vorsicht, die nach den vorstehenden Erörterungen auf diesem Gebiete erforderlich ist, muß auch auf einem anderen, mindestens ebenso komplizierten und schwierigen Gebiet betätigt werden, ich meine auf dem Gebiete der L i q u i d it ä t derBankbilanzen,die sich, mit geringen Unterbrechungen beinahe ständig vom Jahre 1894 ab, nicht verbessert, sondern verschlechtert hat.

Wenn auch die Banken-Liquidität im engen Zusammenhange mit der Liquidität der Gesamtwirtschaft steht, so ist kein Zweifel darüber, daß sie mit allen praktisch möglichen Mitteln verbessert werden muß, zumal dies auch für unsere finanzielle Kriegsbereitschaft unerläßlich ist. Nur, wenn sowohl in Bezug auf den Kapitalerport wie auf die Verbesserungen der Liquidität der Gesamtwirtschaft und der Bankbilanzen den zu stellenden Anforderungen entsprochen wird, kann das glänzende Bild, welches Deutschlands Handel in dieser Epoche bildet, volle Befriedigung auslösen. Insbesondere wird man auch nur dann eine ungetrübte Freude über die Tatsache empfinden können, daß in dieser Epoche der deutsche Außenhandel sich in so überaus großartiger Weise entwickelt hat. Mit berechtigtem Stolz hat bereits die oben erwähnte Denkschrift des Reichsmarineamtes vom Dezember 1905 hervorgehoben, daß der deutsche

Außenhandel (d. h. die Ein- und Ausfuhr im Spezialhandel) allein in dem Jahr-
zehnt von 1894—1904 sich dem Gewicht nach um 60 Prozent, dem Werte nach
von 7,3 auf 12,2 Milliarden Mark, also um 66 Prozent, erhöht hat, und daß sich
der deutsche Spezialhandel von 1880 bis Ende 1905 genau verdoppelt hat.
Zwischen 1872 und 1910 aber haben sich Einfuhr und Ausfuhr dem Gewicht
nach etwa um das fünffache vermehrt, während sich der Wert der Ein-
fuhr auf das zweieinhalbfache, derjenige der Ausfuhr sogar auf das
dreifache gesteigert hat. Es läßt sich somit für den letzteren Zeitraum fast eine
Verdopp elun g d er Ausfuhr auf den Kopf der Bevölke-
rung feststellen.

Daß angesichts dieser Entwicklung auch das Verkehrswesen ähnliche Wand-
lungen durchgemacht hat, ist fast selbstverständlich. Ende 1910 betrug das in
unseren vollspurigen Haupt- und Nebenbahnen, die jetzt meist im staatlichen Besitz
sind, investierte Kapital rund 17 Millionen Mark. In 10 Jahren, nämlich
von 1901 bis 1910, haben sich die in den vollspurigen Eisenbahnen investierten
Kapitalien von rund 13 auf rund 17 Milliarden Mark, die Betriebsein-
nahmen von 1973 Millionen auf 3036 Millionen Mark vermehrt, und zwar
aus dem Personen- und Gepäckverkehr von 571 auf 871, aus dem Güterverkehr
von 1252 auf 1962 Millionen Mark. Die Zahl der in diesem Zeitraum bei
jenen Eisenbahnen beschäftigten Beamten und Arbeiter ist von rund 544 000 auf
rund 697 000 gestiegen.

Was die Post betrifft, so ist Ende 1910 in Deutschland eine Postanstalt
auf ungefähr 1600 und eine Fernsprechanstalt auf ungefähr 1800 Personen ent-
fallen, und es kamen rund 88 Briefe und 0,75 Telegramme jährlich auf den Kopf
der Bevölkerung gegenüber ungefähr drei Briefen auf den Kopf der Bevölke-
rung im Jahre 1851.

Was unsere Flotte angeht, so ist die Zahl der Netto-Register-Tonnen der
deutschen Handelsdampfer von ungefähr 375 000 t im Jahre 1884 auf
2 349 557 t im Jahre 1910 gewachsen. Der Schiffsverkehr der deutschen Häfen
hatte sich in den Jahren 1893—1903 um etwa 52 Prozent gehoben; in Hamburg
stieg er in der Zeit von 1900—1910 von 800 900 auf 12 741 000 Registertonnen
netto. In einem großen Teil dieser Epoche hat sich der überseeische Verkehr in
den deutschen Häfen beinahe sechsmal so schnell entwickelt als die Bevölkerung.
Im Jahre 1874 hatte Deutschland in der Welthandelsflotte , soweit
Dampfer in Betracht kommen, noch die vierte Stelle (nach England, Amerika und
Frankreich) eingenommen; im Jahre 1884 aber bereits die zweite, allerdings
mit einem ungeheuren Abstand gegenüber England.

Das Kapital der Hamburg-Amerikanischen Packetschiff-
fahrt-Aktien-Gesellschaft in Hamburg betrug bei ihrer Gründung
am 27. Mai 1847 300 000 Mark banko. Es beträgt jetzt 150 Millionen Mark,
während die Reserven per 1. Januar 1912 sich auf 15,8 Millionen Mark be-

laufen, die Obligationen auf etwa 74 Millionen Mark. Die Zahl ihrer Ozeandampfer betrug Ende 1911 173 mit einem Buchwert von über 192 Millionen Mark.

Der Norddeutsche Lloyd in Bremen, der 1857 mit einem Aktienkapital von ungefähr 9V- Millionen Mar? begründet wurde, besitzt heute ein Aktienkapital von 125 Millionen und ein Obligationenkapital von etwa 72 Millionen Mark. Seine Ozeandampfer betrugen Ende 1910 120 mit einem Buchwert von etwa 180V« Millionen Mark.

Am Schlusse dieser Skizze, die natürlich nur einige besonders wesentliche Tatsachen, und auch diese nur andeutungsweise, berühren konnte, muß noch an die intensive Konzentration aller Kräfte, Unternehmungen und Kapitalien erinnert werden, die, in untrennbarer Verbindung mit der Erpansionsbewegung, unserer Epoche auf fast allen Gebieten der öffentlichen und privaten Betätigung ihr besonders charakteristisches Gepräge verleiht, ihr aber freilich auch den Stempel jener nervösen Ruhelosigkeit und Hast aufgedrückt hat, unter der wir in unserer ringenden und gährenden Übergangszeit besonders zu leiden haben. Jene Konzentration der mechanischen Kräfte wurde besonders ermöglicht durch die Maschine, welche die Persönlichkeit des Arbeiters zurückdrängt, während die Konzentration der finanziellen und wirtschaftlichen Kräfte namentlich verschärft und beschleunigt wurde durch die schonungsloseste Waffe der modernen kapitalistischen Wirtschaftsordnung, die Aktiengesellschaft, welche mehr und mehr die Persönlichkeit des Unternehmers in den Hintergrund treten läßt.

Beide zusammen aber, die Konzentrations- und die Erpansionsbewegung, haben ohne Zweifel den Kampf zwischen Kapital und Arbeit verschärft, die Großbetriebe in den Vordergrund geschoben und den Zusammenbruch oder den Niedergang vieler Elemente des Mittelstandes herbeigeführt, freilich auch wieder die Anfänge eines neuen Mittelstandes, welcher die kaufmännischen und technischen Angestellten umfaßt, teils geschaffen, teils erheblich verstärkt.

Die Konzentrations- und Erpansionsentwicklung gehört zu den Erscheinungsformen des wirtschaftlichen Kampfes ums Dasein, deren wir umsoweniger entbehren können, als sie international sind, uns also für den immer schwerer werdenden Wettbewerb mit dem in gleicher Rüstung vormarschierenden Ausland unentbehrlich sind, so daß jedes einseitige Eingreifen in jene Tendenzen, welches häufig von gewerbsmäßigen Staatsrettern verlangt wird, lediglich eine einseitige wirtschaftliche Abrüstung darstellen würde, welche in hohem Grade nützlich für — unsere ausländischen Konkurrenten wäre.

Was auf diesem Gebiete geschehen kann, ist, wie mir scheint, ausschließlich folgendes:

Es muß in zäher Erziehungsarbeit die Überzeugung verbreitet werden, daß Großkapital, Unternehmertum und Großbetrieb ebenso unentbehrlich sind für unsere moderne staatliche, wirtschaftliche und soziale Entwicklung wie die Mittel- und Kleinbetriebe in Handel und Industrie, das Handwerk und die Angestellten; daß einer auf den anderen angewiesen ist, daß es daher nichts Törichteres und nichts Verderblicheres geben kann, als dem einen oder anderen dieser Stände den Krieg anzusagen oder solch« ertreme Standesforderungen zu unterstützen, welche in ihrer Tendenz oder in ihrer Wirkung auf die Schädigung eines anderen Standes oder Berufes hinauskommen.
ßunin euiqne, Jedem das Seine, heißt nicht, Jedem das zu geben, was er fordert, sondern das, was er fordern darf. Fordern aber darf ein Jeder nur das, was dem Gemeinwohl, also auch dem öffentlichen, nicht nur seinem privaten Interesse entspricht, und dies Gemeinwohl bedingt die Beseitigung jeder Bevorzugung einzelner Stände und Bevölkerungsklassen und die Durchführung der vollen Gleichberechtigung aller Erwerbsstände und Berufe. Lediglich in diesem Sinne ist der Satz verständlich und berechtigt, daß der moderne Staat nur gedeihen kann, wenn das »unm euique den leitenden Gedanken und die unverrückbare Grundlage auch seiner Wirtschaftspolitik bildet.
Es ist kein Zweifel, daß auch unser Kaiser sich zu diesem Grundsatze seines großen Vorfahren aus vollster Überzeugung bekennt. Aber es ist leider anch zweifellos, daß wir in Deutschland noch ungemein weit von der praktischen Durchführung der Gleichberechtigung aller Stände und Berufe und aller Staatsangehörigen entfernt sind.
Noch immer gibt die Zugehörigkeit zu bestimmten sozialen Schichten nicht ein rechtliches, aber in weitem Umfange ein tatsächliches Vorrecht auf einflußreiche Stellen in Staat und Verwaltung, noch immer wird hier vielfach das Adelsdiplom, welches die Arbeit und die Leistung verleiht, hinter dem von den Vorfahren überkommenen zurückgesetzt, und noch immer wird häufig nicht ausschließlich nach Tüchtigkeit, Leistung und Befähigung, sondern, und zwar oft in sehr entscheidender Weise, nach Abstammung und Konfession gefragt.
Der starke Wille, die außer allem Zweifel stehenden guten und edlen Absichten unseres Kaisers, den wir heute freudigen Herzens feiern, haben uns eine lange und ununterbrochene Reihe von Friedensjahren gesichert, in denen Deutschlands Gewerbe, Handel und Industrie, die einen ehrenvollen Frieden als Voraussetzung des Erfolges ihrer Tätigkeit willkommen heißen, in fast beispielloser Weise, trotz aller Hemmungen von innen und außen, vorwärts gekommen sind.
Aber selbst des Kaisers starker Wille und seine starke Hand haben bisher nicht ausgereicht, um die unbedingte Beachtung der geschilderten Grundgedanken des modernen Staates, die uns allein den Frieden auch nach Innen sichern können, gegenüber den kleinen, aber mächtigen Schichten durchzu-

setzen, die einst auch den preußischen Königen erbitterten Widerstand leisteten, sobald sie die Vormacht dieser privilegierten Klassen im Staate zu brechen suchten. Mag uns deshalb auch an dem Iubiläumstage manche schwere Sorge im Rückblick auf die Vergangenheit und im Ausblick auf die Zukunft bedrücken, uns erfüllt in erster Linie der freudige Dank für tausendfache Anregungen, die unser Kaiser auch der Industrie, dem Gewerbe und dem Handel gegeben hat, der Stolz auf Kaiser und Reich und die zuversichtliche Hoffnung auf eine weitere glänzende Zukunft unseres Vaterlands.

Geh. Oberregierungsrat Johannes Gerstmeyer:

Die Entwicklung unserer Kolonien unter Kaiser Wilhelm II.

Erst wenige Jahre, bevor Kaiser Wilhelm II. den Thron bestieg, war Deutschland in die Reihe der Kolonialmächte eingetreten, indem es eine Anzahl von Gebieten in Afrika und der Südsee unter seinen Schutz stellte. Nicht Ländergier und Eroberungssucht hatten es hierzu bestimmt. Deutschland ist in die Kolonialpolitik förmlich hineingedrängt worden.

Der Anfang der neueren kolonialen Bewegung in Deutschland fällt in die lange Friedensperiode nach den Freiheitskriegen, in der das deutsche Volk, nachdem es Jahrhunderte lang seine Kräfte in immer wiederkehrenden inneren Kämpfen verzehrt hatte, allmählich, aber nachhaltig wirtschaftlich zu erstarken anfing. Das Anwachsen der Bevölkerung hatte eine zunehmende Auswanderung zur Folge, die den Wunsch nach Gebieten wachrief, wo die überschüssigen Volkselemente dem Deutschtum erhalten bleiben konnten. Die gesteigerten Lebensbedürfnisse sowie das Aufblühen der Industrie nötigten gleichzeitig den Handel, sich weiter über See auszudehnen, und wie einst in den Tagen der Hansa breiteten sich zahlreiche Niederlassungen von deutschen Kaufleuten an auswärtigen Gestaden, insbesondere an den afrikanischen Küsten und in der Südsee aus. Auch das geistige Leben nahm einen Zug in die Ferne an. Zu den Handelsfaktoreien gesellten sich zahlreiche Missionsstationen, und deutsche Forscher drangen auf kühnen Zügen bis tief in das unbekannte Innere Afrikas. Der Mangel eines ausreichenden Schutzes, unter dem alle diese Unternehmungen in den fremden, meist noch von eingeborenen Häuptlingen beherrschten Gebieten litten, gab dem kolonialen Gedanken weitere Nahrung.

unter Kaiser Wilhelm II. Johannes Gerstmeyer

Nachdem lange Zeit hindurch die inneren politischen Verhältnisse Deutschlands sowie der Mangel einer Flotte jeden Erfolg der kolonialen Bestrebungen verhindert hatten, schien endlich mit der Errichtung des Deutschen Reiches und der Gründung einer deutschen Marine der Zeitpunkt für die Erfüllung der Wünsche der Kolonialfreunde gekommen zu sein. Zunächst zeigte sich indes die Reichsregierung dem kolonialen Gedanken noch durchaus abgeneigt.

Der leitende Staatsmann, Fürst Bismarck, hatte für das Schicksal der Auswanderer keine Teilnahme. „Ein Deutscher," erklärte er im Reichstag, „der sein Vaterland abstreift wie einen alten Rock, ist für mich kein Deutscher mehr; ich habe kein landsmannschaftliches Interesse für ihn." Im übrigen war er überhaupt „von Hause aus kein Kolonialmensch". Er schlug deshalb längere Zeit hindurch alle Anerbietungen, die koloniale Besitzergreifungen ermöglicht hätten, rundweg aus. So wäre Deutschland vielleicht ohne Kolonien geblieben, wenn nicht die Ausbreitung der Handelsinteressen Deutschlands schließlich Bismarck genötigt hätten, seine Anschauungen zu ändern. Immer häufiger und dringender wurden die Bitten von deutschen Kaufleuten und Missionaren um einen wirksamen Schutz des Reiches, und so mußte sich Bismarck endlich zu einem aktiven kolonialen Vorgehen entschließen. Nach Vortrag bei Kaiser Wilhelm I., der freudig zustimmte, erklärte Bismarck in der berühmt gewordenen Depesche vom 24. April 1884 an den Konsul in Kapstadt, daß die von dem Kaufmann Lüderitz in Angra Pequena gemachten Erwerbungen unter deutschem Schutz ständen, und ließ dann bald weitere Flaggenhissungen an der West- und Ostküste Afrikas sowie in Neu-Guinea und auf den Marschall-Inseln folgen.

Der Eintritt Deutschlands in die Reihe der Kolonialmächte ist hiernach, wie es s. Zt. Bismarck im Reichstage ausdrückte, nicht geschehen, um überseeische Provinzen zu annektieren, sondern um hanseatischen Kaufleuten, die sich im Vertrauen auf den Schutz des Reiches kolonialen Unternehmungen hingegeben hatten, diesen Schutz zu gewähren. Die deutsche Flagge ist lediglich dem deutschen Handel gefolgt.

Der ganzen Art, wie Kaiser Wilhelm II. seinen Herrscherberuf aufgefaßt hat, entsprach es, daß die deutsche Kolonialpolitik unter ihm den Charakter einer allen Machtbeftrebungen abholden Schutz- und Wirtschaftspolitik bewahrt hat. Kaiser Wilhelm hat seine Aufgabe vor allem darin erblickt, den von seinen Vätern überkommenen Kolonialbesitz einer gedeihlichen Entwickelung entgegenzuführen. Was seine Regierung hierin geleistet hat, lehrt am besten ein Rückblick auf die Verhältnisse in den Kolonien, wie Kaiser Wilhelm sie bei seinem Regierungsantritt vorfand.

Um in Anbetracht der wenig kolonialfreundlichen Stimmung des Reichstags dem Reiche keine erheblichen Opfer für die Kolonien aufzubürden, war es die Absicht Bismarcks gewesen, ihre Verwaltung ganz den Interessenten zu überlassen und zu diesem Zwecke große, nach Art der Britisch-Ostindischen Kompagnie auch mit hoheitsrechtlichen Privilegien ausgestattete kaufmännische Gesellschaften ins Leben

zu rufen. Die Verwirklichung dieser Absicht war freilich nur in Ostafrika und Neu-Guinea gelungen. In die übrigen Schutzgebiete mußten zur Übernahme der Regierungsgeschäfte alsbald Kaiserliche Kommissare entsandt werden. Immerhin entsprach es dem Programm Bismarcks, daß der Wirksamkeit dieser Beamten enge Grenzen gezogen wurden. Ihre Tätigkeit sollte sich hauptsächlich auf die Wahrnehmung richterlicher und polizeilicher Befugnisse beschränken. Je ein Amtsdiener und eine kleine Schar farbiger Polizisten war alles, was ihnen an bewaffneten Kräften zur Verfügung gestellt wurde.

Die Erfahrung lehrte nun grade um die Zeit der Thronbesteigung Kaiser Wilhelms, daß die Gedanken Bismarcks undurchführbar waren. In Ostafrika brach ein gewaltiger Aufstand der arabischen Bevölkerung aus, durch den die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft fast ganz aus dem Schutzgebiet vertrieben wurde. Ihn niederzuwerfen war sie völlig außerstande, und so mußte das Reich selbst unter Aufwendung bedeutender Mittel diese Aufgabe übernehmen. Sie wurde bekanntlich dem schon als Afrikaforscher bewährten damaligen Hauptmann Wißmann übertragen und von ihm auf das glänzendste gelöst. Um dieselbe Zeit wurde in Südwestafrika der Kaiserliche Kommissar von den Hereros gezwungen, mitsamt seiner kleinen von der Deutschen Kolonialgesellschaft für Südweftafrika unterhaltenen Polizeitruppe das Schutzgebiet zu räumen und auf das britische Gebiet der Walfischbai zu flüchten. Auch hier mußte das Reich durch Entsendung einer weißen Truppe eingreifen, die unter Führung des Hauptmanns v. Francis die deutsche Herrschaft wiederherstellte. In Kamerun und Togo kam es zwar nicht zu größeren Erhebungen, aber doch zu kleineren Unruhen, und jedenfalls zeigte es sich, daß die eingeborene Bevölkerung durchaus nicht ohne weiteres geneigt war, sich der deutschen Herrschaft zu unterwerfen. Endlich hatte auch die Neu-Guinea-Kompagnie mit derartigen Schwierigkeiten zu kämpfen, daß sie schon im Jahre 1889 an das Reich mit der Bitte herantrat, in ihr Schutzgebiet ebenfalls einen Kommissar zu entsenden.

Es galt nach alledem für Kaiser Wilhelm II., zunächst einmal in den Schutzgebieten geordnete Verhältnisse herzustellen. Nach dem Verlaufe der Dinge konnte kein Zweifel darüber bestehen, daß dies nur möglich war, wenn das Reich auch in Ostafrika die Verwaltung in die Hand nahm und den Verwaltungsorganismus sowie die ihm zur Verfügung stehenden Machtmittel überall so ausgestaltete, daß sie wirklich ihren Zweck erfüllen konnten. Es ist das unbestreitbare Verdienst Kaiser Wilhelms, daß er dies richtig erkannt und trotz mancher Angriffe, die ihm die Abwendung von dem Bismarckschen System eintrugen, seine Überzeugung in die Tat umgesetzt hat. Die Einsetzung eines Gouverneurs in Ostafrika nach Ablösung der Rechte der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft, die Schaffung einer Zentralinstanz für die Kolonien in der Kolonialabteilung des Auswärtigen Amts, die Erweiterung der Befugnisse der leitenden Beamten in den Kolonien und die Zuteilung einer größeren Zahl von Hilfskräften an sie, die Errichtung von Lokalbehörden (Bezirksämtern und Stationen),

sowie die Schaffung einer geordneten Rechtspflege für die weiße und eingeborene Bevölkerung waren ohne Frage alles Maßnahmen, die unbedingt erforderlich waren, wenn überhaupt die Schutzgebiete sich gedeihlich weiter entwickeln sollten. Nicht minder entsprach auch die Bildung von Polizeitruppen sowie von militärisch organisierten Schutztruppen in den größeren Schutzgebieten einem dringenden Bedürfnis. Mußte doch das Hinterland überhaupt erst einmal in deutsche Gewalt gebracht werden, und selbst in den bereits unterworfenen Gebieten nötigte der unruhige Charakter der Eingeborenen immer wieder dazu, ihnen Deutschlands Macht vor Augen zu führen. Die Schutztruppen haben sich im übrigen nicht nur um die Befriedigung der Schutzgebiete verdient gemacht, sondern durch den Bau von Stationen, die Herstellung von Wegen und sonstigen Anlagen, sowie durch Mitwirkung bei der Verwaltung und die Erforschung des Innern wesentlich auch zur Förderung ihrer kulturellen Entwicklung beigetragen.

Der Gesichtspunkt, vorerst einmal den vorhandenen Kolonialbesitz nutzbar zu machen und deshalb die Verhältnisse in diesem zu konsolidieren, hat anfänglich auch der äußeren Kolonialpolitik Kaiser Wilhelms das Gepräge gegeben. Die widerspenstige Haltung der Eingeborenen in den afrikanischen Kolonien war nicht zum wenigsten darauf zurückzuführen, daß dort vielfach noch, namentlich im Hinterlande, über die Rechte Deutschlands Unklarheit herrschte. Auch die Engländer und Franzosen behaupteten, in den von Deutschland beanspruchten Gebieten Besitztitel zu haben, und in Ostafrika kamen überdies noch die Hoheitsrechte des Sultans von Zanzibar an den Küstenstrich in Betracht. Unter diesen Umständen war es das Gegebene, daß sich Kaiser Wilhelm zunächst zu einer umfassenden Auseinandersetzung mit England entschloß. Sie geschah in dem Vertrage vom 1. Juli 1890, durch welchen Deutschland das Wituland an England abtrat und dessen Schutzherrschaft über Zanzibar anerkannte, ihm auch wertvolle Zugeständnisse bezüglich der Abgrenzung der westafrikanischen Kolonien machte, während es dafür seinerseits Helgoland eintauschte und die Einwilligung Englands zum Übergang der Küste Ostafrikas in die deutsche Herrschaft erhielt. Es folgten dann weitere Grenzvertriige mit Frankreich bezüglich Kameruns und Togos in den Jahren 1894 und 1897. Auch sie enthielten gegen mancherlei Zugeständnisse Frankreichs weitgehende Verzichte auf deutscher Seite. Die Verträge, hauptsächlich der deutsch-englische, bei dem Kaiser Wilhelm durch den damaligen Reichskanzler von Caprivi beraten wurde, sind seinerzeit in kolonialfreundlichen Kreisen vielfach angefochten worden, und merkwürdigerweise ist gerade auch von englischer Seite behauptet worden*), daß Deutschland bei dem Vertrage vom 1. Juli 1890 sich habe übervorteilen

') So z. V. von Stanley, von dem der oft wiel>«h«lt« Ausspruch stammt, Deutschland habe einen alten Hosentnopf für einen neuen Anzug eingetauscht.

lassen. Vom Standpunkt der Anhänger einer deutschen Prestige- und Erpansionspolitik mußten die Verzichtleistungen Deutschlands freilich der Kritik unterliegen. Um so mehr kennzeichnen sie die bis zum äußersten friedliebende, lediglich wirtschaftliche Ziele verfolgende Richtung der Kolonialpolitik Kaiser Wilhelms II., welche es vorzog, anstatt auf die Aussicht einer geringen Vergrößerung des deutschen Kolonialbesitzes hin ungewisse Verhältnisse fortbestehen zu lassen, möglichst bald mit England und Frankreich zu einem, ein freundschaftliches Zusammenarbeiten, ermöglichenden Einvernehmen zu gelangen. Abgesehen davon hat auch die neuere Entwicklung der maritimen Technik gezeigt, daß der Besitz Helgolands für Deutschland wohl eines größeren Opfers wert war.

Im übrigen war es ganz und gar nicht die Meinung Kaiser Wilhelms II., daß Deutschland sich mit einer Aschenbrödelrolle unter den europäischen Großmächten begnügen sollte. Wo erhebliche, wirklich greifbare überseeische Interessen Deutschlands auf dem Spiele standen, ist er stets auf das nachdrücklichste, selbst unter Einsetzung seiner Person für diese eingetreten. Kaiser Wilhelm hat als einer der ersten erkannt, daß infolge der günstigen, durch die nationale Einigung und die Segnungen eines langjährigen Friedens geförderten inneren Entwicklung Deutschlands sich ein Umschwung in seinen wirtschaftlichen Bedürfnissen vollzogen hatte, der es geradezu nötigte, den Schwerpunkt seines Handels auf die Betätigung über See zu verlegen. Kaiser Wilhelms Aussprüche, daß Deutschlands Zukunft auf dem Wasser liege, daß Deutschland ein Weltteich geworden, daß der Ozean für Deutschlands Größe unentbehrlich sei und dergl. mehr, legen hierfür Zeugnis ab. Auch das Interesse, das er seit jeher dem Ausbau der Flotte entgegengebracht hat, ist wesentlich mit hierauf zurückzuführen. Haben doch sämtliche Aufstände in den Kolonien bis in die neueste Zeit hinein von den Schutz- und Polizeitruppen nur unter weitgehendster Mitwirkung der Marine unterdrückt werden können. Freilich hat aber Kaiser Wilhelms Politik niemals den Charakter einer Friedenspolitik abgestreift und sich von allen sogenannten imperialistischen, auf eine politische Weltoorherrschaft gerichteten Bestrebungen fern gehalten. Schließlich hat aber gerade diese friedliebende, sich bescheidende Politik dazu geführt, Deutschlands Kolonialbesitz noch zu vermehren, und s^ch so auch als eine durchaus kluge und weitsichtige erwiesen.

Die Ermordung deutscher Missionare in Südschantung zwang Deutschland im September 1897, zur Wahrung seines Ansehens dort ein Erpeditionskorps des ostasiatischen Kreuzergeschwaders landen zu lassen. Ein weiteres militärisches Vorgehen gegen China wäre unvermeidlich gewesen, wenn es nicht den persönlichen Bemühungen Kaiser Wilhelms gelungen wäre, eine friedliche Einigung zustande zu bringen. Kaiser Wilhelm begnügte sich damit, daß China in Form eines sogenannten Pachtvertrages an Deutschland ein zwar kleines, für Deutschlands kommerzielle und

maritime Interessen aber außerordentlich wichtiges Gebiet, die Kiautschou-Bucht, abtrat und sich zugleich verpflichtete, in einem Umkreise von 50 Kilometern rings um diese keine Maßnahmen ohne die Zustimmung der deutschen Regierung zu treffen. Die Mäßigung, die Deutschland bewies, machte nicht nur den übrigen in China interessierten Mächten die Zustimmung zu seinem Vorgehen leicht, sondern sicherte der neuen deutschen Niederlassung auch die Gunst des chinesischen Volkes, so daß diese ungehindert in einer den maritimen Bedürfnissen entsprechenden Weise ausgebaut werden und wirtschaftlich rasch emporblühen konnte.

Die freundschaftlichen Beziehungen, die Deutschland fortgesetzt zu England und den Vereinigten Staaten von Amerika unterhalten hatte und die dank der unerschütterlichen Friedensliebe Kaiser Wilhelms II. auch aufrecht erhalten wurden, als während des spanisch-amerikanischen Krieges und des Burenkrieges die öffentliche Meinung in Deutschland stark gegen die beiden genannten Mächte Partei nahm, brachten Deutschland im Jahre 1899 weiter noch eine Vergrößerung seiner Besitzungen in der Südsee ein. Im Friedensschluß mit Spanien beließen die Vereinigten Staaten diesem die Karolineninseln, die einst Bismarck für Deutschland in Besitz genommen hatte, aber auf Grund eines von ihm selbst herbeigeführten Schiedsspruches des Papstes Leo XIII. an Spanien hatte zurückgeben müssen. Deutschland wurde so in den Stand gesetzt, sie nunmehr von Spanien, das aus pekuniären Gründen nach dem Kriege Kolonien in der Südsee nicht mehr unterhalten wollte, gegen eine angemessene Entschädigung im Vertragswege zu erwerben. Ebenso kam in dem erwähnten Jahre eine für Deutschland sehr günstige Einigung mit den Vereinigten Staaten und England in betreff der Samoainseln zustande. Auf diese hatte Bismarck gleichfalls einst die Hand legen wollen, war aber daran durch die Ablehnung der sog. Samoavorlage seitens des Reichstages im Jahre 1880 gehindert worden. Später hatten dann auch England und Amerika dort Einfluß gewonnen, und Bismarck hatte im Jahre 1889 nur noch durchsetzen können, daß anläßlich der ewigen Thronstreitigkeiten der samoanischen Häuptlinge, welche Sicherheit und Eigentum der weißen Ansiedler gefährdeten, die Inseln einem gemeinsamen Protektorat der drei interessierten Mächte unterstellt wurden. Da dieser Zustand auf die Dauer wenig befriedigend war und die Vereinigten Staaten sowie England Grund hatten, Deutschland gefällig zu sein, ließen sie sich jetzt bereit finden, in eine Teilung Samoas zu willigen, bei der Deutschland die beiden größten Inseln, Upolu und Sawai zugesprochen wurden, während die Vereinigten Staaten Tutuila und einige kleine Inseln erhielten, England aber anderweit entschädigt wurde.

Eine Frucht der Friedensliebe Kaiser Wilhelms ist endlich auch die jüngste Erweiterung des deutschen Kolonialbesitzes, die Erwerbung Neukameruns gewesen. Die noch in frischer Erinnerung stehende Entwicklung der Verhältnisse in Marokko hatte eine Spannung zwischen Frankreich und Deutschland herbeigeführt, die, namentlich weil auch England sich zugunsten Frankreichs für interessiert erachtete, zeitweilig die Gefahr eines Krieges in unmittelbare Nähe rückte. Im Interesse

des Völkerfriedens entschloß sich Kaiser Wilhelm, das schwere Opfer zu bringen, welches ohne Frage —zumal bei der Stimmung des deutschen Volkes — der Verzicht auf die durch dieAlgecirasakte vertraglich festgelegten Rechte Deutschlands in Marokko darstellte. Nach den Anschauungen der internationalen Politik konnte Deutschland ohne Einbuße an seiner nationalen Ehre dieses Opfer nicht bringen, wenn es nicht von Frankreich angemessen entschädigt wurde. In anerkennenswerter Weise hat sich Frankreich zu einer solchen „Kompensation" bereit finden lassen. Durch das — gleichfalls aus politischen Rücksichten — in die Form eines Tauschvertrages gekleidete Abkommen vom 4. November 1911 hat Deutschland gegen Abtretung des Logonegebietes einen Zuwachs zu dem Schutzgebiet Kamerun erhalten, der dieses fast um die Hälfte vergrößert und ihm einen unmittelbaren Zugang zu dem größten Strome Mittelafrikas, dem Kongo, sowie einem seiner bedeutendsten Nebenflüsse, dem Ubangi, verschafft hat. Das persönliche Verdienst, Deutschland diese gewaltige Vermehrung seiner afrikanischen Gebiete zugeführt zu haben, gebührt Kaiser Wilhelm II. um so mehr, als hauptsächlich er selbst durch sein entschiedenes Auftreten es s. Zt. durchgesetzt hatte, daß die Rechte Deutschlands in Marokko von den übrigen interessierten Mächten vertraglich anerkannt wurden.

Kaiser Wilhelm hat die besondere Genugtuung erlebt, daß die unter seiner Regierung gemachten Erwerbungen fast durchweg auch den Beifall derjenigen Kreise gefunden haben, die sonst der Kolonialpolitik weniger freundlich gegenüberstanden. Die Erwerbung Kiautschous ist selbst von einem so hartnäckigen Kolonialgegner, wie Eugen Richter, im Reichstag gebilligt worden. Gerade dieses Schutzgebiet hat sich auch in einer Weise entwickelt, die in der Kolonialgeschichte fast beispiellos dasteht. Der Gesamthandel Kiautschous stellte in der Zeit vom Oktober 1911 bis dahin 1912 bereits einen Wert von 179 Millionen Mark dar. Die Hauptstadt, Tsingtau, hat sich nicht nur zu einem Hafen- und Handelsplatz ersten Ranges emporgeschwungen, sondern eine fast noch größere Bedeutung als deutsches Kulturzentrum in Ostasien gewonnen, das, insbesondere durch die im Jahre 1909 gegründete deutsch-chinesische Hochschule, den Eingang deutscher Gesittung und deutschen Wissens nach China vermittelt. Ebenso haben Samoa und die Karolineninseln durchaus die auf sie gesetzten Hoffnungen gerechtfertigt. Nur über die Aussichten Neukameruns, das jetzt erst nach und nach in den deutschen Besitz übernommen wird, ist der Streit der Meinungen noch nicht völlig zur Ruhe gekommen. Im Interesse einer friedlichen Verständigung mußten begreiflicherweise auch weniger wertvolle Länderstrecken mit in den Kauf genommen werden. Im übrigen steht jetzt schon fest, daß die neuen Gebiete große Reichtümer an Gummi und Elfenbein bergen und daß namentlich die mehr im Innern gelegenen Teile sich gut für die Baumwollkultur sowie für Viehzucht eignen. Der tatkräftigen deutschen Verwaltung wird es zweifellos auch gelingen, die z. T. noch im argen liegenden sanitären Verhältnisse erheblich zu verbessern.

Weniger günstig als die Erwerbungen der neunziger Jahre schienen

sich anfänglich die älteren Besitzungen in Afrika und der Südsee zu entwickeln, und die öffentliche Meinung war lange geneigt, hierfür der Regierung die Schuld zuzuschieben, der man Begünstigung des „Militarismus" und „Bureaukratismus" vorwarf. Daß diese Kritik eine durchaus ungerechtfertigte war, ist heute nicht mehr zweifelhaft. Unter den derzeitigen, oben geschilderten Verhältnissen in den Schutzgebieten handelte die Regierung sicher richtig, wenn sie es sich zunächst angelegen sein ließ, für Ruhe und Sicherheit und die Einrichtung einer geordneten Verwaltung in den Schutzgebieten Sorge zu tragen. Sie tat außerdem mit den geringen ihr vom Reichstag zur Verfügung gestellten Mitteln auch ihr möglichstes zur wirtschaftlichen und kulturellen Hebung der Schutzgebiete, für die bis zum Regierungsantritt Kaiser Wilhelms infolge des Versagens der Gesellschaften und Kaufleute noch so gut wie garnichts geschehen war. Es wurden Versuchsstationen errichtet, Beihilfen an Ansiedler gewährt, Wege gebaut, Schulen errichtet, insbesondere auch solche für die Kinder der Eingeborenen; die Bekämpfung der Tropenkrankheiten, insbesondere der Malaria, sowie der Viehseuchen (Tsetsekrankheit, Küstenfieber u. s. w.) wurde tatkräftig in Angriff genommen, wobei die Ergebnisse der Forschungen Professor Kochs der Verwaltung wertvolle Fingerzeige gaben, und dergl. mehr. Alle diese Maßnahmen haben zweifellos ihre Wirkung nicht verfehlt. Die afrikanischen Schutzgebiete sind seit Anbeginn der Regierung Kaiser Wilhelms ununterbrochen, obschon zunächst nur langsam, vorwärts gekommen, und wenn die Entwickelung Neu-Guineas nicht gleichen Schritt gehalten hat, so liegt dies wesentlich mit daran, daß es erst so spät unter die Verwaltung des Reiches gekommen ist.

Nichtsdestoweniger blieben unleugbar einstweilen die Erfolge weit hinter den Erwartungen zurück, in welche man sich in der Heimat hineingelebt hatte. Viele Ansiedlungen und Plantagen kamen überhaupt nicht vorwärts, und die Einnahmen der Kolonien deckten bei weitem nicht die Ausgaben der Verwaltung. Die Gründe hierfür waren aber in letzter Linie doch nur solche, welche mit den geringen Kulturzuständen und den natürlichen Verhältnissen unserer Schutzgebiete zusammenhingen. Vor allem erwiesen sich einem raschen Fortschritt die Vertehrsschwierigkeiten als hinderlich, die teils durch die Ausdehnung der Schutzgebiete und die Unzugänglichkeit des Inneren von Afrika bedingt sind, teils auch eine Folge der Tierseuchen sind. Diese schließen in den tropischen Kolonien die Verwendung von Zugvieh so gut wie ganz aus, so daß fast alle Transporte auf den Köpfen der Neger erfolgen müssen. Auch der in Südwestafrika übliche Ochsenwagen, dem wegen der Unwegsamkeit des Schutzgebiets 16 bis 20 Zugtiere vorgespannt werden müssen, ist, wie keiner Ausführung bedarf, für einen größeren Güterverkehr völlig unzureichend.

Um diese natürlichen Schwierigkeiten zu besiegen, hätte es vor allem einer planmäßigen Erschließung der Schutzgebiete durch Schienenwege bedurft,

t>ie nur unter Aufwendung großer Mittel möglich war. Hierfür war aber der Reichstag nicht zu gewinnen. Die Usambarabahn in Ostafrika, mit deren Bau eine Gesellschaft begonnen hatte und die schließlich von der Regierung übernommen werden mußte, um den Zusammenbruch des Unternehmens abzuwenden, sowie die Linie Swakopmund-Windhuk, die anläßlich der Rinderpest 1897 auf Anordnung Kaiser Wilhelms von der Eisenbahnbrigade als Notbahn hergestellt worden war, um das Innere von Südwestafrika vor Hungersnot zu bewahren, blieben lange Zeit die einzigen Bahnen in unseren Schutzgebieten.

Die Haltung des Reichstags wieder entsprang nicht reiner Oppositionslust. Sie hatte ebenfalls ihre Ursache in Verhältnissen, die sich nur schwer ändern ließen. Die Stimmung des Volkes war ohne Frage einer energischen Kolonialpolitik nicht günstig. So sehr der koloniale Gedanke — namentlich durch die unermüdliche Tätigkeit der über ganz Deutschland verzweigten „Deutschen Kolonialgesellschaft" — in den oberen Schichten an Anhang gewonnen hatte, so stand doch die große Masse des Volkes den kolonialen Bestrebungen noch immer ablehnend oder doch gleichgültig gegenüber. Die Mehrheitsparteien des Reichstags mußten aber wieder auf ihre Wähler Rücksicht nehmen, und die wenig ermutigenden 'Erfahrungen in den Schutzgebieten trugen nur noch mehr dazu bei, die Bewilligungslust des Reichstags herabzudrücken. Auch das Privatkapital wurde dadurch abgeschreckt, und schließlich griff selbst in kolonialfreundlichen Kreisen eine sichtliche „Kolonialmüdigkeit" Platz.

Der Entwicklung der Dinge selbst kam schließlich der Regierung zu Hilfe. Die großen Aufstände, die in den Jahren 1904 und 1905 in Südwestafrika ^owie Ostafrika ausbrachen und neben denen auch in Kamerun lokale Erhebungen ernsterer Art einher gingen, rüttelten endlich durch die Opfer an Gut und Blut, die sie erforderten, das deutsche Volk aus seiner Gleichgültigkeit auf und zeigten ihm außerdem, wohin die übertriebene Sparsamkeitspolitik führte. Nicht zuviel, sondern zu wenig war bisher für die Beherrschung der Schutzgebiete ausgegeben worden. Die Nachrichten von den heldenmütigen Kämpfen unserer Truppen sowie die Erzählungen der heimkehrenden Krieger trugen gleichzeitig dazu bei, das Interesse für die Kolonien in die breiten Massen zu tragen, und mit dem Interesse begann in diesen auch das Verständnis für den Wert der Kolonien rege zu werden.

Kaiser Wilhelm gebührt das Lob, daß er diesen Umschwung in der Stimmung des Volkes bereits zu einer Zeit erkannt hat, wo man selbst in kolonialen Kreisen noch an einer Wendung zum Besseren verzweifelte. Weit entfernt, sich durch die Ereignisse in Ostafrika und Südwestafrika entmutigen zu lassen, hielt er gerade jetzt den Augenblick für gekommen, um mit einer Kolonialpolitik größeren Stils zu beginnen. Wesentlich hieraus erklärt sick 'sein damaliger Entschluß, die Leitung der Kolonialverwaltung einer als energisch bekannten kaufmännischen Kraft, dem bisherigen Direktor der Darmstiidter

Bank Dernburg, anzuvertrauen, und weiter die Auflösung des Reichstags, mit der er, als die Mehrheitsparteien im Dezember 19U6 die zur Wiederherstellung des Friedens notwendigen Bewilligungen für Südwestafrika ablehnten, die Entscheidung des Volkes selbst anrief. Die Geschichte hat gelehrt, daß beide Schritte, so ungewöhnlich sie waren, das Richtige trafen. Dernburgs-praktischer Blick erkannte, daß gerade die falsche Sparsamkeit, der Mangel einer großzügigen Erschließungspolitik die Schuld an den bisherigen geringen Fortschritten unserer großen Kolonien trugen, und seine Ausführungen hierüber in Wort und Schrift fanden in weitesten Kreisen des Volkes Verständnis, gerade weil sie der allgemeinen Überzeugung entgegenkamen. Dementsprechend fielen auch die Wahlen, die gewissermaßen das Urteil des Volkes über die in der Kolonialpolitik weiterhin einzuschlagende Richtung darstellten, durchaus zugunsten der Absichten Kaiser Wilhelms aus. Der Erfolg war umso größer, als auch diejenigen Parteien, die sich bisher der Kolonialpolitik weniger geneigt gezeigt hatten, über den eingetretenen Umschwung in der Volksmeinung nicht im unklaren bleiben konnten und sich daher ebenfalls entschlossen auf den Boden der Pläne der Regierung zu treten. So gelang es Dernburg leicht, im Reichstag ein umfassendes Eisenbahnbauprogramm durchzusetzen und ihn auch davon zu überzeugen, daß gerade nicht eine Verminderung, sondern im Gegenteil ein zweckmäßiger weiterer Ausbau des Verwaltungsapparates nötig war, wie er demnächst durch die Errichtung eines selbständigen Reichs-Kolonialamts, die Vermehrung der technischen Beamten in den Schutzgebieten, die Einführung einer Selbstverwaltung für Deutsch-Südwestafrika und sonstige einschlagende Maßnahmen verwirklicht worden ist.

Die Erfolge der neuen Ära der Kolonialpolitik haben nicht lange auf sich warten lassen, wobei nur nebenher erwähnt werden mag, daß auch die Diamantfunde in Südwestafrika dem ersten auf Grund des neuen Programms hin vorgenommenen Bahnbau zu verdanken sind. Vor allem wurde jetzt durch die Eisenbahnen die Möglichkeit geschaffen, die kolonialen Massenprodukte, die, wie Baumwolle und sonstige Faserstoffe, Kautschuk, Ölfrüchte, Hölzer und dergl. vorzugsweise von der heimischen Industrie benötigt werden, auch aus dem Innern der afrikanischen Schutzgebiete ohne zu große Belastung mit Transportkosten dem Weltmarkt zuzuführen. Plantagen, Farmen und andere wirtschaftliche Anlagen konnten sich jetzt auch im Hinterlande der Schutzgebiete ausbreiten, die Eingeborenen fanden für die Erzeugnisse ihrer Kulturen Absatz, und diejenigen unter ihnen, die sich bisher dem Triigerdienste gewidmet hatten, wurden für eine produktive Arbeit im Dienste der europäischen Unternehmungen frei. Damit sind dann weiter der Handel der Schutzgebiete, ihre Einnahmen und die weiße Bevölkerung gewachsen, während sich zugleich infolge des erleichterten Verkehrs trotz der Vermehrung des Personals die militärischen und administrativen Ausgaben verhältnismäßig verringert haben.

Auch in den Schutzgebieten, für welche Eisenbahnbauten einstweilen nicht in Frage kommen, hat dank der größeren Aufwendungen und der dadurch ermöglichten planmäßigeren Arbeit der Verwaltung seitdem eine raschere Entwicklung einsetzen können.

Wie bedeutend der Aufschwung der afrikanischen und Südseeschutzgebiete in den letzten Jahren gewesen ist, beweist am besten die Handelsstatistik. Es betrug im Kalenderjahr 1911 der Wert der Einfuhr rund 142 Millionen, der Ausfuhr rund 98 Millionen und des Gesamthandels rund 240 Millionen Mark. Die Zahl der weißen Einwohner war am 1. Januar 1912 auf 23 342 Köpfe angewachsen, von denen 14 816 auf Südwestafrika entfielen. Infolge dieser günstigen wirtschaftlichen Entfaltung haben trotz der vermehrten Ausgaben auch die Finanzen der Schutzgebiete sich wesentlich gebessert. Togo und Samoa bedürfen seit einer Reihe von Jahren überhaupt keines Reichszuschusses mehr, und die größeren afrikanischen Schutzgebiete haben im wesentlichen nur mehr die Militärlasten zu tragen, während die Kosten der Zivilverwaltung, insbesondere auch die Verzinsung der Eisenbahnanleihen, aus ihren eigenen Einnahmen bestritten werden können.

In der Natur der Sache liegt es, daß Kaiser Wilhelm in der inneren Kolonialpolitik sich wesentlich darauf beschränkt hat, die Richtlinien zu bestimmen, im übrigen aber der Verwaltung freie Hand gelassen hat. Daß er trotzdem die Vorgänge in den Kolonien und ihre Fortschritte auch im Einzelnen mit offenem Auge und lebhafter Teilnahme verfolgt hat, ist in kolonialen Kreisen wohl bekannt. Kaiser Wilhelm hat sich auch nicht gescheut gelegentlich, wenn ihm dies angebracht erschien, persönlich in die Verwaltung einzugreifen, so z. B. durch die von ihm verfügte Entsendung eines Sachverständigen nach Südwestafrika, um die für dieses Schutzgebiet so wichtige Frage der Wassererschließung einer Lösung entgegenzuführen, durch die Anordnung einer Berichterstattung über die Fragen des Baumwollbaues und des kolonialen Wildschutzes u. dgl. mehr. Auch der mit der Entgegennahme kolonialer Vorträge verbundene Besuch, durch den er vor kurzem das Hamburgische Kolonialinstitut auszeichnete, legt von seinem Interesse für die Kolonien Zeugnis ab, und nicht am wenigsten endlich der Erwerb zweier Farmen in Südwestafrika, die er im vergangenen Jahre zur Ermutigung der Ansiedler für seinen Hausfideikommiß angekauft hat. Die Anteilnahme Kaiser Wilhelms hat im übrigen seit jeher nicht allein der politischen und wirtschaftlichen Entwicklung der Kolonien, sondern ebenso der Tätigkeit der Missionen gegolten, die dort Hand in Hand mit den Behörden an der kulturellen und sittlichen Hebung der Eingeborenen zu arbeiten berufen sind. Wiederholt hat er hervorragende Missionare empfangen und sich von ihnen über die Fortschritte des Missionswesens in den Schutzgebieten unterrichten lassen. Auch den kirchlichen Bestrebungen der weißen Bevölkerung in den Schutzgebieten hat Kaiser Wilhelm durch ausgiebige Unterstützung von Kirchenbauten sowie Genehmigung des Anschlusses neu gebildeter kirchlicher Gemeinden an die Preußische Landeskirche seine Fürsorge zuteil werden lassen.

Es bedarf indes nicht des Heranziehens von Einzelheiten, um Kaiser Wilhelms Verdienste um unsere Kolonien nach Gebühr zu würdigen. Der ganze so gewaltige Aufstieg unserer Schutzgebiete fällt in seine Regierungszeit und ist wesentlich mit seinen Entschließungen zu verdanken, durch die er jeweilig, unbeirrt durch die öffentliche Meinung, der weiteren Entwicklung der Kolonien den richtigen Weg gewiesen hat. Einst Sorgenkinder des Reichs, haben sich unter seinem Regiment die Kolonien zu einem der wertvollsten Bestandteile des deutschen Nationalvermögens entwickelt, und überdies darf sich Kaiser Wilhelm rühmen, daß er diesen Besitz noch erheblich vergrößert hat, ohne jemals das Schwert aus der Scheide gezogen zu haben. Vielleicht der schönste Erfolg der Kolonialpolitik Kaiser Wilhelms II. ist es aber, daß auch das deutsche Volk an den Kolonien Freude gewonnen hat. Die Kolonien sind heute ohne Frage populär, und während noch vor wenigen Jahren Stimmen im Volke Gehör fanden, welche zur Preisgabe einzelner Kolonien rieten,kann sich jetzt gerade der gelesenere Teil der Presse in Erörterungen darüber gefallen, wie der deutsche Kolonialbesitz noch vermehrt werden könnte. Die anderen Nationen werden keine Ursache haben, hieraus Befürchtungen für den weiteren Gang der deutschen Kolonialpolitik herzuleiten. Deutschland hat keinen Grund, Gelegenheiten zur Erwerbung neuer Kolonialgebiete zu verabsäumen, braucht sie aber auch nicht zu suchen. Die Auswandererfrage spielt für Deutschland zur Zeit so gut wie keine Rolle. Deutschland führt Menschen nicht aus, sondern ein. Landwirtschaft und Industrie können ihren Bedarf an Arbeitskräften nur durch Heranziehung zahlreicher fremder Zuwanderer decken. Was Deutschland nötig hat, sind Absatzmärkte für seine Industrie und Gebiete, wo es die für diese erforderlichen Rohstoffe gewinnen kann. In unseren Kolonien sind genug derartige Gebiete vorhanden, mit deren Erschließung bisher überhaupt noch nicht begonnen ist. Die deutsche Kolonialpolitik findet hier für ihre Betätigung noch ein weites Feld vor. Im übrigen wird der Verlauf einer fünfundzwanzigjährigen Regierungszeit Kaiser Wilhelms den Völkern die beste Gewähr dafür sein können, daß auch in Zukunft die deutsche Kolonialpolitik niemals etwas anderes sein wird als eine Friedenspolitik.

K. Mommsen:

Das Kreditwesen in Deutschland im letzten Vierteljahrhundert.

Deutschland hat in dem Vierteljahrhundert, auf das wir in diesen Tagen zurückblicken, eine wirtschaftliche Entwicklung genommen wie, von den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika abgesehen, kein anderer Staat der Welt. Die Bevölkerung, die von 1863 bis 1888 von 39 auf 48 Millionen stieg, wuchs seit 1888 bis heute von 48 auf über 66 Millionen, d. h. genau um das Doppelte der Kopfzahl gegenüber der Periode vorher.

Dieser immer wachsenden Bevölkerung Arbeit und Lebensunterhalt und immer bessere Daseinsbedingungen zu schaffen, war die Aufgabe der deutschen Volkswirtschaft in den letzten Jahrzehnten, eine Aufgabe, die doppelt schwer zu lösen war, weil Deutschland im Gegensatz zu den Hauptindustrie- und Handelsstaaten Europas, zu Frankreich und England kein reiches Land war, kein Land, das über nennenswerte Privatvermögen, die sich diesem Zweck zur Verfügung stellen konnten oder wollten, verfügte. Noch anfangs der siebziger Jahre gab es, von wenigen Ausnahmen abgesehen, große Vermögen nur bei einzelnen Adelsfamilien Preußens und im Reich, deren Vermögen im wesentlichen im Grundbesitz, der freilich vielfach mit dem Besitz wertvoller Bergwerksgerechtigkeiten verbunden war, ruhte.

Diesem Mangel an der wirtschaftlichen Voraussetzung für eine industrielle und kommerzielle Entwicklung hat in Deutschland mehr wie in anderen Ländern die Gesellschaftsbildung abzuhelfen gesucht. Unser Aktienrecht hat in besonders glücklicher Weise die Voraussetzung dafür geschaffen, daß sich zahlreiche kleine Kapitalbeträge zum Gedeihen eines großen Ganzen zusammenfanden. Den Aktiengesellschaften traten dabei Gesellschaften anderer Form, insbesondere die Berggewerkschaften, die Genossenschaften jeder Art und die Gesellschaften mit beschränkter Haftung zur Seite.

Daß auf dem Gebiete des Gesellschaftswesens den Anteilseignern wie den Kreditgewährenden mancherlei Gefahren drohen, haben nicht nur die Gründerjahre nach 1870, haben auch Einzelfälle oft schwerer Art bis in die neueste Zeit gezeigt. Aber im ganzen dürfen wir anerkennen, daß gerade auf diesem Gebiet für die Allgemeinheit viel Gutes geschaffen wurde. Unsere großen Industrieunternehmungen und insbesondere unsere Banken sind dank einer vollendeten Form der Gesellschaft zu Gebilden geworden, die wir heute, bei aller Anerkennung der großen Zahl blühender, rein privater Unternehmungen und Firmen, als das Rückgrat unseres Wirtschaftslebens ansehen dürfen.

Die Mittel, die diese Gesellschaften in der Form von Aktienanteilen und Schuldverschreibungen in Anspruch nehmen, sind nichts anderes als der Kredit, den der einzelne Effektenbesitzer je nach seinem Vermögen den einzelnen Betrieben gewährt. Die so in Anspruch genommenen Summen erreichen, nach dem rein nominellen Kapital viel zu niedrig berechnet, bei den Aktiengesellschaften den Betrag von 15 Milliarden, bei den Gesellschaften mit beschränkter Haftung die Summe von 3600 Millionen, dazu treten noch an Schuldverschreibungen der verschiedensten Gesellschaften und Vereine etwa 4 Milliarden. Häufig geht dabei der Privatbetrieb, dessen Mittel nicht mehr für die sich als notwendig erweisenden Erweiterungen und Verbesserungen ausreichen, in die Gesellschaftsform über, um auf diese Art weitere Mittel heranzuziehen oder festgelegte Mittel durch Verkauf der neugeschaffenen Aktien zu mobilisieren. Die so auf dem Kreditwege geschaffenen Gebilde werden nun genau wie die aus eigenen Kapitalien errichteten Privatfirmen ihrerseits zu Trägern des Kredites, wobei als eigentliche Träger des Kredites die Banken in Betracht kommen. Sie sind es, die, ob groß oder klein, die Aufgabe haben, die verfügbaren Gelder des Einzelnen zu sammeln, um sie insgesamt wieder dem Wirtschaftsleben nutzbar zu machen. Sie nehmen, da die eigenen Mittel nicht ausreichen können, je nach dem ihnen gewährten Vertrauen, Kredit in weitestem Maße in Anspruch, um ihrerseits Kredit an die Industrie, an Handel und Gewerbe, an die Landwirtschaft und an den Grundstücks- und Baumarkt zu gewähren.

Es läßt sich dabei nicht verkennen, daß man bei uns in der Ausnützung des Kredites — mag er in bar, im Wege des Akzeptkredites, durch Diskontierung von Wechseln oder Lombardierung von Waren in Anspruch genommen oder gewährt werden —, vielleicht weiter gegangen ist, als es sich mit streng kaufmännischen Grundsätzen vertragen wollte, und manch Zusammenbruch ist die Ursache einer zu starken Ausnützung des Kredites gewesen. Darum ist das von der Reichsbank in den letzten Jahren so eifrig geförderte Bestreben, Maß zu halten, an sich freudig zu begrüßen; aber wir wollen dabei nicht außer Acht lassen, daß ohne Anspannung aller Kräfte die Entwicklung der letzten Jahrzehnte nicht möglich gewesen wäre, und das auf der Entwicklung unserer Industrie und unseres Handels, die uns in wenigen Jahrzehnten zu einem der ersten Industriestaaten der Welt gemacht, auch unsere politische Machtstellung im wesentlichen beruht. Solange unsere Handelsbilanz in dem Maße wie bisher steigt — ist doch, um nur einige charakteristische Zahlen zu nennen, in etwa 20 Jahren die Einfuhr im Gesamtbandel von 4,25 auf 10,38 Milliarden, die Ausfuhr von 3,28 auf 8,7? Milliarden gewachsen — solange unsere Produktion, solange unser Güteraustausch im Inlande, unsere Bevölkerungsziffer weiter wächst, wird man sich der Tatsache nicht verschließen dürfen, daß eine wesentliche Einschränkung des Kredites, den Handel und Industrie durch Vermittlung der Banken erhalten, nicht möglich und

bei solider Wirtschaft auch nicht notwendig ist. Viel wichtiger als die Einschränkung im allgemeinen ist die Durchführung des Grundsatzes, daß der dem Einzelnen innerhalb der Grenzen seiner Kreditwürdigkeit gewährte Kredit nach Möglichkeit nicht hoher bemessen wird, als daß er auch in schwierigen Zeiten seitens des Kreditgewährenden, in erster Linie also der betreffenden Bankfirma, aufrecht erhalten werden kann. Das würde bei konsequenter Durchführung zu einer gewissen Verteilung der Risiken führen, indem verschiedene Banken, je nach ihren Mitteln und ihrer Einschätzung, sich in einen größeren Kredit teilen, ein Zustand, der durchaus erstrebenswert ist, wenn die Banken in voller Kenntnis der Sachlage handeln, der aber sehr bedenklich ist, wenn der Kreditsuchende, wie das häufig vorgekommen, an mehreren Stellen Kredit nimmt, die von einander nicht.-wissen. Eine solche Teilung der Risiken würde auch zur Erhaltung unserer kleineren Bankfirmen und Bankiers gegenüber den ihr Filialennetz immer weiter ziehenden Großbanken wesentlich beitragen.

Die für Handel und Industrie charakteristischste und wirtschaftlich unbedenklichste Art der Kreditgewährung ist die Diskontierung von Wechseln, denn hier liegt, von einzelnen gewiß vorkommenden Mißbräuchen abgesehen, jeder diskontierten Forderung die tatsächliche Warenbewegung zugrunde. Neben die Reichsbank, deren gesamter Wechselverkehr sich von 3973 Millionen im Jahre 1888 auf 13 480 Millionen im Jahre 1912 und deren Wechselbestand im Jahresdurchschnitt sich in den gleichen Jahren von 430 Millionen auf 1238 Millionen gehoben hat, treten in immer steigendem Maße die Kreditbanken. Ist doch bei den deutschen Aktienbanken allein, also von den Privatbankiers abgesehen, der Wechselbestand von 438 Millionen am Ende des Jahres 1888 auf 3062 Millionen Ende 1911 gestiegen, während sämtliche Notenbanken zu den gleichen Terminen einen Wechselbestand von 769 Millionen bzw. 1966 Millionen aufwiesen. Die Steigerung ist bei den Kreditbanken in der gleichen Periode also verhältnismäßig weit größer als bei den Notenbanken. Die Mittel zu dieser Kreditgewährung flossen den Banken neben ihren eigenen Mitteln auch durch die Einlagen der Privatkundschaft, die sogenannten Depositen, zu, die nach einer, freilich nicht unbedingt verläßlichen Statistik — denn der Begriff der Depositen ist nun einmal nicht feststehend — von 370 Millionen im Jahre 1889 auf 3767 Millionen im Jahre 1911 gewachsen sind. Man wird dabei anerkennen dürfen, daß das Wechsel-Portefeuille der Banken neben ihrem Bestande in Reichs- und Staatsfonds immer noch die beste Anlage für die zum Teil jederzeit fälligen Bareinlagen der Kundschaft ist.

Auch die Debitoren der Banken, die neben den Wechseln die eigentliche Kreditgewährung zeigen, weisen eine ähnliche Entwicklung wie die Wechselbestände auf. Ihr Betrag ist bei den Aktienbanken von 1138 Millionen im Jahre 1888 auf 7404 Millionen im Jahre 1911 gewachsen. Die Banken wären nicht in der

Lage gewesen, dieser enormen Beanspruchung gerecht zu werden, wenn es nicht in der gleichen Periode gelungen wäre, dem deutschen Bankakzept eine immer steigende Bedeutung im Weltverkehr zu verschaffen, ein Vorteil, den wir dem systematischen Bestreben unserer größten Banken verdanken, den deutschen Handel im Auslande aus der früher bestehenden Abhängigkeit von fremden Geldmärkten zu befreien. Namentlich der Finanzierung unserer Einfuhr insbesondere von Rohprodukten dient das deutsche Bankakzept heute bereits im besonderen Maße.
Was den Charakter der Debitoren betrifft, so darf nicht verschwiegen werden, daß darin nicht unerhebliche Beträge enthalten sind, die nicht im reinen Sinne Betriebskredite, d. h. der Finanzierung der laufenden Geschäfte dienende Kredite, sondern bestimmt sind, das den Unternehmern mangelnde Kapital zu ersetzen. Gerade hier liegt wohl einer der wesentlichsten Unterschiede des Kreditwesens in Deutschland gegenüber dem der Nachbarländer, und hier liegt auch die eigentliche Gefahr der Kreditüberspannung für beide Teile, denn diese Beträge sind nicht durch Realisierung von Waren oder Eingang von Debitoren abzudecken, sondern nur durch neu zufließende Kapitalien oder durch andere Kredite zur Rückzahlung zu bringen. Man darf aber dennoch mit Recht behaupten, daß es ein Verdienst der deutschen Bankwelt, nicht nur der Aktienbanken, sondern auch des Privatbankierstandes gewesen ist, wenn ein Teil der ihnen zur Verfügung stehenden Mittel in dieser Art angelegt wurde. Das persönliche Vertrauen, das der Bankier dem tüchtigen Anfänger in der Industrie durch Hergabe oft garnicht bedeutender Mittel beweist, hat nur zu oft den Grundstein zur Errichtung und zum Ausbau eines heute blühenden Unternehmens gelegt. Gerade hierdurch ist der uns eigene innige Zusammenhang Mischen Industrie und Bankwelt geschaffen, der freilich für die Dankwelt mancherlei Gefahren, für den industriellen Fortschritt im Ganzen aber große Vorteile gebracht hat.
In den Debitoren stecken nun auch diejenigen, nicht unbeträchtlichen Kredite, die der Privatkundschaft direkt oder durch Vermittlung anderer Bankfirmen gewährt werden gegen Unterlage von Effekten. Man kann gewiß Zweifel hegen, ob die Gewährung derartiger Kredite, die nur zu häufig der reinen Effektenspekulation dienen, gesund ist, und das auf allen Seiten hervortretende Bestreben, hier Maß zu halten, ist gewiß berechtigt. Aber ganz abgesehen davon, daß schließlich die Bevorschussung von der Hauptsache nach leicht realisierbaren Effekten doch in aller Welt eine der eigentlichen Aufgaben des Bankiers ist, darf man darauf hinweisen, daß die große Entwicklung unserer Industrie und unseres Verkehrswesens eben darauf beruht, daß die Aktien und Obligationen dieser Unternehmungen einen willigen Markt fanden, und daß die Schaffung dieses Marktes eben die Aufgabe der Banken ist. Hätten unsere Banken sich nicht willig in den Dienst des Effektenhandels, der ohne Effektenkredit nicht denkbar ist, gestellt, es wäre nicht gelungen, den deutschen Börsen trotz aller Hemmnisse der Gesetz-

gebung, trotz aller steuerlichen Belastung die heutige Bedeutung und Beachtung gegenüber den Börsenplätzen des Auslandes zu erringen.

Unseren Banken fällt nun nicht nur die Aufgabe zu, Kredite der eben behandelten Art zu gewähren, sie müssen auch die Mittel bereit stellen, um den kreditbedürftigen Staaten und Kommunen diejenigen Summen zu schaffen, die sie zur Ausführung ihrer immer wachsenden Aufgaben benötigen. Nicht immer ist das Publikum der willige Abnehmer dieser erstklassigen Wertpapiere, nur zu häufig müssen die Banken zunächst mit ihren eigenen Mitteln eintreten. Hier greifen freilich, von den größeren Anleihen abgesehen, in immer wachsendem Maße andere kapitalansammelnde Kräfte wie Sparkassen, die großen Anstalten der Alters-, Invaliditäts- und Unfallversicherung, neuerdings auch die Angestelltenversicherung insofern ein, als sie derartige Geldbedürfnisse der Kommunen und kommunalen Verwaltungen vielfach direkt und ohne Inanspruchnahme der Banken und des Anlagemarktes befriedigen. Erreichte doch, um nur eines herauszugreifen, der Vermögensbestand der verschiedenen Zweige der Arbeiterversicherung im Jahre 1910 bereits den Betrag von 2521 Millionen, eine Summe, die weiter stark steigen muß, und damit immer größere Beträge, die sonst den natürlichen Reservoiren des Wirtschaftslebens, den Banken und Sparkassen zufließen würden, diesen entzieht.

Neben die Banken treten als Geldgeber die Genossenschaften für landwirtschaftliche und gewerbliche kleine und Mittel-Betriebe. Man darf ruhig anerkennen, daß die Banken allein nicht in der Lage sind, das Kreditbedürfnis dieser kleineren und mittleren Schichten des Handels- und Gewerbestandes zu befriedigen. Beträgt doch die Zahl der Kreditgenossenschaften etwa 17 000 mit 2V: Millionen Mitgliedern.

Eine kurze Erwähnung verdient an dieser Stelle noch der Immobiliarkredit, der in Deutschland eine Ausbildung erfahren hat, wie in keinem anderen Lande der Welt. Sowohl der städtische, wie der landwirtschaftliche Grundbesitz ist bei uns durch die Hypothekenbanken, die Landschaften und durch reale Kreditinstitute aller Art in starkem Maße mobilisiert, dadurch, daß die Mittel für die gewährten Hypotheken durch Pfandbriefe aufgebracht sind. Betrug doch der Gesamtumlauf in derartigen von den deutschen Kreditinstituten ausgegebenen Effekten für 1910 nicht weniger als 15.8 Milliarden, ein Betrag, der von dem gesamten Betrage an deutschen Staatsanleihen von etwa 21 Milliarden nicht sehr entfernt ist, und den von den verschiedenen Kommunen und kommunalen Verwaltungen aufgenommenen Anleihebetrag von etwa 6 Milliarden um das mebrfache übersteigt. Daß die Kreditbanken auch häufig dem Immobiliarkredit sich dienstbar gemacht haben, indem sie die Finanzierung von Neubauten oder die Lombardierung von Hypotheken übernahmen, ist ebenso bekannt, wie die Tatsache, daß man dem in den letzten Jahren auf Grund übler Erfahrungen einigermaßen Einhalt getan hat oder doch mit größerer Vorsicht gegenübersteht.

Wir sehen, daß auf allen Gebieten des deutschen Wirtschaftslebens das Kreditwesen in starker und eigenartiger Weise ausgebildet ist, und müssen uns bei einem Rückblick auf eine Periode, in deren Anfang Ende der achtziger Jahre der Beginn eines wirtschaftlichen Aufschwungs ohne gleichen liegt, die ernste Frage vorlegen: ist dieses Kreditsystem, das hier natürlich nur in seinen allgemeinen Zügen geschildert werden konnte, gesund und imstande, auch den großen Gefahren einer starken Wirtschaftskrisis oder gar den Gefahren eines großen europäischen Krieges Stand zu halten? Es ist hier nicht der Platz, auf die Einzelheiten derjenigen Maßnahmen einzugehen, die zur Verfügung stehen, um das deutsche Wirtschaftsleben auch über solche Krisen hinwegzuführen, aber im allgemeinen darf man jene Frage getrost bejahen. Gewiß, nicht jeder Einzelne wird dem Ansturm solcher Zeiten standhalten können, aber die Gesamtheit unserer Unternehmungen wird trotz der starken Beanspruchung des Kredites in seinen verschiedenen Formen in der inneren Widerstandskraft nicht erschüttert werden, wenn auch der Verdienst vielleicht einem starken Rückgang ausgesetzt sein wird. Den schwierigsten Stand haben in solchen Zeiten natürlich die Banken, insbesondere die Reichsbank und unsere Großbanken, die sich infolge der immer stärker gewordenen Konzentration im Bankgewerbe mehr und mehr zu den Zentralpunkten des Geld- und des Kreditverkehrs ausgewachsen haben, und auf die dann in erster Linie auch die Ansprüche auf Gewährung von Barmitteln sich konzentrieren müssen. Daß unsere großen Kreditinstitute sich schon in ruhigen Zeiten durch eine vorsichtige Geschäftsführung auf etwa kommende ernste Zeiten einrichten müssen, ist mit der wachsenden Bedeutung der Banken für unser Wirtschaftsleben auch deren verantwortlichen Leitern zum ständigen Bewußtsein geworden. Trotz aller Kritiken, die aus dem In- und dem Auslande kommen, dürfen wir davon überzeugt sein, daß die Banken in der Lage sein werden, auch bei derartigen Wirtschaftskrisen ihre Pflicht zum Besten der Gesamtheit zu erfüllen. Dabei ist freilich in erster Linie ein verständnisvolles Zusammenwirken der Reichsbank mit der Gesamtheit unserer großen Banken vorausgesetzt, eine Voraussetzung, die wir bei dem guten Willen und der vollen Sachkenntnis beider Teil« wohl als gegeben annehmen dürfen.

Daß die Banken Deutschlands in der Periode, auf die wir, ohne ein allzu großes Zahlenmaterial hier vorführen zu können, einen allgemeinen Rückblick gehalten haben, ihre Pflicht nicht nur ihren Teilhabern und Aktionären gegenüber durch eine, von ganz vereinzelten Ausnahmen abgesehen, solide Geschäftsführung, sondern auch der Allgemeinheit gegenüber dadurch erfüllt haben, daß sie sich ohne auch große Risiken zu scheuen, in den Dienst von Handel und Industrie als deren Berater und Förderer gestellt haben, wird von allen ernsten Beobachtern unseres Wirtschaftslebens gern anerkannt werden. Dabei wird die Bankwelt selbst nicht verkennen, daß das Streben für die Zukunft dahin gehen muß, bei steigender Kapitalbildung — und unser Volk befindet sich seit Jahren in einer Periode

immer wachsender Kapitalbildung — die Kreditgewährung an manchen Stellen einzuschränken und Bankmittel durch eigene Kapitalien des Unternehmers zu ersetzen, statt diese eigenen Kapitalien in immer neue Unternehmungen zu stecken, oder mit ihnen bestehende zu erweitern.

Die Aufgaben, die uns die Zukunft stellt, sind mannigfache. Unser wirtschaftliches Gedeihen wird durch die Anforderungen, die aus Gründen der äußeren Politik an die Finanzen des Reiches in stets wachsendem Maße gestellt werden, stark beeinflußt. Auf der anderen Seite erfordert die Stellung Deutschlands gegenüber den anderen Staaten eine immer intensivere Beschäftigung im Welt Handel. Wir müssen neben dem Kapital, das wir für unsere Produktion und unseren Handel im Inlande gebrauchen, immer größere Summen im Auslande anlegen, um unserer Industrie die ihr gebührende Stellung zu erhalten und zu mehren, nicht nur im Interesse der Industrie selbst, sondern noch mehr im Interesse der Schaffung von Arbeitsgelegenheit für unsere eigene Bevölkerung. Wir dürfen und können nicht zu einem Rentnervolk werden. Wir müssen alle Kräfte der Wissenschaft und Technik, alle Intelligenz und allen Fleiß von Industrie und Handel anspannen, um unsere Stellung im In- und im Auslande zu erhalten und zu mehren, um unserer noch immer wachsenden Bevölkerung dauernde und immer bessere Arbeitsgelegenheit und Verdienst zu schaffen. Da unser eigenes Volksvermögen auch heute wie vor 25 Jahren nicht hinreicht, um diesen Ansprüchen zu genügen, müssen und wollen wir den Kredit unserer Kaufleute und Industriellen, insbesondere unserer Banken und Bankiers zu Hilfe nehmen, ihn erhalten und in gemeinschaftlicher Arbeit aller Teile weiter organisieren.

Geh. Vaurat Beukenberg:

Die Entwicklung der Schwerindustrie in der Regierungszeit Wilhelms II.

Gewerbe und Industrie haben in Deutschland während der Regierungszeit Wilhelms II. einen ungeahnten Aufschwung genommen. Überblicken wir diese große Entwicklung während der letzten 25 Jahre, so verlohnt es sich gleichzeitig zu untersuchen, in welchem Maße ihr der Kaiser seine Anteilnahme gewidmet oder ihr seine Förderung mittelbar oder unmittelbar hat zuteil werden lassen.

Von Beginn seiner Regierung an war das Streben des Kaisers darauf gerichtet, Deutschland den Frieden zu erhalten. Die lange ununterbrochene Friedenszeit ermöglichte die mächtige Entfaltung des Unternehmungsgeistes und die dadurch hervorgerufene außerordentliche Steigerung unseres gesamten Wirtschaftslebens, besonders aber von Handel, Gewerbe und Industrie.

Das ursprünglichste, die Hauptrohstoffe der Industrie unmittelbar aus der Natur fördernde Gewerbe, der Bergbau, hat während des letzten Vierteljahrhunderts eine außerordentliche Zunahme zu verzeichnen. Wenn er auch von jeher in den deutschen Landen heimisch war, so hat er sich doch erst in der neueren Zeit, zum Teil erst in den letzten Jahrzehnten, zum eigentlichen Großgewerbe entwickelt. Die nachstehenden Zahlen geben ein Bild von der Steigerung der Leistungen des deutschen Bergbaues.

Es betrug die Jahresförderung in t:

	Steinkohle	Braunkohle	Kali lohsalze	Eisenerz
1888	65321000	16542000	1235000	10664000
1912	177094000	82339000	10900000»)	30900000')

') ungefähre Mengen

Der Steinkohlen-Bergbau, eines der ältesten Großgewerbe in Deutschland, beschäftigte schon vor 25 Jahren große Arbeitermassen, und doch hat sich die Förderung der schwarzen Diamanten bis heute weit mehr als verdoppelt. — In den siebziger und achtziger Jahren war der Bergbau im Ruhrkohlenbecken, dem größten Vorkommen Deutschlands, wenig lohnend. Eine große Anzahl kleiner Gesellschaften machte sich den Absatz streitig, so daß oft zu verlustbringenden Preisen verkauft werden mußte. Das wurde anders, nachdem 1893 die Ruhrkohlenzechen zu einem Syndikat sich zusammengeschlossen hatten. Die Preise konnten nun stetiger gehalten und in den Jahren, in denen es dem Hauptabnehmer, der Industrie, gut ging, auf eine angemessene Höhe gebracht werden. So wurde es den Zechen ermöglicht, einen Teil der Überschüsse zur Verbesserung und Vergrößerung der Anlagen zu verwenden, damit die Gestehungskosten zu verbilligen und den Arbeitern höhere Löhne zu zahlen. Eine günstige Rückwirkung auf die anderen großen Kohlenbezirke an der Saar und in Schlesien konnte nicht ausbleiben.

Den Bedürfnissen der Industrie folgend, hat die Umwandlung der Kohle in Koks eine noch größere Zunahme erfahren als die Kohlenförderung selbst. Durch die in dem betrachteten Zeitraum ausgebildete und immer weitergehende Gewinnung des in den flüchtigen Bestandteilen der Kohle enthaltenen Ammoniaks, Teers, Benzols und durch die weitere Destillation und Bearbeitung der beiden letzteren Erzeugnisse hat sich neben der Steinkohlengewinnung eine besondere chemische Industrie gebildet. Mit dieser ausgiebigen Ausnutzung der Steinkohle werden große Werte gewonnen, die früher achtlos verloren gingen. Wie hoch man die hierauf gerichteten Bestrebungen einschätzt, geht schon daraus hervor, daß unter Mitwirkung der Berliner „Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften" kürzlich in Mülheim-Ruhr ein „Kaiser-Wilhelm, Institut für Kohlenforschung" errichtet wurde, das fast nur aus Beiträgen der

Industrie unterhalten wird und der wissenschaftlichen Erforschung weiterer Verfahren zur besseren Verwertung der Kohle und anderer Brennstoffe dienen soll.
Die Braunkohle hatte vor 25 Jahren schon einen alten Besitzstand im sächsisch-thüringischen Gebiet und wurde außerdem in geringerem Umfange auch in Brandenburg, Schlesien, Oberbayern und am Rhein gewonnen. Mit den steigenden Löhnen in den Steinkohlenbergwerken und mit dem zunehmenden Brennstoffbedarf der Industrie konnte sich die Braunkohle ein immer größeres Absatzgebiet sichern. Wenn auch die allgemeine Bedeutung der Braunkohle in unserer Volkswirtschaft weit hinter der der Steinkohle zurücksteht, so ist es doch bemerkenswert, daß die Zunahme der Braunkohlenförderung seit 1883 mehr als das vierfache der damaligen Förderung ausmacht.
Der Kali-Bergbau, dessen Entwicklung fast ganz in die letzten 25 Jahre fällt, liefert ein wertvolles Mineral, das bisher nur in Deutschland vorkommt und nicht nur den Boden des heimischen Landes fruchtbar macht, sondern zu einem beträchtlichen Teil nach anderen Ländern ausgeführt wird und dadurch erheblich zur Verbesserung unserer Handelsbilanz beigetragen hat. — In der Absicht, einer Verschleuderung des Kalis vorzubeugen, hat der preußische Staat, der selbst erheblichen Kalibergbau betreibt, ein Syndikat angestrebt und zustande gebracht. Die Form des Syndikats ist aber nicht durchweg glücklich getroffen; insbesondere ist infolge ungeeigneter Bestimmungen eine unnötige Vermehrung der Schachtanlagen herbeigeführt, und es sind damit ungesunde Verhältnisse entstanden, die notwendigerweise eine Änderung verlangen. Demgegenüber sind andere seitens der Regierung ursprünglich geplante Bestimmungen sehr bedenklicher Art im Laufe der Syndikatsverhandlungen beseitigt oder doch so abgeschwächt worden, daß ihnen der gefährliche Charakter genommen ist.
Angesichts eines so zweifelhaften Erfolges des staatlichen Eingreifens bei der Bildung eines Syndikats nimmt es sich eigenartig aus, wenn von Abgeordneten einzelner Parteien — und hier und da auch von Regierungsvertretern — mit dem Gedanken gespielt wird, auch beim Kohlensyndikat von staatswegen einzuschreiten, falls etwa die schwebenden Verhandlungen über die Erneuerung des Syndikats erfolglos sein sollten. Liegt darin auch eine Anerkennung für die Notwendigkeit eines Kohlensyndikats in dem mächtigen rheinisch-westfälischen Kohlenbezirk, so verkennt man andererseits doch wohl die Schwierigkeiten, welche bei den sehr viel verwickelteren Verhältnissen gegenüber dem Kalibergbau in Betracht kommen. Das Kohlensyndikat ist von den Bergwerksunternehmern selbst gegründet und bisher auch von ihnen allein verwaltet worden. Die maßvolle Politik der Geschäftsführung des Syndikats aber genießt heute die Anerkennung aller der Kreise, die sich von einseitiger Beobachtung der Vorgänge des Wirtschaftslebens fernhalten. Die Nützlichkeit und Notwendigkeit eines Kohlensyndikats in der gegenwärtigen Form hat sich für die Zechen wie für die Verbraucher in gleichem Maße erwiesen.

Der Erz-Bergbau erfuhr eine ansehnliche Steigerung durch die Möglichkeit der Verhüttung phosphorhaltigen lothringischen Erzes, der Minette, nach Einführung des Thomasverfahrens für die Stahlherstellung. Diese Entwicklung der Verhältnisse hatte es mit sich gebracht, daß der mitteldeutsche Bergbau zum Teil zurückging; um so größer wurde daher die Bedeutung der lothringischen Minette für die Hauptindustrie des Landes. Die Förderung von Eisenerzen in Elsaß-Lothringen, die 1871 nur 300 000 t betragen hatte, stieg von etwa 2 Millionen Tonnen im Jahre 1888 auf fast 20 Millionen Tonnen im letzten Jahre.

Die Steigerung der Leistungen des Bergbaues war naturgemäß bedingt durch die zunehmende Ausdehnung der Industrie. Die Eisenindustrie hatte sich in den achtziger Jahren von dem Rückschlage, den sie nach dem zu jähen Aufschwung Anfang der siebziger Jahre erfuhr, wieder erholt und entwickelte sich in der Folgezeit zu der weitaus bedeutendsten Industrie des Landes. Die zollinländische Roheisenherstellung stieg von 4 Millionen Tonnen im Jahre 1888 bis auf fast 18 Millionen Tonnen im Jahre 1912. Dieser Aufschwung wurde in erster Linie durch die Verbesserung des Verfahrens der Stahlherstellung ermöglicht. An Stelle des Puddelverfahrens waren die verschiedenen Arten der Flußstahlherstellung getreten, die eine erhebliche Verbilligung der Selbstkosten herbeiführten, aber Massenherstellung bedingen. Die Flußstahlerzeugung hat sich bei uns in den letzten 25 Jahren von rund 1 300 000 t auf mehr als 15 000 000 t gehoben. Damit war die Notwendigkeit der vermehrten Herstellung von Fertigerzeugnissen gegeben, für die dann auch über den Bedarf des Inlandes hinaus Absatz im Auslande gesucht und gefunden wurde. Die Ausfuhr der Eisenindustrie betrug:

	1888	1912
Roheisen	193 000 t	1 015 000 t
Fertigerzeugnisse . . .	850 000 „	4 970 000 „
zusammen	1 043 000 t	5 985 000 t

Das Eindringen in den Weltmarkt ist für unsere Eisenindustrie nicht leicht gewesen. Denn da der Hüttenbetrieb bei uns in höherem Maße als im Ausland dadurch benachteiligt ist, daß die Erz- und Kohlenlagerstätten bei uns weit ungünstiger zueinander liegen, als in den anderen Industrieländern, müssen die Herstellungskosten für Eisen und Eisenwaren höher auskommen; um sie wieder berabzudrücken, bedurfte es bedeutsamer Verbesserungen technischer und organisatorischer Art, durch die dann die deutschen Werke nach der Vollkommenheit ihrer Betriebe, wie nach der Bedeutung der zu großen gemischten Einheiten zusammengefaßten Unternehmen an die erste Stelle in der Welt rückten.

Gehen wir den Ursachen dieser erfreulichen Entfaltung nach, so finden wir sie zunächst ermöglicht durch die Hebung des deutschen Ansehens im Auslande

und die Sicherung des Handels und der Schiffahrt durch unsere Seemacht, deren Schöpfung und planmäßige Ausführung das ureigenste Werk des Kaisers ist. Gleichwohl hat sich der Absatz im Inland noch stärker entwickelt und bleibt für die Industrie die Hauptgrundlage. Der zunehmende Wohlstand brachte größere Ansprüche auf allen Gebieten mit sich und machte das Kapital willig zur Betätigung in industriellen Anlagen jeder Art.

Von großem Einfluß auf den Fortschritt unserer Industrie war ferner die Gewohnheit der Deutschen, die Ergebnisse praktischer Forschungen und Erfindungen mit wissenschaftlicher Methode zu durchdringen und so rückwirkend immer weitere Verbesserungen zu schaffen und neue Wege zu eröffnen. Die Möglichkeit hierzu ist gegeben durch unser vorzügliches Schulwesen, besonders durch unsere technischen Hoch- und Mittelschulen. Auch hier hat der Kaiser den Weg gewiesen, den die Ausbildung unserer Jugend zu nehmen hat, damit sie mehr den durch das Vorwiegen von Handel, Gewerbe und Industrie geschaffenen Verhältnissen sich anpaßt. Abgesehen von seinem Interesse für das technische Hochschulwesen ist seiner Anregung die Veränderung der Lehrpläne der preußischen höheren Schulen zu verdanken, welche in der stärkeren Berücksichtigung der neueren Sprachen, der Mathematik, des Zeichnens und anderer realer Fächer zum Ausdruck kam.

Wie hiermit einer geeigneten Vorbildung der künftig in den technischen und kaufmännischen Berufen leitenden und in Beamtenstellung tätigen Männer Rechnung getragen wurde, so ist auf der anderen Seite die Sorge für das Wohl der in der Industrie beschäftigten Arbeiter nicht außer acht gelassen worden. In der Fürsorge für die Arbeiter bei Krankheit und Unfällen, bei Dienstunfähigkeit und hohem Alter hat Deutschland von allen Ländern der Welt zuerst gesetzliche Maßnahmen getroffen und steht noch heute mit seinen Leistungen sowohl nach Umfang als Höhe an erster Stelle. Die gesetzliche Krankenversicherung der Arbeiter wurde 1883 eingeführt, die Unfallversicherung 1684 und die Alters- und Invalidenversicherung 1889. — Auf besondere Anregung des Kaisers trat 1890 in Berlin eine Arbeiterschutzkonferenz zusammen, welche von 15 Staaten beschickt wurde. Darauf erfolgte bei uns die Ausgestaltung des Arbeiterschutzes in der Gewerbeordnung 1891, die sich auf die Regelung der Arbeit in Bergwerken und Fabriken bezog, die Beschäftigung von jugendlichen Arbeitern regelte und insbesondere die Heranziehung von Frauen und jugendlichen Arbeitern zur Nachtzeit für die Regel wenigstens verbot.

So segensreich die bis dahin unter voller Zustimmung der Industrie geschaffene gesetzliche Arbeiterfürsorge gewesen ist, so bedenklich erscheint zweifellos das sowohl bei der Regierung, als auch bei den Parlamenten vorhandene und mehr aus dem Gedanken allgemeiner Volksbeglückung als aus wirklichem Bedürfnis entspringende Bestreben, fortgesetzt mit neuen Gesetzesvorschlägen für

dieses Gebiet herauszukommen. Das hat für den Kenner der Verhältnisse, der mitten im Leben und im Betrieb steht, große Bedenken. So sind z. B. die Pläne einer staatlichen Arbeitslosenversicherung oder einer Einrichtung von Arbeite-kammern ebensowenig wie die Vorschläge zur Verkürzung der Arbeitszeiten ohne Nachteil für die gesamte Volkswirtschaft durchführbar. Wie ein Eisenstab nur eine bestimmte Höchstbelastung ertragen kann, bei welcher er seine größte Tragfähigkeit dauernd behält, bei einer Überschreitung dieser Elastizitätsgrenze aber Zerstörungen seines inneren Gefüges erleidet, die ihn minderwertig oder unbrauchbar machen, so gibt es auch eine Grenze, bei welcher die staatliche Fürsorge aufhören muß, wenn nicht bedenkliche oder nie wieder gut zu machende Schäden heraufbeschworen werden sollen.

Leider wird diese Tatsache auch von den leitenden Kreisen nicht immer in der notwendigen Weise gewürdigt. Sicherlich ist es kein Zufall, daß die sozialistische Bewegung bei uns gerade seit den neunziger Jahren so zunahm, seit es Mode wurde, für den angeblich bedrückten Arbeiterstand immer neue Forderungen nach Fürsorge und Entlastung aufzustellen. Diese Entwicklung der Dinge sollte man sich an den maßgebenden Stellen immer vor Augen halten.

Auch heute geht die Regierung in ihren staatssozialistischen Bestrebungen manchmal zn weit, und das Beamtentum sollte es vermeiden, die kathedersozialistisch«n Theorien ohne weiteres auf die Gesetzgebung zu übertragen. Wie die technischen Fortschritte in der deutschen Industrie, wie oben erwähnt, gerade durch die wissenschaftliche Untersuchung praktischer Ergebnisse erreicht wurden, so können auch die sozialpolitischen Probleme nur dann richtig gelöst werden, wenn die Theorie in ständiger Fühlung mit der Praris bleibt; auf keinen Fall aber darf — wie es jetzt nur allzu häufig versucht wird — die theoretische Forderung ohne weiteres der Praris aufgezwungen werden.

Die deutsche Industrie ist mit einem Teil ihrer Erzeugung auf den Absatz am Weltmarkt angewiesen und darf daher in ihrer Wettbewerbsfähigkeit gegenüber der Industrie anderer Ausfuhrländer nicht zu sehr durch soziale Lasten herabgedrückt werden. Wir müssen jetzt abwarten, bis die anderen Länder uns auf diesem Wege weiter gefolgt sind, als es bisher geschehen ist, bevor wir Änderungen oder neue Pläne ernstlich erwägen. Es ist zuzugeben, daß die seinerzeit mit einem Male sehr stark auftretende Belastung von der Industrie schnell überwunden worden ist. Not macht erfinderisch, und zweifellos ist ein großer Teil der Fortschritte, welche Deutschland auf technischem und technologischem Gebiete in den beiden letzten Jahrzehnten gemacht hat, so vor allem auch der immer weitergehende Ersatz von Menschenkraft durch Maschinen und die weitgehende Gewinnung und Ausnutzung aller bis dahin vernachlässigten Nebenerzeugnisse, aus dem Bestreben heraus geboren, die durch die soziale Belastung unserer Industrie gefährdete Wettbewerbsfähigkeit durch Verbilligung der Selbstkosten aufrecht zu erhalten. Dieses Bestreben wird dauernd bestehen; aber so glänzende

Erfolge, wie sie z. B. durch die Ausbeutung der Koksofengase und die Verwendung der Hochofengase zum unmittelbaren Antrieb von Maschinen und zur Erzeugung von Elektrizität erzielt wurden, stehen für die Zukunft kaum noch in Aussicht. Sind diese Errungenschaften aber erst in den anderen Ländern eingeführt, so verschwinden auch diese Vorteile für den Wettbewerb auf dem Weltmarkte.
Aber noch ein anderer Gesichtspunkt spricht für ein weises Maßhalten. Bei einem Übermaß staatlicher Fürsorge laufen wir Gefahr, daß das persönliche Verantwortungsgefühl des Arbeiters für sein und seiner Familie Fortkommen verloren geht, seine Selbständigkeit beeinträchtigt und damit der Wer t der Persönlichkeit herabgedrückt wird. Unter zuweitgehender Bevormundung leidet die Bewegungsfreiheit des Bürgers; die Wohlfahrt wird zur Plage. Dessen sollten alle bei der Gesetzgebung Beteiligten stets eingedenk sein, sofern es ihre Absicht ist, die Arbeiter sittlich zu heben, sie zu selbständigen Bürgern zu machen und nicht zu Herdenmenschen ohne eigenen Willen.
Mit dem Ausbau der bestehenden Gesetze, der sowohl die Anpassung an die veränderten Verhältnisse, insbesondere an die teure Lebenshaltung, als auch die Vermeidung unnötiger Härten in der Ausnutzung der Arbeitskräfte im Auge halten muß, haben wir noch viel zu tun. Daneben werden die Vorschriften zum Schutze der Arbeiter gegen die Gefahren für Leben, Sittlichkeit und Gesundheit in den Betrieben in notwendigem Maße zu ergänzen sein. Man hüte sich aber davor, durch ein zu weitgehendes und einseitiges Vorgehen den Betrieb mitlamt dem Arbeiter zugrunde zu richten. Die lange Reihe von Jahren günstiger Geschäftslage, die wir hinter uns haben, verleitet leicht dazu, allzu rosig in die Zukunft zu sehen und die nötige Vorsicht gegen Rückschläge aller Art außer acht zu lassen. Durch allgemeine Fürsorge für Handel und Industrie sorge man dafür, daß der Arbeiter immer ein ausreichendes Einkommen für den Unterhalt seiner Person und seiner Familie hat. Das ist der Punkt, an dem die Interessen des Arbeiters und des Werkes zusammenlaufen, und an dem die Beschränkung der Arbeit durch überflüssige Vorschriften ihre Grenze findet.
Das deutsche Volk hat sich in harter Arbeit seine heutige Stellung und seinen Wohlstand erkämpft. Zu allermeist ist es die deutsche Industrie, die durch hervorragende technische Leistungen und kaufmännischen Weitblick ihre jetzige Höhe erreicht hat. Dafür aber muß sie fordern, daß man ihr die gesunde Grundlage läßt, auf der sie aufgebaut ist, und die notwendig ist für eine gedeihliche Arbeit. Dann wird die Industrie auch in der Lage sein, sich in der bisherigen Weise fortzuentwickeln zum Nutzen der gesamten Volkswirtschaft des Landes.

Wilhelm von Siemens:

25 Jahre elektrischer Energieversorgung.

Eine Würdigung des von der Elektrotechnik auf einem ihrer wichtigsten Gebiete in den letzten 25 Jahren vollbrachten Werkes führt den Blick zurück zu dem Eingangstor, zu dem vorausgegangenen Werk, zur Pionierzeit, zu dem Werk der Väter, zu der hinterlassenen Erbschaft. Diese Pionierzeit umfaßt einen weiten Zeitraum und reicht zurück bis zu den Anfängen des 19. Jahrhunderts. Sie war reich an hervorragenden Persönlichkeiten und an grundlegenden Leistungen. Gegen Mitte des auf so vielen Gebieten denkwürdigen Jahrhunderts begann der eigentliche Aufbau der Elektrotechnik im engeren Sinne. Im praktischen Leben der Volkswirtschaft sollte sich nun erweisen, was für dasselbe brauchbar und lebensfähig war und was sich gegen ungeheuere Schwierigkeiten und Widerstände durchzusetzen vermochte. In der nunmehr erfolgenden etwa 40-jährigen elektrotechnischen Grundlegung ist die überwiegende Mehrzahl der Ausgangspunkte, der technischen Fundamente, der typischen Formen, geschaffen worden, auf welche wir uns heute stützen und deren Entwicklung aus anfänglichen Zuständen in der Hauptsache die Lebensarbeit der Generation geworden ist, deren Würdigung das Thema dieses Umblickes ist.

Das charakteristische Moment jener langen Periode der Grundlegung ist die mühevolle Langsamarbeit des praktischen Werdens und der Entwicklung, die Schwierigkeit in der Überwindung der wirtschaftlichen Anfänge, das große Dunkel, das sich in der Regel zwischen Tat und Erfolg lagerte. Wie oft konnte nur durch rücksichtslose Kühnheit und durch einen die ganze Eristenz in Frage stellenden Wagemut die tiefe Kluft überschritten werden. So konnten auch schwere Rückschläge nicht ausbleiben. Aber der Bedeutung der Aufgabe und der Schwierigkeit ihrer Durchführung entsprach die Bedeutung und das ungewöhnliche Maß der Persönlichkeiten.

Einen Weltruf haben die Männer erworben, welche zuerst den Weg aufgedeckt haben, elektromotorische Kraft zu gewinnen. Es ist dies die Kraft, welche den elektrischen Strom erzeugt und in Bewegung setzt, dessen Verwendungskunst wiederum den wesentlichen Inhalt der Elektrotechnik bildet.

Wir sind gewohnt in unserem praktischen Leben an eine beinahe allgemeine Anwendbarkeit des elektrischen Stromes zu glauben. Das läßt schon vermuten, daß die Elektrizität keine so selten vorkommende und vielleicht nur unter besonderen Umständen einmal zutage tretende Materie ist. Nach den heutigen physikalischen Vorstellungen ist die Elektrizität vielmehr ein grundlegender Baustoff der ganzen materiellen Welt. Jedes Atom enthält in seinem verschlungenen Gefüge Elektrizität in der Gestalt von positiven und negativen

Elektronen, welche durch Kräfte aneinander gehalten sind, je nach der Art des Atoms in besonderer Weise und in verschiedenartigem Bewegungszustande. Elektromotorische Kraft ist nun eine Kraft, welche die negative Elektrizität von der positiven zu sondern und aus dem Zusammenhang des Atoms zu lösen und unter besonderen Umständen fortzuführen vermag, wobei schließlich eine Wiedervereinigung stattfindet. Die elektrischen Leiter, besonders die Metalle, besitzen nun die Eigenschaft, die Elektrizität fortleiten zu können. Die Elektrotechnik stützt sich auf diese Organisation der materiellen Welt und auf diese Eigenschaft der Elektrizität. Ihre wirtschaftlich so allgemeine Anwendbarkeit beruht im wesentlichen darauf, daß man überall Elektrizität zur Verfügung hat, daß man mittels einfacher aus Eisen und Kupfer bestehender Apparate sie für die Verwendung aus den Atomen frei machen kann, daß sie sodann fortführbar ist auf wirtschaftliche Weise mittels metallischer Leitungen, welche der Hauptsache nach aus Kupfer bestehen, und daß man schließlich wiederum einfache Apparate zur Anwendung bringen konnte, um die Elektrizität an ihrer wirtschaftlichen Bestimmungsstelle zu benutzen.

Man muß sich vor Augen halten, daß das eigentlich entscheidende und grundlegende Moment für die allgemeine Bedeutung, welche die Anwendung der Elektrizität erlangt hat, in ihrer Fortleitungsfiihigkeit durch metallische Leitungen besteht. Die Menschen leben nicht zusammengedrängt auf einem Punkt, sondern leben räumlich weit auseinander gerückt über der Erde. Der Einzelmensch kann aber nicht isoliert leben von seinen mehr oder weniger räumlich entfernt von ihm lebenden Mitmenschen. Er bedarf des Gedankenaustausches mit ihnen, weit über den so eng bemessenen Wirkungsbereich seiner Stimme hinaus. Er ist in der Gewinnung seines Lebensunterhaltes und seiner wirtschaftlichen Tätigkeit namentlich bei dem heutigen System der Arbeitsteilung auf den räumlichen Austausch seines persönlichen Arbeitsproduktes hingewiesen. Er kann dasselbe nicht herstellen, ohne von allen möglichen nahen und fernen anderen Orten das zu beschaffen, was er selbst nicht besitzt, auf dem Gebiete der Materie und der Kräfte. Es liegt überall im persönlichen, kollektiven und wirtschaftlichen Leben die elementare Notwendigkeit vor, Räume zu überwinden, und zwar auf die mannigfachste Weise, und das räumlich Getrennte zu einheitlichem Wirken zusammenzuführen.

Dieses ist das Gebiet, wo die Elektrizität ihre großen Dienste leistet.

Ihr Hauptberuf ist die Raumüberwindung. Sie spendet nicht neue Kräfte und bereichert nicht die bisher von der Natur dem Menschen zur Verfügung gestellten und von ihm verwendbaren Energievorräte durch Erschließung neuer bisher unbekannter oder noch nicht angreifbarer Vorräte. Das will nicht bedeuten, daß die Stunde nicht einmal kommen kann oder überhaupt nock> sehr fern liegt, wo auch hier eine grundlegende Wendung eintritt. Es ist sogar möglich, daß sie einmal überraschend über Nacht eintritt, da man, wenn

auch bisher in ganz unwirtschaftlicher Weise, mittels der Elektrizität solche Energien in der Tat zu gewinnen vermag. Wenn ganz allgemein bei Eintritt chemischer Verbindungen Energie frei wird, so ist damit gleichzeitig das Auftreten elektromotorischer Kräfte verbunden. Es kann bei diesen Vorgängen elektrischer Strom entstehen, der die freigewordene Energie aufnimmt und weiterführt. Aber das ist nur unter besonderen Bedingungen der Fall, wie sie bei den schon seit über IIX) Jahren bekannten galvanischen Elementen vorhanden sind. Hier ist der Vorgang daran geknüpft, daß beispielsweise Zink in Lösung geht und die Losung den elektrischen Ionen, welche in diesem Falle die Träger der Elektrizität sind, die Durchwanderung gestattet, bis die Elektrizität an die zweite feste Elektrode des Elements gelangt und von dort durch metallische Leitungen weitergeführt wird. Zink ist aber ein viel zu teures Material. Das Bestreben geht deshalb schon lange dahin, auf solchem Wege die durch Verbindung von Kohle und Sauerstoff freiwerdende Energie zu benutzen. Derartige Elemente sind auch gebaut worden und geben elektrischen Strom. Aber die Quantitäten sind noch viel zu gering und der ganze Aufbau des Apparates ist noch viel zu kostspielig und praktisch zu wenig ausführbar, als daß auf diesem Wege Energiebeschaffung in größerem Maßstabe und in wirtschaftlicher Weise heute möglich wäre. Da, wo es aber nur darauf ankommt, überhaupt elektrischen Strom zu haben, wo es sich nur um ganz geringe Energiemengen handelt, die Beschaffungskosten nicht ins Gewicht fallen, haben die galvanischen Elemente allerdings eine große Aufgabe erfüllt. Ohne sie würde z. B. die Telegraphie erst einige Jahrzehnte später ins Leben gerufen sein.

Die Dienste, welche die Elektrizität bei ihrer Aufgabe der Raumüberwindung leistet, bestehen nun auf dem wirtschaftlich umfassendsten Gebiete ihrer Anwendung, der Kraftübertragung, darin, daß man imstande war, die Energie aus den von der Natur gespendeten Energiebehiiltern, also im wesentlichen aus der Kohle und dem bewegten Wasser, an denjenigen Orten, welche dafür die wirtschaftlich geeignetste Lage haben, frei zu machen und sie dorthin zu führen, wo der Mensch ihrer für seine wirtschaftlichen Zwecke bedarf. Diese Aufgabe der Elektrizität als Energiefreimacher und -Versender war praktisch nur ausführbar infolge Auffindung einer überaus einfachen und glücklichen Methode elektromotorische Kraft zu gewinnen und dabei gleichzeitig elektrischen Strom von beliebiger Stärke zur Entstehung zu bringen. Diesen Strom erhielt man, wenn man mittels Aufwendung von mechanischer Energie einen metallischen Leiter gegen den Widerstand eines magnetischen Feldes bewegte. Bei Umkehrung des Prozesses wurde die in dem elektrischen Strome fortgeführte Energie wieder in mechanische Energie zurückverwandelt. Die Eigenschaft der Elektrizität, metallische Leiter durchströmen zu können, in welchen sie direkt aus den Atomen des Metalles frei gemacht wird, er-

möglichte es auf solche Weise eine Maschine zu konstruieren, durch welche mechanische in elektrische Energie gewandelt und diese wieder in mechanische Energie zurückgewandelt werden konnte. So bewunderungswürdig einfach diese Maschine in ihrem Grundgedanken und in ihrem mechanischen Aufbau auch ist, so lag doch ein Zeitraum von 35 Jahren zwischen der Entdeckung der Erscheinungen der Induktion und der Erfindung der dynamo-elektrischen Maschine. Der Erfinder der dynamoelektrischen Maschine beschließt die Abhandlung über seine Erfindung im Jahre 1867 mit den Worten: „Der Technik sind gegenwärtig die Mittel gegeben, elektrische Ströme von unbegrenzter Stärke auf billige und bequeme Weise überall da zu erzeugen, wo Arbeitskraft disponibel ist. Diese Tatsache wird auf mehreren Gebieten derselben von wesentlicher Bedeutung werden." Diese Bedeutung ist in vollem Umfange eingetreten.

Seit diesem grundlegenden und entscheidenden Ausgangspunkte sind nun wiederum bald 50 Jahre vergangen, und die Durchbildung dieser Maschine in ihren mannigfachen Formen, in ihren weitabgestuften Größenverhältnissen, von Bruchteilen einer Pferdekraft an bis zu Einheiten von etwa 30 000 Pferdekriiften, sowie ihre Einführung in das praktische Leben unter unendlich vielseitigen Variationen und Bedingungen stand während dieser langen Zeit ununterbrochen im Mittelpunkt der elektrotechnischen Arbeit, und die Entwicklung läuft in breitem Strome weiter zu noch nicht erkennbaren Endzielen.

Es ist ein eigenartiger Gegensatz zwischen der langsamen und mühsamen, vielfach stockenden Entwicklung in der ersten Hälfte dieses halben Jahrhunderts und dem stürmischen Tempo der letzt vergangenen Jahre. Die elektrische Studier- und Erperimentierstube und das volkswirtschaftlich praktische Leben standen sich lange Zeit wie zwei feindliche Heere gegenüber, wo jeder Fuß breit Terrain im mühsamen Kampfe mit dem Bajonett erobert werden mußte. Die Waffen der Technik waren zunächst wenig brauchbar und mußten erst auf Grund der gemachten Erfahrungen richtig geschmiedet und geformt werden. Auch die Strategie vermochte noch nicht Natur und Eigenart des volkswirtschaftlichen Gegners richtig zu erkennen. Das in der ganzen Richtung liegende, aber der Technik noch nicht recht bewußt erkennbare Ziel konnte nur erreicht werden, wenn bewiesen wurde, daß der elektrische Strom nicht nur an sich imstande war, mechanische Energie von einer Stelle zu einer anderen mittels seines idealen Wegesystems, der Kupferleitungen, zu überführen, sondern daß das auch gleichzeitig in einer wirtschaftlich ökonomischen und überlegenen Weise zu geschehen vermochte, wirtschaftlich auchgegenüber den bisher angewendeten Methoden, der Anwendung von mechanischer Energie. Und wenn wir von den, heute erreichten Standpunkte aus die Bedeutung der gestellten Aufgabe rückblickend ermessen, so sehen wir, daß es sich um keine geringen Ziele gehandelt hat, sondern um ein großes umgestaltendes Werk, um eine grundsätzliche volkswirtschaftliche Neuordnung der Energieversorgung, die eine wesentliche Verbesserung und Ver-

größerung der volkswirtschaftlichen Gesamtleistung hervorgerufen hat. Und vergegenwärtigt man sich, daß der heute erreichte Standpunkt, der noch lange etwa kein endgültiger ist, aber doch bereits den Sieg der Elektrizität auf der ganzen Linie beweist und auch zu überblicken ermöglicht, welche weitgehende Förderung der Volkswirtschaft noch zu erwarten ist, beispielsweise charakterisiert wird durch Großkraftwerke von 100000 Pferden, die ihren Strom über Entfernungen bis zu 150 Kilometern entsenden, so ersieht man einerseits, welche Wege zur Erreichung des Zieles eingeschlagen werden mußten, und andererseits, wie weit vom Ziele man damals, in den ersten Jahrzehnten nach Erfindung der dynamoelektrischen Maschine, noch entfernt war, wo man nur kleine teure Maschinen von wenigen Pferdestärken zur Verfügung hatte, angetrieben von unökonomischen kleinen Dampfmaschinen, deren Strom nur in der nächsten Nähe verwendet werden konnte. Man erkennt so, warum die erste Zeit der Entwicklung eine so langsame sein mußte. Es bestand der circulu» vitio5U8, daß die volkswirtschaftliche Verwendung eine geeignete Maschinerie und Gesamtapparatur voraussetzte, diese wiederum aber nur an der Hand der volkswirtschaftlichen Verwendung geschaffen werden konnte.

Wahrscheinlich wäre die Lösung dieses fatalen Kreises nicht weniger schwierig gewesen, wie diejenige des berühmten Problems der Quadratur des Zirkels, wenn nicht besonders glückliche Umstände zu Hilfe gekommen wären. Die Elektrotechnik hatte bereits andere Aufgaben von großer Bedeutung gelöst, als diejenige, vor welche sie sich jetzt gestellt sah. Es handelte sich da in erster Linie um das Nachrichtenwesen. Der Schwerpunkt lag hierbei nicht in der ökonomischen Übertragung von Energie als solcher. Die Stromkosten spielten eine ganz unwesentliche Rolle, und es wurde lediglich die Eigenschaft des elektrischen Stromes benutzt, mit annähernd Lichtgeschwindigkeit metallische Leitungen durcheilen zu können bis zu den entlegensten Stellen der Erde, um am Ziel ihres Weges, oft kaum bemerkbare, mechanische Impulse, wie z. B. die Bewegung eines zarten Spiegels, hervorzurufen, sodaß mit Hilfe dieser Impulse Nachrichten übermittelt wurden. Der technische Entwicklungsweg war ja auch hier ein langsamer, wenn man bedenkt, daß die Erfindung der Telegraphie bereits am Beginn des vorigen Jahrhunderts stattfand und erst gegen Mitte des Jahrhunderts die ersten wirklich praktisch brauchbaren Apparate in Benutzung kamen. Der Ausbildung dieses elektrischen Gebietes kam aber die Erleichterung zustatten, daß die Telegraphie ganz neue volkswirtschaftliche Wirkungen hervorbrachte, welche man bisher gar nicht kannte, wo das Bessere nicht bereits Brauchbares zu überwinden hatte und wobei die Aufgabe überhaupt nur elektrisch gelöst werden konnte. Das erzielte volkswirtschaftliche Produkt, das in einer außerordentlichen Beschleunigung des Nachrichtenempfangs bestand, so daß in einigen Stunden erreicht wurde, wozu sonst Tage, Wochen und Monate gehörten, war ein sehr hochwertiges, und konnte ohne Weiteres der Preis gezahlt werden. So waren zu Beginn

der Starkstromiira elektrisch geübte Arbeitsstätten vorhanden, welche eine schon ziemlich erstarkte wirtschaftliche Grundlage besaßen. Telegrapheniimter waren bereits an allen möglichen Orten vorhanden, und die Meere waren durchkreuzt von Kabelleitungen. In Deutschland wurden in der letzten Hälfte der 70er Jahre die großen Städte durch unterirdische Guttaperchaleitungen mit einander verbunden. Ferner war das elektrische Eisenbahnsicherungswesen in reger Fortentwicklung begriffen. Im Jahre 1877 erschien das Telephon, das wiederum etwas ganz Neues brachte, und dessen Einführung im großen Stil nur abhing von der Durchbildung der technischen Apparatur, der Erweckung des Bedürfnisses und von der Energie der Bemühungen. Auch hier handelte es sich um ein Monopol der Elektrizität und um ein hochwertiges Produkt.
In dieser Sachlage bestand das eine der günstigen Momente, das die Durchführung der elektrischen Energieübertragung erleichterte. Es waren Arbeitsstätten von wissenschaftlicher und technischer Kultur und Erfahrung vorhanden. Dieselben waren schon genügend wirtschaftlich erstarkt, um sich der neuen kostspieligen Aufgabe zuwenden zu können. Das zweite glückliche Zusammentreffen bestand darin, daß die Ausbildung der dynamoelektrischen Maschine und des Vielen, was damit zusammenhing, wesentlich unterstützt wurde durch das Aufkommen der elektrischen Beleuchtung gerade in dieser Zeit. Der elektrische Lichtbogen war zwar auch bereits seit mehr als 6 Jahrzehnten bekannt. Aber seine Durchbildung für allgemeine Beleuchtungszwecke konnte erst begonnen werden, nachdem die Frage rationeller Stromerzeugung gelöst war. Die praktische Ära der elektrischen Bogenlampenbeleuchtung begann 1879 nach Erfindung der Differentiallampe und Dochtkohle für ihre Elektroden.
Im gleichen Jahre wurden die elektrischen Glühlampen erfunden. Bald darauf erschienen die ersten elektrischen Zentralstationen, welche nach Art der Gasbeleuchtung von einer Stromerzeugungsanlage aus elektrischen Strom über einen gewissen Distrikt verteilen. Die Größe dieses Distriktes war in den ersten Zeiten beschränkt auf einen Radius von etwa 300 Metern. Derselbe erweiterte sich dann ziemlich beträchtlich durch Einführung des 3- und 5-Leitersystemes. Schon im Anfang der 80er Jahre geschah etwas weiter Grundlegendes, nämlich die Einführung von Bleikabeln mit aus kontinuierlich wirkenden Pressen nahtlos umpreßten Bleihüllen. Diese Kabel sind auch heute noch unentbehrliche Grundlage für die Versorgung der Städte mit Licht und Kraft und gewinnen eine immer größere Bedeutung für die sichere Versorgung der heutigen großen Verteilungsgebiete. Für die Vergrößerung der elektrischen Versorgungsgebiete war sodann die Einführung der Transformatoren gegen Mitte der 80er Jahre von entscheidender Bedeutung, die allerdings erst in dem letzten Jahrzehnt in vollem Umfange hervortrat.
Es waren also im wesentlichen die Bedürfnisse der elektrischen Beleuchtung, welche all diese elementaren Grundlagen schufen, auf welchen sich

dann die elektrische Energieverteilung entwickeln konnte. Die elektrische Vc« leuchtung wurde lange Jahre hindurch als eine Lurusbeleuchtung angesehen, bestimmt für die wohlhabenderen Klassen. Und im wesentlichen war es auch der Fall, weil das elektrische Licht in jener Anfangsperiode noch sehr teuer war, und jedenfalls unvergleichlich viel teurer, als die bereits weit verbreitete Gas- und Petroleumbeleuchtung. Aber die großen Annehmlichkeiten des neuen Lichtes verhalfen demselben doch zu einer verhältnismäßig schnellen Ausbreitung.
Auch an diesem Beispiel ist zu erkennen, wie es mit dem Ausgangspunkt großer volkswirtschaftlicher Entwicklungen oft beschaffen ist. Ein kleiner Kreis der wirtschaftlich leistungsfähigem und in ihren Kulturbedürfnissen anspruchsvolleren Klassen wird zuerst zum Träger des Fortschrittes und ermöglicht die Bahnbrechung. Dann wird das, was zunächst als Privilegium erschien, mehr und mehr Allgemeingut. Aber in diesem Falle führte der Weg von jenem Ausgangspunkte zu einem noch wichtigeren Ergebnis, als lediglich dem, die elektrische Beleuchtung zum Allgemeingut aller Bevölkerungsklassen zu machen, was übrigens auf dem besten Wege ist. Nur auf dem Wege über die elektrische Beleuchtung konnte die große Bewegung ins Leben gerufen werden, welche schon heute an ihren großen Wirkungen so erkennbar ist, welche dahin führen wird, daß an allen Stellen eines Kulturlandes, wo Menschen leben und tätig sind, elektrische Energie in wohlfeiler Weise erhältlich ist, und infolge ihrer vielgestaltigen Verwendbarkeit alle Zweige volkswirtschaftlicher Tätigkeit wohltuend und fruchtbar beeinflussen wird.
Zu Beginn des letzten 25jährigen Abschnittes waren im allgemeinen die wesentlichen fundamentalen Tatsachen und Ausgangspunkte für das zu errichtende Werk der elektrischen Energieversorgung so ziemlich beisammen. Man konnte schon mit guter Sicherheit Beleuchtungs- und Kraftübertragungsanlagen von einigem Umfang ausführen. Auch 3 elektrische Straßenbahnen befanden sich damals in Deutschland in Betrieb. Aber gegenüber dem heutigen Zustande handelte es sich doch nur um Anfänge. Die wissenschaftlichen und technischen Methoden in der Beherrschung der in Frage kommenden Verhältnisse und der immer neu auftretenden Probleme bedurften einer eingehenden Entwicklung. Man lernte die magnetischen Felder systematisch zu berechnen und außerordentlich viel wirksamer zu gestalten, man wählte das zweckmäßigste Eisen, man gelangte zu einfacheren und leistungsfähigeren Wicklungssystemen, zu einer möglichst vollkommenen Ausnutzung von Eisen und Kupfer. Die Maschinen wurden planmäßig ventiliert, die Konstruktionen vereinfacht, die Werkstattsmethoden modernisiert, die Nutzeffekte erhöht. Der seit dem Jahre 1888 hierdurch erzielte Fortschritt ergiebt sich beispielsweise aus dem Herabgehen der Preise kleiner Motoren auf etwa den dritten Teil. Dieses Beispiel ist typisch für viele andere. Es trat hinzu die Aufgabe der Entwicklung der verschiedenen Stromarten und Größenverhältnisse. Zum Gleichstrom und

Wechselstrom gesellte sich 1888 der Mehrphasenstrom, besonders in der Form des Drehstroms, und in neuerer Zeit der Einphasenkollektormotor, dessen Anfänge allerdings auch bereits bis in die 80er Jahre zurückreichen. Ein Ereignis des Jahres 1888 war die Ausführung einer Dampfdynamomaschine von 400 Pferden, die größte Maschine ihrer Zeit, welcher heute Turbodynamos von 30 (XX) Pferden gegenüberstehen. Auch Transformatoren, welche damals eben erst aus der Studierstube heraustraten, werden heute in den gleichen Größenverhältnissen hergestellt.
Würde man mit den heutigen Mitteln der Techniker die gesamte Strom» versorgung des Reiches neu einzurichten haben, so würde man ohne Zweifel diese Versorgung fast ausschließlich aus einem einheitlichen System großer Zentralstationen von weitem Aktionsradius vornehmen, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß man in abermals 25 Jahren die Anordnungen wieder wesentlich anders treffen würde. So aber entwickelten sich infolge der Lage der Verhältnisse die Zentralstationen gegenüber den Einzelanlagen nicht überwiegend, so daß sich auch heute noch etwa ^/z der vorhandenen Stromerzeugungsanlagen, ihrer Leistung nach, in Einzelanlagen befinden. Vor 25 Jahren waren die Verhältnisse noch durchaus unreif für eine planmäßig einheitliche Entwicklung.
Die Zeit der großzügigen Zusammenfassung konnte erst folgen auf eine Periode der freien Entwicklung in, Einzelnen. Es konnten zuerst nur die besten und die wirtschaftlich versprechendsten Gelegenheiten benutzt werden. Diese günstigen Gebiete befanden sich in den dichter bewohnten Teilen der großen Städte und in den leistungsfähigen industriellen Betrieben. Auf diese Aufgabe richtete sich die Technik zunächst ein. Aber auch die Entwicklung der Zentralisation vollzog sich stetig weiter, und die Technik folgte dieser Entwicklung und trieb sie auch ihrerseits an. Umfang und Aktionsradius der Zentralstationen vergrößerten sich ununterbrochen. Es bestand daher die Aufgabe, die Maschinen, Transformatoren, Leistung/n, Kabel für immer höhere Spannungen einzurichten, gegenüber den wenigen 100 Volt, welche man gegen Mitte der 80er Jahre benutzte. Schon zu Beginn der 80er Jahre hatte man versucht, Energien auf 5 Kilometer Entfernung zu übertragen. Um 1890 wurde eine Kraftübertragung mit 3000 Volt Spannung ausgeführt. Besonders eindrucksvoll war -eine Übertragung gelegentlich einer Ausstellung auf 175 Kilometer Entfernung mit etwa 13 000 Volt Betriebsspannung. Mitte der Wer Jahre wurden bereits praktische Anlagen mit über 25 000 Volt Betriebsspannung ausgeführt, denen bald solche mit 50000 Volt folgten. Die höchste heute in großen Anlagen zur Anwendung gelangte Betriebsspannung beträgt etwa 100 000 Volt und solche mit 150000 Volt sind in Vorbereitung. Auch Kabel sind bereits für 60000 Volt Betriebsspannung in Benutzung.
Lernte man nun auf diese Weise weitausgedehnte Verteilungsgebiete für die elektrische Energie zu beschaffen, so mußte nun auch entsprechend

gesorgt werben für Erzeugung von elektrischer Energie in großem Maßstab und auf rationelle Weise. Mit den Dampfmaschinen nach bisheriger Bauart war da nicht weit zu kommen. Da erschien im rechten Augenblick die Dampfturbine. Dieselbe hatte schon seit Langem ihren Vorläufer. Aber hier handelte es sich darum, eine in hohem Maße betriebssichere Maschine zu schaffen, von überlegener Wirtschaftlichkeit und geeignet, im größten Maßstabe ausgeführt zu werden. Um die Wende des Jahrhunderts trat die Turbodynamo in praktische Erscheinung. Sie stellte auch an die Kunst des elektrischen Ingenieurs die höchsten Anforderungen. Heute werden Turbodynamos in der Größenordnung von 3000 Kilowatt Gleichstrom und 20000 Kilowatt Drehstrom ausgeführt. Wie groß der technische Fortschritt auch auf diesem Gebiete ist, und wie groß der dadurch erzielte Einfluß auf die vergrößerte Wirtschaftlichkeit, ergiebt sich beispielsweise aus der Verminderung der Anschaffungskosten der Turbodynamos. Das Einheitspferd in einer 1000 pferdigen Maschine kostete im Jahre 1900 etwa 140 Mk., im Jahre 1913 etwa 65 Mk. Bei einer Turbodynamo von 10 000 Kilowatt Leistung belaufen sich die Kosten für das Einheitspferd auf etwa 24 Mark.
Der große Aktionsradius der Großkraftwerke gewährt noch den besonderen Vorteil, daß man im Gegensatz zu der Notwendigkeit der ersten Zeiten, die kurzreichenden Zentralen inmitten des dichtesten Konsumgebietes zu errichten, besonders geeignete Ortlichkeiten für ihren Standpunkt auszuwählen vermag. Besonders günstig gelegen sind Werke, welche unmittelbar neben Kohlengruben und Torfmooren errichtet werden können, falls nämlich genügend aufnahmefähige Absatzgebiete innerhalb der in Frage kommenden Zone vorhanden sind. Nun die Kohle findet schließlich auch auf andere Weise ihren Weg, wenn auch in unökonomischer Weise, zu den Verbrauchern der in ihr enthaltenen Energie. Aber die großen in der Nähe von entsprechenden Absatzgebieten gelegenen Wasserkräfte besitzen keinen anderen Weg, als den elektrischen, um ihre Energie fruchtbar verwertet zu sehen. Erst die Elektrizität hat dieses Dornröschen aus dem Schlafe erweckt. Noch ein anderes Dornröschen schlummerte diesen Schlaf, der allerdings erst neueren Datums ist. Das sind die aus den zahlreichen Hochöfen der Hüttenwerke bisher nutzlos entwichenen Gichtgase. Der Ingenieur erbaute nun Gasmaschinen von bisher ganz ungewohnten Abmessungen und betreibt sie mit diesen Gichtgasen, wodurch in Deutschland elektrische Energie im Betrage von rund 5 Milliarden Kilowattstunden gewonnen wird.
überblickt man nun die Rüstung, welche sich die Elektrizität in, Laufe der Jahre beschafft hat, um ihre Aufgabe als Energieversorger zu erfüllen, so wird man es wohl begreiflich finden, daß der elektrische Motor bereits einen sehr erheblichen Anteil gewonnen hat an der Energieversorgung der Volkswirtschaft. Diese Energieversorgung konnte nur eine erfolgreiche sein,

wenn die Energieerzeugung in der denkbar vollkommensten Weise erfolgte. Es kam hier nicht allein darauf an, die unvollkommneren und unwirtschaftlicheren Formen der Energieerzeugung, bestehend aus überallhin verteilten Dampfmaschinen, Gasmaschinen u. s. w., durch wirksamere Methoden zu ersetzen. Auf der Verwendung mechanischer Energie ruht das Fundament der heutigen Volkswirtschaft. Die große volkswirtschaftliche Entwicklung des vorigen Jahrhunderts, welche diesen Zeitabschnitt zu einem Wendepunkt gemacht hat im Leben der Völker, stützt sich auf eine große Fülle von vorwärtstreibenden, entscheidenden und epochemachenden Wendungen und Ereignissen. Aber die Anwendung mechanischer Energie und die zunehmende Kunst in ihrer Gewinnung und Verwendung war doch der unentbehrliche grobe Baustoff, ebenso notwendig zur Formung und Heranschaffung der einzelnen Teile, wie zur Zusammenfügung derselben und zur Errichtung des Gesamtgebäudes. Es ergibt sich hieraus die Wichtigkeit, diesen universalen volkswirtschaftlichen Baustoff auf eine möglichst ökonomische Weise herzustellen, und denselben an die unendlich zahlreichen volkswirtschaftlichen Arbeitsstellen heranzuführen. Aus der über die elektrotechnische Entwicklung der letzten 25 Jahre gegebenen Übersicht geht hervor, daß es gelungen ist, die zu Beginn dieser Periode vorgefundenen Grundlagen und Anfänge, weil diese den lebendigen Keim fruchtbaren Wachstums enthielten, zu einem neuen und in seiner Wirkung überlegenen System der Produktion und Verteilung elektrischer Energie heranzubilden. Die Zukunft wird erst das volle Gewicht der Wirkung zum Ausdruck bringen.

Nun kommt es aber bei der Anwendung mechanischer Energie nicht nur darauf an, daß sie überhaupt angewendet wird, sondern auch darauf, wie sie angewendet wird. Die Natur bietet uns das Beispiel des vollkommensten aller Instrumente, Energie aufzunehmen und ihrem Zwecke zuzuführen, in der Bildung der menschlichen Hand. Der Mensch ist in seinen Eristenzbedingungen darauf angewiesen, in der ihn umgebenden materiellen Welt Ortsverschiebungen vorzunehmen. Es müssen materielle Körper von einer Stelle zu einer anderen gebracht werden, die Körper selbst sind in ihrem Zusammenhang zu lösen und in anderer Weise wieder zusammenzufügen. Zu jeder derartigen Ortsverschiebung ist Energie nötig, welche zweckentsprechend geleitet werden muß. Die Hand ist Träger und Organ für beide Aufgaben. Sie ist mit einer reichen Fülle von Bewegungsmöglichkeiten ausgestattet. Sie wird getragen vom Arm, der gehoben, gesenkt, gedreht, verkürzt und verlängert werden kann. Unabhängig vom Arm kann die Hand weiter gedreht werden um verschiedene Aren. Die 3- und 2gliederigen Finger, von denen jedes Glied selbständig beweglich ist, wirken in der mannigfachsten Weise zusammen. Durch zahllose Nerven wird schließlich der Gesamtmechanismus sowie seine Einzelteile vom Gehirn aus gesteuert und geleitet. Als der Mensch aus seinem primitiven Kulturzustand heraustrat, reichte aber für die neuen Aufgaben

die Hand als Werkzeug nicht mehr aus, und wurden Hilfswerkzeuge hinzugefügt, um den Widerstand der Materie gegen die erforderlichen Ortsverfchiebungen in nachdrücklicherer Weise überwinden zu können. Vor allen Dingen konnten auch der Hand aus dem Körper nicht mehr die jetzt erforderlich gewordenen Energiemengen zugeführt werden.

Die auf diese Weise namentlich mit Anbruch einer neuen Zeit, des „naturwissenschaftlichen Jahrhunderts", ausgebildeten mechanischen Hände hatten in der Hauptsache die Zusammensetzung, daß die Energielieferung von der Dampfmaschine geleistet wurde,mit welcher das eigentliche Werkzeug verbunden war,dessen hin-und hergehende und sich drehende Massen die Übermittelung der Energie auf das in Frage kommende Objekt in geeigneter Weise zu besorgen hatten. Diese Werkzeuge sind sehr roh und unmannigfaltig im Vergleich zu dem Meisterwerk der Hand. Der Natur konnte aber hier nicht nachgebaut werden, weil der aus Gehirn und Nerven bestehende Kommandoapparat nicht nachbaubar war. Der Ingenieur mußte daher an entscheidenden Stellen gänzlich neue Formen erfinden, welche in der Natur keine Analogie hatten. Beispiele hierfür sind das Rad sowie die Schiffsschrauben für Wasser und Luft. Der elektrische Motor hat nun in das Gebiet der volkswirtschaftlichen maschinellen Werkzeuge im engeren und weiteren Sinne Förderungen von großer Bedeutung hineingetragen und hier eine neue Ära eröffnet. Das bisherige System war auf die direkte Verwendung der Dampfmaschine gestellt und mußte deren Wesensart Rechnung tragen. Die Maschine erhielt ihren Dampf von den Kesseln vermittels voluminöser Rohrleitungen. Sie war deshalb sehr unbeweglich und an einen bestimmten Ort gebunden. Die Maschine mußte von immerhin beträchtlicher Größe sein, damit ihr Wirkungsgrad nicht allzu schlecht lind die Wartungskosten nicht allzu hoch wurden. Einerseits waren nun die Dampfmaschinen als hauptsächlich in Frage kommender Energieversorger in unzähligen Eremplaren über das ganze Land verteilt, andererseits jedoch kam an den einzelnen Betriebsstellen, beispielsweise in einer Fabrik, nur eine einzige Maschine oder möglichst wenige zur Aufstellung, so daß von hier aus die Energie in recht umständlicher und mechanisch primitiver Weise mittels Transmissionen, Kupplungen, Übersetzungen u. dgl. zu den eigentlichen Arbeitsstellen weitergeführt werden mußte. Es war somit eine sehr unzweckmäßige Dezentralisation der Energieerzeugung verbunden mit einer ebenso unzweckmäßigen Zentralisation der Energieverwendung an der Verwendungsstelle. Die Elektrizität ist gerade den umgekehrten Weg gegangen, und hierauf beruhen ihre Erfolge. Die Möglichkeit der Dezentralisation der Energieverteilung an einer Verwendungsstelle beruht einmal auf den für diesen Zweck besonders geeigneten Eigenschaften des Elektromotors, und zweitens darauf, daß der elektrische Strom durch Drähte und Kabel mit so großer Leichtigkeit und Einfachheit überall hingeführt werden kann, auch zu den schwerzugänglichsten Stellen, wo sich ein günstiger direkter Angriffspunkt für die Energie ergiebt. Man vermag auf diese Weise die Kraft der Dampfmaschine in beliebig viele Kraftteile von beliebiger Größe zu zerlegen und

die Teile ohne weiteres je nach der Natur der zu leistenden Aufgabe an der erforderlichen Stelle zur Betätigung zu bringen. Der elektrische Motor hat die glückliche Eigenschaft, daß er in allen Größenausführungen von 30 lXX) Pferden bis zu Bruchteilen einer Pferdekraft herunter noch wirtschaftlich arbeitet. Sein Tourenbereich ist weit ausgedehnt und erstreckt sich von einer geringen Umdrehungszahl pro Minute bis zu mehreren Tausend Umdrehungszahlen. Er besitzt aber noch andere nicht minder glückliche Eigenschaften. Er ist verhältnismäßig leicht, kompendiös und gegen Feuchtigkeit, Staub, Verunreinigungen der Atmosphäre hermetisch abschließbar.
Die Regulierfiihigteit seiner Energiezufuhr und seiner Geschwindigkeit ist eine weitgehende. Seine hierdurch bewirkte präzise und sichere Manövrierfähigkeit gewährt wiederum den großen Vorte-l, daß seine Eigenschaft, schnell beschleunigt und elektrisch gebremst werden zu können, zur vollen Ausnutzung gelangt. Schließlich kann der Elektromotor gelenkt und gesteuert werden von einem von seiner Aufstellung entfernten Platze. Man kann ihn ebenso leicht auf in Bewegung befindlichen, wie auf feststehenden Unterlagen zur Aufstellung bringen. Er bedarf keiner besonderen Wartung und Unterhaltung. Es braucht niemand dabei zu stehen, wenn der Motor seine Arbeit verrichtet.
Die Dezentralisation der Arbeitskraft der Dampfmaschine durch den elektrischen Motor hat nun in den Fabrikbetrieben, Hüttenwerken, Schiffswerften, Spinnereien usw. große Änderungen in der Anordnung der Anlagen und in der Organisation der Betriebe hervorgerufen. Ein besonders markantes Beispiel stellt das Gebiet der Krane, Hebezeuge und des ganzen Transportwesens dar. Die 3 typischen Bewegungen, welche ein Kran auszuführen hat, das Fahren, das Heben, das Drehen, konnte nun 3 einzelnen Motoren überwiesen werden. Man sieht, daß das Werkzeug hierdurch vielgliedriger wird, mit selbständig bewegbaren und steuerbaren Einzelgliedern, nach deni Vorgange der menschlichen Hand. Die verschiedenen Leistungen, Geschwindigkeiten, Drehzahlen konnten genau abgestimmt und reguliert werden. Die Zuführung der Energie zu den bewegten Teilen bot keine Schwierigkeit. Umwälzend hat hier geradezu die vollendete Sicherheit der ganzen Handhabung gewirkt, die genaue Präzision aller Verrichtungen, die Leichtigkeit der Steuerung, das genaue Anhalten, die stets vorhandene Betriebsbereitschaft des Motors. Jetzt wird wohl kaum mehr ein Hebezeug irgend welcher Art anders als elektrisch betrieben. Aber dieses Beispiel ist auch gleichzeitig ein Beispiel für den mühsamen und langsamen Weg, den der Elektriker bis zur Erreichung eines Zieles in der Regel zurückzulegen hatte. Schon lange vor Beginn des 25 jährigen Zeitraums dieser Berichterstattung, im Jahre 1880, ist der erste elektrische Aufzug vorgeführt worden. Bei den ersten praktischen Anlagen im Jahre 1887 mußten noch erhebliche Kontroversen ausgetragen werden über die Zweckmäßigkeit des elektrischen Betriebes überhaupt und über die an den Motor zu stellenden Anforderungen. Als in den Wer Jahren die Mehrmotorenkrane sich durchzuringen hatten, zeigte es sich, daß die Motoren und Apparate noch lange nicht den harten Anforderungen des Dauerbetriebes gewachsen waren.

Erst im letzten Jahrzehnt ist die große allgemeine Anwendung hervorgetreten. Dieses ganze Gebiet ist dann aber gleichzeitig auf eine viel höhere Stufe der Entwicklung gestellt worden. Es konnten Aufgaben gelöst werden, an welche früher nicht zu denken war, und es konnten eine ganze Reihe neuer Hebezeugarten ins Leben gerufen werden.

Schnell, sicher wirkende und steuerbare Transportwerkzeuge sind deshalb in den industriellen Betrieben so wichtig, weil die Leistungsfähigkeit und die Wirtschaftlichkeit derselben dadurch erheblich vergrößert wird. In den Hüttenwerken ist die Anwendung des elektrischen Motors für solche Aufgaben eine bemerkenswert weitgehende geworden. Die aus den Stahlöfen hervorgehenden Stahlblöcke können nun möglichst in einer Hitze durch den ganzen Prozeß der verschiedenen Fabrikationsstufen hindurchgeführt werden. Elektrisch betriebene Rollgänge führen die zu bearbeitenden Stücke zu den elektrisch betriebenen Walzenstraßen, von wo sie durch weitere Rollgänge ihren weiteren Bestimmungen zugeführt werden. Der elektrische Antrieb der Walzenstühle und Reversierwerke stellt besonders hohe Anforderungen an die Ingenieurkunst, weil die Motoren hier Momentanleistungen bis zu 20lXX) Pferden aufzubringen haben. Im Gegensatz dazu steht die beinahe spielende Leichtigkeit, mit welcher die Steuerung dieser schweren Vorgänge vor sich geht. Umsteuerungsapparate so gewichtiger Maschinen sind auch ihrerseits umfangreich, und es gehört einiger Aufwand von Kraft dazu, sie zu bewegen. Menschenhand reicht dazu nicht mehr aus. Deshalb ist auch diese Arbeit der Elektrizität überwiesen, sodaß der Walzmeister nur eine Dirigentenriitigkeit ausübt und Gleichmäßigkeit und Ordnung aller Vorgänge von den« dafür bestgeeignetsten Platz aus in vollkommenster Weise zu überwachen vermag.

Die Entlastung von körperlicher Arbeit marschiert somit ebenfalls im Gefolge der Elektrizität. Das wird in charakteristischer Weise erkennbar ber dem Dienst des Führers eines Muldenchargierkranes, welcher die Aufgabe hat, die Siemens-Martinstahlöfen zu beschicken. Fünf verschiedene Motoren haben die dabei vorkommenden mannigfachen Verrichtungen auszuüben und werden mit leichter Hand von dem Führer so dirigiert, daß die Aufgabe auf das schnellste und störungsfreieste verrichtet wird. Die überlegene Steuerfähigkeit auch der größten elektrischen Motoren kommt auch bei der zur allgemeinen Einführung gelangten Elektrisierung der Fördermaschinen der Bergwerke zum Ausdruck, wo eine erheblich vergrößerte Betriebssicherheit mit erheblich vergrößerter Geschwindigkeit verbunden werden konnte.

Man sieht aus diesen Beispielen, daß die Vorteile des elektrischen Betriebes sich nicht auf die vorteilhaftere Art der Energiebeschaffung allein beschränken. Der elektrische Motor verbessert auch gleichzeitig die Arbeitsverrichtungen, welchen er die Energie zuführt. Der hier erreichte Fortschritt beruht nicht sowohl auf der Dezentralisation der Betriebskraft, sondern auch auf der glücklichen Wesensart des elektrischen Motors und seiner Steuerfähigkeit. Das Zusammenströmen all dieser Einzelwirkungen drückt sich in der Richtung aus, daß die durch die Elektrisierung

hervorgerufene vergrößerte Ordnung und Übersicht, das gesteigerte Aufsichtevermögen, die hierdurch ermöglichte Vergrößerung der Geschwindigkeit der Vorgänge, eine erhebliche Vergrößerung der Leistungsfähigkeit der von einer wohlüberlegten Elektrisierung betroffenen Betriebe stattgefunden hat und daß außerdem eine Verkürzung der Termine in der Fertigstellung der Fabrikate erreicht wird. Ohne Elektrisierung der Schiffswerften würde die Bauzeit der Kriegsschiffe eine nicht unwesentlich längere fein.

Erst in neuerer Zeit ist die Elektrisierung der Webereien einigermaßen in Fluß gekommen. Hier sieht man, wie aus verhältnismäßig kleinen Einzelwirkungen doch ein bemerkenswertes Resultat hervorgehen kann. Auch hier war die Dezentralisation der Betriebskraft in der Weise, daß jeder Webstuhl seinen eigenen Motor erhielt, der grundlegende Gedanke. Schon in den Wer Jahren ist versucht worden, diesen Gedanken bei einigen Pionieranlagen zur Durchführung zu bringen, indem jeder Webstuhl seinen eigenen Motor erhielt. Es zeigte sich aber, daß der Motor noch zunächst einen langen Durchbildungsweg zurückzulegen hatte, bevor er zu dieser Aufgabe befähigt war. Inzwischen ist das Gewicht des halbpferdigen Motors von 56 auf 28 Kilo herabgegangen, die Wirkungsgrade sind auf 65 bis 80 /^ gestiegen. Die Wartungs- und Unterhaltungskosten sind auf ein Minimum gesunken. Die hierdurch erzielte Ersparnis an Betriebskosten wird auf etwa 20 ^ angenommen. Durch die genaue Einhaltung der Geschwindigkeit konnte die einmal eingestellte Schußzahl während des Ganges des Webstuhles beibehalten werden. Die Schußzahl konnte außerdem erhöht werden. Die Folge war eine Erhöhung der gesamten Produktionsleistung in der Größenordnung von etwa 10 bis 15 ^ und darüber hinaus.

Durch das letztangeführte Beispiel sollte lediglich gezeigt werden, auf welchen Wegen die Elektrizität sich allmählich das Feld eroberte und in welcher Weise sie Werkzeuge und Produktionsmethoden zu vervollkommnen imstande gewesen ist.

Es ergibt sich in allen Fällen, daß die Leitfähigkeit der Elektrizität durch metallische Leitungen die grundlegende Voraussetzung für alle Anwendungen ist, daß aber in jedem besonderen Falle noch etwas Besonderes, irgend eine glückliche Eigenschaft hinzutreten muß, um den durchschlagenden Erfolg herbeizuführen.

Eine besondere glückliche Eigenschaft solcher Art tritt in dem Falle hervor, wo es sich um eine fortlaufende und schnelle Absiandsveriinderung zwischen der Energiequelle und einem durch einen Motor angetriebenen Fahrzeuge handelt.

Der Gedanke, eine solche Kombination auf den Betrieb von Eisenbahnen anzuwenden, reicht auch bereits in die Zeit vor Beginn der Berichtsperiode zurück. Das Jahr 1879 ist das Geburtsjahr der elektrischen Eisenbahn. Aber erst in den Wer Jahren begann hier eine größere Entwicklung hervorzutreten, nachdem die Kinderstube der 80er Jahre einigermaßen überwunden und durch einige ausgeführte Bahnanlagen erkannt worden war, auf welche besonderen Bedingungen es hierbei ankam. Diese Entwicklung vollzog sich jedoch zunächst auf dem Gebiet der elektrischen Straßenbahnen, während gleich von vornherein die Errichtung von Hochbahnen in den großen Städten

ins Auge gefaßt war, um eine möglichst schnelle Beförderung der Einwohner zu erreichen, um dieselben in kurzer Zeit aus dem eng gebauten Stadtinnern herauszuführen und um gesunde Wohnungsverhältnisse anzubahnen. Elektrische Bahnen in dem Niveau der Straßen, so sah man die Sache zuerst an, konnten in dem Gedränge des Verkehrs, dem Durcheinander der anderen Fahrzeuge und Passanten, keine ausgesprochene Überlegenheit in der Geschwindigkeit erreichen. Sehr lehrreich ist demgegenüber der wirkliche Verlauf der Dinge, weil es sich auch hier wie bei früher erwähnten Anlässen gezeigt hat, daß die große Überlegenheit des elektrischen Betriebes hervortritt, sobald es gelungen war, die einzelnen im Grundwesen der Sache enthaltenen günstigen Faktoren herauszuarbeiten und zu gleichzeitigem Zusammenwirken zu bringen. Der elektrische Motor und seine Steuerapparate mußten hier ganz neue eisenbahntechnisch betriebssichere Formen erhalten. Es war die dauerhafte Verbindung des Motors mit dem Triebgestell zu schaffen. Die Abnahmevorrichtungen, welche den Strom von den feststehenden Leitungen zu den bewegten Fahrzeugen zu führen hatten, mußten erst die einfache und störungsgesicherte Gestaltung erlangen, welche sie jetzt auszeichnet und welche erst nach verschiedenen Irrwegen und Überwindung komplizierterer Konstruktionen infolge glücklicher Eingebungen erreicht wurde. Von wesentlicher Bedeutung war auch die sichere und leichte Kontrolle des stets dienstbereiten Motors, das schnelle Anfahren, das prompte und zuverlässige Anhalten. Schließlich mußte auch erst wirtschaftliche Energieerzeugung erreicht sein. Und nun bewegen sich diese Fahrzeuge in allen Städten des Reiches von einigem Verkehrsbedürfnis mit erheblich vergrößerter Durchschnittsgeschwindigkeit in dem Getriebe der Straßen. Die elektrischen Straßenbahnen haben den Verkehr in außerordentlicher, nicht vermuteter Weise gehoben und auf die Lebensweise der Bevölkerung einen sehr wohltätigen, vielfach umgestaltenden Einfluß ausgeübt.

Im Jahre 1897 wurde in Deutschland die erste Hoch- und Untergrundbahn eröffnet. Hier trat das eigentliche elektrotechnische Problem in Verbindung mit anderen technischen Problemen auf. Das Anwendungsgebiet der Elektrizität mußte wie in so vielen anderen Fällen erst entsprechend gestaltet werden. Die Notwendigkeit des Wechsels zwischen Viadukt und Untergrund führte zu dem neuen System der Unterpflasterbahnen. Die Ausführung derselben stellte wieder neue Probleme, deren Lösung wiederum auch anderen Gebieten zugute kam. Der Bau des im Grundwasser liegenden Bahnkörpers konnte nur ausgeführt werden, wenn der Grundwasserspiegel zuvor entsprechend gesenkt wurde. Hierbei fehlte es noch vollständig an Erfahrungen, welche Rückwirkung dadurch auf die Festigkeit der Fundamente der umliegenden Gebäude entstehen würde. Aber größer als die technischen Schwierigkeiten erwies sich die Schwierigkeit, die Zustimmung der Einwohnerschaft und der zahllosen zur Genehmigung mit berufenen staatlichen, kommunalen und kirchlichen Dienststellen zu erreichen und den Widerstreit der Meinungen endlich zu lösen. Infolge des Zusammenwirkens der genannten Umstände ist die Aufwendung eines

Zeitraumes von 17 Jahren nötig geworden von der Aufstellung des ersten Planes an bis zu seiner ersten Ausführung. So wird oft am leidenschaftlichsten bekämpft, was nachher als allgemeine Wohltat und als bahnbrechender Fortschritt empfunden wird.

Das im Wesen der Anwendung der Elektrizität liegende Raumüberwindungs-bedürfnis mußte aber über die Aufgaben der Straßenbahnen, der Hoch- und Unter-grundbahnen, der Vorortbahnen, der Verbindung zwischen verhältnismäßig nahe gelegenen Ortschaften und Verkehrsgebieten hinausführen. Die Erkenntnis, daß die Elektrizität auf dem Eisenbahngebiete zu größeren, zu umfassenderen Aufgaben berufen war, war bereits in der Mitte der 80er Jahre vorhanden. Es war schon zu jener Zeit empfohlen worden, Wechselstrom und Transformatoren auf den Be-trieb von Vollbahnen anzuwenden, um auf diese Weise den erforderlichen Aktions-radius zu beherrschen. In den Wer Jahren wurden verschiedene Versuche in dieser Richtung unternommen. Die Eisenbahnfachleute standen aber diesem Problem lange Zeit mit voller Abneigung gegenüber. Man hielt z. B. die Frage der Energiezu-fllhrung zu den schweren und schnellen Eisenbahnzügen für praktisch nicht ausführbar. Gewohnt an die bis dahin angewandten Betriebsspannungen von etwa 500 Volt glaubte man, daß für die Bewältigung der Zuführung der für diese Aufgaben er-forderlichen gewaltigen Stromstärken besondere Kontaktwagen ausgeführt werden müßten, welche den Strom von schweren neben den Schienen isoliert aufgestellten Metallmassen abzunehmen hätten. Das war natürlich nicht ausführbar. Bahn-brechend haben nun in dieser Beziehung Versuche gewirkt, welche gegen Ende der Wer Jahre unternommen wurden, und welche darin bestanden, daß von einer über dem Bahnkörper aufgehängten dünnen Kupferleitung Wechselstrom von über 10 000 Volt Spannung direkt in das Fahrzeug geleitet wurde, in welchem ein Transformator aufgestellt war, welcher diese Spannung in eine für den Motor geeignete geringe Betriebsspannung umwandelte. So wurde erzielt, daß die Stromzuführung mittels ganz leichter Kontaktberührungen vor sich gehen konnte, zwischen einem leichten elastischen Bügel und einem dünnen Kupferdraht. Bald darauf fanden die sogenannten Schnellbahnversuche in großem Maßstabe statt, aus welchen einwandfrei hervorging, daß mechanische Energie von mehreren 1000 Pferdekriiften Fahrzeugen, welche mit über 200 Kilometer Geschwindigkeit in der Stunde sich bewegten, in betriebssicherer Weise zugeführt werden konnte. Zu diesen Versuchen wurden Drehstrommotoren benutzt, welche damals schon den erforderlichen Grad der Ausbildung besaßen. Es schloß sich hieran die erfolgreiche Ausbildung des Wechselstrom-Einphasen-Kollektmotors. Durch Benutzung desselben wurde die Anwendung nur einer Nrbeitsleitung elmöglicht, wodurch das ganze Stromzufllhrungssystem erheblich vereinfacht wurde und nun erst die nötige einfache Gestaltung erhielt.

Diese Wendung im elektrischen Eisenbahnwesen hat sich als entscheidende erwiesen. Wir besitzen nun die technische Grundlage, um die Elektrisierung des

gesamten Eisenbahnwesens vornehmen zu können. Es sind auch inzwischen auf dieser Grundlage in Deutschland einige Vollbahnstrecken elektrisiert worden und in Elektrisierung begriffen. Aber es haftet diesen Ausführungen im allgemeinen doch noch in der Meinung der Menschen der Charakter von Versuchen in großem Maßstabe an. Von einer Übereinstimmung in der öffentlichen Meinung und bei den entscheidenden Faktoren ist in dieser Frage noch keine Rede. Es ist in der Tat schwierig, auf dem verschlungenen Gebiete volkswirtschaftlicher und technischer Verflechtungen die zukünftige Wirkung von großen eingreifenden Änderungen im voraus zu beurteilen. Der allein zuständige Kritiker ist hier nicht der vorausschauende Mensch, sondern der wirkliche Verlauf der Dinge. Wenn dieser große Schiedsrichter einmal gesprochen haben wird, so wird man die endgültige Meinung formulieren können.
Sicher ist, daß die Zentralisation der Energieerzeugung gerade auf diesem Gebiete wirtschaftlich von größter Bedeutung ist, da im Jahre 1910 in Deutschland etwa 27 000 Lokomotiven ihre unökonomische Dampferisienz führten. Andererseits gewährt wiederum die Dezentralisiaton der Kraft an der Verwendungsstelle, also in diesem Falle bei den einzelnen Zügen, bedeutende Vorteile, da man die Kraft auf mehrere Antriebsmotore verteilen und hierdurch eine vergrößerteZugkraftund Betriebssicherheit erreichen kann. Die Steuerung des elektrischen Zuges ist bedeutend einfacher und müheloser; die elektrische Maschinerie ist gegenüber der Dampfmaschinerie jeden Augenblick aktionsbereit und bedarf nicht der häufigen Nahrungszufuhr aus Kohlenlagerplätzen und Wasserstationen. Nun kommt aber ein Moment hinzu, das für die Zukunft von besonderer Wichtigkeit sein wird. Die Dampflokomotive ist allmählich an die Grenze ihrer Leistungsfähigkeit und Geschwindigkeit herangelangt.
Es gibt gewisse Grenzen, welche rationellerweise nicht überschritten werden können. Durch die Elektrizität kann aber die Leistungsfähigkeit der einzelnen Zugkörper weit darüber hinaus gesteigert werden. Die Elektrizität setzt gern da ein, wo die Umstände soweit gereift sind, daß die bisherigen Hilfsmittel nicht mehr ausreichen. Die Statistik zeigt, daß die Entwicklung zu immer größeren Betriebseinheiten und Geschwindigkeiten hindrängt. Von 1895 bis 1910 sind auf den deutschen Bahnen die Bruttotonnenkilometer um 120 U gewachsen, welchen ein Anwachsen des Kohlenverbrauchs von 160 ^ (diese Zahl gilt nur für Preußen) und eine Vermehrung von etwa 65^ in der Anzahl der Lokomotiven gegenübersteht. Die Betriebslänge der Eisenbahnen ist dagegen nur um 33/^ gewachsen. Es ist hieraus ersichtlich, daß die Verhältnisse der Elektrizität allmählich zureifen. Ihr Element ist der dichte Verkehr und die große Leistung.
Von diesem Gesichtspunkte aus der wahrscheinlichen zukünftigen Hebung des ganzen Verkehrswesens, welches das Rückgrat der Volkswirtschaft ist, durch die Elektrizität, müssen die Bedenken erwogen werden, welche sich der Anfangsentwicklung entgegenstellen. Die militärischen Bedenken in den kontinentalen Staaten spielen dabei nicht die geringste Rolle. Es können diese Bedenken hier nur gestreift werden. Die Kriegsbereitschaft beruht wohl zum wesentlichen Teil auch auf einer leistungs-

fähigen Volkswirtschaft und auf einem möglichst leistungsfähigen Eisenbahnnetz.
Ist die Elektrizität dazu berufen, hier große Dienste zu leisten, so wird die militärische Fürsorge sich lenken müssen auf die Verminderung und Abstellung der von der Elektrizität befürchteten Gefahren, anstatt auf die Bekämpfung der Entwicklung der Anfänge. Diese Gefahren erscheinen in der Tat nicht so groß, als daß sie nicht durch produktives Nachdenken, durch Arbeit und Erfahrung auf ein geringes Maß zurückgeführt werden könnten. Die Zentralen und die Leitungen können ebenso gut gegen feindliche Überraschungen geschützt werden, wie es bei Tunnels, Viadukten, Brücken der Fall ist. Man muß sich darüber klar werden, daß das Gesamtsystem der elektrischen Anlage aus einer großen Reihe von von einander unabhängigen Einzelteilen beschränkten Umfanges zusammengesetzt ist, sodaß die Zerstörung emes Einzelteiles das Ganzenichtaußer Ordnung bringt. Es fehlthierdas Zentrum,dergemeinschaftlicheKopf, der das Ganze zusammenhält, und somit eine vitale Verletzungsmöglichkeit. Eine große Reihe von Zentralen wirken beispielsweise so zusammen, daß bei Ausfall der einen die anderen die Arbeit mit übernehmen werden. Und jede einzelne Zentrale kann wiederum aus in sich geschlossenen Teilen zusammengesetzt werden,imNotfall jeder unter einem besonderen Dach, sodaß auch hier Ernstliches nicht geschehen kann. Und mit der Anordnung der Leitung verhält es sich geradeso. Also auch auf diesem Gebiete wird es nicht anders sein, als auf so vielen anderen, wo sich die Elektrizität zu ihrer Geltung durchgerungen hat. Die Zeit wird die Frucht zur Reife bringen.

In der vorangegangenen Darlegung konnten nur wenige Gebiete berührt werden, um die Einwirkung der elektrischen Energieverteilung auf den Gang der Volkswirtschaft zu zeigen. Diese Gebiete wurden als vielleicht besonders charakteristische Beispiele gewählt, um die nähere Natur der elektrischen Einwirkung klarzulegen, und um zu zeigen, wie hier ein vervollkommnetes System der Energie-Produktion und -Verteilung zusammengewirkt hat mit der besonderen Eigenart, welche bei der Verwendung gerade dieser Form von Energie im praktischen Leben hervorgetreten ist. Der äußere Erfolg der Entwickelung läßt sich durch einige Zahlenangaben veranschaulichen. Die Anzahl der Elektrizitätswerke ist in Deutschland in den letzten 25 Jahren von 3 bis 7 auf etwa 3000 gestiegen. Die Leistungsfähigkeit derselben von etwa 1200 Kilowatt auf 1,8 Millionen. Über die Zunahme der jährlichen Energielieferungen geben die Zahlen 500 000 und 1800 Millionen Kilowattstunden ein Bild. Das in diesen Werken investierte Kapital ist für die beiden Jahre 1888 und 1913 auf etwa 1 Million und 2^ Milliarden zu beziffern. Zu den Elektrizitätswerken treten die zahllosen Einzelanlagen, deren Leistungsfähigkeit im Jahre 1891 auf etwa 40 000, im Jahre 1913 auf etwa 8 Millionen Kilowatt geschätzt werden kann. Die große Fähigkeit der Elektrizität, das volkswirtschaftliche Leben zu durchdringen, ergibt sich auch aus folgendem Vergleich: Im Jahre 1911 versorgten 2700 Elektrizitätswerke 11000 Ortschaften von 40 Millionen Einwohnern: 1700 Gaswerke versorgten 1900 Ortschaften von 32 Millionen Einwohnern, und an 55 Wasserwerken waren 900 Ortschaften mit 27 Millionen Einwohnern ange-

schlossen. Der Produktionswert der deutschen elektrischen Industrie mag im Jahre 1912 sich auf etwa 1 Milliarde belaufen haben, während sich diese Zahl für das Jahr 1888 auf etwa 20 Millionen stellen dürfte.

Diese Daten sagen wenig darüber aus, welche Stufe im Ausbau der Elektrisierung der Volkswirtschaft bisher erreicht ist, denn dieser Ausbau kann eine Vollendung nicht finden. Mit jedem Schritt vorwärts vielmehr erweitert sich jedesmal auch das auszubauende Gebiet und treten neue Aufgaben hervor. Die stetig zunehmende Gebietserweiterung ist auch von großer Wichtigkeit für die Vervollkommnung der Energieproduktion und ihrer Wirtschaftlichkeit. Bei einem gegebenen Zustand eines Großkraftwerks wird das Maximum der Wirtschaftlichkeit erreicht, wenn die ganze Anlage ununterbrochen im Betriebe ist, damit der Anteil, welcher auf die einzelne Kilowattstunde an Zinsen, Amortisation, Unterhaltungskosten entfällt, ein Minimum ist. Die mannigfachen Betriebsstollen, welche die von dem Großkraftwerk gelieferten Energien konsumieren, können sich aber nicht auf diese Wirtschaftlichkeitsbedingung des Großkraftwerkes einstellen, weil ihre Betriebszeit von den Bedingungen ihres eigenen Betriebes abhängt. Aber gerade die Verschiedenheit dieser Einzelbedingungen führt wiederum zu einer gegenseitigen Ergänzung und erhöht auf diese Weise die Ausnutzungszeit des Kraftwerkes. Frühjahr und Herbst bringen die Landwirtschaftsarbeit, der Winter das Licht. Industrie und Handwerk sorgen für gute Tagesbeschäftigung. Besonders nützliche Abnehmer sind die Eisenbahnen in Folge ihrer langen Betriebszeit. Aber trotz dieses Zusammenwirkens ist das Gesamtresultat ein noch sehr unbefriedigendes gegenüber dem idealen, d. h. erreichungsmöglichen Zustande. Die Hauptmasse der gelieferten Energie kostet unter diesen Umständen immer noch das Mehrfache von dem, was sie zu kosten brauchte, wenn man ideale Verhältnisse schaffen könnte.

Man kann denselben aber mit der Zeit wesentlich näher kommen. Der unzureichende Ausgleich würde bereits erheblich verstärkt werden, sobald durch das zunehmende Gewicht der großen Einheitskraftwerke die Elektrisierung der bisher noch nicht elektrisierten Energieversorgung durchgeführt sein wird, und wenn erst die elektrischen Motoren diese Millionen von Pferdekräften übernommen haben werden. Sodann müssen die Einzelanlagen mit der Zeit der Domäne der großen Kraftwerke zufallen. Wir haben gesehen, daß heut hier eine Kraftleistung von etwa 8 Millionen Kilowatt in Frage kommt. Schließlich ist auch die jetzige Organisation in der Verteilung, Größe und Anordnung der 3(XX1 deutschen Elektrizitätswerke eine durchaus mangelhafte und unwirtschaftliche. Auch dieses Wirkungsfeld wird einen künftigen Bestandteil bilden von einer planvollen und großzügigen Gesamtorganisation.

Das Thema dieser ganzen Betrachtung war der mechanischen Energie gewidmet, ihrer Produktion, Verteilung und Verwendung mit Hilfe der Elektrizität.

Die zuletzt erörterten Zusammenhänge führen aber noch zu einem Blick auf das Gebiet der Wärmeenergie. Der größte Teil unserer Kohlenproduktion wird für Heiz-

zwecke verwendet. Die Elektrizität hat auch auf diesem Gebiete ein originelles Instrument hervorgebracht, welchem ganz neue Wirkungen zu verdanken sind, welche auf andere Weise nicht erzielt werden konnten. Der auf dem Prinzip der Bogenlampe beruhende elektrische Ofen, in seiner elementaren Anfangsform bereits im Beginn der 80er Jahre entstanden, ist inzwischen zu gigantischen Größenverhältnissen angewachsen mit seinen 3 Meter langen Kohlenelektroden. Auf diesem Ofen beruht z. B. die Fabrikation des Kalziumkarbides, aus welchem wiederum mit Hilfe des elektrischen Stromes der Kalkstickstoff hervorgeht, dem sich ein unermeßliches Anwendungsgebiet in der Landwirtschaft als Stickstoffversorger für die Pflanzen geöffnet hat. Schon jetzt führt der elektrische Strom Hunderttausende von Pferdekriiften von den Wasserkräften dem elektrischen Ofen zu. Der elektrische Ofen beginnt auch bei der Stahlproduktion eine bemerkenswerte Rolle zu spielen. Für gewisse Vornahmen, für die Verwendung gewisser Materialien, als Ergänzung der Tiegelgußstahlfabrikation, ist der elektrische Ofen schon jetzt unentbehrlich. Aber heute handelt es sich hier nur um die Anfänge. Auch für viele andere Heizzwecke, für die Heizung von Küchenherden und Wohnungen beginnt die Elektrizität eine Rolle zu spielen. Heute ist diese Rolle noch eine bescheidene, aber später wird sie von außerordentlicher Bedeutung sein. Die Ströme technischer Entwicklung müssen hier erst noch recht durcheinander fließen. Die elektrische Übertragung auch der Wärmeenergie wird dann wesentlich dazu beitragen, die unbeschäftigte Zeit der Kraftwerke aufzufüllen, und so wird man mit der Zeit dem idealen Zustande einer allgemeinen Energieversorgung durch den elektrischen Strom sich nähern, eine Aufgabe, welche erreichbar erscheint, und deren Lösung die Volkswirtschaft auf eine höhere Stufe der Entwicklung heben wird.

Die elektrische Industrie darf aber im Rückblick auf 25 Jahre fruchtbarer Arbeit sagen, daß die angetretene Erbschaft nicht müßig liegen geblieben ist, und sie kann auch damit die Überzeugung verbinden, daß für die nächste Generation noch ein großer Teil der Arbeit, wahrscheinlich der überwiegende Teil, übrig bleiben wird. Sodann kann sie sich auch der angenehmen Empfindung hingeben, daß ihre Arbeit nicht nur ihr selbst oder einem kleinen Teil von Begünstigten zugute gekommen ist, sondern daß dieselbe auf einer weiten, sich über die ganze Volkswirtschaft erstreckenden Grundlage ruht, und daß ihr Gedeihen auf das engste verbunden ist mit dem Gedeihen und Nichtgedeihen der Gesamtvolkswirtschaft und der breiten Masse der Bevölkerung. Diese 25 Jahre hätten für die elektrische Industrie nicht fruchtbar und erfolgreich sein können, wenn nicht gleichzeitig auf vielen anderen Gebieten der Geist rastlosen Fortschrittes zu unvorausgesehenen Erfolgen geführt hätte, welche das bevorstehende Regierungsjubiläuni des deutschen Kaisers zu einem so denkwürdigen Abschnitt machen.

Prof. vr. Ludwig Stein:

Die Fortschritte der internationalen Verständigung unter der Regierungszeit des Kaisers.

Was die Stärkung des deutschen Nationalgedankens der Persönlichkeit des Kaisers verdankt, werden die berufensten Federn in diesen Iubiläumstagen zu dankbarem Ausdruck bringen. Ich möchte an dieser Stelle jenen Ausschnitt seiner umfassenden Tätigkeit herausheben, der vielfach übersehen wird. Nicht bloß die nationale Willensbildung, deren Wesen ich im Maiheft von „Nord und Süd" zu kennzeichnen versucht habe, verdankt dem Kaiser mächtige Anregung und Förderung. Auch die internationale Verständigung unter den Völkern hat vom Kaiser Impulse empfangen, die ihm den schmückenden Ehrentitel „Friedenskaiser" eingetragen haben — die höchste Ordensverleihung, welche die Völker ihren Monarchen zu erteilen haben.

Feiern die Militaristen mit vollem Recht den deutschen Kaiser als leidenschaftlichen Soldaten, der für Armee, Flotte und Luftschiffahrt das Höchste geleistet hat, so reklamieren ihre scheinbaren Gegenfüßler, die Friedensfreunde, den vielseitigen Monarchen ebenfalls für sich. Sie berufen sich mit gutem Fug darauf, daß der Kaiser das Schwert stets gewetzt und ständig in Bereitschaft gehalten hat, aber nur im Dienste des Friedens. Wer von ihm erwartet hatte, daß er eroberungslüstern und kriegsruhmsüchtig seinen Namen in die Annalen der Geschichte mit eiserner Faust einhämmern würde, sah sich durch die Wirklichkeit getäuscht. Nicht als Cäsar, sondern als Augustus wird der Kaiser im Gedächtnis der Nachwelt fortleben. Es hat eine symbolische Bedeutung, daß der Kaiser anläßlich eines Essens auf der Jacht des Fürsten von Monaco auf der Rückseite einer Speisekarte für die Friedensfreunde ein Emblem künstlerisch gezeichnet hat. Die Friedensfreunde verehren in ihm den providentiellen Mann, der in seiner Hand die größte Kriegsmacht aller Zeiten vereinigt hat, ohne von dieser Macht einen anderen Gebrauch zu machen, als sie in den Dienst einer friedlichen Kulturentwicklung zu stellen. Und wenn einzelne Schichten noch so sehr zum Weltkriege drängen, so war es der entscheidende Friedenswille des Kaisers, der uns im Herzen Europas noch in den allerletzten Tagen den Frieden erhalten hat. Sind wir in den verflossenen Monaten, in denen wir hart am Abgrund einer europäischen Katastrophe standen, an dieser Weltgefahr glücklich vorbeigeglitten, so danken wir dies nicht zuletzt dem „Friedenskaiser".

Nicht nationaler Übereifer, wie gar Manche von dem jungen Prinzen erwartet hatten, sondern internationale Verständigung lautete die Parole des jugendstarken und gedankenkühnen Kaisers. In seinen arbeiterfreundlichen,

soziale Gerechtigkeit atmenden Erlasien vom 4. Februar 1890 hat der Kaiser kurz nach seinem Regiernngsantritt das Programm entwickelt, dem er in großen Zügen gefolgt ist. Die soziale Gesetzgebung des Deutschen Reiches, die geschichtlich an jene Erlasse anknüpft, stellt das Deutsche Reich an die Spitze aller Kulturländer. Unsere Arbeiterschutzgesetzgebung ist das Modell geworden, dem die anderen Kulturvölker schrittweise zustreben. Das Fallenlassen des Sozialistengesetzes und die Einberufung der internationalen Arbeiterschutzkonferenz (1890) waren die ureigensten Willenskundgebungen des jungen Kaisers, die er gegen den stärksten Willen und das größte politische Genie Deutschlands mit der ungestümen Wucht willenstitanischer Selbstsicherheit durchgesetzt hat. Die römische Kirche schmiegte sich sogleich dem Kaiserwillen nach internationaler Regelung des Arbeiterschutzes an. Ein hoher Kirchenfürst, I>r. Kopp, wohnte der internationalen Arbeiterschutzkonferenz bei und überbrachte den Segen des Papstes für das Gedeihen des vom Kaiser inspirierten internationalen Werkes. Seither hat der Gedanke einer internationalen Verständigung unter den Völkern, Berufen, Ständen und Klassen unübersehbare Fortschritte gemacht und selbst die grundsätzlich Widerstrebenden in seinen Bann gezwungen.

Haben wir im Mai- und Iuniheft von „Nord und Süd" dargetan, daß der deutsche Nationalgedanke, der sich insbesondere bei Herder und Fichte aus dem Kosmopolitismus der Klassiker und Romantiker herausgeschält hat, und denen alsdann in Italien die nationalen Einheitsbestrebungen parallel laufen, nicht viel älter als ein Jahrhundert ist, so ist die internationale Bewegung erst unter der Regierungszeit Kaiser Wilhelms II. zur vollen Entfaltung gelangt. Was wollen die römischen Formen der internationalen Verträge von Foedus und Sponsio, ja selbst das M» ^eutium der Römer besagen, was politische Bündnisse und völkerrechtliche Vereinbarungen bis hinauf zum Austrägalverfahren bedeuten, wenn wir kurze Umschau halten, was alles in den verflossenen 25 Jahren an internationalen Vereinbarungen zustande gekommen ist. Dabei machen wir uns mit L. v. Bar klar, worin sich die internationalen Privatrechte vom früheren Völkerrecht unterscheiden, v. Bar faßt Völkerrecht und internationales Privatrecht unter der gemeinsamen Bezeichnung „internationales Recht" zusammen, das er dann wie folgt zerlegt, 1. internationales Recht der Staaten (das ist das eigentliche Völkerrecht im engeren Sinne), 2. internationales Recht der Privatpersonen, 3. internationales Strafrecht, 4. internationales Prozeßrecht. Dazu dürfte demnächst noch das internationale Wechselrecht treten, dessen Grundzüge jüngst unter Teilnahme der führenden Kulturstaaten in Haag festgelegt worden sind. Das Weltwechselrecht wird im Laufe dieses Jahres Tatsache werden. Die Anregung zum Weltwechselrecht danken wir dem Berliner Geheimrat Felir Meyer. Aber wie jung sind alle diese internationalen Vereinbarungen und Institutionen? Auf dem Gebiete der internationalen Verständigungen, Vereinbarungen, Konferenzen,

Kongresse, bis hinauf zu den internationalen Staatsverträgen ist in diesem letzten Vierteljahrhundert unvergleichlich mehr geleistet worden, als in den vorangegangenen Jahrtausenden unseres geschichtlichen Lebens zusammengenommen. Und an alledem gebührt dem veränderten Weltverkehr das Hauptverdienst, wie Kant, St. Simon, Comte und Spencer richtig vorausgesehen haben, daß nämlich der leichtere Weltverkehr den kriegerischen Typus schwächen, dafür aber den industriellen um so mehr stärken wird. Die geflügelt gewordenen Aussprüche Kaiser Wilhelms, daß wir „im Zeichen des Verkehrs" stehen, und daß unsere Zukunft auf dem Wasser liege, haben zur Beschleunigung dieser Bewegung nicht wenig beigetragen. So ist denn auch der Friede unter den Großmächten bis auf den heutigen Tag gewahrt worden. Friedensperioden, wie in den letzten Jahrzehnten, hat der alte Kontinent, hat unser westeuropäisch-amerikanisches Kultursystem nicht mehr gekannt. Die Kriege spielen sich jetzt mehr an der Peripherie als im Zentrum der alten Kultur ab. Selbst das aufgestochene Geschwür der Balkanfrage hat die sechs Großmächte nicht zum Weltkrieg aufgestachelt, sondern im Gegenteil zum Zusammengehen veranlaßt. Die Londoner Botschafterkonferenz mit dem glücklichen Enderfolg der Internationalisierung Skutaris und der Aufrechterhaltung des europäischen Gleichgewichts ist ein Triumph der internationalen Verständigung.

Eisenbahnen, Dampfschiffe, Telegraphen, Telephone, insbesondere drahtlose, elektrische Fahrzeuge, Automobile, vollends Luftschiffe stellen eben unser Kultursystem vor völlig veränderte Aufgaben. Eil- und Blitzzüge, die mit Minuten geizen, dulden keinen Paßzwang, der Stunden unnütz vergeudet. Die kleinen Brückenzölle, Mauten, Grenzpfähle, die in der seligen. Thurn-Tarisschen Post ihren idyllischen Sinn haben mochten, sind vor der schnaubenden Wucht der Lokomotive wie Kartenhäuser zerstoben. Ist doch sogar die Erfindung der drahtlosen Telegraphie zum Gegenstand einer internationalen Konvention gemacht worden. Im Mai 1910 fand auf Einladung der französischen Regierung eine Konferenz zur internationalen Regelung des Luftrechtes statt. Zwischen der deutschen und der französischen Regierung bestand über alle grundlegenden Fragen volles Einvernehmen. Seit dem gezwungenen Niedergang des deutschen Luftschiffes in Lun6ville ist die Frage der internationalen Regelung der Luftschiffahrt akut geworden. Deutschland und Frankreich sind augenblicklich daran, sich über die Grundzüge eines internationalen Luftrechts endgültig zu einigen und dergestalt einem kommenden internationalen Luftrecht den Weg zu ebnen. F. Meili, „Das Luftschiff im internen Verkehr und im Völkerrecht" (S. 53) sagt: Angesichts der in unmittelbarer Sicht stehenden Einführung der internen und internationalen Luftschiffahrt als allgemeines Verkehrsmittel ist es die Aufgabe der Staaten, in dem daraus hervorgehenden Gebiete des modernen Rechtes rasch zu handeln. Was unbedingt nottut, ist die Ausarbeitung eines Staatsvertrages zur Regelung der Luftschiffahrt.

Und was ist alles in den letzten Jahrzehnten an internationalen Vereinbarungen zustande gekommen? Im Jahre 1873 wurde in Brüssel die ^.»»oeiation pour la r^toruie et In, eoöitieatiou <lu äroit äe» ^en» gegründet, die einen „Levort ot tue annnal conterence" zu veröffentlichen pflegt. Im gleichen Jahre wurde das „In»titut üe äroit international" geschaffen, dem nur hervorragende Fachmänner angehören und dessen Organe im „In»titut ä« äroit international" und in der „Levue äe äroit international" vorliegen. Weitere Zeitschriften, die gleichen Zwecken dienen, sind Journal äe äroit international, Böhm's Zeitschrift für internationales Privat- und Strafrecht. Am 11. Juni 1911 konstituierte sich der Verband für internationale Verständigung, der seit Januar 1913 besondere Mitteilungen dieses Verbandes periodisch herausgibt. An der Spitze dieser Vereinigung stehen die Professoren von Ullmann (jüngst verstorben), Nippold, Schücking, Piloty und Maier. Die International I<a^ ^.»»oeiation hält ihre Jahreskonferenzen in den Hauptstädten der Welt ab.
Und so bereitet sich denn, durch den Weltverkehr genötigt, in stufenweisem Aufstieg ein internationales Weltrecht vor. Errichteten Alerander und Cäsar ein Weltreich, wenigstens ein Mittelmeerweltreich, träumten ein Diogenes oder ein Zeno von einem kosmopolitischen Weltstaat, der Katholizismus von einer Welt religion, die Dichter Herder und Goethe von einer Welt literatur und die Philosophen aller Völker und Zeiten von einer Welt m oral, so ist die Logik der Geschichte in unterirdischer Minierarbeit daran, infolge des völlig veränderten Weltverkehrs, ein Weltrecht herauszuarbeiten. Wir sind auf dem besten Wege, ein internationales Privatrecht zu schaffen, an welchem Männer wie von Bar, Calvo, Meili, Asser und v. A. unermüdlich arbeiten. Wir besitzen ein Institut für internationales Recht, das seit 1877 sein „Iahrbuch" herausgibt, welchem die hervorragendsten Juristen aller Länder angehören. Dazu die internationale Vereinigung für vergleichende Rechtswissenschaft und Volkswirtschaftslehre in Berlin, unter der bewährten Leitung des Geheimrats Felir Meyer, welche vornehmlich die Ideologie dieser Bewegung pflegt. Nach der Seite der internationalen Unifizierung des Strafrechtes neigt sich die Wirksamkeit der italienischen Strafrechtsschule, insbesondere aber die internationale kriminalistische Vereinigung, unter Führung von Liszt's, so daß Berlin augenblicklich Mittelpunkt auch dieser Bewegung ist.
Wie Brauch und Sitte, Bedürfnis und Verkehr dem Gesetz und Recht zeitlich vorangehen, so geht allüberall die philanthropisch-kosmopolitische Phase als Gefühlspostulat der bewußten Regelung seitens internationaler Vereinbarung zeitlich voran. Weltausstellungen, Weltkongresse, Weltphilanthropie bei großen nationalen Katastrophen (Hungersnot in Indien, Progrome in Rußland, Naturkatastrophen in San Francisco und Messina) sind die humanitären Pioniere der Internationaliät. Der Kosmopolitismus als Gefühl ist das Herz der Menschheit, der Nationalismus als Wille ist Rückgrat und Muskel der Völker, der Inter-

Nationalismus aber ist das Bewußtsein oder das Gehirn, der soziologische Verstand des Menschengeschlechts. Die nationale Besonderheit ist der durchgängige Staatstypus des 19. Jahrhunderts. Daneben und darüber hinaus entwickelt sich in den letzten Jahrzehnten die internationale Gemeinsamkeit. Als unbewußte kosmopolitische Vorstadien der bewußten InterNationalität verstehe ich z. B. die International vorllin^ inen'» n,»«o«i3,tii>n vom Jahre 1862, deren letzte Ausläufer die jährlichen internationalen sozialdemokratischen Zusammenkünfte sind. Das ist noch lebendiger politischer Kosmopolitismus. Denn hier wird über nationale Besonderheit bewußt hinweggesehen. Das sind politische Atavismen der vormärzlichen kosmopolitischen Bewegung oder Reminiszenzen an den schwärmerischen Kosmopolitismus der Klassiker. Nur haben jene die nationale Phase noch nicht, diese nicht mehr im Auge. Jene bilden die Vorfrucht, diese das Fallobst des Nationalismus.

Zur philanthropisch-kosmopolitischen Kategorie, welcher der Sinn für geschichtliche Wirklichkeit abgeht, rechne ich nicht bloß die sogenannte „rote", sondern auch die spöttisch so genannte „schwarze", „grüne" (agrarische) und „goldene" (kapitalistische) Internationale.

Zur sentimentalen kosmopolitischen Form der Internationale gehören auch das rote Kreuz und das blaue Kreuz, die internationale Frauenbewegung, die Abolitionisten, die Freimaurerverbände und die Jesuiten als Antifreimaurerverbiinde, die Heilsarmee, die Spiritistengemeinden der ganzen Welt, die ein irdisches Vaterland gar nicht begehren, und wie diese modernen Ausgaben der politischen Alchymisten, Rosenkreuzer usw. sich immer titulieren mögen.

Eine weit höhere Etappe der InterNationalität stellen die wissenschaftlichen und technischen Weltkongresse dar, wie die internationalen Historiker-, Kunsthistoriker- und Philosophenkongresse, archäologische und philologisch« internationale Verbände, die internationale Erdmessung, die internationale Gletscherkommission, die internationale Prüfungskommission von Bau- und Konstruktionsmaterialien, das internationale statistische Institut, das internationale bibliographische Institut in Brüssel, ferner die internationalen Berufsorganisationen, wie z. B. die internationalen Verlegerkongresse, die Eisenbahnkongresse, Telegraphenkongresse, Meterkonventionen, Marinekonferenzen und so fort ins Endlose.

Die höchste Staffel der InterNationalität endlich stellen jene Institute dar, welche auf Grund internationaler Vereinbarungen zustande gekommen sind und sich ins Bewußtsein der Völker eingebohrt haben. Schon im Frieden von Utrecht wird der Grundsatz des europäischen Gleichgewichts, das ju»tum potent!»« »equilibriuni, feierlich proklamiert. Die Idee des europäischen Gleichgewichts beherrschte auch den Wiener Kongreß vom Jahre 1815. Zuletzt wurde die Formel geprägt, welche der englische Premierminister Asquith jüngst im Parlament adoptiert hat: «latente eutre entente et allianee, welche Formel der Londoner Botschafterkonferenz vom Jahre 1913 ideell zugrunde lag.

In die gleiche Linie gehören der Weltpostverein, die internationale Telegraphenverwaltung, die internationalen Bureaus zum Schutze des gewerblichen Eigentums, der Urheberrechte, wie des geistigen Eigentums überhaupt, das Zentralamt für den internationalen Eisenbahntransport (sämtlich in Bern), das internationale Bureau für Zolltarife in Brüssel, für Erdmessung (Berlin-Potsdam), das internationale Agrarinstitut (in Rom). In der Richtung der Kodifikation internationaler Vereinbarungen endlich liegen die drei Arbeiterschutzkonferenzen, deren Niederschlag das internationale Arbeitsamt in Basel (1901) ist, die Unterzeichnung der Genfer Konvention, der Kongo-Akte, der Samoa-Akte bis hinauf zum Haager Schiedsgerichtshof, für welchen die Millionenstiftung Carnegies einen Weltschiedsgerichtspalast baut, der im September 1913 unter Teilnahme aller Staaten feierlich eröffnet werden soll. Zur inneren Einrichtung dieses Friedenspalastes haben die führenden Kulturnationen in der Form von Geschenken wetteifernd beizusteuern sich bemüht. Die beiden Haager Konferenzen wären nicht möglich gewesen, wenn nicht der deutsche Kaiser sein warmes Interesse für diese Idee bekundet und einen seiner befähigtsten Staatsmänner, Freiherrn v. Marschall, zur Haager Konferenz entsendet hätte. Und die jährlichen Weltfriedenskongresse, deren Führer im Sommer 1908 vom König von England in feierlicher Audienz empfangen wurden, wobei König Eduard das Epitheton „td« peacemaker ot tue ^orlü" als seinen höchsten Ruhmestitel pries, haben das ihrige zur Popularisierung dieser Idee beigetragen. Im gleichen Sommer 1908 tagte die interparlamentarische Union für die Schiedsgerichtsidee im Deutschen Reichstag und sie wurde vom damaligen Reichskanzler, Fürsten von Bülow, herzlich und warm im Namen des Kaisers und der Regierung willkommen geheißen. Die Pfingstkonferenz 1913 in Bern, welche einer deutsch-französischen Entspannung gewidmet war, hat sich glücklich alles Überschwangs enthalten und eine gemäßigte Resolution einstimmig gefaßt, von welcher man nur wünschen kann, daß sie die großen beiden Kulturvölker mit ihrem „rlacet" versehen. Endlich und besonders der Nobel-Friedenspreis, der jährlich verteilt wird, und im Zusammenhange mit der Nobelstiftung das Nobel-Institut in Christiania. Diese Wecker, Mahner und Förderer der friedlichen Verständigung der Nationen untereinander vermittelst der Schiedsgerichtsidee werden dafür sorgen, daß der einmal gezündete Funke nicht verglimmt.

Die Staatenbündnisse, Ententen und Alliancen, unter deren politischen Zeichen wir augenblicklich stehen, haben den Gedanken der schiedsgerichtlichen Austragung schwebender Differenzen, denen keine vitalen Lebensfragen der Nation zugrunde liegen, mächtig gefördert, so daß sogar Deutschland und Frankreich sich in der Frage der angeblichen deutschen Deserteure in Marokko auf ein Schiedsgericht geeinigt, sodann aber durch einen Vertrag die ganze Marokko-Angelegenheit, die einen Weltbrand heraufzubeschwören drohte, endgültig durch Sondervertrag geregelt haben. Das

alles sind offenkundige Anzeichen dafür, daß wir mitten drin in der internationalen Bewegung stehen. Es hieße die Augen vor der Wucht der hier angedeuteten Tatsachen gewaltsam verschließen, wollte man verkennen, daß in allen diesen Anzeichen internationaler Vereinbarungen eine innere Logik der Geschichte hervortritt. Man braucht diese Symptome der Völkervereinigung in ihrer imposanten Massenhaftigkeit nur nebeneinander zu stellen, um auch die grundsätzlich Widerstrebenden davon zu überzeugen, daß die Logik der sozialen Entwicklung mit immanenter Gesetzmäßigkeit, beharrlich und unbeirrt, wenn auch nur langsam und auf scheinbaren Umwegen dem Endziele einer friedlichen Verständigung unter den Kulturvölkern entgegenstrebt.

Diese immanente Logik des Geschichtsprozesses zu deuten, ist Sache der Philosophen. Staatsmänner machen Geschichte, Philosophen erklären sie.

Die „großen Männer", sagt einmal Hegel, sind die Organe des Weltengeistes, der sich aller menschlichen Leidenschaften als Triebfeder bedient, um die Zwecke der Menschheitsförderung vermittelst ihrer leichter und rascher zu erreichen. Die Staatsmänner glauben zu schieben, aber in Wirklichkeit werden sie von der immanenten Logik der Geschichte gezwungen, dorthin zu steuern, wo sie der Weltgeist braucht. Wenn der deutsche Kaiser durch seine moderne Art zu fühlen, zu denken und zu handeln der internationalen Verständigung unter den Völkern vermittelst der von ihm vertretenen Macht die wirksamsten Stützen lieh, so spricht aus ihm nicht der Individualwille allein, sondern der „Weltgeist", der sich seine Organe schafft und sie formt.

Wie hat man sich noch vor wenigen Jahren gegen das obligatorische Schiedsgericht gewehrt, und wie froh war man im Jahre 1908, daß man das Haager Schiedsgericht als dauernde Institution besaß. Die Geschichte ist eben kein toller Traum eines schlafenden Gottes, sondern sie offenbart in großen Linien Zweck und Plan, Sinn und Zusammenhang. Diesen Zusammenhang wittern zuerst die Sagen und Märchen, die Legenden und Mythologien unserer vorgeschichtlichen Vorfahren in einer Art von Proto-Philosophie, wie sie Wundt jüngst genannt hat. Die religiösen Mythen sind eben eine niederere Art von Metaphysik, d. h. eine Metaphysik in Volksausgabe, wie Schopenhauer sagt. Die philosophische Metaphysik hingegen ist für die geistige Elite des Menschengeschlechts da; sie ist gleichsam eine dialektische Miniaturausgabe der alten Mythologien in der Form der logischen Begriffsbildung. Sodann kommen die Auguren und Vates, die Seher und Visionäre, die Sterndeuter und Astrologen, und sie künden der Menschheit die Zukunft. Alle Wissenschaft, sagt einmal Comte, tendiert dahin: Voir, pour prsvoir, einzusehen, um vorauszusehen. Und so erwächst heute den Philosophen die Aufgabe, den offenkundigen Prozeß der Geschichte zu deuten. Die hier entwickelte Geschichte der internationalen Verständigung unter der Regierungszeit des Kaisers ist keine Studierstuben-Abstraktion, keine spekulative Konstruktion im Sinne Hegel's, dessen triadischen

Rhythmus Fortlage einmal witzig dahin parodierte, daß sie an Gliederkrankheit leide. Sondern unsere Dreiteilung der Logik der Geschichte im 19. Jahrhundert in ihrem Stufengang von Kosmopolitismus, Nationalismus und Internationalismus schmiegt sich eng dem tatsächlichen Verlauf der Geschichte an. Wir benutzen die Tatsachen der Geschichte nur, um ihre Ursachen zu erklären, nach dem Worte Bacon's: vere »eire e»t per ellu»ll» »cire. Deswegen sehen wir im Kosmopolitismus auf der einen Seite die geschichtliche Vorstufe der Nationalidee, auf der anderen aber zugleich die Utopie des Internationalismus. Nationalismus ist der Gegensatzbegnff zum Kosmopolitismus, Internationalismus ist die Synthese von Kosmopolitismus und Nationalismus auf höherer Bewußtseinsstufe. Der Internationalismus verwirklicht jenen Ausschnitt der Gemeinsamkeit der Interessen aller kultivierten und national geeinigten Völker, welche eine einheitliche Regelung ihrer gemeinsamen Interessen gebieterisch fordern und deshalb auf dem Wege der bewußten internationalen Konvention auch durchsetzen. Wir brauchen einheitliche Maße, Gewichte, Münzen, Briefmarken, Zeitabschnitte usw. — und das wird uns der Internationalismus zweifelsohne zu Ende führen, zumal er einen großen Teil dieser internationalen Forderungen in den letzten 25 Jahren unter der Regierungszeit des Kaisers tatsächlich verwirklicht hat.

Der Kosmopolitismus ist die Sehnsucht, der Nationalismus die Begrenzung, der Internationalismus die Erfüllung der Einheitsidee im Rahmen des geschichtlich Möglichen und Durchführbaren. Der Kosmopolitismus ist der Traumzustand der Menschheitsidee, der Nationalismus der Wachzustand der nationalen Einheitsidee, der Internationalismus endlich der Wachzustand der internationalen Einheitsidee, indem er die einheitlichen Interessen aller Kulturnationen bewußt, d. h. vertraglich zusammenlegt.

Gerade das nationale Interesse, wie es der deutsche Kaiser während seiner segensreichen Regierungszeit allüberall kräftig betont und mit allen Machtmitteln, die ihm zu Gebote stehen, gefördert hat, forder t als Komplement gebieterisch eine internationale Verständigung. Überall dort, wo neben den nationalen Lebensinteressen, die zuerst und zuhöchst gewahrt werden müssen, eine Interessensolidarität und ein Interessenkompromiß unter den Kulturstaaten besteht, wird man zu internationalen Verträgen übergehen müssen. Der von Grund aus veränderte Weltverkehr hat das Dogma vom isolierten Nationalstaat über den Haufen gerannt. Der Kaiser hat es verstanden, daß der Übergang des deutschen Reiches vom Agrarstaat zum Industriestaat, vom Kleinhandel zum Welthandel, unsere Abgeschlossenheit illusorisch macht. Wegen unseres Weltverkehrs und Welthandels liegt „unsere Zukunft auf dem Wasser". Die Formel für internationale Verständigung hat Prof. Th. Niemeyer in seiner Kieler Rektoratsrede über internationales Recht und nationales Interesse knapp und präzis geprägt: Internationale Rechtsgemeinschaft auf der positiven Grundlage der Staatsvertrage.

Gelingt es dem Friedenskaiser wie in den abgelaufenen 25 Jahren seiner auf allen Gebieten von Heer, Marine und Luftflotte, von Wissenschaft und Technik, von Literatur und Kunst, von Gesetzgebung (Bürgerliches Gesetzbuch) und sozialen Wohlfahrtseinrichtungen erfolggekrönten Wirksamkeit auch fürderhin die Segnungen des Friedens dem Deutschen Reiche zu erhalten, so werden wir die Brücke von der nationalen Besonderheit zur Völkereintracht finden. Die Londoner Botschafterkonferenz hat das schwerste politische Problem, die Balkanfrage, glücklich gelöst. Die Hochzeitsgäste des Kaisers, darunter der Zar und der König von England, können mit freudiger Genugtuung der Welt kundgeben, daß es den gemeinsamen Bemühungen der sechs Großmächte vermittelst ihrer Botschafter gelungen ist, das kostbarste Gut der Völker, den europäischen Frieden, zu wahren. Die Verständigung unter den europäischen Kulturnationen hat, aller Schwankungen ungeachtet, die schwere Belastungsprobe des Balkanproblems glücklich überstanden. Darum findet die Hochzeitsfeier unter den glücklichsten Auspizien statt. Der Kosmopolitismus versinkt als überwundene Phase der Gefühlspolitik in den Schacht der Vergangenheit, der Nationalgedanke beherrscht, wie das ganze 19. Jahrhundert, so die Gegenwart, die internationale Verständigung unter den Kulturnationen winkt uns aber als letztes Ziel der politischen Zukunft. Der Gott der Geschichte steuert das Menschengeschlecht durch unzählige Schründe und Schlüfte des „Kampfes Aller gegen Alle", wenn auch im Zickzack und auf scheinbaren Umwegen, dem letzten und tiefsten Sinn der Geschichte entgegen:

„Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen."

Freiherr Ernst von Plener:

Kaiser Wilhelm und Österreich.

In Österreich wird der lebhafteste Anteil an dem 25jährigen Regierungs-Iubiläum des deutschen Kaisers genommen. Die Figur Kaiser Wilhelms II. ist so bedeutend und so anziehend, daß sich in allen Ländern die öffentliche Meinung mit ihr beschäftigt und ihre Aufmerksamkeit seit langem ihr zugewendet hat. In Österreich ist hierzu noch ein besonders Motiv vorhanden. Das Bündnis, das jetzt seit 34 Jahren besteht, hat sich im Bewußtsein der Österreicher so fest eingewurzelt, daß es wie eine historisch-politische Institution angesehen wird. Die Deutschen Österreichs hängen mit vollem Herzen daran, aber auch die verständigen Slawen

sehen seinen Wert ein, und in Ungarn ist die gesamte maßgebende öffentliche Meinung in fester Anhängerschaft an das Bündnis geeint. Das Bündnis selbst ist eine Grundlage des europäischen Friedens und der Ordnung in Europa geworden, seit dem Hinzutritt Italiens ist seine Bedeutung gewachsen und niemand kann behaupten, daß es die internationalen Verhältnisse einseitig oder eigennützig beeinflussen wollte. Die gegnerische Aktion, welche mit dem Namen König Eduard VII. verknüpft wird und durch den Hinzutritt Englands zum französisch-russischen Allianzverhältnis eine Gegenorganisation gegen den Dreibund schaffen wollte, hat nicht zur Beruhigung und Konsolidierung der europäischen Politik beigetragen. Europa erschien infolge davon in zwei Lager gespalten, und wie im inneren politischen Leben die meisten Fragen parteimäßig beurteilt und behandelt werden, griff diese Art der Anschauung auch auf die internationalen Verhältnisse über.

Die natürliche Folge dieser neuen Situation war, daß Österreich sich nur noch enger an das verbündete Deutschland anschloß und noch mehr von dem Wert seines Bündnisses überzeugt wurde. Und diese innerliche und äußerliche Festigung des Bündnisses wurde wesentlich gefördert durch die Person und die Haltung Kaiser Wilhelms. Wir haben die Erkenntnis, daß er nicht bloß der offizielle Vertreter eines internationalen Verhältnisses ist, sondern daß er mit seiner ganzen Persönlichkeit für das Bündnis eintritt. Er ist dazu besonders berufen. Die Erinnerung an 1866 hat ihre frühere Bedeutung selbst für jene verloren, welche die Ereignisse miterlebt haben, die neue Generation ist ganz frei davon aufgewachsen und der deutsche Kaiser gehört dieser Generation an, an seiner Person haftet nicht der leiseste Zug der Erinnerung an jenes kritische Jahr. Er ist mit der ganzen Kraft seiner großen Stellung zu jeder Zeit fest zu der Bundesgenossenschaft gestanden und hat in wärmster Weise seine persönliche Freundschaft und Verehrung für unseren Kaiser an den Tag gelegt. Diese seine absolute Zuverlässigkeit und Loyalität sind es, die ihm die Herzen der Österreicher gewonnen haben. In schweren ernsten Momenten hat er das ganze Gewicht der deutschen Machtstellung zugunsten unserer Monarchie in die Wagschale gelegt und ganz Europa weiß, was sein Wort für uns bedeutet. Seine häufigen Besuche in Wien haben auch seine Person hier populär gemacht, seine liebenswürdige, offene und frische Art hat alle, die mit ihm in Berührung kamen, gewonnen und mit Recht hat die Stadt Wien in dankbarer Anerkennung seiner stets bewährten Sympathien für unser Land dem schönsten Teil der Ringstraße die Bezeichnung „Kaiser-Wilhelm-Ring" gegeben, um auch hier seinen Namen zu ehren und zu verewigen.

Aber nicht bloß seine Bündnistreue ist es, die Kaiser Wilhelm den Österreichern so wert macht, auch seine Persönlichkeit ist es, die anzieht, seine männliche Sprache, sein Wille zur sittlichen Erhebung seines Volkes, seine Warnungen gegen die materialistische Lebensauffassung, gegen Genußsucht und Frivolität haben ihn

zu einem moralischen Faktor in Europa gemacht. Er vertritt eine ganz bestimmte Weltanschauung, die mit großem Unrecht von manchen als unmodern oder veraltet angesehen wird. Er ist einer der modernsten Menschen, jedem Fortschritt entgegenkommend, jede neue Kulturaufgabe mit gespannter Aufmerksamkeit begleitend, aber er will auch die sittlichen Potenzen der Nation erhalten wissen und sie heben und fördern. Die reformatorischen Reden von Roosevelt und des neuen Präsidenten Wilson gehören derselben Denkweise an, Warnung vor materiellem Egoismus, vor der Überschätzung des Reichtums, Appell an die Vaterlandsliebe, Rücksichten für andere und namentlich die Schwachen, solche Gedanken finden sich ebenso in den Äußerungen des Kaiserlichen Redners, und in diesem Sinne ist er ein Führer seines Volkes und eine geschichtliche Figur.

So steht heute sein Charakterbild deutlich vor der Welt. An der Spitze der ersten Armee Europas hat er eine Politik des Friedens geführt, er hat die deutsche Flotte geschaffen und den Handel und die Schiffahrt Deutschlands über den ganzen Erdball gefördert, er umspannt alle Lebens- und Geistesinteressen seiner Zeit mit weitem Blick, ein großer Fürst und ein großer Mensch zugleich, und wenn die Deutschen ihm zur Regierungsfeier ihre besten Wünsche darbringen, so nehmen wir Österreicher den wärmsten Anteil daran und hoffen mit ihnen, daß ihm noch ein anderes Vierteljahrhundert segensreichen Wirkens beschieden sei.

R
u
n
d s ch
u

Mit Rücksicht auf den Charakter dieses Heftes als Iubiliiumsnummer lassen wir den belletristischen Teil mit Einschluß des Romans wegfallen, was unsere Leser uns nachfühlen werden. D. Red.

Politische Rundschau.

Von Dr. C. Mühling.

Zur Ehrenrettung der europäischen Diplomatie.

Gegen keinen Stand sind während der letzten Jahre so heftige Vorwürfe erhoben worden, wie gegen den vielgeplagten Stand der Diplomaten. Mit seltener Übereinstimmung haben die Organe der öffentlichen Meinung über die Tätigkeit dieser armen Leute die vollen Schalen ihres Zornes und ihres Hohnes ausgeschüttet. Der Vorwurf der vollkommensten Ahnungslosigkeit war noch der mildeste, der ihnen gemacht wurde. Sie wurden beschuldigt, nicht einmal die Glocken läuten zu hören, geschweige denn zu wissen, wo sie hängen. Sie wurden angeklagt, schlecht unterrichtet und keiner energischen Tat fähig zu sein, und ihnen ganz allein wurde die beängstigende Unsicherheit der politischen Zustände zur Last gelegt, unter der Europa nun schon so lange zu leiden hat. Parteien, die tiefe Abgründe von einander trennen, Ebauvinisten und Friedensfreunde, Reaktionäre und Sozialisten stimmten, natürlich aus den verschiedensten Gründen, in dieser Verurteilung überein. Und den Angegriffenen erwuchs fast in keinem Lager ein Verteidiger.

Der Augenblick scheint mir gekommen zu sein, diesen Vorwürfen entgegenzutreten, denn sie sind ungerecht und gründen sich auf den Schein, nicht auf das Wesen der Ereignisse. Sie sind vielleicht dadurch zu erklären, daß die Tätigkeit der Diplomatie im Interesse ihres Erfolges sich nicht im breiten Lichte der Öffentlichkeit abspielen kann, daß die Leiter der auswärtigen Politik eine große Zahl von Behauptungen, die zu ganz falschen Urteilen Veranlassung geben, nicht richtig stellen dürfen, weil sie ohne Gefahr für die Erreichung ihrer Ziele ihre Karten nicht aufdecken können. Aber entschuldigt werden durch diese Eigentümlichkeit der diplomatischen Kunst dies« schweren ungerechtfertigten Angriffe nicht, weil die, die sich zu Kritikern der

auswärtigen Politik berufen fühlen, wenn anders sie auch nur den Schein einer Berechtigung zu diesem Beruf besitzen, sich bewußt sein müssen, daß ihr Urteil auf einem unvollständigen Tatsachenmaterial beruht.

Es ist zwar richtig, daß die europäische Diplomatie den Ausbruch des Balkankrieges nicht verhindern konnte. Ihr einen Vorwurf daraus zu machen, ist ungefähr eben so gerecht, als winn man Menschen dafür verantwortlich machen wollte, daß sie die Entstehung von Gewittern nicht hintertreiben. Di« Zustände in Mazedonien drängten zu

einer gewaltsamen Lösung, und .keine Menschenmacht konnte sich ihr auf die Dauer mit Erfolg entgegenstellen.
Dazu kam, daß wenigstens eine von den europäischen Großmächten diese gewaltsame Lösung herbeisehnte. Daß man trotzdem versuchte, den Ausbruch des Krieges zu verhindern, war selbstverständlich, und daß es gelang, über die Mittel zur Erreichung dieses Zweckes ein Einverständnis herbeizuführen, ist der höchsten Anerkennung wert. Wenn nun das Mittel, über das die Einigung erfolgte, die gemeinsam in Sofia, Belgrad, Athen und Cettinje überreichte Note, durch die den verbündeten Balkanvölkern mitgeteilt wurde, daß selbst im Fall ihres Sieges am »tatu» quo auf dem Balkan nichts geändert werden würde, wirkungslos blieb, so darf man die Diplomaten der Großmächte um der Wahl dieses Mittels willen deshalb nicht verurteilen, weil die Anwendung jedes wirksameren Mittels ungeheure Gefahren heraufbeschworen hätte. Mit diesem Schritt hatte man die Grenze erreicht, deren Überschreitung einen Weltbrand zur Folge gehabt hätte.
Das läßt sich auf Grund des bis jetzt bekannt gewordenen Aktenmaterials freilich nicht mit Sicherheit beweisen, ist aber im höchsten Grade wahrscheinlich. Jedenfalls können die leichtherzigen Kritiker der europäischen Diplomatie, die sie mit Hohn überschüttet haben, weil sie kein wirksameres Mittel gefunden hat, erst recht nicht beweisen, daß die von ihnen erwarteten und verlangten schärferen Drohungen den großen europäischen Krieg nicht zur Folge gehabt hätten.
Daß nun nach den überraschenden und schnellen Siegen der Verbündeten keine einzige Großmacht auch nur den Versuch gemacht hat, die Wiederherstellung des »tatu» quo zu erzwingen, darüber sind unzählige mehr oder minder witzige Leitartikel geschrieben worden, die es sich zur Aufgabe machten, die bejammernswerte Hilflosigkeit der europäischen Diplomatie zu verhöhnen. Es ist ja nun im allgemeinen richtig, daß ein Staat, der eine wirkungslose Drohung ausspricht, ihr aber keine Tat folgen läßt, eine schwere diplomatische Niederlage erleidet, und daß man den Staatsmännern, welche die Methode des Pokerspiels mit so

großem Mißerfolge auf das Gebiet der internationalen Politik übertragen, eine solche Ungeschicklichkeit schwerlich verzeihen würde. Hier aber lag der seltene Fall vor, daß einer von sämtlichen Großmächten ausgesprochenen Drohung, obwohl sie unbeachtet blieb, keine Folge gegeben wurde, daß also keine einzige dieser Mächte durch den Mißerfolg ihrer Aktion vor der anderen gedemütigt werden konnte. Eine diplomatische Niederlage des gesamten Europa ist keine Niederlage mehr. In diesem Falle war das Bluffspielen auch dann berechtigt, wenn sein Erfolg höchst unsicher, ja unwahrscheinlich war. Daß im Falle des Sieges der Verbündeten die Wiederherstellung des »tatu» quo den europäischen Krieg heraufbeschworen hätte, darüber waren die Mächte sich ohne Zweifel klar, als sie auf den Vorschlag Poincarss den gemeinsamen Schritt an den Höfen der Balkanstaaten unternahmen, und da es ihre Absicht war, diesen Krieg nicht zum Ausbruch kommen zu lassen, hat keine von ihnen jemals der Drohung die Tat folgen lassen wollen. Denn alle Bemühungen der Diplomatie waren, da der Balkankrieg nicht verhindert werden konnte, darauf gerichtet, ihn zu lokalisieren. Niemand kann heute mehr leugnen, daß zur Erreichung dieses Zweckes, den wohl mit Ausnahme von einer kleinen Schar unzurechnungsfähiger Fanatiker alle Bewohner Europas für erstrebenswert gehalten haben, Schwierigkeiten zu

überwinden waren, wie sie kaum größer gedacht werden können. Wenn trotzdem die Beschränkung des Feuers auf seinen Herd gelungen ist, so hat das Europa im wesentlichen der geduldigen, klugen und vorsichtigen Arbeit seiner Diplomatie zu verdanken. Wer sie angesichts dieses Erfolges noch beschimpft und diesem oder jenem Staatsmann vorwirft, daß er die Gefahr des Krieges überschätzt hat und mehr erreicht hätte, wenn er wagemutiger gewesen wäre, der stellt die Kunst der Diplomatie auf eine Stufe mit dem Spiel eines wahnsinnigen Hazardeurs, der eine Million riskiert, um eine Mark zu gewinnen.

Volkswirtschaftliche Rundschau.

Von Dr. A. von Markow.

„Rußlands Kultur und Volkswirtschaft."

Der unerwartete Aufschwung, welcher in Rußland in den wenigen Jahren seit dem unglücklichen russisch-japanischen Krieg und der sog. Revolution nunmehr auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens, vornehmlich auf finanziellem und wirtschaftlichem wahrzunehmen ist, hat in der ausländischen Kulturwelt nicht geringe Bewunderung für die russische Volkskraft hervorgerufen und man beginnt hier, sich immer mehr dem Studium russischer Verhältnisse zu widmen. Der Herausgeber dieser Zeitschrift hat sich die schwierige, aber sehr vornehme Aufgabe gestellt, zunächst im öffentlichen Leben stehende russische Staatsmänner und hohe Würdenträger über ihr Land sprechen zu lassen, um auf solche Weise durch Russen selbst dem deutschen Publikum einen Einblick in russische Verhältnisse zu gewähren*), und die rühmlichst bekannte Vereinigung für staatswissenschaftliche Fortbildung beschloß eine wissenschaftliche Studienreise auch nach Rußland zu unternehmen. Diese Reise ist mit großem Erfolge im Frühling 1912 absolviert worden. Damit aber den Teilnehmern der Erkursion Rußland nicht ganz als terra iucoFuita erscheine, hat die Vereinigung namhafte Gelehrte und Kenner Rußlands veranlaßt, eine Reihe Vorträge über die russische Kultur und das russische wirtschaftliche und finanzielle Leben zu ver-

anstalten. Diese Vorträge sind im ersten Quartal 1912 vor einer zahlreichen Zuhörerschaft in Berlin gehalten worden und liegen nunmehr in einem stattlichen Bande von 283 Seiten gedruckt vor. Als Herausgeber des Werks zeichnet im Auftrage der Vereinigung für staatswissenschaftliche Fortbildung zu Berlin Professor Dr. Mar Sering, welcher gemeinschaftlich mit Prof. Dr. Auhagen die Erkursion nach Rußland leitete, es führt den Titel: „Rußlands Kultur und Volkswirtschaft" und ist itt der S. I. Göschenschen Verlagsbuchhandlung, Berlin und Leipzig, erschienen.

Das vorliegende Werk zerfällt in zwei Hauptteile: der erstere enthält Aufsätze über das russische kulturelle und Rechtsleben, der zweite behandelt Rußlands wirtschaftliche, Agrar- und finanzielle Verhältnisse. Die Schrift der Vereinigung ist sehr lehrreich und äußerst informativ zusammengestellt. Sie beginnt mit der Arbeit von Prof. Dr. Holl über die religiösen Grundlagen der russischen Kultur; damit hat die Vereinigung ein sehr großes Verständnis für Rußlands Entwickelung gezeigt, denn keine Seite des russischen

') Siehe Dezemberheft von „Nord und Süd" Jahrgang 1912.

Lebens wird im Auslande so verkannt und so falsch beurteilt, wie die religiösen Grundlagen des russischen Volkslebens. Prof. Hol! hat das von ihm besprochene Thema sehr fein und tief durchdacht und seine Betrachtungen sind so objektiv, daß sie auch den Russen sehr wohltuend berühren. Mit Recht hebt Prof. Holl zu allererst hervor, daß „die äußeren Formen, in denen die Religion im Gottesdienst der griechischen Kirche sich darstellt, zunächst gar nicht so danach aussehen, als ob sie Lebenskräfte, vollends kulturschaffende Kräfte in sich bergen könnten." —
In seinen weiteren tiefsinnigen Ausführungen kommt jedoch der Verfasser zu dem Schluß, daß das russische Volk ein wirklich religiöses Volk im besten Sinne des Wortes ist und daß „die Kirche in Rußland vor allem den Boden schafft, auf dem sich jede Kulturarbeit erhebt, indem sie oft eine wirkliche Volksgemeinschaft, ein Volksgefühl hervorruft". Der Staat mit seinen Zwangsmitteln hätte es niemals fertig gebracht, die teilweise feindlich sich gegeneinander stellenden Völker des heutigen Rußlands innerlich miteinander auszugleichen, meint Prof. Holl, die Kirche hat es bewirkt, indem sie ihnen einen gemeinsamen geistigen Besitz verlieh. Von demselben Geiste des Verständnisses innerrussischer Verhältnisse sind auch die weiteren Veröffentlichungen des Werkes durchzogen, wenn man auch als Russe nicht immer ohne weiteres den Ausführungen des Verfassers beistimmen möchte, — insbesondere dürfte das von dem Aufsatz Prof. Brückners über die Bedeutung der neueren russischen Literatur gelten. Wenn Prof. Brückner meint: Die große Rolle, welche die russische schöne Literatur im 19. Jahrhundert gespielt hat, werde sich nie mehr wiederholen, weil sich alle Verhältnisse von Grund aus geändert haben, so wird man berechtigt sein, dieses anzuzweifeln. Die russische Literatur hat in sehr schweren Zeiten eine große Rolle in Rußland gespielt, aber sie hat auch einen großen Einfluß auf die deutsche Literatur Ende des 19. Jahrhunderts ausgeübt, ist nicht einseitig national-russisch geblieben. Der Russe ist schöngeistig veranlagt, und wenn augenblicklich die russische Literatur infolge der unsinnig dekadenten Richtung auf sinkender

Linie sich befindet, so beweist es noch keineswegs, daß in absehbarer Zeit nicht wieder mindestens ebensolche große Dichter erstehen können, wie sie Rußland im 19. Jahrhundert hervorbrachte . . . Voll anerkennen muß man aber die Schlußworte Brückners, der da sagt: einen wahrhafteren tieferen Künder jeglicher humaner Gesinnung, einen erschütternderen Wecker der Gewissen, kann keine andere Literatur der Welt aufweisen. — Einen sehr lehrreichen Beitrag zur Kenntnis des russischen Rechts liefert im ersten Teile des in Rede stehenden Werks Prof. Dr. Neubecker im Aufsatze über die Grundzüge des russischen Rechts, und schließlich verdient ganz besondere Beachtung und Erwähnung die Arbeit von Prof. Dr. Hoetzsch, der sich die schwierige Aufgabe stellte, die innere Entwickelung Rußlands seit 1905 zu besprechen, — eine Aufgabe, die man von russischer Seite noch nicht zu lösen versucht hat und die gewiß dem fremden beoachtenden Geiste viel zugänglicher ist, als dem beständig unter dem Eindruck des russischen Lebens stehenden Inländer . . . Sehr beachtenswert ist jedenfalls, was Prof. Hoetzsch über die Weiterentwickelung der inneren russischen Verhältnisse sagt: „Die Hauptsache aber ist für den russischen Staat — außer der Lösung des schwierigen Problems des Nationalismus — in den nächsten Jahren und Jahrzehnten, daß er imstande ist, die eben begonnene Reformarbeit friedlich und ruhig und konse-

quent weiterzuführen. Es ist für ihn eine unbedingte Notwendigkeit nach jeder Richtung hin, daß dieser Staat Friede hält und eine friedliche Stellung im Rate der Völker in den nächsten Jahrzehnten wahrt."

Der zweite Teil der Abhandlungen wird mit dem Aufsatz von Prof. Dr. Ballod über die wirtschaftsgeographischen Grundlagen der russischen Volkswirtschaft eingeleitet. Hier zeigt sich, wie interessant man ein so trockenes Thema behandeln kann, wenn man das Gebiet so von Grund aus beherrscht, wie Prof. Ballod. Man kann ihm gewiß beistimmen, wenn er sagt, daß die Entwickelungsfähigkeiten Rußlands außerordentlich groß sind, daß aber der beste Teil Rußlands in Europa gelegen ist, und noch mehr Recht hat Prof. Ballod, wenn er die Aufmerksamkeit des Auslandes nicht so sehr auf die ungeheueren Entwickelungsmöglichkeiten Rußlands für die Industrie lenkt, als vielmehr auf die große Entwickelung, welche die russische Landwirtschaft noch nehmen kann, sobald man im großen Maßstabe landwirtschaftliche Meliorationen vornimmt.

Unter den neuesten Entwickelungserscheinungen des russischen Lebens hat keine so die Aufmerksamkeit des Westeuropäers hervorgerufen, wie die von Stolypin ins Werk gesetzte Agrarreform. Und so hat die Vereinigung für staatswissenschaftliche Fortbildung gerade diesem Punkte den größten Teil ihrer Arbeit gewidmet und in der vorliegenden Schrift finden wir zwei Abhandlungen über dieses Thema: die eine von Prof. Dr. Auhagen, dem ausgezeichneten Kenner russischer Agrarverhältnisse, „Zur Beurteilung der russischen Agrarreform", und eine zweite von A. Koefoed, Revisor der Agrarorganisation in St. Petersburg über die russisch« Agrargesetzgebung und ihre Durchführung in der Prans. Prof. Auhagen ist der Meinung, daß „mit der Agrarreform die russische Regierung ein Werk übernommen hat, welches unübersehbare Folgen nicht nur unmittelbar für die russisch« Landwirtschaft, sondern auch in die innerste Tiefe greifend für den russischen Volkscharakter zeitigen kann." Voraussetzung für eine günstige Entwickelung sei selbstverständlich friedliche Entwicke-

lung, — noch 25 Jahre Ruhe, — dann sei Rußland ein anderes Land geworden . . .

Die Entwickelung der russischen Industrie bespricht Dr. Otto Goebel, die spezielle der Petersburger — Wossidlo, Handelssachverständiger beim Deutschen Konsulat in Petersburg. Dr. Goebel kommt in seinem ausführlichen Referat zum Schluß, daß „von einer Ausfuhr russischer Fabrikate als einer allgemeinen und natürlichen Erscheinung noch nicht die Rede sein könne, daß aber die Preiskurve russischer Fabrikerzeugnisse sich der westeuropäischen nähere, daher sei der Gedanke nicht von der Hand zu weisen, daß Rußland in nicht allzu ferner Zukunft in die Reihe der Fabrikate ausführenden Länder eintreten werde", übrigens eine Auffassung, die zur Zeit noch nicht viel Anhänger zählen dürfte. Die Ausführungen Wossidlos sind deshalb beachtenswert, weil in ihnen der Nachweis erbracht wird, daß nach Moskau Petersburg das stärkste Industriezentrum in Rußland repräsentiert, was um so charakteristischer ist, als Petersburg durch seine natürliche Lage — der Petersburger Hafen ist fünf Monate im Jahr durch Eis geschlossen — in keiner Weise zu einer hervorragenden Industrieentwickelung bestimmt erscheint.

In den letzten Abhandlungen der Schrift bespricht der Warschauer Professor Wilkow die Struktur der russischen Finanzen und der Cölner Professor Wiedenfeld die Stellung Ruß-

lands in der Weltwirtschaft. Für Prof. Wiedenfelds Ausführungen ist charakteristisch, daß auch er in der Herauslösung des Bauern aus dem Gemeindeverband — also in der begonnenen Agrarreform Rußlands — einen entscheidenden Schritt zu voller Modernität Rußlands erblickt und davon eine erhebliche Steigerung in der Produktivität des russischen Grund und Bodens erwartet, die ihrerseits zu einer stärkeren Kapitalbildung die Unterlage abgibt. Dadurch wird die wichtige Stellung Rußlands in der Weltwirtschaft von selber gegeben.

Aus dieser kurzen Inhaltsangabe ersieht man, daß die Vereinigung für staatswissenschaftliche Fortbildung mit der Herausgabe der Vorträge eine äußerst verdienstvolle Arbeit zur Verbreitung der Kenntnis Rußlands und zur Hebung des Verständnisses für den großen Nachbar Deutschlands geleistet hat. Diese Arbeit ist um so verdienstvoller, als sie zeigt, daß nur auf friedlichem Wege eine Annäherung und Verständigung beider Nationen möglich ist. Rußland hat das Interesse ehrenvollen Frieden zu halten, um auf dem eingeschlagenen Wege des kulturellen und wirtschaftlichen Fortschritts schließlich auf den Platz zu gelangen, der ihm infolge seiner Ausdehnung und seines natürlichen Reichtums gebührt. Was Deutschland anbetrifft, so vertritt Hoetzsch sicherlich den größten und besten Teil des deutschen Volkes, wenn er im Schlußworte seiner Abhandlung über die innere Entwickelung Rußlands sagt: Die Deutschen haben nicht das mindeste Interesse daran, daß Unruhe und Revolution in Rußland etwas Dauerndes werden, sie hoffen und wünschen, daß Rußland auf den beschrittenen Wegen Ruhe und Frieden erringt, und so in Ruhe und Ordnung das wird, was es wirklich für die Menschheitsgeschichte werden kann und zu werden bestimmt ist ...

Balkan-Rundschau.

Von Rudolf Rotheit.

Balkanbroschüren.

Das Referat der vorigen Nummer dieser Zeitschrift über Balkanbroschüren bedarf einer Ergänzung. Inzwischen ist noch verschiedenes erschienen, was zu diesem Thema gehört. Der Geograph und Forschungsreisende Hugo

Grothe veröffentlicht ein Buch
„Durch Albanien und Mon-
tenegro". (Martin Mörikes Ver-
lag in München.) Grothe rüstete sich
für den Herbst 1912 zu einer Reise auf
der westlichen Balkanhalbinsel und
kam mitten in die Kriegszeit hinein.
Er befand sich während der Kriegs-
monate in Montenegro und Albanien.
Sein Buch ist eine mit zahlreichen
guten Abbildungen ausgestattete Schil-
derung der Landschaften. Es bietet
willkommene Beiträge für jeden, der
sich für Albanien interessiert. — Ein
Werk, das auf wissenschaftliche Be-
wertung Anspruch machen darf, ist
das ziemlich umfangreiche Buch:
„Bulgariens volkswirt-
schaftliche Entwicklung bis
zum Ba lkan kri e g e", mit be-
sonderer Berücksichtigung des Finanz-
wesens, von Dr. W. K. Weiß-
Bartenstein. (Verlag von Diet-
rich Reimer, Berlin.) Der Verfasser
führt zu seiner eigenen Legitimation an,
daß er während seiner fast vierjährigen
Anwesenheit in Bulgarien das Land
kreuz und quer durchzogen und gründ-
lich studiert hat, wobei er sich in erster
Linie der Untersuchung der treibenden
volkswirtschaftlichen und politischen
Kräfte widmete. Er bespricht in ge-
sonderten Kapiteln die Landwirtschaft
und Forstwirtschaft, die Erdschätze, die
Industrie und den Handel, das Ver-
kehrswesen, das Kredit- und Bankwesen,
das Geldwesen und die Währungs-
frage, die Staatswirtschaft, die politische
Organisation. Es ist ein gründliches

Buch, an dem niemand vorbeigehen kann, der bulgarische Verhältnisse genauer kennen lernen will. — Der auf der Londoner Botschafterkonferenz aufgetauchte Vorschlag, die Mönchsrepublik auf dem Berge Athos unter das Protektorat der orthodoren Staaten zu stellen, zeitigte verschiedene Proteste der griechischen Athosgeistlichkeit, die zusammengefaßt sind in der Broschüre: „Usmoire» äu ^lont-H.tlio»" pllr ^.lltaio» (gedruckt in Athen, ohne nähere Angabe). Die Broschüre verlangt die unbedingte und uneingeschränkte Einverleibung des Athosberges in das Königreich Griechenland. — Eine Broschüre: „Salonique et »ou aveuir", p»rH.rou^»trne Onsrou, »ßeut äe ooiuiueree il, Lon»i> edouli (St. Sofia-Druckerei in Sofia), ist ein Appell eines bulgarischen Spaniolen an seine Glaubensgenossen in Saloniki, darauf hinzuwirken, daß Saloniki nicht griechisch und ebensowenig ein Freistaat, sondern ein bulgarischer Hafenplatz werde.

Den Kriegskorrespondenten, die ihre Erlebnisse in Buchform veröffentlichen, reiht sich der Major z. D. Eugen Zw enger an. („Meine Erlebnisse mit denTürken im Balkankrieg e", Verlag der Liebelschen Buchhandlung, Berlin.) Die Hauptereignisse, denen Zwenger beiwohnte, sind die Kämpfe bei Lüleburgas und an der Tschataldschalinie. Er verfolgt die Vorgänge mit militärisch geschultem Auge, bringt gute Photographien und Kartenskizzen bei und erweist sich als frischer Erzähler. An einer Stelle, wo er von den deutschen Militärreformern in der Türkei spricht, flicht er die Sätze ein: „Die Herren, die als Pioniere in die Türkei geschickt wvrden waren, haben hier wenig Freude erlebt, auf alle Art und Weise suchte man ihnen ihre Tätigkeit zu unterbinden. Warum sich die Türkei diesen Lurus gestattete, ist weder den Herren da unten selbst, noch mir klar geworden." Indem Zwenger diese Frage stellt, denkt er geradeaus militärisch, und da ist es natürlich, daß er die Antwort, die auf politischem Gebiet liegt, nicht findet. Eine gut beglaubigte türkische Äußerung wird ihn darüber aufklären. Danach kam es den Türken überhaupt nicht darauf an, daß die deutschen Reformer eine militärische

Tätigkeit entfalteten, es genügte ihnen vollkommen, daß sie in der Türkei anwesend waren, denn eben auf diese Anwesenheit gründete sich zum großen Teile die türkenfreundliche Stimmung in Deutschland und noch mehr das deutsche Vertrauen in die Schlagkraft der türkischen Armee. Die türkischen Ausgaben dafür waren also kein „Lurus". Als beachtenswerte Äußerung Zwengers, die übereinstimmt mit Angaben anderer Augenzeugen, sei noch Folgendes angeführt: „Daß man diesem beinahe stumpfsinnig gutmütigen Volke Christenmetzeleien zutrauen konnte, will mir nicht in den Sinn . . . Während der ganzen Zeit, die ich bei den Truppen zugebracht habe, habe ich bei ihnen weder einen einzigen Zug von Roheit oder Grausamkeit gesehen, noch ist mir ein solcher zu Ohren gekommen."

Mit der ersten abgeschlossenen Darstellung der militärischen Operationen von Beginn bis zum Ende des Feldzuges stellt sich der Königl. bayerische Generalmajor H. Meyer ein. („Der Balkankrieg 1912/13 und seine Lehren." München, im Selbstverlage des Verfassers.) Das Buch wird jederzeit gute Dienste leisten als kurzgefaßtes Nachschlagewerk über den Verlauf des Krieges. Darüber hinaus befaßt es sich mit den kulturellen und seelischen Grundlagen der Erfolge auf der einen und Mißerfolge auf der anderen Seite. Hinsichtlich der Türkei kommt der Verfasser zu dem Schlusse: „Die Niederlagen der Türken erklären sich zum großen Teil daraus, daß die Türkei ein tüchtiges Heer

schaffen wollte, aber nicht konnte, weil sie die Voraussetzung hierzu, einen hohen Kulturstand, nicht hatte."

Eine ernste wirtschaftliche und soziale Studie ist die Broschüre „Serbiens Erfolge im Balkankriege" von Otto Neurath (Manz'sche Hof-Verlagsbuchhandlung, Wien). Der Verfasser strebte, wie er sagt, für die Ergebnisse seiner Arbeit jenes Maß von Objektivität an, „das man mit Recht von jeder wissenschaftlichen Untersuchung fordert". Von großem Interesse ist Neuraths Feststellung, daß die bekannten handelspolitischen Konflikte Serbiens mit Österreich-Ungarn die wirtschaftliche Entfaltung Serbiens, statt sie zu hemmen, im Gegenteil mächtig förderten und zudem auch dazu beitrugen, den nationalen und staatlichen Sinn der Serben zu heben. Nicht minder bemerkenswert sind seine Nachweise, daß Serbiens Nationalökonomie die Belastungsprobe des Krieges gut überstanden hat. Es kommt ihm in dieser Untersuchung darauf an, dem Leser vor Augen zu führen, was die Serben aus eigener Kraft geleistet haben, und ihn auf diese Weise aufmerksam zu machen auf die Kräfte, die in Zukunft dort wirksam sein dürften.

Zu erwähnen ist noch die Flugschrift „^lie pli^Iit ot ^r m e n i ll", die ein Kalendarium ist der an Armeniern von Kurden und Türken begangenen Missetaten.

h«l<m»a«d«l »od Ih«ftlda»tn«: Vl»<. Dr. Ludw«« Ll«ln ln »«llin V W, Lütz»w»<«» 5». ,T«l«l»n »ml «xlfülll «i. 83U8>. - »«anNnollllch«! «edoweul: Dl, Eylolu» »luck In »»»lau, — In ÜIl«nlch flll dl« N«d«Wlo» »«loMwalUlch: llr. I. L!nnl«!ch, W»«n IX, M»!«lgaN« 3. — In «uhland flll dl« R«d»lUlon »«antwoitllch: 0r. lldll»» Polly, Ll. P«t«l»l»ll», llalonplah l. — M«in>»«l»lun» flli Unzain: »illllch« 5, », hosbuchhondlun» <I. »«n»«>, »u!xw«Ii V, v»i<><tya-ulcza Ä. — FUl d«n In!n<N«nl«U «l»M»»«llch: H«Iniich MIttmllnn ln »l»lllu IH. — ««lla» und Dnu» d«i Lchl«stlch«n »uchdru<l»l«! ». «, Lch»tlla«nd«l, »>«. »«»lau III,
?
ßM<5 d1U«QV^,55^l<